Allgemeine

Deutsche Biographie.

Sechsundvierzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Graf J. Andrassy — Fürst Otto von Bismarck.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1902.

Andrássy: Graf Julius A. von Csik-Szentkirály und Kraszna-horka wurde am 8. März 1823 zu Kaschau als Sprößling eines uralten Szekler-Stammes geboren. Die Familie führte ihre Herkunft einst auf jenen tapfern Andorás zurück, der nach der Sage auf dem Krönungsfeste des ersten ungarischen Königs zu Gran den berühmtesten Kämpen des Auslandes mit großer Bravour in den Sand streckte. Soweit die auf Documente sich stützende Geschichte die Andrássys kennt, erwarben sie sich seit dem XVI. Jahrhundert meist auf dem Schlachtfelde Rang, Ruhm und Einfluß, während der Vater unseres A., der ritterliche Graf Karl — über dessen unruhiges Blut und romantische Neigungen in seinem Vaterlande noch heute zahlreiche Legenden im Umlauf sind — sich ausnahmsweise auf einem lucrativeren Felde, auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Reformen und des Hüttenwesens auszeichnete und sich nicht nur auf praktischem Wege, sondern auch mit der Feder Verdienste erwarb. Seine Gattin war die steinreiche Gräfin Etelka Szápáry.

Graf Julius ging bei den Piaristen zu Sátoralja-Ujhely und Totis in die Schule und kam dann an die Pester Universität, wo er den zweijährigen juridischen Curs mit so hervorragenden Jünglingen absolvirte, wie sein älterer Bruder Emanuel, sein späterer Ministercollege Melchior Lónyay und Emerich Madách, der unglückliche Dichter der „Tragödie des Menschen“, es waren. Damit er sich in der Welt umsehe, schickten ihn seine Eltern mit seinem Erzieher Peregriny ins Ausland. Zum Reisegefährten hatte er bald Stephan Gorove, der später unter A. gleichfalls ein Portefeuille, dasjenige des Handels, übernahm, bald Lorenz Toth, der als hochgestellter Richter im Ruhestande noch heute lebt. Nachdem er die interessanten Theile Deutschlands, Frankreichs, Englands und Spaniens kennen gelernt hatte, kehrte er in die Heimath zurück und begann nach der unter seinen Landsleuten herrschenden Gepflogenheit den öffentlichen Dienst zuvörderst im Comitate. Am 6. September 1845 legte er in seinem Heimathscomitat, Zemplén, den Eid als Táblabiro — Comitatsgerichtsbeisitzer — ab.

Für die Comitate war jene Zeit eine kritische. Das conservative und bureaukratische Wiener System sympathisirte nicht mit den liberalen Bewegungen Ungarns. Um die Hochburg dieser Bestrebungen, die Comitatsautonomie, in seine Gewalt zu bekommen und zu diesem Zwecke gefügigere Mittel zu erlangen, als die damaligen reichbegüterten, hochangesehenen und deshalb sehr unabhängigen

und patriotisch denkenden Obergespane waren, begann es, diese zu beseitigen und ihre Stellen mit Obergespans-Stellvertretern, sogen. Administratoren zu besetzen, welche die aus Wien erhaltenen, nicht selten verfassungswidrigen Befehle strikt durchführten und dabei den oppositionellen Geist überall zu brechen und der Regierung auf jede mögliche Weise die Majorität zu verschaffen bestrebt waren. Gegen dieses „Gravamen" agitirte auch A. in Wort und Schrift. Den Artikeln, welche er in dieser Angelegenheit 1846 im Pesti Hirlap veröffentlichte, verdankte es der kaum 23jährige Jüngling, daß die Aufmerksamkeit Franz Deák's zum ersten Mal sich ihm zuwandte.

Größere Hoffnungen noch als Deák setzte auf ihn Graf Stephan Széchenyi, der mit seiner genialen Intuition frühzeitig erkannte, welche Verläßlichkeit neben all' seinen blendenden Eigenschaften diesem hochbegabten und ritterlichen Jünglinge innewohne. Er sah in ihm den Mann der Zukunft, berufen, das von ihm begonnene übermenschliche Werk der materiellen und moralischen Regeneration des Landes glücklich zu vollenden. Dem epochalen Werke der Theißregulirung gewann er leicht den eifrigen Grafen, den er noch 1846 zur Uebernahme der Leitung der allerersten Regulirungsgesellschaft, der Unter-Szabolcser, veranlaßte. Auf politischem Gebiete indeß gelang es ihm zu seinem Leidwesen nicht, den jungen Grafen in den engeren Kreis seiner Anhänger einzubeziehen. Seine Jugend, seine Umgebung, seine Neigungen lenkten A. immer mehr von Széchenyi ab — dessen Thätigkeit übrigens durch seine krankhafte Furcht vor dem Conflict mit den Nationalitäten und der Krone schon gelähmt war — und drängten ihn in das Lager der rascheren Reformen und der heftigeren Opposition. Damit näherte er sich wesentlich jener radicalen Richtung, deren populärster Führer der gleichfalls aus dem Zempléner Comitat stammende Ludwig Kossuth, der Advocat seiner Familie, war. So kam es, daß, als nach langem Zögern endlich die königliche Verordnung erlassen wurde, welche den ungarischen Reichstag für den 7. November 1847 nach Preßburg berief, der 24jährige Magnat mit Begeisterung die ultraliberalen Instructionen entgegennahm, mit welchen ihn das Comitat Zemplén am 14. October einstimmig zum Ablegaten für den Reichstag wählte. Sein Ablegatencollege war Gabriel Lónyay.

Unter den zahlreichen ausgezeichneten Mitgliedern des bedeutungsvollen Preßburger Reichstags errang er sich alsbald einen hervorragenden Platz. Schon zu Beginn finden wir ihn unter jenen neun oppositionellen Notabilitäten, welche die Angelegenheiten vorbereiteten, die Richtung der Verhandlungen und die wichtigeren Lösungsprincipien der Fragen feststellten. Mit seinen häufigen, kurzen, geistvollen, den Nagel auf den Kopf treffenden und eben deshalb Aufsehen erregenden Reden trat er muthig für das liberale Programm Kossuth's ein. Wenn er aber auch mit dem reinsten demokratischen Eifer die Rechte des Volkes heischte und die avitische Unterdrückung geißelte, so ließ er sich — wie dies sich besonders in der Frage des Wahlcensus zeigte — von jener berückenden Phraseologie der Zeit doch nicht hinreißen, welche die speciellen Verhältnisse ignorirte und in ihren Forderungen keine Grenze kannte. Ungeachtet seines starken nationalen Optimismus und seines großen Vertrauens zu dem unvergänglichen Werth seiner liberalen Ideen erwies sich der heißblütige und in der Debatte damals noch reizbare Jüngling als viel zu besonnen und gewissenhaft, um sich die oft durch eine momentane Inspiration herbeigeführten Anträge Kossuth's immer zu eigen zu machen. Seine liberale Ueberzeugung und sein starkes nationales Empfinden bekunden auch jene zwölf Rechenschaftsberichte, die er nach damaliger Gepflogenheit seinem Mandanten, dem Comitat Zemplén, über die Thätigkeit des Reichstags von Zeit zu Zeit erstattete. Besonders beachtenswerth ist der letzte Bericht vom 9. Mai, der sozusagen die Philosophie der 1848er Bewegung gibt. In

diesem finden wir unter Anderem zuerst einen charakteristischen Zug seiner öffentlichen Laufbahn ausgedrückt: seine Sympathie für Deutschland. „Wir können nur dann siegen" — sagt er —, „wir werden nur dann nicht zum Opfer fallen, wenn wir im Kampfe nicht isolirt dastehen." Und auf den internationalen Beruf Ungarns hinweisend, betont er nachdrücklich die Interesseneinheit seines Vaterlandes „mit jenem Volksstamm, welcher die Wiege der Civilisation ist und der im Schießpulver und in der Buchdruckerkunst die mächtigsten Waffen des Geistes unter seine Erfindungen zählt".

Das erste verantwortliche ungarische Ministerium ernannte ihn am 22. April 1848 zum Obergespan des Zempléner Comitats, und als solcher nahm er im Oberhause der am 2. Juli nach Pest einberufenen Nationalversammlung den ihm gebührenden Platz ein. In der ersten Sitzung wählten ihn seine Genossen zum Schriftführer und einige Tage später acceptirten sie ohne wesentliche Aenderung seinen Adreßentwurf auf die Thronrede, in welchem er abermals die Nothwendigkeit „unserer engen Eintracht mit den Völkern des großen Deutschlands" betont. Im Berathungssaale duldete es ihn jedoch nicht lange. Als der Bürgerkrieg ausbrach, schnallte er den Säbel um, stellte sich nach Art der Obergespane früherer Zeiten an die Spitze der Freiwilligen-Bataillons seines Comitats. In der Pákozder Schlacht, die mit der Niederlage Jellačic's endete, benahm er sich so tapfer und geschickt, daß General Moga ihn in seinem Berichte für eine Auszeichnung empfahl. Auch in dem übrigens schmachvollen Gefecht bei Schwechat gab er ein glänzendes Zeugniß seiner nicht gewöhnlichen Kriegstugenden. Die siegreichen Schlachten bei Hatvan, Tàpió-Bicske und Isaszeg Anfangs April machte er als Adjutant Görgei's schon mit Majorsrang mit und auch an der Erstürmung Ofens nahm er Antheil. Im Mai 1849 nimmt seine militärische Carrière plötzlich ein Ende. Zwei Tage vor der Einnahme der Ofener Festung berief ihn nämlich die ungarische Regierung nach Debreczen, da ihn der Minister des Aeußeren Graf Kasimir Batthyány, für die heikle Mission ausersehen hatte, als Constantinopler Gerant Ungarns seinem Vaterlande die Vortheile der türkischen Freundschaft zu erwirken.

Seine abenteuerliche Reise, die nahezu drei Wochen dauerte und deren Peripetien wir aus dem Tagebuch seines damaligen Secretärs Ladislaus Kiß kennen, führte ihn vor allem nach Belgrad. Seine Instruction erwies sich hier als gegenstandslos. Die serbische Regierung hatte, wie er von Garaschanin erfuhr, einige Tage vor seiner Ankunft die Freischaren, welche unter Führung Kničanin's in Südungarn förmliche Metzeleien veranstalteten, zurückberufen. In Constantinopel traf er nach vielerlei Paßmisèren über Widdin, Rustschuk und Varna am 10. Juni ein. Hier wäre es seine schwierige, ja unlösbare Aufgabe gewesen, die Türkei zur Anerkennung Ungarns als kriegsführender Partei, eventuell sogar zu einer kriegerischen Diversion gegen Rußland zu veranlassen, jedenfalls aber die Anomalie zu beheben, daß während die die Grenze überschreitenden österreichischen und russischen Soldaten unbehelligt blieben, die ungarischen Truppen von den türkischen Behörden gewöhnlich entwaffnet wurden.

Bei aller Sympathie, die er in Constantinopel sowohl seitens der Hohen Pforte, als auch der Vertreter der westlichen Mächte erfuhr, erreichte er seinen Zweck nicht — wie denn derartige Missionen in einem voraussichtlich erfolglosen Feldzuge niemals von günstigem Erfolge sind. Das einzige Resultat seines Eifers war, daß es ihm gelang, die Pforte in ihrem Widerstande zu bestärken, als die Gesandten Fürst Radziwill und Baron Stürmer mit den härtesten Drohungen die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge an Oesterreich und der polnischen an Rußland forderten. So erschien das Loos seiner Landsleute wenigstens nach dieser Richtung hin gesichert. Als dann Baron Stürmer mit der

Forderung auftrat, daß gleich Kossuth, Perczel, Mészáros und anderen ungarischen Emigranten auch A. internirt werde, schiffte sich dieser am 25. September ein und begab sich über Marseille ins Exil.

Während er daheim wegen seiner Theilnahme am Unabhängigkeitskriege am 21. September 1851 vom Pester Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde — welches Urtheil am darauffolgenden Tage auf dem Holzplatze hinter der Neugebäude genannten Kaserne in effigie auch zur Ausführung gelangte —, machte A. im Schutzbereiche des englischen, dann des französischen Volkes die bitteren Enttäuschungen durch, welche seinen Hoffnungen so rasch auf dem Fuße folgten. In den in der Emigration verbrachten Jahren „meditirte er und hoffte er". Er unterstützte seine Landsleute, suchte persönliche Verbindungen, die seinem Vaterlande nützlich sein konnten, trat in auswärtigen Blättern für die Rechte Ungarns ein oder ließ Andere in diesem Sinne schreiben — die Eclectic Review brachte in ihrer Nummer vom November 1850 ein interessantes Essay aus seiner Feder —, einmal war er sogar, wie es heißt, Präsident eines Dreiercomités, welches gegen die Einschmelzungspolitik des Fürsten Schwarzenberg in einem Memorandum bei den Regierungen der Westmächte Protest erhob. Er hielt sich aber fern von der sanguinischen Richtung Kossuth's und des Grafen Ladislaus Teleki, die an der Spitze des geheimen Nationaldirectoriums in fortwährendem Contact mit den ersten Emigranten-Revolutionären der Welt, Napoleon III. und Victor Emanuel in einen Conflict mit Oesterreich verwickeln wollten, damit dann Ungarn von neuem die Erkämpfung seiner Unabhängigkeit versuchen könne. Je mehr er mit den maßgebenden Kreisen verkehrte und sich in seiner gezwungenen Muße mit historischen und politischen Problemen befaßte, um so klarer beurtheilte er die Lage, um so fester wurde seine Ueberzeugung, daß sein Vaterland von einem Kampfe gegen die Dynastie, ob mit eigenen Kräften oder mit fremder Hülfe ausgefochten, kein Heil erwarten könne. Er rechnete mit Sicherheit darauf, daß das mit Schreckensherrschaft inaugurirte, auf Gendarmen und eine fremde Beamtenschar sich stützende freiheitsfeindliche System in Ungarn ehestens zusammenbrechen und damit der günstige Zeitpunkt für die aufrichtige ehrliche Versöhnung kommen werde. In solcher Prädisposition nahm er den unter Vermittlung seiner Mutter ihm diesmal ohne Bedingung angebotenen Paß an und kehrte im August 1858 in seine Heimath zurück.

Die ungarische Frage wurde erst zwei Jahre später acut. Nach dem unglücklichen italienischen Feldzuge kam man nämlich in Wien allmählich zur Einsicht, daß das geschwächte Reich sich mit seinen unzufriedenen Völkern, in erster Reihe mit dem ungarischen, aussöhnen müsse. Doch wollten die leitenden Kreise damals von der ungarischen Verfassung und der Wiederherstellung der 48er Gesetze noch nichts hören. Sie waren der Ansicht, daß Ungarn, welches durch die Rebellion seine Rechte verscherzt habe, nach der zehnjährigen harten Unterdrückung mit Freuden jede oktroyirte Freiheit annehmen werde, selbst auf Kosten seiner alten Unabhängigkeit.

Diesen ihren Standpunkt brachte die Wiener Regierung in dem vom 20. October 1860 datirten Diplom zum Ausdruck, welches zwar Ungarn dessen veraltete 1847er dicasteriale innere Organisation (statt des Ministeriums Hofkanzlei und Statthaltereirath) und die Komitatsautonomie zurückgab und den ständischen Reichstag wiederherstellte, aber dessen wichtigste Prärogativen, die Rekruten- und Steuerbewilligung, dem Wiener Reichsrath vorbehielt, der als Machtfocus des centralisirten constitutionellen Oesterreichs beabsichtigt wurde.

Hätten die conservativen ungarischen Magnaten, von denen mehrere an der Erlassung des Octoberdiplomes Antheil genommen hatten, dieses vielleicht auch acceptirt, obgleich das Diplom nicht einmal die territoriale Integrität der

ungarischen Krone herstellte, so lehnten die Liberalen dasselbe auf das entschiedenste ab, nicht, wie die österreichischen Gesinnungsgenossen, weil das Diplom vom Constitutionalismus wenig bot, sondern weil es Neues bot und nicht das Vorhandene herstellte, weil es überhaupt gab und nicht restituirte. Sie sahen wohl mit Befriedigung, daß das Programm der Wiener Regierung sich geändert habe, daß sie die Principien der Reichseinheit und des absoluten Regimes nunmehr fallen lasse, dies bestimmte sie jedoch nur dazu, die Friedensrechte nicht von sich zu weisen, welche die Krone ihnen durch die Einberufung des Reichstags reichte (14. Februar 1861). Das Octroi indeß, welches mit der jahrhundertelangen constitutionellen Entwicklung der Nation in Widerspruch stand, wollten sie unter keinen Umständen als Ausgangspunkt annehmen. Als solchen konnten sie nur die Rechtscontinuität gelten lassen, jenes stolze Princip, welches Franz Deák als Panier ausgesteckt hatte, verkündend, daß die 48er Gesetze in ihrer Integrität bestehen, daß sie ihre Geltung nicht verlieren konnten, denn Gesetze können nicht durch Willkür, sondern nur durch das gemeinsame Uebereinkommen zwischen Herrscher und Nation abgeändert werden.

A. schloß sich mit Begeisterung und Freude der Theorie an, welche Deák mit unvergleichlicher Autorität proclamirte. Sein freier Geist erkannte nicht nur sofort das Correcte und Einschmeichelnde dieser Doctrin, sondern auch, daß die Rechtscontinuität die einzig sichere moralische Kraft sei, vor der sich die zur Versöhnung berufenen extremen Parteien gleichmäßig beugen müssen: sowol die hinter dem Octroi sich verschanzende Herrscherwillkür, als die wegen der fortwährenden Gesetzesverletzungen nicht ganz erloschene revolutionäre Neigung.

Er sah aber auch ein, daß mit der energischen Betonung der Forderung allein, und sei diese noch so berechtigt, der Ausgleich nicht erzwungen werden könne. Damit dieser zu Stande komme, müßten die Bedenken der zögernden Parteien durch Garantien zerstreut werden: die der Erbländer betreffs der Verfassungsmäßigkeit, die der Krone hinsichtlich der Großmachtstellung, diejenigen Beider aber in der Hinsicht, daß die wiederhergestellten 48er Gesetze, die je nach Nothwendigkeit auch abgeändert werden könnten, der ersprießlichen Erledigung der gemeinsamen Angelegenheiten nicht im Wege stehen würden.

So kam es, daß er in der ersten Hälfte der sechziger Jahre, so oft sich ihm hierzu Gelegenheit bot, es stets laut verkündete, daß die Großmachtstellung der Monarchie kein von unserem Belieben abhängiger Zustand, sondern eine durch die geographische Lage und die historischen Ueberlieferungen der Monarchie vorgeschriebene europäische Nothwendigkeit sei; daß die Monarchie nur so eine Großmacht sein könne, wenn beide Hälften, jede nach ihren eigenen Formen, gleichmäßig frei und constitutionell sind; daß das verfassungsmäßige Leben Ungarns Oesterreich nicht zum Nachtheil gereichen und andererseits Oesterreich nicht frei sein könne, wenn Ungarn unterdrückt wird; daß das Recht der Nation zugleich das Interesse des Reiches sei; daß Ungarn nicht deshalb an den 48er Gesetzen festhalte, um sich vom Reiche loszutrennen, sondern um mit ihm vereint zu bleiben.

Mit zäher Standhaftigkeit und ungewöhnlich rührigem Erfindungsgeiste verfocht und propagirte A. diese seine Lieblingsthesen, so in der Congregation des Zempléner Comitats, als er gegen das die Comitate maßregelnde königliche Rescript vom 16. Januar 1861 Stellung nahm, dann als er in Satoralja-Ujhely am 26. März 1861 und später am 5. December 1865 wieder einstimmig zum Reichstagsabgeordneten gewählt wurde, mehr noch auf dem Reichstag selbst, da er mit seinen am 23. Mai 1861 und am 20. Februar 1865 zu Gunsten der Deák'schen Adreßentwürfe gehaltenen denkwürdigen Reden mit in die vorderste Schlachtreihe gelangt, oder da er für die Wahl zum Vice-

präsidenten des Hauses am 21. December 1865 Dank sagt, ferner auch auf socialem Wege, selbst in der Form eines Toastes (27. September 1865), und endlich publicistisch in den Spalten des Pesti Napló und Hon.

Die eigentliche Schwierigkeit indeß betrachtete er nicht als überwunden, bis es nicht gelänge, einen solchen Modus der Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zu finden, der sowol mit dem Constitutionalismus, als mit dem historischen Dualismus vereinbar ist. Diesbezüglich keimte in ihm in seiner Tercbeser Einsamkeit die schöpferische Idee, die Institution der Delegation, welche er in deren ersten Form zu Pálócz beim Grafen Hadik skizzirte und die er bald darauf in Pest mit dem Weisen der Nation folgendermaßen festsetzte: Die gemeinsamen Interessen der beiden Staaten können nur durch zwei separate Delegationen vertreten sein, die auf dem Princip der vollen Parität basiren. Diesem Principe gemäß soll der ungarische Reichstag aus seinem Schoße eine bestimmte Anzahl Delegirter wählen. Diese sollen von ihren Mandanten keine bindende Instruction annehmen können. Jede der beiden Delegationen bilde für sich eine complete Körperschaft, sie habe ihren besonderen Sitz und berathe besonders. Auf diese Weise ist der Modus der Verhandlung der gemeinsamen Angelegenheiten entstanden, der auch heute in Geltung ist und sich im Laufe der Jahre immer mehr bewährt hat. In dem zur Ausarbeitung der Ausgleichsvorlage am 3. März 1866 entsendeten Siebenundsechziger-Ausschuß und in dem von diesem gewählten Subcomité, deren Präsident A. war, hatte er neben Franz Deák die führende Rolle inne. Das Subcomité beendete sein Operat, allein es brach der preußisch-österreichische Krieg aus und der Monarch vertagte am 26. Juni 1866 den Reichstag. Nach Abschluß des Friedens wurden die Ausgleichsverhandlungen von neuem eingeleitet, die Lösung der ungarischen Frage war zur brennenden Nothwendigkeit geworden und A. pflog Monate hindurch in Wien Verhandlungen mit den Bevollmächtigten des Herrschers. Es ist charakteristisch, daß weder Franz Deák noch er die Lage ausbeutete, welche der für Oesterreich so unglücklich ausgefallene Krieg geschaffen hatte, sondern sie forderten auch nach Königgrätz nur so viel, wie vor Königgrätz. Der Entwurf des 15er Subcomités wurde schließlich in Wien als Grundlage des Ausgleichs angenommen und A. am 17. Februar 1867 zum Ministerpräsidenten ernannt und mit der Bildung des verantwortlichen Ministeriums betraut. An diesem denkwürdigen Tage sprach Franz Deák im Beisein seiner Partei „seinem Freunde A., dem wahrhaft von Gottes Gnaden uns verliehenen providentiellen Manne“ Dank aus für seinen um das Zustandebringen des Ausgleichs entfalteten Eifer und für die ersprießliche Verdolmetschung und Vertretung der Wünsche der Partei.

Die Lage, in welcher A. die Regierung übernahm, war eine außerordentlich schwierige. Vom ungarischen Staate war kaum mehr als die Idee vorhanden. Die Einheit der Krone St. Stephans mußte hergestellt, das heißt mit Siebenbürgen die Union durchgeführt, Fiume reincorporirt, die Militärgrenze — diese letzte Zufluchtsstätte des ungarnfeindlichen Absolutismus — „provinzialisirt“ und mit Kroatien-Slavonien ein billiger Ausgleich geschlossen werden. Die ganze Verwaltung mußte man von den alten Dicasterien übernehmen und von Wien unabhängig machen, wobei es gegen den üblen Willen der Bureaukraten des alten Systems und die Unerfahrenheit der neuen Beamten anzukämpfen galt. Dabei hatte man dem ganzen Staatsorganismus die dem parlamentarischen Rechtsstaat entsprechende moderne, den specifischen Interessen der Monarchie angepaßte dualistische Form zu geben. Den Ausgleich hatte man ins Leben treten zu lassen und mit neuen Wehrgesetzen zu ergänzen, die unter Wahrung der einheitlichen Leitung der Armee auch die Aspiration der Nation auf ein selbständiges Heer befriedigen sollten. Ueberdies waren durch wirthschaftliche Vorkehrungen,

administrative und judicielle Einrichtungen und Freiheiten die hunderterlei Wunden zu verharschen, welche die der Revolution folgende Unterdrückung dem Körper und der Seele der Nation geschlagen hatte.

Es war eine colossale Aufgabe, alle diese Reformen in raschem Nacheinander, in kurzen fünf Jahren, zu lösen, hauptsächlich wenn wir des unermeßlichen Ansturms der ausgezeichnet organisirten staatsrechtlichen Opposition, der Wühlereien der vom Ausgleich unbefriedigten Nationalitäten, der Besorgnisse und des Mißtrauens der in der Centralisation aufgewachsenen mächtigen Militärpartei und schließlich der zahlreichen offenen und geheimen Nachwirkungen des Freiheitskampfes eingedenk sind.

Mit Talent, Arbeit und Glück wäre vielleicht auch ein Anderer der tausend Aufgaben Herr geworden, wenn er in gleichem Maaße das schier unbedingte Vertrauen des Monarchen besessen hätte. Was aber den Triumph Andrássy's zu einem unvergleichlichen macht, das ist jener moralische Erfolg, daß er mit seiner tactvollen Leitung die Resultate derart erreichte, daß nach so vielen Bitternissen das Gefühl der Versöhnung und des Vertrauens in den Gemüthern wuchs, daß er in der Nation und im Herrscher gleichmäßig Sympathie weckte für jene neue Einrichtung, welche in vielen Fällen nicht nur einen Bruch bedeutete, sondern zugleich auch ein gefährlicher Versuch den Traditionen des Jahrhunderts gegenüber zu sein schien.

Vom Gesichtspunkte der allgemeinen europäischen Politik und des Schicksals der Monarchie ist es von hoher Wichtigkeit, wie A. den gesetzlichen Einfluß Ungarns auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten geübt hat. Kaum ist er — wie wir aus den Tagebuchaufzeichnungen eines seiner Ministercollegen, Lónyay's (vom 28. März 1867) wissen — zum Ministerpräsidenten ernannt, empfiehlt er, daß „Oesterreich sich nicht zu sehr Napoleon anschließe, sondern die preußische Allianz menagire". Die orientalischen Bewegungen hält er fortwährend im Auge, indem er auch für verläßliche directe Informationen Sorge trägt. Und als er im Juli 1870 zu Pest von einem deutschen Consul erfährt, daß Beust mit Gramont unterhandelt, eilt er sofort nach Wien, um sich auf das entschiedenste jeder Vereinbarung zu widersetzen, welche ohne Einwilligung und gegen den Willen Ungarns die Monarchie in einen unheilvollen Revanchekrieg mit ganz Deutschland verwickeln könnte. Die Haltung, die er in der von Rußland aufgeworfenen Pontusfrage bekundete, machte die Lage Beust's, der seinen Einfluß in der Vereitelung der föderalistischen Pläne Hohenwart's erschöpft hatte, unhaltbar und A. wurde am 13. November 1871, als allererster Ungar auf diesen hohen Posten, zum gemeinsamen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Auch bei der Uebernahme dieser Stelle stand er einer äußerst schwierigen Situation gegenüber. Der preußisch-französische Krieg hatte das Verhältniß der europäischen Staaten zu einander von Grund aus zerrüttet und eine festere Neuordnung wollte nicht recht zu Stande kommen. Beust, der »kein Europa mehr sah«, vermochte nicht, an Stelle der zerrissenen alten Bande neue zu schaffen. So war denn die Monarchie vollständig isolirt, von theils argwöhnischen, theils feindseligen Mächten umgeben; aus ihrer in Italien und Deutschland innegehabten Stellung gedrängt, schien es, als hätte sie inmitten der neuen Machtverhältnisse die Grundlagen und Ziele ihres Bestandes verloren. A. hatte den Muth, nicht nur an der Berechtigung des Bestandes Oesterreich-Ungarns nicht zu zweifeln, sondern auch in dessen schöne Zukunft zu vertrauen. Vom ersten Moment an war er mit sich im reinen darüber, daß nicht die Rückeroberung der verlorenen Position anzustreben sei, sondern daß diese östliche Macht sich ihrem natürlichen Schwerpunkte, dem Orient, zuwenden müsse. Es ist Andrássy's Verdienst, daß die Monarchie seit 1872 auf alle ihre deutschen und italienischen Gelüste endgültig verzichtet und eine klare und entschiedene

Orientpolitik eingeleitet hat, ohne mit Rußland in Conflict zu gerathen, als dessen offener Concurrent sie im Orient mit Erfolg auftrat. A. war es, der die Orientpolitik der Monarchie in ganz neue Bahnen lenkte, indem er trotz aller türkischen Sympathien seiner Landsleute den Muth hatte, auf das Dogma zu verzichten, daß die Türkei um jeden Preis aufrechterhalten werden müsse. Im Verein mit Rußland und im Wettbewerb mit diesem trat er als offener Protector der Befreiung der christlichen Völker des Balkans auf, welche bis daher gewohnt waren, in Oesterreich den principiellen Feind ihrer gerechtesten Forderungen zu erblicken; gleichzeitig jedoch war er auch bemüht, die Auflösung der Türkei aufzuhalten, indem er derselben in der nach ihm benannten, vom 30. December 1875 datirten Note Reformen empfahl, welche geeignet waren, jene Völker dem Machtbereich des russischen Einflusses zu entziehen. Dies der kurze Inbegriff der Politik, welche A. vom Beginn seiner Ministerschaft des Aeußeren bis zu Ende im Orient befolgte.

Seine zweite große Idee, an welcher er in allen Phasen seines politischen Lebens unerschütterlich festhielt, war das mit Deutschland abzuschließende Bündniß. „Die klare und aufrichtige Friedenspolitik", welche er bei der Uebernahme der auswärtigen Angelegenheiten in seiner Circularnote vom 23. November betonte, machte alsbald Eroberungen. Die Monarchie trat immer mehr aus ihrem isolirten Zustand heraus. Da das deutsche Reich in einem traditionellen innigen Verhältnisse zu Rußland stand, mußte Oesterreich-Ungarn die zwischen ihm und Rußland bestehende Entfremdung beheben, wenn es sich an Deutschland annähern wollte. Im J. 1872 kam denn auch die Drei-Kaiser-Entente zu Stande, welche zwar den Anschein hatte, als wäre sie den orientalischen Plänen Rußlands günstig; allein mit der Annäherung an Rußland war der erste Schritt gethan, um mit Deutschland ein freundschaftliches Verhältniß anzuknüpfen. 1875 gelang es ihm, Franz Joseph, dessen Heldensinn in der Erfüllung seiner Pflichten von seinen Ministern keiner besser durchschaute als A., zu bewegen, daß er Victor Emanuel in Venedig besuche. Dieser Besuch legte den Grund dazu, daß das deutsch-österreichisch-ungarische Bündniß später auch auf Italien ausgedehnt werden konnte. Hinsichtlich Rußlands strafte A. nicht nur durch seine allgemeine Haltung, sondern auch durch seinen in concreten Fragen kritischster Natur eingenommenen Standpunkt die Prophezeiungen jener Oesterreicher und Ausländer Lügen, wonach er, zum Minister des Aeußeren ernannt, für Világos Rache üben werde. A. hatte in allen seinen Handlungen einzig und allein das Interesse der Monarchie vor Augen. Dieses leitete ihn, als er dem 1876er serbisch-türkischen Kriege gegenüber eine neutrale Stellung einnahm, ja selbst Rußland nicht hinderte, gegen die Türkei Krieg zu führen. Irrig ist jedoch die allenthalben verbreitete Voraussetzung, daß bei der Kaiser-Zusammenkunft zu Reichstadt (8. Juli 1876) auch die Austheilung der Türkei besprochen worden wäre. Rußland hätte sich auf dem Berliner Congresse keinesfalls die von ihm eroberten Balkanländer entreißen lassen, wenn es diesbezüglich das auch von Deutschland gebilligte Versprechen Oesterreich-Ungarns besessen hätte. Die Mission Sumarakoff's (Ende September 1876), deren Zweck es war, Oesterreich-Ungarn zur Parallelaction gegen die Türkei zu bewegen, litt am Widerstande Andrássy's Schiffbruch, der es bei dieser Gelegenheit nicht verabsäumte, Rußland vor dem Kriege zu warnen, was ebenfalls ein Beweis dessen ist, daß in Reichstadt nichts gegen die Türkei beschlossen wurde.

Die ganze Politik Andrássy's war, so scheint es, darauf gerichtet, daß der Orientkrieg nicht über uns hereinbreche, sondern die orientalischen Interessen unserer Monarchie auf politischem Wege, ohne Krieg zur Geltung kommen zu lassen. Die ganze öffentliche Meinung Ungarns war gegen diese Politik, die

nach der Ansicht Andrássy's sich unter allen Umständen bewähren mußte, ob Rußland siege oder unterliege — aber der Erfolg sprach für sie. Nach dem Falle Plewnas nöthigte Rußland der Türkei in San Stefano Bedingungen auf, welche Oesterreich-Ungarn zurückweisen konnte, weil die decimirten russischen Truppen, sobald sie Constantinopel eroberten, das englische Geschwader vor sich gefunden hätten, hinter sich aber die Armee unserer Monarchie. A. widerstand der Versuchung, diese Lage zu einem Kriege auszunützen, dessen Erfolg zweifellos war; er begnügte sich mit dem weniger glänzenden, aber weniger gefährlichen Erfolge, Rußland vor das europäische Forum zu citiren. Das siegreiche Rußland mußte der Einladung zum Berliner Congreß Folge leisten, wo A., scheinbar unter dem Patronat Deutschlands, die führende Rolle innehatte. Hier gelang es ihm von Europa die Ermächtigung zur bedingungslosen Besetzung Bosniens zu erwirken, während Rußland sich verpflichten mußte, die von ihm occupirten türkischen Gebiete innerhalb eines Jahres zu verlassen: ein Resultat, das man überall besser würdigte als in Oesterreich-Ungarn. Hier war die öffentliche Meinung nach den wiederholten Erklärungen der officiösen Presse, daß die Occupation Bosniens nicht der Endzweck der österreichisch-ungarischen Politik sei, unorientirt, die Schwierigkeiten und vielfach überschätzten Opfer der Besetzung verbitterten die Gemüther und die Annahme, daß der Anschluß slavischer Gebiete an die Monarchie für den Dualismus, die Herrschaft des deutschen und ungarischen Elements, drohend sei, erweckte sowol in Wien, als in Ungarn Unruhe. A. hatte harte parlamentarische Kämpfe zu bestehen, aus denen er zwar mit Aufopferung seiner einstigen, fast unermeßlichen Popularität siegreich hervorging, aber mit dem Entschlusse, sich einem solchen Kampfe nicht mehr auszusetzen. 1879 reichte er seine Demission ein und trotz des Widerstandes seines Monarchen hielt er an derselben unerschütterlich fest. Aber noch als demissionirter Minister vollführte er eine seiner bedeutungsvollsten Thaten: mit dem Fürsten Bismarck, der auf die Kunde von der Demission Andrássy's nach Gastein eilte, schloß er (am 7. October 1879) das deutsch-österreichisch-ungarische Bündniß ab. Er ließ die Monarchie, deren Bestand selbst zur Zeit seines Regierungsantritts an vielen Orten für zweifelhaft gehalten wurde, mit beträchtlich gesteigertem Ansehen, in ganz veränderter Position zurück.

Nachdem er den öffentlichen Dienst verlassen hatte, übersiedelte er in sein Vaterland, wo seine Landsleute ihren an Verdiensten reichen und auf seine nationale Gesinnung stolzen Führer mit umso größerer Liebe umgaben, als sie in ihm den hervorragendsten Factor der Werthschätzung erblickten, die Europa ihnen angedeihen ließ. Er übernahm wol kein Reichstagsmandat und lebte hauptsächlich der Verwaltung seiner Güter, nahm aber lebhaften Antheil an den Arbeiten des Magnatenhauses und der Delegationen und ließ sein einflußreiches Wort sowol in äußeren als in wichtigen staatsrechtlichen Fragen zu wiederholten Malen vernehmen. In kritischen Momenten wies sein Wort die Richtung, welche befolgt wurde. Auch zur Zeit der letzten Wehrgesetzdebatte klärte er die Krone über die Berechtigung der Forderungen der Nation auf; zugleich aber vertheidigte er im Oberhause das System der gemeinsamen Armee (5. April 1889). Damals war er schon schwerkrank und sein in allen Gattungen des Sports gestählter Körper war gebrochen. Seinem tückischen Leiden (Blasenpapillom) stand die Wissenschaft ohnmächtig gegenüber. Auch die milde Luft des Quarnero, welche er Ende 1889 aufsuchte, vermochte ihm die verlorene Lebenskraft nicht zurückzugeben. Von seinen qualvollen Leiden erlöste ihn am 18. Februar 1890 der Tod, der ihn in der Villa Minach am Rande des Dorfes Volosca ereilte.

Seine dankbare Nation verewigte sein Andenken durch ein besonderes Gesetz,

in welchem ihm Ungarns Dank und Pietät für alle Zeiten zuerkannt wird und errichtet ihm vor dem neuen Parlamentspalais zu Budapest eine Reiterstatue. Seine sterbliche Hülle ruht im Terebeser Familienmausoleum.

Seine Gattin war Gräfin Katalin Kendeffy v. Malomviz.

Seine Kinder sind: Graf Theodor (geb. 1857), Ilona verehelichte Gräfin Ludwig Batthyány (geb. 1859) und Graf Julius (geb. 1860).

Andreae: Hermann Victor A., Dr. juris und medicinae und Lic. der Theologie, geboren am 9. Juni 1817 zu Frankfurt a. M. und daselbst gestorben am 8. September 1889, hat sich besonders durch theologische Schriften bekannt gemacht. Zu seinen Ahnen gehörten die beiden hervorragenden schwäbischen Theologen Jakob und Valentin Andreae, und wenn auch die Frankfurter Vorfahren (so auch sein Vater) sich meist dem kaufmännischen Berufe zugewandt hatten, so war doch das Andenken an die Vergangenheit nicht erloschen. Frühe regte sich in der Seele des Knaben der Wunsch, auch gleich den Ahnen sich der Theologie zu widmen, aber die späteren Gymnasialjahre führten ihn zu starken, religiösen Zweifeln, so daß sein Wunsch zurücktrat. Dazu kam, daß der Vater ihn veranlaßte, die Rechte zu studiren. Im Herbst 1837 bezog er die Universität Göttingen, Ostern 1838 ging er nach Berlin, Herbst 1838 nach Bonn. Hier wurde er während der Lectüre von Jesaja, C. 53 durch ein Jesuslied, mit dem der Advent vor seinem Fenster eingesungen wurde, zur Entscheidung nach schweren inneren Kämpfen geführt und war von nun an von den quälenden religiösen Zweifeln gänzlich befreit. Dennoch blieb er dem Wunsche des Vaters folgend, dem juristischen Studium, das ihn freilich wenig anzog, treu, und bestand das Doctorexamen im Frühjahr 1840. Nachdem er Sommer 1841 auch die staatliche Prüfung absolvirt hatte, ließ er sich als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Aber wie ein anderer Frankfurter Rechtsanwalt, ein Freund von Spener, Johann Jakob Schütz, so nahm er Anstoß an so manchen sittlichen Conflicten, in die der gewählte Beruf ihn zu verwickeln schien, und so entschloß er sich, obwol schon verheirathet und Vater mehrerer Kinder, ein anderes Studium zu wählen.

Zwar hatte er bereits angefangen, theologische Schriften herauszugeben — so hatte er „Die Kämpfe des christlichen Herkules", welche sein Vorfahre Joh. Valentin Andreae geschrieben, aus dem Lateinischen übersetzt (Frankfurt 1845) und hatte u. A. auch dem damals sehr rührigen Irvingianismus eine Schrift gewidmet: „Lebensfragen der Kirche Christi" (Frankfurt 1848) — dennoch wandte er sich aus praktischen Gründen nicht dem theologischen, sondern dem medicinischen Studium zu. Da er bei einem lästigen eigenen Leiden sich der homöopathischen Mittel bedient hatte, so faßte er den Beschluß, homöopathischer Arzt zu werden. Ostern 1850 begab er sich zu diesem Zwecke wieder nach Bonn und bestand schon im Herbst 1851 zu Heidelberg das medicinische Examen und erlangte den zweiten Doctorhut.

Im Jahre 1852 begann er nach zurückgelegtem städtischen Examen die ärztliche Praxis in Frankfurt. Als damals einziger homöopathischer Arzt wurde er besonders viel von den Familien des Bundestags gesucht. Oft verband er mit der Hülfe für den Leib zugleich auch die Theilnahme am Seelenleben der Patienten, besonders im Hause der Armuth.

Das theologische Interesse behielt er auch insofern bei, als er im Laufe der Zeit noch weitere Schriften herausgab, die dem Zweck dienten, die heilige Schrift den Gebildeten durch sorgfältige Uebersetzung und erbauliche Auslegung ohne Eingehen auf kritische Fragen näher zu bringen. Das erste Werk in dieser Richtung war: „Die Weltanschauung des Glaubens" (Frankfurt 1866), ein praktischer Commentar zum Hebräerbriefe. Es folgte „Hiob" (Barmen 1870),

ferner „Ursprung und erste Entwicklung der Kirche Christi in der Apostelgeschichte des Lukas“ (Frankfurt 1871). Schon 1869 war ihm die Anerkennung zu theil geworden, daß die Marburger theologische Facultät ihn zum Licenciaten ernannte. Leicht wäre es ihm gefallen, auch in der philosophischen Facultät eine Würde zu erlangen, da er noch in vorgerückten Jahren sich mit Erfolg dem Studium der chinesischen Sprache zugewandt hatte. Bereits 1864 war die mit Dr. L. Geiger gemeinsam herausgegebene „Bibliotheca sinologica“ (Frankfurt 1864) erschienen. Die letzten Jahre seines Lebens widmete A., nachdem er die medicinische Praxis allmählich aufgegeben hatte, vor allem dem Studium des Propheten Jesaja, der ihn schon in der Jugend mächtig angezogen hatte. Kaum war das Werk beendet, als der Tod ihn abrief, dem er mit froher Glaubenszuversicht entgegenging. Jenes hinterlassene Werk: „Das Buch Jesaja, aus dem Grundtext übersetzt und erklärt“, erschien mit einem empfehlenden Vorwort von Professor Zoeckler begleitet, 1892 zu Stuttgart. Es ist ein sorgfältiger Commentar, der sich für praktische Zwecke wohl benutzen läßt. Das kurze Lebensbild, das beigefügt ist, bildet die Grundlage dieser Skizze.

H. Dechent.

Andreae: Toby A., Genre- und Landschaftsmaler, geboren am 6. März 1823 zu Frankfurt a. M., war, aus einer behäbigen Familie stammend, in der neidenswerthen Lage, bei der Wahl seines Lebensberufes ausschließlich seiner Neigung folgen zu können, welche ihn der Kunst zuführte. So kam A. zu Professor J. Becker an das unter Ph. Veit's Direction aufblühende Städel'sche Institut. Damals wurde er auch mit M. v. Schwind bekannt, welcher dem begabten Kunstjünger ein wirkliches Interesse entgegenbrachte. Mit Otto Donner ging A. Ende 1848 nach München, wo er sich näher an Rahl und Genelli anschloß. Dieser Richtung entsprach das phantastische Bild „Saul bei der Hexe von Endor“, welches A. infolge einer von Bologna gestellten Preisaufgabe 1852 zu München malte und bald darauf an die Hamburger Kunsthalle verschenkte. Von 1853—1854 durchreiste der Künstler Italien, wodurch er sich ganz für die Landschaftsmalerei entschied, welche dann durch die Bekanntschaft mit Eduard Schleich und Anton Teichlein eine neue, melancholische Färbung erhielt. Ebenso imponirten ihm die Mondnächte von Morgenstern und Bernhard Stange und W. Lichtenheld's Nebelbilder. Doch behielt A. diesen Vorbildern gegenüber immer eine gewisse Selbständigkeit und Originalität. Der Münchener Kunstverein erwarb von ihm 1858 einen „Chiemsee“, eine Scene „Am Meeresstrand“ und eine „Partie aus Venedig“ (1862), womit seine Vorliebe für Nacht- und Mondscheinstimmungen zum Durchbruch gelangte. Nun folgten ein „Spaziergang“ (1864), ein „Mondschein am See“ (1866), eine „Partie aus Venedig“ (1867) und der „Canale grande“ (1869), „Nürnberg bei Nacht“ und der „Wilde Kaiser“ in ähnlichen Stimmungen. Ein Motiv von der „Badedüne auf Helgoland“ schenkte A. zur Verlosung für die Invalidenstiftung. Abermals folgte ein „Helgoland bei Mondschein“ und „Kufstein bei Nebel“ (1872), eine „Mondlandschaft“, „Gaeta bei Mondschein“, eine „Mondnacht in Rom“ und „Neapel“ (1873). Kurz vorher war A. mit Studien und Photographien schwer beladen von einer neuen italienischen Reise zurückgekehrt und hatte sich mit einer Tochter des berühmten Tenoristen Bayer glücklich verheirathet — die Hochzeit fand Morgens 5 Uhr statt, als Zeugen gestattete er nur zwei Sacristane der Ludwigskirche —, auch kaufte er große Vorräthe von wohlbereiteten, gut grundirten Malbrettchen verschiedenen Kalibers und trug sich mit großen Plänen zu einer Weltreise nach Indien. Dann fand man ihn, nachdem er in heiterer Gesellschaft noch seine Freunde entzückt hatte (er ging immer um 9 Uhr zu Bette und war Morgens 4 Uhr bei der Arbeit) am 22. April 1873 todt, sitzend auf seinem Sopha — er hatte

sich durch den Schuß aus einer Zimmerpistole durch die Schläfe entleibt. Die Section ergab eine auffällige Anomalie des Gehirns, wodurch sich viele seiner Schrullen und Seltsamkeiten erklärten.

Vgl. Nagler-Meyer, Künstlerlexikon I, 714. — Allgemeine Ztg. 1873. — Kunstvereinsbericht f. 1873, S. 64. — In Schwind's Briefen an Bernhard Schädel (in Nord und Süd 1880, Juli, 40. Heft, S. 33 ff.) wird Tobias Andreae-Willemer öfters erwähnt. Hyac. Holland.

Andree: Karl Theodor A., Geograph und Publicist, ist am 20. October 1808 in Braunschweig geboren, während diese Stadt zum Königreich Westfalen gehörte. Die zahlreichen Ausschreitungen, welche die sittenlosen französischen Soldaten und Beamten dort begingen, erfüllten ihn schon in früher Jugend mit unauslöschlichem Widerwillen gegen dieses Volk und begründeten in ihm jene deutschnationale Gesinnung, die später in seinen Schriften zum Ausdruck kam. Da er ein frühreifer Knabe von hoher Begabung war, wurde er bereits mit 4 Jahren zur Schule geschickt. Er durchlief den Cursus der Elementarschule und des Gymnasiums so schnell, daß er ihn bereits im Alter von 15 Jahren vollendet hatte, jedoch mußte er seiner Jugend halber noch zwei Jahre in Prima ausharren. Er benutzte diese Zeit namentlich zur Ausbildung in den alten Sprachen, so daß er ein fließendes Latein zu sprechen vermochte. Nachdem er Ostern 1826 die Abgangsprüfung mit glänzendem Erfolge bestanden hatte, bezog er die Universität Jena. Er hörte hier namentlich deutsche Geschichte bei Luden und Philosophie bei Fries, wurde ein eifriger Turner, begeisterte sich an Jahn's deutschem Volksthum und schloß sich der Burschenschaft an, deren Bestrebungen er unermüdlich durch Rath und That zu fördern suchte. Nach einem Jahre verließ er Jena und ging nach Berlin. Hier hörte er bei Hegel und Schleiermacher Philosophie, bei Ranke, Boeckh und Raumer Geschichte, bei Ritter und Alexander v. Humboldt Geographie und empfing durch persönliche Beziehungen zu mehreren dieser berühmten Gelehrten nachhaltige Anregungen. Nach drei Semestern begab er sich nach Göttingen, um sich hier an Heeren und Otfried Müller anzuschließen. Da ihm das dortige Leben aber nicht gefiel, kehrte er bereits nach einem halben Jahre nach Jena zurück. Hier beschäftigte er sich namentlich mit Politik, Völkerrecht, Volkswirthschaft und Statistik, verfolgte durch ausgedehnte Zeitungslectüre aufs genaueste den Gang der Zeitereignisse und nahm im Sturmjahre 1830 die Gewohnheit an, durch öffentliche Vorträge, die er theils von der Höhe des Marktbrunnens, theils von der Treppe des Burgkellers aus hielt, seine Commilitonen über die wichtigsten politischen Vorgänge, insbesondere über die Fortschritte der revolutionären Bewegung zu unterrichten. Diese Vorträge verschafften ihm zwar eine außerordentliche Popularität, erregten aber das Mißtrauen der Behörden. Nachdem er 1830 promovirt hatte, begab er sich nach seiner Vaterstadt, um sich hier in Ruhe für die akademische Laufbahn vorzubereiten. Gleichzeitig begann er seine litterarische Thätigkeit mit einem Werke über Polen in geographischer, geschichtlicher und naturhistorischer Hinsicht, nach Malte-Brun und Chodzko (Leipzig 1831). Als er 1832 einen geharnischten Protest gegen die reactionären Beschlüsse des Bundestages in Sachen der demokratischen Bestrebungen veröffentlichte, erregte er wiederum das Mißfallen der Behörden und hielt es deshalb für gerathen, seinen Aufenthalt nach dem freisinnigeren Württemberg zu verlegen. In Tübingen schloß er Freundschaft mit Franz Grund, einem der besten Kenner der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, und empfing von ihm nachhaltige Anregungen, so daß er sich von nun an eingehend mit dem Studium amerikanischer Zustände befaßte. Da er aber in Stuttgart rege Beziehungen zu den Führern der oppositionellen Parteien unter-

hielt, wurde ihm die Erlaubniß zur Abhaltung von Vorlesungen an der Tübinger Universität nicht ertheilt. Er kehrte deshalb nach Braunschweig zurück und gab hier 1833 als erste Frucht seiner amerikanischen Studien eine Uebersetzung der Briefe über die Vereinigten Staaten von Achille Murat, einem Sohne des Königs von Neapel, heraus. Da er die Hoffnung auf Erlangung eines öffentlichen Amtes noch nicht aufgegeben hatte, bemühte er sich um eine Anstellung als Professor am Collegium Carolinum seiner Vaterstadt. Weil er aber als alter Burschenschaftler für politisch unzuverlässig galt und sich außerdem mehrfach mit polnischen Flüchtlingen eingelassen hatte, wurde ihm die Stelle nicht nur verweigert, sondern er gerieth auch in eine langwierige polizeiliche Untersuchung, die erst 1838 mit seiner völligen Freisprechung endete. Da ihm aber infolge dieser Ereignisse der Staatsdienst verschlossen blieb, wandte er sich endgültig dem freien Berufe des Schriftstellers zu und wirkte nun theils als Geograph, theils als liberaler Politiker. Zunächst übersetzte er Adrian Balbi's Abrégé de la géographie unter dem Titel „Handbuch der politischen Erdbeschreibung" ins Deutsche (Braunschweig 1834—35). Kurz darauf verfaßte er ein selbständiges „Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde für höhere Gymnasial- und Realclassen" (Leipzig 1836). Da er dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels nahe zu sein wünschte, begab er sich 1837 nach Leipzig und hatte dort schon eine Menge Beziehungen angeknüpft, als er 1838 die Aufforderung erhielt, die Redaction der „Mainzer Zeitung" zu übernehmen. Er folgte diesem Rufe und leitete das Blatt vier Jahre erfolgreich im liberalen und nationalen Sinne. Vielfach von clericaler und franzosenfreundlicher Seite angefeindet, auch von der Censurbehörde belästigt, kämpfte er zielbewußt, aber stets maßvoll für die Einigung Deutschlands, für Erweiterung des Zollvereins, Schaffung einer deutschen Kriegsflotte, Preßfreiheit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens. In demselben Sinne war er auch als Correspondent mehrerer hervorragender auswärtiger Preßorgane, besonders der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" thätig. Sein unvergängliches Verdienst ist es, das in Hessen seit den Zeiten des Rheinbundes traditionelle Liebäugeln mit Frankreich energisch bekämpft und die deutschdenkenden Elemente gesammelt und organisirt zu haben. Da ihm aber sein Wirkungskreis in diesem Kleinstaate allzu beschränkt erschien, übernahm er 1842 die Redaction der in Karlsruhe erscheinenden „Oberdeutschen Zeitung". Hier schien sich ihm ein bedeutsames Arbeitsfeld zu eröffnen, da die 2. Badische Kammer durch ihre radicale Gesinnung und ihren Reichthum an namhaften Rednern als festestes Bollwerk des Liberalismus galt und die Augen ganz Deutschlands auf sich zog. Jedoch wurde es ihm bald klar, daß dieser Radicalismus nicht auf gesunder Grundlage ruhe, sondern unaufhaltsam zur Revolution treibe, deshalb verließ er den Schauplatz eines so aussichtslosen Kampfes und folgte mit Freuden 1843 einer Berufung zum ersten Redacteur der „Kölnischen Zeitung". An der Spitze des rheinischen Weltblattes stehend verbreitete er nun drei Jahre hindurch die Grundsätze des Nationalliberalismus, suchte nach Kräften den Aufschwung der rheinisch-westfälischen Industrie zu fördern und knüpfte Beziehungen mit Conscience, de Laet, Vleeschhouwer und anderen Führern der vlämischen Bewegung in Belgien an, um sie mit großdeutschen Ideen zu befruchten. In denselben Jahren gab er gemeinsam mit August Lewald eine „Allgemeine deutsche Bürgerbibliothek" heraus (Karlsruhe 1843—45, 14 Bände), welche auch ein Werk von ihm über deutsche Reisende der neueren Zeit enthielt. Da er in Köln beständig in Zwiespalt mit den Clericalen und mit der preußischen Censurbehörde gerieth, übernahm er 1846 die Redaction der „Bremer Zeitung", in der er für das Interesse des überseeischen Handels und für die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu England

und den Vereinigten Staaten eintrat. Seit 1848 leitete er alsdann in seiner Vaterstadt die „Deutsche Reichszeitung“, und zwar zur Verwunderung vieler Freunde in durchaus gemäßigtem Sinne, da er die Verhandlungen des deutschen Parlaments für unfruchtbar und die revolutionäre Bewegung in Deutschland für aussichtslos ansah. In Braunschweig vollendete er auch als Frucht zwanzigjähriger Studien ein großes, zweibändiges, mit Karten und Abbildungen ausgestattetes Werk über Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer, der Einwanderung und der Ansiedelungen, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schiffahrt und des Handels (Braunschweig 1850 bis 1851, 2. Aufl. 1854). Als eine Art Fortsetzung gab er unter dem Titel „Das Westland, ein Magazin für die Kunde amerikanischer Verhältnisse“ eine Zeitschrift heraus, die 1851—53 in Bremen in vier Bänden erschien und die namentlich den Zweck verfolgte, die deutschen Auswanderer mit gutem Rath zu unterstützen. In diesen beiden Schriften spricht er wiederholt seine ungetheilte Bewunderung für die politischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten aus, doch kam er später allmählich von diesem Standpunkte zurück, je mehr in der Union die öffentliche Corruption, das Stellenjägerthum, das Pensionsunwesen und andere Krebsschäden überhand nahmen. Während des Bürgerkrieges war er von seiner ehemaligen Vorliebe schon so weit geheilt, daß er öffentlich die Partei der Südstaaten nahm, umsomehr als er die geistige Begabung der schwarzen Rasse für eine sehr geringe hielt, die Möglichkeit ihrer höheren Entwicklung bezweifelte und deshalb auch die Negeremancipation bekämpfte. 1851 siedelte er wieder nach Bremen über und begründete mit Unterstützung der dortigen Großkaufleute das „Bremer Handelsblatt“, das Friedrich List's „Zollvereinsblatt“ zu ersetzen bestimmt war. Er trat darin erfolgreich für die Interessen des Handels ein, fand jedoch, da er den Anschluß Bremens an den Zollverein befürwortete, viele Gegner, legte deshalb 1854 die Redaction nieder und siedelte nach Dresden über, wo er nun mit geringen Unterbrechungen den Rest seines Lebens zubrachte. Hier wandte er sich, da seine Arbeitskraft nicht mehr durch die aufreibende journalistische Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, wieder ganz seinem Lieblingsgebiete, der Geographie, zu und gab in den nächsten Jahren eine lange Reihe von Werken und Abhandlungen, theils selbständige, theils Uebersetzungen, heraus. So übersetzte er für Lorck's Hausbibliothek der Länder- und Völkerkunde die Berichte der französischen Missionare Huc und Gabet über ihre Wanderungen durch die Mongolei nach Tibet zur Hauptstadt des Dalai Lama (Leipzig 1855) und über ihre Reisen durch das chinesische Reich (ebenda 1855, auch in holländischer Bearbeitung von J. A. Goeverneur 1858 in Groningen erschienen), sowie das Werk von E. G. Squier über die Staaten von Mittelamerika, insbesondere Honduras, S. Salvador und die Moskitoküste (ebenda 1856). Auch veröffentlichte er in derselben Sammlung eine selbständige Studie über Buenos Ayres und die argentinischen Provinzen (ebenda 1856, 2. Ausg. 1865, 3. Aufl. 1874). Wenige Jahre später erschienen vier umfangreiche Werke: „Geographische Wanderungen“ (Dresden 1859), eine Reihe von Essays über allerlei Tagesfragen, welche deren geographische und ethnologische Grundlagen untersuchten und die politischen, wirthschaftlichen und socialen Probleme in Beziehung zu der natürlichen Beschaffenheit der Länder und Völker setzten, ferner: „Südafrika und Madagaskar, geschildert durch die neueren Entdeckungsreisenden, namentlich Livingstone und Ellis“ (Leipzig 1860), „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika, insbesondere Burton's Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland, Burton's und Speke's Reise von Zanzibar bis zum Tanganyka- und Nyanzasee, Rebmann's Wanderung nach

Dschagga und Krapf's Reisen im äquatorialen Ostafrika und in Abessinien". (Leipzig 1861) und endlich sein Hauptwerk: „Geographie des Welthandels" (Stuttgart 1861—77, 3 Bände, 2. Aufl. 1881, auch als Verdenhandlens Geografi durch J. Rasch ins Norwegische übersetzt, Christiania 1870), in welchem er die Abhängigkeit des Handels von den geographischen Verhältnissen in mustergültiger Weise nachwies. Auch an der Förderung des geographischen Zeitschriftenwesens nahm er regen Antheil. Auf dem Titel der seit 1853 unter Gumprecht's Leitung in Berlin erscheinenden „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" wurde er mehrere Jahre hindurch neben Dove, Ehrenberg, Kiepert, Ritter, Wappäus und Petermann als Mitherausgeber genannt. 1861 gründete er eine eigene Zeitschrift, den „Globus", deren Zweck die Verbreitung geographischer Kenntnisse in den weitesten Kreisen durch interessante, möglichst mannichfaltige, allgemeinverständlich geschriebene und reich illustrirte Aufsätze und Mittheilungen war. Er stand, unterstützt durch seinen gleichfalls als Geographen bekannten Sohn Richard, bis zu seinem Tode der Redaction vor und verfaßte anfangs den größten Theil des Inhalts selbst, bis er einen Kreis angesehener Mitarbeiter herangezogen hatte. Auch für andere Zeitschriften, namentlich die Kölnische und die Augsburger Allgemeine Zeitung, das Ausland, den Welthandel, Unsere Zeit, das Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie hat er eine Reihe von Aufsätzen verfaßt. 1875 befiel ihn ein schmerzhaftes Blasenleiden, von dem er in Bad Wildungen Heilung suchte, doch starb er hier am 10. August desselben Jahres. Zu seinem Andenken haben Heuglin 1871 in der Nähe von Spitzbergen und die österreichische Nordpolarexpedition von 1874 bei Franz Josephsland je eine Insel mit dem Namen Andreeinsel bezeichnet.

Globus 1875, S. 28. 289. 305. 321. Viktor Hantzsch.

Andries: Johann Baptist A., katholischer Theologe, geboren am 3. December 1836 zu Roßkirch, lebte von 1858—62 im Jesuitenorden (vgl. Cathedra romana, S. 304), zum Priester geweiht am 26. August 1865, einige Jahre zu Marienthal im Rheingau als Geistlicher thätig, zuletzt Hausgeistlicher des Freiherrn von der Kettenburg auf dem Schlosse Kettenburg im Hannoverischen, † daselbst am 2. November 1872. — Andries' schriftstellerische Thätigkeit ist der Vertheidigung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes gewidmet. Zuerst ließ er in der Zeit vor dem Concil unter dem Pseudonym P. P. Rudis die Schrift erscheinen: „Petra Romana oder die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, zeitgemäß beleuchtet und gewürdigt" (Regensburg 1869). In demselben Jahre erschien noch eine 2. Titelauflage, mit beigedrucktem Prolog und Epilog gegen Reusch, der das Buch in seinem Theologischen Litteraturblatt (1869, Nr. 12, S. 451 ff.) recensirt hatte. Auf die Broschüre von F. Michelis, „Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der katholischen Wahrheit, und der Humbug, den die neueste Vertheidigung damit treibt" (Braunsberg 1869), antwortete A. ebenfalls unter dem Namen P. P. Rudis in der Broschüre: „Katholisch oder Humbug? Offene und freie Frage an Dr. Fr. Michelis" (Regensburg 1869). Nach dem Concil erschien: „Alphonsi Salmeronis Doctoris Toletani atque in Concilio Tridentino Theologi doctrina de jurisdictionis episcopalis origine ac ratione. Ex variis ejusdem commentariis conscriptam ad comprobandum Concilii Vaticani de jurisdictione episcopali oraculum apto ordine disposuit notisque illustravit J. B. Andries" (Moguntiae 1871). Von einem auf vier Bände berechneten, umfassenden Werk über die Lehrentscheidung des Vaticanischen Concils erschien, da A. darüber starb, nur der 1. Theil: „Cathedra Romana oder der Apostolische Lehrprimat. Nach Maßgabe der Lehrbestimmung des Concilium Vaticanum. 1. Band: Wesen und Grenzen der katholischen Glaubenslehre nach den Theologen der Vorzeit" (Mainz 1872).

Litterarischer Handweiser, 1872, Nr. 125, S. 459. Lauchert.

Anschütz: **August** A. wurde am 9. Januar 1826 in Suhl (Provinz Sachsen) geboren, besuchte die Schule zu Pforta und studirte sodann an den Universitäten Bonn und Berlin die Rechtswissenschaft. Er machte eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich und habilitirte sich 1852 in Bonn für französisches und deutsches Recht. 1855 wurde er daselbst außerordentlicher Professor; 1859 ordentlicher Professor des deutschen Rechts in Greifswald. Von 1862 bis zu seinem am 2. August 1874 in Bad Soden im Taunus erfolgten Tode war er Professor an der Universität Halle. Er vertrat daselbst die Disciplinen des deutschen Privatrechts, der Rechtsgeschichte, des Handelsrechts, Landwirthschaftsrechts, des französischen Rechts und des Staatsrechts. Neben seiner als erfolgreich gerühmten Lehrthätigkeit entwickelte er eine ebensolche als Schriftsteller. Seine selbständigen Schriften sind: „Die Lombarda-Commentare des Ariprand und Albertus, zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben“, Heidelberg 1855; „Ueber die Erbfolge in die neu vorpommerischen und rügen'schen Lehengüter“, Berlin 1860; 2. Aufl. Berlin 1864; „Summa legis Longobardorum“, Halle 1870; „Commentar zum allgemeinen deutschen H. G. B. (in Gemeinschaft mit v. Völderndorff)“, Erlangen 1868—74, 3 Bde.; außerdem hat er die 5. Auflage von K. S. Zachariae's Handbuch des französischen Civilrechts besorgt (Heidelberg 1853). Er war seit 1864 Mitherausgeber des Archivs für civilistische Praxis; betheiligt an der Kritischen Ueberschau, Bd. IV, VI, an der Krit. Vierteljahrsschrift, Bd. I, II, VI, sowie Goldschmidt's Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht.

Holtzendorff's Rechtslexikon. — Jenaische Litteraturzeitung 1874, S. 604. — Krit. Vierteljahrsschrift XVII, S. 158 ff. v. Savigny.

Anschütz: **Hermann** A., Historienmaler, erhielt, zu Coblenz am 12. Octbr. 1802 geboren, daselbst den ersten Unterricht, dann 1820 in Dresden bei F. A. Hartmann und Fr. Matthäi. Nach zwei Jahren zog ihn Cornelius' Name nach Düsseldorf. A. gehörte zu jenen Nebenwandelsternen des großen Meisters, die von ihm ihr Licht empfingen, ohne durch eigene Kraft einen besonderen Glanz auszustrahlen. Als Gehülfe von Stürmer und Stilke wirkte er mit an dem großen, das „jüngste Gericht“ vorstellenden Fresko im Assisensaale zu Coblenz; darauf wurde A. 1826 mit W. Kaulbach und Adam Eberle nach München gerufen, um mit den Genannten die fast allen Besuchern des großen Odeon-Saales unbekannte Decke zu malen. Die Wirkung der Tonkunst darzustellen war der leitende Gedanke. Während Kaulbach den „Apoll unter den Musen“ (d. h. die Kunst in den höchsten Sphären der Bildung) und der feine A. Eberle denselben Gott unter den Hirten (also die Kunst als Bildungsmittel unverdorbener Naturen) darstellten, traf auf A. die Scene der Execution des Marsyas als zarte Anspielung für unberechtigte Tonkünstler oder böswillige Kritiker. Dann wurde A. (1830) mit Hiltensperger nach Neapel geschickt, um daselbst, insbesondere auch zu Pompeji, die antiken Wandmalereien zu studiren. Nach ihrer Rückkehr frescotirten sie mit C. F. Nilson im Speisesaal des neuen Königsbaues allerlei von Clemens Zimmermann componirte Scenen zu den Gedichten Anakreon's; die tanzenden Figuren und den Chor der Musen malte A. in Enkaustik. Darauf widmete sich A. ganz der Oelmalerei und größtentheils der religiösen Kunst. Er lieferte einige Madonnen, eine „Magdalena“ als Troglodytin, eine „Esther“ und wagte sich sogar an einen Amor: Sie zeigten insgesammt eine schwächliche Zeichnung und eine magere Phantasie, da bei A., wie bei allen Epigonen, die Gabe des eigenen Schaffens nicht flüssig wurde. Dagegen strebte er, durch das Vorbild von August Riedel und J. B. Lodewijk Maes veranlaßt, nach größerer Kraft und Tiefe der Farbe, welche bei ihm bald wieder in weiche Süßigkeit umschlug. Es schwebt ein eigenes Mißgeschick um

diese Satelliten! Deßungeachtet reichte nach dem damaligen Stande der Dinge das Experiment hin, um A. in den Ruf eines „Coloristen“ zu bringen, weshalb derselbe 1847 (fast gleichzeitig mit Moritz v. Schwind) an die Münchener Akademie zur Leitung der Malclasse berufen wurde. Seine Technik brachte er auch gewissenhaft den Scholaren bei, bis er in den erbetenen Ruhestand trat. A. starb am 30. August 1880. Heute noch lebt sein Andenken in der Nachwelt Klatsch; schade, daß die Mehrzahl der über seine Lehrthätigkeit umgehenden Histörchen sich als uralte „Meidinger“ erweisen! Vor und während seiner akademischen Wirksamkeit malte A. einige große Altarbilder: eine „Auferstehung Christi“ nach Dinkelsbühl, etliche Oelgemälde für das Jesuiten-Convict zu Feldkirch, eine „Himmelfahrt Mariens“ nach Fürth (photographirt bei Jos. Albert) und im Auftrage des damaligen Prinzen von Preußen und nachmaligen Kaisers Wilhelm I. das große Altarbild für die Garnisonskirche in Coblenz, darstellend die Madonna als Himmelskönigin, umgeben von St. Georg, Mauritius, Barbara und Joseph, den Patronen der vier Waffengattungen. Dasselbe erschien noch mit Gastrecht auf der großen historischen Ausstellung des Jahres 1858 zu München. Eine im König-Ludwig-Album befindliche „Madonna“ hat A. Fleischmann gestochen. In jüngeren Jahren versuchte sich A. auch im Gebiete der Lithographie. Er war mit der ihrer Zeit gefeierten Pianistin Karoline Dulcken verheirathet; dem Aeltesten seiner zahlreichen Kinder, welcher sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, sah der Vater schon 1864 ins Grab.

Vgl. Raczynski, Gesch. der neueren Kunst II, 213. — E. Förster, Gesch. der deut. Kunst II, 1860, V, 65. — Nagler-Meyer, Künstlerlexikon 1872, II, 82. — Nekrolog in Nr. 254 d. Allgemeinen Zeitung, 10. Septbr. 1880. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895, I, 37.

Hyac. Holland.

Anton: Eduard A., Buchhändler. 1793 begründeten J. Hermsdorf und C. G. Anton in Görlitz eine Buchhandlung, die als der ursprüngliche Anfang des Hallischen Geschäftes zu betrachten ist. Die Firma Hermsdorf und Anton bestand bis 1798, in welchem Jahre Hermsdorf austrat und Christian Gotthelf Anton Alleinbesitzer wurde und auch von da ab unter seinem alleinigen Namen firmirte. Sein Sohn Hermann Eduard A., geboren am 17. December 1794, besuchte von 1803—10 das Görlitzer Gymnasium, an dem später sein Vetter Anton Rector ward. Er zeigte Neigung, Beruf und eine lebhafte Vorliebe für die Naturwissenschaften, und diese machten den Wunsch in ihm rege, das Forst- oder Bergfach zu wählen; indeß sein Vater wünschte dem Sohne dereinst das eigene Geschäft zu übergeben, und so trat denn der 14jährige, angehende Primaner des Görlitzer Gymnasiums 1810 als Lehrling in die Renger'sche Buchhandlung in Halle ein. In Halle, wo er im Hause des belletristischen Schriftstellers Dr. Eberhard, des Disponenten der Renger'schen Buchhandlung, liebevolle Aufnahme fand, mußte er zwar ebenso gut wie jeder andere die Obliegenheiten eines damaligen Buchhändlerlehrlings — darunter gelegentlich auch Botengänge für die Frau Doctorin und Markthelferdienste übernehmen; es war ihm aber vergönnt, nebenbei seine litterarischen und naturwissenschaftlichen Studien weiter zu pflegen; den Unterhalt seiner Sammlungen, deren Anlage er bereits während seiner Gymnasialzeit besorgt hatte, wie seiner kleinen Bibliothek, in der besonders Bechstein's ornithologisches Taschenbuch, Salis' und Matthisson's Gedichte glänzten, ermöglichten dem ernsten, strebsamen Jüngling die gesparten Taschengelder und „Frühstückssechser“. Diesem beschaulichen emsigen Emporstreben machten die Befreiungskriege ein plötzliches Ende: Der 19jährige Jüngling konnte dem Begeisterungssturm, der bei seinem Beginn die gesammte Blüthe der deutschen

Jugend ergriff, nicht widerstehen, und als freiwilliger Jäger in Lützow's Freicorps nahm er 1813 wie 1815 an dem Feldzuge gegen Frankreich theil. Eine Schilderung seiner Erlebnisse während des Krieges legte er in der Zeitschrift „Ameise" nieder; ein ausführliches Tagebuch jener Zeit fand sich unter seinen hinterlassenen Papieren. Nach dem Friedensschluß war A. als Gehülfe im väterlichen Geschäfte in Görlitz, in der Böhme'schen Buchhandlung in Leipzig, wie auch in der Liebeskind'schen, und zuletzt wieder in der Renger'schen Buchhandlung in Halle thätig. Im Jahre 1822 verlobte er sich mit der Tochter des Leipziger Professors Hebenstreit; am 9. Mai 1822 eröffnete er in Halle eine Sortimentsbuchhandlung. Den Verlag des Vaters übernahm er einige Jahre später und vereinigte ihn mit der von ihm in Halle erschienenen unter der Firma Ed. Anton. Von nun ab widmete er sich seinem jungen Verlage mit größter Hingebung, unterstützt durch seine wissenschaftliche Bildung, sodaß derselbe sehr bald in Gelehrtenkreisen geachtet und geschätzt wurde. Den Hauptbestand seiner Verlagsartikel bildeten, wie dies vorauszusehen war, naturwissenschaftliche Werke, so Philippi's Enumeratio Molluscorum, Nitzsch's Pterylographie u. a., indeß verlegte er auch die Rechen- und Sprachbücher der Volksschullehrer Harnisch und Scholz, sowie viele Schriften von Blasius, Bernhardy, Tholuck, Rosenkranz, Leo, Burmeister, Hoffmann u. A. Nach 30jähriger Thätigkeit, reich an Arbeit, aber auch an Erfolgen, übergab er dann 1858 sein Sortimentsgeschäft und 1859 auch den Verlag seinem ältesten Sohne Max Anton (geb. 24. December 1824), der zur Zeit Chef der Firma ist und dieselbe noch jetzt ganz im Sinne seines Vaters leitet. Er selbst aber widmete sich bis zu seinem am 24. März 1872 in Halle erfolgten Tode ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien, seiner Sammlerthätigkeit und gemeinnützigen Bestrebungen. Litteratur, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften — Mineralogie, Geologie, Paläontologie, Conchyliologie — waren die Gebiete, welche er vorwiegend bearbeitete. Seine Sammlungen erlangten mit der Zeit einen wohlverdienten Ruf in Fachkreisen, umfaßte doch seine Conchyliensammlung 4412 Arten in 13500 Exemplaren; von den ersten hatte er 348 als neu scharf diagnosticirt. Der Katalog dieser Sammlung, den er 1839 herausgab, überschritt weit seinen ursprünglichen Zweck und war weniger Katalog, denn ein Lehrbuch der Conchyliologie. Durch ihn, sowie durch eine Reihe kleinerer Publicationen trat er vollwichtig in die Reihe der Fachmänner ein. Er unterhielt eine lebhafte wissenschaftliche Correspondenz, wurde Ehrenmitglied der „Academy of Natural Sciences" in Philadelphia und die Schärfe seiner Beobachtungen brachte ihm solchen Ruf ein, daß er oft von auswärts Conchylien zur Bestimmung zugesandt erhielt. Als in den fünfziger Jahren seine Augen schwach wurden, entsagte A. seinen Studien und verkaufte seine Sammlungen. Gegen diejenige der Korallen, Seeigel und Seesterne tauschte der alte eingefleischte Sammler eine Siegelsammlung ein. Von jetzt beschäftigte er sich nur noch mit allgemeinen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und heraldischen Studien, sowie mit der Pflege seiner Münz- und Siegelsammlung. Was die gemeinnützige Thätigkeit Anton's betrifft, so entfaltete er als Stadtverordneter, Mitglied des Dompresbyteriums, eine reiche ehrend anerkannte Wirksamkeit. Auch in den politischen Parteikampf trat er ein, und im Sturmjahre 1848 wirkte der ehemalige alte Lützower als Gegner der extremen Richtung. Die speciell buchhändlerischen Interessen aber förderte er dadurch, daß er s. Z. erfolgreich den Anstoß dazu gab, daß den jüdischen Buchhändlern der Zutritt zur Börse gestattet wurde. Karl Fr. Pfau.

Antonius: Wilhelm A., gestorben 1611, war der erste Drucker und Verleger der Stadt Hanau. Aus seinen Pressen ging 1594 hervor Nathan Chyträus: „Fastorum ecclesiae Christianae duodecim libri", während die all-

gemein als erstes Druckwerk angenommene lateinische Bibel von Theodor Beza und Tremellius Simius erst 1596 erschien. Sein frühestes Drucksignet besteht aus einem geflügelten Hirsch mit einem reitenden Mann, der in der einen Hand eine Sichel, in der anderen eine gekrönte Schlange hält; auf seinen späteren Drucken bildet das Zeichen einen Berg, auf dem ein Pelikan sitzt mit der Umschrift: Est via invia virtuti nulla. Von seinen größtentheils im eigenen Verlage erschienenen Drucken seien außer einer Streitschrift und einigen Predigten erwähnt: „Das Groß Martyrbuch von Paulus Brocius“ (1606); die erste in Deutschland gedruckte Horazausgabe: „Quinti Horatii Flacci Poemata a Joan de Bond illustrata“ (1610). Das von den Erben fortgesetzte Geschäft ist eingegangen; der letzte Druck der Officin stammt aus dem Jahre 1611.

Karl Fr. Pfau.

Anzengruber: Ludwig A., Dichter, geboren am 29. November 1839 in Wien, † am 10. December 1889 ebenda. — Das Geschlecht der A. stammt aus Oberösterreich. Der Großvater (Jakob A.) war Bauer am Obermayrhofgut zu Weng bei Hofkirchen a. d. Trattnach; der Vater (Johann A., geboren am 21. März 1810) verließ das Heimathsdorf im Knabenalter; als Sängerknabe kam er an das Salzburger Lyceum; dort absolvirte er die Gymnasialstudien; späterhin fand er in Wien eine kleine Stelle als Ingrossist bei der Gefällen- und Domänen-Hofbuchhaltung; am 13. Februar 1838 vermählte er sich mit Maria Herbich, der Tochter eines Apothekenprovisors. Johann A. pflegte in seinen sparsam bemessenen Mußestunden bis zur Ueberanstrengung dichterische Anlagen. Schon auf der Schule hatte er seine Lehrer bei besonderen, festlichen Anläßen besungen; Oden und Balladen gingen ihm rasch von der Hand; entschiedene Neigung wies ihn späterhin auf das Drama hin; eine Reihe von hochdeutschen Jambenstücken hat sich handschriftlich erhalten („Sophonisbe“, „Das Orakel“, „Ziani oder Vaterland und Liebe“). Die Tragödie „Berthold Schwarz“ wurde sogar am 19. December 1840 in Ofen aufgeführt (und 1891 in Weichelt's „Deutschösterreichischer Nationalbibliothek“ gedruckt). Grillparzer, dem Johann A. seine Dramen persönlich überreichte, hat sich nicht darüber ausgesprochen. Desto nachdrücklicher hat Ludwig A. das Andenken seines früh (1844) geschiedenen Vaters in gebundener und ungebundener Rede gefeiert: „der Vater starb, als ich fünf Jahre war. Ich bitte als Beweis für meines Vaters Talent den nachgelassenen lebenden Commentar zu nehmen, der ich selbst bin“ (so schrieb er 1871). Und in einem seiner ersten Jugendgedichte hieß es:

Bin früh verwaist, mein Vater starb
Ein kleiner Knirps war ich zur Zeit;
Was er mit saurem Fleiß erwarb
Hat Weib und Kind von Noth befreit.
Doch blieb nicht Gut, doch blieb nicht Rang
Doch hoff' ich, daß ich nie verderbe
Und sprech' mit freudig stolzem Klang:
Ich bin doch meines Vaters Erbe.

Daß Ludwig A. nicht verdarb, hat er vor allem seiner herrlichen Mutter zu danken. Die tapfere Frau, der Alles in Allem ein Wittwengehalt von 166 fl. 40 kr. C. M. zu Gebote stand, war zu jedem Opfer bereit für den Kleinen, den sie die Volks- und Realschule absolviren ließ (1847—1855). Anfangs hatte sie einen bescheidenen Rückhalt an ihrer Mutter, einer Ur-Wienerin, die den milden und herben Humoren der Mutter Hammer in „Heimg'funden“ nicht fernsteht; nach deren Tod betrieb sie des kärglichen, täglichen Brodes wegen eine „Pfaidlerei“, indessen Ludwig A. als Lehrling in die Sallmayerische Buchhandlung eintrat. Der Lesedrang Anzengruber's war unersättlich; schon daheim hatte er alle Bücher der väterlichen Bibliothek verschlungen; auch im Buchladen

„war ihm mehr um das Lesen als um das Verkaufen zu thun; so ergab sich nach dreijähriger Praktikantenzeit (1856—1858) eine Differenz zwischen mir und meinem Principal und ich schied aus". Ein Typhus suchte den 19jährigen heim, der nun Künstler werden wollte. Eine Weile dachte er daran, sich als Radirer autodidactisch auszubilden; immer bestimmter trat indessen der Wunsch auf, sein Heil als Schauspieler zu versuchen. Und seine treue Mutter entschloß sich, dem Jüngling auf seinen „Kunstreisen, unter Verhältnissen, wo Reisen eine Kunst war", das Geleit zu geben. Sein erstes (und zugleich bestes) Engagement war 1860 in Wiener Neustadt. 1861 spielte er in Krems und Steyr. Im Sommer 1862 verschlug ihn das Mißgeschick seiner Wandertruppe nach Apathin, Mittrowitz, Essegg; 1863 nach Marburg a. d. Drau und Vöslau; 1864 nach Warasdin, Kanisza, Czakathurn, Sauerbrunn, Bruck a. d. Mur, Leoben, Pettau, Radkersburg. „Ach, es waren harte Jahre, diese dramatischen Lehrjahre; ich glaubte nun erst ins Land der Ideale gelangt zu sein, aber es war hier realistischer, wie irgendwo. Der kleine Ehrgeiz, der Beste in einem Dorfe zu sein und mit allen Intriguen diesen ersten Platz zu behaupten — ach wie kleinlich, und doch es war eine Brodfrage. Ich hatte als Menschendarsteller wenig Glück, als Dichter, denn ich führte dabei fleißig die Feder, gar keines." 1865 spielte A. noch in der Vöslauer Arena; 1866 mißglückte sein Debut in Znaim; 1867 statirte er im Sommertheater der Hietzinger „Neuen Welt"; 1868 lieferte er dem „Wanderer" ein paar Novellen (das Stück zu 10—15 fl.) und dem „Kikeriki" Witze zum Zeilenhonorar von ein paar Kreuzern; mitunter wagte er sogar, den in Wiener Wirtshäusern umherwandernden Singspielhallen Texte anzubieten, die jedoch — z. B. der „politische Laternanzünder" — von der Censur nicht zugelassen wurden. „Also zurück in die Reihe der gewöhnlichen Arbeiter. Man bot mir (1869) die kleine Protection, trotz meines „Vorlebens" bei der Polizei als Praktikant einzutreten. Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens werth schien, und das war viel. Und über der Asche gedachte ich Spinoza's — Glasschleifen und tief im Herzen die Gedanken verschließen — tief im Herzen. Da, noch einmal, weil auch von allen Seiten der Realismus drängte, noch einmal fragte ich meine getreue Rathgeberin — meine Muse? nein, meine Mutter: „Ich habe einen Stoff zu einem Volksstück; soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direction und verbietet es die Censur". — „Du hast so viel für die Tischlade geschrieben, wag's daraufhin wieder." Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß jeder, der den „Pfarrer von Kirchfeld" kennt." 1869 entstanden, kam das Volksstück im November 1870 zur ersten Aufführung im Theater an der Wien. Zunächst vom Publicum und der Kritik wohlwollend begrüßt, doch nicht in seiner vollen Bedeutung erkannt, war es Heinrich Laube vorbehalten, in einem markigen Feuilleton auf die neue, starke Dichterkraft hinweisen, die Deutschösterreich und Deutschland in „L. Gruber" (denn unter diesem Namen barg sich der Autor) erstanden war. Und die folgenden Jahre brachten neue Proben der Schöpfergaben Anzengruber's: 1871 den „Meineidbauer", 1872 die „Kreuzelschreiber", 1873 „Elfriede", 1873 „Die Tochter des Wucherers", 1874 „G'wissenswurm", „Hand und Herz", 1875 „Doppelselbstmord", 1876 den „Ledigen Hof", 1877 den „Faustschlag" und „Das vierte Gebot", 1878 „Jungferngift", „Die Trutzige", „Alte Wiener". Die starken Theatererfolge der ersten drei Stücke hatten sich bei den folgenden hochdeutschen und mundartlichen Dramen nicht wiederholt. Die wirthschaftliche Krise des Jahres 1873 war am gefährlichsten für den Stand geworden, der das eigentliche Publicum der Volkstücke ausmachte. So wurde A. mehr und mehr von den Bühnen Wiens zurückgedrängt. Seine Posse „Aus'm g'wohnten G'leis" (1879) wurde von den Theatergängern ab-

gelehnt; sein Volksstück „Brave Leut' vom Grund" (1880), dessen Hauptrolle eine Virtuosenrolle für Marie Geistinger brachte, kam gar nicht mehr zur Aufführung. Schweren Herzens mußte A. in den Jahren 1881—1883 darauf verzichten, für die Bühne thätig zu sein. Die Sorgen seines (am 11. Mai 1873 begründeten) Hausstandes — er hatte die Schwester eines Jugendfreundes, Adelinde Lipka, geheirathet — nöthigten ihn, nicht nur, wie bisher, auch als Erzähler, Kalendermann und Romanschreiber seine geringen Einnahmen zu sichern: er mußte (April 1882 bis Sommer 1885) das illustrirte Familienblatt „Die Heimat" und (vom 21. Mai 1885 bis an sein Lebensende) das Wiener Witzblatt „Figaro" redigiren. 1878 erhielt er (mit Nissel und Wilbrandt) den Schillerpreis (3400 Mk.) 1884 wandte sich Director Jauner an ihn mit der Aufforderung, für das Theater an der Wien neue Stücke zu schreiben; allein weder die Weihnachtskomödie „Heimg'funden" (1884/5), noch das Bauernstück „Stahl und Stein" (1886) fanden Gnade vor den Augen dieses Theatergewaltigen. In den Jahren 1883/4 versuchte es Karl v. Bukovics im Wiener Stadttheater mit Erfolg, die älteren Werke Anzengruber's cyklisch aufzuführen. Nachdem aber dieses von Laube begründete Schauspielhaus 1884 abgebrannt war, fehlte es A. buchstäblich an irgend einer Wiener Bühne für seine Stücke. Tief hat A. unter diesen trostlosen Zuständen gelitten und in gelegentlichen Aeußerungen zu Rosegger, Schlögl, Bolin, Ada Christen und wenigen Anderen kein Hehl gemacht aus seiner bitteren Enttäuschung: „Gewiß macht es mir Freude", so schrieb er 1883 an Josephine Gallmeyer, „wenn Sie mit Rollen meiner Stücke Triumphe feiern, ich wußte das lange, daß es so kommen würde, sobald Sie sich damit befassen, daher stimmt es mich ein wenig wehmüthig, denken zu müssen, daß Sie es nicht früher gethan. Ich selbst stehe gealtert; ich bin nicht mehr Der, der dieses Stück (der „G'wissenswurm") schrieb; mir fehlt die Lust des Schaffens und da hilft auch keine Ermunterung; damals galt mir das Theater, die Bühne nicht nur für mich als der Weg aus Drang und Noth, sondern überhaupt als solcher für das zeitgenössische Publicum; mälig drängte sich mir die Ueberzeugung auf, es sei eben die Schaustellung von Stücken ein Geschäft wie jedes andere. Es sind diese Lamentationen ernüchterter Dichter ja bekannt; ob und bis wann ich aber wieder einmal einen Rausch haben könnte, das weiß ich doch nicht voraus zu sagen". Erst im J. 1889 — dem letzten Lebensjahr des Dichters — war es ihm beschieden, für das von ihm mitbegründete Deutsche Volkstheater in Wien eine neue Komödie, das Eröffnungsstück zu schreiben: „Der Fleck auf der Ehr'". Wenige Monate nach diesem Festabende (14. September) erlag der Dichter am 10. December 1889 einer Blutvergiftung. Sein Hauswesen war kurz vorher aufgelöst, seine Ehe (ohne sein Verschulden) gerichtlich getrennt worden. Die Leichenfeier war würdig. Nach dem Heimgange wurden die Landsleute nach und nach erst inne, daß sie in A. den größten Dramatiker Deutschösterreichs seit Grillparzer und einen der allerersten deutschen Volksdichter aller Zeiten besessen und — verkannt hatten. Die (noch bei Lebzeiten Anzengruber's geplante) zehnbändige Ausgabe seiner gesammelten Schriften erschien ein Jahr nach seinem Tode bei Cotta und erlebte bis zum Jahr 1899 drei starke Auflagen. Sein bedeutendstes Wiener Volksstück „Das vierte Gebot", das bei seinen Lebzeiten kaum beachtet worden war, erlebte in Berlin und Wien wahre Siege. Hoftheater und Volksbühnen wetteiferten nun, seine Dramen zu spielen. Am 29. October 1893 wurde auf dem von der Stadt Wien gewidmeten Ehrengrab das vom Anzengruber-Curatorium errichtete Grabdenkmal Hans Scherpe's auf dem Centralfriedhofe — das volksthümlichste, schönste Monument dieser Todtenstadt — enthüllt. 1899 trat ein Ausschuß zusammen, der — wiederum Hans Scherpe — mit der Ausführung eines großen Denkmals im Innern der Stadt

Wien betraute, das den Dichter darstellt, wie er sinnend auf dem Spaziergange innehält, zu seinen Füßen im Steinbruch hantirend seine Lieblingsgestalt, sein Doppelgänger: „Der Steinklopferhans".

A., ein geborener Dramatiker, war zugleich ein geborener Volkserzieher. Durchaus selbständig in seinem Denken, ging er vorurtheilslos an die Prüfung der leibhaftigen Welt. Immer wieder fragte er, ob die Herrschenden und die Beherrschten ihre Pflichten richtig auf- und anfaßten? Staat und Kirche, Elternhaus und Schule zog er als Richter und Sittenrichter in den Kreis seiner Betrachtung. Nicht als Rigorist und Dogmatiker, vielmehr als Menschenkenner und Menschenfreund, der irdische Gebrechen zu heilen bemüht war. Das eine Mal als Humorist, das andere Mal als Wortführer einer neuen freien Kirche im Vaterland, das dritte Mal als Zornredner und Bußprediger wider Gleißnerei und Verlotterung. Im „Pfarrer von Kirchfeld", im „Meineidbauer", in den „Kreuzelschreibern" und im „Vierten Gebot" erkennen wir, wie Wilhelm Scherer, Wiener und Bauersleute „von einer solchen Derbheit und Wahrheit und doch zugleich von so symbolischem Charakter, daß man ein Unübertreffliches vor sich zu haben glaubt". Das „Lebensbild" wird zum Sinnbild, das Zeitbild zum Weltbild. Auf die kürzeste Formel gebracht, decken sich Anzengruber's sittliche Forderungen durchaus mit den Bauernartikeln des Bundschuh: auch er forderte Glaubensfreiheit vor allem, sodann aber Befreiung von aller Willkür und Unterdrückung, Schutz der Ohnmächtigen wider Ausbeutung durch die großen Herren in weltlichen Würden, in geistlichen Aemtern. Diese Lehre predigt A. in tragischen und humoristischen Gleichnißreden, als Dramatiker und Novellist, als Romanschreiber und Kalendermann. Unerschöpflich in Schnurren und Stichelreden, vermag er mit derselben Ueberlegenheit Töne reiner Rührung und echter Tragik anzuschlagen. In der Technik des Volksstückes verleugnete er nicht die Schule seiner Lehr- und Leidensjahre als Wanderschauspieler; zumal im „Meineidbauer", „Stahl und Stein" nähert er sich bisweilen dem Allzugrellen, Allzumelodramatischen. Im Aufbau seiner Stücke sieht man von seinen Erstlingen bis zu den allerletzten Arbeiten keine Entwicklung. Seine rundesten Stücke sind die Komödien „Der G'wissenswurm", „Die Kreuzelschreiber", „Der Doppelselbstmord". Auch als Charakteristiker überrascht er von Anbeginn durch die Sicherheit, mit der er Hauptcharaktere und Episoden auf das schärfste individualisirt und durch eine mitunter den dramatischen Verlauf hemmende Art, seine Leute durch eigene Erzählungen sich exponiren zu lassen, ihren ganzen Lebenslauf durchsichtig macht. Wir ersehen nicht nur, wie der Steinklopferhans, der Meineidbauer, der Pfarrer von St. Jakob in der Einöd' sind, wir hören auch, wie sie das geworden sind, als was sie uns entgegentreten. Jeder seiner Landgeistlichen, jeder seiner Großbauern und Kleinhäusler, die empfindsamen und „reschen" Deandln, die „Freigläubigen" und die „Freimäuligen", weltüberlegene Dorfphilosophen, wie der Steinklopferhans und verwilderte Dorfketzer, wie der „Einsam" und der „Wurzelsepp", Honoratioren und Strolche, die „Wiener vom Grund", Musterfrauen, wie Großmutter Herwig, und ihr Widerspiel, die Kuppler und Putiphars in der Sudelwirthschaft der Schalanter: sie alle stehen leibhaftig, unvergeßbar vor uns, eine unsterbliche Nachkommenschaft der Dichterphantasie Anzengruber's. Sein Reich endet, wo die Mundart aufhört: seine hochdeutschen Gestalten vom Grafen Finsterberg im „Pfarrer von Kirchfeld" bis auf die Tochter Stolzenthaler im „vierten Gebot" und die Familie des Advocaten Dr. Hammer in „Heimg'funden" werden eine gewisse Gespreiztheit nicht ganz los. — Als Erzähler bewährt A. ungefähr die gleiche Art und Kunst wie als Dramatiker. In der langen Reihe seiner „Dorfgänge" wählt er mit derselben Kraft und Vorliebe, wie in seinen Stücken, tragische und komische

Originale zu Helden seiner meist dramatisch zugespitzten Geschichten. Glaubenszweifel, Kirchenkämpfe, Conflicte im Wesen und Wirken des Clerus, Opfer des Cölibates: „Sündkinder“, Dorflumpen, Dorftartuffes aller Spielarten, Schwänke, die mittelalterlich urwüchsig gemuthen, Liebeshändel und Wirthshausschlachten: das und anderes mehr verdichtete A. in Geschichten, die ihm kein anderer vor- und nachmachte. Von den beiden Romanen Anzengruber's ist der „Sternsteinhof“ (1883/4) dem ersten, „Der Schandfleck“ (1876: umgearbeitet 1882) weitaus überlegen. Im „Sternsteinhof“ hat A. einen Frauencharakter von dämonischem Herrscherberuf mit epischen Mitteln verewigt. Im „Schandfleck“ ist die maßvolle Reindorfer Leni vielleicht die lieblichste Mädchenfigur des Dichters; leider fällt das auf dem Dorfe genial einsetzende Buch im zweiten auf städtischem Boden sich abspielenden Theil stark ab (ein Fehler, dem auch die durch Professor Bolin's großmüthige, anonyme Widmung veranlaßte Umarbeitung nicht vollkommen abhelfen konnte). — Ein Lyriker im eigentlichen Wortsinn ist A. nie gewesen. Seine Versuche in hochdeutschen Versen sind nur biographisch und gnomisch von Belang. In der Mundart hat er dagegen manchen Treffer in ernst- und scherzhaft vermeinten Strophenliedeln. — In der „Wiener Skizze“ rührt A. dann und wann an gar zu bedenkliche Motive. Desto bedeutender sind seine Phantasiestücke: Gespenstergeschichten, wie der „Verschollene“; das Ende des von religiösen Scrupeln in den Tod getriebenen Lord Knuddle: „Teufelsträume“; die großartige, deterministische, auf Entwicklungslehren gebaute Vision: „Jappernaut“ und die „Märchen des Steinklopferhans“, die chiliastische Hoffnungen der Menschheit als erfüllbar ansehen, Dank dem Segen moderner technischer Erfindungen und naturwissenschaftlicher Entdeckungen —: „Gottes Gruß an die ringende Menschheit“ nannte A. diese Wunder der modernen Welterneuerung. Von ihnen erwartete der so vielfach, stets mit Unrecht als Pessimist verrufene Dichter eine Lösung der socialen Kämpfe, wie er von einer tiefgehenden Läuterung durch eigenes und fremdes Leid neue Sittigung durch eine neue Ethik verhoffte. „Der Mensch wollte sein wie ein Gott“, erzählt die Mythe, und sie sagt die Wahrheit. Gegen das Leid des Lebens bäumte sich der Mensch auf und verlangte nach Allmacht, um es auszutilgen; wie aber käme ein Theilchen zur Macht ob allem, wie meistert ein Sandkorn den Berg, ein Tropfen die Woge? Da fühlte er sich überlegen, indem er das Leid tragen lernte und nun fragte er: „kann Gott auch leiden?“ Und wäre ihm die Frage nicht bejaht worden, er hätte keinen Gott mehr geglaubt.“

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Stuttgart 1890. Dritte Auflage 1898. (In Band I: Biographische Einleitung und Beiträge zur Selbstbiographie VII—LXXVIII). — Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Anzengruber. Stuttgart 1894. — Anzengruber, Der Mann, sein Werk, seine Weltanschauung. Zweite, vermehrte Auflage. Von Anton Bettelheim. Berlin 1898 (S. 269: neuere Anzengruber-Litteratur). — Vgl. überdies Rosegger, Gute Kameraden, Wien 1893. — L. Rosner, Erinnerungen an Anzengruber, Leipzig 1891. — Neue Beiträge zur Biographie von Ludwig Anzengruber, mitgetheilt von Anton Bettelheim. Biographische Blätter, II. Band, 329—384, Berlin 1896. — Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte 1890—1899, s. v. Anzengruber. — Bilder von Anzengruber im Familienbesitz und im Wiener Rathhaus. Die Todtenmaske von Edmund v. Hofmann im Besitz vom Bildhauer Scherpe. Meisterhafte Caricaturen und Reliefs von Ernst Juch.

Anton Bettelheim.

Apian: Philipp A., Mathematiker und Geograph, geboren am 14. September 1531 zu Ingolstadt, † am 14. November 1589 zu Tübingen, Sohn

Peter Apian's (s. A. D. B. I, 505). Von Philipp's Jugendzeit wissen wir wenig; unter Leitung des Vaters eignete er sich eine sehr achtbare mathematische Bildung an, und als jener 1552 verstarb, sah sich der noch sehr jugendliche Sohn zum Nachfolger in der Professur befördert. Als solcher wirkte er mit Eifer und Erfolg siebzehn Jahre an der bairischen Landesuniversität. Die Gegenreformation, welche damals von den bairischen Fürsten eifrigst betrieben wurde, vertrieb ihn aus dieser Stellung, denn A. war überzeugter Protestant; seit 1564 hatten die Ketzerrichter ein Auge auf seine religiösen Bethätigungen geworfen, und als 1568 sämmtliche Professoren den Eid auf das tridentinische Glaubensbekenntniß leisten mußten, konnte man ihm ernstlich zu Leibe gehen. Herzog Albrecht V. war ihm wohlgesinnt und hätte ihn gerne vor der Austreibung gerettet, wie dies der wohlerhaltene Briefwechsel zwischen dem Landesherrn, der Hochschule und dem der Sectirerei angeschuldigten Gelehrten deutlich genug beweist. Man würde ihm vielleicht sogar den ferneren Aufenthalt gestattet haben, wenn er nur darauf verzichtet hätte, mit seiner Ueberzeugung auch öffentlich hervorzutreten. Allein dazu war A. nicht zu bringen; als er die Tendenz seiner Gegner klar erkannt hatte, legte er freiwillig seine Lehrstelle nieder, brachte Frau und Tochter in Rosenheim, dem Geburtsorte der ersteren, sicher unter und trat nun eine Reise durch Süd- und Mitteldeutschland an, auf welcher er allenthalben neue Verbindungen anzuknüpfen suchte. So gelang es ihm denn in der That, einen Ruf nach Tübingen zu erwirken, der ihm einen neuen und glücklichen Wirkungskreis zu sichern schien. Leider verfolgte ihn hier das nämliche Mißgeschick, von welchem er schon so hart betroffen worden war. Der Tübinger Universitätskanzler Andreae hatte an der Schaffung der sogenannten Concordienformel hervorragenden Antheil genommen und setzte nun eine besondere Ehre darein, die Staatsdiener des Herzogthums Württemberg auf die neuen Dogmen zu verpflichten. A. lehnte ebensowol, wie früher das Tridentinum, auch diesen neuen Gewissenszwang ab; „ich weiß wohl“, sagte er zu dem in ihn dringenden Andreae, „wie es mir in Ingolstadt mit den Theologen ergangen ist“. Darauf erfolgte auch hier die „Beurlaubung“, d. h. Dienstentlassung, im J. 1583. Doch verließ A. die ihm lieb gewordene Neckarstadt nicht mehr, sondern lebte fortan in ihr als Privatmann; das Vermögen seiner Frau und ein „Leibgedinge“, welches ihm Baiern trotz aller Vorkommnisse nach wie vor auszahlen ließ, behüteten ihn vor äußerer Noth. Doch wird berichtet, daß ihn diese zweite Religionsverfolgung seelisch schwer angegriffen habe, und auch seine Gesundheit wurde von da ab eine schwankende, bis ein Schlaganfall seinem vielbewegten Leben ein Ziel setzte.

Von Ph. Apian's im engeren Sinne schriftstellerischen Leistungen sind zunächst nur zwei astronomisch-geodätische Tractate zu nennen („De utilitate trientis, astronomici instrumenti novi, libellus“, Tübingen 1580; „De cylindri utilitate“, ebenda 1588). Theilweise Gedanken, die schon Peter A. ausgesprochen hatte, weiter ausgestaltend, verrathen beide Schriften den sachkundigen und im Lehren geschickten Praktiker, gehen aber nicht über das Durchschnittsniveau zeitgenössischer Litteratur hinaus. Als höchst gewandter Mechaniker tritt uns A. auch entgegen in den beiden gewaltigen Globen, welche derselbe für Herzog Albrecht anfertigte, und welche noch jetzt dem Besucher des Kimeliensaales der Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek durch ihre Dimensionen, sowie nicht minder durch die bei aller Größe höchst graziöse Ausführung ins Auge fallen. Man sollte meinen, diese Kunstwerke müßten noch in der bairischen Periode entstanden sein, allein so verhält es sich in Wirklichkeit nicht. Derselbe Herzog Albrecht, der über A. die — allerdings durch Fortbezug eines früher verliehenen Ehrensoldes gemilderte — Verbannung verhängt hatte, setzte es bei

Herzog Ludwig von Württemberg durch, daß sein früherer Unterthan längeren Urlaub erhielt, um in München, von einem trefflichen Miniaturmaler — ob Hans Müelich? — unterstützt, eine künstliche Erd- und Himmelskugel zu construiren. Den Acten des Hofzahlamtes zufolge wurde der ungehorsame Protestant für seine Mühe freigebig belohnt.

Jene Jahresrente hatte A. erhalten wegen seiner auch nach unseren heutigen Anschauungen großartigen Leistung, der bairischen „Landtafeln". Es ist dies eine detaillirte Karte von ganz Ober- und Niederbaiern, durchaus auf wirklicher Vermessung mit Meßkette und Compaß beruhend und in allen Theilen von der höchsten Treue. Damals besaß kein europäisches Land eine so correcte Mappierung, und erst zweihundert Jahre später fing man in Baiern selbst an, über diese 24 Blätter vom Jahre 1566, denen fünf Jahre zuvor eine Generalkarte vorausgesandt worden war, hinauszugehen. Auch in technischer Hinsicht verdient die topographische Zeichnung hohes Lob. Die Holzstöcke, von denen die einzelnen Karten abgezogen wurden, befinden sich noch im Besitze des bairischen Armeeconservatoriums und ermöglichten eine neue Ausgabe, welche das verdienstvolle Werk nunmehr allgemein zugänglich macht.

Cellius, Oratio de vita et morte nobilis et praeclarissimi viri Philippi Apiani Ingolstadensis, Tübingen 1591. — v. Prantl, Geschichte d. Ludwig-Maximilians-Universität, München 1872, I, 320 ff.; II, 258 ff. — v. Sydow, Die Kartographie Europas bis zum Jahre 1857, Petermanns Geographische Mittheilungen II, 73 ff. — Günther, Peter und Philipp Apian, zwei deutsche Mathematiker und Geographen, Prag 1881. — Günther, Die Münchener Globen Philipp Apians, Jahrbuch f. Münchener Geschichte II, 131 ff.

Günther.

Aepli: Arn. Otto A., schweizerischer Politiker, geboren zu St. Gallen am 22. August 1816, † daselbst am 4. December 1897. Der Sohn eines angesehenen bürgerlichen Hauses der Stadt St. Gallen, vollendete A. seinen Unterricht in Lausanne und studirte darauf Jurisprudenz in Heidelberg, Berlin und Zürich, worauf er von 1840 an in St. Gallen aus der Gerichtsthätigkeit rasch in die Administration und in höhere Functionen aufstieg. 1849 Mitglied des Kantonsgerichtes, 1851 in den Regierungsrath gewählt, blieb er in dieser obersten Behörde des Kantons, wiederholt als Landammann im Vorsitze, bis 1873. Gleich nach der Aenderung der früheren Gestalt der Eidgenossenschaft kam A. 1849 als Vertreter des Kantons St. Gallen in den Ständerath, und er bewies seinen vermittelnden politischen Sinn 1852 als referirendes Mitglied der mit der Frage des Nachlasses des Gesammtrestes der Kosten des Sonderbundskrieges von 1847 beauftragten ständeräthlichen Commission in dem „mit Fleiß, Geschick und Muth" — so sagt ein politisch abweichend denkender Zeuge — verfochtenen Vorschlage, der zum Abschluß der peinlichen Angelegenheit führte. 1860 wurde A. die wichtige Mission übertragen, die aus Anlaß des sogenannten Savoyerzuges und der daraus entstandenen Wirren nach dem Kanton Genf nothwendig wurde, eine Aufgabe, die ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Genf einbrachte. 1873 nahm er eine Wahl in den Nationalrath an. In höheren Jahren war es A. noch vergönnt, eine schwierige, lange Zeit verzögerte Frage zum Besten seines Heimathkantons und der angrenzenden Landstriche des österreichischen Kronlandes Vorarlberg zu ordnen. Nach Niederlegung seiner Functionen in der Schweiz als Nachfolger Tschudi's (s. A. D. B. XXXVIII, 749—752) Gesandter der Eidgenossenschaft in Wien seit 1883, erreichte A. am 30. December 1892 die Unterzeichnung des Staatsvertrages mit Oesterreich über die Correction des Rheinlaufes in den Bodensee. 1893 legte er seine Mission in die Hände des Bundesrathes zurück und zog in seine Vaterstadt.

Wie schon in den Jahren seiner geschäftsvollen Thätigkeit historische Studien ihn interessirten — eine Abhandlung über die schweizerischen Hoheitsrechte auf dem Bodensee steht in Heft XII der „Mittheilungen des historischen Vereins von St. Gallen", zu dessen Gründern A. 1859 gezählt hatte —, so war er in dieser letzten Zeit seines Lebens von lebhafter Theilnahme an wissenschaftlichen und öffentlichen Fragen stets erfüllt. Der Regierungspräsident von St. Gallen sprach am Grabe Aepli's die Wahrheit, wenn er „milde und wohlwollende Auffassung der Verhältnisse, Anerkennung des Rechten und Guten, wo immer und von wem es angestrebt wurde, unerschütterliche Rechtlichkeit" dem Verstorbenen nachrühmte.

Vgl. Zur Erinnerung an Herrn Minister A. O. Aepli (u. s. f.), St. Gallen 1897. Meyer von Knonau.

Appold: Karl A., Kupferstecher, Maler und Illustrator, geboren am 25. Januar 1840 zu Nürnberg, lernte zuerst bei seinem Vater Johann Leonhard A. (geboren am 12. October 1809 zu Dennenlohe bei Wassertrüdingen, † am 5. December 1858 zu Nürnberg, wohlbekannt durch kleine, treffliche Farbenstiche, darunter auch die „Triktak-Spieler" nach Ostade), gab aber bald ob frühzeitigen Augenleidens, Kupferstich und Aetzcurse auf, um zu München an der Akademie (1860) sich als Maler zu bilden. Er besuchte die Schule von Ph. Foltz und Moriz v. Schwind, in dessen Vortrag und Manier er sich auf das liebevollste und eingehendste vertiefte, obwol er die persönliche Unterweisung des bisweilen, selbst für den treuesten Scholaren sehr unwirschen Meisters nur kurze Zeit genoß. A., bei völliger Mittellosigkeit nur auf sich angewiesen, war genöthigt für Buchhändler und Zeitungen zu illustriren. Voll rastlosen Fleißes, unermüdlich bestrebt, sich weiter zu bilden, arbeitete der junge augenleidende Mann, zeichnete fremde Bilder mit gewissenhafter Treue und tiefem Verständnisse auf Holz, entwarf eigene Compositionen, Alles in der Hoffnung, einen kleinen Schatz zu erwerben und sich damit als Maler weiter zu fördern. Es wird wol nimmer gelingen, all die Blättlein zu sammeln, welche dieser emsige, elastische Geist für Kalender, Journale, Zeitschriften und Bücher erfand und mit möglichster Formvollendung ausführte. So entstand beispielsweise das köstliche leicht aquarellirte Albumblatt für eine Braut, wo ein als Professor des kanonischen Rechts gravitätisch aufgeputzter Eros einem gemischten Zuhörerkreise ein Privatissimum vorträgt über den Ehering und warum derselbe, mit wissenschaftlicher Verweisung auf Isidor's Decretalen und Spangenberg's „Ehespiegel" — am vierten Finger der linken Hand zu tragen sei (1865). Eine andere Zeichnung schilderte (1866) den Herzog Eberhard von Württemberg, welcher bei einer plötzlichen Ueberschwemmung kühn die Wasser durchreitend die in Stuttgarts Straßen auf einen Brunnen geflüchteten Kinder rettet. Auch Neckbilder, Buchstabenräthsel und Anagramme ersann A. mit geistvollem Scherz und schlug die Rechenpfennige des Volkswitzes zu gangbaren Münzen, erfand allerlei Widersprüche und Antithesen, dichtete Märchen-Cyklen, darunter beispielsweise die Bilderbogen „Vom weißen Wolf" (Nr. 360) und „Das Lumpengesindel" (Nr. 375) für Braun und Schneider, alles mit feingefühlter Noblesse im Arrangement. Die von August Heinrich Spieß und Eduard Ille für König Ludwig II. componirten großen Aquarellzeichnungen zu „Tristan und Isolde" und zur „Märe vom Tannhäuser" copirte A. mit so verständnißinniger Treue, daß von der Jury der Internationalen Kunstausstellung 1869 gerade diese Copien, welche durch eine erst später aufgeklärte Verwechslung in den Glaspalast kamen, als die Originalarbeiten ausgezeichnet und prämiirt wurden. Für einen Nürnberger Verleger zeichnete A. an hundert, meist nur 8 cm breite und 6 cm hohe, ganz originelle Compositionen zu einer Bilderbibel, für einen

Schweizer Kalender die tief durchdachten, wohlgerundeten Cyklen einer St. Christoph-Legende (1880), auch „Robert der Teufel“ (1882) und Scenen „Aus den Katakomben“ (1884). Obwol nicht löblich reproducirt und schlecht gedruckt zeigen diese Arbeiten doch von dem begeisterten Streben eines jungen Mannes, welcher die Werke von Dürer und Holbein, von Alfred Rethel, Cornelius, Führich, Schwind, Steinle und Richter zum leuchtenden Vorbilde nahm und sein möglichstes daran setzte, denselben Ehre zu machen. Auch dieses that A. um mageren Sold mit kranken Augen und bei hochgradigem Herzleiden, welches ihn schließlich monatelang an das Krankenlager fesselte, bis ihn am 25. September 1884 ein sanfter Tod erlöste. Sein reicher Nachlaß blieb unbeachtet liegen und gelangte erst in jüngster Zeit bei Auctionen in die Oeffentlichkeit. Dabei kamen auch die Arbeiten wieder an das Tageslicht, welche A. in der ersten Zeit seiner Schwind-Begeisterung entwarf, ganz gefüllt mit wörtlichen Reminiscenzen und Reproductionen; A. dachte bei seiner Ehrlichkeit und Treue gewiß nicht im geringsten daran, Falsarien zu liefern. Als er rechtzeitig zur Einsicht gelangte, wie wenig ihm davon gebühre, ließ er sie arglos und in völliger Vergessenheit liegen. Nun traten selbe im Nachlaß zu Tage, wurden von unbefugten Händen „entdeckt“ und als echte Originale Schwind's auf den Markt gebracht, zur Verzweiflung der wahren Kenner, welche von ihrer schuldlosen Entstehung keine Ahnung hatten.

Vgl. Beilage 41 d. Allgem. Ztg. v. 10. Februar 1885.

Hyac. Holland.

Arends: Leopold Alexander Friedrich A. ist geboren in Rakischek (Rakishi, Gouvernement Wilna, jetzt Kowno in Westrußland) am 22. November/4. December 1817 (nicht am 1. December, wie sogar auf dem Grabdenkmal Arends' angegeben ist). Sein Vater, ein aus Braunschweig eingewanderter Gärtner, starb 1822. Die Mutter, die ebenfalls aus einer deutschen, in Livland eingewanderten Familie der Ostseeprovinzen stammte, heirathete 1823 den Gärtner Gradke in Ruhenthal (Kurland), der 1826 als kaiserlicher Krongärtner nach Riga zog. Hier besuchte A. 1830 die Domschule, wo sich auch sein Sinn für Musik und Dichtkunst, sowie für die Natur entwickelte. Nachdem Gradke 1834 gestorben war, konnte A. seinen Wunsch, Medicin zu studiren, nicht mehr verwirklichen; er verließ 1834 die Domschule und trat 1835 als Lehrling in eine Apotheke in Riga ein. Nach dreijähriger Lehrzeit bestand er 1838 die Gehülfenprüfung an der Dorpater Universität mit Auszeichnung und bezog 1839 diese Hochschule zum Studium der Pharmacie. Neben naturwissenschaftlichen trieb er mit großem Eifer sprachliche, geschichtliche und philosophische Studien, verließ aber aus Mangel an Mitteln bereits 1840 die Universität, um bei einer adeligen Familie in Rosenhof (Kurland) Hauslehrer zu werden. Hier entstanden auch seine dramatischen Schöpfungen „Demosthenes oder Hellas' Untergang“ und „Libussa's Wahl oder der würdigste Mann“. 1844 ging A. nach Berlin und veröffentlichte 1844 die Libussa und 1848 den Demosthenes (unter dem Schriftstellernamen Arend), ohne damit besonderen Erfolg zu erringen. An dem Kampf der Schleswig-Holsteiner gegen die dänische Herrschaft nahm A. als Mitglied des hauptsächlich auf seine Anregung organisirten und besonders aus Studenten bestehenden Berliner Freicorps des schleswig-holsteinischen Contingentes theil. Nach dem Feldzuge nahm er seine private wissenschaftliche Thätigkeit in Berlin wieder auf, beschäftigte sich auch mit paläographischen Studien.

Bereits auf der Domschule in Riga hatte er 1834 an einem Cursus in der Gabelsberger'schen Stenographie theil genommen und seitdem eifrig auch stenographische Studien betrieben. Bereits Ende der 40er Jahre lehrte er sein neues Stenographiesystem. Er veröffentlichte es unter dem Titel „Die Stenographie

in 6 Lectionen zu erlernen. Neues, einfachstes System der Stenographie, gegründet auf die Gesetze der Wortbildung und der Schreibschrift, für jeden faßlich und anwendbar, von L. A. F. Arends, Privatlehrer und Lehrer der Stenographie", Berlin 1850, Gustav Hempel (folio), nach dem Verlage die Hempel'schen Tafeln genannt. A. ertheilte auch hiernach, sowie nach den 1852 von ihm autographirten Vorlageblättern (den sogen. Hannoverschen Tafeln) Unterricht in Berlin, Hamburg, Hannover und Karlsruhe. 1860 erschien sein System in wenig veränderter Gestalt im „Vollständigen Leitfaden einer rationellen, ebenso leicht erlernbaren wie sicher auszuführenden Stenographie oder Kurzschrift für Schulen und zum Selbstunterricht" (Verlag von Friedr. Schulze, Berlin), mit einer wissenschaftlichen Abhandlung „Briefe über die nothwendigen Principien zur Erreichung eines Ideals der Schrift oder des eigentlichsten schriftlichen Aequivalents der Sprache", die er bereits 1852 Alexander v. Humboldt zur Prüfung unterbreitet hatte. In den nächsten Jahren war er für die Verbreitung seines Systems thätig, namentlich als Lehrer im Berliner Handwerkerverein (seit 1859), in dem er Februar 1860 die „Arends'sche Stenographen-Classe" als den ersten Verein seines Systems gründete. 1862 unternahm er Reisen nach Stuttgart und Zürich, woran sich die Gründung weiterer Vereine in diesen Städten anschloß. Sonst lebte A. in Berlin als Schriftsteller und Privatgelehrter, war in den 50er Jahren auch Redacteur und Mitarbeiter verschiedener technischer Zeitschriften. An stenographischen Werken schrieb er noch: „Rationelle Volks-Stenographie in 6 Unterrichtsbriefen, herausgegeben vom Bureau für Arends'sche Stenographen" (Gaillard), Berlin 1876, sowie das „Vollständige Lehrbuch einer rationellen Militär-Stenographie" (Berlin, P. Gustedt, 1876). Der „Leitfaden" erschien 1882 in 12., 1884 in 15. Auflage (in 2 Theilen, erster methodischer Theil, zweiter theoretischer Theil), zuletzt 1893 in 21. Auflage. Auch bearbeitete er eine Uebertragung seines Systems auf das Ungarische und Englische und war noch in seinen letzten Lebenstagen mit der Uebertragung auf das Russische, sowie mit der Herausgabe einer Blinden-Stenographie beschäftigt.

Außerdem veröffentlichte A. eine populäre Darstellung der Physik und Chemie unter dem Titel: „Das Wunderreich der Natur" (Berlin, Sacco und Co. 1848), versuchte sich auch während des Krimkrieges auf dem Gebiete des zeitgeschichtlichen Romans und gab eine Sammlung lyrischer Gedichte, Sprüche und Epigramme unter dem Titel „Festgabe für Gemüth und Verstand" heraus (Berlin 1878, Erich Wallroth). Besonders eingehende Studien trieb er auf dem Gebiete der Musikgeschichte. 1867 wollte er in einem Werke „Ueber den Sprachgesang der Vorzeit und die Herstellbarkeit der althebräischen Vocalmusik" (Berlin, Fr. Schulze, 1867) die Noten der verloren geglaubten hebräischen Vocalmusik für die poetischen Stücke des alten Testaments in den Consonanten der hebräischen Quadratschrift wieder aufgefunden haben, ohne daß er damit freilich bisher Zustimmung in wissenschaftlichen Kreisen gefunden hat; auch schrieb er über arabische und germanische Musik in Mendel's musikalischem Conversationslexikon, wobei er ebenfalls dem altgermanischen Stabreim eine besondere Bedeutung beilegte.

1856 hatte A. die Wittwe seines verstorbenen Freundes Karl Gaillard geheirathet, mit der er in kinderloser Ehe lebte. Er starb am 22. December 1882 an den Folgen des Speiseröhrenkrebses und der Lungenentzündung. Bereits 1881 wurde ihm zu seiner silbernen Hochzeit eine Ehrengabe überreicht, um die Herausgabe der Blinden-Stenographie zu ermöglichen, auch 1882 von dem Verein in Hamburg eine „Arendsstiftung" begründet. An seinem Wohnhause in Berlin, Besselstraße 16, wurde am 1. December 1885 eine Gedenktafel, auf dem französischen Kirchhofe in Berlin am 1. December 1889 ein Grabdenkmal von seinen

stenographischen Schülern enthüllt. Seine Wittwe, Marie Auguste geborene Hintberg, starb am 27. September 1897 im 79. Lebensjahre.

Die Arends'sche Stenographie beruht auf dem von Gabelsberger für die deutsche Kurzschrift begründeten sogenannten graphischen oder cursiven Schreibprincip, d. h. die Schreibelemente bestehen aus Theilzügen der gewöhnlichen Schrift. Als die drei „Principien des Systems" stellten die Hempel'schen Tafeln 1850 hin, daß 1. die Hauptzeichen für die Consonanten schräg von oben nach unten verlaufen, so daß durch die verschiedenen Modificationen in der unteren Gestaltung derselben nicht allein alle Vocale, sondern auch viele gleichlautende Silben mit der einfachsten Bezeichnung gegeben werden können; 2. wenige Zeichen, die von unten nach oben steigen, nach ihrer Höhe und Richtung eine besondere Bedeutung erhalten, wodurch sie, z. B. bei dem Hilfszeitwort werden oft der Inbegriff von mehreren Consonanten und ihren Vocalen werden können; 3. die Buchstaben in ihren Verbindungen die möglichst große Aehnlichkeit mit der gewöhnlichen Schrift haben, auch wie dieselbe zu ihrem Verständnisse nicht eines schwächeren oder stärkeren Schriftzuges oder einer Abweichung von der Linie bedürfen. Die Schrift selbst sei „mit Vergleichung der deutschen, lateinischen, griechischen und russischen Schriftzüge" gebildet. Dagegen sucht der Leitfaden von 1860 folgende vier „Hauptprincipien" des Systems zu begründen: 1. Die Natur des Lautes, ob Vocal oder Consonant, soll in den Schriftzügen zum Ausdruck gelangen, indem die Vocale grundsätzlich Aufstriche, die Consonanten Abstriche erhalten; 2. Größte Bildsamkeit der Zeichen, indem sie sämmtlich in geradem Striche gleichförmig abschließen („Stabprincip"); ihr unteres Ende soll in die Vocalzeichen übergehen, so daß diese mit dem Consonanten eine Einheit bilden, gerade wie in der gesprochenen Silbe; 3. Die Stammsilbe soll als der, den eigentlichen Begriff enthaltende Theil des Wortes vor den Vor- und Nachsilben hervortreten; ebenso sollen die untergeordneten Theile des Satzes zurücktreten: beides unter Zuhülfenahme von kleineren Neben-, Hülfs- und Schlußzeichen; 4. Weitere systematische Abkürzung der Schrift, indem in geschlossenen Gruppen gleich und ähnlich klingende Wörter vereinigt und gleichmäßig gekürzt werden (besondere Bezeichnung des auslautenden in, ern, n, aft, uft, aupt, nft, rer, ker, Bezeichnung des in- und auslautenden l durch Stellung des Wortes über der Schriftlinie, des auslautenden w durch ein aufsteigendes Nebenzeichen, des s durch das Strich-s u. s. w.).

Nach A.s Lehrbuch von 1850 war die Stenographie „durch ihre den Lauten entsprechende Kürze der eigentlichste schriftliche Ausdruck der Sprache"; sie soll „die so viel Zeit und Mühe erfordernde Kurrentschrift vollständig ersetzen" (Einleitung). Der Leitfaden beruht dagegen auf dem Gedanken, daß es in erster Linie gelte, das „Ideal einer Schrift" aufzustellen, daß aber „jedes vollkommene Abbild der Sprache nothwendig auch eine Stenographie sein müsse". Der Hauptunterschied des Systems von anderen besteht in der Bezeichnung des Vocals durch Veränderung des unteren Theils der geradlinig endenden Consonanten (dem sog. Stabprincip); alle übrigen Bestimmungen beruhen nur auf dem Streben nach größerer Kürze. Den gleichen Grundsatz befolgten schon mehrere französische Systeme (Painparé 1831, Fayet 1832, Dujardin 1834, Senocq 1834), sowie das deutsche System von Rahm (veröffentlicht von Rahn 1849), und man glaubte namentlich einen Einfluß von Fayet und Rahm auf A. nachweisen zu können; doch hat A. selbst stets versichert, daß er bei Aufstellung seines Systems beide nicht gekannt habe. A. gebührt das Verdienst, daß er die alleinige Durchführung dieses, auch schon von Gabelsberger zuweilen befolgten Grundsatzes in der deutschen Kurzschrift zur Geltung gebracht hat, und zwar in Verbindung mit einem anderen Grundsatze, dem der Verwerfung der noch von Rahm beibehaltenen doppelten Druckstärke. Er erreichte diese Eigenheiten freilich nur dadurch, daß er einzelne

Consonanten durch ihre verschiedene Stellung zur Linie unterschied, auch mehrfach zu peinlicher Unterscheidung greifen mußte. In der weiteren Ausbildung der Schrift hat auch das Streben nach Kürze zu vielfacher Durchbrechung der ursprünglichen Principien geführt. Auch wußte A. die Fülle neuer productiver Kürzungsgedanken nicht zu zügeln, sodaß das System außerordentlich unregelmäßig und verwickelt wurde. Hierdurch, sowie durch die unpraktische Gestaltung des Leitfadens wurde auch sein Streben nach einer größeren Popularisirung der Stenographie wesentlich beeinträchtigt und der Keim zu den vielfachen Kämpfen und der schließlichen Zersplitterung seiner Schule gelegt.

Geschichte der Arends'schen Schule und Schrift. Die von A. gegründete Stenographen-Classe des Berliner Handwerkervereins ging 1861 in den „Berliner Centralverein" auf. Neben anderen Vereinen wurde 1864 der „Apollo-Bund" gegründet, 1867 schlossen sich die damals bestehenden Vereine zu einem „Verbande Arends'scher Stenographen-Vereine" zusammen (erster Vorsitzender Christian Roller). Bereits 1862 und 1865 waren Zeitschriften des Systems erschienen, die aber bald wieder eingingen, während die 1866 begründete Antitironia (A. faßt in den oben genannten „Briefen" sämmtliche bisherige Systeme unter dem Namen der Tironianischen Schriften zusammen und setzt ihnen seine „rationelle Schrift" als die „antitironianische Methode" entgegen) bis 1880 bestand. Leider wollte A. die wenig den Anforderungen des Schulunterrichts entsprechende Gestalt seines Leitfadens nicht ändern, und dies verwickelte ihn in eine heftige Fehde mit Roller, der 1871 von der Leitung des Centralvereins zurücktrat und den „Arends'schen Stenographen-Bund" gründete, 1872 eine eigene Zeitschrift „Der Tachygraph" herausgab, dann 1873 ein neues Lehrbuch der Arends'schen Schrift veröffentlichte und sich 1875 ganz von A. trennte und ein eigenes System als wesentliche Vereinfachung des Arends'schen veröffentlichte. Auch Lehmann, der bisherige Vorsitzende des Arends'schen Vereins „Merkur" in Berlin, trat 1875 mit einem eigenen, freilich auf anderen Grundsätzen beruhenden System der „Stenotachygraphie" hervor. Aehnliche Auseinandersetzungen hatte A. mit Gustav Wendtland durchzufechten, der 1876 einen „Praktischen Lehrgang" veröffentlichte, auch seit 1875 den „Stenographischen Kurier" herausgab. Eine weitere Zeitschrift, „Der Stenograph", erschien seit 1878 in Aachen (bis 1896). 1880 begründete Matschenz in Berlin, der Vorsitzende des Hauptverbandes, die „Stenographischen Blätter". An größeren Verbänden waren 1873 der Osterländische Verband, 1877 der Westdeutsche Verband, der 1882 in den „rheinisch-westfälischen Verband" überging und 1882 der „Schlesische Verband" gegründet worden. Bei Arends' Tode zählte die Schule 60 Vereine mit 1010 Mitgliedern.

A. hatte durch letztwillige Verfügung seine Wittwe veranlaßt, weder eine Umgestaltung des Leitfadens noch eine Aenderung des Systems zuzulassen. Angesichts der mehrfach erscheinenden einfacheren Lehrbücher (Rosenberg 1883, Auerbach 1883) sah sich aber der Hauptverband zu einer Bearbeitung des Arends'schen Leitfadens veranlaßt (15. Auflage 1884). Das Erscheinen einer besonderen Debattenschrift des Systems von G. Wendtland (1885) rollte weiter die Frage einer Trennung des Systems in Schul- und Debattenschrift auf (so B. Blank, Die Arends'sche Stenographie ein Bild der Sprache). Der Apollobund beschäftigte sich 1888 auch mit einer weiteren Vereinfachung der Schrift und nahm ein von seinem Vorsitzenden Matschenz vorgeschlagenes neues Nebenzeichen für l an. Der Hauptverband, dem sich 1888 die früheren Verbände, sowie die neu gegründeten Verbände, nämlich der Hannover-Braunschweigische, der Märkisch-Pommersche, der Sächsisch-Anhaltische und der Schweizerische Verband als Unterverbände angeschlossen hatten, setzte 1889 einen Systemausschuß „zur Prüfung der die Schule bewegenden Fragen" ein. Matschenz veröffentlichte aber bereits

Ende 1889 seine „neue L-Regel" und 1890 ein „Lehrbuch der vereinfachten Stenographie Arends' und berief, als der Systemausschuß der Schule zu keinem Ergebniß kam, 1890 einen Sonderausschuß, der das „ganz vereinfachte Arends'sche System" feststellte, das gegenüber dem Originalsystem eine Vertauschung der Zeichen von l und k aufweist. Der Systemausschuß schloß seine Arbeiten ab mit der Empfehlung der Herausgabe eines billigen Lehrbuches, dem von Korb und von Fr. Spahr und P. Hirsch entsprochen wurde. Ein neu gebildeter Systemausschuß, dessen Vorsitz 1892 Engelbrecht übernommen hatte, legte 1893 dem Verbandstage zu Dortmund den Entwurf eines vereinfachten Arends'schen Systems vor; dieser lehnte die Annahme ab, verwies den Entwurf aber an einen „erweiterten Systemausschuß", dessen Beschlüsse bindend sein sollten. So wurde 1894 dem Verbandstage zu Magdeburg ein neues System (sogen. Reform-Arends) vorgelegt, das ebenfalls mehrere Buchstabenänderungen gegenüber dem Originalsystem aufweist und mehrere Kürzungsregeln desselben theils ganz beseitigt, theils erheblich einschränkt. Trotz dieser inneren Wirren hatte die Propaganda nicht geruht, und 1892 war ein Süddeutscher Verband, sowie 1894 ein Brandenburgisch-Pommerscher Verband gegründet worden. Dagegen ging die wesentlich zur Propaganda 1888 gegründete „wissenschaftliche Anstalt Arends'" 1892 ein, wurde aber von Matschenz gleich wieder neu gegründet. Außer einer 1884/85 kurze Zeit bestandenen „Freien Stenographenzeitung" war 1893 die „Freie stenographische Presse" von Hirsch und Engelbrecht zur Vertretung der Interessen der „Reformschrift" begründet worden, die 1896 sich mit den Stenographischen Blättern verschmolz. Dagegen vertrat der „Apollo" das „ganz vereinfachte System" von Matschenz und Fr. Spahr gab die „Arendsia" 1894 für die dem alten System Treubleibenden („Alt-Arends") heraus. Eine weitere Systemreform („Neu-Arends") veröffentlichte 1895 Wendtland. Am 1. October 1895 erklärten sich von den bestehenden 173 deutschen Vereinen 93 mit 1992 Mitgliedern für Matschenz, 42 mit 736 Mitgliedern für die Reformschrift und 32 mit 770 Mitgliedern für Alt-Arends. Zur Herstellung einer größeren Schrifteinheit trat 1895 ein Einigungsausschuß unter dem Vorsitze von Kunow zusammen; als aber in diesem die Alt-Arendsianer und Matschenzianer im Gegensatze zu den Anhängern der Reformschrift von 1894 eine Einigung erzielten, verlangten die letzteren, veranlaßt durch die zwischenzeitlich aufgetauchten Bestrebungen zur Herbeiführung einer größeren Einheit in der deutschen Stenographie und das Einigungssystem Stolze-Schrey, auf dem Verbandstage in Berlin 19. September 1897 eine Einigung aller „vocalschreibenden Systeme". In den „Einigungsausschuß der vocalschreibenden Systeme" traten außer Anhängern der drei Arends'schen Richtungen auch Vertreter der Systeme Roller, Brauns und Kunowski ein; nachdem die Braunsianer ausgetreten waren, empfahl der Einigungsausschuß am 2. Januar 1898 die „National-Stenographie" der Gebrüder von Kunowski zur Annahme, ein System, das ebenfalls auf dem Arends'schen Stabprincip beruht, aber im Gegensatze zu diesem die Vocale durch Abstriche und die Consonanten durch Aufstriche wiedergibt. Wegen dieses durchgreifenden Unterschiedes vom Arends'schen System fand die „National-Stenographie" daher auch keine einheitliche Annahme in der Arends'schen Schule, vielmehr lehnte der Alt-Arends'sche „Central-Verein", sowie der Matschenz'sche „Apollo-Bund" die Annahme derselben ab, während sie von den vier Verbänden des Hauptverbandes angenommen wurde, worauf der Verband sich auflöste. Nachdem im Sommer 1898 Matschenz und Roller vergebens eine Einigung versucht hatten, nahm der Apollobund weitere Aenderungsvorschläge von Matschenz an, der Ostern 1898 einen Bund aller Arendsianer unter dem Namen „Hauptverband" gründete. Im März 1899 haben sich auch die Freunde der „Reform-

schrift“ wieder gesammelt, die inzwischen eingegangenen „Stenographischen Blätter“ neu herausgegeben und den „Arends'schen Stenographenbund“ neu begründet.

Die Zählung vom 30. Juni 1899 wies 101 Vereine mit 2696 Mitgliedern in Deutschland auf, von denen im Deutschen Reiche 12 V. mit 602 M. für Alt-Arends, 78 V. mit 1864 M. für Matschenz-Arends und 9 V. mit 194 M. für Reform-Arends wirken.

Uebertragungen des Arends'schen Originalsystems sind erfolgt: 1. auf das Englische von a) Möller-Ingram, † 19. Januar 1871, im J. 1866; b) von Arends-Timme 1881 (nicht veröffentlicht); c) von Max Berthold 1882; d) von Medron 1886; e) von Emter 1887; f) von F. Skoog 1894; 2. auf das Französische von F. Grebe (1872) und von Dr. H. Grosse (1873); 3. auf das Italienische von C. Mehnert 1888; 4. auf das Lateinische von Dr. Grosse 1868/69 (Antitironia) und von W. Konrad (=Benno Mühlenthal) 1884; 5. auf das Schwedische von Erik Bergsten (unter Mitwirkung von A., 1881); Bergsten gab 1893 eine Debattenschrift für die schwedische Sprache heraus und bearbeitete 1895 die Schrift nach der Reform des deutschen Systems von 1894; 6. auf das Dänische und Norwegische von W. de Shárengrad 1892; 7. auf das Spanische von C. Möller-Ingram 1869; 8. auf das Ungarische von Prof. Dohnányi 1873 (2. Auflage 1878); 9. auf das Russische von A. selbst (nicht veröffentlicht, Manuscript verloren); 10. auf das Holländische von F. Grebe 1874 (Tachygraph). Von diesen Uebertragungen hat namentlich die schwedische vielfachen Anklang gefunden.

Dr. Grosse, Leopold Arends, eine biographische Skizze. Berlin 1878. — Dr. Grosse, Leopold Arends' Werden und Wirken. 1. Buch: Die Jugendzeit des Meisters. Heiligenbeil 1896. (Bisher nicht mehr erschienen.) — Autobiographie Arends' im Leitfaden, 15. u. folgende Auflagen. — Biographische Einzelheiten: Antitironia 1868. — Gustav Wendtland, Leop. Arends (Archiv f. St. 1883, S. 40, 74). — Max Bäckler, Leop. Arends (Magazin f. St. 1883, S. 5). — Wendtland, Leopold Arends und seine Schule, Brieg 1883 (unvollständig). — H. Müller-Bohn, Erinnerungen an L. Arends (Bär Nr. 12, 18. December 1886). — Jos. Meyer, Biographie Arends' (in dem Instructiven Dictierbuch von Wrubel, Wetzikon). — Paul Hirsch, Geschichte der Arends'schen Stenographie. Nach authentischen Quellen. 2 Theile. Berlin 1894 und 1895. — Rösener, Geschichte des Arends'schen Stenogr.-Vereins Apollobund. Berlin 1889. Mit einem Litteraturverzeichniß der Arends'schen Schule. — Rösener, Die Trennung Rollers von Arends (Wissenschaftl. Centralblatt f. St. 1890, Nr. 4, 5). — Denkschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Arends'schen St. in Magdeburg 1888. — Mertens, Deutscher Stenographen-Kalender. Seit 1891. — Arends'scher Stenographen-Kalender. Seit 1878. — Dr. Rätzsch, Ueber den Ursprung des Arends'schen Systems (Correspondenzblatt des Stenogr. Instituts, Dresden 1883, S. 5, 17; vgl. auch Krieg, Katechismus der Stenogr., 3. Aufl., Leipzig 1900, S. 163). — Hein. Grosse, Die Pädagogik und die Stenographie, 1872. — Ders., Die theoretischen Grundlagen eines Ideals der Lautschrift und dessen praktische Verwirklichung. 1889. Mit Anhang von E. Nordmann, Die Arends'sche St. u. ihre Nachbildungen. — E. Nordmann, Alt-Arends und seine Verbesserungen. Freie Stenogr. Presse 1895, 2. Jahrg., S. 107. — Paul Hirsch, Die Lage der Arends'schen Schule. Berlin 1893. — W. Engelbrecht, Die Reform der Arends'schen Kurzschrift. Berlin 1893. — J. Mansbacher, Zur Lage der Arends'schen Schule. Berlin 1893. — E. Nordmann, Kann die Arends'sche Stenogr. verbessert werden? (Freie Stenogr. Presse, 1. Jahrg. 1893/4,

Nr. 5 ff.) — P. Hirsch, Ist eine Einigung der verschiedenen Richtungen der Arends'schen Schule möglich? (Ebenda, Nr. 7 ff.) — Dr. Johnen, Die Reform des Arends'schen Systems. (Schriftwart 1895.) — Meinberg, Arends' rationelle St. u. ihre Vereinfachung (Deutsche St.-Ztg. 1895). — Dr. Rätzsch, Das System Arends. Dresden 1884. — Schickenberg, Die Einigung der Stenographieschulen Arends und Roller auf Grund der National-Stenographie. Berlin 1898. — Kritiken des Systems z. B. bei Faulmann, Historische Grammatik der Stenographie, Wien 1887, und bei Kaselitz, Kritische Würdigung der deutschen Stenogr.-Systeme von Gabelsberger, Stolze und Arends. Berlin 1875. C. Johnen.

Arentsschildt: Alexander von A., königlich hannoverscher und königlich preußischer Generallieutenant, ein Sohn des Generals Wilhelm v. A. (s. u.), am 14. October 1806 zu Lüneburg geboren, trat am 12. November 1822 als Cadett beim 1. oder Infanterieregimente Göttingen in den hannoverschen Dienst, wurde am 10. October 1824 beim 3. oder Infanterieregimente Hildesheim Officier, im J. 1831, nachdem er seit 1829 die Generalstabsakademie besucht hatte, Regiments-, später Brigadeadjutant und 1847 Compagniechef. Als solcher machte er 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein die Feldzüge gegen Dänemark und in dem dazwischen liegenden Winter die von der Reichsgewalt in Frankfurt a. M. zur Herstellung von Ruhe und Ordnung verfügte Besetzung thüringischer Landestheile mit. Nachdem er seit 1858 das 6. Infanterieregiment in Verden und demnächst in Hannover befehligt hatte, wurde er 1861 zum Commandeur der 2. Infanteriebrigade in Celle befördert, 1863 ward er zur Theilnahme an der Inspicirung des großherzoglich hessischen Bundescontingents nach Darmstadt entsendet. — Da kam das Jahr 1866. Als der Krieg gegen Preußen in Sicht war erhielt General v. A. das Commando einer aus allen Waffengattungen gemischten Brigade, welche am 15. Juni bei Burgdorf, zwischen Celle und Hannover, versammelt werden sollte, aber während die Truppen auf dem Marsche dahin unterwegs waren ging ihnen die Weisung zu, nach Göttingen zu rücken. Dort wurde A. am 17. durch die Nachricht überrascht, daß er zum commandirenden General der Armee und gleichzeitig zum Generallieutenant ernannt worden sei. Damit waren neun ältere Officiere übergangen, welche demzufolge aus ihren bisherigen Wirkungskreisen schieden. Keinem von ihnen wollte der König, nachdem General Gebser abgelehnt hatte, den Oberbefehl anvertrauen; bei einem jeden von ihnen mochte er das eine oder das andere Bedenken haben. So kam es, daß seine Wahl auf A. fiel. Sie war dem General selbst ebenso überraschend wie den ihm unterstellten Truppen, denen sofort zweifelhaft erschien, ob er der schwierigen Aufgabe gewachsen sein würde, deren Bewältigung nicht nur hervorragende militärische Fähigkeiten sondern auch das Geschick verlangte, die durch die Kriegslage gebotenen Maßregeln mit denjenigen Anordnungen in Uebereinstimmung zu bringen, welche die nothwendige Rücksicht auf die bestehenden politischen Verhältnisse angezeigt erscheinen lassen würde. Und schließlich war A. nur dem Namen nach der Oberbefehlshaber. Die letzte Entscheidung blieb dem Könige vorbehalten, dessen Ohr auch anderen Rathgebern offen war. A. erkannte vollständig die Sachlage und war sich klar darüber, daß seine Kräfte den Anforderungen nicht gewachsen seien, welche sie an ihn stellen würden. Freimüthig und bescheiden bat er ihn in seiner Stellung als Brigadecommandeur zu belassen. Erst auf wiederholtes Andringen, welches von der Verheißung begleitet war, daß er in seiner Commandoführung durchaus selbständig sein würde, übernahm er diese. Es gelang ihm, die Armee bis an den Fuß des Thüringer Waldes zu führen. Wäre sie im

Marsche geblieben, so war ihr Entkommen nach Baiern sicher. Da mischte sich die Politik in die militärischen Anordnungen. Die Armee, am 21. von Göttingen aufgebrochen, machte am 23. bei Langensalza Halt und hier erfocht A., nachdem die Unterhandlungen wegen eines friedlichen Austrages ergebnißlos geblieben waren, am 27. einen taktischen Sieg, dem aber eine nicht von ihm verschuldete strategische Niederlage folgte. Am 28. erklärte er, auf Grund eines von den durch ihn zusammenberufenen höchsten Officieren der Armee abgegebenen Gutachtens, dem Könige, daß letztere nicht mehr kampffähig sei. Er wurde nun beauftragt, eine Capitulation abzuschließen, welche am 29. zu Stande kam und in Gemäßheit deren die Truppen nach Abgabe ihres gesammten Kriegsmaterials mittels der Eisenbahn in die Heimath zurückbefördert wurden, um dort beurlaubt zu werden. Am 5. Juli war die Auflösung der Armee beendet. Am 24. December d. J. wurde auch das Schicksal der Officiere besiegelt, indem General v. A. ermächtigt wurde allen denen, welche darum nachsuchen würden, den Abschied auszufertigen; sie erhielten dadurch die Freiheit in das preußische Heer und in anderweite Kriegsdienste überzugehen oder mit Pension in den Ruhestand zu treten. A. selbst ward auf seinen Antrag in den Verband der preußischen Armee aufgenommen und gleichzeitig mit Pension zur Disposition gestellt. Er übersiedelte nun nach Hannover, wo er am 14. Mai 1881 gestorben ist.

Militär-Wochenblatt Nr. 44, Berlin 1881. — Fr. v. der Wengen, Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866, Gotha 1886. — v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866, 1. Band, Berlin 1896. — B. v. Diebitsch, Die Königlich Hannoversche Armee auf ihrem letzten Waffengange im Juni 1866, Bremen 1897. — A. und R. v. Sichart, Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee, 5. Bd., Hannover und Leipzig 1898.
B. v. Poten.

Arentsschildt: Wilhelm Daniel von A., kaiserlich russischer Generalmajor, am 7. Januar 1761 als der Sohn eines kurhannoverschen Officiers geboren, welcher als Generalmajor von der Cavallerie starb, wurde in seinem 13. Lebensjahre in das Pagencorps zu Hannover aufgenommen, trat aus diesem als Fähnrich bei der Fußgarde in die nämliche Armee, welcher sein Vater angehörte, und ging im Winter 1781/82 als Lieutenant im 15. (später 14.) Infanterieregimente, dessen Officiere sich für diese Verwendung freiwillig gemeldet hatten, über England nach Ostindien. Georg III. hatte gestattet, daß in des Königs deutschen Staaten zwei Regimenter für den Dienst der Indischen Compagnie geworben würden. Hier hat A. fast zehn Jahre lang gegen die Franzosen und die eingeborenen Völkerschaften unter Tippo Sahib gefochten. Erst 1792 kehrte das Regiment in die Heimath zurück (von dem Knesebeck, Geschichte der churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorka und Ostindien, Hannover 1845). Als darauf im J. 1793 das Kurfürstenthum zum Kriege gegen Frankreich ein „Auxiliarkorps“ nach den Niederlanden entsandte und aus diesem Anlasse das 14. Infanterieregiment zu einem leichten Regimente umgewandelt wurde, erhielt A., zum Capitän aufgerückt, das Commando einer der beiden dazu gehörenden, aus Forstleuten errichteten Jägercompagnien, führte diese im März 1794 nach Flandern in das Feld, wurde im August d. J. zum Major im 11., 1802 zum Oberstlieutenant im 4. Infanterieregimente befördert und befehligte dieses als im J. 1803 die Franzosen das Land besetzten. Nachdem die Armee in Gemäßheit der Elbconvention vom 5. Juli d. J. aufgelöst war (L. v. Sichart, Geschichte der Königlich Hannoverschen Armee, 3. Bd., 2. Abth. und 4. Bd., Hannover 1870/71), fand A. unter Zustimmung König Georg's III. mit dem gleichen Grade Anstellung im russischen Generalstabe und war, als der Krieg von 1805 gegen Frankreich bevorstand, nach Mecklenburg entsandt, um

von Bützow aus bei dem Einrücken der Russen in das Kurfürstenthum das Erforderliche vorzubereiten (v. Ompteda, Politischer Nachlaß, 1. Abth., Jena 1868). Als im Spätherbste der Einmarsch erfolgte, begleitete A. die vom General Ostermann geführte Vorhut der Armee des Generals Tolstoi. Aus dem russischen Dienste im J. 1807 aus Gesundheitsrücksichten geschieden, kam er 1809 in die des Herzogs von Oldenburg, welcher, nachdem er dem Rheinbunde beigetreten war, ein Truppencorps von 800 Mann Infanterie errichtete und A. an die Spitze stellte; seines Bleibens war aber dort nicht lange. Am 28. Februar 1811 machte ein Willkürgebot Napoleon's dem Bestehen des Herzogthums ein Ende, Oldenburg wurde dem Kaiserreiche einverleibt, das Truppencorps ging in dem 129. französischen Infanterieregimente auf, A. nahm den Abschied (v. Weltzien, Militärische Studien aus Oldenburgs Vergangenheit und Geschichte des Oldenburgischen Contingents, Oldenburg 1858).

Herzog Peter begab sich nach Rußland und dorthin wurde auch A. berufen. Er sollte als Mittelsmann gebraucht werden, um für den mit Frankreich drohenden Krieg preußische Officiere, die nur mit Widerwillen auf Seiten der Franzosen fechten würden, in den russischen Dienst herüberzuziehen. Bald nach seinem Eintreffen in Petersburg wurde er, in der ihm ertheilten Instruction vom 20. November/2. December 1811 als kaiserlich russischer Oberst bezeichnet, zu jenem Zwecke nach Berlin gesandt. Bei Vollziehung seines Auftrages unterstützten ihn der hannoversche Gesandte L. v. Ompteda (s. A. D. B. XXIV, 355) und Gneisenau. Das Ergebniß von Arentsschildt's Sendung war der Uebertritt einer Anzahl hervorragend tüchtiger Officiere aus dem preußischen Heere in das russische. Sie bildeten demnächst den Kern der Führer der russisch-deutschen Legion. Als nach langen Vorbereitungen die Errichtung derselben begann wurde A. im Juni 1812 mit der Aufgabe betraut in Reval Truppen aller Waffengattungen aufzustellen. Aber schon zu dieser Zeit war er nicht mehr der frische, unternehmende Mann, der er früher gewesen war. Der Geschichtschreiber der Legion, der preußische Hauptmann v. Quistorp (Berlin 1860) schildert ihn in nachstehender Weise: „Damals ein Einundfünfziger, durch das Schicksal mehrfach hin und her verschlagen, in vielfachen Feldzügen — selbst in der heißen Zone Indiens gegen Tippo Sahib — verbraucht, und Vater einer zahlreichen Familie, wurde der Oberst nicht mehr von der Thatkraft geleitet, welche die außerordentlichen Verhältnisse erforderten. Wenn nun auch in Folge dessen die Geschäfte nicht den Fortgang nahmen wie bei energischer Führung zu erwarten stand, so fehlten ihm doch nicht jene Haupteigenschaften, auf denen der Werth des deutschen Officiers beruht: Rechtlichkeit und Pflichtgefühl; und die jugendliche Tüchtigkeit der ihm zugetheilten Officiere glich mancherlei Mängel großentheils aus". Im Frühling 1813 marschirte er mit den von ihm gebildeten Truppen nach Königsberg und von dort, nachdem die sehnlich erwarteten Gewehre eingetroffen waren, mit dem marschfertigen Theile der Legion, etwa 5000 Mann, im Juni nach dem Kriegsschauplatze an der Niederelbe. Am 28. d. M. wurde der englische General Graf Wallmoden zum Chef der Legion und zum russischen Generallieutenant, A., unter Belassung in der von ihm bis dahin bekleideten Stellung als Commandeur der 1. Brigade, zum Generalmajor ernannt. In den während des Feldzuges ausgegebenen Ordres de bataille erscheint er als Commandeur der russisch-deutschen Infanteriedivision des Wallmoden'schen Armeecorps und als solcher nahm er an dem Treffen bei der Göhrde sowie an den ferneren Kriegsereignissen in Mecklenburg, Lauenburg und Holstein theil bis der am 15. Januar 1814 abgeschlossene Friede den Feindseligkeiten gegen Dänemark ein Ende machte und die Legion zur Blokade von Hamburg auf dem linken Elbufer herangezogen wurde. Von dort ging Wallmoden in Dienstangelegen-

heiten nach Hannover, A. übernahm am 31. d. M. das von jenem geführte Commando, wirkte bei zwei vom Oberbefehlshaber, dem russischen General Graf Bennigsen, unternommenen vergeblichen Angriffen auf Harburg mit und führte Mitte Februar die Legion nach den Niederlanden, wo Wallmoden am 28. März das Commando wieder übernahm und keine Gelegenheit zu nennenswerther kriegerischer Thätigkeit mehr geboten ward. Als der Friede geschlossen war handelte es sich darum, was aus der Legion werden solle. Die Frage wurde im Juli dahin entschieden, daß sie bestehen bleiben solle, ohne daß bestimmt war, in welches Staates Dienste sie treten würde; es war später Preußen. A. nahm schon damals den Abschied, welcher ihm unter Belassung seines Gehaltes als Pension bewilligt wurde; bevor er sich aber nach Hildesheim, wohin er sich zurückzuziehen gedachte, begab, schiffte er sich nach England ein, um dort mit Erfolg für die Neubekleidung der Truppen thätig zu sein; auch wirkte er diesen hier ein zweimonatliches Gehalt als Ehrengabe aus. Den Rest seiner Tage verlebte er in Hildesheim, wo er am 25. October 1835 gestorben ist.

B. v. Poten.

Argelander: Friedrich Wilhelm August A., Astronom, geboren am 22. März 1799 zu Memel, † am 17. Februar 1875 zu Bonn. Seine Jugend fiel in eine überaus bewegte Zeit; Frankreich hatte überwältigende Siege über Preußen erfochten, und als die königliche Familie gezwungen war, in der entferntesten Stadt ihres Reiches Zuflucht zu suchen, wohnten einige der Prinzen in dem Hause des — ursprünglich aus Finland stammenden — Kaufmannes Argelander, dessen achtjähriger Sohn zu dem etwas älteren Kronprinzen, dem späteren Könige Friedrich Wilhelm IV., in nahe, für das ganze Leben nachhaltende Beziehungen trat. Das Gymnasium besuchte der junge A. zuerst in Elbing, nachher in Königsberg i/Pr., und hier ließ er sich auch 1817 als Studiosus der Cameralwissenschaften immatriculiren. Bald jedoch zog ihn Bessel's überaus anregender Unterricht zur Astronomie hinüber, und schon nach wenigen Semestern konnte ihm der Meister wichtige Rechnungen und Beobachtungen für den 5. Band der „Königsberger Beobachtungen“ anvertrauen. Seit dem 1. October 1820 wirkte er als Gehülfe an der Sternwarte; seine Hauptaufgabe bestand in der Mitarbeit an Bessel's berühmten Zonenbeobachtungen, und noch erhaltene Briefe, welche letzterer an Olbers und an den Minister v. Altenstein richtete, beweisen die hohe Achtung, mit welcher der große Astronom auf die Thätigkeit seines Assistenten blickte. Während dieser Zeit machte A. auch seine ersten Kometenbeobachtungen am Kreismikrometer. Am 1. April 1822 promovirte er auf Grund seiner Dissertation: „De observationibus astronomicis a Flamsteedio institutis“, und diesen Gegenstand verlor er auch im späteren Leben nicht mehr aus den Augen. Bald nachher trat er mit einer größeren Arbeit vor das Publicum, welche seinen Namen rasch bekannt machte. Die „Untersuchungen über die Bahn des großen Kometen vom Jahre 1811“ (Königsberg 1822) lieferten einerseits von der Zuverlässigkeit der Bessel'schen Methoden, andererseits von dem ausdauernden Fleiße des Berechners eine glänzende Probe. Gewisse Wahrnehmungen über die Schwierigkeit, Kometenbahnen ausschließlich auf die allgemeine Gravitation zurückzuführen, haben sogar auf Bessel's bekannte Ansichten über die Natur der Schweifsterne bestimmend eingewirkt. Mit jener Schrift habilitirte sich A. an der heimischen Hochschule, aber sein Bleiben daselbst war kein langes, denn im April 1823 wurde er zum Observator an der Sternwarte in Åbo ernannt, wo er auch fünf Jahre später eine ordentliche Professur erhielt. Mit der Universität, welche nach Helsingfors verlegt worden war, siedelte er dorthin über, aber 1837 folgte er einem Rufe nach Bonn, und hier fand er, mehrfach Vocationen von auswärts ablehnend, eine dauernde Stätte. Noch in

Königsberg hatte er (Mai 1823) seine Vermählung gefeiert; drei Kinder haben ihn überlebt, und zwar erfreute ihn besonders der Umstand, daß zwei seiner Schüler, Krüger und Wolff, zugleich seine Schwiegersöhne wurden.

In Åbo benutzte A. seinen neuen Meridiankreis hauptsächlich dazu, die Eigenbewegungen der sogenannten Fixsterne zu verfolgen; dazu bedurfte es natürlich einer ganz genauen Feststellung ihres Ortes für eine bestimmte Epoche. So entstand ein umfassender, nach dem Urtheile von Kennern auch durch seine innere Anordnung und Bequemlichkeit des Gebrauches ausgezeichneter Sternkatalog („560 Stellarum fixarum positiones mediae ineunte anno 1830“, Helsingfors 1830). Daran schloß sich, auf der von A. erbauten Helsingforser Universitätssternwarte, eine größere Beobachtungsreihe, welche es mit den helleren Circumpolarsternen zu thun hatte, und zu deren Vorbereitung Argelander's Schüler Woldstedt die Biegung des Meridiankreises genau geprüft hatte. So entstand das Material zu der Abhandlung, welche 1837 von der Akademie in St. Petersburg veröffentlicht wurde und seinen Namen wohl am berühmtesten gemacht hat. In derselben („Ueber die eigene Bewegung des Sonnensystems“) wurde vermittelst der an 390 Sternen erkannten Bewegung nachgewiesen, daß unsere Sonne sammt ihren Planeten im Weltraume fortschreitet und sich stetig dem als „Apex“ bezeichneten Sternbilde des Herkules nähert. Wie man sieht, war es die Stellarastronomie, die Lehre von den Fixsternen, welche A. in erster Linie beschäftigte; hierher gehört sein Himmelsatlas (Neue Uranometrie, Berlin 1843), welcher auf 17 Karten alle in Mitteleuropa mit unbewaffnetem Auge sichtbaren Fixsterne zur Darstellung bringt; hierher sind seine ausgedehnten photometrischen Studien zu rechnen, über welche A. v. Humboldt's „Kosmos“ ein vom Autor selbst erstattetes Referat brachte; aus verwandten Motiven ist endlich auch die historisch wichtige Arbeit: „De fide Uranometriae Bayeri“ (Bonn 1842) hervorgegangen, welche die Quellen und den relativen Werth jener für den Beginn des XVII. Jahrhunderts grundlegenden Sternkartensammlung endgültig feststellte. Theils in den Beobachtungsbänden der Bonner Sternwarte, theils in zahlreichen Aufsätzen der „Astronom. Nachr.“ sind Argelander's Beiträge zu diesem mit so viel Vorliebe von ihm gepflegten Zweige der Sternkunde enthalten. Nachdem 1845 die neue Bonner Sternwarte bezogen worden war, begann die große, zonale Durchmusterungsarbeit des Südhimmels, soweit derselbe am Niederrhein sichtbar ist, und nachher wurde dieselbe auch auf die Nordhalbkugel ausgedehnt. Zusammen mit seinen Hülfsarbeitern Schoenfeld und Krüger gab A. (Bonn 1863) einen dem Anfang des Jahres 1855 entsprechenden Himmelsatlas mit 324 198 Sternörtern heraus. Der Plan, nach welchem die Durchmusterung erfolgte, behielt er auch später noch stetig im Auge, und ein von ihm ausgegangener Vorschlag, mehrere Observatorien zu gemeinsamem Wirken in diesem Sinne zusammenzufassen, hat allseitige Billigung gefunden.

A. war ein ausgezeichneter Lehrer; die Namen Woldstedt, Lundahl, Krüger, J. Schmidt, Thormann, Wolff, Schoenfeld, Tiele, Seeliger kennzeichnen ohne weitere Ausführung seine hohe Befähigung für die schwierige Aufgabe, jüngere Leute in den Geist seiner Wissenschaft und vor allem in die Beobachtungskunst einzuführen. Hierin war er der vollendete Meister; seine Instrumente mit ihren Mängeln und Launen kannte er aufs genaueste, und nicht leicht wurde er übertroffen in der virtuosen Behandlung der Methoden, welche die Instrumentalfehler zu erkennen und rechnerisch unschädlich zu machen bestimmt sind. Doch ging er keineswegs in diesen mehr praktischen Beschäftigungen auf. Vielmehr bewahrte er sich offenen Sinn auch für verwandte Wissenszweige; so hat er in Finland unausgesetzt den dort häufigen Polarlichterscheinungen sein Augenmerk zugewendet, und Clausius konnte in seinem bekannten Abrisse der meteoro-

logischen Optik 162 Nordlichtbeobachtungen Argelander's als durch ihre Exaktheit besonders brauchbar verwenden.

Daß auf das Haupt eines Mannes von Argelander's Art sich zahlreiche äußere Ehren häuften, bedarf kaum der Erwähnung. Sehr viele gelehrte Gesellschaften erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. Von 1864—1871 führte er auch das Präsidium der kurz zuvor begründeten Astronomischen Gesellschaft, für deren Vierteljahrsschrift er auch zahlreiche Artikel, zumal kritisch-referirender Natur, geliefert hat. Nachdem er schon 1838 den Demidowschen Preis der russischen Akademie erhalten hatte, ehrte ihn noch 1863 die Royal Astronomical Society durch ihre goldene Medaille, eine Auszeichnung von anerkannt hohem Werthe.

Nekrolog von Schoenfeld, Vierteljahrsschr. d. Astronom. Gesellschaft X, 1875. — E. Luther, Gedächtnißrede auf Argelander, Jahresb. der physikalisch-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg, 5. März 1875.

S. Günther.

Arlt: Ferdinand v. A., Augenarzt und Professor der Augenheilkunde, geboren zu Obergraupen bei Teplitz in Böhmen am 3. April 1812, † am 7. März 1887 in Wien an den Folgen des Altersbrandes, stammte aus ärmlicher Familie und hat, wie er selbst in seiner Autobiographie „Meine Erlebnisse" (Wiesbaden 1887) mittheilt, eine sehr rauhe Jugendzeit verlebt. Er besuchte das Gymnasium in Leitmeritz und bezog dann die Universität Prag, wo er sich besonders an den Augenarzt J. N. Fischer anschloß. Nachdem er 1839 die Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich zunächst in Prag als Arzt und Augenarzt nieder. October 1846 erhielt er die Stellung als Supplent der Lehrkanzel der Augenheilkunde und 1849 die Professur, die er bis 1856 bekleidete, um dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Ophthalmologie nach Wien zu folgen, wo er bis zu der nach österreichischen Universitätsgesetzen gezogenen Altersgrenze, also bis Ende Juli 1883, ununterbrochen in segensreichster Weise als Arzt, Lehrer und Forscher thätig war. Auch nach erfolgter Quiescirung unterhielt er rege Fühlung mit dem wissenschaftlichen Leben und entfaltete bis zu seinem Tode eine unausgesetzte, schriftstellerische Rührigkeit. Arlt's Hauptwirksamkeit fällt bereits in die Zeit, wo nach Entdeckung des Augenspiegels durch Helmholtz (1851) und dessen ausgiebige Verwerthung durch Alb. v. Graefe eine gänzliche Umwälzung auf dem Gebiete der Augenheilkunde eingeleitet wurde. An den Leistungen dieser jüngeren Aera hat auch A. einen erheblichen Antheil. Schon 1855 verband er sich mit Donders, dem holländ. Hauptvertreter der neueren Augenphysiologie und Pathologie, und dem genialen v. Graefe zu der Redaction des von dem letztgenannten gegründeten „Archiv für Ophthalmologie" und förderte seitdem die Wissenschaft durch zahlreiche Neuerungen. Unter ihnen ist die Feststellung der Thatsache hervorzuheben, daß die sogen. Myopie (Kurzsichtigkeit) auf einer Verlängerung des Augapfels im sagittalen Durchmesser beruht. A. war ein sehr anregender und beliebter Lehrer, aus dessen Schule zahlreiche hervorragende Aerzte hervorgegangen sind. Unter anderem ging von ihm auch die Beeinflussung des jungen v. Graefe hinsichtlich des Studiums der Augenheilkunde aus. Seine litterarischen Leistungen sind ziemlich beträchtlich; doch wollen wir an dieser Stelle nur auf sein dreibändiges Werk: „Krankheiten des Auges" (Prag 1851 bis 1856), sowie auf seine „Klinische Darstellung der Krankheiten der Binde-, Horn- und Liderhaut, dann der Iris und des Ciliarkörpers" (Wien 1881), im übrigen auf das Schriftenverzeichniß in der unten angegebenen Quelle hinweisen.

Hirsch-Gurlt, Biogr. Lex. rc. I, 193 und VI, 420.

Pagel.

Arndt: Wilhelm Ferdinand A. wurde am 27. September 1838 zu Lobsens in der Provinz Posen geboren. Seine Gymnasialbildung erhielt er zuerst in Elbing, seit 1848 jedoch in Kulm, wo ihm ein besonders verehrter Lehrer, der nachmalige Director des Gymnasiums zu Neustadt, Professor Dr. Johannes Seemann, die erste Anregung für das Studium der Geschichte vermittelte. Im Herbst 1858 zog er als junger Student nach Berlin. Aber nur ein Jahr litt es ihn zu Füßen des als Lehrer bereits alternden Ranke, mit dem Wintersemester 1859 siedelte er nach Göttingen über, wo Georg Waitz seit 1849 eine äußerst fruchtbare akademische Thätigkeit entfaltete, indem er die von Ranke und Pertz inaugurirte streng wissenschaftliche Methode der Quellenkritik mit einem hervorragenden Scharfblick, namentlich für Fragen der deutschen Verfassungsgeschichte und mit einer glänzenden pädagogischen Begabung verband. Durch den Eintritt in das Waitzsche Seminar vollzog A. den entscheidenden Schritt für die Gestaltung seiner eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit. Schon nach zwei Göttinger Jahren war er so weit gefördert, daß er mit einer Arbeit über die Wahl Konrad's II. summa cum laude promoviren konnte. Unmittelbar darauf verschaffte Waitz' Empfehlung dem jungen Doctor die Stelle eines Mitarbeiters an den Monumenta Germaniae historica, in deren Diensten er bis zum Jahre 1875 verblieb. Auf ausgedehnten Reisen, die er während dieser Zeit im Auftrage des Leiters der Editionen unternahm, hat er den „Monumenten" höchst schätzenswerthes Material zugeführt: in Rußland und Belgien, in der Schweiz und in Frankreich sammelte er Abschriften wichtiger, zum Theil bis dahin unbekannter Codices. Während der zwischen diesen Ausflügen liegenden Pausen wurden dann die Früchte des Sammelfleißes, soweit A. ihre Ausnutzung nicht anderen Monumentisten überließ, in Ausgaben von dauerndem Werthe verarbeitet. So edirte A. in den „Monumenten" die Annales Foroiulienses, die Notae Passerini, die Annales Romoaldi archiepiscopi Salernitani, die Relatio de pace Veneta, die Annales Pommeraniae, Prussiae, Silesiae und Poloniae (letztere mit Richard Röpell zusammen), das Chronicon Ebersbergense, die Annales Dudemundenses und Posonienses, die Fragmenta Vitae primariae Anselmi episcopi Lucensis, den Triumphus S. Lamberti de castro Bullonico, die Historia pontificalis, das Chronicon Lippoldsbergense, die Gesta abbatum Lobbiensium, Reineri monachi S. Laurentii Leodiensis opera historica, Ghisleberti chronicon Hanoniense und endlich Heinrici chronicon Lyvoniae. In Marseille entdeckte er das wichtige Registrum Friderici II., welches auf Grund seiner Abschrift später von Winkelmann veröffentlicht wurde; in Bern copirte er ein werthvolles Martyrologium, das er sodann in selbstlosester Weise den Bollandisten überließ, welche es 1881 edirten. Selbständig gab er 1874 „Kleine Denkmäler aus der Merovingerzeit" heraus. Neben der Editionsthätigkeit aber beschäftigten A. noch andere Arbeiten, auf die ihn das Studium der Handschriften hingeleitet hatte. Es war die Lehre vom Wandel der Schriftzüge selbst, die Paläographie, welche ihn aufs lebhafteste anzog. Arndt's Verdienst um deren Förderung wird bezeichnet durch seine „Schrifttafeln", welche 1874 in erster, 1887 in zweiter Auflage erschienen, und in denen eine fortlaufende Geschichte des mittelalterlichen Schriftwesens gegeben ist; sie haben seither für Jeden, der sich mit Paläographie zu beschäftigen hatte, ein ausgezeichnetes Belehrungsmittel abgegeben.

Seinen eigentlichen Beruf aber hatte A. trotz dieser gewiß fruchtbaren Thätigkeit noch nicht gefunden. Gerade die Arbeit an den „Schrifttafeln", einem ausschließlich praktischen Belehrungszwecken dienenden Werke, hatte ihm die Reize des akademischen Lehrberufs nahe bringen müssen, wie denn ja auch

sein Drang, Jüngere zu unterweisen, ihn bereits in seinen letzten Berliner Jahren zur Abhaltung von Privatcursen für besonders interessirte Studenten geführt hatte. So entschloß er sich, den „Monumenten“ wenigstens als ständiger Mitarbeiter Valet zu sagen. Im Juli des Jahres 1875 habilitirte er sich in Leipzig mit einer Arbeit über Bischof Marius von Aventicum, um schon im folgenden Jahre zum außerordentlichen Professor ernannt zu werden. Seither ist sein Leben ununterbrochen mit den Geschicken der Leipziger Hochschule verknüpft geblieben. Aeußere Erfolge waren ihm dabei nicht in allzu reichem Maße beschieden, und erst nach neunzehnjähriger Bewährung wurde er, ein halbes Jahr vor seinem Tode, zum ordentlichen Lehramt berufen. Ganz unabhängig aber von seiner äußeren Laufbahn gestaltete sich der Einfluß, den A. schon bald nach seiner Habilitation im neugegründeten historischen Seminar der Universität zu gewinnen wußte. Seine Seminarthätigkeit ist es gewesen, welche ihm im Laufe der Jahre einen wachsenden Ruf als akademischer Lehrer von hervorragender Bedeutung verschafft hat und ihn in dieser Hinsicht als Haupterben von Waitz erscheinen läßt. Denn mit seiner ganzen mannhaften Persönlichkeit stand er hinter dem, was er lehrte und wie er es lehrte: lebhafte Discussion war die Form, in der sich seine Uebungen bewegten, jede Documentirung selbständigen Denkens fand Anerkennung und nachhelfende Aufmunterung. So gelang es A., seine Schüler nicht bloß zur Aneignung der historischen Methode anzuleiten, sondern auch die Fähigkeit zu eigener Production in ihnen zu wecken und die Energie ihrer Arbeitsfreude zu stählen.

Gegenüber Arndt's umfassender Thätigkeit als akademischer Lehrer, die sich, abgesehen vom Seminar, in Vorlesungen über deutsche Verfassungsgeschichte, Paläographie, Urkundenlehre, Chronologie, Numismatik und Sphragistik bekundete und sich später auch auf verschiedene Epochen der neueren politischen Geschichte ausdehnte, tritt die Zahl der seinen Namen tragenden Erzeugnisse eigener wissenschaftlicher Production entschieden in zweite Linie zurück. Zwar gab er 1882 bis 1884 noch das umfangreiche Werk des Gregor von Tours über die Geschichte des Frankenreiches für die „Monumenta Germaniae“ heraus, und 1889 folgte die Edition der Briefe des Bischofs Desiderius von Cahors. Ja, selbst als litterarhistorischer Editor bewährte er sich: 1881 besorgte er die 2. Auflage von Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg und veröffentlichte das Singspiel „Jeri und Bätely“ nach einer von ihm gefundenen Handschrift in der ursprünglichen Gestalt. Aber die Studien, welche er in seinen letzten Lebensjahren über die Geschichte des 17. Jahrhunderts und insonderheit die schwedisch-brandenburgischen Beziehungen während der zweiten Hälfte desselben machte, sind nicht zum Abschluß gediehen. Nur einige vereinzelte Aufsätze sind seit 1886 auf Grund des reichen Materials, das A. für diese Zwecke namentlich in Wien und Stockholm gesammelt hat, von ihm veröffentlicht worden; sie zeigen, daß auf viele Einzelfragen jener verworrenen Zeit durch A. hätte neues Licht geworfen werden können, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Werk zu vollenden. Ein plötzlicher Tod versagte ihm diese Gunst: in der Nacht vom 9. zum 10. Januar 1895 erlag A. ohne vorherige Erkrankung einem Herzschlage.

Was Arndt's wissenschaftliche Persönlichkeit charakterisirte, war die peinliche Sorgfalt, welche er jedem Detail zuwandte; was jedoch den Hauptzug seines sittlichen Wesens ausmachte, war eine geradezu großartige Selbstlosigkeit. In diesen beiden Momenten liegt auch der Schlüssel für die Eigenart dessen, was er geleistet hat. Keineswegs von berechtigtem Ehrgeiz frei und des eigenen Werthes durchaus froh bewußt, konnte ihm doch der Gedanke niemals vertraut werden, daß er, um die breite Muße zu gewinnen, welche er für seine langsam vorschreitende Production gebraucht hätte, die Detailarbeit mit und an seinen

Schülern wenigstens zeitweise einigermaßen in den Hintergrund treten lassen solle. War er darum nicht disponirt, durch umfassende Werke seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, so hat er dafür in den Annalen des deutschen Hochschulwesens für immer einen besonderen Ehrenplatz als akademischer Pädagoge zu beanspruchen. H. Geffcken.

Arndts: Karl Ludwig A., Civilist, ist geboren zu Arnsberg in Westfalen — daher später geadelt mit dem Beinamen v. Arnesberg — am 19. Aug. 1803 als das jüngste von zehn Kindern, die entstammten der Ehe zwischen dem großherzoglichen Geheimrath und Director des Hofgerichts in Arnsberg, Friedrich A., und Marianne Biegeleben. Auch sonst weit hinauf erweist sich sein väterliches als ein altes Juristengeschlecht von andauernder Ansässigkeit in Westfalen, doch soll es, nach der Familientradition, von einem schwedischen Ahnherrn abstammen.

Im zehnten Lebensjahre verlor A. den Vater, wurde jedoch von der Mutter mit vorzüglicher Einsicht erzogen. Sein Abgangszeugniß vom Arnsberger Gymnasium vom 6. September 1820 weiß bereits seine hohen Gaben zu rühmen, besonders seine Gründlichkeit. Er studirte dann die Rechte auf den Universitäten Bonn und Heidelberg (Herbst 1820—1823) und bezog nach diesem akademischen Triennium noch für ein Jahr die Universität Berlin, um dort Savigny zu hören, von dessen schönem, vollendetem Lehrvortrag er stark beeindruckt wurde. War doch schon diese Berliner Zugabe zu der üblichen Studienzeit erfolgt auf Grund des festen Entschlusses, sich selbst der akademischen Laufbahn zuzuwenden, eines Entschlusses, der nach ruhiger und gründlicher Ueberlegung, auf Anregung sachverständiger Freunde der Familie und unter Zustimmung älterer Verwandten gefaßt war.

A. habilitirte sich, nachdem er in Berlin noch 1825 promovirt und ebendort sein Militärjahr bei den Gardeschützen abgedient hatte, in Bonn 1826, wo jedoch die Verhältnisse nicht besonders günstig für ihn gelegen zu haben scheinen. Denn wie ihm die Zulassung nur nach einigem Anstand gewährt wurde, so verzögerte sich die Beförderung zum außerordentlichen Professor außerordentlich lange, bis zum 30. December 1836. Die Schuld dieser Verzögerung konnte nicht liegen in einem Mangel litterarischer Productivität, da bereits in dieses Jahrzehnt einige seiner voll ausgereiften Leistungen fallen. Man darf aber die Schuld auch nicht werfen auf Verkennung seiner Tüchtigkeit seitens der Facultät, da diese ihn schon 1832 als Mitglied ihres Spruchcollegiums aufnahm und ihn ferner zu der Ausgabe von Paulus' „Receptae sententiae“ für ihr „Corpus juris civilis antejustinianei“ heranzog (Separatausgabe dieses Paulus Bonn 1833). Es müssen also die Schwierigkeiten in anderen Verhältnissen ihren Grund gehabt haben, auch nicht etwa in dem Lehrvortrage, wennschon dieser ein besonders glänzender oder auch nur anziehender kaum je gewesen sein dürfte.

So war A. bereits seit längerer Zeit verheirathet (1830, mit der ihm schon von früh auf theuren, geistig und körperlich ideal gearteten Cousine Bertha A.), hatte die Freiheit dieser Epoche auch zu einer längeren Romfahrt, 1834—35, mit persönlich erfreulichem und wissenschaftlich förderlichem Erfolge benutzt, als ihm das Extraordinariat zu theil wurde. Um so glänzender gestaltete sich von da ab seine Laufbahn. Am 28. November 1838 als Unterholzner's Nachfolger zum ordentlichen Professor in Breslau ernannt, trat er diese Stellung nicht einmal an, da ein Ruf nach München dazwischenkam. Diesem folgend, begann er seine akademische Wirksamkeit in München am 1. April 1839; freilich wurde er derselben durch Berufung in die bairische Gesetzgebungscommission (1844—1847) und durch Theilnahme am Frankfurter

Parlament (dem er von 1848 bis Mai 1849 als Abgeordneter für Straubing und als Mitglied der großdeutschen Partei angehörte) einigermaßen entzogen, kehrte dann aber ganz zu ihr und zu der litterarischen Thätigkeit zurück, deren Höhepunkt in diese Zeit, in die zweite Hälfte seiner Münchener Professur fällt. Hat er doch in diesen Jahren seine „Pandekten“ vollendet und, zusammen mit Bluntschli und Pözl, die „Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ geschaffen, welche bestimmt war, nachdem sie die „Heidelberger kritische Zeitschrift“ in sich aufgenommen hatte, als „Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ dauernd das leitende kritische Organ unserer Wissenschaft zu werden, unter der stetigen Redaction von Mitgliedern der Münchener juristischen Facultät.

A. schied aus dieser Facultät Herbst 1855 aus, um nach Wien zu gehen. Dort fand damals die durchgreifende, so erfolgreich gewordene Reorganisation des juristischen Studiums durch den Minister Grafen Thun statt, und A. war ausersehen, dabei für die Hauptsache, die Uebertragung der Methoden und der Ergebnisse der historischen Romanistenschule nach Oesterreich, das Hauptsächliche zu leisten. Einer solchen Aufgabe konnte er sich nicht entziehen, trotz aller, auch allerhöchster Bemühungen, ihn an München zu fesseln; auch seine politisch großdeutsche, sowie seine confessionell strenggläubig katholische Richtung mögen bei der Entscheidung zu Gunsten Wiens in Betracht gekommen sein; hinzu kommt, daß man in München wohl etwas zu spät, als er sein Wort bereits nach Oesterreich gegeben hatte und nun nicht mehr zurück konnte, eingeschritten ist. Wie dem auch sei, daß A. sich in dieser Angelegenheit, ebenso wie sonst sein ganzes Leben hindurch, als Ehrenmann im lautersten Sinne des Wortes bewährt hat, peinlich correct, streng gerecht und westfälisch aufrecht inmitten sich um ihn kreuzender Wirrnisse, ist über jeden Zweifel erhaben. In diesem Zusammenhange mag gleichzeitig hervorgehoben werden, wie A. es stets verstanden hat, sein wissenschaftliches Urtheil streng unberührt zu halten von jedem Einflusse politischer oder kirchlicher, sonst bei ihm noch so ausgeprägter Richtungen. Auf jenem Gebiete herrscht bei ihm eine unparteiliche Toleranz; seine preußische Heimath, die Dankesschuld für seine Berliner Schule hat er nie verleugnet, selbst damals nicht, als die herkömmliche Erneuerung des Doctordiploms, 50 Jahre nach der ersten Ausstellung desselben, seitens der Berliner Facultät ausblieb. Eine wahrhaft ehrenfeste, bei scharf ausgeprägten Zügen sicher in sich abgeschlossene Persönlichkeit voll nachdrücklicher Ernsthaftigkeit — so tritt er uns aus allen Berichten über ihn und in allen seinen Handlungen deutlich entgegen.

Dies muß es auch gewesen sein, wodurch er während des Wiener Lehramtes auf die studirende Jugend gewirkt hat, während zunehmende Schwerhörigkeit den äußeren Erfolg eines ohnehin von jeher etwas schwerfälligen, wennschon inhaltlich gediegen lehrreichen Vortrages noch wesentlich beeinträchtigen mußte. An der Altersgrenze des österreichischen Gesetzes angelangt, schloß er seine Vorlesungen Ende Mai 1874. Litterarisch blieb er dagegen auch weiterhin eifrig thätig, trotz aller Leiden des Alters, unter welchen ihn namentlich die Schwäche der Augen bei der Arbeit plagte. Ja, dem ersten Jahrzehnt des Wiener Aufenthaltes gegenüber zeigt die Periode nach 1866 eher wieder eine Zunahme der ununterbrochenen Production, welche sich auch inhaltlich bis zuletzt stets auf gleicher Höhe der Gediegenheit gehalten hat.

A. war inzwischen von den üblichen Ehren und Auszeichnungen sein gebührend Theil geworden. Mitglied des österreichischen Herrenhauses seit 1867, der kaiserl. Akademie der Wissenschaften seit 1872, führte er außerdem den Titel eines k. k. Hofraths und war geschmückt mit hohen bairischen, öster-

reichischen und päpstlichen Orden; der Adel war ihm anfangs der siebziger Jahre verliehen worden. — Nach dem Verluste seiner ersten Frau († am 10. Mai 1859) war er 1860 zur zweiten Ehe geschritten mit der Witwe von Guido Görres, Frau Marie Vespermann. — Anfangs Juni 1874 verließ er Wien auf längere Zeit, um sich zunächst auf seine Besitzung in Mühlfeld am Ammersee zu begeben, auf welcher er sonst seine Ferien zuzubringen gewohnt war. Von dort aus unternahm er nochmals eine Romfahrt, während er im Herbste 1875 Verwandte in Düsseldorf besuchte. Den Rest seiner Tage verlebte er abwechselnd in Mühlfeld und in Wien; dort ist er am 1. März 1878 an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben.

In weitesten juristischen Kreisen ist A. bekannt geworden durch sein „Lehrbuch der Pandekten“. In Anlehnung an einen bloßen Vorlesungsgrundriß entstand dasselbe October 1850 (1. Heft, mit Widmung an Savigny zu dessen 50jährigem Jubelfest) bis September 1852. Es hat dann zu Lebzeiten des Verfassers acht weitere Auflagen gehabt: 1855, 1859, 1860, 1865, 1867, 1872, 1873 und 1876; es ist von seinem dankbaren Schüler, dem Meister der italienischen Renaissance der Romanistik, Fil. Serafini, ins Italienische übersetzt und in dieser Form drei Mal aufgelegt worden; es ist endlich nach des Autors Tode noch vier Mal erschienen, besorgt durch Pfaff und Hofmann, zum letzten Male in 14. Auflage 1889. Es verdient diesen hervorragenden und bleibenden Erfolg durch seine bleibenden Eigenschaften der Gründlichkeit und Vollständigkeit, der civilistischen Schärfe und Klarheit, sowie durch die feine Exegese und durch die gerechte Würdigung der Controversen in seinen Anmerkungen. Eine seiner Eigenthümlichkeiten besteht darin, daß es von diesen Anmerkungen sondert die Noten, welche nur Belegstellen aus den Quellen anführen. Das System schließt sich ziemlich enge demjenigen Puchta's an, auf der gemeinsamen Heise'schen Grundlage, unter Vermeidung Puchta'scher Absonderlichkeiten. Im Umfange bleiben selbst die späteren Auflagen etwas hinter den großen, dreibändigen Pandektenwerken eines Vangerow oder Windscheid zurück, so daß stets das einbändige Format beibehalten werden konnte; der Inhalt ist dennoch ein gediegen reicher. Ein anderes Lehrbuch von A., seine „Juristische Encyklopädie nnd Methodologie“, zuerst 1843, hat es durch ähnliche Vorzüge 1895 bis zur 9. Auflage gebracht, welche aber wohl die letzte bleiben wird.

Vor und nach den „Pandekten“ als Vorbereitung oder Nachtrag hat A. hauptsächlich zahlreiche civilistische Einzelfragen in verschiedenen Abhandlungen und Artikeln dogmatischer und kritischer Art behandelt. Dieselben sind u. a. erschienen in der „Gießener Zeitschrift“, in der „Oesterreichischen Gerichtszeitung“ und in der „Oesterreichischen Vierteljahrsschrift“, namentlich aber in Weiske's „Rechtslexikon“ und in seiner eigenen „Kritischen Vierteljahrsschrift“. Sie erstrecken sich über alle Theile des geltenden gemeinen Rechts, mit Vorliebe aber behandeln sie das Erbrecht desselben; ferner dehnen sie sich gelegentlich auch aus über neuere privatrechtliche Gesetzgebungen, namentlich auf die preußische, österreichische, bairische, hessische und selbst auf die päpstlich-römische, letzteres eine Frucht seines ersten römischen Aufenthaltes, veröffentlicht in zwei Abhandlungen in der „Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes“ (1836 und 1837). Neben diesen Studien über das Recht der Gegenwart steht eine wesentlich geringere Anzahl nicht minder gründlich-gelehrter romanistischer rechtshistorischer Untersuchungen. Auch Arndts' erstes größeres Werk, seine „Beiträge zu verschiedenen Lehren des Civilrechtes und des Civilprocesses“ (1837) ist weiter nichts als eine Sammlung derartiger Abhandlungen. Die meisten übrigen hat er dann gegen Abend seines Lebens zusammengestellt in den drei mächtigen Bänden der „Gesammelten civilistischen Schriften“, Stuttgart 1873—1874.

Und zwar enthalten die beiden ersten Bände lediglich Dogmatisches über das geltende gemeine Recht, geordnet nach dem Pandektensystem des Verfassers, wovon Band II ganz auf Erbrechtliches entfällt: dagegen bringt Band III die rechtshistorischen Stücke und diejenigen, welche sich auf die Fragen der neueren Gesetzgebung beziehen. Ursprünglich recensirende Artikel sind dabei den anderen unterschiedslos eingegliedert, soweit sie, wie durchweg der Fall und für ihre Bedeutung maßgebend, positive Beiträge zu der besprochenen Materie liefern.

Ueber diese Form der meist recht kurzen Einzelabhandlung ist A., abgesehen von den Lehrbüchern, nur einmal hinausgegangen, nämlich in seiner Fortsetzung des Glück'schen Pandektencommentars, für welche er 1866 gewonnen wurde. In je zwei Heften erschienen 1871—1873 Band 46 und 47 dieses großen Unternehmens aus Arndts' Feder; dazu kam endlich ebenso Band 48, und zwar so, daß das erste Heft desselben noch 1875 von A. selbst herausgegeben wurde, während das zweite, wie es bei seinem Tode druckfertig sich vorfand, nach demselben 1878 veröffentlicht wurde. Der Stoff, welchen diese drei Bände behandeln, ist wieder ein erbrechtlicher, die Lehre von den Vermächtnissen. Mit Recht ist vielfach hervorgehoben worden, wie sich in ihnen keineswegs ein Nachlassen der Kräfte des Verfassers zeigt, sondern, bis einschließlich der Auseinandersetzung mit Köppen im letzten Hefte, seine volle Meisterschaft.

Diese Wissenschaft des Civilisten A. wurzelt fest in dem Boden der historischen Schule des Römischen Rechts, aus welcher A. hervorgegangen ist, deren absolute Herrschaft in Deutschland wesentlich mit den Jahrzehnten seiner deutschen akademischen Thätigkeit zusammenfällt, deren Herrschaft er sodann selbst nach Oesterreich übertragen hat. Und zwar gehört er mehr demjenigen Zweige dieser Schule an, welcher unter Puchta's Führung das dogmatische vor das antiquarische Interesse stellt. Nur in dem einen Punkte weicht er von der Schulmeinung ab, daß er keineswegs wie diese ein Gegner, sondern ein entschiedener Freund moderner Codification auf dem Gebiete des Privatrechts ist, wie er sich denn ja praktisch und wissenschaftlich vielfach mit solchen neueren Gesetzgebungen beschäftigt hat. Ueber diese Frage besitzen wir denn auch eine principielle Auseinandersetzung von ihm („Civilgesetzgebung im Allgemeinen" aus Bluntschli's „Staatswörterbuch" II, 492 f. in Arndts' „Ges. civ. Schriften" III, 125 f.), während es sonst seine Sache nicht ist, sich mit Principienfragen abzugeben. Vielmehr liegt seine Stärke in der sorgfältigen, selbständigen Prüfung jeder Einzelheit im Gebäude des Privatrechts, das er in allen Gängen und Winkeln kennt und durchforscht, während er den Grundriß als gegeben hinnimmt. Daher denn auch bei ihm eine gewisse Neigung, im Zweifel eher der herrschenden Meinung sich anzuschließen, ein Conservatismus der wissenschaftlichen Gesinnung, welcher sich besonders äußert gegenüber den Versuchen Anderer, durch das Römische Recht über das Römische Recht hinauszukommen. Allem geistreichen Wesen ist er entschieden fremd und abhold, grundumwälzenden Neuerungen wenig zugänglich. Erst recht hat es ihm stets fern gelegen, persönlich solche anzustreben oder auch nur auszudenken. So ist er so recht der Mann seiner Schule, der würdige, gelehrte, sorgfältige Vertreter und Bearbeiter einer Richtung, die er bereits als feststehende und herrschende vorfand, zu deren Weiterentwicklung er aber nichts beigetragen hat. In zahlreichen Einzelheiten, nicht in ihren Grundzügen hat er die Rechtswissenschaft gefördert.

Außer auf juristischem Gebiet hat er sich schriftstellerisch bethätigt durch zahlreiche Artikel in den „Historisch-politischen Blättern", sowie durch seine Ausgabe von des Leonhardus Pappus „Epitome rerum germanicarum ab anno 1617 ad annum 1648 gestarum", Bd. 1 1856, Bd. 2 1858, mit litterarischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen.

Franz Hofmann, Ludwig v. Arndts, ein Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung, in Grünhut's Zeitschrift f. d. Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart VI, 1878. — Bericht der kais. Akademie der Wissenschaften und der philosophisch-historischen Classe vom 30. Mai 1877 bis zum 29. Mai 1878, erstattet von Heinrich Siegel, S. 17 f. — Nachruf (von Brinz) in der Augsb. Allgem. Zeitung, Nr. 79. — Brinz, Nekrolog, in der Kritischen Vierteljahrsschrift XXI (1879), 1 f. — Zusammenstellung seiner sämmtlichen juristischen Schriften an letzterer Stelle und bei Siegel. — Außerdem für die Genealogie: „Stammbuch der Familie Seibertz", gedrucktes Ms. für Verwandte, 1847, bes. S. 77 f.; für die Ausgabe des Pappus: in der A. D. B., Angaben von Wegele XXV, 165. Ernst Landsberg.

Arneth: Alfred Ritter von A. wurde am 10. Juli 1819 zu Wien als der zweite Sohn des Numismatikers und Archäologen Joseph v. A. geboren. Ein romantischer Schimmer umkleidete sein Leben, der von dem Namen seiner Mutter, der gefeierten Burgschauspielerin und einstigen Braut Theodor Körner's, Antonie Adamberger ausging. Von dieser erbte A. den feinen Sinn für das Gefällige und Schöne, die Gabe künstlerischer Gestaltung, von seinem Vater aber den Drang nach wissenschaftlicher Bethätigung. Ihn, der edlere Ziele verfolgte, konnten daher die Geschäfte, denen er als junger Praktikant bei der Cameralgefällverwaltung obliegen mußte, keineswegs befriedigen; er suchte in eine Umgebung zu gelangen, die seinen Fähigkeiten und seinem Wissensdurst entsprach und er fand sie im Staatsarchiv, in das er zu Anfang des Jahres 1841 eintrat. Nicht lange sollte er dort verbleiben; die ausgedehnten Sprachkenntnisse und die schöne Schrift Arneth's bewogen seinen obersten Chef, Fürsten Metternich, ihm eine freigewordene Officialstelle in der Staatskanzlei zu verleihen.

Infolge dieser Wendung seines Geschickes sah A. die Möglichkeit vor sich, das Mädchen zu freien, dem seine erste Liebe galt: Nina v. Schaeffer, der Grillparzer folgendes Distichon gewidmet hatte:

Einst auf denselben Bänken
Saßen Dein Vater und ich;
Des Guten und Schönen zu denken,
Der Vorsatz uns nimmer entwich,
Und daß wir's nicht gänzlich verfehlten,
Das zeigte die Zeit, die verstrich,
All was wir schufen und wählten;
Und jeder läßt sterbend nach sich
Die Kinder voll Anmuth und Sitten —
Neid, weißt du es anders, so sprich!
Ich Sapphon und Melitten,
Dein Vater, o Liebliche, Dich.

Noch verhielt sich Arneth's Vater völlig ablehnend, da er aus finanziellen Gründen von einer so frühen Ehe seines Sohnes nichts wissen wollte. Um diesen Widerstand zu brechen, entschloß sich A. die von seinem Vater verfaßte und etwas veraltete Geschichte Oesterreichs einer gründlichen, den neuen Anschauungen entsprechenden Umarbeitung zu unterziehen. Er erreichte in der That seinen Zweck, aber ihm war zugleich auch die Lust zu größeren historischen Arbeiten erwacht.

Mächtig zog ihn die ritterliche Gestalt des Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg an und ihr galt sein erstes historisches Werk, das nach dem Ausspruche Häusser's nicht allein eine Biographie des Feldherrn, sondern auch eine Kriegsgeschichte der Jahre 1683 bis 1714 genannt werden kann. Angeeifert durch solches Lob, griff A. abermals zur Feder und entwarf ein Bild des Prinzen Eugen, wie keiner es zuvor geschaffen. Denn erst aus Arneth's Dar-

stellung lernen wir den ruhmbekränzten und so oft besungenen Helden auch als Förderer der Künste und Wissenschaften, sowie als Staatsmann kennen, und als solcher war er in der That der größte, den Oesterreich je besessen hatte.

Bald erschlossen sich A. die Pforten des ersten wissenschaftlichen Instituts der Monarchie: im Mai 1858 wurde er zum correspondirenden Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Am 28. November desselben Jahres starb Joseph Chmel, Vicedirector des Staatsarchivs, ein Ereigniß, das in seiner Nachwirkung einen entscheidenden und überaus günstigen Einfluß auf das Schicksal Arneth's ausübte. Allmählich war in diesem die Sehnsucht stärker geworden, sich von der eigentlichen Laufbahn eines Beamten vollständig loszulösen und einzig und allein der historischen Wissenschaft zu leben. Im Staatsarchiv winkte ihm die Gelegenheit, seinen lebhaften Wunsch erfüllt zu sehen und er bewarb sich um die durch Chmel's Ableben erledigte Stelle eines Vicedirectors. Aber man zögerte lange mit dem Entschluß, das Staatsarchiv, das bisher sowol vom Ministerium selbst als von der Archivverwaltung als ein Sammelpunkt ängstlich zu hütender Staatsgeheimnisse betrachtet und deshalb, wenigstens insofern es die neuere Zeit betraf, vor jedem profanen Auge sorgfältig verschlossen worden war, nun plötzlich einem Manne unbedingt zugänglich zu machen, der ganz offen als seinen Hauptzweck bezeichnete, die dort aufgehäuften handschriftlichen Schätze litterarisch zu verwerthen. Schon vor Erfüllung seines Wunsches trug sich A. mit dem Plane zu einer historischen Arbeit, die an Umfang und an Bedeutung für Oesterreich sein Buch über den Prinzen Eugen noch weit übertreffen sollte. Es war dies eine pragmatische Geschichte der Kaiserin Maria Theresia, der glänzendsten Erscheinung, von welcher die Geschichte Oesterreichs zu berichten weiß. „Sie vollbrachte fürwahr — sagte A. — eine Neugestaltung des Reiches, wie Oesterreich sie unter keinem seiner früheren Herrscher auch nur in annähernder Weise erlebt hatte. Mit schöpferischer Kraft wußte sie aus einem losen Verbande ungleichartiger, stets sich fremd gebliebener Gebiete ein einheitliches Reich zu schaffen. Mit solcher Entschiedenheit und doch zugleich in so milder Form verstand sie diese Aufgabe zu vollführen, daß kein einziges jener Länder, so schwer sie auch sonst zu behandeln sein mochten, sich auflehnte wider die durchgreifende Veränderung, welche in seiner Stellung zur Centralregierung und zu den übrigen Provinzen in seinen inneren Zuständen hervorgebracht wurde.“

Endlich, nach zweijähriger Bewerbung, am 8. November 1860, erhielt A. die Vicedirectorstelle im Staatsarchiv und somit war dieses Ziel seiner Sehnsucht glücklich erreicht. Nun konnte er sich ungestört und sogar unter den Auspicien des auswärtigen Amtes seiner Aufgabe widmen. Durch fast zwanzig Jahre that er dies mit rastlosem Bemühen, bis endlich Ende April 1879 die Biographie der Kaiserin in zehn Bänden abgeschlossen vor ihm lag, ein Werk, von dem Döllinger schrieb, es sei ein Denkmal „dauernder als Erz“.

Damit hatte A. einen Zeitabschnitt behandelt, der bis auf ihn noch im Dunkeln lag. Forschung, kritische Methode und Darstellung waren die Fackel, mit der er ihn beleuchtete und siegreich fiel das Licht auf das Bild der Kaiserin, deren Züge man bisher nur entstellt gesehen hatte. A. aber konnte sich der wehmüthigen Empfindung nicht entschlagen, daß die beste Arbeit seines Lebens gethan sei und er eine ähnliche nicht mehr zu Stande bringen werde.

Man pflegt A. den österreichischen Ranke zu nennen. Es ist insbesondere ein Moment, dem er diese ehrenvolle Bezeichnung verdankt: die Kunst, die Ereignisse der Zeit um den Helden seiner Erzählung zu gruppiren. Und eben darin übertrifft er Leopold v. Ranke. Denn schärfer als bei diesem tritt bei A. die Persönlichkeit in den Vordergrund, sie ist es, welche das Ganze beherrscht

und das biographische Moment ist es, worin Arneth's eigentliche Größe liegt. Immer wieder zog es ihn dahin, und diesem Drange verdanken wir seine prächtige Monographie über Bartenstein, seine eigene Lebensbeschreibung, sein Buch über Schmerling und sein letztes über den Minister Wessenberg. Mit menschlichen Empfindungen rechnete A. und nicht mit Problemen; in diesem Sinne wollte er der geschichtlichen Erkenntniß dienen und sie dem Volke näher bringen. Eine philosophische Auffassung der Begebenheiten, wie Ranke sie besaß oder wie dessen Gegner Lamprecht sie vertritt, ist A. stets fremd geblieben. Die Wahl des Stoffes entsprang der gesunden Weltanschauung, mit der er begnadet war und der harmonischen Ausgleichung, die sich schon früh in seinem Innern vollzogen hatte. Widerwillen empfand er gegen die, die man als Menschen der Katastrophen bezeichnen darf. Stürmer und Dränger stießen ihn ab, nur Vernunft, gepaart mit zielbewußtem, rechtschaffenem Handeln, konnte ihm Achtung einflößen, die er in diesem Falle auch dem Gegner nicht versagte. Mit Vorliebe ruhte daher sein Blick auf jenen Gestalten vaterländischer Geschichte, die nicht allein durch Staatskunst, sondern auch durch Rechtschaffenheit des Charakters gleich ausgezeichnet waren. Sie, die nicht in den Winkelzügen des Machiavellismus, sondern auf der geraden Bahn einer offenen und ehrlichen Politik die naturgemäße Ausgestaltung des Reiches anstrebten, fesselten ihn zumeist und regten ihn an, ihre Geschichte darzustellen. Ihm ging das Menschliche an dem Menschen über Alles. So fragte ihn Kaiserin Augusta eines Tages in Baden-Baden, warum er Friedrich dem Großen, „dem Herrscher mit den elementaren Qualitäten" in dem Buche über Maria Theresia nicht gerecht geworden sei? Freimüthig antwortete A.: „Weil der große König rachsüchtig war".

Die Correspondenzen, die A. theils allein, theils mit Geoffroy und Flammermont herausgab, sind Quellenwerke, die nicht bloß einen tiefen Einblick in die Politik der Monarchie, sondern auch in das Innerste der Persönlichkeit gewähren, die sie leiteten. Maria Theresia, Joseph und Kaunitz sind uns menschlich näher gerückt, wir erkennen ihre Größe, aber auch ihre Schwächen. Nicht minder bedeutend sind diese Publicationen aus dem Grunde, weil sie irrige Anschauungen entkräfteten und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhalfen. So brachte der Briefwechsel der Kaiserin mit Marie Antoinette in überzeugender Weise die Unechtheit der Briefe an den Tag, die Hunolstein und Feuillet de Conches herausgegeben hatten, und die geheime Correspondenz zwischen Josef II., Kaunitz und dem Grafen Mercy machte endgültig den Glauben zu nichte, daß die Königin Einfluß auf die Geschäfte gehabt und sie recht eigentlich geleitet habe.

Unzertrennbar von den Leistungen Arneth's auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft sind seine Errungenschaften auf dem des Archivwesens. Er war es, der das erste erlösende Wort sprach, welches die Forschung von der beengenden Fessel befreite, die bis dahin auf ihr gelastet hatte. „Ein frischer Luftzug drang in die dumpfen Gewölbe", die Freund und Feind, ohne Rücksicht auf die politische Parteistellung nun offen standen. Denn gerade die preußischen Historiker waren es, in Ansehung deren A. fest bei seiner Ueberzeugung blieb, „daß man ihnen vor allen Anderen die Einsicht in jene Urkunden gestatten müsse, an welchen sie die Gültigkeit ihrer Anschauungen erproben können" (Heigel, Archivwesen und Geschichtsforschung, in seinem Buche: Geschichtliche Bilder und Skizzen, S. 184 u. ff.). Die Reformen, die auf seinen Antrag durchgeführt wurden, bedeuten eine Epoche in der Geschichte des Archivwesens, da auch die übrigen Staaten seinem Beispiele folgten und ihre Archive der Forschung zugänglich machten.

Am 27. Mai 1879 wurde A. einstimmig zum Präsidenten der kaiserlichen

Akademie der Wissenschaften gewählt, die seine Wahl nach je drei Jahren sechs Mal erneuerte, so daß er sich bis zu seinem Hinscheiden in dieser ehrenvollen Stellung befand. Im Juni 1880 aber erfolgte aus Anlaß der bevorstehenden Vollendung seines vierzigsten Dienstjahres seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath.

Auch außerhalb der Monarchie drang sein Name in die wissenschaftliche Welt, und da erfüllte es A. mit größter Freude, als er in Bestätigung der Wahl der von König Max II. gestifteten Münchener „Historischen Commission", deren ordentliches Mitglied er seit 1864 war, 1896 vom Prinz-Regenten zu ihrem Vorsitzenden ernannt wurde, eine Stellung, die vor ihm Ranke und Sybel bekleidet hatten.

Auch auf politischem Gebiete errang sich A. einen angesehenen Namen. Von dem Wunsche geleitet, werkthätig an dem Aufbau eines neuen Oesterreich mitzuhelfen, bewarb er sich im J. 1848 in Neunkirchen um das Abgeordnetenmandat zum Frankfurter Parlament; über nicht weniger als zehn Candidaten, unter denen sich auch Perthaler befand, trug A. den Sieg davon.

In Frankfurt erhob er Einsprache gegen die Zerreißung des Verbandes Oesterreichs mit Deutschland und er bekämpfte die kleindeutschen Historiker, namentlich Gervinus, gegen den er in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen scharfen Artikel richtete. Eine Lösung der deutschen Frage wurde aber nicht erzielt und an die Oesterreicher trat nunmehr die Frage heran, ob sie angesichts der sich immer deutlicher herausstellenden Gewißheit, daß sich Oesterreich in dem neu zu gründenden deutschen Bundesstaat nicht einfügen könne und werde, überhaupt noch berechtigt seien, an der Gesetzgebung über diesen einen thätigen Antheil zu nehmen. Die Octroyirung der Verfassung vom 4. März 1849 mußte sie vollends erkennen lassen, daß ihre Mission als österreichische Abgeordnete als beendet zu betrachten sei. „Als Oesterreicher — so erzählt uns A. in seiner Selbstbiographie — freute ich mich aufrichtig des entschiedenen Schrittes, welchen die Regierung gethan, um einerseits den Völkern Oesterreichs den Fortgenuß der constitutionellen Freiheiten zu sichern und anderseits wieder ein gesetzmäßiges Gefüge in das arg zerrüttete Staatswesen zu bringen". A. legte sein Mandat nieder, indem er von der Voraussetzung ausging, „daß es vielmehr im Interesse dieser Regierung liege, einer Situation freiwillig ein Ende zu machen, welche ihrem Einflusse in Deutschland nicht das Mindeste nütze, ihr Ansehen aber empfindlich benachtheilige". In bescheidener, jedoch entschiedener Weise trat A. für diese seine Anschauungen ein, als er sich im Ministerium des Aeußern seinem neuen Chef, dem Fürsten Schwarzenberg vorstellte.

Erst zwölf Jahre später trat A. dem politischen Leben wieder näher. Von seinem Wahlbezirk Neunkirchen eingeladen, zu candidiren, wurde er im März 1861 in den niederösterreichischen Landtag gewählt. Daß er das Jahr vorher beauftragt worden war, den Sitzungen des verstärkten Reichsrathes beizuwohnen und die gehaltenen Reden zum Zweck ihrer Veröffentlichung zu redigiren, hatte nicht wenig beigetragen, sein Urtheil nach mancher Richtung hin zu schärfen. Auch jetzt betrachtete er als seine hauptsächliche Aufgabe, „das Ministerium Schmerling in seinen auf Einführung des Verfassungslebens in Oesterreich gerichteten Bestrebungen zu unterstützen und ihm keine wie immer gearteten Schwierigkeiten zu bereiten". Bald mußte sich aber A. entscheiden, ob er vom Landtag in den Reichsrath oder in den niederösterreichischen Landesausschuß gewählt werden wolle. Umstände der verschiedensten Art veranlaßten ihn, eine Wahl in den Reichsrath nicht anzunehmen, wogegen er hoffte, im Landesausschuß eine wenn auch nicht glänzende, so doch ersprießliche Thätigkeit entwickeln zu können.

Wenn sich auch A. durch seinen Verzicht auf eine Wahl in den Reichsrath von jeder größeren Bethätigung auf politischem Gebiete freiwillig ausgeschlossen hatte, so hinderte ihn dies nicht, alle Vorkommnisse mit regem Interesse zu verfolgen. Leider waren sie nicht derart, daß sie einen in altösterreichischen Traditionen aufgewachsenen Mann, wie A., mit großen Hoffnungen für die Zukunft erfüllen konnten. Mit wachsender Besorgniß sah A., wie sich die Kluft zwischen der deutsch-liberalen Partei und dem Ministerium Schmerling erweiterte. Dieses mußte dem Regime des Grafen Richard Belcredi Platz machen. Als mit Patent vom 20. September 1865 die Verfassung sistirt ward, trat an A. die Pflicht heran, in dem bevorstehenden Conflict zwischen Regierung und Landesvertretung Partei zu ergreifen und Farbe zu bekennen. Viele Jahre darnach konnte sich A. nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß die Art und Weise, in der er den an und für sich gewiß nur zu billigenden Entschluß ausführte, sich gegen das September-Patent zu erklären „nicht gerade Lob sondern eher Tadel verdiente". „Ich verfiel hierbei in den Fehler — gesteht er selbst — welchen wir Deutsche so oft begehen, und der vielleicht unserer Gewissenhaftigkeit und unserem persönlichen Charakter, nicht aber auch unserer politischen Einsicht zur Ehre gereicht. Nichts fällt uns schwerer, nichts kostet uns ein größeres Opfer, als die blinde Unterordnung unter die strenge Parteidisciplin, und doch ist sie die unerläßliche Vorbedingung zur Erreichung von Erfolgen auf politischem Gebiete. Auch mir ging es nicht anders."

Unmittelbar nach Schluß der zweiten Landtagssession von 1866, am 2. Januar 1867, wurde das kaiserliche Patent erlassen, welches die Auflösung der Landtage und die unverzügliche Veranstaltung von Neuwahlen anordnete. Unter solchen Verhältnissen erachtete es A. „als ein Gebot der Ehre und der Pflicht" sich neuerdings um das Landtagsmandat zu bewerben, das er auch dieses Mal für den Bezirk Neunkirchen erhielt. Am 7. Februar enthob der Kaiser den Grafen Belcredi seiner Functionen und ernannte den Minister des Aeußeren, Freiherrn v. Beust zum Präsidenten des Ministerrathes. Auf das lebhafteste bedauerte A. „daß ein Mann in das Ministerium berufen wurde, der nach seinem eigenen Geständnisse den inneren Verhältnissen Oesterreichs vollkommen fremd gegenüberstand". Mit der ihm eigenen Offenheit erklärte er seinem neuen Chef, und zwar von ihm selbst hierzu aufgefordert, zwei Punkte seien es vor allem, an die ohne Zeitverlust Hand angelegt werden müsse: „der erste bestand in der entschiedenen und aufrichtigen Beseitigung der Sistirungspolitik, in der Wiedereinführung verfassungsmäßiger Zustände und in treuem Festhalten an denselben. Der zweite aber, in dem ernsten und unausgesetzten Bestreben, mit Ungarn einen dauernden Ausgleich auf der Grundlage von Bestimmungen zu Stande zu bringen, welche dem Gesammtstaate Oesterreich wesentlich günstiger wären, als diejenigen, die in den verschiedenen, größtentheils von dort herrührenden Staatsschriften enthalten seien". Hinsichtlich des ersten Punktes erklärte sich Beust mit A. einverstanden. Was den zweiten Punkt betraf, wobei sich Beust auf Seite derer stellte, „welche auch für die Zukunft einen Gesammtstaat Oesterreich erhalten wissen wollten, innerhalb dessen Ungarn eine abgesonderte Stellung einnehmen könne", konnte A. bald zur Ueberzeugung gelangen, daß seine Auseinandersetzungen Beust keineswegs zusagten.

Als die Landtage zusammentraten, legte ihnen die Regierung ein Rescript vor, kraft dessen die Sistirungspolitik und mit ihr die Einberufung eines außerordentlichen Reichsrathes vollständig fallen gelassen wurde. Bloß die Wahlen für den legalen Reichsrath sollten vorgenommen werden. Im niederösterreichischen Landtag selbst besaßen infolge der Neuwahlen, die während der Aera

Belcredi stattgefunden hatten, die extremen Richtungen nach beiden Seiten hin eine stärkere Vertretung als früher. Demungeachtet wurde A. abermals in den Landesausschuß entsendet. In seiner Selbstbiographie geht A. auf die Agenden dieser kurzen Session ebensowenig ein, wie auf die Verhandlungen des Reichsrathes. Er hätte zwar gewünscht, daß Regierung und Parlament etwas weniger nachgiebig gegen die Forderungen der Ungarn gewesen wären. „Nachdem aber einmal — lesen wir dort — der Ausgleich auf der Basis des Dualismus und der staatlichen Selbständigkeit Ungarns auf gesetzlichem Wege zu Stande kam, darf man auf beiden Seiten nichts anderes thun, als gewissenhaft an ihm festhalten."

Im J. 1869 wurde A. in das Herrenhaus des Reichsrathes berufen, wo ihn die Linke stets auf seinem Platze und auch stets bereit sah, mit den Wortführern der feudal-clericalen Partei die Waffen zu kreuzen. So trat er ganz entschieden für die Aufhebung des Concordates ein, wogegen der Cardinal-Fürsterzbischof Rauscher — am 10. April 1874 — erklärte, daß es noch gültig und rechtskräftig sei. A. widerlegte dies in einer Rede, in der er der Hierarchie das Recht bestritt, sich selbst immer als die Kirche zu betrachten. Er erinnerte den Kirchenfürsten an dessen eigenen Ausspruch, der Clerus habe sich fern zu halten von politischen Agitationen. Als es sich um die Errichtung der tschechischen Universität in Prag handelte und ein Mitglied des Hauses in tschechischem Sinne sprach und den Gedanken einer Versöhnung laut werden ließ, da erhob sich A., um ihm die bedeutungsvollen Worte zuzurufen: „Wenn fortwährend von Versöhnung gesprochen wird, so ist das nicht zutreffend. Die Versöhnung setzt Feindschaft voraus und wir sind keine Feinde, sondern politische Gegner. Wenn es da zu einer Versöhnung käme, dann müßten die mannhaften politischen Ueberzeugungen abdiciren".

So zeichneten A. als Historiker und als Politiker die gleiche patriotische Gesinnung, das gleiche treue Festhalten an glorreichen Ueberlieferungen aus, und jederzeit trat er, in Wort und Schrift, für Oesterreichs Ehre und Machtstellung auf den Kampfplatz, für die Stärkung der Einheitsidee auf constitutioneller Grundlage, für die Förderung von Unterricht und Bildung in liberalem Sinne und für die Vertheidigung des Staates gegen die Bevormundung durch die Kirche.

Aber blutenden Herzens sah A. am Abend seines Lebens, daß auch die Sonne seiner Ideale unterging. Der Einfluß des Clerus drang in ein Gebiet, das außerhalb des Machtbereichs der Kirche lag, die Fluthen des Antisemitismus ergossen sich über die Gefilde josephinischer Aufklärung, und an der festesten Säule des Reiches wurde gerüttelt — das deutsche Volk in seinem Besitzstand bedroht. Da suchte er Trost in der Erfüllung einer edlen Sendung, indem er an die Spitze eines Vereines trat, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, das geistige Niveau der untersten Classen zu heben. So wie A. als Director des Staatsarchivs, als Präsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften diese zu fördern suchte, so wollte er als Präsident des Volksbildungsvereins, daß ihre Früchte auch den Aermsten zu theil würden, auf daß mit der gesteigerten Erkenntniß auch die politische Reife vorbereitet und das Volk in seiner Gesammtheit zu einer höheren Auffassung der Dinge befähigt werde. In einem Alter, das ihn wohl berechtigt hätte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, stellte er den Glanz seines Namens in den Dienst der wissensdurstigen Menge und er verhalf ihr dazu, sich aus den Mühseligkeiten des Lebens in freiere Regionen zu flüchten.

Es war ein neuer Weg, den A. betreten hatte, und mit jugendlicher Begeisterung verfolgte er ihn; aber nicht lange sollte er ihn wandeln. Der schaffens-

freudige Greis wurde im Juni 1897 von einem tückischen Leiden befallen, dem er nach wenigen Wochen, am 30. Juli erlag.

Mit ihm starb der wackerste Kämpfer für Altoesterreichs Ehre und Ruhm. Ein edler Mann war er zugleich, edel im Handeln und in der Gesinnung. Kein Makel haftete an seiner Seele, die so treu und gütig aus blauen Augen blickte, aus dem Wohlklang seiner Stimme tönte, daß Keiner, ob Hoch, ob Nieder, einmal in seine Nähe gerückt, dem Zauber zu widerstehen vermochte, der in seinem Wesen lag. Wol kann von ihm gesagt werden, was Goethe den Manen Schiller's nachrief:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine".

Arneth, Aus meinem Leben. 2 Bde., 1893. — Schlitter, Nekrolog in den Münchener Neuesten Nachrichten 1897, Nr. 377 und in Bettelheim's Biograph. Jahrb. und Deutsch. Nekrolog II, 136 ff. Schlitter.

Arnold von Brüssel, ein Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der nächst Sixtus Riessinger die früheste Presse in Neapel errichtet hat. Wir kennen von ihm Drucke aus dieser Stadt, die von 1472 bis 1477 reichen. Hain zählt deren 17 auf; van der Meersch aber (Imprimeurs belges et néerlandais établis à l'étranger, t. I, p. 367—402) kennt nach der Biographie nationale de Belgique deren 23. Es sind Werke theils volksthümlichen, theils wissenschaftlichen Inhalts, unter den letzteren mehrere Classikerausgaben. Ueber die Person dieses Druckers weiß man nichts.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Biographie nationale de Belgique, t. I, 1866, col. 441 sq.

K. Steiff.

Arnold: Christoph A., einer der frühesten Buchdrucker Venedigs, aus Preußen stammend (er nennt sich Pruthenus). Man weiß über seine Person zur Zeit nichts weiteres, und selbst in Werken über den Buchdruck Venedigs, wie in denen von Brown und Castellani, sucht man seinen Namen vergebens. Die Drucke, die man bis jetzt von ihm kennt — es sind deren 11 — fallen in die Jahre 1472—1479; es sind meist theologische Werke, doch befinden sich auch einige für weitere Kreise bestimmte Schriften darunter.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Reichhart, Beiträge zur Incunabelkunde, im Centralblatt f. Bibliothekswesen, 14. Beiheft, 1895, S. 388 ff. — Proctor, Index to the early printed books in the British Museum, 1898, Nr. 4216. K. Steiff.

Arnold: Hermann A., Porträt- und Genremaler, geboren am 6. Mai 1846 zu München, absolvirte Lateinschule und Gymnasium, trat 1863 in die Akademie unter Hittensperger und Anschütz und genoß seit 1866 mit A. Gabl, L. Glötzle und Max Fürst die Unterweisung von Professor Johann v. Schraudolph. Hier malte er im Auftrage der Fürstin Helene von Taxis ein Altarbild nach Luxemburg und viele Porträts (König Ludwig II., Prinzeß Sophie, Professor Theodor Auracher) und dilettirte als Dichter und Schauspieler bei den fröhlichen Künstlerfesten; zog als Landwehrlieutenant 1870 in den Krieg und wurde bei Beaugency schwer verwundet. Immer noch leidend, wendete er sich wieder zur Kunst, besuchte die Ateliers von A. v. Ramberg und Alexander v. Wagner, und begann mit glänzender Technik eine Reihe anziehender Genrebilder, 1872: „Gebet der Mutter", und die „Ueberschwemmung an der Ostsee" (eine Handwerkerfamilie flüchtet unter das Dach ihres Hauses); ein „Schützenkönig"; 1873: die „Nachbarskinder"; 1878 ein „Liebesbrief"; 1880: die „Neugierige"; 1882: „Schwere Wahl" (auch „Ein ländlicher Paris", ein Jäger mit drei Dorfschönen); 1883: „Der Dorfschulmeister", „Stelldichein an der Gartenmauer" oder

„Die Nachbarskinder“ (in Rococo-Costüm); „Rosen im Traum“; „Der Moment vor dem Kaufabschluß“ (in Photographien bei Bruckmann, Finsterlin und Hanfstängl). Auch erschien eine Serie von Charakterfiguren nach Hugo Kauffmann's Vorgang: die lustige „Dorfgalerie“ (1884) mit den ländlichen Honoratioren. Mit Eifer bethätigte sich A. an der seit 1879 auftauchenden neueren Künstlerbewegung, und von 1881—1884 als Secretär der Münchener Genossenschaft; insbesondere bemühte er sich um die Exposition (1883) und erhielt hierbei als besondere Anerkennung das Comthurkreuz des spanischen Isabellenordens; 1885 erfolgte eine ehrenvolle Berufung als Professor an die Kunstschule nach Weimar. Leider brach während seiner neuen, erfreulichen Wirksamkeit die alte Fußwunde wieder auf, der Künstler erlag am 25. April 1896 den Folgen einer Amputation zu Jena. A. war mit allen militärischen Decorationen der Kriegsjahre 1870—1871 ausgezeichnet und von seinen Kunstgenossen verehrt und geliebt.

Vgl. Hermann Müller, Künstlerlexikon, 1882, S. 18. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895, I, 39. — Nr. 117 der Allgemeinen Zeitg. v. 28. April 1896. — Kunst für Alle, 1. Juni 1896. — Bettelheim, Biogr. Jahrbuch, 1897, S. 47. Hyac. Holland.

Arnold: Wilhelm Christoph Friedrich A., Cultur- und Rechtshistoriker, wurde am 28. October 1826 in Borken (Kurhessen) geboren, besuchte die Gymnasien in Kassel und Hanau und widmete sich seit 1845 auf den Universitäten Marburg, Heidelberg und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft. Seine von jeher vorhandene Neigung zur Cultur- und Rechtsgeschichte fand besonders an der letztgenannten Universität im Verkehr mit den mit ihm verwandten Gebrüdern Grimm und mit Leopold v. Ranke reiche Nahrung und Anregung. Nachdem er seine juristischen Prüfungen bestanden und am 22. März 1849 in Marburg mit einer stadtrechtsgeschichtlichen Arbeit („De origine ac iure antiquissimo quarundam civitatum Hassiacarum, Cassel 1849) promovirt hatte, habilitirte sich der kaum Vierundzwanzigjährige mit einer romanistischen Abhandlung („Commentatio ad leg. 7 § 1 sol. matr. 24, 3.“ Berol. 1850) an der Universität Marburg und widmete sich eingehenden, verfassungsgeschichtlichen Studien, deren Ergebniß die zweibändige „Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms“, Hamburg und Gotha 1854, war. Das Werk bezeichnet einen erheblichen Fortschritt in der Bearbeitung der mittelalterlichen Stadtverfassungsgeschichte; es ist der erste wohlgelungene Versuch, methodisch die Verfassungsgeschichte der einzelnen deutschen Bischofsstädte zu erforschen und die so gewonnenen Resultate zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Durch seine solide Gründlichkeit wurde das Buch eine feste Grundlage für die spätere Forschung, die Jahrzehnte lang unter seinem Einflusse stand; auch heute ist es nur zum Theil wissenschaftlich überholt. Als weitere Frucht der Beschäftigung Arnold's mit der Wormser Stadtverfassungsgeschichte erschien seine Ausgabe der „Wormser Chronik von Friedrich Zorn mit den Zusätzen Franz Berthold's v. Flersheim“ in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart XLIII, Stuttgart 1857. —

Inzwischen war A. 1855 nach Basel berufen worden; das überaus reiche städtische Urkundenmaterial, das er bei seinen geschichtlichen Studien in den Baseler Archiven vorfand, bot die Grundlage zu seiner Abhandlung „Zur Geschichte des Eigenthums in den deutschen Städten“, Basel 1861, der ersten umfangreichen Monographie über die eigenthümlichen Boden- und Häuserleiheverhältnisse in den mittelalterlichen deutschen Städten. Das Werk hat vielleicht in noch höherem Grade als die Verfassungsgeschichte der Freistädte gewirkt; es hat den

Anstoß zu einer reichen Litteratur gegeben, die trotz mancher Abweichungen durch die Stellung des Problems noch heute deutlich ihre Abhängigkeit von A. verräth.

Im J. 1863 kehrte A. nach Marburg zurück, wo er als Ordinarius des deutschen Rechts und Staatsrechts bis zu seinem am 3. Juli 1883 erfolgten Tode wirkte. Neben seinen historischen Studien hatte er schon in Basel sich auch volkswirthschaftlichen Studien zugewandt; er hat dieselben in Marburg fortgesetzt, wo er auch mit Vorlesungen über Volkswirthschaft beauftragt war. Eine äußere Anerkennung hat diese Seite seiner Wirksamkeit durch die ihm bei Gelegenheit des Tübinger Universitätsjubiläums 1877 zu theil gewordene Verleihung des Ehrendoctors der Staatswissenschaften gefunden. Auch praktisch hat er sich in der Politik als Reichstagsabgeordneter für den 5. hessischen Wahlkreis 1881—1883 bethätigt. Im wesentlichen ein Ergebniß dieser volkswirthschaftlichen Studien sind auch die in den sechziger Jahren erschienenen, an feinen Beobachtungen reichen culturgeschichtlichen Arbeiten („Recht und Wirthschaft nach geschichtlicher Ansicht. Drei Vorlesungen", Basel 1863; „Cultur und Rechtsleben", Berlin 1865; „Cultur und Recht der Römer", Berlin 1868), die, durchaus den Standpunkt der historischen Schule vertretend, das Recht im Zusammenhang mit der gesammten Cultur, die Rechtsgeschichte als Theil der Culturgeschichte behandeln. Während diese „rechtsphysiologischen" Schriften verhältnißmäßig wenig Spuren in der späteren Forschung hinterlassen haben, hat geradezu bahnbrechend ein anderes Buch gewirkt, die „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen", Marburg 1875. Es war eine ungemein fruchtbringende Idee, für die Erkenntniß der älteren deutschen Ansiedlungsgeschichte die Ortsnamen zu verwerthen, und die meisterhafte Art, wie A. diese Idee für seine hessische Heimath verwirklicht hat, sichert seinem Werke einen dauernden Ehrenplatz in der Litteratur der deutschen Geschichte. Das Buch bedeutet thatsächlich, was Dahn bei seinem Erscheinen von ihm hoffte, den Anfang einer neuen Epoche in der Erforschung der deutschen Urgeschichte. Der einmal von A. eingeschlagene Weg ist von zahlreichen Anderen mit gutem Erfolge betreten worden. An dem bleibenden Werthe des Buches ändert es auch wenig, daß A. in seinem Bestreben, die verschiedenen Ortsnamenbezeichnungen auf Stammesverschiedenheiten zurückzuführen, entschieden zu weit gegangen ist. Die Ergebnisse seiner Ortsnamenforschung faßte A. noch einmal in einer kleinen Skizze „Die Ortsnamen als Geschichtsquelle" zusammen, die neben anderen, zum Theil schon früher veröffentlichten Aufsätzen den Inhalt seiner „Studien zur deutschen Culturgeschichte", Stuttgart 1882, bilden. Im übrigen waren Arnold's letzte Jahre mit der Arbeit an einer für weitere Kreise bestimmten „Deutschen Geschichte" ausgefüllt (Bd. I: Deutsche Urzeit, Gotha 1879, 2. Aufl. 1880, 3. Aufl. 1881; Bd. II: Fränkische Zeit, 1. u. 2. Hälfte, Gotha 1881 und 1883), einem durchaus gediegenen, im besten Sinne des Wortes populären Werke, das leider infolge des frühen Todes des Verfassers unvollendet blieb.

A. ist sein ganzes Leben lang seinen historischen Neigungen treu geblieben, und zwar hat er sein Größtes in den Werken geleistet, die sich unmittelbar auf ausgedehnten Quellenforschungen aufbauten. Hier kamen sein historischer Sinn, seine klare und sichere Art der Quelleninterpretation und seine Gabe, die gewonnenen Einzelresultate zu einer Gesammtdarstellung zu vereinigen, vollkommen zur Geltung, während seine culturgeschichtlichen, allgemeineren Arbeiten zum Theil von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen sind.

Nach biographischen Angaben aus dem Universitätsjahresberichte von

Marburg, 1883, mitgetheilt von Professor Carl Sartorius, ebendort. — Vgl. außerdem die Nekrologe in der Allgem. Zeitung, 1883, Beilage 192 u. 213.

Siegfried Rietschel.

Arnsperger: Karl Philipp Friedrich A., Forstmann, geboren am 17. Februar 1791 in Heidelberg, † am 1. October 1853 daselbst. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Heilbronn bezog er 1807 die Universität seiner Vaterstadt und 1809 noch auf ein Jahr die kurz zuvor gegründete Privatforstlehranstalt des Oberforstraths Laurop (s. A. D. B. XVIII, 68) zu Karlsruhe, welche in ganz Deutschland einen guten Ruf hatte. Da er mit natürlicher Begabung unermüdlichen Studieneifer vereinigte, bestand er (1810) die Staatsprüfung mit dem Prädicate „vorzüglich in vollem Umfange", wonach seine Aufnahme unter die Zahl der badischen Forstpraktikanten erfolgte. Im J. 1811 fand er die erste dienstliche Verwendung als Forsttaxator bei der neuen Einschätzung der Waldungen zum Zwecke der Grundsteuer-Ermittlung. Seine hierbei an den Tag gelegte Befähigung veranlaßte die Murgschifferschaft zu Gernsbach, welche einen bedeutenden Waldbesitz (5400 ha) nebst dazu gehörigen Floßanstalten und Sägewerken besaß, ihn 1812 als Waldmeister mit dem Wohnsitze in Forbach zu berufen. Diese Stelle bekleidete er, seit 1820 durch den Titel eines großherzoglichen Waldinspectors ausgezeichnet, bis 1827 mit vorzüglichem Erfolge. Er brachte nicht nur die bisher arg mißhandelten Weißtannenwaldungen der Schifferschaft durch Einführung eines geregelten Plänterbetriebs, Hebung des Culturwesens, Verbesserung der Waldwege, Einschränkung der Weideberechtigung ꝛc. in einen geordneten Zustand, sondern er verstand es auch, die zahlreichen und zum Theil uralten Streitigkeiten der einzelnen Mitglieder unter sich in Bezug auf ihren Antheil am Grundeigenthum aus der Welt zu schaffen. Durch diese hervorragende Thätigkeit lenkte er die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, welche ihn im Juni 1827 zum landesherrlichen Revierförster in Seehaus (bei Pforzheim), zu welchem der weithin bekannte Weißtannen-Complex „Hagenschieß" gehörte, mit dem Titel „Oberjäger" und dem Range eines Forstinspectors ernannte. Auch in dieser Stellung löste er seine Aufgabe mit bewährtem Blicke und regem Eifer zur größten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde. Dies hatte 1834 seine Berufung als „Forstrath" in die neu gegründete Forstpolizeidirection nach Karlsruhe zur Folge, in welcher Stellung er in hervorragender Weise zu der durch das Forstgesetz von 1833 veranlaßten Neugestaltung des badischen Forstwesens beitrug. Einen sehr wesentlichen Antheil an der neuen Organisation von 1834, durch welche die Bezirksförster eine selbständigere Stellung erhielten, nahm er besonders durch Verfassung der zu diesem Zwecke nothwendig gewordenen Instructionen und Reglements. Sein Hauptverdienst bestand aber in der Neugestaltung und Durchführung des Vermessungs- und Taxationswesens zunächst in den Gemeinde- und Körperschaftswaldungen des Landes, wobei er das Princip der Fachwerksmethode zu Grunde legte. Nachdem er 1842 mit dem Charakter als „Oberforstrath" in die Direction der Forstdomänen und Bergwerke berufen worden war, führte er die Betriebsregulirung nach denselben Principien auch in den Domänenwaldungen durch. Eine mit den Jahren zunehmende Kränklichkeit und infolgedessen Reizbarkeit hatte ihn schon 1841 veranlaßt, um seine Versetzung in den ruhigeren Localforstdienst einzukommen. Bei Erledigung des Forstamts Bruchsal erneuerte er daher dieses Ansuchen, worauf 1848 seine Ernennung zum Vorstande desselben mit dem Titel „Oberforstmeister" verfügt wurde. Als 1849 (mit auf sein Betreiben) die Aufhebung der Forstämter und die Errichtung von Forstinspectionen erfolgt war, erhielt er die Inspection Heidelberg zugetheilt. Die Ausübung des hiermit verbundenen anstrengenden Dienstes war ihm aber, da sein Leiden (Herz-

erweiterung) immer fühlbarer auftrat, nur kurze Zeit möglich. Schon 1851 mußte ihm wegen Kränklichkeit die Versetzung in den Ruhestand bewilligt werden.

Trotz der umfangreichen, ihm in allen seinen dienstlichen Stellungen obliegenden Berufspflichten und neben vielfachen außerordentlichen Arbeiten und Missionen (Waldtheilungen, Servitutablösungen ꝛc.) widmete er sich, stets von dem Streben nach einer weitergehenden Bildung geleitet, auch schriftstellerischen Arbeiten. Er verfaßte im Auftrage der Schiffergesellschaft ein „Erneuertes Lagerbuch über die Schifferschaftlichen Waldungen im Murgthale“ (1818). Später folgten: „Erfahrungen über die Holzhaltigkeit geschlossener Waldbestände bei verschiedener Betriebsweise und über die Derbräume der Holzmaße“ ꝛc., 2 Hefte (1838 und 1840); „Die Forsttaxation behufs der Servitutablösung, Waldtheilung und Waldwerthberechnung“ (1841); „Das Verfahren bei der Taxation der Forstdomänen im Großherzogthum Baden“ (1846). Außerdem gründete er in Gemeinschaft mit dem fürstlich Fürstenbergschen Oberforstinspector Karl Gebhard im J. 1838 eine „Forstliche Zeitschrift für Baden“, welche aber nur bis 1842 bestand, weil A. wegen überhäufter Amtsgeschäfte die Zeit zur Betheiligung an der Redaction nicht mehr erübrigen konnte. Endlich lieferte er bei seiner besonderen Vorliebe für mineralogische und geognostische Studien und unterstützt durch eine bedeutende Sammlung auf diesem Gebiete auch noch sechs Beiträge in die von Dr. G. Leonhard redigirte Zeitschrift „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß des Großherzogthums Baden“. Für diese und mannichfaltige andere, erfolgreiche Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft fand er u. a. auch durch Ernennung zum Mitgliede vieler gelehrten Gesellschaften Anerkennung.

A. war ein äußerst begabter, vielseitig gebildeter Forstmann von hohem sittlichem Ernst, rastlosem Diensteifer, eisernem Fleiß und strengstem Pflichtgefühl. Mit umfassenden Kenntnissen nicht nur in fachlichen Dingen, sondern auch in naturwissenschaftlicher Beziehung, verband er zugleich die praktische Befähigung, das von ihm als richtig Erkannte in Vollzug zu setzen. Seine Verdienste um das badische Forstwesen sichern ihm ein dauerndes Gedächtnißblatt im Buche der vaterländischen Forstgeschichte.

G. W. v. Wedekind, Neue Jahrbücher der Forstkunde, 24. Heft, S. 63 (Anlage). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1848, S. 150 (Beförderung); 1851, S. 271 (Versetzung in den Ruhestand) und 1854, S. 33 (Nekrolog). — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, XLV. Band, 2. Heft, 1863, S. 196. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie II, S. 183, Nr. 381; IV, S. 149, Nr. 2692 und S. 290, Nr. 2994. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1870, S. 1. — G. v. Schwarzer, Biographien, S. 6. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III, S. 82, Bemerkung 90, S. 272, 285, 393 und 398. — Fr. v. Weech, Badische Biographieen I, S. 10. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., S. 2. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands II, S. 799. R. Heß.

Arntz: Aegidius Rudolph Nicolaus A., berühmter Jurist und Publicist, geboren am 1. September 1812 zu Cleve, † am 23. August 1884 zu Brüssel. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Cleve, wo sein Vater, der aus Holland stammte, eine hervorragende Stellung als Arzt einnahm, bezog A. 1830 die Universität zu München. Bald nach seiner Immatriculation in der juristischen Facultät brachen Unruhen aus und sämmtliche fremde Studenten wurden ausgewiesen. A. begab sich zunächst nach Jena, von dort ging er nach Bonn, dann nach Heidelberg und endlich wieder nach Bonn zurück. Auf der Universität hatte er zur Burschenschaft gehört, und als nach dem Frankfurter

Attentat vom 3. April 1833 gegen alle diejenigen, welche seit 1826 Mitglieder der Burschenschaft gewesen waren, eine allgemeine Untersuchung eingeleitet wurde wegen Theilnahme an einer hochverrätherischen, burschenschaftlichen Verbindung, wurde auch A. mit betroffen. Am 20. Mai 1834 wurde er in Cleve, wo er als Auscultator fungirte, um 7 Uhr Morgens von dem Bürgermeister und einem Gensdarmen im elterlichen Hause im Bett arretirt. Er weigerte sich, Folge zu leisten und hielt durch seinen Widerstand die Autorität während sechs Stunden hin, bis es ihm gelang, fast vor den Augen des Gensdarmen, aus dem Fenster zu springen und die damals nur zwei Stunden entlegene Grenze zu erreichen. Er begab sich dann nach Lüttich. Im September 1834 hatte er zu Tegelen bei Venloo mit seiner Familie eine Zusammenkunft, und bei der Gelegenheit traf er Maynz, der, rechtzeitig gewarnt, direct von Berlin kommend, sich dorthin auf belgischen Boden geflüchtet hatte. Gegen A. wurde ein Steckbrief, sowie das Urtheil des Berliner Kammergerichts, welches ihn in contumaciam zu 15 Jahren Festungshaft verurtheilte, aus dem Januar 1837, in mehreren deutschen und belgischen Blättern veröffentlicht.

In Lüttich nahm A. zunächst die Universitätsstudien von neuem auf und trat, nachdem er das Doctor-Juris-Examen glänzend bestanden, als Stagiar bei einem Advocaten ein. Kurz vorher war die Universität Brüssel gegründet worden und erhielten auch Ausländer in liberaler Weise Berufungen. 1838 wurde A. der Lehrstuhl für Pandekten und seinem Freunde Maynz derjenige für Institutionen übertragen. In seiner Grabrede auf seinen Freund und Schicksalsgenossen, welcher ihm um 1½ Jahr im Tode voranging, erwähnte A. jenes ersten gemeinschaftlichen Beginnes ihrer akademischen Lehrthätigkeit: „Wir verbrachten ganze Tage und häufig auch die Nächte bei der Berathung über die beste Lehrmethode, bei der Besprechung der schwierigsten Fragen und dem Versuche, die dunkelsten Materien in Klarheit zu entwickeln.“ Beide sind dann auch hervorragende Meister der Methode geworden, und ihr Wirken hat sich segensreich für ihr Adoptivland erwiesen.

Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. wurden die in contumaciam Verurtheilten von der Amnestie für politische Vergehen ausgeschlossen, sie wurden angewiesen, auf preußisches Gebiet zurückzukehren und von dort aus die Gnade des Königs anzurufen. A. unterwarf sich dieser Bedingung während der Weihnachtsferien und erhielt dann auch am 17. Mai 1841 zu Brüssel seine Begnadigung ausgehändigt. Von nun an besuchte er jeden Herbst und oft auch im Frühjahr seine Familie in der Heimath. Als nach den Märztagen das preußische Volk seine Abgeordneten für die constituirende Nationalversammlung zu wählen hatte, erinnerten sich die Clevener des Flüchtlings von 1834 und erwählten ihn, eine einzige gegnerische Stimme abgerechnet, einstimmig zu ihrem Vertreter. Während seiner kurzen, aber thätigen, parlamentarischen Laufbahn betheiligte sich A. lebhaft an den Commissionsarbeiten und zwei Mal kam es zu Unterhandlungen für seinen Eintritt in das Ministerium. Sowohl in der Nationalversammlung, wie dann auch in der 2. Kammer hielt sich A. zur Linken, ohne jedoch seine Unabhängigkeit zu opfern. Seine politische Gesinnung ist stets liberal im edelsten Sinne gewesen und bis an seinen Tod geblieben. In einer 1848 veröffentlichten Broschüre bestritt er das Recht der Regierung, den Sitz der Versammlung nach Brandenburg zu verlegen. Er schloß sich den Mitgliedern an, welche in Berlin blieben, und billigte den Steuerverweigerungsbeschluß. Er sprach sich gegen die octroyirte Verfassung aus („Beitrag zur Beleuchtung der preußischen Verfassung vom 5. December 1848“, Cleve 1849), und als dann die 2. Kammer ebenfalls aufgelöst wurde, kehrte er nach Brüssel zurück und nahm seine Professur und Advocatur wieder auf,

um sie nicht mehr zu verlassen. Maynz, welcher inzwischen par interim die Vorlesungen über Pandekten gehalten, behielt dieselben jedoch definitiv, und A. übernahm eine der beiden Professuren für Civilrecht, dazu die Vorlesungen über Naturrecht, denen er bald auch noch diejenigen über Staatsrecht und über Völkerrecht hinzufügte. Während 35 Jahren hat er fortab, wie Professor Prins als Decan der juristischen Facultät in einer dem Andenken Arntz's gewidmeten Rede im October 1884 hervorhob, „in sich die juristische Facultät Brüssels verkörpert", und ist deren Gedeihen in hohem Grade seiner Persönlichkeit, seiner Lehrthätigkeit und dem Ansehen, dessen er bei dem Richter- und Advocatenstande genoß, zuzuschreiben. Beim Anhören seines Vortrages fühlte man, daß sein Wissen nicht nur aus Büchern geschöpft war, sondern die Frucht eigener Erfahrung und eigenen Denkens sei, daß er sich nicht auf Autoritäten verließ, sondern selbst Meister sei. Keines der juristischen Gebiete war ihm fremd. Oft hatte er als Advocat und Rathgeber Gelegenheit, handelsrechtliche Fragen zu behandeln, und in der Finanz- und Industriewelt hatte man absolutes Vertrauen nicht nur in sein Wissen und seinen Scharfblick, sondern auch in seine Kenntniß der geschäftlichen Verhältnisse. Der Jurist war zugleich Financier, Diplomat und Publicist. Gerne gehört an hoher Stelle, ist er öfter consultirt worden, als bekannt geworden.

Sein Gutachten über die von der belgischen „Association Africaine" erworbenen Rechte wurde im Senat der Vereinigten Staaten vorgelegt (englische Uebersetzung von Senator Morgan vom 15. December 1883). Auch hat er für die Verfassung des zukünftigen Congostaates vorgearbeitet. 1876 wurde A. zum Mitglied der belgischen Akademie und 1877 zum Mitglied des Instituts für Völkerrecht, als dessen Vicepräsident er starb, ernannt. In allen Sitzungen desselben war er zugegen und betheiligte sich namentlich an den Arbeiten, welche das internationale Privatrecht, die Auslieferungsfrage, die Gerichtsbarkeit im Orient und das Seebeuterecht betrafen. Während acht Jahren war er Mitglied der Redaction der „Revue de Droit International et de Législation Comparée", des in Brüssel erscheinenden Organes des Instituts. Neben den reichsten Geistesgaben, erhabener und umfassender Auffassung, besaß A. die trefflichsten Eigenschaften des Herzens und Gemüths. In dem kräftigen Körper wohnte eine starke Seele, und er war einer jener edlen und ehrenfesten Charaktere von gutem, alten Schlage, welche immer seltener werden.

Arntz's publicistisches Hauptwerk, welches seine reichen Erfahrungen und die Früchte seines lebenslangen Denkens enthält, ist sein „Cours de droit civil français, comprenant l'explication des lois qui ont modifié le code civil en Belgique", dessen erste Ausgabe 1860—1875 in 2 Bänden erschien. Es ist dies ein Werk von großem wissenschaftlichen Werthe, vollständig trotz seiner Bündigkeit, und anerkanntermaßen eines der besten Lehrbücher für französisches Civilrecht. „Ich habe mir vorgenommen", schrieb er in der Vorrede, „in einem möglichst geringen Umfange die rationelle und historische Erklärung der Grundsätze des französischen Civilrechts zusammenzufassen und dabei die hauptsächlichsten Controversen, welche sich an dieselben anknüpfen oder aus ihrer Anwendung entstanden sind, kurz zu besprechen. Der inneren Geschichte des Rechts habe ich viel Aufmerksamkeit gegeben. Ich habe mich bemüht, dem Ursprunge einer jeden Bestimmung des Gesetzbuchs nachzuforschen und darzulegen, welche Umwandlung sie im Laufe der Zeit durchgemacht hat." 1879—1880 erschien dann in 4 Bänden die 2. Ausgabe, welche der Verfasser für den gleichzeitigen Gebrauch französischer Juristen und Studirender vervollständigt hatte. Zu diesem Behufe führte er nebst den erforderlichen Erklärungen alle diejenigen Gesetze an, welche den Code Civil in Frankreich modificirt haben. Alle Umwandlungen, welche die bürgerliche Gesetz-

gebung in den beiden Ländern, Belgien und Frankreich, erfahren hat, befinden sich somit in diesem Werke neben einander hingestellt und sind ferner die Entscheidungen der Gerichte beider Länder bis zum Tage des Druckes der einzelnen Bogen aufgenommen worden.

A. war Mitarbeiter an mehreren juristischen Zeitschriften, namentlich auch an der von ihm selbst 1842 mitbegründeten „La Belgique judiciaire“ und bis 1854 auch an dem „Journal du Palais“, für Marquardsen's „Handbuch des öffentlichen Rechts“ und v. Holtzendorff's „Handbuch des Völkerrechts“ hatte er seine Mitwirkung zugesagt, als der Tod ihn ereilte. Von seinen Arbeiten, welche in der „Revue de Droit International“ veröffentlicht wurden, sind hervorzuheben: Bd. VIII, 1876, Lettre sur la Théorie de la Non-intervention; Bd. IX, 1877, De la situation de la Roumanie au point de vue du Droit International; Bd. XII, 1880, Observations sur la question de l'immutabilité du régime conjugal en cas de changement de domicile des époux; Observations sur le procès intenté au nom du gouvernement portugais à M. M. Battarel et le Comte de Reilhac devant le tribunal correctionnel de la Seine; Bd. XIII, 1881, Du différend né entre la Grèce et la Turquie par suite du Traité de Berlin; Bd. XIV, 1882, Les droits des étrangers en Suisse; Bd. XV, 1883, Le Portugal et l'Institut de Droit International. Ferner sind von ihm noch nachfolgende Schriften erschienen: 1866 „Ce que doit être la science“, Discours rectoral; 1867 „De la nécessité des études historiques“, Discours de prorectoral; 1876 „Précis methodique des réglements consulaires en Belgique“; 1878 „Consultation sur la validité de la naturalisation et du second mariage de Mme. la princesse de Bauffremont“; 1882 „Programme du Cours de droit des gens à l'Université de Bruxelles“.

Professor Alphonse Rivier hat in Bd. XVI, 1884, der „Revue de Droit International“ A. einen Nachruf gewidmet, auf welchen wir als Quelle verweisen.

Raimund Schramm.

Aronhold: Siegfried Heinrich A., Mathematiker, geboren am 16. Juli 1819 in Angerburg (Ostpreußen), † am 13. März 1884 in Berlin. Einem von ihm selbst 1864 verfaßten Lebensabrisse entnehmen wir, daß A. den ersten Schulunterricht in seiner Heimath erhielt. Nach dem Tode des Vaters, eines Kaufmannes, zog die Mutter nach Königsberg, in dessen altstädtischem Gymnasium und seit 1841 auf dessen Hochschule A. seine weitere Ausbildung empfing. Bessel, Jacobi, Richelot, Hesse, Neumann waren dort die Lehrer, deren er sich nachmals würdig erwies. Nach vierjährigem Studium ging A. 1845 nach Berlin, wohin Jacobi inzwischen berufen worden war, und hörte daselbst auch noch Dirichlet, Steiner, Magnus, Dove, zu welchen allen er in persönliche Beziehungen trat. In jener Zeit begannen Aronhold's Untersuchungen über höhere Algebra, welche ihn in Deutschland zum Schöpfer der Invariantentheorie machten. Die Abhandlung „Ueber die homogenen Functionen dritter Ordnung von drei Veränderlichen“ im 39. Bande von Crelle's „Journal“ (1849) lehrte zuerst die Invarianten der ternären cubischen Formen nebst ihren Beziehungen zur Discriminante kennen, wenn auch ohne diese Namen, welche mit vielen anderen in Uebung gebliebenen Kunstausdrücken erst seit 1851 durch den Engländer Sylvester eingeführt wurden. Schon diese bahnbrechende Arbeit erschien der philosophischen Facultät der Königsberger Universität genügend, um dem Verfasser den Titel eines Ehrendoctor zu verleihen, und A. sprach seinen Dank dafür mittelst einer neuen Abhandlung, „Ueber ein neues, algebraisches Princip zur Behandlung der Transformationsprobleme homogener Functionen“, aus, welche leider ungedruckt blieb. Spätere Aufsätze in Crelle's „Journal“ und in den „Monatsberichten der Berliner Akademie“ beschäftigen sich mit ähnlichen Untersuchungen. A. fand in

Berlin eine ihn anziehende Beschäftigung in der mathematischen Ausbildung junger Techniker durch privaten Unterricht, auch war er seit 1850 Mitglied der physikalischen Gesellschaft und bearbeitete in deren jährlichen Berichten Elasticität und Festigkeitslehre. Inzwischen hatte für A. auch eine öffentliche Lehrthätigkeit begonnen, und zwar 1851 an der Bauakademie, wo er bis 1859 außerordentlichen Unterricht ertheilte, dann das Lehrfach der Integralrechnung amtlich übertragen erhielt. Daneben hielt er 1852—1854 Vorlesungen an der Artillerie- und Ingenieurschule. Das Jahr 1860 brachte A. die Beförderung an das Gewerbeinstitut, wo ihm nach und nach, seit 1863 mit dem Titel Professor, der gesammte Unterricht in der Mathematik anvertraut wurde. Das Jahr 1860 war auch das seiner Vermählung mit der Tochter des Sanitätsrathes Hahn. A. war von seinen Schülern geehrt und geliebt. Er fühlte sich so wohl in seiner Stellung an dem Gewerbeinstitut, daß Berufungen nach Gießen (1868), nach Zürich (1868), nach Dresden (1874), nach Heidelberg (1874) ihn nicht zu locken vermochten. Die Göttinger Akademie erwählte ihn 1869 zum correspondirenden Mitgliede.

Vgl. Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften I, 65 und III, 42—43. — Lampe, Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Jubelfeier der königl. Technischen Hochschule zu Berlin (Berlin 1899). Cantor.

Artaria: Karl A. und Franz A., beide † im J. 1808, begründeten im J. 1770 in Wien die gegenwärtig unter dem Namen Artaria & Co. daselbst bestehende Firma. Nach dem Tode der Besitzer ging das Geschäft an Domenico Artaria und nach dessen im J. 1842 erfolgtem Ableben an August Artaria über. Seit dessen Tod (1898) sind C. A. und D. Artaria Inhaber der Firma. Das Verlagsgebiet der Firma Artaria & Co. beschränkt sich gegenwärtig auf Landkarten, das Sortiment führt Landkarten, Kunstwerke und Musikalien. Sie ist von früher her die Originalverlegerin von Mozart, Haydn, theilweise von Beethoven und anderen hervorragenden Componisten; ferner seit jüngerer Zeit der Kartenwerke des Generals v. Scheda, des Regierungsraths Steinhauser u. a. Die Firma Artaria ist eine der größten Kunst-, Musikalien- und Kartenhandlungen der Welt und unterhält Verbindungen mit allen Verlagsquellen des In- und Auslandes, mit den hervorragendsten Künstlern, Musikern und Zeichnern unserer Zeit.

Karl Fr. Pfau.

Aschbach: Joseph Ritter von A., geboren zu Höchst am Main im Nassauischen am 29. April 1801, † zu Wien am 25. April 1882. Ein stilles, der Forschung und der Lehre mit gleicher Innigkeit gewidmetes Dasein, eine Art Priesterthum der Wissenschaft, fern von allem Ehrgeiz und jedem falschen Schein, — das war Aschbach's Lebenslauf. Wer von seinen zahlreichen Schülern seine Erscheinung sich vergegenwärtigen will, dem steht er deutlich vor der Seele, der schlichte Mann von mittler Größe mit den linkisch-schüchternen Geberden, von sprudelndem Eifer beim Vortrage, aber nicht im Stande, fließend einen Satz aus dem Gedächtniß wiederzugeben und daher zumeist aus seinem Hefte eintönig vorlesend; der selten oder niemals sich vom Gegenstande zu höherem Schwunge fortreißen ließ, dessen Persönlichkeit ganz und gar wie etwas Nebensächliches zurücktrat hinter das, was er sprach und lehrte; der maßlos bescheiden in seinem Auftreten, treu und gewissenhaft in der Arbeit, hingebungsvoll in seinem Lehrberuf, warm mitfühlte mit jedem, den er einmal als aufrichtigen Jünger seiner Wissenschaft erkannt hatte. Frommen Gemüthes, von einer strenggläubigen Mutter in der katholischen Religion erzogen, war er doch in Wort und Schrift von nichts so sehr entfernt als von religiöser Unduldsamkeit; jede ehrliche Meinung und jedes Bekenntniß achtete er, und obwol er gewissermaßen als der

officielle Vertreter der katholischen Wissenschaft an die Wiener Hochschule berufen war, so brachte er doch allen seinen Schülern ohne Ausnahme die gleiche herzliche Zuneigung entgegen, nicht aus Indifferentismus, sondern aus idealer Humanität. Seitdem ist, mit Joh. Friedr. Böhmer zu reden (Briefe III, 92), die Wissenschaft gewachsen aber nicht die Liebe. Freilich, neue Bahnen hat er der historischen Disciplin nicht gewiesen; allein was er für sie geleistet, ist nicht bloß dem Umfange nach bedeutend. Als die einzelnen Abtheilungen seiner spanischen Forschungen und dann seine Studien über die römischen Legionen erschienen, wurden sie allgemein, auch im Auslande, mit größtem Interesse aufgenommen und gehörten lange zu dem Besten, was die deutsche Geschichtswissenschaft besaß; heute freilich sind sie schon wieder vielfach überholt. Das heißt: an der kritischen Behandlung des Materials, soweit es ihm damals vorlag, an der schlichten Darstellung ist wol auch jetzt nicht viel auszusetzen, allein das Material selbst hat sich seit drei Jahrzehnten, insbesondere auf dem Gebiete der römischen Epigraphik so sehr ins Ungeheure vermehrt, daß zusammenfassende Darstellungen aus der Zeit vor Erscheinen des Corpus Inscriptionum latinarum (1862 ff.) wie aus einem anderen Jahrhundert anmuthen. Indessen schimmert die gründliche und liebevoll bis ins Kleinste sich vertiefende Arbeitsweise aus jeder einzelnen seiner Monographien noch immer hervor, und man erkennt deutlich in ihnen das Ergebniß eines arbeitsreichen Lebens. Von Kindheit an gewohnt an strengstes Haushalten mit der Zeit, wie alle, die sich schon früh auf sich selbst angewiesen sehen und sich fortbringen müssen, wo andere glücklichere Menschenkinder ihre goldene Jugend verträumen, gab es für ihn zeitlebens nur den einen Stundenplan: lernen und unterrichten. In seine Jugendzeit fiel die ärgste Noth der Franzosenkriege, die für ihn nicht bloß eine allgemeine Calamität waren, sondern der Ruin seiner Familie. Neun Jahre alt, mußte er zuerst des Lebens Ernst fühlen. Sein Vater, der bis dahin ein wohlhabender Kaufmann gewesen, verließ mit dem geringen Rest seiner Habe, den ihm die Feinde gelassen, die Heimath, zog nach Heidelberg, wo er, um sich durch ehrliche Arbeit eine neue Existenz zu gründen, den Gasthof „zu den drei Königen" kaufte; allein der energische Mann büßte da auch noch den letzten Groschen ein und bald mußten die Kinder trotz ihrer frühen Jugend dem Vater die Bürde tragen helfen. Aber wie aus Gerhard, dem älteren Sohne, der damals als Kellnerjunge sich nützlich machte, nachher noch ein tüchtiger und angesehener Jurist wurde — er ist am 20. April 1842 als badischer Hofgerichtsrath gestorben —, so war es für den jüngeren Sohn, unseren Joseph, entscheidend fürs ganze Leben, daß er so frühzeitig, schon als Heidelberger Gymnasiast, zum Stundengeben gezwungen war; wer konnte da besser als er die alte Wahrheit des docendo discimus erproben? Als Primus verließ er 1819 das Gymnasium und bezog, nachdem ihm inzwischen Vater und Mutter gestorben waren, gänzlich mittellos und dennoch frischen, ungebeugten Muthes die Heidelberger Universität. Da war es vor allem Creuzer, damals auf der Höhe seines Ruhmes, dessen Vorlesungen über classische Archaeologie, Symbolik und über die Geschichte der Philologie A. hörte und an dessen Uebungen im philologischen Seminar, wo Platon und Herodot gelesen wurden, er eifrig theilnahm. Rechnet man noch eine Anzahl Collegien bei den Philologen Bähr, Heinrich Voß dem Jüngeren und Kayser dazu, so sieht man ungefähr, welche Richtung seine Studien nahmen, aber man erkennt aus den wenigen Collegien, die er bei Schlosser über mittelalterliche Geschichte hörte, wol schwerlich den künftigen Historiker, und doch waren gerade diese oder vielmehr Schlosser's persönlicher Einfluß für Aschbach's Zukunft entscheidend. Nach dem Abgangszeugnisse zu urtheilen, war er, als er die Universität im J. 1823 verließ, entschieden classischer Philologe; denn es war der für einen Lehramtscandidaten

vorgeschriebene Cursus, den er einhalten mußte, und ein nahes, praktisches Ziel ins Auge zu fassen, zwangen ihn seine noch immer höchst bescheidenen Verhältnisse. Von Glück konnte er noch sagen, daß er als Candidat nicht eben schlecht bezahlten Privatunterricht an junge Ausländer aus reichen Familien, die in Heidelberg studirten, ertheilen konnte, und als er sein Staatsexamen als Gymnasiallehramtscandidat hinter sich hatte, wurde ihm sogar eine in mancher Hinsicht sehr verlockende Hofmeisterstelle bei einer kurländischen Familie angeboten. Und gerade als er daran war, sich selbst aus dem Vaterlande zu verbannen, kam unvermuthet die Berufung an die katholische Selectenschule in Frankfurt a. M., die unter der Oberaufsicht einsichtsvoller Männer stand, denen Schlosser's Empfehlung als die sicherste Bürgschaft einer guten Wahl erschien; Schlosser aber hatte A. in seinen historischen Uebungen näher kennen gelernt und ihm zuerst ein größeres Interesse für diese Disciplin eingeflößt. Fürs erste mußte die Historie freilich wieder in den Hintergrund treten, da ihm an dieser Schule der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache in der oberen Classe anvertraut wurde (Juni 1823). Seine freien Stunden nützte er indeß so trefflich aus, daß er noch im selben Jahre mit der Dissertationsschrift: „De Theopompo Chio historico“ das philosophische Doctorat an der Universität Marburg erwarb (30. December 1823). Wenige Monate später wurde er auch durch die Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet, der ihm durch das ganze Leben als der schönste und ehrenvollste erschien. Auf Schlosser's Antrieb begann A. nun neben seiner Lehrthätigkeit kritische Anzeigen für die Heidelberger Jahrbücher zu schreiben, von denen eine der frühesten (1826) die über Conde's Geschichte der arabischen Herrschaft in Spanien war und als erstes Anzeichen seines lebhaften Interesses für spanische Geschichte, die ihn fast 20 Jahre hindurch beschäftigen sollte, gelten kann. Sein erstes selbständiges Werk auf diesem Felde war sodann eine als Gegenstück zu Manso's Geschichte der Ostgothen entworfene „Geschichte der Westgothen“ (Frankfurt 1827), die sowol als erster Band einer Geschichte Spaniens als auch als selbständiges Werk angesehen werden kann. Hier erzählte er die Wanderungen und Schicksale dieses Volkes von den ältesten Zeiten bis zu seinem Untergange zum ersten Mal vollständig; denn in den älteren von ihm zu Rathe gezogenen spanischen Werken war die Geschichte der Westgothen erst von der Zeit ihrer Niederlassung auf der pyrenäischen Halbinsel behandelt. Daß später Lembke in seiner spanischen Geschichte (1831) fast ganz auf Aschbach's Untersuchungen fußte und selbst an der äußeren Eintheilung des Stoffes festhielt, sieht man auf den ersten Blick; ebenso gilt dies von dem, was über die Staatsverfassung gesagt ist; nur die Gesetzgebung hat Lembke ausführlicher behandelt. Zwei Jahre darauf lieferte A. die Fortsetzung in dem zweibändigen Werke: „Geschichte der Ommaijaden in Spanien nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen christlichen Reiche“ (Frankfurt 1829—30), worin er es zum ersten Male unternahm, zu gleicher Zeit und mit gleicher Ausführlichkeit die Geschichte der mohamedanischen und christlichen Staaten auf der Halbinsel darzustellen. Das Material hierzu schöpfte er aus den von Murphy und Conde in Uebersetzung mitgetheilten arabischen Quellen (zu deren selbständigem Verständniß ein Heidelberger Colleg über arabische Sprache wol nicht ausgereicht haben mochte) und beutete zuerst die in den umfangreichen Werken des Jesuiten Masdeu und in der España Sagrada des Augustiners Florez aufgestapelten litterarischen Schätze gewissenhaft aus. Auch darin ist ihm später Lembke treulich nachgefolgt. Den Schluß dieser Untersuchungen bildete seine „Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden“ (Frankfurt 1833—37, 2 Bände), nachdem er mit einer kleineren Studie unter dem Titel „Geschichte der Heruler und Gepiden“ (Frankfurt 1835) noch einmal in die Zeit der Völker-

wanderung zurückgegriffen hatte. Alle diese Arbeiten fanden nicht nur bei den Fachgenossen den wohlverdienten Beifall — bis auf einige Unebenheiten im Stil, die Schlosser nur deshalb etwas schulmeisterlich hervorhob (Arch. f. Gesch. u. Litt. I, 273 ff.), um diesen Fehler an Heeren um so schärfer rügen zu können (vgl. Eilers, Wanderungen I, 142) — sondern sie galten auch im gebildeten Publicum, dem das romantische, von orientalischen Elementen umsponnene Mittelalter äußerst anziehend war, als eine gediegene Lectüre. In Frankreich beeilte man sich sogar, die Ergebnisse seiner gesammten spanischen Forschungen möglichst getreu und rasch, zum Theil nach den noch druckfeuchten Aushängebogen zu übersetzen und sie dadurch einem größeren Leserkreis als der Autor wol geahnt hatte, zugänglich zu machen (Paquis, Histoire d'Espagne et de Portugal, Par. 1836).

Wie fruchtbar also die Frankfurter Zeit für Aschbach's wissenschaftliche Production sich gestaltete, so schloß er sich deshalb doch nicht ganz in seine Studirstube ein, sondern besuchte fleißig Gesellschaften und knüpfte da manche werthvolle und dauerhafte Beziehung an zu den dortigen Gelehrten, sowie zu den vornehmen schöngeistigen Patricierkreisen, die für die alte Reichsstadt seit jeher so charakteristisch gewesen sind. Unter diesen waren es hauptsächlich die Brentano, Bürgermeister Thomas, v. Fichard, Senator Vogt und Rath Schlosser, aus Künstlerkreisen Passavant und Hübsch, denen er sich anschloß. Auch Radowitz lernte er hier kennen und kam nicht selten in die Lage, ihm in historischen Dingen Auskunft und beim Autographensammeln nützliche Rathschläge zu geben, wofür ihm der geistreiche Staatsmann immer dankbar blieb. In jeder Hinsicht weitaus am bedeutsamsten war aber der innige Freundschaftsbund, den er mit Joh. Friedr. Böhmer schloß: das war der Mann, den er fortan in allen Stücken, in der Wissenschaft und nicht minder in der religiösen und politischen Anschauung, kurz in der ganzen Lebensführung als das unerreichbare Muster verehrte. War Böhmer's kerniger Charakter ganz darnach angethan, jüngeren congenialen Leuten mächtig zu imponiren, wie sehr mußte da erst der bescheidene, am Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn stehende A. sich durch das Vertrauen und die Zuneigung des wenn auch nicht an Jahren, so doch an litterarischer Reputation ihn weit überragenden Freundes geehrt fühlen! Denn es war nicht bloß auf der Stadtbibliothek, wo sie einander täglich begegneten; Böhmer zog A., da er dessen solide historische Kenntnisse schätzte, seinen „Dienstag-Abenden“ bei, an denen er einen auserwählten Kreis von erprobten Gesinnungsgenossen um sich versammelte, und im näheren Umgang mit A. erkannte er bald, daß es bei ihm nicht wie bei so manchem anderen jüngeren Gelehrten darauf ankam, dem wachsenden Selbstbewußtsein einen wohlthätigen Zügel anzulegen, sondern vielmehr durch anerkennende Worte anzueifern und die stets unverminderte Arbeitslust auf entsprechende Aufgaben zu lenken. Schon im J. 1828 schrieb Böhmer an den Freiherrn v. Stein, A. sei ein junger Mann, der Kenntnisse und Verstand besitze und, wie er glaube, eine gute, sicher keine schlechte Arbeit liefern werde; damals handelte es sich um Herausgabe „germanischer Scriptoren vor 500“ durch den Thüringischen Verein, wobei A. den Idatius ediren sollte. Böhmer's Einfluß mag es auch zuzuschreiben sein, daß A. auf die Urkundenschätze Frankfurts, insbesondere auf das hier in seltener Vollständigkeit vorhandene Material zur Reichsgeschichte im Anfang des XV. Jahrhunderts aufmerksam wurde; denn bis dahin hatte er wol kaum mit Originalurkunden zu thun gehabt. Hier galt es eine Lücke in der Historiographie auszufüllen, aber freilich auch eine Arbeit zu leisten, die infolge der mannigfaltigsten in Betracht kommenden Strömungen und Interessen an Schwierigkeit nicht leicht übertroffen werden konnte, und A. unternahm sie. Seine „Geschichte K. Sigmund's“ (Hamburg 1838—1845, 4 Bde.) ist ein vielbenütztes und viel ausgeschriebenes Buch geworden und ist es noch

bis heute. Nicht mit Unrecht hat Jemand bemerkt, daß es eher eine „Geschichte K. Sigmund's und seiner Zeit“ sei, d. h. daß nicht die Person des Kaisers vorzugsweise, sondern die europäischen Begebenheiten zu seiner Zeit aneinander gereiht werden, ja man kann vielleicht sagen, daß Sigmund überhaupt nicht den Mittelpunkt der Darstellung bildet und daß Aschbach's an lebhaften Farben ohnehin nicht reiche Palette diesmal, wo es galt, ein besonders farbenprächtiges Gemälde, eine Heerschau über alle Culturvölker des Abendlandes und den Abglanz des römischen Kaiserthums vor das Auge des Lesers zu zaubern, — dieser Aufgabe nicht ganz gewachsen war. An gutem Willen und eisernem Fleiß hat er es aber durchaus nicht fehlen lassen, und deshalb ist auch sein Buch bis heute unentbehrlich geblieben, und wer weiß, wann sich ein Nachfolger findet, der ihn verdrängen wird; Reichstagsacten, Regesten und Eberhard Windeck's Geschichtsbuch, von denen sich A. seiner Zeit Zeile für Zeile mühsam erkämpfen mußte, liegen jetzt zu Jedermanns bequemem Gebrauch bereit.

In Anerkennung dieser Leistungen erhielt A. im April 1842 vom Minister Eichhorn eine Berufung an die Universität Bonn als ordentlicher Professor der Geschichte. An einer Mittelschule, wie in Frankfurt, war er ja nicht an richtigem Platze; er gehörte auf die Universität, und schon im J. 1836 hatte ihn Böhmer nach Tübingen empfohlen, wo man damals nach einem tüchtigen Historiker auf der Suche war. Nun bot sich die Gelegenheit, einen ihm mehr zusagenden Wirkungskreis an einer so angesehenen Hochschule zu erlangen, an der Seite Dahlmann's und Loebell's zu lehren, und dies bestimmte ihn auch, den Ruf anzunehmen und die ihm zur Heimath gewordene Stadt Frankfurt, wo er beinahe 20 Jahre im Kreise zahlreicher Freunde gelebt hatte, zu verlassen. Im Juli 1842 erhielt er das Ernennungsdecret, im September übersiedelte er nach Bonn. Schon wenige Wochen später klagte Böhmer, er habe jetzt in Frankfurt keinen Menschen mehr, der genug unterrichtet wäre, um mit ihm die neueren Litteraturerscheinungen zu besprechen; der „Dienstag-Abend“ sei verödet; ihm fehle der Freund, „der mit reichem Wissen eine so edle Bescheidenheit verband und für eine emsige Benützung der Zeit als Muster aufgestellt werden konnte“ (Janssen, Böhmer I, 265). In Bonn aber begann A. sogleich seine Vorlesungen, während er die nach akademischem Brauche übliche Antrittsrede: „De scribendae historiae Germanicae ratione“, wozu die Dissertation „de Cidi historiae fontibus“ einlud, erst am 1. Juli des folgenden Jahres hielt. Blickt man nun zunächst auf seine fernere akademische Thätigkeit, so hat A. während seines elfjährigen Wirkens an der Universität Bonn in jedem Semester wenigstens zwei Vorlesungen gehalten, eine größere von vier bis fünf Stunden und eine kleinere von zwei Stunden wöchentlich, ja in manchem Semester kam noch eine dritte ein- oder zweistündige Vorlesung hinzu. Neben der alten griechischen und römischen Geschichte las er Geschichte des Mittelalters, speciell Geschichte der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser, der deutschen Nationalherzogthümer, des 15. Jahrhunderts und spanische Geschichte im Mittelalter; außerdem ein großes Colleg über neuere Geschichte und ein kleineres über Geschichte des 18. Jahrhunderts und über die abendländische Litteratur des früheren Mittelalters, und hielt historische Uebungen über alle Gebiete der Geschichte ab. Eine weitere Wirksamkeit als Mitglied der Prüfungscommission für Candidaten des höheren Lehramtes bestand in der Abhaltung der Prüfungen und in der Beurtheilung der schriftlichen Elaborate. Und neben allen diesen äußerst zeitraubenden Arbeiten fand der unermüdliche Mann auch in Bonn wieder Muße für schriftstellerische Thätigkeit. Zunächst vollendete er die großentheils bereits in Frankfurt ausgearbeitete „Geschichte der Grafen von Wertheim“ (Frankfurt 1843, 2 Bände), zu der ihn der Erbprinz Constantin v. Löwenstein-Rosenberg (vgl. Neuer Nekrolog der

Deutschen 1839, S. 1012) angeregt hatte, nach dessen frühzeitigem Tode A. von der fürstlichen Familie zur Durchforschung der herrschaftlichen Archive ermächtigt wurde. Es gelang ihm, die Reihe der Grafen v. Wertheim bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts hinauf zu verfolgen und zahlreiche Urkunden ans Licht zu ziehen, durch die nicht nur die Geschichte des Wertheimischen Geschlechtes, sondern auch noch vieler anderer Adelsfamilien große Bereicherung erfuhr. „Ich wünschte", schrieb ihm Böhmer über dieses Werk, „daß Thomas das erlebt hätte; ihm hätte es sicher die größte Freude gemacht, denn er suchte Sie mit heimlichem Plan von den ausgetretenen Wegen der Schule auf den grünen Anger des Urkundenstudiums zu lenken, auf dem Sie nun noch ganz unberührte Blumen gepflückt haben." War also die den mittelalterlichen Pergamenten zugewendete Sorgfalt nicht vergeblich gewesen, so überließ A. für die Zukunft dieses Gebiet doch lieber den Diplomatikern vom Fach; ihm, der den Ausgangspunkt seiner in der classischen Philologie wurzelnden Studien niemals verleugnete, war doch nicht ganz behaglich dabei zu Muthe, und hätte ihm Böhmer nicht gedroht: „Daß ich in Ihren Grafen v. Wertheim nur kein ae finde"! — wer weiß, ob sich seine classische Feder nicht gesträubt hätte, das einfache e in den Wertheimer Urkunden stehen zu lassen. Die vielfachen Beziehungen, die A. jetzt zu seinen Collegen von der theologischen Facultät, zu Dieringer, Clemens, Floß, Heimsoeth und Hilgers unterhielt, führten ihn aber zunächst auf kirchenhistorisches Gebiet. Aus eigener Erfahrung wußte er, wie mühsam man irgend eine zuverlässige Belehrung suchen mußte, wenn es sich um einen Gegenstand der Liturgik, Dogmatik oder der Kirchengeschichte handelte; da lag der Gedanke nahe, ein verläßliches und möglichst compendiöses Wörterbuch zum Gebrauch für Gebildete aller Stände, insbesondere für katholische Geistliche zusammenzustellen. So entstand Aschbach's „Kirchenlexikon" (Frankfurt und Mainz 1846—1850, 4 Bände). Seine eben genannten Freunde von der theologischen Facultät und hervorragende Fachmänner wie Alzog, Binterim, Gams, Hefele, Kunstmann, Reichensperger, Roßhirt, Sparschuh und Walter steuerten nach Kräften aus ihren speciellen Gebieten bei, A. selbst übernahm die Redaction des Ganzen und lieferte viele Artikel kirchengeschichtlichen und litterarischen Inhalts. Wie viele Aufsätze von ihm stammen, ist schwer zu sagen, da der bescheidene Mann nur den geringsten Theil, eigentlich nur die Aufsätze über die Päpste, Bischöfe, Heilige und über einige Kirchenschriftsteller mit vollem Namen unterzeichnete, mehrere hundert Artikel hingegen bloß mit „A" (und vielleicht auch mit anderen Chiffern) signirte, offenbar weil er als tactvoller Redacteur seine Mitarbeiter nicht verdunkeln wollte; allein wer erkennt ihn nicht auch in dieser Verhüllung als Autor, etwa des Artikels „Kaiserkrönung" (III, 668—679)? Inhaltlich bieten seine eigenen Beiträge eine gute Zusammenfassung des bis dahin bekannten Materials. Fern von aller gehässigen Polemik lassen sie es aber auch gelegentlich nicht an freimüthigen Aeußerungen fehlen (vgl. Art. Papst Alexander VI., Bd. I, 139). Die größte Schwierigkeit bestand aber wol in der redactionellen Arbeit, in dem vielfachen Umgießen und Verändern der eingelangten Beiträge, im Verkehr mit den Buchhändlern, da die Andraeische Buchhandlung in Frankfurt a. M. plötzlich in Concurs gerieth und der Verlag an Kirchheim in Mainz überging, und endlich im unaufhörlichen Mahnen und Erinnern der säumigen Mitarbeiter; denn derartige Unternehmen waren damals noch nicht zu dem fabrikmäßigen Großbetrieb unserer Tage gediehen, wo es sogar Anleitungen für unerfahrene Beitragslieferanten gibt, und als Muster konnten höchstens Fuhrmann's und Neudecker's Lexica dienen, während Wetzer und Welte merkwürdiger Weise fast gleichzeitig mit Aschbach's Kirchenlexikon erschien (vgl. Ela, Repertorium, S. 16—17). Heute ist von den beiden Concurrenten die letztgenannte Encyklopädie in der neuen Auflage auf der Höhe der Wissenschaft,

A. hingegen, dem eine Neubearbeitung nicht beschieden war, so gut wie veraltet. Glücklich mochte er sich schätzen, daß das schwierige Werk in sechs Jahren fertig war. Er lebte jetzt, so viel man urtheilen kann, in den angenehmsten Verhältnissen, erfreute sich des glücklichsten Familienlebens und war beliebt bei seinen Collegen und Zuhörern, ja er konnte sich sagen, daß seine Vorlesungen, obwol sie nicht zu den sogen. Zwangscollegien gehörten, in der Regel sehr zahlreich und fleißig besucht wurden, und daß sich allmählich ein Kreis von Schülern um ihn scharte, zu dem mancher hoffnungsvolle junge Gelehrte zählte wie Hopf, Janssen, v. Gutschmied, Wilhelm Schmitz, namentlich aber Ficker, auf den er nach Böhmer's Urtheil sich „etwas einbilden“ durfte. Dachte er daher wol kaum an irgend eine Veränderung seiner Lage, so traf es sich doch gerade zu Beginn der fünfziger Jahre, daß man in Wien nach dem Tode des im J. 1849 aus Münster dahin gekommenen Historikers Grauert († am 10. Januar 1852) nach einem passenden Ersatz Umschau hielt. Zunächst hatte man auf Betreiben des Ministerialrathes Feil vorzüglich an den um die Habsburgergeschichte verdienten J. E. Kopp in Luzern gedacht; als aber dieser wegen seines vorgerückten Alters und weil man im Auslande noch sehr wenig Vertrauen zu den Wiener Verhältnissen hegte, die Professur anzunehmen zögerte, wandte man sich — offenbar war Böhmer dabei wieder mit einer nachdrücklichen Empfehlung thätig gewesen — an A. Hatte dieser noch kurz vorher einen Ruf nach Graz mit Rücksicht auf seine ihn durchaus zufriedenstellende Position in Bonn abgelehnt, so erschien ihm doch die Kaiserstadt an der Donau trotz aller Theuerung der Lebensmittel und Wohnungen, vor der man ihn allerorten warnte, als ein hoffnungsvoller Boden für seine akademische Thätigkeit, und deshalb erklärte er sich im Herbste 1853 zur Annahme bereit. Den raschen Entschluß bewundernd schrieb ihm damals Böhmer: „Wie bedeutend ist doch der Moment für einen katholischen Geschichtslehrer, da nun eben erst die katholischen Vereine in der Kaiserburg sich versammelten; wann war dergleichen erhört!“ — und dann wieder: „Bedeutend und erhebend ist der Beruf, dem österreichischen Kaiserstaat in seinen vereinten Völkern, vom Standpunkt deutscher Bildung aus, zu historisch-politischem Betrachten und Erzählen Sinn und Mund öffnen zu helfen und so in der vaterländischen Litteratur zu einer Wiederherstellung des durch den Nordosten bedrohten Gleichgewichtes mitzuwirken!“ (Janssen, Böhmer 3, 178). Von solchen Ideen getragen schied A. aus seinem Bonner Wirkungskreise, den er im Laufe von elf arbeitsreichen Jahren liebgewonnen hatte, neuen und höheren Zielen entgegeneilend, doch nicht ganz ohne Sorge für die Zukunft. Die Wiener Professur für allgemeine Geschichte und die Leitung des damals so benannten „philologisch-historischen“ Seminars mit einem Gehalt von 4500 Gulden schien wol recht annehmbar, allein wie viel kam darauf an, wie sich für ihn die völlig ungewohnten Verhältnisse gestalten würden. Konnte ein Anderer auf die Wirkung einer imponirenden Persönlichkeit oder auf den Zauber eines hinreißenden Vortrags bauen, so war A. sich wol bewußt, nichts von all dem zu besitzen, was ihm über die ersten Schwierigkeiten hätte hinweg helfen können. Auch Böhmer fürchtete für ihn den ersten Eindruck, aber er vertraute doch auf den endlichen Sieg des ehrlich strebenden Freundes. In Wien angekommen (October 1853) fand A. neben vielen wohlmeinenden Anhängern natürlich auch ebenso viele übelwollende Gegner, denen schon die Berufung des Ausländers als ein unverzeihliches Verbrechen erschien. Seine Antrittsvorlesung genügte nach dem Berichte der Allgemeinen Zeitung (28. Januar 1854), „den altgewohnten Aerger gegen Alles aus dem deutschen Ausland Stammende recht unverhüllt an den Tag zu kehren, und wo man Zeloten oder bombastische Schönredner auf dem Katheder erwartete, um über die Bedeutung und Aufgabe der Weltgeschichte zu sprechen, da konnte ein

nüchterner Mann der Wissenschaft, der die Resultate seiner sorgfältigen Forschungen ohne viel Redeschmuck, ohne rhetorisches Beiwerk und hohles Prasenthum brachte, nur geringe Geltung gewinnen". Womöglich noch thörichter war es, daß man einen und denselben Mann auf der einen Seite des Ultramontanismus, auf der anderen eines gefährlichen Freisinnes zeihen hörte. Indessen ließen sich die maßgebenden Persönlichkeiten durch solches Geschwätz nicht beirren, denn sie sahen immer deutlicher ein, in A. eben jene Kraft gewonnen zu haben, deren sie zur Heranbildung einer tüchtigen Lehrerschaft und zur Vertiefung des historischen Studiums so sehr benöthigten; sie unterstützten ihn daher in seinem Bemühen und kaum war ein Jahr vergangen, als A. es bereits für angezeigt fand, seine Familie aus Bonn abzuholen. Auf der Reise traf er in der heitersten Stimmung mit Böhmer zusammen, lobte nicht nur die gute Behandlung „von oben", sondern auch das collegiale Einvernehmen der Professoren und den anhaltenden Fleiß der Wiener Studenten. Seine engeren Fachgenossen waren anfangs nur Albert Jäger und Joh. Nep. Kaiser, ein älterer aus dem Vormärz in die neue Aera mitgenommener Historiker; erst später kamen jüngere Kräfte hinzu. Aschbach's Vorlesungen umfaßten wie in Bonn das ganze Gebiet der Geschichte, verweilten aber mit Vorliebe beim Alterthum und fanden jedesmal eine wichtige Ergänzung in den Seminarübungen, wo er über schwierigere Punkte des gerade behandelten Zeitraumes, über Quellen und neuere Litteratur ausführlich zu sprechen pflegte. Außerhalb der Universität verkehrte er mit der sogen. „Dienstags-Gesellschaft", zu welcher Karajan, Birk, Feil, Chmel, Fiedler, Helfert und Firnhaber gehörten, in der freundschaftlichsten Weise; endlich bot ihm die kais. Akademie der Wissenschaften, die ihn am 18. October 1855 zum correspondirenden und am 12. Novbr. 1856 zum wirklichen Mitglied gewählt hatte, vielfache Anregung, die sich in eifriger Betheiligung an den akademischen Publicationen äußerte. Hatte er schon in Bonn die Geschichte der römischen Legionen und die sie betreffenden Inschriften zum Gegenstande seines Studiums gewählt, auch Einiges darüber in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande (Band 19—21) mitgetheilt, so wendete er sich jetzt mehr den Donaulegionen zu, über die er eine Reihe von Monographien veröffentlichte: „Die römischen Legionen Prima und Secunda Adjutrix in Niederpannonien" (Wiener S.B. XX, 1856); „Die Bojer und Azalier unter Kaiser Trajan in Pannonien" (Wien 1858, Sylvesterspende); „Ueber Trajans steinerne Donaubrücke" (Wiener Centralcommission Bd. III, 1858); „Ueber die römischen Militärstationen im Ufernoricum zwischen Lauriacum und Vindobona" (S.B. XXXV, 1861); „Beiträge zur Geschichte der römischen Legio X. Gemina in Vindobona" (Wiener Alterthumsverein Bd. V, 1861); „Die britannischen Auxiliartruppen in den Donauländern" (Jahrb. f. vaterländ. Gesch., Wien 1861); „Ueber das römische Heerwesen in Pannonien im ersten christlichen Jahrhundert" (Wiener Alterthumsverein Bd. X, 1869, besonders über die Leg. XIII. Gemina, XV. Apollinaris, XXX. Ulpia). Die übrigen Aufsätze über römische Geschichte waren: „Ueber römische Kaiser-Inschriften mit absichtlichen Namentilgungen" (Wiener S.B. XXIV, 1857); „Ueber die Zeit des Abschlusses der zwischen Rom und Karthago errichteten Freundschaftsbündnisse" (Das. XXXI, 1859); „Die Consulate der Kaiser Augustus und Tiberius" (Das. XXXV, 1861); „Die Consulate der röm. Kaiser von Caligula bis Hadrian" (Das. XXXVI, 1861); „Livia" (Denkschriften XIII, 1864); „Die Anicier und die römische Dichterin Proba" (S.B. LXIV, 1870); „Die lateinischen Inschriften mit den Namen römischer Schiffe" (Das. LXXIX, 1875). Mitten in diese immer weiter ausgreifenden, einander ergänzenden Arbeiten fiel ein ganz und gar davon verschiedenes Unternehmen, wozu ihn weder sein Beruf noch seine Neigung, sondern die äußeren Umstände veranlaßten. Als nämlich im J. 1863 ein Comité zusammentrat, um die Vorbereitungen für die 500jährige Jubelfeier der Wiener

Hochschule zu treffen, wurde man darüber einig, eine Geschichte der Alma Mater Rudolphina schreiben zu lassen, und als Verfasser konnte man keinen gewissenhafteren Gelehrten finden als A., dessen Bereitwilligkeit mit dieser Arbeit ein ihm gänzlich fremdes Gebiet zu betreten, schon an und für sich nicht etwa bloß ein Liebesdienst, sondern geradezu ein Opfer war. Andererseits erkannte er sofort, daß eine Darstellung der ganzen 500jährigen Universitätsgeschichte in einem Wurfe seine Kräfte überstieg, ja in der kurzen Spanne Zeit von zwei Jahren, die ihm damals zur Verfügung stand, gänzlich unausführbar war. Indem er sich daher auf das erste Säculum beschränkte, schilderte er die Gründungs- und Verfassungsgeschichte nach den bereits von Rudolf Kink veröffentlichten Urkunden, stellte eine recht ansprechende Chronik der Ereignisse bis 1465 zusammen und fügte daran 57 kurze Lebensskizzen der ältesten als Schriftsteller berühmten Wiener Universitätsprofessoren. Mit gewohnter Pünktlichkeit übergab er zum bestimmten Termin dem Consistorium die bestellte Arbeit und erhielt dafür das Zeugniß, daß es eine „wahrhaft classische“ sei (Schroff, Bericht ü. d. 500jähr. Jubelfeier d. W. Univ. 1865, S. 10). In der That wird Niemand der das unter dem Titel: „Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens“ (Wien 1865) als Festschrift erschienene Buch prüft und damit die unglaublich kurze Entstehungszeit von zwei Jahren zusammenhält, dem Verfasser die aufrichtigste Bewunderung versagen können; etwas anderes freilich ist es, ob die Aufgabe überhaupt in dieser Zeit lösbar war, wo das zumeist recht anstrengende Studium der handschriftlichen Universitäts- und Facultäts-Acten, der Universitäts-, Facultäts- und Nationsmatrikeln, wo endlich die mindestens cursorische Lectüre der von den behandelten Schriftstellern hinterlassenen Werke weder in zwei, noch in fünf oder zehn Jahren absolvirt werden kann. Es kommt eben in der Wissenschaft niemals darauf an, wie langsam oder wie schnell ein Werk entstanden ist; die unvermeidlichen Fehler der Flüchtigkeit dagegen bleiben für immer sichtbar. So rügt P. Denifle (Geschichte der Universitäten im M. A. I, 623) ein besonders auffallendes Versehen Aschbach's, der die Stelle im Albertinischen Stiftsbrief: „anno a nativitate domini 1384“ mit „Weihnachten 1384“ übersetzte; allein wie viele Minuten konnte A. der Interpretation der ganzen Urkunde widmen, wie oft mußte er sich auf die Eingebung des Augenblickes oder auf secundäre Quellen verlassen! Der unter leidlicheren Umständen bearbeitete zweite Band, in welchem A. „die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter K. Maximilians I.“ (Wien 1877) behandelte, ist auch weitaus verläßlicher im Detail ausgefallen; der dritte, von A. im Manuscript, aber nicht eben druckreif hinterlassene Band: „Die Wiener Universität und ihre Gelehrten 1520—1565“ (Wien 1888) ist erst nach Aschbach's Tode erschienen. Während der Vorarbeiten zum zweiten Bande zog ihn die merkwürdige Erscheinung des Erzhumanisten Conrad Celtes so mächtig an, daß er ihm zwei inhaltreiche Monographien widmete: die eine handelte über „Roswitha und Celtes“ (Wiener S.B. LVI, 1867), worin A. die von manchen Kritikern anerkannte, überall aber Staunen erregende Vermuthung aussprach, die Werke der Gandersheimer Nonne seien eine Fälschung; in der anderen beschäftigte er sich mit den früheren Wanderjahren des Celtes (Wiener S.B. LX, 1869). Nach so vielen hervorragenden Leistungen und nach 50jährigem erfolgreichen Lehramte durfte A. sich im J. 1872, wol mit dem Bewußtsein, seine Lebensaufgabe treu erfüllt zu haben, zur Ruhe setzen. Mancherlei ehrenvolle Auszeichnungen von Seiten der Regierung, darunter die Erhebung in den Ritterstand, fehlten nicht; am meisten aber erfreuten ihn die Sympathien seiner zahlreichen, allen Nationalitäten angehörigen Zuhörer, die ihm dann noch einmal bei Gelegenheit seines 80. Geburtstages den letzten Beweis ihrer Liebe und Anhänglichkeit

gaben, indem sie ihm einen silbernen Lorbeerkranz widmeten, auf dessen einzelnen Blättern die Titel seiner Werke verzeichnet waren; eine Adresse aber enthielt einige hundert Namen von zum Theil hochangesehenen Gelehrten, die einst als Schüler zu seinen Füßen gesessen hatten und nun selbst eine neue Schülergeneration heranbildeten. Kurze Zeit nach dieser erhebenden Feier stellten sich bei A. die Anzeichen greisenhafter Schwäche ein und vier Tage vor seinem 81. Geburtstage verschied er, betrauert von seiner Familie und allen Freunden der Geschichtswissenschaft.

Autobiogr. Notiz im Almanach d. kais. Akad. d. Wissenschaften (Wien 1882), S. 157—168. — Kurzer Nekrolog v. Eduard Frhr. v. Sacken, im Wien. Alterthumsverein XXI, S. XVII—XVIII. — Eigenhänd. Aufzeichn. u. Originalbriefwechsel gelehrt. Inhalts, v. A.s Sohn Hrn. Landesgerichtsrath Dr. Emil Ritter v. Aschbach mir gütigst zur Verfügung gestellt. Karl Schrauf.

Asfahl: Markus A. (auch Astfalck[h], Asfalg, Asfalk ꝛc.), bedeutender Maler der schwäbischen Schule, geboren im 15. Jahrhundert in der damaligen Reichsstadt Schwäb.-Hall, † in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein einziges, bis jetzt beglaubigtes Werk ist der großartige, im J. 1726 mit der Kirche verbrannte Hochaltar in der Marienkirche von Reutlingen aus den Jahren 1515/16; wahrscheinlich ist er aber auch der Meister eines imposanten Freskenstückes an der Südseite der Pfarrkirche von Meran; einige vermuthen in ihm auch den Hauptmaler am Blaubeurer Hochaltar, ebenso den Monogrammisten M. A. oder A. M., d. i. den Zeichner des Diurnales oder Gebetbuches Kaisers Maximilian I., des sog. Besançoner Gebetbuches.

Beck in Diöcesanarchiv v. Schwaben XVI, 1898, Nr. 12, S. 191 und XVII, 1899, Nr. 6, S. 91—95 u. die das. Litt. P. Beck.

Athalarich, Ostgothenkönig, a. 526—534, Sohn Amalaswintha's, der Tochter Theoderich's des Großen (s. beide Artikel) und eines Amalers anderen Zweiges, Eutharich Killika (bisher in Spanien lebend), dem der König die Tochter vermählt hatte, da er eines Sohnes darbte und einem Enkel zweiseitig amalischer Abstammung den Thron am besten zu sichern glaubte. Auch sollte wol Eutharich die Regentschaft (wie die privatrechtliche väterliche Muntschaft) über den a. 517/518 geborenen Knaben führen, falls er noch waffenunfähig König würde. Deshalb ward Eutharich, der enge Verbindung mit Kaiser Justinus suchte, durch das Consulat des Jahres 519 geehrt: als Consul gewann er durch prachtvolle Circusspiele zu Rom, durch Freigebigkeit und Milde die Stimmung der Italier. Da er aber bald darauf starb, mußte Theoderich auf andere Weise die Thronfolge des unmündigen Enkels zu sichern suchen. Er ließ zu diesem Zweck die Grafen und Edeln der Gothen sowie die gesammte Bevölkerung — Römer wie Gothen — der Residenzstadt Ravenna schwören, keinen andern als A. als seinen Nachfolger anzuerkennen, während dessen Waffenunreife seine Mutter die Regentschaft (wie die Muntschaft) führen sollte. In der That leisteten gleich nach des großen Königs Tod die Gothen und die Römer in Italien, Dalmatien, Gallien A. den Treueid, wie auch dieser beiden Völkern eidete, jenen Huld, diesen Schutz versprechend: denn in der letzten Zeit Theoderich's war das Verhältniß der beiden Nationen zu bittrer Feindseligkeit vergiftet: deshalb ließ die Regierung zu Ravenna Gothen und Römer sich auch gegenseitig Treue gegen den Herrscher geloben. Allein es gelang durch alle begütigenden Maßregeln und Worte nicht, gutes Einvernehmen unter den beiden Bevölkerungen herzustellen: die Gothen verachteten die unkriegerischen Italier und beschuldigten sie, nicht ohne Grund, geheimer hochverrätherischer Verbindungen mit dem Kaiser zu Byzanz, diese aber haßten die Gothen als Barbaren, verachteten sie als — arianische — Ketzer, fürchteten deren Neigung zu Gewaltthaten und sehnten die kaiserlichen, die katholischen Fahnen zur Befreiung her-

bei. Amalaswintha erbitterte die Gothen durch ihre starke Hinneigung zu den Römern (s. A. D. B. I, 381, wo es aber heißen muß „die Edeln ertrotzten"): die Regentschaft eines Weibes verstieß ohnehin gegen germanisches Recht. Und nun mußte die nationale Partei, die eifrig gothisch Gesinnten, zumal die Geschlechter des alten Volksadels mit Ingrimm sehen, wie die durchaus verrömerte Fürstin den Knaben zu einem römischen Imperator, nicht zu einem germanischen Heldenkönig zu erziehen bemüht war: sie schickte ihn trotz seiner Jugend in die Schule eines Grammaticus und hielt gothische Knaben von ihm fern. Als sie ihn einst wegen geringen Fehls schlug uud er weinend entlief, empörte das die vornehmen Gothen im Palast, die ihn so trafen. Sie zwangen die Regentin, die ganze Erziehungs- und Lebens-Einrichtung Athalarich's zu wechseln: er ward unter Entfernung seiner bejahrten (römischen?) Hofmeister von jungen (wol nur gothischen?) Gesellen umgeben, die ihn alsbald zu Trunk und Ausschweifung jeder Art verführten: er verfiel infolge dessen in Siechthum und starb im Frühjahr a. 534.

Dahn, Die Könige der Germanen II, 1862, S. 177—190; — Urgesch. d. germanischen u. romanischen Völker I², 1898, S. 250—252. Dahn.

Athanagild, Westgothenkönig, a. 554—567. Edlem Geschlecht entstammt ward er a. 554 das Haupt der gegen König Agila (a. 549—554) gerichteten Empörung, die vielleicht auch von den angeblich bedrückten katholischen Bischöfen ausging: wenigstens galt eine Niederlage Agila's bei Cordova, in der er den Sohn und den gesammten Königsschatz verlor, als Strafe der Heiligen für Verletzung des Grabmals des Märtyrers St. Acisclus und für Verachtung Christi, d. h. wol eifrigen Arianismus. Gleichwol glaubte A. nicht, durch seinen eigenen Anhang allein den König vernichten zu können und er scheute sich nicht, zu diesem Zweck die alten Erbfeinde des spanischen Gothenreiches, die Byzantiner, aus dem nahen Nordafrika über die schmale Meerenge herüber zur Hülfe in das Land zu rufen. Wie erwünscht und passend Kaiser Justinian gerade damals (a. 554), nach Niederwerfung des letzten Widerstandes der Ostgothen (s. den Artikel Teja), eine solche Aufforderung zur Einmischung kommen mußte, wie sie so völlig eine Wiederholung der Vorgänge schien, die zur Eroberung Afrikas und Italiens geführt hatten, leuchtet ein: nach den Vandalen und den Ostgothen sollten nun auch die Westgothen in dem Streit um den Königsstab Byzanz und das Verderben in ihr Reich gerufen haben. Willfährig und eifrig sandte daher der Kaiser Heer und Flotte unter dem Patricius Liberius und rasch bemächtigten sich diese gefährlichen Gehülfen der meisten Seestädte und der starken Küstenfestungen längs dem ganzen Südostufer der Halbinsel, wo sie fast 70 Jahre sich behaupteten; erst die Könige Sisibut (a. 612—620) und Svinthila (a. 621—631, s. die Artikel) vermochten die Eindringlinge wieder völlig auszutreiben; wie in Italien nahmen auch hier die Katholiken, die Romanen mit Freuden die katholischen, die „römischen" Fahnen auf. Gegen die verbündeten Kaiserlichen, den miles Romanus, und die Anhänger Athanagild's verlor Agila eine zweite Schlacht, bei Sevilla, und nun schien die arglistige byzantinische Staatskunst einen dritten Triumph über ein gespaltenes Germanenreich zu feiern, als ein plötzlicher Umschlag unter den Gothen selbst dies abwandte: die Anhänger Agila's mochten die Ueberlegenheit der Verbündeten, vielleicht die Gefährdung des ganzen Reiches bei Fortführung dieses Kampfes erkennen: sie ermordeten ihren König, der, von der Guadalquivir- an die Guadiana-Linie zurückgewichen, zu Merida neue Rüstungen betrieb und erkannten A. als König an (a. 554). Dieser trachtete nun zwar sofort, der so thörig oder gewissenlos ins Land gerufenen Helfer, sobald er ihrer nicht mehr bedurfte, wieder ledig zu werden, allein dies gelang ihm trotz aller Anstrengungen nicht; zwar wurden die byzantinischen Statthalter, meist patricii, von dem

gothischen Heerbann im offenen Feld oft geschlagen, allein die zahlreichen festen Hafenplätze, die Meerburgen, die sich von Sucruna am Mittelmeer bis zum „heiligen Vorgebirg" am atlantischen Ocean hinzogen und auch viele Binnenstädte hinter dieser Linie konnten ihnen nicht mehr entrissen werden: war doch die Vertheidigung fester Plätze immer noch die stärkste Seite byzantinischer, deren Bezwingung die schwächste Seite germanischer Kriegführung; erst nach zwei Menschenaltern ward die letzte Spur des unheilvollen Regiments Athanagild's aus dem Lande getilgt. Bei diesen Kämpfen im Süden der Halbinsel war es bedenklich, daß gerade damals im Nordwesten die alten schlimmen Nachbarn, die Sueben (im heutigen Portugal), die stets jede Bedrängniß der Gothen zu einem Seitenstoß benutzt hatten, aus dem bisherigen arianischen Bekenntniß zu dem katholischen übertraten: sie schlossen so den Kreis der gefährlichen rechtgläubigen Feinde des Ketzerstaates: zu den eifrig katholischen Merovingen im Osten, den Byzantinern im Süden und den stets zur Empörung geneigten eigenen katholischen Bischöfen und romanischen Edeln im Lande reihten sich nun die neu bekehrten Sueben im Norden; alsbald sollte das Zusammenwirken dieser Feinde das Gothenreich auf das schwerste gefährden (s. den Artikel Leovigild). Diese Bedrohungen abzuschwächen, suchte oder gewährte A. doch gern Annäherung an die Merovingen: er vermählte (a. 566/67) seine Tochter Brunichildis mit König Sigibert I. von Austrasien zu Metz und bald darauf die zweite Gaileswintha mit dessen ebenso geistreichem als bösartigen Bruder Chilperich I. von Neustrien zu Soissons. Auch diese westgothisch-merovingische Verschwägerung sollte wie so manche frühere (s. den Artikel Amalarich) und spätere (s. die Artikel Theuderich II. und Witterich) zu Unheil führen. Man hatte mit gutem Grund Chilperich's bösen Leidenschaften mißtraut, mit Gewalt hatte man die widerstrebende Braut den Armen der Mutter (Godiswintha) entrissen und dem Freier zuführen müssen, der ihre reiche Mitgift: Bordeaux, Limoges, Cahors, Bearn und Bigorre gierig in Empfang nahm und gern die verlangten Eide schwur, die Gemahlin so lang er lebe nicht zu verstoßen; er hielt Wort: denn er ließ sie bald um seiner Buhle Fredigundis willen (s. den Artikel) erdrosseln. A. erlebte diese Erfüllung merovingischer Eide nicht mehr: er starb a. 567 (November?) „friedlichen Todes", wie man als Seltenheit bei den Königen dieses Reiches hervorhob. Daß er heimlich zum Katholicismus übergetreten sei, ist Erfindung; man gönnte den Suebenkönigen nicht den Ruhm des Vortritts hierin. A. baute die (arianischen) Kirchen der heiligen Justa und der heiligen Rufina zu Toledo, wo er oft im Palatium Hof hielt, doch scheint erst sein großer Nachfolger Leovigild dauernd die Residenz hieher verlegt zu haben.

Dahn, Die Könige d. Germanen V, 1870, S. 124 f.; — Urgesch. d. germ. u. roman. Völker I[2], 1898, S. 372; III, 1883, S. 123. Dahn.

Attems: Ferdinand Maria Graf A., Freiherr von Heiligenkreuz, Landeshauptmann von Steiermark. Die Burg Attems (Attimis) liegt in Friaul nordöstlich von Udine und mit ihr wurden von dem Patriarchen von Aquileja, Udalrich II. die Brüder Heinrich und Arbeno belehnt; deren Vorfahren sollen aus Schwaben eingewandert sein und von den Markgrafen von Bregenz und Montfort stammen. Heinrich und Arbeno trugen seit dieser Belehnung den Namen Attems; jener ist, da Arbeno kinderlos starb, und beider Eltern nicht nachweisbar sind, als Stammvater des jetzigen weitverzweigten Grafenhauses anzusehen und hinterließ nach seinem 1193 erfolgten Tode seiner Nachkommenschaft einen bereits ansehnlichen Besitz. — Friedrich v. A. verließ 1473 Friaul und ließ sich in der benachbarten Grafschaft Görz nieder. Er wurde Hofkanzler Leonhard's, des regierenden Grafen von Görz; nachdem dieser, der letzte seines Hauses, 1500 gestorben und König Maximilian I. infolge von Erbverträgen

dessen ausgedehnte Gebiete in Besitz genommen, erhob Maximilian den Friedrich v. A. zum Statthalter der jüngst erworbenen Grafschaft. Sein Sohn Hieronymus wurde der Stammvater jener Linie, die sich später „zu Heiligenkreuz“, von einer Herrschaft, östlich von Görz im Wippacherthale, nannte, während sein Enkel Andreas Gründer der Linie A.-Petzenstein wurde. Nachkommen Friedrich's kamen an den erzherzoglichen Hof zu Graz und an den kaiserlichen Hof zu Wien und Prag. 1605 wurden die A. von Heiligenkreuz zu Freiherren, 1630 von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben. Sodann faßten sie Fuß im Lande Steiermark, vermählten sich mit Töchtern edler Familien des Landes und der Nachbarprovinzen, gelangten zu Reichthum und Grundbesitz, so daß sie bereits im 18. Jahrhundert die größten weltlichen Grundherren im Lande waren und errangen im Ständeleben der Provinz so hohes Ansehen, daß durch die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei dieses Hauses als Landeshauptleute an der Spitze des Landtages standen und eben jetzt wieder von 1893 bis 1896 und neuerdings seit 1897 ein A. (Graf Edmund) diese hohe Würde bekleidet.

Ignaz Maria Graf A. (geb. 1649) war es, der sich dauernd in Graz niederließ und von der Erbschaft nach seiner Mutter, einer Marchesa Strozzi, und von dem Heirathsgute seiner Frau, einer Gräfin Wurmbrand, große Güter in Steiermark (1686—1717) erwarb: die Herrschaften Windisch-Landsberg, Hartenstein, Peilenstein, Rann, Aigen, Gösting, Reichenburg, Burg-Feistritz (Windisch-Feistritz) und Häuser in Graz. Er gründete zwei Fideicommisse für seine Söhne Franz Dismas und Thaddäus. Des ersteren Enkel war F e r d i n a n d M a r i a. Er erblickte am 22. Januar 1746 zu Graz das Licht der Welt. Von dem Augenblicke seines Eintrittes in die Großjährigkeit hatte er Sitz und Stimme auf der Herrenbank des steiermärkischen Landtages und machte auch von 1771 an hiervon Gebrauch. Schon 1778 wurde er von seinen Standesgenossen zum ständischen Ausschußrathe und 1782 zum Verordneten gewählt. Der Ausschußrath war eine Art kleinerer stehender Landtag, handelte im Namen des vollen Landtages und bekleidete alle Verhandlungsgegenstände desselben ein; das Verordnetencollegium aus sechs Mitgliedern, vom Landtage gewählt, bestehend, war die eigentliche ständische Regierung, hatte die Beschlüsse des Landtages durchzuführen und das ansehnliche ständische Vermögen zu verwalten. Graf Ferdinand war also frühzeitig ein einflußreiches Mitglied in der Körperschaft der steirischen Stände und damit in der Verwaltung des Herzogthums geworden; das Ständehaus war die Stätte, in der er fortan bis zum Ende seines Lebens in Wirksamkeit stand, von der aus er in den folgenden tief erregten und schwer bewegten Jahrzehnten in das politische Leben tief eingriff, wo er viele Anhänger, Freunde und Verehrer fand, aber auch andererseits strenge Beurtheilung erlitt — der aber, wie gerechtfertigt sie in manchen Punkten sein mag, immer entgegenzuhalten ist, daß er stets von den besten Absichten für das Wohl seines Standes, aber auch seines Landes durchdrungen war; daß er, wie in allem, so auch in politischen Dingen nur seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen folgte und daß die Mittel, welche er zur Erreichung seiner Ziele anwandte, immer die loyalsten waren. Die politischen Anfänge des Grafen Ferdinand A. fallen in die letzten Jahre Maria Theresia's und in die Regierungszeit Joseph's II. — Maria Theresia's Regierungsprincip war vornehmlich auf die Vermehrung der Kraft des Gesammtstaates gerichtet, was nur durch Aufstellung einer ansehnlichen Kriegsmacht und durch die Einführung eines neuen Systems erreicht werden konnte, durch welches in die völlig zerrütteten Finanzen Ordnung gebracht werden konnte. Die von ihr und ihren Staatsmännern ausgehenden Reformen bezweckten die Centralisirung der Regierungsgewalt und

hatten wenn nicht die Vernichtung, so doch die Herabdrückung des Ständewesens zum Schattenbilde zur Folge. Die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit wurde vollständig beseitigt, die Bewilligung der Grundsteuer zur bloßen Formalität. Durch diese „Theresianische Grundsteuer-Rectification" wurde das Recht des Staates auf die Grundsteuer als einer regelmäßigen Leistung der Grundbesitzer an den Staat endgültig zur Anerkennung gebracht und die Grundsteuer des bisher von den Ständen für dieselbe vindicirten Charakters als einer dem Landesfürsten bisher freiwillig geleisteten Beihülfe für immer entkleidet. Ohne Anfrage bei den Landtagen wurden neue Steuern eingeführt, schon bestehende incamerirt, d. h. der ständischen Bewilligung und Verwaltung entzogen, wichtige Gesetze wurden ohne Zustimmung der Landtage, ja trotz ihres Widerspruches erlassen und durch die 1748 errichteten Kreisämter wurde die Wirksamkeit der ständischen Verordnetenstelle immer mehr beschränkt.

Wurde unter Maria Theresia noch in manchem die Form gewahrt, so war dies unter Joseph II. auch nicht mehr der Fall. Die Landtage werden zwar alljährlich einberufen, aber fast ausschließlich auf die Bewilligung der Postulate beschränkt. Ihre Verhandlungen spielten sich in höchst einförmiger, gehaltloser Weise ab. Sie boten den Reformen Joseph's gegenüber kein materielles, höchstens ein formelles Hinderniß; denn die Stände besaßen noch immer einen Verwaltungsorganismus, welcher sich den kaiserlichen Behörden gegenüber einer gewissen Selbständigkeit erfreute. Daher wurden auf Befehl des Kaisers die ständischen Aemter und Cassen mit den gleichartigen Staatsämtern verschmolzen, die Verfügung über die Landesfonde den Ständen ganz entzogen, endlich die Stelle des Landeshauptmanns aufgehoben und das Verordnetencollegium aufgelöst. —

Gegen diese Maßregeln des Kaisers entstand allerdings in den Kreisen der privilegirten Stände großes Mißvergnügen, aber so lange Joseph lebte, konnte diese Erregung nicht zur Geltung kommen. Erst nach dessen Tode (20. Februar 1790) und nachdem sein Bruder Leopold II. den Thron bestiegen hatte, erschollen laute Klagen und Beschwerden der Stände über Beeinträchtigung ihrer historischen Rechte und Ferdinand A. war es, der im Mittelpunkte der ständischen Opposition gegen Maria Theresia's und Joseph's Reformen stand und die Seele jener Bestrebungen war, welche den Intentionen dieser centralisirenden und reformirenden Monarchen entgegen die provinzielle Sonderstellung der Steiermark und ihres Landtages wieder zu erringen sich bemühten. Und in der That wurden auf Bitte von Seiten der Stände schon am 28. Mai 1790 die josephinischen Grundsteuer- und Urbarialgesetze aufgehoben und das theresianische Steuersystem und das Robotpatent von 1775 wiederhergestellt. Der steirische Herzogshut, der auf Kaiser Joseph's Befehl nach Wien gesendet worden, wurde wieder nach Graz zurückgebracht und dort mit großem Jubel empfangen. Die Stände wurden vom Hofkanzler Grafen Kolowrat aufgefordert, sich über die Wiederherstellung der durch die vorigen Regierungen geschmälerten Landesverfassung zu äußern. Da entwarf A. eine umfangreiche Staatsschrift (sie zählt in dem im Landesarchive der Steiermark befindlichen Manuscripte 225 Blätter in Folio), welche die Darstellung der ständischen Verfassung und Verwaltung der Steiermark vor den durch Maria Theresia und Joseph durchgeführten Reformen enthält, sodann ausführlich über diese selbst berichtet und die Bitten der Stände um Abstellung der meisten derselben und um Wiederherstellung der alten Verhältnisse enthält. Diese Denkschrift wurde im Landtage angenommen und der Regierung überreicht. Wären vom Kaiser alle diese Forderungen, welche sich auf die Verfassung des Landes, auf das Gerichtswesen, auf die Stellung der Herrschaften den Unterthanen gegenüber und auf das Steuerwesen bezogen, be-

willigt worden, so würde allerdings der Stand der Dinge, wie er sich in Steiermark durch die tiefeingreifenden Gesetze gestaltet hatte, welche unter Maria Theresia und Joseph erflossen waren, gut um ein halbes Jahrhundert zurückgeschraubt worden sein. Eine große Zahl der Forderungen jedoch, wie die Wiederherstellung der Würde des Landeshauptmanns, des ständischen Ausschusses, der Verordnetenstelle, der ständischen Aemter und Cassen, die Wiedergewährung der den Ständen entzogenen Domesticalgefälle, die Herstellung des Eigenthumsrechtes an dem Landhause und an anderen ständischen Gebäuden, die Wiederherstellung der Universität Graz u. a. erschien gerechtfertigt zum Wohle des Landes und konnte ohne Beeinträchtigung einer kräftigen Staatsverwaltung gewährt werden; und mehrere dieser Forderungen wurden auch schon von Leopold II. bewilligt, andere in den folgenden Zeiten und die dadurch wiederhergestellten Institutionen bestehen auch heute noch in der durch die Landesordnung vom 26. Februar 1861 zu einem organischen Bestandtheile des constitutionellen Kaiserstaates erklärten Provinz Steiermark.

Man mag über die von A. in seiner umfangreichen Denkschrift aufgestellten Begehren wie immer denken, eines kann nicht geleugnet werden, ihr Verfasser besaß eine eingehende gründliche Kenntniß der gesammten Gesetzgebung, der geschichtlichen Entwicklung der Verfassung und Verwaltung des Landes, des Ständewesens, sowie aller Verhältnisse der Steiermark zu seiner Zeit, der politischen, der wirthschaftlichen und der culturellen.

Ueber die Forderungen der Stände fanden in der kaiserlichen Hofkanzlei mit Beiziehung einer Deputation der steirischen Stände, darunter auch A., Berathungen statt, welche länger als ein halbes Jahr währten, denn nun war auch der Bürgerstand mit Begehren hervorgetreten: er forderte mit Recht, daß die Bürger der Städte und Märkte nicht wie bisher bloß durch den einen Städtemarschall, sondern durch Ortschaftsdeputirte im Landtage vertreten sein sollten; die privilegirten Stände remonstrirten zwar dagegen, jedoch vergeblich, indem der Kaiser (17. Mai 1791) den Städten und Märkten eine Vertretung durch zehn Abgeordnete gewährte. Das größte und wichtigste jedoch, was A. durch persönliche Intervention beim Kaiser erreichte, war, daß die Würde des Landeshauptmanns wiederhergestellt und den Ständen das Recht zugesprochen wurde, dem Kaiser jedes Mal zwölf Candidaten hiefür in Vorschlag zu bringen.

Als 1797 die Franzosen zum ersten Male die Steiermark occupirten und infolge dessen die kaiserliche Regierung alle ihre Aemter und Behörden aus dem bedrohten Lande zurückzog, wurde eine provisorische Landescommission aus Ständeherren, Magistratspersonen und Bürgern der Stadt Graz bestehend, zusammengestellt mit der Aufgabe, die Landesadministration zu leiten und für die Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge zu tragen. Mitglied dieser Körperschaft, welche in den schweren Kriegszeiten große Aufgaben zu lösen und eine verantwortungsvolle Stellung einzunehmen hatte, war auch A. geworden, der in ihr in hingebender und verdienstvoller Weise wirkte.

Als 1800 die Stelle des Landeshauptmannes durch den Tod des Grafen Karl Thomas Breuner erledigt wurde, befand sich der Name des Ferdinand A. unter den zwölf vom Landtage hiefür Vorgeschlagenen und Kaiser Franz ernannte ihn (28. Januar 1801) zum Landeshauptmann von Steiermark. Auch im zweiten Coalitionskriege (1800—1801) wurden Theile der Steiermark im Oberlande von den Franzosen besetzt; die Regierung setzte wieder eine Landescommission ein, die Stände unter der Leitung des Grafen A. hatten Vorschläge zur Landesdefension entworfen und wirkten auf das kräftigste dahin, den vom Feinde heimgesuchten Landestheilen das Tragen der dadurch erwachsenen Lasten zu erleichtern.

Der dritte Coalitionskrieg brachte die Franzosen abermals (1805) nach Steiermark. Der Gouverneur und ein Theil des Guberniums verließ die Landeshauptstadt; die Leitung der Geschäfte wurde einer Landescommission anvertraut, deren Vorsitz anfänglich Dismas Graf Dietrichstein, später A. führte. Auf den Schultern dieser Commission und ihres Vorsitzenden lastete eine schwere Aufgabe: die Verwahrung und Rettung aller zurückgelassenen ärarischen Gelder, die Bildung einer Administrationscasse, die Vorbereitungen für die Einquartierung und Verpflegung der anrückenden Feinde, die Organisation der Lieferung der Requisitionen, die Errichtung von Magazinen für Getreide, Mehl, Brot, Fleisch, Wein, Hafer, Heu u. s. w., aus welchen die Bürger die bestimmten Rationen für die bei ihnen eingerückten fremden Truppen zu beheben hatten. Am 14. November rückten die Franzosen unter Marmont in Graz ein und schon am 15. forderte er die Leistung einer Contribution von einer Million Gulden in Conventionsmünze, die Stellung von 400 Pferden und die Verpflegung von 8000 Mann mit 12 000 Gulden täglich. Nur durch ein Zwangsanlehen konnten diese Summen aufgebracht werden. Es kam aber noch ärger. Durch Decret Napoleon's (Schönbrunn 25. frimaire, an 14 = 15. December 1805) wurde von der Steiermark eine Contribution von 14 Millionen Francs gefordert. Eine Abschlagszahlung von einer Million sollte sogleich erlegt werden und wurde durch ein zweites Zwangsanlehen aufgebracht. Weitere Zahlungen wurden glücklicherweise durch den Frieden von Preßburg sistirt. In dem Kriege von 1805 hatte die kleine arme Steiermark an Contributionen und Requisitionen die enorme Summe von 1 395 943 fl. entrichten müssen.

Die Landescommission und A., ihr Vorsitzender hatten in dieser schweren Zeit trefflich gewirkt; der Dank des Kaisers, der Stände und der Bürgerschaft von Graz, welcher ihm zu Theil wurde, war gerecht und wohlverdient.

Nochmals wurde die Steiermark von den Franzosen heimgesucht und ausgesogen. Am 30. Mai 1809 rückten sie unter Macdonald's Befehl in Graz ein und nun erfolgten maßlose Requisitionen; ein Zwangsdarlehen von neun Millionen Gulden in Bankozetteln mußte von der Landescommission ausgeschrieben werden. Und am 1. August wurde ein Decret Napoleon's veröffentlicht, welches der Steiermark eine Contribution von 44 880 000 Francs auferlegte. Die Landescommission mit A. an der Spitze sollte diese Summe aufbringen und da bis Ende August nur zwei Millionen erlegt werden konnten, so erklärten die französischen Machthaber, gewaltsame Eintreibungen im ganzen Lande vornehmen, alle Theile der Steiermark mit Truppen als Executionsmannschaften überfluthen zu wollen, aller beweglichen Habe, aller Vorräthe und Waaren der Bürger sich zu bemächtigen, Geiseln auszuheben und außer Landes zu führen. — Da griff A. rettend ein; die französischen Machthaber, erkennend, daß aus dem ausgesogenen Lande Baargeld nicht mehr zu erpressen sei, erklärten sich bereit, statt dessen gute Schuldverschreibungen anzunehmen; A. stellte am 27. September zwei Wechsel an „Monsieur Bary, receveur des contributions de la Styrie“ aus, den einen auf 500 000, den anderen auf 200 000 fl. lautend, mit Verpfändung seiner Person, sowie seines ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Infolge dessen wurden die Executionsmaßregeln sistirt und die Bewohner des Landes vor dem äußersten bewahrt. Allerdings wurden diese Wechsel nach dem Abschluß des Friedens aus den eingegangenen Zwangsdarlehensgeldern eingelöst. Denken wir uns aber den Fall, der Schönbrunner Friede wäre nicht zu Stande gekommen, der Krieg hätte wieder begonnen, abermals unglücklich geendet und die Steiermark wäre wie Istrien, Krain und ein Theil von Kärnten unter französische Herrschaft gekommen, wer hätte da die 700 000 fl., für welche A. gutstand, bezahlt? Die Franzosen aus den

Zwangsdarlehens- und Steuergeldern, welche dann aus Steiermark in ihre Cassen geflossen wären, gewiß nicht; A. war Wechselschuldner und am Verfallstage wären diese aus seinem beweglichen Vermögen und aus den Gütern der Familie eingelöst worden und die Grafen von A.-Heiligenkreuz hätten, wenn nicht ihr ganzes Vermögen, so doch den größten Theil verloren, umsomehr da die Güter, wenn sie zwangsweise verkauft worden wären, jedenfalls nur mit sehr schlechten Preisen wären an Mann gebracht worden. Nicht nach dem Erfolge, sondern nach dem Stande der Dinge, wie er am Tage der Ausstellung der Wechsel war, muß diese That beurtheilt werden und als eine aufopferungsvolle, dem hingebendsten Patriotismus entsprungene bezeichnet werden.

Am 14. October 1809 wurde der Friede zu Schönbrunn abgeschlossen; während des Krieges, der damit beendigt wurde, hatte die Steiermark allein 8 663 314 fl. durch Zwangsdarlehen aufbringen müssen. Kaiser Franz, Erzherzog Johann und der Landtag der Steiermark richteten an A. Schreiben und Adressen voll des Dankes und der wärmsten Anerkennung für das, was er in diesen schweren Zeiten geleistet. Von den Kriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 wurde die Steiermark nicht unmittelbar berührt, die Stände des Landes und ihr Landeshauptmann konnten sich daher Werken des Friedens zuwenden.

Schon im J. 1801 hatte A. die Aufmerksamkeit der Stände auf die Heilquellen von Rohitsch-Sauerbrunn in der südöstlichen Steiermark gelenkt und den Ankauf derselben 1803 bewirkt. Unter seiner energischen Leitung wurde daselbst eine Curanstalt errichtet, Gebäude wurden aufgeführt, die Quellen in Stein gefaßt, ein Badearzt wurde bestellt, großer Grundbesitz, herrliche Waldungen ringsum angekauft und so der Grund gelegt zu jener prächtigen Schöpfung, die jetzt Rohitsch-Sauerbrunn, das jährlich 3000 Gäste beherbergt und eine Million Flaschen Sauerwasser versendet, ist — ein Born des Heiles für Kranke und Genesende, eine reizende Sommerfrische für Gesunde.

An der für Steiermark so wichtigen Grundsteuerregulirung, welche von der Regierung 1812 begonnen wurde, nahm A. den innigsten Antheil und suchte insbesondere eine zu schwere Belastung des Landes hintanzuhalten.

Als Erzherzog Johann 1811 zur Gründung des Joanneums in Graz schritt und die Stände zur Mitwirkung an dieser großen Culturthat aufforderte, war es A., der hierbei dem kaiserlichen Prinzen zur Seite stand und als Landeshauptmann und erster Curator der Anstalt für diese in den schwierigsten Jahren ihres ersten Decenniums unter der Aegide des Erzherzogs sorgte und sie leitete. Erzherzog Johann hatte seine großartigen Sammlungen aus dem Gebiete des Thier-, des Pflanzen- und Mineralreiches dem Lande Steier zum Geschenke gemacht; die Stände kauften zur Aufstellung derselben ein palastartiges Gebäude in Graz an, so erstanden die rühmlichst bekannten Museen, an welche sich bald ein botanischer Garten, das Archiv, das Münzen- und Antikencabinet, die landwirthschaftliche und Gewerbsproductensammlung, die Bibliothek, eine Leseanstalt und Lehrkanzeln für naturwissenschaftliche und technische Fächer anschlossen. A. war Vorsitzender des Curatoriums des Joanneums und Stellvertreter des Erzherzogs in demselben, als solcher und als Landeshauptmann hatte er für diese Anstalt die größte Arbeitslast zu tragen und insbesondere die Bewilligung der hiefür nöthigen Geldmittel bei dem Landtage zu erwirken.

Auch bei der Gründung der steiermärkischen Landwirthschaftsgesellschaft durch Erzherzog Johann (1819) wirkte er thatkräftig mit und wurde zum Stellvertreter des Präsidenten, des Erzherzogs, erwählt. Aus den reichen Kunstschätzen seines Palais in Graz überließ er zahlreiche (160) Gemälde, als die Stände eine allgemein zugängliche Bildergalerie errichteten. Den großen Grundbesitz, den er von seinem Vater ererbt hatte, vermehrte er namhaft.

Die großen Verdienste, welche er sich um Kaiser und Reich und insbesondere um die Steiermark erworben, fanden auch vielseitig volle und hohe Anerkennung. Schon 1768 war er vom Kaiser zum Kämmerer ernannt worden, 1801 wurde er zum wirklichen geheimen Rath mit dem Titel Excellenz erhoben; 1809 wurde ihm das Commandeurkreuz des kurz vorher gestifteten Leopoldordens, 1810 dessen Großkreuz verliehen; 1812 erhielt er vom Kaiser das Indigenat des Königreiches Ungarn und 1815 das goldene Kreuz des eben gestifteten Civil-Ehrenzeichens. Die kaiserliche Akademie der bildenden Künste in Wien ernannte ihn 1812 zum Ehrenmitgliede, die Landwirthschafts-Gesellschaften in Krain (1815), zu Wien (1817), in Steiermark (1819) zum wirklichen Mitgliede, der Musikverein in Graz (1818) zum Beschützer und Ehrenmitglied.

Er war seit 1772 mit Maria Anna Gall Freiin von Gallenstein vermählt, welcher Ehe 6 Söhne und 2 Töchter entsproßten und starb im 75. Jahre am 23. Mai 1820 im Familienfideicommiß-Palais zu Graz.

Schönleben, Genealogia Illustrissimae familiae D. D. Comitum ab Attimis. Labaci 1681. (Sehr selten.) — G. Girolamo, Storia genealogico-chronologica degli Attems Austriaci. Gorizia 1783. — Ilwof, Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz in ihrem Wirken in und für Steiermark. Graz 1897. (A. u. d. T.: Forschungen z. Verfassungs- u. Verwaltungsgesch. d. Steiermark. Hsg. v. d. Hist. Landescommission f. St. II, 1.) Franz Ilwof.

Attems: Ignaz Maria Graf A., Freiherr von Heiligenkreuz, Landeshauptmann von Steiermark, Sohn des Vorigen, wurde am 24. Februar 1774 zu Graz geboren, wo er die juridischen Studien absolvirte. Nach erreichter Großjährigkeit wurde er (1798) in den Landtag des Herzogthums Steiermark aufgenommen und 1800 vom Kaiser zum wirklichen Kammerherrn ernannt. Schon 1801 wurde er vom Landtage zum Ausschußrathe des Herrenstandes, 1807 zum Verordneten, zum ständischen Canzleidirector und Depositencommissär erwählt. Das schwere Kriegsjahr 1809 gab ihm Gelegenheit, sich im Dienste für Staat, Land und Volk hervorzuthun. In der Festrede, welche Graf Vincenz Szapary im Namen der Stände bei der Feier des 25jährigen Dienstjubiläums des Grafen Ignaz A. am 14. November 1843 hielt, heißt es: „Die strengsten Proclamationen bedeckten im J. 1809 die Straßenecken dieser Hauptstadt (Graz), erfüllt mit Todesdrohungen gegen jene Patrioten, welche sich erkühnen würden, Waffen oder öffentliche Cassen vor dem beutesüchtigen Feinde zu verbergen. Euere Excellenz achteten diese Drohungen nicht, und durch ein halbes Jahr stündlich der Lebensgefahr preisgegeben, hielten Sie mit einigen wenigen Vertrauten, sechs Millionen Gulden an Staatsgeldern und mehrere tausend Stück für die Landesvertheidiger bestimmte Waffen bis zu ihrer gänzlichen Rettung getreulich verwahrt“. — Als im Sept. 1809 die von den französischen Machthabern geforderten Contributionen aus dem ausgesogenen Lande Steiermark nicht mehr zu erpressen waren, schritten sie zur Anwendung persönlicher Gewalt. Am 13. September wurde der Landeshauptmann Graf Ferdinand A. von Breteuil, dem französischen Intendanten für Steiermark, benachrichtigt, daß, wenn nicht binnen 24 Stunden die angeforderte Contribution erlegt sein werde, die angesehensten Männer des Landes als Geiseln gefangen gesetzt würden. Es wurden hierzu bestimmt der Landeshauptmann Ferdinand Graf A., der Fürstbischof von Seckau, Friedrich Graf von Waldstein, Graf Cajetan Wildenstein und der Handelsmann Ignaz Gadolla. Da Ferdinand A. als Präsident der Landescommission unentbehrlich war und das 63. Lebensjahr bereits erreicht hatte, so trat für ihn sein Sohn Ignaz A. ein. Diese vier Gefangenen wurden am 14. September 4 Uhr morgens auf den Schloßberg gebracht und ihnen gedroht, daß sie in eine ausländische Festung abgeführt würden, wenn die geforderten

Summen nicht in kürzester Zeit erlegt sein würden. Der Landesadministration gelang es, bis zum 27. September die erste Rate aufzubringen; infolge dessen wurden die Geiseln entlassen, jedoch nur unter dem eidlichen Versprechen, die Stadt Graz nicht zu verlassen. — Er war also mit Leib und Leben eingetreten, um zu retten, was zu retten war, um dem Staate zu erhalten, was sonst dem beutegierigen Feinde als reiches und sicheres Opfer zugefallen wäre. Treue und Hinneigung für Kaiser und Reich und innige, aufopferungsvolle Liebe für den Vater waren die edlen Motive dieser Handlungen.

Nach Erlassung des neuen Erbsteuerpatentes von 1810 wurde A. aus dem ständischen Ausschusse zum Mitglied der Commission ernannt, welcher die Durchführung dieses Gesetzes oblag.

Nach dem Tode des Grafen Ferdinand A., seines Vaters, wurde Ignaz A., da sein Name sich unter den zwölf vom Landtage vorgeschlagenen Candidaten befand, am 18. November 1820 vom Kaiser zum Landeshauptmann von Steiermark ernannt und schon 1821 zum wirklichen Kaiserlichen Geheimen Rath (mit dem Titel Excellenz) erhoben.

Eine der bedeutendsten Angelegenheiten, welche den Ständen und dem Landeshauptmann damals oblag, war die Weiterbildung und Ausgestaltung des Joanneums. Diesem Werke gab er sich mit dem größten Eifer, mit Einsicht und mit dem schönsten Erfolge hin. Erzherzog Johann ernannte ihn zu seinem Stellvertreter im Curatorium desselben. Durch seine Intervention und unter seiner Leitung wurde die Bibliothek durch einen stattlichen Zubau vergrößert und durch reiche Bücherschätze vermehrt, der botanische Garten erweitert, die naturhistorischen Sammlungen, das Archiv, das archäologische, sowie das Münzen- und Antikencabinet ansehnlich bereichert, die bereits bestehenden Lehrkanzeln zu einer Studienabtheilung für Naturwissenschaften, Land- und Forstwirthschaftslehre und technische Fächer vereinigt; aus dieser Anstalt entwickelte sich nach und nach ein Polytechnikum, welches 1865 zu einer technischen Hochschule erhoben wurde.

Kaiser Joseph II. hatte die 1585 gegründete Universität Graz zu einem Lyceum degradirt. In der Sitzung des steiermärkischen Landtages vom 9. Mai 1826 stellte A. den Antrag, es sei an den Kaiser die Bitte zu richten, daß das Lyceum wieder zur Universität erhoben werde. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen, ein Majestätsgesuch an den Kaiser gerichtet und am 26. Januar 1827 erfolgte die kaiserliche Entschließung betreffend die Wiedererhebung des Lyceums zu Graz zur Universität.

Erzherzog Johann hatte 1819 die Landwirthschaftsgesellschaft für Steiermark gegründet, welche in ganz außerordentlicher Weise für das Wohl des Landes wirkte. 1822 ernannte der kaiserliche Prinz den Grafen A. zu seinem Stellvertreter im Präsidium dieses Vereines, und dieser machte sich darin so verdient, daß er nach des Erzherzogs Tode 1859 zum Präsidenten gewählt wurde.

Aus der Landwirthschaftsgesellschaft ging 1829 ein anderes volkswirthschaftlich ungemein wichtiges Institut hervor, die k. k. privilegirte wechselseitige Brandschaden-Versicherungsanstalt für Steiermark, Kärnten und Krain. Sie war durch die Initiative des Erzherzogs Johann und unter Mitwirkung des Grafen A. entstanden, jener bestimmte diesen zum Generaldirector der Anstalt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Sie blühte rasch empor und erfreut sich auch noch heute des glänzendsten Gedeihens.

Von 1832—1834 fungirte er als Oberdirector eines anderen Humanitätsinstitutes, der steiermärkischen Sparkasse, und von 1819 bis zu seinem Tode als Präses des Musikvereins in Graz. — Als 1823 das ständische Theater in Graz ein Raub der Flammen wurde, entschlossen sich die Stände zu einem Neubau,

der unter der Leitung von A. mit großem Kostenaufwande hergestellt und am 4. October 1825 eröffnet wurde. — Besonderer Fürsorge von Seiten des Grafen A. erfreute sich die ständische Bildergalerie und die damit verbundene Zeichenakademie. In seinem Testamente bestimmte er, daß die von seinem Vater der Galerie leihweise überlassenen Gemälde als deren Eigenthum dortselbst verbleiben sollten.

Am 14. November 1843 feierte A. sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, bei welchem ihm vom Kaiser, vom Erzherzog Johann, von der kaiserlichen Hofkanzlei, vom Landesgouverneur, von den Ständen, von der Stadt Graz die verbindlichsten und herzlichsten Glückwünsche dargebracht wurden.

Waren die einst weitgehenden Rechte der Stände in Verfassungs- und Verwaltungsangelegenheiten seit Maria Theresia und Joseph II. auf das äußerste eingeschränkt, so gab es doch noch immer staatliche und Rechtsverhältnisse, welche für die einzelne Provinz von Wichtigkeit und Bedeutung waren und in welchen die Stände ihre Stimme zur Geltung zu bringen suchten. Seit 150 Jahren währte ein Streit zwischen Ungarn und Steiermark wegen der Zugehörigkeit zweier Ortschaften an der beiderseitigen Grenze. Obwol die Ungarn mit aller Kraft auf die Einverleibung dieser Orte in ihr Königreich auftraten, obwol der kaiserliche Commissär bei der Grenzregulirung dafür sich aussprach und eine kaiserliche Entschließung sie anordnete, beschloß dennoch der ständische Landtag (1847), eine kräftige Vorstellung gegen die Einverleibung dieser steirischen und deutschen Gemeinden in Ungarn dem Kaiser zu überreichen. Der Landeshauptmann Graf A. und alle 68 Mitglieder des Landtages unterzeichneten sie und legten sie der Regierung und dem Kaiser vor. Der Verlust dieser Gemeinden für Steiermark wurde dadurch aufgeschoben und durch die veränderten politischen Verhältnisse, welche das Jahr 1848 brachte, ganz hintangehalten.

Wenn in den Jahrzehnten vor dem Ausbruche des Völkersturmes von 1848 die Landtage der Provinzen Oesterreichs sich auch still und ruhig verhielten, so blieben sie dennoch der Unzufriedenheit und dem Wunsche nach Erweiterung ihres Einflusses und Veränderung in der Regierungsweise nicht fremd, doch von jeder Bewegung hielten sie sich ferne. Aber es wetterleuchtete schon hie und da, so auch in Steiermark und seinem Landtage. Im J. 1846 kam es zur Besprechung der Ablösung der Urbariallasten, namentlich Zehent und Robot, und Franz Ritter von Kalchberg legte einen vollständigen Entwurf betreffend die Fixirung und Ablösung der Urbarial- und Zehentbezüge in Steiermark vor, und bei Berathung dieser Angelegenheit sprach der Landtag die Erwartung aus, die Regierung möge nicht unterlassen, in dieser Frage den verfassungsmäßigen Beirath der Stände einzuholen. Man sieht aus diesem Beschlusse, daß nun auch der Landtag der Steiermark sich seiner staatsrechtlichen Stellung als verfassungsmäßiges, berathendes und beschließendes Organ wieder bewußt wurde; und daß auch die leitenden Ideen der Zeit in ihn eindrangen, beweist der Beschluß in der Sitzung vom 26. August 1847, an den Kaiser die Bitte zu richten, er wolle von einer mit Zuziehung von ständischen Mitgliedern gebildeten Commission einen auf das echt deutsche Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründeten Gesetzentwurf über die Strafgerichtspflege ausarbeiten und diesen den Ständen zur verfassungsmäßigen Begutachtung zufertigen lassen, und in derselben Sitzung fiel bei der Bewilligung der Steuerpostulate das Wort, die Berathung und Beschlußfassung über die Staatseinnahmen und Staatsausgaben stehe eigentlich einer Reichsversammlung zu. Bei allen diesen Verhandlungen wirkte A. nicht bloß als Vorsitzender des Landtages, sondern auch im ständischen Ausschusse, im Verordnetencollegium und in den Commissionen in, wenn auch gemäßigtem, doch aber fortschrittlichem Sinne mit.

Die gewaltige Bewegung, welche im März 1848 in Wien ausbrach, übte ihre Wirkungen auch auf Steiermark und Graz aus. Schon in der Sitzung vom 15. März beschloß der Landtag unter dem Vorsitze des Grafen A., die Bitte an den Kaiser zu richten, er möge Deputirte der Stände aus allen Erbländern nach Wien berufen, um mit diesen über die zerrütteten politischen und Finanzverhältnisse des Kaiserstaates Berathungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen; er möge die Landesrepräsentationen vervollständigen, damit auf den Provinziallandtagen alle Interessen eine entsprechende Vertretung fänden; er möge ein aus constitutionell gesinnten Männern bestehendes Ministerium bilden und dieses beauftragen, Gesetzentwürfe zur Vorlage an den einzuberufenden Reichstag auszuarbeiten, betreffend die Durchführung der Preßfreiheit, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren, die Einführung eines neuen, auf freier Grundlage ruhenden Lehrplanes für alle Schulen, die Erweiterung und Kräftigung des Gemeindewesens, die Regelung der Urbarialverhältnisse und die Durchführung der Constitution. — Sodann schritt der ständische Landtag der Steiermark selbst zu seiner eigenen, den Principien des modernen Staatsrechts entsprechenden Umgestaltung. Der Landeshauptmann, Graf A., ergriff selbst hiezu die Initiative. Er stellte den Antrag (7. April), es solle zur Berathung der wichtigsten Angelegenheiten: 1. der Verwandlung der Robot-, Zehent- und sonstigen Naturalleistungen in Geldabgaben, 2. einer Gemeindeordnung für Stadt- und Landgemeinden, 3. der Neuorganisirung des Landtages, ein provisorischer Landtag einberufen werden, in welchem alle Interessen der Provinz: der Großgrundbesitz, die Städte und Märkte und die Landgemeinden vertreten sein sollen. Der Antrag wurde angenommen, eine Wahlordnung ausgearbeitet und im ganzen Lande wurden die Wahlen vollzogen. Dieser provisorische Landtag tagte vom 13. Juni bis 17. August und dann noch am 6., 7. und 8. November 1848 in 48 Sitzungen und berieth und beschloß drei Gesetzentwürfe über eine Gemeindeordnung der Städte und Landgemeinden, über die Aufhebung und Ablösung der Urbariallasten und über eine Landesordnung für Steiermark, und legte diese Entwürfe dem inzwischen zusammengetretenen constituirenden Reichstage zur definitiven Beschlußfassung vor. Graf A. präsidirte in allen Sitzungen dieses Landtages mit Umsicht, Sachkenntniß, Ruhe und Schlagfertigkeit, was umsomehr zu bewundern ist, da er damals bereits 74 Jahre zählte, einer eigentlichen parlamentarischen Versammlung noch nie vorgestanden war, da die früheren Ständetage einen vorwiegend patriarchalischen Charakter trugen und in dem provisorischen Landtage lebhafte Debatten und heftiges Aneinanderprallen entgegengesetzter Ansichten und Meinungen nicht selten waren.

Welche Hochachtung und Verehrung A. sich durch die Umsicht, Gewandtheit und durch das Wohlwollen erworben hatte, welche er bei der Leitung dieses Landtages an den Tag gelegt, beweisen die Vorgänge in den Sitzungen desselben am 8. und 11. August. Bei dem Beginne der Berathung des Gesetzentwurfes über die Organisation des Landtages (8. August) sprach ihm der provisorische Landtag einstimmig für seine ruhmvolle und aufopfernde Verwendung zum Besten des Vaterlandes durch mehr als ein halbes Jahrhundert die wohlerworbene Anerkennung und den wärmsten Dank aus; sämmtliche Abgeordneten erhoben sich von den Sitzen und brachten ein allgemeines „Hoch“ aus. Und als (11. August) zur Berathung der „vorübergehenden Bestimmungen“ des Verfassungsentwurfes geschritten wurde, las A. den § 1 desselben vor: „Der derzeitige Landeshauptmann und Präsident der Ständeversammlung, Se. Excellenz Herr Ignaz Graf von A., ist für diese Würde mit allen diesfälligen Bezügen auf Lebenszeit erwählt und vom Landesfürsten be-

stätigt". Da heißt es in dem Protokolle weiter: „Ohne daß eine Frage von Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten gestellt wurde, stand die ganze Versammlung auf zum Beweise, daß sie diesen Paragraph annimmt. Graf A. dankte in schlichten Worten für das ihm hiedurch bewiesene Vertrauen."

Nach Beendigung der Berathung und Beschlußfassung über die drei oben genannten Gesetzentwürfe hatte sich der provisorische Landtag am 17. August vertagt und trat im November zu drei Sitzungen (am 6., 7. und 8.) wieder zusammen. In diesen stellte A. den Antrag auf Erlassung einer Adresse an den Kaiser, worin er der Loyalität der Steiermark versichert und betont wurde, es sei der innigste Wunsch des Landtages, daß Oesterreich einig und unzertrennlich bleibe, der Dank für die erneuerte Versicherung der constitutionellen Freiheit ausgesprochen, auf die kaiserlichen Zugeständnisse vom März und Mai und auf das kaiserliche Manifest vom 19. October hingewiesen und damit geschlossen wurde, daß der Landtag in dem frei berathenden Reichstage die Basis des constitutionellen Lebens in Oesterreich erkenne. Diese Adresse wurde einstimmig angenommen und dem Kaiser überreicht.

Inzwischen und kurz nachher hatten sich die politischen Verhältnisse gewaltig geändert. Die Octoberrevolution, der Thronwechsel (2. December), die Berufung des Ministeriums der „starken Hand", Felix Schwarzenberg-Stadion-Bach, zeigten bald ihre Wirkungen. Der constituirende Reichstag, von Wien nach Kremsier verlegt, wurde am 4. März 1849 aufgelöst, eine „Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich" octroyirt, 1849 und 1850 erschienen Landesordnungen für die einzelnen Provinzen, welche aber nie ins Leben traten, sowie auch jene octroyirte Verfassung durch das kaiserliche Patent vom 31. December 1851 außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Der hierarchisch-militärische Absolutismus, der das alte Habsburgerreich in die innere Zerrüttung und zu den Katastrophen von 1859 und 1866 führte, hatte damit begonnen.

Diese jeden Freund gesetzlicher Ordnung, staatsrechtlicher Entwicklung und maßvollen Fortschrittes tief betrübenden Ereignisse der Jahre 1849 und 1850 bestimmten A. zu dem Entschlusse, sich vom öffentlichen Leben vollständig zurückzuziehen; am 29. Juni 1849 stellte er das Ansuchen um Versetzung in den Ruhestand als Landeshauptmann von Steiermark, welche jedoch erst am 14. Februar 1852 erfolgte.

Der ständische Ausschuß, der, wenn auch in eng beschränktem Wirkungskreise, doch noch bestand, sprach ihm bei diesem Schritte sein tiefstes Bedauern, den wärmsten Dank und die vollste Anerkennung aus. Seine Büste, in Erz gegossen, wurde im Sitzungssaale des Landhauses in Graz aufgestellt. Schon früher waren ihm hohe Auszeichnungen, 1826 die Oberst-Erbland-Kämmererwürde, 1836 der Orden der eisernen Krone II., 1841 der I. Classe zu theil geworden. Zahlreiche wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften der Steiermark, der anderen Kronländer des Kaiserstaates, sowie des Auslandes hatten ihn zum Ehrenmitglied ernannt. Noch am 1. Juli 1861 war er vom historischen Verein für Steiermark als mittelbarer Nachfolger des Erzherzogs Johann zum Präsidenten erwählt worden.

Als Greis von 87 Jahren erlebte A. noch eine hohe Auszeichnung; nach Erlaß der Verfassung vom 21. Februar 1861 wurde er am 18. April vom Kaiser als erbliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrathes berufen.

A. war zweimal vermählt: mit Antonie Gräfin Chorinsky (1807—1809) und mit Aloisia Gräfin Inzaghi (vermählt 1814, † 1879); aus der ersten Ehe stammten eine Tochter Antonie, 1827 vermählt mit Graf Johann Schärffenberg, und ein Sohn Ferdinand (dessen zweiter Sohn Edmund jetzt Landeshauptmann von Steiermark ist); aus der zweiten Ehe eine Tochter Marie, welche

sich 1839 mit dem berühmten Dichter und Staatsmann Anton Alexander Graf Auersperg (Anastasius Grün) vermählte, und ein noch lebender Sohn Friedrich.

Ignaz Graf A. starb, 87 Jahre alt, am 17. December 1861 in dem Familienfideicommiß-Palais in der Sackstraße zu Graz.

Ilwof, Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz in ihrem Wirken in und für Steiermark. Graz 1897. S. 137—201.

Franz Ilwof.

Aubert: Hermann A. wurde 1826 in Frankfurt a. d. O. geboren, studirte in Berlin Medicin und Zoologie und promovirte 1850 daselbst. In der folgenden Zeit, bis er 1857 zum Professor an der Universität in Berlin ernannt wurde, beschäftigte er sich ausschließlich mit zoologischen Arbeiten, von denen namentlich bemerkenswerth sind: „Ueber Wanderungen der Eingeweidewürmer“ im 31. Jahrbuch der Schlesischen Gesellschaft 1853; „Ueber die künstliche Befruchtung der Fischeier“ ebendaselbst; „Beiträge zur Entwicklung der Fische“ in Zeitschrift f. wissenschaftl. Zoologie, Bd. 5 1854 und Bd. 7 1856; „Die Parthenogenesis bei Aristoteles“ ebendaselbst, Bd. 9 1857. Alsdann wandte er sich von der Zoologie ab und beschäftigte sich mit Untersuchungen über physiologische Optik und später mit der Physiologie des Kreislaufs. Sein Hauptwerk: „Innervation der Kreislaufsorgane“ erschien 1880 als Theil des Handbuchs der Physiologie von Hermann. Bemerkenswerth ist noch sein Werk: „Shakespeare als Mediciner“ 1873. 1868 wurde er als Professor der Physiologie nach Rostock berufen und starb daselbst am 12. Februar 1892.

W. Heß.

Audoin, Langobardenkönig, a. 546—566, führte zuerst die Muntschaft und Regentschaft für den unmündig versterbenden König Walthari, den Sohn des Königs Wacho. Die langobardische Sage hat den Kern der geschichtlichen Ueberlieferung über ihn bis zur Unerkennbarkeit überwuchert: er soll zuerst sein Volk nach Pannonien geführt haben, wo er dann von seinen Nachbarn, den Gepiden, die Auslieferung eines flüchtigen Königsohnes Hildichis aus dem früheren langobardischen Königsgeschlechte (der Lithinge) gefordert haben soll: diese wird als mit dem Gastrecht unvereinbar von dem Gepidenvolke verweigert; aber deren König Thorisin (a. 540, s. den Artikel XXXVIII, 121) verständigt sich mit A. dahin, daß dieser einen zu den Langobarden geflüchteten gepidischen Königssohn Ostrogotha, Sohn des Königs Elemunt, ermordete, wofür Thorisin das Gleiche an Hildichis that. Im übrigen füllten Audoin's Regierung Kämpfe mit eben diesem Thorisin, wobei (nach der Sage) einmal ein panischer Schrecken beide Heere entschart, worauf für zwei Jahre Waffenstillstand geschlossen wird. Allein bald entbrannte der Krieg auf's neue: die Gepiden waren auch nach Verstärkung durch hunnische Hülfsscharen den verbündeten Byzantinern und Langobarden nicht gewachsen und wurden wiederholt geschlagen.

Audoin's Geschichte wird noch sagenhafter gestaltet, da auch die um seinen Sohn Alboin üppig rankende Heldensage ihn mit ergreift, z. B. das Lied von der Erlegung des Sohnes Thorisin's, Thorismuth, durch Alboin (a. 551), die Weigerung Audoin's, den Sohn an seine Tafel zu ziehen, bevor dieser von einem fremden König als Waffensohn angenommen sei (die Waffen erhalten habe? Aber Alboin hat sie ja schon siegreich geführt!), der kühne Gastritt Alboin's in Thorisin's Halle, der Ruhm von Thorisin's Wahrung des Gastrechts, Alboin's Rückkehr und Zulassung zur Tafel des Königs und Vaters A. A. starb a. 566 oder 567, jedesfalls vor a. 568; seine Gattin, Alboin's Mutter, hieß Rodelindis.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen II, 1863, S. 25 f., wo ich zumal durch die Gleichung Aurigosa=Ostrogotha, Schwester

des oben genannten Ostrogotha, manches Rätsel gelöst zu haben glaube; dann Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I², 1898, S. 569; IV, 1889, S. 199; s. auch die Artikel Alboin, Kunimund, Thorisin.

Dahn.

Audorf: Jakob A., der Verfasser der „Arbeiter-Marseillaise“, war Politiker und Poet. Die Schicksale dieses Mannes waren und sind in weiteren Kreisen unbekannt, und als er am 20. Juni 1898 ziemlich bejahrt das Zeitliche segnete und man die begeisterten Nachrufe, sowie von der grandiosen Beerdigung des Dichters der „Gedrückten und Enterbten“ las, gelangte vor die Augen der meisten erst durch die Todesnotiz Aufklärung über seine Persönlichkeit. Am 1. August 1835 als Sohn eines armen Haartuchwebers, des „alten Jakob Audorf“, zu Hamburg geboren, überkam A. vom Vater, der unter den communistischen Demokraten der Vaterstadt und 1848—49 im ersten Stadium des deutschen Socialismus eine führende Stellung einnahm, das kümmerliche, nun längst durch die Maschine getödtete Gewerbe sowol, als die radicale Weltanschauung. Nachdem er fünf Jahre als Schlosser und Mechaniker gelernt hatte, wanderte er Herbst 1857 mit drei Thalern nach Deutschland hinaus, bald in die, Handwerksburschen dazumal deutscherseits untersagte Schweiz. In den überaus regsamen dortigen deutschen Arbeitervereinen, den Pflanz- und Lehrstätten der socialistischen Arbeiterpartei, gerieth A. schon jung in ein Getriebe, das fürder mehr und mehr seine Kraft aufsog und seine kaum flügge Muse tendenzlosen Aufgaben von vornherein entfremdete. Präsident des Arbeitervereins zu Winterthur seit 1858, feierte er 1859 in Zürich bei Schiller's Säcularfest ihn begeistert als Freiheitsapostel, lernte Georg Herwegh und Robert Blum's Sohn Hans, den nachherigen nationalen Wortführer, als Märtyrer der gemeinsamen Ueberzeugung kennen, steuerte auch zu des letzteren Studienfonds bei. 1861 gings über Mülhausen nach Paris, wo er die selbsterworbene Sprachfertigkeit so vervollkommnete, daß er noch nach einem Jahrzehnt für Zeitungsfeuilletons französische Romane treffend verdeutschte, 1863 über London heim. Daselbst brach gerade der Vater im Proletariat den anhebenden Einflüssen Ferdinand Lassalle's Bahn, A. schloß sich dieser neuen, der socialdemokratischen Richtung, mit Leib und Seele an und blieb ihr auf die Dauer rückhaltlos treu. Delegirter zur Constituirung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ in Leipzig, ward er dessen Vorstandsmitglied und für Hamburg Bevollmächtigter. Dabei hat A. den Lassalle'schen Standpunkt mit dessen specifisch deutschem Anstriche gegenüber den internationalen und particularistischen Machenschaften streng vertreten, nach dem Tode des Führers auf Seiten des Präsidenten Bernhard Becker, öffentlich in der Erklärung vom 7. April 1865 („Socialdemokrat“ Nr. 44) und als Vorsitzender bei der Centralfeier zu Frankfurt am 22. Mai.

Die energisch einsetzende socialistisch-radicale Bewegung stachelte A. zum Dichten. „Nicht zählen wir den Feind, Nicht die Gefahren all'! Der Bahn, der kühnen, folgen wir, Die uns geführt Lassall'!“, so lautete der Refrain jenes „Liedes der deutschen Arbeiter“, das seit 1864 unter der Marke „Arbeiter-Marseillaise“ auf den Lippen und im Herzen zahlloser Tausende von deutschen Proletariern fortlebt und, man mag dies Kampfbrevier sachlich und formell beurtheilen, wie man will, in der mächtigen socialistischen Strömung in den letzten drei Decennien einen anstachelnden Hebel abgab. Doch A., nichts weniger als eine Streitnatur, entwich vor den folgenden inneren Reibereien der „Genossen“ 1868 nach Rußland, erst nach der Verschmelzung auf dem Gothaer Congresse 1875 kehrte er zurück, an das neue „Hamburg-Altonaer Volksblatt“. Aber mit dem inzwischen völlig umgestalteten Parteikörper wenig bekannt, griff A. in die schrankenlose Ausbreitung der Ideen nicht weiter ein, und nach dem ihm un-

günstigen Stichentscheid bei der 1877er Reichstagswahl gegen Heinr. v. Sybel (Lennep-Mettmann), zog er wiederum ins Zarenreich, 1881 sogar zum dritten Male, als er, kaum in Hamburg eingetroffen, infolge des Socialistengesetzes ausgewiesen wurde. Mit Hülfe gründlicher russischer Kenntnisse bereiste er für eine deutsche Fabrik in Lodz Rußland bis nach Asien und gehörte, 1887 auf Verwendung des Moskauer deutschen Consuls daheim wieder zugelassen, seit 1888 dem dritten der sich folgenden Parteiorgane, dem „Hamburger Echo", bis zum Tode als ständiger Mitarbeiter an. Seine nie deutschsprechende Gattin Anastasia Djakow pflegte ihn während längeren Siechthums hingebend. Letzteres verhinderte seine emsige Thätigkeit als regelmäßiger, beliebter Wochen-„Chroniqueur" im „H. Echo" nicht, und auch die lyrische Muse reizte ihn nun des öfteren. Er schuf seine Lieder und Gedichte aus dem Gemüthe des deutschen Socialdemokraten; in ihnen athmet der Mann der „schwieligen Faust" mit seinen Freuden und Leiden. Vor allem freilich durch jene „Arbeiter-Marseillaise" stiegen sein Name und sein Wort zum obersten Range bei ungezählten Hörern, Sängern und Lesern: „es ist ein Gedicht von historischer Bedeutung", preist der Leit-Nekrolog seiner Zeitung panegyrisch. Sie darf nicht ästhetisch gemessen werden, ebensowenig wie ihr Vorbild, Rouget de Lisle's „Allons, enfants de la patrie", dem die schwunghafte Melodie entstammt, aber Gottfried Keller's Bedauern (im „Sinngedicht", wo der junge verliebte Schuster Goethe's „Kleine Blumen" singt) über die Vorherrschaft dieses Trutzsangs im Handwerksburschen-Liederschatze verstehen wir. Leider haben Audorf's politisch-polemische Poesien seine vielen, glücklich empfundenen, rein lyrischen Wander- und Liebeslieder — ganz volksliedmäßig „Schön Lenchen" und „Vönli" —, sowie die noch nicht extrem anklingenden Gedichte seiner älteren Periode („Am Brocken", „Vor Römer und Paulskirche in Frankfurt a. M.", aufs „Heidelberger Schloß" u. a.) in den Hintergrund gedrängt. 1889—1890 gab er ein Bändchen „Reime eines deutschen Arbeiters" als Manuscript für nähere Freunde in Druck; später, 1893 brachte der zweite Band der Sammlung „Deutsche Arbeiterdichtung. Eine Auswahl Lieder und Gedichte deutscher Proletarier", vom Hamburger Reichstagsabgeordneten J. H. W. Dietz veranstaltet, eine größere Fülle von Audorf's Musenkindern, außerdem das „Hamburger Echo" und das Witzblatt „Der wahre Jakob" gelegentliche Früchte. Aber jeden warmblütigen, oft ergreifenden Ton eines edlen Gemüths überschallen die allzu massiven, bald loswetternden, bald gesucht carikirenden — Satire und Sarkasmus höheren Stils waren ihm nicht versagt, wie das vielgenannte Spottlied „Wir sind die Petroleure" am deutlichsten beweist —, socialdemokratischen Sturm- und Festlieder, mit denen sich A. zwar in die Herzen Hunderttausender hineingesungen, aber aus dem ihm wohlvertrauten Revier der Poesie immer mehr entfernt hat. Wenn da der Freund schöner Dichtkunst das Goethe'sche „ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied" wiederholt, so muß freilich der Culturhistoriker die colossale, immer noch wachsende Wirkung dieser Audorf'schen Tendenzverse nach Gebühr veranschlagen.

Dieselben Quellen wie zum Lebensabriß in Bettelheim's „Biogr. Jahrbuch u. Dtschn. Nekrolog" III, 142 f., besonders directe Mittheilungen des Reichstagsabgeordneten Ignaz Auer (dessen freundschaftlicher Nachruf, „Neuer Weltkalender 1899", S. 53—55, mit Porträt) u. des Redacteurs am „Hamb. Echo" G. Stengele, der Audorf's Gedichte zur Herausgabe gesammelt hat. Außer dem „Hamburger Echo" vom 20. bis 23. Juni 1898 f. über sein Dichterschaffen „Vossische Ztg.", 1898, Nr. 289, 3. Beilage, über dessen politische Seite E. Kreowski's Aufsatz „Deutsche Arbeiterdichtung" in der „Gegenwart", 47. Bd. (1895), Nr. 15, S. 230 f. Vgl. ferner F. Mehring, Gesch. d. dtschn. Socialdemokratie II, 543; Rob. Schweichel in d. „Neuen Zeit",

IX², 624; die Stelle aus G. Keller bei E. Schmidt, Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprch. 97, S. 1. Ludwig Fränkel.

Auer: Max Joseph A., Porzellanmaler, geboren am 14. Juli 1805 zu Nymphenburg, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater Anton Auer (geboren am 4. März 1778, † am 25. October 1814), dem eigentlichen Gründer einer neuen Schule auf dem Gebiete der Schmelzmalerei, später in der Zeichnungsschule des Professors Mitterer. Schon 1817 lieferte der kaum zwölfjährige Zögling der Akademie vorzügliche Zeichnungen nach antiken Köpfen für die Kunstausstellung; 1823 wurde A. in die königl. Porzellanmanufactur aufgenommen und erlernte die Schmelzmalerei unter Gärtner und Adler. Im Jahre 1829 erhielt A. die Fortsetzung des kostbaren, von seinem Vater für König Ludwig I. begonnenen Tafelservices. Großen Ruf erwarb A. durch die Vollendung und Feinheit seiner Ausführung. Er lieferte viele Tellerbilder mit Copien nach den Meisterwerken der damaligen Bildergalerie (nachmals Alte Pinakothek) und ähnliche Reproductionen auf kleineren und größeren Platten nach Rubens („Christus und Johannes als Kinder"; „Bildniß der Helene Forman"; „Kastor und Pollux entführen die Töchter des Königs Leukippos"), Holbein („Bildniß des Schatzmeisters Sir Bryan Tuke"; „S. Barbara und Elisabeth"), Lorenzo di Credi („Madonna"), Raphael Santi („Bindo Altoviti") u. s. w. Alle Kunstausstellungen brachten erhebliche Proben dieser Technik. Eine sehr lehrreiche Sammlung ist in der Neuen Pinakothek untergebracht, mit einem besonderen Katalog über die Copisten und Maler. Später wendete sich A. zum Aquarell und der Glasmalerei (eine „Madonna" nach Murillo 1858 im Kunstverein), doch hinderte ihn zuletzt ein bedenkliches Augenleiden an der Ausübung seiner Kunst. Er starb zu München am 11. Mai 1878.

Vgl. Kunstblatt 1829, Stuttgart, S. 194. — Baierische Annalen 1834, S. 883. — Deutsches Kunstblatt, Berlin 1850, I, 385. — Nagler-Meyer, Künstlerlexikon, 1878, II, 435. Hyac. Holland.

Auerbach: Hermann A., geboren am 21. März 1854 in Crimmitschau (Sachsen), seit 1875 in Köln, † ebenda am 8. Mai 1899 als Bureauchef eines Handlungshauses. Er war ein hervorragender stenographischer Propagandist, seit 1890 Vorsitzender des Gabelsberger'schen Verbandes rheinisch-westfälischer Stenographen. Er schrieb: „Winke zur raschen Erlernung und Verwerthung der Debattenschrift" (Köln 1886, 6. Aufl. 1898).

Biographie: Mertens, Deutscher Stenographenkalender für 1899, S. 162. — Deutsche Stenogr.-Ztg. 1899, Nr. 115. Johnen.

Auerbach: Jacob A., geboren am 24. November 1810 in Emmendingen, † am 31. October 1887 in Frankfurt a. M., hervorragender Theologe und Pädagoge. Sein Vater Marcus, Lehrer in Emmendingen, der ihn zum Rabbiner bestimmte, ertheilte ihm bis zu seinem zwölften Jahre ausschließlich Unterricht. Er wurde dann dem „Pädagogium" der lateinischen Schule des Ortes übergeben, wo er auf der sogenannten „Judenbank" seinen Platz hatte. Dreizehn Jahre alt, kam A. nach Ihringen, wo er ganz dem Studium des Talmud hingegeben war, das er von 1825 ab in Mannheim bei dem Stadtrabbiner Traub durch 2 Jahre fortsetzte. Von Mannheim ging A. nach Karlsruhe, woselbst er sich für die Oberclasse des Lyceums vorbereitete und gleichzeitig den von dem Rabbiner E. Willstaedter eingerichteten Lehrcursus für Rabbinats-Candidaten besuchte. Hier traf A. mit seinem Vetter Berthold Auerbach zusammen, mit dem er von da ab durchs ganze Leben in inniger Freundschaft verbunden war. A. trat 1830 in das Lyceum zu Karlsruhe ein und verließ dasselbe 1832, um die Universität in Heidelberg zu besuchen, wo er Vorlesungen bei Umbreit, Daub, Schlosser hörte und im pädagogischen Seminar bei Schwarz eine eifrige Thätigkeit ent-

faltete. Die Universitätsstudien mußte A., dem es an Mitteln fehlte und der oft mit Entbehrungen zu kämpfen hatte, unterbrechen, und finden wir ihn 1835 wieder in Heidelberg, als sein Vetter Berthold A. von Stuttgart dahin kam und für sein Fortkommen sorgte. Er betheiligte sich als Mitarbeiter an Berthold Auerbach's Geschichte Friedrich's d. Großen und faßte den Plan, eine Biographie Lessing's zu schreiben, worüber 1835 ein Contract mit dem Verleger Scheible in Stuttgart geschlossen wurde, der aber nicht zur Ausführung kam. Schon nach kurzem Aufenthalte in Heidelberg trat A. die Stelle eines Religionslehrers und Vicars in Wiesbaden an, woselbst der jugendlich aufstrebende Abraham Geiger Rabbiner war, zu dem er in ein freundschaftliches Verhältniß trat, das später durch ein nahes verwandtschaftliches ein noch innigeres wurde. Am 31. Juli 1836 erhielt A. in Tübingen die philosophische Doctorwürde auf Grund einer Dissertation „Ueber den Kampf und Gegensatz zwischen den Sokratikern und Sophisten", ein Gegenstand, mit dem er sich früher schon bei Gelegenheit der Bewerbung um eine Preisfrage in Heidelberg eingehend beschäftigt hatte. Von Wiesbaden ging A. als Erzieher nach Wien und folgte von dort einem Rufe als Religionslehrer an das „Philanthropin" in Frankfurt a. M. als Nachfolger Michael Creizenach's. Am 18. März 1843 hielt er im „Andachtssaale" seine Antrittsrede über Jes. 44, V. 1—6. 1848 wurde er zugleich Lehrer des Hebräischen am städtischen Gymnasium in Frankfurt a. M. und übernahm 1865 die Direction des Julius Flersheim'schen Institutes daselbst.

Im J. 1847 faßte er den Gedanken, die „Andachtsstunde", an der er als Prediger wirkte, in einen deutschen Gottesdienst mit jüdischem Charakter umzuwandeln und gab zu diesem Zwecke mit Jost eine „Sammlung von Gebeten und Psalmen für Israeliten zum Gebrauche bei öffentlichen und häuslichen Andachten" heraus. A. war ein Mann von klarem Geiste und mildem Sinne und entfaltete eine reichgesegnete Thätigkeit als Jugendbildner und Schriftsteller. Von ihm sind erschienen: „Die Herstellung und Achtung Israels in der Welt, Predigt, gehalten in Emmendingen", 1840; „Sprüche der Vater", 1842 (Jahrbuch von Busch), „Kurze Geschichte der israelitischen Gemeinde zu Wien seit 1784", 1843 (Jahrbuch von Busch); „Kleine Schul- und Hausbibel", 1858 (später mehrere Neuauflagen); „Lessing und Mendelssohn", 1867 (Programm der isr. Realschule in Frankfurt a. M.); „Dem Andenken des Dr. S. Stern", 1868 (Programm der isr. Realschule zu Frankfurt a. M.); „Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend", 2 Bändchen, Leipzig 1877; „Berthold Auerbach's Briefe an seinen Freund Jacob Auerbach", 1884. Außerdem war A. Mitarbeiter an Geiger's „Zeitschrift für jüdische Theologie" und „Zeitschrift für Wissenschaft und Leben", an Klein's „Jahrbuch" und an dessen „Schul- und Jugendbibliothek", an der classischen hebräischen Zeitschrift „Kerem Chemed" und an der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

Quellen: Seine Schriften, Programm der Real- und Volksschule der isr. Gemeinde, 1888: Dr. **Jacob Auerbach**, von Dir. Dr. Baerwald, woselbst auch S. 20 dessen am 3. November 1887 gehaltener Nachruf abgedruckt ist.

Adolf Brüll.

Auerbach: Leopold A., geboren am 28. April 1828 in Breslau, jüdischer Abstammung, unterbrach, weil von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, einige Zeit seine gymnasiale Vorbildung, beendete sie aber schon 1844 und studirte Medicin, die ersten vier Semester in Breslau und den Rest in Berlin, woselbst er am 18. Januar 1849 mit der Dissertation „De irritamentis nervorum studia critica" promovirte. Purkinje in Breslau, Ehrenberg, Joh. Müller und Remak in Berlin dürften am meisten seine Studiengang beeinflußt haben. Er wurde in Breslau ein vielbeschäftigter Arzt, brachte es aber doch unter den

schwierigsten äußeren Verhältnissen fertig, wissenschaftlich mit dem glänzendsten Erfolge thätig zu sein. 1863 habilitirte er sich in Breslau, las hauptsächlich über Entwicklungsgeschichte und wurde 1872 außerordentlicher Professor an der genannten Universität. Durch seine im J. 1855 mit Arabella Heß erfolgte Verheirathung gründete er sich ein behagliches Heim, in welchem, als die zahlreichen Kinder herangewachsen waren, eine stets muntere und angeregte Geselligkeit herrschte. Im J. 1896 verschied seine Frau, und am 30. September 1897 er selbst. Sein ältester Sohn ist zur Zeit Professor der Physik in Jena.

A. war ein überaus scharfsinniger Kopf und glänzender Beobachter. Daher kam es, daß er so Manches sah und fand, was anderen, ebenfalls guten Beobachtern völlig entgangen war. Und alles dieses erreichte er mit den einfachsten Mitteln, ohne jedwede Unterstützung, ja sogar gehemmt durch eine ausgedehnte Praxis. Wir erwähnen zunächst seine mit glänzender Kritik geschriebene und mit ebenso einfachen, wie sinnreichen Versuchen ausgestattete Arbeit „Ueber psychische Thätigkeiten des Rückenmarks“ (Günsburg's Zeitschrift für Medicin, Bd. 4, 1853, S. 452). In derselben tritt er der entschieden zu weit gehenden Ansicht Pflüger's entgegen, welcher in seinen „sensorischen Functionen des Rückenmarks“ (Berlin 1853) diesem, ähnlich dem Gehirn, Willen und Empfindung zugeschrieben hatte. Des weiteren zeigte A., daß die Amöben einzellige, von einer eigenartigen Membran umschlossene Thiere sind, in denen stets ein Kern mit Kernkörperchen nachzuweisen ist. Sie sind, so barock das damals auch schien, „fressende, empfindende und willkürlich herumschwimmende, kriechende und laufende Zellen“ (Zeitschr. f. wiss. Zool., Bd. 7, 1856, S. 365). Eine überaus wichtige und schöne Entdeckung von A., die auch seinen Namen in der Wissenschaft verewigt hat, ist die des Plexus myentericus seu Auerbachii, eines weit ausgebreiteten, mit vielen Ganglienzellen durchsetzten, nervösen Plexus zwischen den beiden großen Muskelschichten des Darmes („Ueber einen Plexus myentericus u. s. w.“, Breslau 1862, und Virchow's Archiv, Bd. 30, 1864, S. 457). Er wies ferner nahezu gleichzeitig mit anderen Forschern nach, daß die Blutcapillaren, die man sich bisher als wandungslose, gewissermaßen durch die verschiedenen Gewebe gebohrte Kanäle vorstellte, aus glatten, epithelartigen Zellen zusammengesetzt sind (Centralbl. für die med. Wiss., 1865, S. 177), und legte schließlich durch seine hervorragenden Arbeiten über die Theilung von Nematoden-Eiern den Grund zu der heutigen Lehre von der Befruchtung und Zelltheilung. Es ist der Werth dieser Arbeiten um so höher anzuschlagen, als sie wieder unter großen äußeren Schwierigkeiten mit den einfachsten Mitteln angestellt wurden. Oft werden sie, weil bald darauf ähnliche, ebenfalls außerordentlich wichtige, aber mehr blendende Untersuchungen von Flemming, Hertwig u. A. erschienen, vielfach nicht in dem Maße gewürdigt, als sie es verdienen. A. zeigte („Organol. Studien“, Breslau 1874), daß das befruchtete elliptische Nematoden-Ei, ohne jedes Reagens beobachtet, kernlos erscheint. Dann tauchen an den beiden Polen kleine, kernartige Gebilde auf, welche auf einander zu wandern, sich um 90° drehen und zu einem längs gestreckten, spindelförmigen Kerngebilde verschmelzen. Der so aus der Verschmelzung zweier Kerne hervorgegangene erste Kern der befruchteten Eizelle verschwindet als scharf umschriebenes Gebilde wieder bei der ersten Theilung. Er streckt sich weiter in die Länge, seine Umrisse werden undeutlich, an seine Stelle tritt eine „hantelförmige Figur von klarem Protoplasma, wobei um die dicken Enden der Hantel sonnenartige Strahlungen in den Dotterkörnern auftreten; dann erscheinen im Stiele der Hantel die beiden ersten Furchungskerne neu als helle Bläschen, zwischen denen die erste Furche das Protoplasma der Eizelle durchschneidet“. (Vgl. G. Born, Leopold Auerbach †, Anatom. Anzeiger, Bd. 14, 1898, S. 257, woselbst auch alle übrigen

Veröffentlichungen von A. zu finden sind und F. Cohn, 75. Jahresber. d. schles. Gesellsch. u. s. w., Breslau 1898, S. 3.) Daß spätere Forscher vermittelst feinerer Technik zeigen konnten, daß der Kern vor der Theilung nicht vollständig verschwindet, sondern mehr eine Metamorphose, als eine Auflösung desselben (Karyolyse) stattfindet, thut den Auerbach'schen Entdeckungen nicht den geringsten Eintrag. Grundsätzlich wichtig ist und bleibt außer den übrigen, kurz geschilderten Erscheinungen die von A. gefundene Thatsache, daß — wie auch Born mit Recht hervorhebt — der Kern während der Theilung als gesondertes Element, als abgegrenztes Organ innerhalb des Zellleibes zu existiren aufhört.

Die Titel einiger weiterer, bekannterer Arbeiten von A. sind: „Natur des Muskeltonus“, Abh. der schles. Gesellsch., 1854, S. 32 und 127; „Zur Percussion der Muskeln“, ebenda, 1861, S. 291 und Zeitschr. für ration. Med., Bd. 14, 1862, S. 213; „Ueber die Einwirkung des Lichtes auf befruchtete Froscheier“, Centralblatt für die med. Wiss. 1870, S. 357; „Mechanik des Saugens“, Archiv für Physiol., 1888, S. 59; „Ueber einen sexuellen Gegensatz in der Chromatophilie der Keimsubstanzen“, Berliner Ak. Ber., 1891, S. 713.

P. Grützner.

Auersperg: Gottfried Leopold Graf von A., Freiherr auf Schönberg und Seisenberg, k. u. k. Feldzeugmeister, geboren am 19. Decbr. 1818 zu Judenburg in Obersteiermark, trat am 2. November 1833 aus der Grazer Cadettencompagnie als Cadett in das 8. Jägerbataillon in Mailand und wurde zur Belohnung für seine in den Gefechten gegen die Montenegriner bethätigte Tapferkeit am 18. November 1838 zum Lieutenant befördert. Am 30. September 1847 rückte A. zum Oberlieutenant vor und wurde zum 12. Jägerbataillon übersetzt. Während der Kämpfe um das Fort Malghera bei Venedig, 1848/49, zeichnete sich A. derart aus, daß ihm, der noch in jenem Kriegsjahre zum Capitänlieutenant und dann zum Hauptmann befördert worden war, im Februar 1850 das Ritterkreuz des Leopoldsordens verliehen wurde. Vom 2. steierischen Schützenbataillon, in welches A. bereits am 30. September 1847 übersetzt worden war, kam er im April 1850 zum 48., dann zum 13. Infanterieregiment und commandirte während der Aufstellung der III. Armee in Galizien und Siebenbürgen 1854 ein Bataillon des Infanterieregiments „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4“. Im Mai jenes Jahres zum Major befördert, wurde A. am 8. Mai 1859 Commandant des 2. Wiener Freiwilligenbataillons bei gleichzeitiger Beförderung zum Oberstlieutenant und am 13. September zum 23. Infanterieregiment übersetzt. Ende desselben Jahres trat A. an die Spitze des 80. Infanterieregiments und wurde am 30. April 1860 zum Obersten befördert. Für seine hervorragenden Leistungen in dem Feldzuge gegen Dänemark 1864, namentlich während der Beschießung von Fridericia wurde dem Grafen die allerhöchste belobende Anerkennung zu theil und die Annahme und das Tragen des königl. preußischen Kronenordens 2. Classe mit den Schwertern gestattet. In dem Feldzuge in Böhmen 1866 kämpfte A. an der Spitze desselben Regiments und erwarb sich auch hier die allerhöchste belobende Anerkennung. Nach dem Feldzuge für kurze Zeit dem Generalstabe zugetheilt, wurde A. am 11. Mai 1867 zum Generalmajor befördert und erhielt das Commando einer Brigade bei der 3. Infanterie-Truppendivision. Am 7. November 1869 übernahm A. während des Aufstandes in Süd-Dalmatien unter schwierigen Verhältnissen das Commando über die dortigen Truppen von FMlt. Wagner, und es gelang ihm während seines zweimonatlichen Wirkens nicht nur die arg gefährdeten Forts von Dragaly und Cerkvice zu verproviantiren, sondern auch die Unterwerfung der Aufständischen einzuleiten. Nachdem FMlt. Freiherr v. Rodich in Süd-Dalmatien eingetroffen war, um das Werk der Pacification zu beenden, verblieb A., für seine Thätigkeit mit dem Commandeurkreuz des Leopoldordens

ausgezeichnet, weiterhin Truppencommandant und wurde später Commandant der von ihm ins Leben gerufenen Armee-Schützenschule in Bruck a. d. Leitha. Für seine Verdienste in dieser Stellung erhielt A. im März 1873 das Militärverdienstkreuz und wurde im April desselben Jahres zum Feldmarschalllieutenant befördert. Bis zum Jahre 1879 führte A. das Commando über eine Division, wurde 1877 mit dem Orden der eisernen Krone 2. Classe ausgezeichnet und 1878 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 40 ernannt. Am 1. October 1879 trat A. mit dem Titel eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand. A., welcher auch Erbkämmerer und Erbmarschall in Krain, dann Geheimer Rath war und am 17. April 1893 in Baden bei Wien starb, war seit 29. September 1850 mit Anna Maria v. Neuwald vermählt,

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Oesterr.-ung. Wehrzeitung „Der Kamerad", Jahrg. 1869, Nr. 10—14. — Die „Reichswehr", Nr. 470 vom 19. April 1893. Oscar Criste.

August: Friedrich **August** Eberhard Prinz von **Württemberg**, königl. preußischer Generaloberst von der Cavallerie, ein Sohn des am 16. April 1852 gestorbenen Prinzen Paul, eines Bruders König Wilhelm's I., am 24. Januar 1813 zu Stuttgart geboren, trat mit 16 Jahren in den Heeresdienst seines Heimathlandes, verließ diesen als Rittmeister im 1. Reiter-Regimente, um am 23. April 1831 mit dem gleichen Grade in den preußischen überzutreten und wurde hier in seiner Laufbahn so gefördert, daß er bereits 1840 Oberst und Commandeur des Garde-Kürassierregiments war. Mit einer Unterbrechung von zwei Jahren, während deren er von 1854—1856 die 7. Division in Magdeburg befehligte, verblieb er, meist der Cavallerie angehörend, im Gardecorps, bis er am 19. September 1857 commandirender General des III. Armeecorps wurde, aber schon am 3. Juni 1858 vertauschte er die Stellung mit der gleichen an der Spitze des Gardecorps und dieses hat er sowol 1866, wo er, durch vielfache Banden an Preußen, seine zweite Heimath, gefesselt und auf seine württembergische Apanage Verzicht leistend, in seinem Dienstverhältnisse blieb, wie auch 1870 in das Feld geführt. Auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen trug es unter seiner Führung — im Verbande der I. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen —, nachdem es am 28. Juni bei Soor und bei Burkersdorf, am 29. bei Königinhof glückliche Einmarschkämpfe bestanden hatte, am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz durch die ausschlaggebende Wegnahme von Chlum sehr wesentlich zur Entscheidung des Tages bei; das nämliche glückliche Loos fiel dem Prinzen und seinem Corps im J. 1870 am 18. August in der Schlacht bei Gravelotte-Saint Privat zu. Dieses Mal freilich unter schweren Verlusten, welche zum großen Theile hätten vermieden werden können, wenn Prinz A. in richtiger Würdigung der Verhältnisse seinen Angriff auf Saint Privat la Montagne durch Artilleriefeuer genügend vorbereitet und mit dem Vorgehen über die kahle Ebene gegen das hochgelegene, das Vorfeld beherrschende Dorf gewartet hätte, bis die Umfassung des rechten feindlichen Flügels durch die auf seiner Linken im Marsche befindlichen Sachsen wirksam geworden wäre. Auch bei der Entscheidung des Kampfes von Sedan fiel dem Gardecorps eine wichtige Rolle zu. Es gehörte in letzterer Schlacht zur Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen, während es bei Gravelotte-Saint Privat im Verbande der II. Armee unter Prinz Friedrich Karl von Preußen gefochten hatte. Mit jener Armee nahm das Corps alsdann an der Belagerung von Paris theil, wo ihm sein Platz im Norden der Stadt angewiesen war und es namentlich um den Besitz des Dorfes Le Bourget am 28. und am 30. October sowie am 21. December heftige Kämpfe zu bestehen hatte. In beiden Kriegen war dem Prinzen als Chef des Generalstabes der Oberst

bezw. General von Dannenberg (s. d.) beigegeben, welcher auf seine Entschließungen und Anordnungen einen maßgebenden Einfluß äußerte. Nach der Rückkehr in die Heimath wurde dem Prinzen, als Generalfeldmarschall Graf Wrangel gestorben war, im Juni 1878 neben seinen übrigen Dienstgeschäften das Obercommando in den Marken, ein in ruhigen Zeiten freilich bedeutungsloser Posten, übertragen. In diesen Stellungen verblieb er, bis er am 24. August 1882 auf seinen Wunsch derselben enthoben wurde. Er behielt seinen Wohnsitz in Berlin und starb am 12. Januar 1885 auf einem Jagdausfluge zu Zehdenick. Aus dem böhmischen Feldzuge hatte er den Orden pour le mérite zurückgebracht, für seine 1870/71 geleisteten Dienste wurden ihm beide Classen des Eisernen Kreuzes und das Eichenlaub zu jenem Orden verliehen; am 1. September 1873 erhielt das frühere Fort Saint Privat bei Metz seinen Namen, und am 27. Januar 1889 ward dieser für alle Zeiten dem Posenschen Ulanenregimente Nr. 10 beigelegt, dessen Chef er seit 1866 gewesen war; am 2. September 1873 hatte er die höchste für ihn erreichbare Würde erlangt, indem er zum Generaloberst von der Cavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls ernannt worden war. Prinz A. starb unvermählt, hinterließ aber eine Adoptivtochter, welche den Namen Katharina von Wardenberg führte und sich mit einem Hauptmann v. Schenck vom Kaiser Franz-Garde-Grenadierregimente Nr. 2 vermählte.

In der „Geschichte des Krieges von 1866" von Oberst v. Lettow-Vorbeck (Berlin 1899, 2. Band, S. 296) wird der Prinz folgendermaßen geschildert: „Der commandirende General des Gardecorps, Prinz August v. Württemberg, war eine schöne, stattliche Erscheinung, von trefflichen Eigenschaften des Charakters, zuverlässig, anhänglich und ohne Falsch, von vornehmer, namentlich gut preußischer Gesinnung und dem König Wilhelm von Herzen zugethan. Er war geistig nicht hervorragend und als Soldat ohne Bedeutung. Mit höheren als tactischen Verhältnissen hatte er sich nie beschäftigt und mußte sich daher im Kriege der Leitung seines Generalstabschefs, des Obersten von Dannenberg, anvertrauen."

Militär-Wochenblatt Nr. 7, Berlin 1885. B. v. Poten.

Augusta, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, geboren zu Weimar am 30. September 1811, † zu Berlin am 7. Januar 1890.

Das geschichtliche Bild der ersten deutschen Kaiserin jetzt zu zeichnen ist nur in sehr unvollkommenem Maße durchführbar, da es einstweilen von dichten Nebelschleiern verhüllt wird. Im Gegensatze zur Königin Luise, der Mutter des ersten deutschen Kaisers, von der wir Thatsächliches bisher auch noch nicht allzuviel wissen, ist die Persönlichkeit unserer weimarischen Prinzessin durchaus nicht von dem Lichtglanze umflossen, der jene edle Dulderin umgibt. Zwar hat sich auch an sie im Leben wie im Tode jene Hell in Hell malende Schmeichelei geheftet, die nach dem Worte Friedrich's des Großen sich wie ein Fluch an die Fersen der Mächtigen dieser Erde klammert. Aber es ist kein Zweifel darüber möglich, daß die Kaiserin A. nicht annähernd die Liebe bei ihrem Volke besaß, die die Königin Luise in so reichem Maaße bei Mit- und Nachwelt genossen hat. Hinzu tritt, daß der gewaltige Griffel ihres größten Feindes ihr ein Monument gesetzt hat, das ihre Züge nicht liebenswürdig erscheinen läßt. Es ist hier die Aufgabe, den Grund zu einer wissenschaftlich haltbaren Würdigung der hohen Frau zu legen; und dabei wird sich zeigen, inwiefern wir schon jetzt zu erkennen vermögen, daß Bismarck einseitig berichtet. Natürlich gewährt es besonderen Reiz, den Entwicklungsgang einer Frau zu verfolgen, die mit einem der größten Staatsmänner um den vorherrschenden Einfluß gerungen hat.

Geboren kurz nachdem der berühmte Komet des Jahres 1811, der mehr als sechs Monate am Himmel gestanden hatte, wieder verschwunden war, als die zweite Tochter jener russischen Großfürstin Maria Paulowna, die bei ihrem Einzuge in Weimar als junge Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar noch von dem dem Tode nahen Schiller überschwänglich begrüßt wurde, ist die am 6. October auf die Namen Maria Luise Augusta Katharina getaufte Prinzessin gleichsam unter den Fittigen unserer Classiker groß geworden. Hat doch die Mutter selbst die Rolle einer Beschützerin und Förderin des litterarischen Lebens an dem kleinen Hofe gespielt. Großfürstin Marie war unstreitig eine bedeutende Frau, die die reichen Huldigungen, welche man ihr allenthalben zu Theil werden ließ, vollauf verdiente. Sie war die Tochter des ermordeten Kaisers Paul und die Enkelin einer der wenigen Fürstinnen, denen man das Prädicat der Genialität zusprechen kann, der Kaiserin Katharina, und möglicherweise nicht des Zaren Peter, sondern nach dem Geständniß Katharina's selbst, die Paul als den Sohn Ssaltykow's bezeichnete, eines Günstlings der großen Zarin, wogegen freilich kritische Köpfe wie General Leopold v. Gerlach die Aehnlichkeit Paul's mit Peter geltend machten. Bei der Erziehung ihrer Kinder erkor sich die Großfürstin den Mann, der durch seine Persönlichkeit Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands emporgehoben hatte, den Freund ihres Schwiegervaters, Altmeister Goethe, zu ihrem Berather; und Goethe hat in der That nicht nur der um vierthalb Jahre älteren Schwester Augusta's Marie (geb. 3. Febr. 1808), sondern noch mehr der Prinzessin A. selbst ein wachsendes Interesse zugewendet. Der Neunjährigen widmete der greise Dichterfürst einige höchst anmuthige Verse, den oft angeführten, zum Theil in seinen Beziehungen heute allerdings nicht ganz verständlichen Geburtstagsgruß „Alle Pappeln hoch in Lüften". Klarer und vielleicht bedeutungsvoller in ihrem Sinne waren die Verse, die ihr vermuthlich auch galten, zur Begleitung eines Bildes des Schlosses Belvedere:

Erzeige sich dein ganzes Leben so:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Im Prinzessinnengarten zu Jena hat er mit ihr gespielt, ihr allerlei Geschichten und Märchen erzählt, mit ihr und dem Großvater (am 7. September 1820) eine Sonnenfinsterniß beobachtet. War er es doch überhaupt gewesen, der seinen „lieben Zöglingen" mit vieler Mühe diesen Tummelplatz für ihr kindliches Treiben verschaffte (1818). Der Prinzessinnengarten in Jena, Schloß Belvedere in Weimar, das Wilhelmsthal bei Eisenach waren etwa die Hauptstätten, wo sich die Jugend Augusta's abspielte. Eine durch ihre Vergangenheit geweihte Stätte wurde ihr die Wartburg, — nicht so durch die Erinnerung an Luther's dortigen Aufenthalt; Luther's Andenken wurde nach Ranke's Bericht am weimarischen Hofe nicht so hoch gehalten, weil die Weimaraner durch ihn mittelbar in ihrer Macht gekürzt worden waren —, wol aber durch die Geschichte der heiligen Elisabeth von Thüringen. Lieb wurde der Prinzessin auch noch eine andere Stätte, die nicht weit vom Schloß Belvedere im schönen Grunde an der Ilm gelegene Walkmühle, wo man von der „blauen Stube" eine reizende Aussicht auf das schäumende Wasser des Flüßchens und das Schloß hatte und wo „Großmutter Vent" die hohen Gäste ländlich zu bewirthen pflegte.

Goethe und sein Freund, der „Kunstmeyer", haben der Prinzessin in der geistig hochgestellten und begabten Malerin Luise Seidler eine treffliche Zeichenlehrerin gewonnen, die diesen Unterricht bei A. seit dem Jahre 1823 ertheilte und dabei gute Erfolge erzielte. Bis in ihr spätes Alter hat A. mit Liebe gezeichnet und gemalt. Goethe bestellte auch wol den von ihm hochverehrten Capellmeister Hummel zu ihrem Musiklehrer, der ebenfalls die Freude hatte in

A. einen verständnißvollen Zögling zu finden. A. wurde durch ihn zu eigenen musikalischen Productionen angeregt und hat auch diese Thätigkeit bis in ihr Alter gepflegt. Wurde so auf alle Weise Kunstsinn in der Prinzessin geweckt, so suchte man ihr auch wol Liebe für die Natur und für die Thätigkeit des Landmannes, insbesondere für Gartenbau einzuflößen und zwar gleichfalls mit schon in den Jugendjahren sichtbarem Erfolge. Zu Augusta's Lehrern gehörte ferner Goethe's Secretär Riemer. Französischen und wol auch naturwissenschaftlichen Unterricht gab ihr der Genfer Frederic Soret, dessen A. noch als Königin im J. 1866 gegenüber dem Humanisten Dunant mit bewegten Worten gedachte. Der Religionsunterricht war einem Anhänger der rationalistischen Herder'schen Richtung, dem Consistorialrath Horn, anvertraut. Auch ihm hat A. ein treues Andenken bewahrt. Dasselbe gilt von ihrer Oberhofmeisterin Frau v. Hopffgarten. Als diese Frau, die einst auf Empfehlung des ihr befreundeten preußischen Schulmannes Johannes Schulze zu ihrer Stellung bei A. gelangt war, starb (1837), schrieb die Prinzessin an einen ihrer Lehrer: „Wer sie kannte, mußte in ihr das seltene Vorbild echt christlicher Tugend, frommer Ergebung und Liebe erblicken, verbunden mit einer Herzensgüte, die so unendlich wohlthuend war! Ich fühle es tief, daß ihr Heimgang in meinem Leben eine Leere gelassen hat, die nie ergänzt werden kann". Wie hier in dem Briefe aus den ersten Jahren der Ehe eine bestimmte Betonung ihrer christlichen Richtung hervortritt, so deuten aus noch früheren Jahren Züge darauf hin, daß A. schon bald zu einer strengeren kirchlichen Auffassung gelangt war. Im October 1828 konnte ein so scharfer Richter wie Leopold v. Gerlach über die Siebzehnjährige die Bemerkung machen: „Ich bin überzeugt, daß sie gegen das Licht, was von oben kommt, nicht verschlossen ist". Wenige Tage später erlebte er die Genugthuung, daß A. ihm lebhaften Beifall zollte, als er, sicherlich in Anspielung auf weimarische Verhältnisse und das ihm halb heidnisch vorkommende genialische Treiben daselbst, an der Tafel des Großherzogs äußerte, es sei unanständig, biblische Geschichte auf das Theater zu bringen. „Ich finde so etwas abscheulich" rief die Prinzessin dazwischen. Bei dem Zögling Goethe's und der Tochter Weimars deutet dies immerhin auf eine Auflehnung gegen einzelne Strömungen im weimarischen Lande. Ihre strenge Auffassung religiöser Dinge bekundete sich abermals in einem Gespräch mit dem sie wol ein wenig katechisirenden Gerlach bald nach der Verlobung (15. März 1829), wo sie offenbar im Hinblick auf den bei fürstlichen Heirathen nur zu häufig vorkommenden Wechsel des Bekenntnisses äußerte: Sie fände es schrecklich, die Religion aus anderen Gründen als aus Ueberzeugung zu ändern. Sie wäre jetzt confirmirt und hätte geloben müssen, diesem Bekenntniß treu zu bleiben.

Die größte Rolle als Lehrer der Prinzessin hat ein Altphilologe, der Jenaer Hellenist Professor Hand gespielt, ein Mann der Herder'schen Schule, der ganz in den Humanitätsgedanken seines Meisters aufging. Ob er freilich immer die richtige Methode angewendet hat, um seine Zöglinge zu unterrichten, wird billig zu bezweifeln sein. Wenn er über seine dem Schwesternpaar etwa seit 1818 bis 1825 gehaltenen historischen und „psychologischen" Vorträge aufgezeichnet hat: „Ich erklärte die Natur der handelnden und sich bestimmenden Kraft des Menschen, hellte die Begriffe der Willkür, Begehrung, Wille, Wunsch, Neigung, Leidenschaft auf. — Ich erklärte die Bestimmung des Willens für einen Zweck, welcher in den Ideen des Wahren, Guten und Schönen enthalten sein kann und soll, dabei hellte ich auf, was diese Ideen im Handeln des Menschen sind, was sie ausprägt; ich ging über zu dem Kampfe des Willens mit den Neigungen" so ist man doch nur zu sehr versucht zu fragen, ob er den noch im völligen Kindesalter stehenden Prinzessinnen nicht zu schwere Kost vorgesetzt hat. Hand

hatte zuweilen selbst dies Gefühl. Zeichnet er doch gelegentlich auf: „Meine heutige Beobachtung führt mich auf die Bemerkung, daß man von Kindern nicht so viel verlangen darf, daß sie alles merken und wissen sollen“. Früchte eines solchen Unterrichts waren es sicherlich, wenn die Prinzessin es liebte viele Worte zu machen, so daß, als Raupach ihr später Unterricht im Deutschen zu ertheilen hatte und von ihr einen Aufsatz eingereicht erhielt, der etwas ungehobelte Mann das Heft zornig auf den Tisch warf und ausrief: „Phrasen, nichts als Phrasen“. Immerhin baute sich Hand sehr in das Herz und das Gedächtniß der Prinzessin ein; sie hat ihm besondere Anhänglichkeit bewiesen. Eine ähnliche Zuneigung bewahrte sie einer Dame, der Frau Professor Amalie Batsch aus Jena, die die Stelle einer Erzieherin bei ihr einnahm. Die Briefe, die Prinzessin A. dieser Frau geschrieben hat, gewähren einen höchst werthvollen Einblick in ihr innerstes Wesen. Mit ihr, ihrer „lieben Bata“, tauscht die Zehnjährige „Brezeln“ von Jena nach Eisenach aus. Es hat sie „recht gedauert“, als sie von ihrer Erkrankung hörte, „übrigens bitte ich dich mir recht oft zu schreiben“. Als A. 1824/25 in Petersburg weilte, wohin sie von Hand begleitet wurde, schrieb sie der mütterlichen Freundin schon längere Briefe und auch sicherer in der Rechtschreibung: „Auch habe ich in ewiger Zeit keiner [so] deiner mir so lieben und interessanten Briefe erhalten“. Sie spricht von „recht guten“ Predigten, die sie hörte. Mit vielem Interesse betrachtete sie in der russischen Hauptstadt wohlthätige oder doch nützliche Anstalten wie das „Fräuleinstift“ und das „Katharinenstift“. Sie findet, daß diese Institute „zu dem besten Zwecke die besten Mittel bieten“. Schon regt sich bei ihr der fürsorgende Sinn. Nicht allein denkt sie in der Ferne daran, daß ihre Mädchen mit Geschenken bedacht werden. Sie spricht auch von ihrem „männlichen Zögling“, von dem zu hören, daß sein Fleiß nachgelassen habe, ihr „sehr unangenehm“ ist. Von diesem fürsorgenden Sinne wußte auch einer ihrer Freunde, der würdige Kanzler v. Müller, den preußischen Herren, die im Herbst 1828 nach Weimar kamen, viel zu rühmen: wie sie für den überfahrenen Sohn eines Gefangenenwärters mit Apfelgelée gesorgt hätte, ebenso wie für die Anstellung des von seinem Posten entfernten Vaters. Der Glanz des Petersburger Hofes, die große Stadt selbst und „die schöne, aber böse“ Newa verfehlten nicht auf ihr Kindergemüth Eindruck zu machen. Sie mochte wol den großen Gegensatz zu dem idyllischen Leben und Treiben in Weimar dort empfinden. Ob sie sich aber zu dem russischen Wesen hingezogen gefühlt hat, läßt sich nicht entscheiden. Ihre Mutter war eine russische Patriotin durch und durch. Das drängte sich noch im J. 1828 mächtig dem im Gefolge der preußischen Prinzen Karl und Wilhelm in Weimar zu Besuch weilenden Leopold v. Gerlach auf, als Maria Paulowna darüber klagte, daß noch niemand von den preußischen Herren ihr von den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel gesprochen hätte. Bei A. hat sich dem gegenüber früh eine Abneigung gegen Rußland bemerkbar gemacht. Aus ihrer Mädchenzeit liegen jedoch über ihr inneres Verhältniß zum Heimathlande ihrer Mutter keine bemerkenswerthen Nachrichten vor.

Für den begabten Fürsten, der damals noch an der Spitze des kleinen Sachsen-Weimar stand und der sich nur zu bitter bewußt war, welche Ironie darin lag, ein Fürst ohne Macht zu sein und dafür um so mehr in der litterarischen Luft seines Ländchens schwelgte, für ihren Großvater Karl August hegte A. eine aufrichtige Verehrung. Verhältnißmäßig wenig Einfluß auf ihre Entwicklung scheint ihr Vater gehabt zu haben, der, wie es seinerzeit Ranke schien, unter dem Ruhm seines großen Vaters zu leiden hatte. Mehr verbunden fühlte sie sich ihrem Oheim, dem Herzog Bernhard von Weimar, der als niederländischer General die Welt kennen lernte, und dessen Schwägerin die Königin Adelheid

von England war. Diese Verwandtschaft lenkte ebenso wie die Thatsache, daß hier in Weimar sich „die erste parlamentarische Idylle der Kleinstaaterei abspielte", daß Weimar, als A. noch im fünften Lebensjahre stand, mit einer regelrechten Verfassung nach englischem Muster beschenkt worden war, Augusta's Aufmerksamkeit und Interesse frühzeitig auf England hin.

Von ihren Verwandten hat indeß am meisten ohne Frage die Mutter selbst auf A. eingewirkt. Sie hielt ihre Töchter mit großer Strenge zur Beobachtung der fürstlichen Umgangsformen an. Noch als Kaiserin erzählte A., wie sie vor einer Reihe von Stühlen eingeübt worden sei, Cercle zu halten. Der Spötter Bismarck hat die Figur des Bürgermeisters von Apolda als durch solch einen Stuhl verkörpert unsterblich gemacht. Wichtiger war es, daß Maria Paulowna sich ihr in ihrer Thätigkeit als eine Landesmutter großen Stiles zeigte. War sie doch im ruhmreichen Jahre 1813 die Begründerin des „Patriotischen Fraueninstituts" geworden, das sich mit der Linderung der Noth der Kranken und Verwundeten beschäftigte und nach dem Friedensschluß von ihr weiter ausgebaut wurde im Bereiche ihres Staates zum Zweck der Unterstützung Hülfsbedürftiger und zur Volkserziehung. Sowol die strenge Beobachtung der Etikette als der gemeinnützige Sinn hat sich auf die Tochter vererbt, die ihrer Mutter auch im Aeußern sehr ähnlich gewesen sein muß. Wenigstens berichtet im J. 1844 Helmuth v. Moltke, der in Weimar neben der inzwischen zur Regierung gelangten Großfürstin gesessen hatte, daß sie „die frappanteste Aehnlichkeit mit der Prinzeß von Preußen" habe.

Zu Goethe selbst hat die heranreifende Prinzessin auch ein näheres Verhältniß gewonnen. Das beweisen uns einige ihrer später an den Dichter und an Andere gerichteten Briefe. Besonders verräth dies ein Schreiben an den Kanzler v. Müller aus Anlaß von Goethe's Tode: „Auch gehört alles, was sich an die Erinnerung eines Wesens wie Goethe knüpft, zu den Gefühlen, die nur empfunden, nicht beschrieben werden können". Freilich machen die ferneren Worte dieses Ergusses nicht ganz den Eindruck des rein Empfundenen, wie denn überhaupt zwischen beiden Persönlichkeiten nur zu große Verschiedenheit bestanden hat, ähnlich wie zwischen Goethe und dem großen Lehrmeister, der auch bei A. seine außerordentliche Begabung anzuregen gezeigt hat, Herder. Gegenüber der Harmonie und Ruhe des Goethe'schen Wesens machte sich bei A. mehr und mehr das Gefühl der Unbefriedigtheit, der Verstimmtheit, krankhafter Unruhe bemerkbar, und gegenüber der köstlichen Goethe'schen Objectivität in der Betrachtung der ihn beschäftigenden Dinge, wie sie ähnlich Bismarck in der Beurtheilung der politischen Situationen gezeigt hat, finden wir bei A. die leidenschaftliche tendenziöse Stellung zur Außenwelt, wie sie Herder nimmt.

Noch halb im Kindesalter stehend scheint A. schon ihre vierthalb Jahre ältere Schwester einigermaßen in Schatten gestellt zu haben. Denn wer die ältere, ebenfalls durch äußere Vorzüge hervortretende Schwester erwähnt, der sieht sich veranlaßt auch Augusta's zu gedenken und mit besonderer Betonung bei ihr zu verweilen. Waren schon in ganz früher Zeit von verschiedenen Seiten, so von Frau Batsch und von Charlotte v. Schiller Urtheile laut geworden, die auf Willenskraft der Prinzessin deuteten, verriethen die Briefe an Frau Batsch schon eine gewisse Bestimmtheit in ihrem Wesen, so gibt Wilhelm v. Humboldt in einem Briefe an den Minister Karl vom Stein aus dem Ende des Jahres 1826 ein allgemeineres Urtheil wieder, wenn er gegenüber der Prinzessin Marie den „festeren und selbständigeren Charakter" Augusta's hervorhebt. Sein eigenes Urtheil äußerte der große Frauenkenner, indem er weiter schreibt: „Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll und ihre ganze Gestalt wird sich, wenn sie nicht ein wenig zu

stark wird, in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln". Kurz vorher sah sie ihr späterer Freund und Berather Alexander v. Humboldt, der damals im Begriff stand, von Paris nach Berlin überzusiedeln. Auch ihm fiel sie neben ihrer Schwester auf, und zwar zeichneten sie sich beide in den Augen des verwöhnten Weltmannes durch ihr vornehmes Wesen aus (Alexander v. Humboldt an seinen Bruder Wilhelm 13. Decbr. 1826). Nicht minder würdigte Goethe selbst, der sie all die Jahre ihrer Jugend unter seinen Augen hatte, anerkennend ihre Persönlichkeit. „Sie ist wirklich so bedeutend als liebenswürdig" schreibt er an Zelter am 5. Juni 1829, und am 18. Juli äußerte sich der große Menschenkenner zu demselben: „Sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine so vollkommene Weise, daß man wirklich in Verwunderung geräth und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung entsteht".

Am 21. August 1827 vollzog der Generalsuperintendent Röhr, ebenfalls ein Mann des Herder'schen Rationalismus, ihre Einsegnung. Schwerlich hat sie das vorgetragene Glaubensbekenntniß, wie angegeben wird, völlig selbst verfaßt. Bald darauf ließ man sie eine Reise nach Florenz antreten, gleichsam um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben und sie zur inneren Sammlung zu veranlassen. Denn es war jetzt die Zeit gekommen, in der die aufgeblühte Jungfrau sich zu entscheiden hatte, wem sie für's Leben angehören wollte.

Wir wissen nur von Einem, den sie zu wählen gehabt hat, ihrem künftigen Gemahl, und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß noch ein anderer in Frage gekommen ist. Der ritterliche Prinz Wilhelm von Preußen scheint sie zum ersten Male im November 1824 gesehen zu haben, als A. mit ihren Eltern und ihrer Schwester auf der Reise nach Petersburg in Frankfurt a. O. Rast machte. Er war damals 27jährig, sie ein Kind von 13 Jahren. Noch hat man zu jener Zeit schwerlich an eine Verbindung der Beiden gedacht, wenn auch schon im Januar 1825 eine Hamburger Zeitung von der Verlobung des Prinzen mit einer weimarischen Prinzessin zu melden wußte. Es wird sich um den Gedanken an eine Verbindung des Prinzen Karl mit der Prinzessin Marie gehandelt haben. In violettseidenem Ueberrocke sollte der Prinzessin A. damals der Adjutant des Prinzen Wilhelm, Leopold v. Gerlach vorgestellt werden; kindlich schüchtern lief sie davon, als an sie die Reihe kam. Prinz Wilhelm stand zu jener Zeit mitten in seinem Herzensroman mit Elise Radziwill. Aus Pflichtgefühl überwand er sich endlich und entsagte (23. Juni 1826). Seit jener Zeit haben die Verwandten sicher seine Aufmerksamkeit auf die durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihr vornehmes, sicheres Wesen jedermann bestechende weimarische Prinzessin gelenkt, deren ältere Schwester sein jüngerer Bruder Karl zur Gemahlin erwählt hatte. Schon gleich nach der Verlobung des Prinzen Karl (13. November 1826) gingen die Gerüchte, daß sich Prinz Wilhelm mit der Prinzessin A. verloben würde. Aber auch im Februar 1827, als der Prinz wiederum wie im Herbste des Vorjahres zu mehrwöchentlichem Aufenthalte nach Weimar gereist war und die Großfürstin einen Ball gab, auf dem der Vertraute des Prinzen, Natzmer, den graziösen Tanz der Prinzessin bewunderte, kam es noch nicht zu einer Erklärung. Erst am 25. October 1828 erfolgte in der Stille die Versprechung, nachdem Maria Paulowna die Angelegenheit neu eingefädelt hatte. Der den Prinzen begleitende Gerlach, der natürlich wußte, was im Werke war, hatte hinreichend Gelegenheit die Ausersehene zu beobachten und war ganz zufrieden mit der Wahl. Er fand, daß sie ein außerordentlich hübsches Kindergesicht und ein natürliches unbefangenes Benehmen habe. Auch die schönen Augen, die schon Wilhelm v. Humboldt aufgefallen waren und aus denen die

starke Seele dieser Frau herausleuchtete, entgingen ihm nicht. Er verzeichnet dann: „Sie ist lebhaft, hat viel Gewalt über sich, und hat heute gesagt, sie wüßte wohl, was sie dem Prinzen zu ersetzen hätte“. Dies Wort aus ihrem Munde beleuchtet blitzhell die Sachlage. Es verräth einmal, daß A. Zuneigung für den Prinzen empfand, der seinerseits unter den verschiedenen ihm bekannt gewordenen ebenbürtigen Prinzessinnen sie am meisten auszeichnete. Vor allem aber zeigt ihr Ausspruch, daß sie sich einer großen Aufgabe bewußt und von starkem Pflichtgefühl beseelt war. Ein ehrenderes Zeugniß konnte sie sich nicht ausstellen. Damit bewies sie sich des Mannes, der soeben heroisch seine Herzenswünsche niedergekämpft hatte, würdig. Noch mehr als vier Wochen verweilte der Bräutigam in Weimar. Am 13. Februar 1829 überbrachte sodann der preußische außerordentliche Gesandte v. Jordan die Werbung König Friedrich Wilhelm's III. um die Hand der Prinzessin an den Großherzog Karl Friedrich. Am 16. Februar, dem Geburtstage ihrer Mutter, wurde die Verlobung proclamirt, wobei der erfreute Karl Friedrich eine Rede hielt. Wieder sah sie Gerlach in diesen Tagen, der sie bei der ersten Begegnung „etwas verlegen“ fand, was er an ihr „nicht gewohnt“ war. Der Generalmajor v. Egloffstein überbrachte sofort die Nachricht von dem Ereigniß nach Berlin. König Friedrich Wilhelm fühlte sich sichtlich erleichtert; denn er drückte seine Genugthuung darüber aus, daß das lange Erwartete „nun endlich“ eingetreten sei.

Wenige Monate darauf fand die Hochzeit statt. Die Zwischenzeit verlebte A. in herzlichem Zusammensein mit ihren Freunden. Luise Seidler schlug eine Einladung Niebuhr's, das Frühjahr in Bonn zu verleben, ab: „um sich in der letzten Zeit nicht noch von der Prinzessin Augusta loszureißen“. Am 5. Juni nahm A. Abschied von Goethe. Es ist, als ob ihn ihr Weggang in die preußische Welt nicht behaglich stimmte. „Mag es ihr wohl ergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element“ rief er ihr nach. Die friedlichen Stätten Weimars tauschte sie jetzt allerdings mit einer bewegteren Bühne. Aber dort in Berlin winkte ihr ein Etwas, das ihr Weimar nur in bescheidenerem Maaße bot, Macht und Glanz. Daß sie ehrgeizig war in hohem Grade, sollte sich in der Folge zeigen. Sie wird sicher schon damals die Lockungen der imposanteren Stellung empfunden haben. Am 6. Juni traf ihr Bräutigam ein, um sie abzuholen. Er hatte kurz vorher noch einmal auf den von Klugheit und Zartgefühl eingegebenen Wunsch seiner Schwiegermutter die Jugendgeliebte aufgesucht, damit er das erste Wiedersehen mit ihr nach seinem Verzicht auf diese Verbindung vor seiner Vermählung überstanden hätte. Am Pfingstsonntag, dem 7. Juni, bewegte sich der Hochzeitszug nach dem Gottesdienst, bei dem ihr Religionslehrer Horn ihr die Abschiedsrede hielt, unter unaufhörlichem Regen allmählich, von den einzelnen Ortschaften, durch die man kam, festlich begrüßt, auf der Landstraße der neuen Heimath Augusta's zu. Am 9. zog sie in Potsdam, am 10. in Begleitung der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen im Schloß zu Berlin ein. Am 11. Juni 1829 wurde die Vermählungsfeier auf das glänzendste begangen. Zu ihr war auch Zar Nikolaus mit seiner stolzen Gemahlin, der Schwester des jungen Ehemannes, herbeigeeilt. Bischof Eylert vollzog die Trauung, bei der A. Rührung verrieth. Gleich nachher legte sie bei der Cour ein Probestück ihrer höfischen Erziehung ab, indem sie, obwol dieser Act mehr als zwei Stunden währte, „jedem so Hübsches und Passendes“ sagte, daß „alles enchantiert“ war. Am 12. Juni hielt das Paar seinen Einzug in das frühere Schwedter Palais, das zuletzt der 1824 verstorbene General v. Tauentzien bewohnt hatte und das den beiden bis zu ihrem Tode in Berlin als Wohnsitz gedient hat, von ihnen zunächst aber nur als Dienstwohnung bezogen wurde. Am Abend wurde Spontini's Festoper „Agnes von Hohenstaufen“ gegeben, wozu

Raupach, der sich für den berufenen Hohenstaufendichter hielt und von Weimar zum Fest herübergekommen war, den Text geschrieben hatte. Durch die Anwesenheit der die Unterhaltung beherrschenden, einen großartigen Pomp entfaltenden russischen Kaiserin, zu der alle, nicht zuletzt der junge Ehemann, mit bewundernder Verehrung aufsahen, wurde die Prinzessin in jenen Tagen nicht so sehr zum Mittelpunkte des Festes, als es wol hätte sein können. Sie wurde in den Schatten gestellt, zumal sie angegriffen war und sichtlich unter den Anstrengungen dieser Tage litt.

So war Prinzessin Augusta von Weimar an die Stelle getreten, die Prinz Wilhelm lange Jahre hindurch einzig und allein dem so völlig von seiner nunmehrigen Gemahlin verschiedenen „Engel von Ruhberg“ hatte einräumen wollen. Es mußte sich nun zeigen, ob jene „hohe Seite“, die nach Natzmer's Angabe den Ausspruch that: der sich immer mehr entwickelnde praktische Ernst des Prinzen bedürfe einer idealen Ergänzung — leider läßt sich nicht genau bestimmen, wer diese „hohe Seite“ war — mit der Wahl Augusta's das Richtige getroffen hatte.

Das Leben am preußischen Hofe gestaltete sich anfangs nur angenehm für die junge Frau. Der König fand lebhaftes Gefallen an ihr. Ihr Gemahl überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten. Wohin sie kam, machte sie guten Eindruck. Schon wenige Tage nach der Hochzeit suchte sie, ein Beweis ihres frühen Interesses für die Gartencultur, die Ausstellung des Berliner Vereins für den Gartenbau auf, wo sie Goethe's Freund Zelter, der nicht wenig neugierig auf sie war, „in aller Anmuth und Natur“ durch eine Anrede auszeichnete und ihm die Grüße ihres gemeinschaftlichen Freundes ausrichtete. Die erste Zeit verlebte sie im Frieden der Potsdamer Gärten, da der Prinz bereits am 19. Juli die „neuen Kammern“, d. h. das Cavalierhaus bei Sanssouci bezog. Zu Anfang Juni des nächsten Jahres ging es auf Reisen und zwar zunächst nach Schlesien in jenen trauten Erdenwinkel, wo die fromme Gräfin Reden, Feldmarschall Gneisenau, Radziwills und Prinz und Prinzeß Wilhelm, Oheim und Tante des jungen Paares, auf Buchwald, Erdmannsdorf, Ruhberg und Fischbach freundnachbarlich am Fuße des Riesengebirges zusammensaßen. Der ganze königliche Hof besuchte damals die Verwandten in Fischbach. Auch die russische Kaiserin, Alexander v. Humboldt und die Sängerin Henriette Sontag fanden sich dort ein. A. gestattete unbefangen, daß sich ihr Gemahl in der freien Natur mit Prinzeß Elise erging. Sie selbst vertrieb sich die Zeit zuweilen wol durch zusagende Lectüre. Noch nach Jahrzehnten besann sich Gerlach darauf, wie er sie hier „marriage in high life“ hatte lesen sehen. Nach dem Zeugniß Gneisenau's freundete sie sich schon damals eng mit der Herzensfreundin ihres Gemahls an. Auch mit dem Feldmarschall pflog sie gern ernste und heitere Unterhaltung. Gräfin Reden fand A. lange nicht so hübsch wie ihre Schwester, aber munterer, geweckter und „ihr klein chiffonirtes Gesicht“ gefiel ihr „wohl“. Buchwald scheint A. besonders zugesagt zu haben. Sie wünschte sich, nach Gräfin Reden's Mittheilung, dorthin. Auch die Schneekoppe bestieg sie damals. Von Fischbach reiste das Paar über Berlin nach Ems, wo die Prinzessin genau vier Jahrzehnte vor der weltgeschichtlichen Begegnung Benedetti's mit König Wilhelm mehrere Wochen die Cur gebrauchte. Von hier aus hat sie zuerst Koblenz aufgesucht, wohin das Paar mehrere Male fuhr. Im nahen Nassau statteten sie dem greisen Freiherrn vom Stein ihren Besuch ab. Auf der Weiterreise — das Ziel war Scheveningen — besichtigten sie in Köln unter Führung des Erzbischofs Spiegel den Dom. Im Haag wohnten sie der Vermählung des jüngeren Bruders des Prinzen, Albrecht, mit der Prinzeß der Niederlande Marianne bei, deren Ehe ein so unglückliches Ende nehmen sollte.

Während des ganzen Aufenthaltes in den Niederlanden, der bis Mitte September währte, waren die Pariser Revolutionsereignisse das Hauptgespräch. Doch wurde Augusta's Cur trotz der herrschenden Unruhe nicht unterbrochen. Auf der Rückreise wurde wieder Koblenz aufgesucht, dann die eben ausgebaute Burg des Vetters Prinz Friedrich von Preußen, Rheinstein, bestiegen, Schloß Johannisberg besichtigt, in Biebrich der Herzog von Nassau und in Fulda die unglückliche Kurfürstin Auguste von Hessen besucht. Ende September langte man, nachdem sich A. es nicht hatte versagen können, beim Passiren von Eisenach allein die geliebte Wartburg zu besteigen, in Weimar an, wo wieder mehrere Wochen Rast gemacht wurde. Die Stätten ihrer Kindheit, vor allem ihr Elternhaus, hat sie alljährlich wieder aufgesucht, wie sie denn mit einer rührenden Liebe an ihnen hing. Zum letzten Male weilte sie dort im J. 1888.

In Berlin begann A. allmählich einen Kreis erlauchter Geister um sich zu versammeln. Freilich muthet es etwas seltsam an, daß gerade Raupach dem prinzlichen Paare mehrere Male in der Woche historisch-politische Vorträge gehalten haben soll. Wichtiger war es, daß der verdienstvolle Historiker Friedrich v. Raumer in Beziehungen zu A. trat. Die zeichnerischen Studien fortsetzend, wählte sie sich Alwine Frommann, die wie Luise Seidler einer Jenaer Familie angehörte — sie war die jüngste Tochter des berühmten Buchhändlers —, zur Lehrerin. Später wurde aus der Lehrerin eine Vorleserin, die das ganze Vertrauen Augusta's besaß. Mit Hülfe des Naturforschers Lichtenstein und Friedrich's v. Raumer rief A. nach einiger Zeit den „Wissenschaftlichen Verein“ ins Leben, dessen Protectorat ihr Gemahl übernahm und an dessen in der Singakademie abgehaltenen Vortragsabenden sie sich rege betheiligt hat. Es war eine Gründung, die die Aufmerksamkeit der Berliner erregte, so daß sie ihren Witz daran übten, indem sie von dem „Verein zur Hebung der höheren Volksclassen“ sprachen. Auch mit dem Maler Philipp Veit kam sie in Berührung, der des Lobes über sie voll war; der Düsseldorfer Karl Begas malte sie, wobei die junge Johanna Mockel, später die Frau Gottfried Kinkel's, zu ihrer Zerstreuung Lieder vortrug. Desgleichen gewann sie Fühlung mit Varnhagen, der gefeierten litterarischen Größe jener Berliner Tage, auf den auch ihre Mutter große Stücke hielt. Doch kam es zu keinem näheren Verkehr mit ihm, wol weil der Prinz eine unwillkürliche Abneigung gegen diesen Mann empfand. Ferner gehörte der Philologe Boeckh und der Held aus den Befreiungskriegen, der liberale General v. Boyen, zu Augusta's bevorzugtem Umgang. Den eigentlichen Charakter empfing ihr Verkehr jedoch durch das enge Verhältniß, das sich zwischen ihr und Alexander v. Humboldt herausbildete. Der große Naturforscher, dessen damaliges Ansehen nicht leicht überschätzt werden kann, fand in der Prinzessin eine geradezu begeisterte Verehrerin. Es war nicht nur das universale Wissen des Gelehrten, das sie anzog, sondern auch die freiere politische Auffassung, die sie bei ihm fand, und nicht zuletzt das Gefühl, daß sie in ihm den glänzenden Vertreter ihrer Herder'schen Jugendideale, einen entschiedenen und warmen Verfechter der Humanitätsgedanken sehen durfte. Ihre Verehrung für Humboldt hat äußerlich in ihrem Heim dadurch Ausdruck gefunden, daß sie ihr Arbeitszimmer mit den Bildern des Freundes schmückte; ein solches, das die schöne Italienerin Emma Gaggiotti-Richards malte, stellte sie für jedermann bemerkbar, auf eine Staffelei; ein ander Mal wurde Humboldt's Conterfei auf einer Vase angebracht, und ihre Gäste machte A. auch wol auf ein Kissen aufmerksam, das die Züge des Gelehrten in kunstvoller Weberei zeigte. Begreiflicherweise übertrug sich diese Vorliebe auch auf die Humboldt'sche Familie, auf Wilhelm v. Humboldt und dessen geistsprühende

Töchter Adelheid und Gabriele, von denen Adelheid mit dem General v. Hedemann, Gabriele mit dem Diplomaten Heinrich v. Bülow verheirathet war. Der Vereinigungspunkt dieser edlen Menschen war das Tusculum ihres Vaters, Tegel. Oft ist A. dorthin gefahren und hat sich an dem glücklichen Familienleben daselbst erfreut. Alexander v. Humboldt fühlte sich durch die Auszeichnung, die ihm die Prinzessin zu theil werden ließ, geehrt und geschmeichelt. Schon weil sie die Enkelin seines hochherzigen Freundes Karl August war, brachte er ihr auch Freundschaft entgegen. Aber auch ihre Gaben, ihr „ernster und reicher Geist, ihre hohe Bildung“ fesselten ihn. Er ist ihr bis an sein Lebensende stets mit großer Devotion genaht und hat der Schmeichelreden ihr gegenüber nicht gespart, was ihm, dem halb zum Franzosen gewordenen Weltmann, nicht schwer fiel. Er ist ihr in vielen Lebenslagen ein Berather geworden und hat einen großen Einfluß auf sie in politischen Dingen gewonnen. Ueberhaupt festigte das Leben mit seinen Verwicklungen das Freundschaftsband zwischen beiden stetig. Durch die „moralischen Leiden“, die die Prinzessin nach Humboldt's Ausdruck zu erdulden hatte, wurde ihre Persönlichkeit für ihn noch anziehender. A. aber hat wol einmal Humboldt in erster Linie unter den wenigen Personen genannt, die sie wirklich verständen. In seinem seit 1849 reger werdenden Briefwechsel mit der Prinzessin bezeichnet sich Humboldt in schalkhaften, unaufhörlich wechselnden Unterschriften ihr gegenüber als ihren physikalischen Hofcaplan, als getreuesten Urmenschen, als den très-illisible mit Rücksicht auf seine fürchterliche Handschrift u. s. w. Seine Briefe an A. gehören nach dem Zeugniß seines Biographen zu den gehaltvollsten Stücken aus seinem umfangreichen Schriftwechsel und legen Zeugniß dafür ab, daß das geistige Verhältniß zwischen der Fürstin und dem Gelehrten wirklich ein sehr nahes und tiefes gewesen ist. Daß seine Verehrung für sie aber uneingeschränkt war, wird nicht behauptet werden können. Wenn er in einem Schreiben an den Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, an Ernst Curtius, in späteren Jahren bei der jungen Frau des Sohnes seiner Freundin die „unweimarische“ Natürlichkeit hervorzuheben sich veranlaßt sah, so ist das ein beredtes Zeugniß dafür, daß ihm in Augusta's Wesen eine gewisse Unnatur, Gesuchtheit mißfiel. Freilich gehört dies Wort einer Zeit an, in der seine Gönnerin schon in reiferen Jahren stand; und in der Anfangszeit heben Gerlach und Zelter noch Natürlichkeit bei A. hervor. Aber wir besitzen auch schon aus früherer Zeit Zeugnisse für ihr gezwungenes Wesen. Dies verschuldete es, daß ihr nicht das Glück zu theil geworden ist, die Liebe größerer Kreise zu gewinnen.

Auch in ihre nächste dienstliche Umgebung suchte A. schöngeistige Elemente zu bringen. So wurde im Frühjahr 1832 für die Oberhofmeisterin v. Jagow die geistvolle Marie v. Clausewitz, geborene Gräfin Brühl, die Wittwe des damals eben verstorbenen genialen Militärschriftstellers, zu diesem Posten berufen, die allerdings bereits nach wenigen Jahren ihrem Gatten im Tode folgte. Mit der Prinzessin Radziwill blieb sie in stetem freundschaftlichem Verkehr. Als Prinzeß Elise einstmals gerade eine von A. in Angriff genommene Malerei betrachten wollte, wurde die schöne Polin von einem Krankheitsanfall heimgesucht; da wandte sie sich an A. mit der Bitte sie aus dem Kreise der Gesellschaft hinauszugeleiten. Im höfischen Leben zeichnete sie, wie der junge Bismarck zu beobachten Gelegenheit hatte, in der Wahl ihrer Tänzer die Diplomaten vor den preußischen Officieren und Beamten aus, und zwar gerade solche, die mehr für die Unterhaltung, als für den Tanz begabt waren. Eine ständige Figur ihres Kreises wurde der Fürst Hermann Pückler-Muskau, dessen liebenswürdiges Plaudertalent und vornehme, weltmännische Art ihr in hohem Maße zusagten. Sie ließ ihn auch wol dann und wann aus seinen Schriften vorlesen, wobei sie es denn erleben

mußte, daß er etwas gar zu Freies zum Besten gab. Dann befahl sie ungnädig, abzubrechen und bezeigte ihm eine Weile ihren Zorn, weil sie streng auf äußeren Anstand hielt. Die Verstimmung war jedoch nicht nachhaltig; denn bald schrieb sie ihm wieder begütigend und voll Geist. Er vermochte viel bei ihr. So verwendete er sich bei der Gönnerin mit Erfolg für Ludmilla Assing, als das von verbrecherischer Sensationslust erfüllte Weib zu seinem eigenen Entsetzen die gerade die Prinzessin arg mitnehmenden Tagebücher ihres Ohms Varnhagen veröffentlichte. So wurde er der Anwalt Heinrich Laube's bei dessen Theaterreformgedanken. A. fragte ihn auch gelegentlich nach seinen Ansichten über Erziehung aus und er sagte sie ihr „avec la plus complète franchise“. Wenn der Hof Friedrich Wilhelm's IV. den wegen seiner freien Sitten angefeindeten Lebemann schlecht behandelte, so bevorzugte sie ihn ostentativ. Gern neckte sie ihn wegen seines großen Lorgnettenstockes, seines „Zauberstabes“, wie sie sagte. Er konnte sich seinerseits nicht genug thun in der Bewunderung der Grazie seiner Gönnerin. „On ne saurait mieux représenter“ schrieb er von ihr.

Unter den Frauen, die ihr im Laufe der Zeit nahe traten, steht voran die Herzogin von Sagan, die Nichte Talleyrand's, eine Baltin von Geburt, Preußin ihrem Besitz und Französin ihrer Heirath nach, im wesentlichen wol eine Französin. Nicht gerade durch eine sittenstrenge Vergangenheit ausgezeichnet, erregte diese zur Zeit, als A. nach Berlin kam, schon in reiferen Jahren stehende, aber noch lange eine effectvolle Schönheit bewahrende Frau Anstoß bei manchen ernster denkenden Leuten am preußischen Hofe. Die für ihre Person peinlich auf Beachtung des Schicklichen haltende Prinzessin A. kam über derartige Bedenken leicht hinweg, weil sie in dieser Frau nicht nur der starke Geist, sondern auch das Ausländerthum anzog.

Ihre Wohnung, das „Tauentzien'sche Haus“ Unter den Linden, machte König Friedrich Wilhelm III. bald seinem Sohne zum Geschenke. Schon 1830 wurde von dem Prinzen ein Umbau beantragt, und der alte König stiftete in Geberlaune für diesen Zweck bare 300 000 Thaler. Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir in A. die Seele der Erweiterungspläne erblicken. Sie wollte ein stattlicheres Heim haben. Mußte auch der Plan Schinkel's, an die Stelle der anstoßenden königlichen Bibliothek für das prinzliche Paar einen großartigen Terrassenbau auszuführen, fallen gelassen werden, weil dazu auch die bereitgestellte große Summe nicht reichte, so sollte doch das jetzige Haus unter Zuhülfenahme einiger anliegender Baulichkeiten so schön wie möglich ausgestaltet werden. Mit dieser Aufgabe wurde Schinkel's Freund, C. F. Langhans, betraut, der in den Jahren 1835—1837 großentheils nach den Anweisungen der Prinzessin, die selbst in die Risse zeichnete, den Umbau vollzog und sich durch die geschickte Verwerthung des zur Verfügung gestellten Raumes, sowie die Vornehmheit der ganzen Anlage im Inneren und Aeußeren seinen Ruf als Baumeister begründete. Freudestrahlend zeigte A. nach Beendigung des Baues den näheren Freunden die Räume. Freilich wollte Gabriele Bülow das Cabinet der Prinzessin, das gerade über dem des Prinzen an der Ecke lag, nicht „heimlich“ finden. Dafür wären die Fenster zu groß. Auch sonst verrathen Aeußerungen dieser doch reiche Verhältnisse gewohnten Frau, daß das äußerlich nicht weiter sehr hervortretende Palais der damaligen Berliner Gesellschaft ungewöhnlich glänzend und prächtig erschien. Schon kurz vorher war der Bau des Schlosses Babelsberg (die Stelle hieß bisher Babertsberg) an der Havel bei Potsdam geschaffen worden. A. entwarf dazu den Plan einer englischen Cottage. Doch wurde ein größerer Maßstab gewählt, Schinkel's Entwurf zu einem Bau im

Tudorstil, den Persius in den Jahren 1834—1835 ausführte. Am 18. October 1835 konnte die Einweihung stattfinden.

Es war der Tag, an dem der von A. geborene Thronerbe vier Jahre alt wurde. Für Preußen war es eine glückliche Stunde gewesen, als im J. 1831 am Tage der Leipziger Schlacht die übliche Zahl der Kanonenschüsse der Welt das bedeutsame Ereigniß verkündigte. Für A. war es eine hohe Freude, daß der greise Dichterfürst in Weimar ihr noch seinen Glückwunsch zu der „frischen Belebung des auf alten, ehrwürdigen Grundwurzeln immer neu sich verzweigenden Stammes“ „in treuer Mitempfindung des frohen Behagens“ aussprach. Ihr erwuchs nun die schöne Aufgabe, den neuen Hohenzollernsproß zu erziehen. Dieser Aufgabe hat sie sich unterzogen mit einer Planmäßigkeit und einer Umsicht, wie es wenige Fürstinnen mit ihren Kindern gethan haben mögen. Die Triebfeder bei allen diesen Vorkehrungen war ein außerordentliches Pflichtgefühl. Ob es ihr indeß gegeben war, die Kindesseele Friedrich Wilhelm's durch die Tiefe des eigenen Gemüthes zu erquicken, dem Sohne jene natürliche Liebe zu schenken, die einer Mutter gewöhnlich in reichem Maße zur Verfügung steht, entzieht sich einstweilen unserer Wissenschaft. Fast möchte man annehmen, daß der Zug der Natürlichkeit, der sich einigen Vertrauten gegenüber noch bemerkbar machen konnte, in dem Verkehr mit dem Sohne nicht völlig rein zu finden ist. Von jeher mit einer großen Vorliebe für das Französische erfüllt, wie sie denn mit ihrem Bruder, dem späteren Großherzog Karl Alexander, meist französisch sprach, in ihre Bibliothek besonders gern französische Werke aufnahm und ihr Dienstpersonal vorwiegend aus Franzosen zusammensetzte, bestellte sie zunächst französische Schweizer für ihren Sohn zur Erziehung. Wenn der Prinz im achten Jahre einen preußischen Militär zum Gouverneur erhielt, so war das auf den Vater zurückzuführen. Es verschlug A. wenig, daß die von ihr gewählten Erzieher nicht sehr in den preußischen Traditionen zu Hause waren. So kam es, daß einer dieser Franzosen, als er noch seine höfische Stellung bekleidete, ganz harmlos an den Barrikadenkämpfen von 1848 theilnahm und sehr erstaunt war, als der Militärgouverneur v. Unruh ihm erklärte, daß es nun mit seiner prinzlichen Lehrerschaft ein Ende habe.

Einen besonders glücklichen Griff glaubte A. gethan zu haben, als sie im October 1844 die irenische, schöngeistige Persönlichkeit des Hellenisten Ernst Curtius, den sie im Februar des Jahres bei einem Vortrage über die Akropolis im „Wissenschaftlichen Verein“ kennen gelernt hatte, zum Lehrer ihres Sohnes berief. Curtius wurde auch einer der Getreuen der Prinzessin, der ihr in mancher Stunde Anregung gewährte, vorlesend, unterhaltend und dichtend. Zu ihrer Erheiterung entstand sein hübsches Gedicht „Der Aturenpapagei“, das Humboldt in die zweite Auflage seiner „Ansichten der Natur“ aufnahm. Und auch für Curtius selbst bildeten diese Stunden, die sich vielfach auf Babelsberg abspielten, Quellen der Freude. Mit einer gewissen Schwärmerei sprach er von dem kleinen, laubbekränzten Hügel, wo „Geist und Anmuth walten“, und zu seinen höchsten Freuden gehörte es, wenn in diesem Kreise „der Edelsten“ still der 14. September, der Geburtstag seines Gönners Humboldt, gefeiert wurde. Zu den mathematischen Lehrstunden, die der treffliche Karl Schellbach dem Prinzen zu ertheilen hatte, erschien sie ein Semester lang in der Wohnung des Gouverneurs v. Unruh, Handarbeiten mit sich bringend. Als die Daguerrotypie aufkam und Schellbach seinem Zögling das Verfahren praktisch erläuterte, nahm sie auch daran Antheil soweit, daß sie selbst mit Erfolg kleine mechanische Versuche unternahm. Das Mutterglück erfuhr noch eine Bereicherung, als nach sieben Jahren, am 3. December 1838, ein zweites Kind, eine Tochter, geboren wurde, die nach der Großmutter, der gefeierten Preußenkönigin, den Namen

Luise empfing. Seit jener Zeit aber scheinen die körperlichen Leiden Augusta's, die schon vorher aufgetreten waren, sich dauernd eingestellt zu haben. Zeigten sich in dem Sohne mit den Jahren mehr und mehr die echt hohenzollernschen Eigenschaften des praktisch-realistischen Sinnes, dem die ästhetische, von der Mutter veranlaßte Erziehung wol mancherlei Anregung und größere Aufnahmefähigkeit gab, aber nicht den bestimmenden Zug verlieh, so erblühte in der Tochter eine Erscheinung, die in ihrer Holdheit und Zartheit jedermanns Entzücken wurde.

In den ersten Jahren ihrer Ehe hat A. noch mehrere Reisen unternommen, die für die Bildung ihrer Anschauungen wichtig wurden, so besonders ihre Theilnahme an den großen russisch-preußischen Manövern bei Kalisch und in Schlesien und an der Teplitzer Monarchenzusammenkunft im Herbst des Jahres 1835. Dort in Teplitz bekundeten die Machthaber von Rußland, Oesterreich und Preußen bei der Einweihung des Denkmals auf dem nahen Schlachtfelde von Kulm ihr Festhalten an der heiligen Alliance. In Kalisch war A. Zeugin der übergroßen Verehrung, ja Unterwürfigkeit, die man preußischerseits dem Zaren zollte. Die Eindrücke ihres damaligen zweimonatlichen Herumreisens hat sie in einem Schreiben an ihre „geliebte Vata" in Weimar zusammengefaßt: „Wenn ich an diese Zeit zurückdenke, glaube ich zu träumen! — Wie vieles habe ich gesehen, gehört und erlebt, an Erfahrungen bereichert kehre ich heim, und hoffe in die Wagschaale des täglichen Lebens wider so manche Prüfung und Last das Gegengewicht einer besonnenen Ergebung und einer bescheidenen Selbständigkeit zu legen . . . Der Aufenthalt in Töplitz war der Glanzpunkt der ganzen Reise oder vielmehr des zweimonatlichen Nomadenlebens, dessen Eindrücke ich Dir nicht beschreiben kann. In Töplitz und Prag habe ich mich sehr gut gefallen und werde stets gern daran zurückdenken. Die Oesterreicher sind treffliche Leute, mit denen man leicht bekannt wird, und deren Schwächen man viel lieber trägt und übersieht, als die einer von außen überbildeten und im Innern noch rohen Nation! —"

Hier zeigt sich zum ersten Mal deutlich die Abneigung Augusta's gegen die Russen und die Vorliebe für die Oesterreicher, Gefühle, die für ihr Leben von Bedeutung werden sollten. Sie scheint Zurücksetzungen erfahren zu haben und auf abweichende Meinungen gestoßen zu sein. Persönliche Verstimmung, Unabhängigkeitssinn und ästhetische Abneigung mögen vereinigt jene Russenfeindschaft groß gezogen haben, die eine hervorstechende Eigenschaft der Tochter Maria Paulowna's wurde, und dadurch mag sie noch mehr in das österreichische Lager getrieben worden sein. Sie hat in jenen Wochen immerhin die Heitere und Aufgeräumte zu spielen gesucht. Denn wir hören, daß sie zu einem in Kalisch aufgeführten Ballet, einem Pas de deux, die Musik componirt habe. Schon im Winter hatte sie dies gethan zu dem Ballet „Die Maskerade", das auf einem Fastnachtsball in Berlin aufgeführt wurde. Im Sommer 1836 ging sie wieder mit ihrem Gemahl nach Ems zum Kurgebrauch. „Die Fremden sind ganz erstaunt über das schöne, stattliche Paar, das in der That den vortheilhaftesten Eindruck macht", konnte selbst ein Varnhagen sich nicht enthalten zu schreiben. Die hohe Gestalt der Prinzessin mit ihren vollen Körperformen und ihrem lebhaften Auge war nur zu wohl geeignet, die Augen auf sich zu lenken. Von einer Reise nach der Schweiz im Herbst 1839, bei der sie Genf besuchte, wird nur die Thatsache berichtet.

Ein Zeichen, daß ihre politischen Ansichten nicht mit denen eines großen Theiles ihrer Familie, insbesondere nicht mit denen ihres Gemahls übereinstimmten, war ihr Verhalten in der Orleans'schen Heirathssache. Während Prinz Wilhelm als Legitimist aufs schärfste die Verbindung der schönen, edlen

und geistvollen Prinzessin Helene von Mecklenburg mit dem Sohne des Bürgerkönigs Louis Philipp mißbilligte, fand A. nichts in dieser Allianz und verhielt sich gegen die liebenswürdige Prinzessin, der sie sich wahlverwandt fühlte, bei ihrer Durchreise durch Potsdam im Frühjahr 1837 höchst entgegenkommend. Humboldt war es, der die beiden ihm gleicherweise befreundeten Frauen einander näher brachte, und im Laufe der Jahre entwickelte sich zwischen beiden Fürstinnen ein enges Freundschaftsverhältniß, das in einem regen Briefwechsel und in öfteren vertraulichen Zusammenkünften seinen Ausdruck fand. Das schwere Unglück der jungen Frau nahm sich A. sehr zu Herzen und sie wurde später eine eifrige Verfechterin der vom Hause Orleans, „cette monarchie bâtarde d'une nuit sanglante“, wie der Legitimist Leopold Gerlach sagte, gegen Napoleon III. geltend gemachten zweifelhaften Ansprüche.

Beim Tode des alten Königs war sie zugegen, nach Gerlach's Zeugniß schmerzbewegt. Als nunmehrige Prinzessin von Preußen lenkte sie die Augen noch mehr als bisher auf sich, und fast scheint es, als wenn ihre Haltung jetzt gebieterischer würde. Nach wie vor ließ sie sich die Verschönerung des häuslichen Lebens angelegen sein. In Babelsberg wurden Erweiterungsbauten vorgenommen. Sie selbst machte die Zeichnungen zu dem dortigen „Damenhäuschen“. Der geniale Schöpfer des Muskauer Parkes, Fürst Pückler, rief auf ihre Anregung im Verein mit Lenné die schönen Gartenanlagen um das Schloß ins Leben. In ihrem Musiksaale zu Berlin wurden von Franz Liszt Stücke von Meyerbeer aufgeführt. Der Gräfin Rossi bewahrte sie ihre Zuneigung, die sie ihr schon geschenkt hatte, als sie noch Henriette Sontag war. Emanuel Geibel fand, daß sie für ihn „ein eigenthümliches Wohlwollen“ an den Tag legte. Sie unterstützte die unter Ritgen beginnende Herstellung der Wartburg. Für den Sohn ihrer Schwester, Prinz Friedrich Karl, bezeigte sie eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Noch 1860 hat sie zu Gerlach's Befremdung, wohl den geborenen Militär in ihm erkennend, der ihren Sohn in Schatten stellen könnte, die Oberhofmeisterin Gräfin Alvensleben beauftragt, ihm zu sagen, sie liebe ihn wie ihren eigenen Sohn und habe das Vertrauen zu ihm, daß, wenn das Vaterland in Gefahr käme, er es retten würde. Mit scharfem Blick bemerkte sie, daß der Prinz in Albrecht v. Roon den berufensten Erzieher gefunden hatte. Sie ließ sich öfter von diesem Bericht über den Prinzen erstatten, und wenn er Mühe mit seiner Aufgabe hatte, ermuthigte sie ihn wol unter Hinweis auf das Wort, daß ohne Kampf kein Sieg errungen würde. Wenn sie im weiteren betonte: „Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Menschen entgegen zu bilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks thut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern Noth, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist“, so spiegelt sich darin ihre auf Weimars classischem Boden gewonnene Lebensanschauung, es zeigt sich, daß das Studium Herder's und des Dichters des „Faust“ und „Wilhelm Meister's“ ihr bleibenden Gewinn gebracht hatte. Das Bemerkenswertheste in dem erwähnten Briefe an Roon war, wenn sie als das Ziel der Erziehung bei dem Prinzen insbesondere bezeichnete: „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit“ zu verwandeln. Mag gerade dies dem Stockpreußen Roon ferner gelegen haben und hat sie ihn möglicherweise durch solche Sätze, ohne daß er es merkte, zu beeinflussen gesucht: hierin zeigte sich die echte Enkelin Karl August's, die über den engeren Territorialstandpunkt hinausstrebt zum allgemeineren deutschen hin. Wie um ihren Neffen, so kümmerte sie sich auch eifrig um die Gespielen und Lernkameraden ihres Sohnes. Davon legt ein Brief an den früh verstorbenen Rudolf v. Zastrow Zeugniß ab, in dem es heißt: „Ich habe Dich stets wie mein eigen Kind betrachtet und behandelt; Gott, der in mein Herz sieht, kennt

meine Liebe. Er hat seinen Segen, „an welchem alles gelegen", dieser Erziehung geschenkt. . . . Du wirst immer eine Freundin und Mutter in mir finden." Mit rührender Aufmerksamkeit nahm sie sich auch des Enkels der alten Frau Batsch an, ihres „Herzensbätschchen", wie sie sie jetzt nennt, mit der sie all die Jahre hindurch kleine Geschenke austauscht, von der sie selbstgebackenen Kuchen geschickt erhält und der sie dafür eine „Eiermaschine zum Selbstkochen" sendet. Deren Enkel, einem Kadetten, beschert sie alljährlich bei sich zu Weihnachten, schickt ihn ins Theater, gibt ihm gute Ermahnungen mit auf den Weg und freut sich dabei an seiner thüringischen Sprache.

Diese Pflege alter Freundschaften, die Erziehung der Kinder, die Förderung des schöngeistigen Lebens in der dünnen, vom straffen Militärgeist beherrschten geistigen Luft des preußischen Adels traten, so eifrig diese Seiten in der vielgestaltigen Thätigkeit der Prinzessin immerhin noch berücksichtigt werden mochten, allmählich in den Hintergrund neben der Beschäftigung mit der Politik oder wurden Mittel, diesem Zwecke zu dienen. A. verrieth bald einen ganz ungewöhnlichen Geschmack an der Politik, und zwar fühlte sie sich in einer durchaus gegensätzlichen Stimmung zu der König Friedrich Wilhelm's IV. Der Verkehr mit Humboldt und Helene v. Orleans hat sie vermuthlich mehr in diese Bahn gelenkt. Sie wurde eine warme Verehrerin des Julikönigthums aus reiner Vorliebe für den Constitutionalismus, ohne die tiefen Wurmschäden zu erkennen, welche das Regime Louis Philipp's in sich trug. Als Heinrich v. Bülow, Wilhelm v. Humboldt's feingebildeter liebenswerther Schwiegersohn, der als Staatsmann nicht allzu bedeutend war und durch seine Voreiligkeit die Kriegswolken und die verfahrene diplomatische Situation Preußens im Jahre 1840 mit verschuldet hatte, der aber bei der Prinzessin als unverkennbarer Anglomane viel galt, wegen schwerer Erkrankung vom Ministerium des Auswärtigen zurücktreten wollte, da bestürmte sie dessen Frau, dem Minister den Gedanken auszureden: „Sie wissen, daß ich in Bülow den einzigen Staatsmann Preußens in dieser ernsten Zeit verehre". Sie hielt den Schritt für ein „wahres Unglück". „Ich fühle vollkommen, ja, ich kann sagen, schmerzlich, wie die Ansicht mit den Rücksichten auf das Wohl und das Glück einer Familie, die ich so hoch schätze, anscheinend in Widerspruch steht, und wie der Egoismus selbst in die höheren Verhältnisse sich einzudrängen sucht, aber ich kann nicht umhin, meine Bitte auszusprechen, jenen Schritt nicht zu übereilen." Humboldt spielte auch einen Hauptvermittler in dem Freundschaftsverhältniß, das sich allmählich zwischen A. und Bunsen anknüpfte. Sie hat diesen phantastischen Politiker wol im Frühjahr 1844 am Berliner Hofe kennen gelernt, nachdem Humboldt schon vorher ihr Interesse für ihn erweckt hatte. Bunsen hat sich ihr mit einer gewissen Aufdringlichkeit genähert und sie durch Schmeicheleien, für die sie, wie schon Humboldt genugsam erfahren hatte, einigermaßen empfänglich war, in hohem Grade gefangen genommen. Der Bund zwischen ihnen wurde vornehmlich bei Gelegenheit der ersten Anwesenheit der Prinzessin in England im J. 1846 geschürzt. A. begleitete damals ihre Tante, die Königin-Wittwe von England, Adelheid, eine Meiningerin, bei ihrer Rückreise von Deutschland über Holland und blieb mehrere Wochen bei ihr zu Besuche. Englands Einrichtungen waren ihr von jeher besonders zusagend gewesen. Es versteht sich, daß sie an Ort und Stelle alles mit großer Aufmerksamkeit betrachtete und sich eifrig zu orientiren suchte. Leidend wie sie war — in jener Zeit mußte sie alljährlich längere Wochen in Homburg zur Kur weilen —, muthete sie sich doch Außerordentliches zu, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. „Es ist unbegreiflich, wie sie eine solche beständige Thätigkeit von Körper und Geist aushält", schrieb Bunsen's Frau, auch eine jener schön-

geistigen, liberal angehauchten Persönlichkeiten, die der Prinzessin congenial waren und die ihr daher näher trat. Im Marlborough-Haus der Königin-Wittwe verlebte A. damals ihren Geburtstag. Heimgekehrt ließ sie durch Humboldt an Bunsen bestellen, sie bleibe seinem Hause dauernd dankbar, und gewisse ernste Gespräche wurzelten tief in ihrer Seele.

In dieser Freundschaft für England berührte sie sich recht mit König Friedrich Wilhelm IV., wie sie denn bei aller Verschiedenheit von dem liebenswürdigen Könige merkwürdig viel Gemeinsames mit ihm gehabt hat. So begegnete sie sich mit ihm in der Schwäche des preußischen Staatsgefühls, in der unbestimmten Begeisterung für Deutschlands Einigung und in der Zähigkeit, mit der sie an einzelnen Ideen festhielt. Selbst die Freunde der beiden waren vielfach dieselben. Während aber Friedrich Wilhelm's Künstlerseele eine stete unnennbare Sehnsucht empfand, die neue Zeit mit der versunkenen mittelalterlichen Herrlichkeit zu verschmelzen, ging A. in dieser Zeit durchaus und unbedingt mit der liberalen Strömung.

In der Langeweile der Brunnencuren zog sie zum Theil mit einer gewissen Gewaltsamkeit eine ziemlich bunte Gesellschaft an sich heran, in der auswärtige Diplomaten und wol auch reiche rheinische Industrielle eine Rolle spielten. Zuweilen taucht schon ein katholischer Prälat in ihrer Umgebung auf. So speiste 1846 der Bischof von Mainz, Kaiser, gelegentlich bei ihr. Sie führte gewöhnlich eine lebhafte Unterhaltung, mit der unverkennbaren Absicht, durch ihren Geist und ihre Kenntnisse zu imponiren und durch ihre Freundlichkeit zu gefallen. Aber gerade diese Absichtlichkeit verstimmte vielfach. Zu ihren ständigen Verehrern gesellten sich allmählich Diplomaten und Hofmänner, wie Graf Albert Pourtalès und Graf Perponcher, die sich im allgemeinen weniger durch Tiefe, als durch bestechende äußere Formen und große Unterhaltungsgabe auszeichneten und für sie noch den Reiz hatten, daß sie im Höchstfalle Halbdeutsche waren. Unter den Altpreußen trat ihr schon jetzt der Patriot Rudolf v. Auerswald näher. Die meiste Gunst indeß gewann bei ihr der Braunschweiger Alexander Freiherr v. Schleinitz, der in diesen Jahren Geheimrath im Ministerium des Innern war und höhere Posten ausschlug, um in Berlin zu bleiben. Auch er war schöngeistig angelegt, von höchst gewandten Manieren und auch ein feiner Kopf, aber politisch völlig ohne Charakter und eines kühnen Entschlusses, ja überhaupt zu selbständiger, energischer Handlungsweise unfähig. Er hat sich, soweit wir heute urtheilen können, in der Folge unter Verzicht auf jeden eigenen Willen der Prinzessin und Königin ganz zur Disposition gestellt und ist Zeit seines Lebens in der Politik der Vertreter ihrer Gedanken gewesen. Einer späteren Zeit bleibt es vorbehalten, das eigenartige Verhältniß, das zwischen A. und diesem Manne bestanden hat, näher zu schildern. Die Atmosphäre, die die Prinzessin um sich schuf durch den Umgang mit freier gerichteten, feingebildeten und internationalen Elementen verschaffte ihr bald im Lande bei der aufstrebenden liberalen Partei Popularität. Als beim Zusammentritt des Vereinigten Landtages in ihrem Hause am 13. April eine gewaltige Assemblée stattfand, da fielen die zahlreich erschienenen schwarzen Halsbinden auf, und mit Entsetzen raunte ein Höfling dem anderen zu, daß sogar ein einfacher Ueberrock unter den 1500 Menschen zu erscheinen gewagt habe.

Schlug A. liberale Bahnen ein, so bewegte sie sich damit in entgegengesetzter Richtung wie ihr Gemahl, der der Politik seines Bruders auch Widerstand entgegensetzte, aber aus conservativen Beweggründen. In der Verurtheilung des Zickzackcurses, der Willkürlichkeiten und Halbheiten des geistreichen Königs waren sie einig. Wenn die bei Gelegenheit des Kampfes ihres Gemahls gegen die Verfassungspolitik Friedrich Wilhelm's entstandene, 30 Brief-

bogenseiten lange Denkschrift des Prinzen von Augusta's Hand geschrieben ist, so ist es wol möglich, daß die Arbeit gemeinsam geschehen war und daß A. den Prinzen beeinflußt hat. Sie kann ihm aber auch lediglich als Abschreiberin hülfreich zur Seite gegangen sein. Jedenfalls deutet die interessante, von Gerlach überlieferte Thatsache darauf hin, daß ein gewisses Einverständniß in der Action des Paares vorlag und A. sich bestrebte, sich eine Position bei der politischen Thätigkeit ihres Gemahls zu erringen. Aus derselben Zeit (Anfang 1845) liegt jedoch auch ein Zeugniß vor, wonach die Prinzessin äußerte, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er von etwas durchdrungen sei, so vermöge ihn niemand davon abzubringen, eine Mittheilung, die durchaus wahrscheinlich klingt. Sie fühlte sich unverstanden, fand für ihre Ansichten nur bei den wenigsten Entgegenkommen und litt darunter physisch. „Sie reibt sich auf", schrieb Humboldt an Bunsen, „weiß auch eine gewisse Heftigkeit nicht immer zu mäßigen". Sie sah die Krisis, die über Preußen hereinbrach, voraus. Wenn sie ihre Besorgnisse äußerte, lächelte man aber wol gar. Im vertrauten Kreise pflegte sie sich als „Kassandra" zu bezeichnen.

Als der 18. März 1848 das alte Preußen in seinen Grundvesten erschütterte, da entsann sich Gabriele v. Bülow jenes Wortes ihrer hohen Freundin. Seit diesem Tage tritt A. in die Geschichte ein. Die Februarereignisse in Frankreich hatten sie mit getheilten Gefühlen erfüllt. Den Sturz des Bürgerkönigs beklagte sie, andererseits freute sie sich über die Regentschaft der Herzogin Helene; und als der Prediger Büchsel an St. Matthäus in Berlin für eine hohe Wittwe, die mit ihren beiden Kindern in großer Drangsal sei, Fürbitte hielt, da that das ihrem Herzen äußerst wohl. Noch ehe die verhängnißvollen Schüsse fielen, eilte sie zu dem gerade ihrem Sohne Unterricht gebenden Schellbach und theilte ihm in freudiger Erregung mit, der König habe eine Deputation empfangen, eine Verfassung versprochen und alles werde noch gut werden. Nachher war sie, wie Gerlach erzählt, dabei, als in der Halle des Königs, in der es „wie in einer Wachtstube" aussah, die Deputationen kamen und gingen. Darunter war auch eine der Stadtverordneten mit dem Kaufmann Schauß. Als dieser von einer Ohnmacht befallen wurde, sprang A. hinzu, sich um den Hinsinkenden bemühend, ihm ein Riechfläschchen vorhaltend und sonstige Hülfsmittel anwendend. Einem Adjutanten ihres Gemahls rief sie ungnädig zu: „Sie hätten Ihrem Herrn auch besser rathen sollen!" Als am 19. wegen des Abmarsches der Truppen berathen wurde, war sie mit Prittwitz, Krauseneck und Pfuel im Zimmer anwesend. In der Mittagsstunde trat sie dem Major Edwin v. Manteuffel entgegen, als dieser dem rathlosen König empfahl, Berlin zu verlassen, mit den Worten: „Manteuffel, Sie sind ein junger Mensch, wie können Sie die Verantwortung für einen solchen Rath auf sich nehmen!" Nachher fuhr sie mit ihrem flüchtenden Gemahl zu ihrem Vertrauten Schleinitz, begleitete den Prinzen von da nach Spandau und zur Pfaueninsel. Hier verließ sie ihn und ging zu ihren Kindern nach Potsdam. Der Prinz Karl hielt ihre Sicherheit auch dort für bedroht und wollte sie in der Nacht zum 23. bewegen, die Stadt zu verlassen. Dies wies sie mit Entschiedenheit zurück, und die Generale v. Prittwitz, v. Hirschfeld und v. Unruh unterstützten sie dabei. Sie legte eine Zeit lang Trauer an und sah es darauf ab, ihr Unglück mit dem der Herzogin von Orleans in Parallele zu stellen. „Je suis une veuve avec deux orphelins" klagte sie. Mit dem Aufenthalt ihres Gemahls in England war sie ganz einverstanden und wünschte ihn möglichst lange auszudehnen. Die Rathlosigkeit und Unberechenbarkeit des Königs und die Unpopularität des Prinzen von Preußen brachte liberale Kreise in diesen Tagen, vielleicht beeinflußt durch die

Pariser Vorgänge, auf die abenteuerliche Idee, den König zur Abdankung und den Prinzen zum Verzicht auf die Krone zu nöthigen und eine Regentschaft der Prinzessin für ihren Sohn einzusetzen. Solche Gedanken zeigen, welche hohe Meinung man von A. hatte. Als der Wortführer der Liberalen, Georg v. Vincke, um diesen Gedanken durchzusetzen, bei seinem G.gner vom ersten Vereinigten Landtage her, bei Otto v. Bismarck deswegen sondirte, erfuhr er freilich eine so entschiedene Zurückweisung, daß der Plan der Prinzessinregentschaft sehr bald wieder aufgegeben wurde. (Hiernach ist die Erzählung im Leben Vincke's A. D. B. XXXIX, 743, 744 u. 746 zu berichtigen, wo durch ein Mißverständniß der Vorgang ins Jahr 1847 verlegt worden ist.) Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß A. durch solche großen an sie herantretenden Ideen, die ihrem stolzen Geiste zusagten, sich außerordentlich gehoben fühlte. Denn daß sie in die Pläne der Liberalen eingeweiht war, scheint sicher zu sein. Ob sie sie in ihrem hochfliegenden Ehrgeiz betrieben oder nur geduldet oder ob sie sie auch, was nicht recht wahrscheinlich ist, widerrathen hat, mag dahingestellt bleiben. Ihr stark hervortretender Wunsch ihren Gemahl in England zu lassen, die Copirung der Rolle der Herzogin von Orleans und ein Gespräch, das sie in den Märztagen mit Bismarck im Entresol des Potsdamer Stadtschlosses in einem Dienerzimmer, auf einem fichtenen Stuhl sitzend, geführt hat, in dem sie von der Vorstellung erfüllt war, daß weder der König noch ihr Gemahl sich würden halten können und in dem sie in lebhafter Erregung erklärte, es sei ihre Pflicht, die Rechte ihres Sohnes zu wahren, weisen darauf hin, daß sie in der allgemeinen Verwirrung thatsächlich zu jenem dem Rückblickenden ungeheuerlich erscheinenden Gedanken der Regentschaft sich verstiegen zu haben scheint. Im Zusammenhang damit dürfte die Brüskirung stehen, die sie rechtsstehenden Vertrauten ihres Gemahls, wie Graf Königsmarck und v. Berg andauernd widerfahren ließ. Mehr als einmal erklärte sie, daß die Umgebung des Prinzen schlecht sei und daß man ihn von ihr trennen müsse. Die Aufregungen jener Tage nahmen sie äußerst in Mitleidenschaft. Um sich einigermaßen zu beruhigen, beschied sie auch Männer der Gegenpartei, wie Bismarck und Leopold Gerlach öfter zu sich, um mit ihnen über die Lage zu sprechen, „ihren Rath zu erbitten", wie sie es einkleidete, während sie selbst fast ausschließlich das Wort führte. Trotzdem Gerlach ihr ganzes liberalisirendes Verhalten mit tiefem Mißbehagen verfolgte, konnte der treue Diener seines Königshauses doch nicht das Gefühl der Ergriffenheit und hoher Verehrung für die leidende Frau unterdrücken. Am 28. Mai, kurz vor der Rückkehr des Prinzen aus England, schilderte sie ihm „herzzerreißend", wie sie von den verschiedensten „Prätensionen" und Rathschlägen bestürmt würde, wie ihr der Eine dies, der Andere das Gegentheil zur heiligsten Pflicht mache, wie die Minister feige und unthätig seien und wie Graf Schwerin noch der einzige wäre, der sich als muthiger Preuße zeige. Zuletzt brach sie in einen Strom von Thränen aus. Als der Prinz heimkehrte, fuhr sie ihm zufällig gerade an dem Tage, an dem er einst seine Braut einholte, am 6. Juni, mit ihren Kindern bis Magdeburg entgegen. Sie hat ihn dann angeblich bestimmt, das Abgeordnetenmandat für Wirsitz, das ihm übertragen worden war, anzunehmen, obwol er noch in Hannover dem Könige Ernst August das Gegentheil thun zu wollen erklärt hatte. Als der Welfe in späteren Jahren hierauf zurückkam, sprach er von der Prinzessin als von einer „kleinen Jakobinerin", eine Bezeichnung, die ziemliche Verbreitung gefunden zu haben scheint, da noch im October 1858, als der Prinz von Preußen eben die Regentschaft übernommen hatte, eine legitimistische Gräfin in Baden über A. äußerte: „on dit qu'elle est Jacobine!" Ueber Augusta's Stimmung in diesen Tagen gibt ein Brief an ihren alten Lehrer Hand vom

10. Juni Aufschluß. Unter Berufung auf frühere Gespräche mit ihm durfte sie sagen, daß sie „die neue Zeit nicht unvorbereitet gefunden" habe. Sie habe sie bisher auch nicht des Muthes und der Kraft beraubt, „aber tief erschüttert hat mich ihr gewaltsames Auftreten da, wo eine weise Vermittlung möglich gewesen wäre, und so nun schwere Opfer gebracht werden mußten. Hoffen wir das deutsche Vaterland geläutert aus dieser Zeit hervorgehen zu sehen, und deutschen Sinn bewährt zu finden, von einer Zunge zur anderen". Die Verhandlungen in der Paulskirche verfolgte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, und als sie die im Mai erschienene Schrift des jungen Schwaben Otto Abel: Das neue deutsche Reich und sein Kaiser", in der für die Uebertragung der Kaiserwürde auf das Haus Hohenzollern Stimmung gemacht wurde, gelesen hatte, sprach sie den Wunsch aus, den jungen geistvollen Historiker, denselben, der nachher in seiner Schrift „Theodat der König der Ostgothen" die schlimmste Satire auf König Friedrich Wilhelm schrieb, kennen zu lernen. Humboldt und Curtius vermittelten Abel's Einführung bei ihr. Der inzwischen sicherlich nicht ohne ihre Mitwirkung Mitte Juni zum Minister des Auswärtigen ernannte Schleinitz hatte bei seinem Amtsantritt nichts Eiligeres zu thun, als dem so Ausgezeichneten eine Stelle bei der Bundestagsgesandtschaft anzubieten. In den Märztagen war A. auch mit dem jungen Max Duncker bekannt geworden, der bei ihr ein männliches Verständniß für die deutsche Sache und die Zukunft des hohenzollernschen Hauses fand. Duncker glaubte sich an die richtige Stelle zu wenden, wenn er seit jener Zeit als Mitglied der Nationalversammlung auf die Prinzessin durch Denkschriften im Sinne der Mehrheit des Parlaments einzuwirken suchte. So wollte er am 31. Juli sie und damit den Prinzen von Preußen durch beredte Worte für die von der provisorischen Reichsregierung angeordnete Huldigung der Truppen gewinnen, ohne zu erkennen, daß Preußen dies einfach aus Gründen der Selbstachtung nicht thun konnte. Er befürwortete eine Proclamation des Prinzen in diesem Sinne, durch die er sich mit einem Schlage in Preußen und Deutschland die Stellung wiedererobern würde, die ihm jetzt gebräche und die er in Zukunft einnehmen müsse. Solche Rathschläge wurden glücklicherweise durch die Ereignisse überholt. Augusta's Persönlichkeit aber bekam im Bewußtsein dieses Vertrauens, das viele der gebildetsten und begeistertsten Patrioten in sie setzten, einen erhöhten Schwung. Urtheilte doch auch ein Mann von der geistigen Bedeutung eines C. F. v. Stockmar in jener Zeit über sie: „Die Prinzessin begreift wohl von allen das Außerordentliche und Eigenthümliche unserer Zeit am besten". A. wurde selbst Gegenstand demonstrativer Huldigungen, indem ihr am Neujahrstage 1849 von Berliner Frauen eine Adresse überreicht wurde; und die Thatsache, daß sie ihren Wohnsitz zum Unterschiede von der königlichen Familie nach Berlin zurückverlegte, konnte man als eine Demonstration ihrerseits auslegen. Mit großer Offenheit hielt sie am 15. September 1848 Leopold v. Gerlach nach den eigenen Worten dieses trotz seiner leidenschaftlichen Parteisucht immer noch nach Objectivität ringenden Zeugen in „einer sehr heftigen aber gut gesetzten und eigentlich nichts als Wahrheiten enthaltenden" Rede die von der Regierung gemachten Fehler vor, indem sie erklärte, sie müsse ihm das alles als einem alten Freunde des Königshauses sagen; auf eine weitere Discussion aber ging sie nicht ein. Gegen die Berufung Pfuel's ins Ministerium bot sie ihren Einfluß auf, weil er ihr einen schwächlichen Eindruck machte. Die Thatsachen zeigten später, daß sie richtig geurtheilt hatte. Einer ihrer besonderen Vertrauensmänner war damals der Major Karl v. Vincke-Olbendorf, mit dem sie vielfach Berathungen pflog. Auch Gagern und die andern Abgesandten der Paulskirche wurden von ihr im Herbst empfangen. Am liebsten hätte sie diese Männer ins Ministerium ge-

bracht. Etwas weimarische Hauspolitik war auch wol im Werke, als ihr Vater zu Anfang des neuen Jahres an König Friedrich Wilhelm ein von dem weimarischen Ministerium gegengezeichnetes Schreiben richtete, in dem er ihm die Kaiserkrone anbot. Indeß mußte A. mit Betrübniß mehr und mehr wahrnehmen, daß die Aussichten auf ein Zustandekommen der Einigung Deutschlands unter der preußischen Spitze zusehends zerrannen. Sie setzte schließlich ihre Hoffnungen auf das Eintreten unvorhergesehener Ereignisse. Am 6. März 1849 hat sie an Bunsen geschrieben: „Umstände allein können helfen; denn Erfahrung und Einsicht scheinen ihre Kunst in unseren Tagen versagen zu wollen. Seit Ihrer Abreise hat sich nichts gebessert, im Gegentheil verschlimmert, hier durch den Rücktritt des Grafen Bülow“ (es war der auswärtige Minister, der auf Anschluß an die Paulskirche und Trennung von Oesterreich hingearbeitet hatte; diesmal war A. antiösterreichisch) „in Frankfurt durch die zunehmende Zersplitterung infolge der Austro-Bairischen Intriguen, welche die Hilfe der Linken“ (d. h. der Demokraten) „nicht verschmähen. Der Partikularismus verschließt sein Auge gegen die drohende Gefahr der Märzzeit, und das Medium tenuere beati scheint den Parteien völlig unbekannt. Wäre nicht mein Hoffen auf Gott gerichtet, glaubte ich nicht an die welthistorische Aufgabe Deutschlands, das sich trotz aller Thorheiten doch um den einigen festen Mittelpunkt scharen muß, wüßte ich nicht, daß die Hilfe oft da am nächsten, wo die Gefahr am größten ist, — ich könnte wahrlich verzagen, aber das will ich nicht, und darum blicke ich getrost in die Zukunft und bleibe der guten Sache getreu“. Ihre vornehme Natur fühlte sich abgestoßen von den Elementen, die großentheils die zweite preußische Kammer bildeten. Sie fürchtete eine von den Proletariern drohende Gefahr. Dann gefiel sie sich wieder in ihren Kassandrarufen: „Gewitterschwüle lastet auf Europa, und brächte das drohende Gewölk nur den Regen, er könnte den Boden befruchten, aber ich fürchte den Sturm und achte auf seine Vorzeichen, so lange es mir vergönnt ist, andere zu warnen“. Mitte März suchte sie im Gefühl, daß sie dies ihrer Stellung als Thronfolgerin schuldig sei, den Generaladjutanten v. Rauch auf, um durch ihn auf den König einzuwirken. „Die Dinge gingen auf eine unbegreifliche Weise“ meinte sie, „der Minister des Auswärtigen Graf Arnim-Heinrichsdorf sei seiner Stellung nicht im geringsten gewachsen. Der König müsse sich durchaus an die Spitze von Deutschland stellen“. Wenige Tage darauf war die Entscheidung gefallen: der König von Preußen hatte die deutsche Kaiserkrone abgelehnt. Am 3. April, als Friedrich Wilhelm die aufschiebende Antwort ertheilte, die praktisch der Ablehnung gleichkam, hat A. eine Soiree veranstaltet, die berühmt geworden ist. Auf ihr bildete sie — nicht ihr Gemahl — durchaus den Mittelpunkt des Interesses für die Kaiserdeputation. Sie suchte den Abgeordneten und sich selbst Muth einzusprechen, obwol sie schwerlich noch glaubte, daß sich noch etwas durchsetzen lasse: „Der große Augenblick könne nicht verloren sein für das Vaterland. Sie vertraue auf den guten Genius Deutschlands. Es sei ja unmöglich, man könne ja eine so große weltgeschichtliche Entwicklung nicht verkrüppeln lassen. Es werde, es müsse alles noch gut werden, das Ziel sei ja ein so herrliches, ein so nothwendiges“. Die Männer der Paulskirche waren geradezu begeistert von diesem Empfange. Die Prinzessin erschien ihnen als der klarste politische Kopf und das am meisten patriotische Herz in Berlin. Fast noch mehr entzückte es, als die hohe Frau ihnen selbst den Thee einschenkte und jeden einzeln in der liebenswürdigsten huldvollsten Weise auszeichnete. Den Vertrauten, Graf Schwerin-Putzar aber fragte A. verzweifelt, was er jetzt noch für einen Rath hätte. Auch in den folgenden Tagen befand sie sich in einer hochgradigen Aufregung, worüber ihr zur Ruhe mahnender Gemahl an ihren Vater schrieb. In ihrem hochstrebenden

Sinne übersah die patriotische Frau völlig die wirklichen Verhältnisse, die König Friedrich Wilhelm klar erkannte und die ihrem anfänglich auch dem Gedanken der Kaiserkrone zuneigenden, von besserem preußischen Ehrgeiz wie sein Bruder erfüllten Gemahle allmählich zu Bewußtsein gekommen waren. Diese verboten eine Annahme der Kaiserkrone in der Gestalt, wie Preußen sie hinnehmen sollte, besonders in dem damaligen Augenblicke. A. darf aber vor der Geschichte zu ihrer Rechtfertigung geltend machen, daß sie ihren Irrthum mit vielen der besten deutschen Männer getheilt hat.

Wurde sie von dieser Seite entsprechend gefeiert, so entzogen sich dafür andere beachtenswerthe Kräfte ihrem Bereiche. Dafür war ein Ausdruck die Absage, die ihr Albrecht v. Roon ertheilte, als der Prinz und A. ihm die große Ehre zudachten, für den General v. Unruh, der ganz unter Augusta's Einflusse gestanden hatte, die Stelle des Militärgouverneurs bei dem inzwischen confirmirten dereinstigen Thronfolger zu übernehmen. Der Brief, den sie am 22. October 1848 an den bisherigen Gouverneur des Prinzen Friedrich Karl gerichtet hat, um ihn für diesen Zweck zu gewinnen — denn sie mochte das Gefühl haben, daß er widerstreben würde — ist eins der schönsten und beachtenswerthesten Schriftstücke, die wir von ihr bisher kennen. Es heißt darin: „Ich habe meinen Sohn stets als ein Gut betrachtet, welches mir Gott anvertraute, und von welchem Er mir Rechenschaft abfordert". Sie versichert, daß hinsichtlich der Reinheit des Herzens ihr Sohn ihr nichts zu wünschen übrig ließe. Dann fährt sie mit einer bei einer Mutter bewundernswerthen Klarheit fort: „Charakterstärke und Geistesfähigkeit, namentlich Schärfe und Logik der Gedanken, stehen nicht auf gleicher Höhe und bedürfen einer fortwährenden Anregung ... Es gilt einen tüchtigen Mann heranzubilden, der unter allen Umständen seiner Pflicht gewachsen sein muß ... Als Fürst beweise er durch die That, daß eigenes Verdienst das Recht der Geburt zu unterstützen berufen ist". Nun geht sie auf die Zeitverhältnisse ein, wie schon früher nicht ohne ein gewisses Bestreben Roon's Ansichten zu beeinflussen, auch nicht ohne eine gewisse Fülle der Worte, wie denn ihre Briefe vielfach an dem Ballast von Worten zu schleppen haben: „Ich rechne sie zu den Freunden der gesetzlichen Freiheit, der ich stets meine vollste Ueberzeugung widmete. Sie werden sich bewußt sein ... dem Princip das Wort geredet zu haben, das durch zeitgemäße Reformen den Revolutionen vorzubeugen sucht". Auf ihren Sohn zurückkommend, sagt sie: „Er muß die neuen Ideen in sich aufnehmen und verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtsein seiner Zeit gewinne, und nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr lebe ... Aus unseren früheren Gesprächen entnehme ich mit wahrer Befriedigung, daß Sie die Nothwendigkeit erkennen, jeglichem Vorurtheil, jeglicher Einseitigkeit oder Nebenrücksicht entschieden entgegen zu treten, wo es gilt sich von den Antecedenzien der älteren Generation abzuwenden, um dem jetzigen Erziehungswesen ein zeitgemäßes Resultat zu sichern". Sie schließt mit der Versicherung, daß es ihr ein Trost sein würde, falls sie den Schluß ihres Erziehungswerkes nicht erleben sollte, es in sicheren Händen zu wissen — ein Beweis, daß sie ihren körperlichen Leiden früh zu erliegen besorgte —: „Bedenken Sie das lohnende Bewußtsein hienieden und jenseits!"

Der stolze Charakter Roon's war aber nicht gewillt durch ein Eingehen auf die bewegliche Bitte der Prinzessin sich in die Gefahr eines Zwiespalts seiner Gesinnung mit seinem Amt zu begeben und irgendwie seine Willensfreiheit beeinträchtigen zu lassen. Er lehnte ab, indem er sich auf seine „reactionäre Gesinnung" bezog, die ihn ungeeignet mache, dem Prinzen „die neuen Ideen unserer Tage anzupreisen". An seiner Stelle wurde der liberaler und

ausgleichender angelegte Oberstlieutenant Fischer mit der Stellung des Gouverneurs betraut, eine Wahl, mit der A. auch recht zufrieden sein durfte. Schon im October 1849 schrieb sie der Frau Fischer: „Was Ihr Mann für meinen Sohn und daher für mich geworden ist, habe ich Ihnen bereits mündlich gesagt; schriftlich kann ich nur hinzufügen, daß ich stets in ihm einen Freund besitzen werde“. Gegen Roon blieb begreiflicherweise seit seiner Weigerung eine gewisse Verstimmung in der Prinzessin haften, die später, als Roon Minister wurde, neue Nahrung fand. Noch 1854 glaubt man sie aus einem Briefe Fischer's an Roon herauszufühlen, wenn Fischer schreibt: „Ich habe“ (für den Fall, daß man Roon zum Commandanten von Koblenz machte, woraus aber nichts wurde) „dafür gut gesagt, daß Du nicht à tout prix die Constitution umstürzen wolltest“. A. ihrerseits folgte auch noch in diesen späteren Jahren dem ihrem Sohne ertheilten Unterricht und freute sich, wenn die Lehrer Unbefangenheit des Urtheils verriethen. So dankte sie einmal einem Geschichtslehrer in Gegenwart der anderen: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Sohn eine Geschichte der Völker vorgetragen haben, nicht nur eine Geschichte der Höfe“. Dem Oberst v. Griesheim drückte sie beim Eintritt des Prinzen in das Gardedragonerregiment den Wunsch aus, ihren Sohn nicht zu schonen, damit er die Anstrengungen des Militärdienstes würdigen lerne. Auch wünschte sie, daß ihrem Sohne außerdienstlich nicht zu viel Rücksicht zu Theil werde. „Es wäre die heilige Pflicht des Commandeurs, dem Prinzen die Dinge zu zeigen, wie sie wirklich wären.“ Daß ihr Sohn unter Fischer's Obhut die Universität Bonn besuchte, war natürlich auch Augusta's Werk. Sie führte damit einen Brauch wieder ein, der in den letzten Jahrhunderten an den Fürstenhöfen in Abnahme gekommen und im preußischen Königshause ganz ungewöhnlich war, von jetzt ab indeß auch anderswo schnell Nachahmung fand.

Unbeirrt durch die Mißerfolge, die A. bisher erlebt hatte, fuhr sie fort, die „neuen Ideen“ zu pflegen. Es begann jetzt die Zeit, in der sie am meisten Einfluß ausübte. Von Jahr zu Jahr gewann sie mehr Boden bei ihrem Gemahl und sonst. Sie wirkte förmlich parteibildend. Ihr ceterum censeo war der Anschluß an England, Abschüttelung des russischen und anfangs auch des österreichischen Einflusses. Die Radowitzische Unionspolitik unterstützte sie lebhaft. Daher war es ihr ein Dorn im Auge, als General v. Gerlach's Vertrauensstellung durch seine Ernennung zum Generaladjutanten noch in eine besondere Form gekleidet wurde und zu erwarten war, daß sein Einfluß noch steigen würde. Mit Gerlach's intimstem Gegner, mit Radowitz, legte sie wol einmal die Fahrt von Weimar nach Berlin in demselben Wagen zurück und hörte dem beredten Mann „den ganzen Weg mit Entzücken zu“. Einen Gesinnungsgenossen fand sie in dem ehrgeizigen und vielgeschäftigen Herzog Ernst von Coburg, mit dem sie in einen eifrigen Briefwechsel trat. Ihr Vertrauensmann Schleinitz, der 1848 sehr bald hatte zurücktreten müssen, übernahm im Juli 1849 wiederum das Auswärtige, freilich um nach einem Jahre zu fühlen, daß er eine völlige Null im Ministerium war und selbst die Wahl auf Radowitz zu lenken. Als dieser nun wirklich ernannt wurde, hatte A. die Zuversicht, daß es zum Handeln kommen würde und sprach Humboldt ihre Freude darüber aus, denn „das Maß der Demüthigungen sei voll“.

Es ist verständlich, wenn ihr der Berliner Aufenthalt infolge der Mißliebigkeit, die sie sich durch ihre „schwarzrothgoldene“ Haltung zuzog, immer weniger angenehm wurde. Daher begrüßte sie es mit wahrhafter Freude, als ihr durch das Commando ihres Gemahles am Rhein die Möglichkeit gegeben wurde, ihren Wohnsitz nach Koblenz zu verlegen. Am 17. März 1850 ist sie dort eingetroffen. Es wurde seitdem ihr Lieblingsaufenthalt. Ihr dortiger Hof entwickelte sich zum Hauptquartier einer Partei, in dem die man-

nichfachsten Fäden zusammenliefen. Von hier aus ist, so kann man sagen, mit wenig Unterbrechungen vierzig Jahre hindurch die jedesmalige preußische Politik mit allen Mitteln bekämpft worden.

Um sie sammelte sich in Koblenz allmählich ein Kreis, zu dem die früheren Getreuen gehörten, zu dem sich aber auch eine Anzahl neuer Elemente gesellte. In dieser Zeit rückte der Neuenburger Graf Albert Pourtalès noch mehr in ihre Gunst ein, der als das Haupt des „Ministeriums der Koblenzer Regierung“ galt. Er und sein Schwiegervater v. Bethmann-Hollweg gründeten mit einer Anzahl von Notabeln, dem Geheimrath Mathis, den Gebrüdern Robert und Karl v. d. Goltz, zwei der begabtesten Mitglieder der preußischen Aristokratie, und Anderen zu Ende des Jahres 1851 das Preußische Wochenblatt, das seine Hauptrolle in der energischen Vertretung einer westmächtlichen Politik gespielt hat und so recht eigentlich das Blatt der Prinzessin von Preußen wurde. Schon bald nach seiner Gründung gab der Cabinetsrath Niebuhr, ein Mitglied der Camarilla, der Befürchtung Ausdruck, daß von Koblenz aus ein Ministerium Bethmann-Hollweg ans Ruder gebracht würde. Der durch sein Conversationstalent ausgezeichnete Diplomat v. Usedom und seine durch ihre Indiscretionen berüchtigte englische Frau Olympia, der katholische, allerdings mehr conservative Gesandte v. Savigny, der Bonner Professor Nitzsch, der Minister v. Ladenberg, der General v. Bardeleben, auch der Commandant v. Griesheim waren ebenfalls zu dieser Partei zu rechnen. Bald nachdem A. nach Koblenz übergesiedelt war, kam Rudolf v. Auerswald als Oberpräsident dorthin, freilich um dieses Amt nur ein Jahr innezuhaben. Er weilte aber auch später viel hier und befestigte sich noch mehr in ihrer Gunst. Es konnte nicht ausbleiben, daß das Koblenzer Officiercorps beeinflußt wurde. So kam es, daß gelegentlich der Wahlen, an denen ja damals auch die activen Militärs theilnahmen, sämmtliche Officiere in Koblenz, sehr im Gegensatz zu ihren Kameraden in den alten Provinzen, oppositionell stimmten. Sehr häufig ließ A. sich Schleinitz nach Koblenz kommen. Ebenso scheint sie mit David Hansemann Beziehungen gepflogen zu haben. Ein eifriger Verkehr wurde mit Bunsen und seinen Angehörigen unterhalten. Unter diesen erwarb sich schon damals der eine der Söhne des Gesandten, Georg, der spätere freisinnige Parlamentarier, eine liebenswürdige, in ästhetischem Genusse aufgehende Natur, der indeß die Welt des politischen Schaffens stets ein sibyllinisches Buch blieb, das besondere Wohlwollen der Prinzessin. Aus Bunsen's Kreise stammte auch der erste Cabinetssecretär, der bei A. (1857) angestellt wurde, der junge Münzforscher Johannes Brandis. Der Aufenthalt am Rheine erleichterte außerdem den Umgang mit gleichgesinnten Fürstlichkeiten. In der Nachbarschaft saß der Fürst zu Wied, der gleichfalls ein ausgesprochener Anhänger der Wochenblattspartei wurde. Zu den eifrigsten Besuchern gehörte Augusta's weitgereister Oheim Herzog Bernhard von Weimar, der eine besondere Verehrung für sie hatte und öfter wochenlang in Koblenz weilte. Auch Herzogin Helene sprach zuweilen vor. In Sigmaringen, in späteren Jahren in Düsseldorf lebte das Haupt der katholischen Hohenzollern Fürst Karl Anton, der bald auch zu den Vertrauten der Prinzessin gehörte. Besonders innig aber gestaltete sich das Verhältniß zur badischen Fürstenfamilie. Augusta's Gesundheitszustand erforderte alljährlich einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Baden-Baden, wo sie anfangs durch Kräutercuren ein auftretendes Leberleiden zu bekämpfen suchte. Die vollen Körperformen, deren Entwicklung einst schon Wilhelm v. Humboldt vorausgesehen hatte, machten infolge der heißen Bäder einer großen Schlankheit Platz. Durch die regelmäßige Wiederkehr der Besuche in Baden wurde dieser Ort ebenfalls gleichsam eine ihrer Residenzen. In dem durch sie berühmt gewordenen Meßmer'schen Hause hielt A. ähnliche Zirkel ab, wie in Koblenz. Freilich überwog dort noch mehr das Ausländerthum, Franzosen,

Engländer und auch Russen. Unter diesen Ausländern befand sich der französische Diplomat und Historiker Bacourt, der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Mirabeau und Lamarck. Zu ihren ständigen Begleiterinnen in Baden gehörte die kleine niederländische Gräfin Pauline Neale, die sie auch sehr durch ihr Vertrauen auszeichnete. Viel wichtiger als dieser Verkehr mit Ausländern war die nahe Fühlung, die A. in Baden mit dem dortigen Herrscherhause gewann. Sowol mit der Großherzoginwittwe Stephanie als auch mit der Großherzogin Sophie und deren Tochter, der Herzogin v. Hamilton, fand A. hinreichend Gelegenheit zur Pflege angeknüpfter Beziehungen. Es erwuchs daraus als Frucht die Verbindung der Tochter mit dem Regenten Friedrich von Baden. A. hat mit besonderer Lebhaftigkeit die Annahme der großherzoglichen Würde durch den Regenten betrieben. Die Freundschaft mit der Großherzogin Stephanie, der Adoptivtochter Napoleon's I., diente dazu die antinapoleonische Gesinnung bei A. etwas abzuschwächen.

In Koblenz hielten die altpreußischen Elemente der übrigen Umgebung Augusta's nur wenig das Gegengewicht. Außer dem Oberst Fischer übte in dieser Beziehung der Oberst Gustav v. Alvensleben einen guten Einfluß. Weniger glücklich war die Stellung des neuen Oberpräsidenten v. Kleist-Retzow, dessen Ernennung für Rudolf v. Auerswald der Minister v. Manteuffel, um dem Einfluß der Prinzessin ein Paroli zu biegen, im Juli 1851 durchsetzte. Die Camarilla betrachtete diese Maßregel geradezu als eine Großthat. Der liebenswerthe, charaktervolle, aber puritanisch strenge Stockpreuße Kleist, der das untere Geschoß des Koblenzer Schlosses als Dienstwohnung zu beziehen hatte, paßte weder zu der internationalen eleganten Gesellschaft, die sich in den Sälen des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus bewegte, noch zu der lebenslustigen Bevölkerung des Rheinthales. Bei dem lebhaften Temperament der beiden Schloßbewohner, der Prinzessin und des Beamten, konnte es nicht ausbleiben, daß in den acht Jahren der Kleist'schen Präsidentschaft mancherlei Reibungen entstanden, die nicht nur in entgegengesetzten Verwaltungsgrundsätzen, sondern auch in der nahen Nachbarschaft ihre Ursache hatten. In den Zirkeln Augusta's wurde die preußische Politik mit der größten Ungenirtheit und Schärfe kritisirt. Wie Gerlach schon im J. 1851 über die gefährlichen Indiscretionen des Koblenzer Hofes klagte, die die Prinzessin mit der größten Harmlosigkeit begünstige, so hat Jahrzehnte später noch Bismarck dieses gefährliche Spiel mit größter Pein verfolgt (z. B. zur Zeit der Gasteiner Convention August 1865). Schlimm erging es denen, denen die Prinzessin nicht wohlwollte und die sich in ihr Hoflager wagten. Sie suchte sich oft gerade die Frauen aus, um durch sie die Männer ihre Ungnade fühlen zu lassen. Das bekamen gelegentlich Frau v. Bismarck und Frau v. Manteuffel zu erfahren. Wenn A. ein Losungswort gegen jemand ausgegeben hatte, dann handelte auch die letzte Kammerfrau mit heiligem Eifer im Sinne ihrer Herrin. Denn die bei ihr den Dienst versehenden Hofdamen waren ihr alle mit seltener Treue ergeben. Die beiden Hauptpersonen unter ihnen, die Gräfinnen Adelaide Hacke und Luise Oriola, ebenso die Kammerfrau, Fräulein v. Neindorff, haben ihr viele Jahrzehnte bis zum Tode, zum Theil mehr als ein halbes Jahrhundert zur Seite gestanden.

Ein wesentlich neues Element aber, das sich um die Prinzessin schaarte, waren die Vertreter der katholischen Welt. In jener echt deutschen Schwäche, der Vorliebe für das Fremde, die sie bereits die Engländer, Franzosen und Oesterreicher und die Halbdeutschen so bevorzugen ließ, ließ sich A. von dem zum Theil recht wenig deutsch empfindenden katholischen Adel imponiren. Es dauerte nicht lange, so wurde das Mitglied eines der ältesten und bekanntesten kurtrierischen Geschlechter, der Graf v. Boos-Waldeck, ein durch und durch ultramontan gesinnter Mann, ihr Oberhofmeister. Sein Sohn, der mit seinen

Sympathien ganz in Oesterreich lebte, wurde dem Prinzen von Preußen beigegeben. Ebenso gewann der Graf v. Fürstenberg-Stammheim, einer der angesehensten Magnaten des Rheins, Augusta's Gunst. Er trat der Wochenblattspartei bei. Der spätere, durch seine schroffe ultramontane Haltung bekannt gewordene Oberhofmeister Augusta's Graf Maximilian v. Nesselrode-Ehreshofen entstammte ebenfalls dem preußischen Rheinland. Auch der zum Katholicismus übergetretene Gesandte v. Sydow erfreute sich des besonderen Wohlwollens der Prinzessin. Zu den gerne gesehenen Gästen gehörten ferner der katholische Historiker Alfred v. Reumont, ein Sohn Aachens, und der gleichfalls streng katholische Generaldirector der Museen v. Olfers. Dazu gesellte sich der katholische Clerus. So verkehrten der Pfarrer von St. Castor in Koblenz, Krementz, später Cardinal-Erzbischof von Köln, und der Dompropst Holzer von Trier viel im Schlosse zu Koblenz. Es war nur natürlich, wenn A. das Bestreben hegte, sich bei der überwiegend katholischen Bevölkerung des Rheinlandes beliebt zu machen. Nach und nach übte die katholische Umgebung einen gewissen bestrickenden Einfluß auf ihre Empfindungen und Denkungsweise aus. Der katholische Cult zog sie an. Wenn am Allerseelentage auf den sich an den Anbergen hinbreitenden Kirchhöfen von Koblenz und Umgebung die tausende von Flämmchen im Abendwinde flackerten, so übte das auf sie wie auch auf andere Protestanten einen eigenthümlichen Reiz aus. Noch mehr aber als der Kirchenbrauch trat ihr am Rhein der consequente Bau der katholischen Kirche imponirend entgegen. Sie hatte nicht das Traditionsgefühl in sich, wie ihr Gemahl, der schon im Andenken an die Geschichte seines Hauses scharf die protestantische Eigenart bewahrte, sondern gab sich den Eindrücken, die sie empfing, willig hin und ließ sich gern von den sie umgebenden Einflüssen umspinnen. So entstand in späteren Jahren das Gerede, daß sie heimlich katholisch geworden sei, und viele evangelische Patrioten standen eine wahre Herzensangst deswegen aus. Fürs erste wurde ihre Begünstigung der Katholiken daheim wenig bemerkt, und Varnhagen, selbst ein Katholik, wollte noch kurz vor seinem Tode derartigen Gerüchten keinen Glauben beimessen. „Man will ihr dadurch schaden" meinte er.

Zu der Zeit, in der A. nach Koblenz ging, tagte das Erfurter Parlament, auf das sie große Hoffnungen setzte. „Wenn England Preußen unterstützt", schrieb sie an Bunsen, „dann ist das arme Deutschland zu retten, wenn nicht, dann bedenken Sie die inneren und äußeren Feinde. In Erfurt wird sich wohl ein entscheidender Moment entweder kurz vor Ostern oder gleich nachher darbieten. Radowitz hat sich hier trefflich ausgesprochen, aber wir werden verfolgt von der Partei, die jetzt schlimmer ist als die Demokratie" (d. h. die Kreuzzeitungspartei). „... Ich möchte mein Ohr auf immer der Politik verschließen, ich bin müde und innerlich mürbe, aber Gottes Hand waltet, und die muß man walten sehen, sonst lebt nur der Körper und die Seele schläft. Er wird uns nicht verlassen in der Noth". Die geschickte, den Radowitzischen Bestrebungen dienende Flugschrift des einst auch mit einer bösen Satire gegen König Friedrich Wilhelm in die Schranken getretenen Historikers Adolf Schmidt: „Preußens deutsche Politik 1785, 1806, 1849" begrüßte sie höchst beifällig. Daß ein gutes Verhältniß mit Rußland für Preußen wichtiger war als ein Anschluß an England, entging ihr. Ihre Abneigung gegen Rußland war seit 1835 noch gewachsen. Als Theodor v. Bernhardi im November 1851 in Weimar weilte, erfuhr er dort von Personen, die es wissen konnten, daß die Prinzessin eine entschiedene Abneigung gegen alles Russische hätte, die sie die Russen nur zu sehr fühlen ließe. Die Sendung ihres Gemahls nach Petersburg im Mai 1850 bekämpfte sie mit Heftigkeit, wol nur dazu nach Berlin zurückkehrend. Nicht zuletzt leitete sie jetzt bei ihrer Gegnerschaft gegen Rußland auch die Rücksicht auf die öffentliche Mei-

nung, vor der sie, dank Humboldt's Einfluß, sich mit besonderem Respect erfüllte. In jener Zeit war sie Zeugin des Attentats des Irrsinnigen Sefeloge auf den König. Gerlach erzählt, wie sie geholfen hat, dem König den Verband anzulegen, mit Stecknadeln und Riechfläschchen herbeispringend, ganz wie am 18. März. Ihre schwarzrothgoldene Gesinnung trug sie demonstrativ zur Schau, so daß selbst ihre Hofdame, die schöne Gräfin Oriola, zu Gerlach's Grimm tricoloren Besatz an ihrem Kleide trug. Noch bis zuletzt hielt sie an der Hoffnung auf das Gelingen des Unionswerkes fest. Am 13. October 1850 schrieb sie wieder an Bunsen: „Zwei Dinge thun uns noth: der feste Wille ehrlich constitutionell zu sein — und die Fähigkeit einen von Rußland und Oesterreich unabhängigen Weg fest, beharrlich und offenkundig zu verfolgen. Dann werden wir mit dem wiedergewonnenen Vertrauen das momentan abwartende Unionswerk zu Preußens Ehre und Deutschlands Heil durchführen und der Zukunft ein großes nationales Werk hinterlassen". Sie ahnte nicht, daß die Radowitzische, den wirklichen Verhältnissen nicht Rechnung tragende Unionspolitik schon in wenigen Tagen in Warschau und Olmütz ihre Katastrophe erleiden sollte; und als sie eingetreten war, erkannte sie nicht, daß gerade Radowitz die Schuld daran trug, daß er Preußen in eine Sackgasse geführt hatte. Sie machte vielmehr mit dem jetzt mehr wie je von ihr beeinflußten Gemahl den Minister Otto v. Manteuffel dafür verantwortlich, der nur die Consequenzen aus Radowitzens Irrfahrten gezogen und zu Preußens Heil das auszuessen den Muth gefunden hatte, was von dem kriegerischen Mönche zusammengebraut worden war. Freilich empfand sie die Demüthigung von Olmütz, für die Gerlach im Bewußtsein Preußen von einem Verhängniß befreit und den Gegner Radowitz unmöglich gemacht zu haben, kein Gefühl hatte, die aber auch der Realpolitiker Bismarck zur Zeit für unvermeidlich hielt, ebenso wie ihr Gemahl mit Bitterkeit; und in Anlehnung an das Wort des Prinzen bei Erlaß des Patents vom 3. Februar 1847, das er gegen Gerlach am 16. Mai 1848 wiederholte, schrieb sie damals mit sichtlicher Freude über das Verhalten des Prinzen in dem berühmten Kronrath, wo er mit Radowitz auf Krieg gedrungen hatte, an Bunsen: „Am 19. März 1848 wurde das alte, am 3. November 1850 das neue Preußen begraben. Der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft. Doch vergebens! Nun, da es zu spät ist, mag auch England erwägen, was es dabei gewonnnen hat, daß es Rußlands und Oesterreichs Uebergewicht heranwachsen ließ bis an die belgisch-holländische Grenze".

Seitdem war ihr das Ministerium Manteuffel verhaßt und sie setzte alles daran, dasselbe zu sprengen. Ihr Einfluß hat wol dazu beigetragen, 1852 den Kriegsminister v. Stockhausen zu stürzen und einen Mann ihrer Farbe, den gothaisch gesinnten Minister v. Bonin, dessen Frau zudem eine Katholikin war, auf seinen Posten zu bringen. Wie er es auch später zur Bismarck'schen Zeit gethan hat, gab der Prinz zuweilen zu, daß seine Gemahlin die gebotenen Grenzen in ihrem Verhalten überschritten hätte, und wies sie deswegen zurecht. Bei den übertriebenen englischen Neigungen der Prinzessin und ihrem notorischen Einflusse auf den Prinzen ist es begreiflich, daß das Ministerium die Reise des Paares nach England im J. 1851 zum Besuch der dortigen Ausstellung zu hintertreiben suchte, weil davon eine Verstärkung des englischen Einflusses zu befürchten war. Es war aber natürlich ein aussichtsloses Unternehmen, da die Gründe, welche dagegen geltend gemacht wurden, wie Gefährdung des Lebens durch die Proletariermassen Englands, nicht verfangen konnten. Die Wirkung war, daß A. sich nur noch inniger mit dem englischen Hofe und mit Leuten wie Bunsen anfreundete und daß selbst der Prinz mit dem so gänzlich von ihm verschiedenen Bunsen in ein vertraulicheres

Verhältniß kam. Augusta's Bemühungen gelang es zu Anfang des Jahres 1854 dem Minister Manteuffel ihren Vertrauten Graf Pourtalès zum Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amte aufzuhalsen. „Komm und siehe" schrieb Gerlach außer sich an Bismarck. Auch die anderen altpreußischen Parteigenossen, die mit dem Bundestagsgesandten in Briefwechsel standen, geriethen in Aufregung über den wachsenden Einfluß des Koblenzer Hofes. „Die Partei der Prinzessin umgarnt Manteuffel immer mehr" hieß es da; „hat sie einen festen Fuß, so wird sie ihm mit dem andern einen Tritt geben". „Den ritterlichen Prinzen habt Ihr uns am Rhein ganz ruinirt." Aber Pourtalès blieb nur sechs Wochen in der neuen Stellung und bald mußte auch der westmächtliche Bonin gerade wegen dieser seiner westmächtlichen Neigungen weichen, ebenso wie damals Bunsen von London abberufen wurde. Hierbei ist es zu dem heftigsten Zerwürfniß gekommen, das zwischen Friedrich Wilhelm IV. und seinem Bruder Wilhelm stattgefunden hat. Das aufstachelnde Element hierbei ist zweifellos die leidenschaftliche Prinzessin gewesen. Bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeit am 11. Juni 1854, zu der sich das prinzliche Paar nach Berlin begab, wurde die Verstimmung der Brüder wieder ausgeglichen. Es war ein Fest, bei dem A. merken konnte, daß die Volksthümlichkeit ihres Gemahls und damit auch ihre gewachsen war. Sie litt es aber nicht lange in der Hauptstadt. Am 17. Juni war sie wieder in Koblenz. Ihrem Lebensgefährten hat sie an jenem Festtage ein von ihr gemaltes Aquarellbild „Die Lebensreise" geschenkt, dessen vermuthlich allegorischen Inhalt man gern näher kennen möchte. Wie einst die Vermählung während einer Krisis der orientalischen Verhältnisse stattfand, so hatte es sich gefügt, daß auch die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Tages mit einer entscheidungsvollen Wendung im Orient zusammenfiel.

Während König Friedrich Wilhelm trotz aller Schwankungen doch den richtigen Weg der Neutralität ganz selbständig innehielt, traten die englischen Sympathien Augusta's, genährt durch den greisen Humboldt, der ihr unverhohlen erklärte, ein Mann seiner Denkungsweise vermöge eigentlich nur noch in England zu leben, mit wachsender Deutlichkeit zu Tage. Im J. 1853 fand ein abermaliger Besuch im Schlosse zu Windsor seitens des prinzlichen Paares statt. Sichtbarer konnte indeß die Freundschaft mit dem englischen Hofe nicht bekundet werden als dadurch, daß der Prinz Friedrich Wilhelm um die Hand der Prinzessin Victoria anhielt. Seit dem Besuche im J. 1846 hatte A. dies Ziel im Auge behalten. Damals hatte ihr Bunsen den Gedanken nahe gelegt. Im März 1854 wurde der Plan zuerst ernstlich im Schoße der königlichen Familie erörtert. Im December desselben Jahres erschien in der Revue des deux mondes ein von Varnhagen Albert Pourtalès zugeschriebener Aufsatz, der ganz offen von diesem Heirathsproject sprach. Wie sie schon in früheren Jahren die ihr ähnlich geartete Frau des englischen Gesandten Westmoreland zu ihren Vertrauten gerechnet hatte, so zeichnete A., so oft sie nach dem ihr verhaßten Berlin kam, die Frau des nunmehrigen Vertreters von Großbritannien Lady Bloomfield womöglich noch ostentativer aus. Nachdem sie eifrig vorher mit der Königin Victoria und dem Prinzgemahl Briefe gewechselt hatte, erhielt schließlich Ende September der Oberst v. Moltke den Auftrag den Prinzen nach England zu begleiten. Moltke schien nicht recht behaglich zu sein, als sie ihm Instructionen ertheilte. „Soviel habe ich schon bemerkt, daß das Terrain, auf dem ich künftig mich zu bewegen habe, ein sehr schwieriges ist. Die beste Politik wird sein, ganz gerade und offen zu verfahren, und wenn das nicht ausreicht, zurückzutreten" schrieb er. Aber es scheint im wesentlichen alles glatt abgelaufen zu sein. So geschah es, daß am Vorabend des 44. Geburtstages der Mutter sich ihre beiden Kinder versprachen, die Tochter in Koblenz, wo auch der Bundestagsgesandte v. Bismarck zur Geburts-

tagsfeier erschienen war, der Sohn in Balmoral. Die Verlobung der Tochter, dieses „Engels“, wie Moltke schrieb, konnte schon am 18. Januar 1856 bekannt gegeben werden, die des Sohnes fand Widersacher auch in England, wo die Times heftig dagegen lärmten. Aber schon am 12. April 1856 konnte A. ihrem Ernst in Coburg in überschwänglicher Freude die Nachricht von der Bestätigung „unserer theuersten Hoffnung“ melden. „Gott segne diese Verbindung für die geliebten Kinder, für unsere Familie und für das arme deutsche Vaterland, das sich naturgemäß nur im Bunde mit England aus seiner jetzigen Lage erheben kann.“ Jedoch erst im Juli 1857, nachdem inzwischen Prinz und Prinzessin von Preußen der Königin Victoria im August 1856 nochmals einen mehrwöchentlichen Besuch abgestattet hatten, wurde das Ereigniß öffentlich proclamirt. Als dann am 25. Januar 1858 endlich die Hochzeit gefeiert wurde, konnte es A. sich nicht versagen, trotz ihres leidenden Zustandes daran theilzunehmen. Erst nachdem dies Band geknüpft war, haben die englischen Herrschaften ihr Gegenbesuche gemacht, der Prinzgemahl im Frühjahr am Rhein und beide im August in Babelsberg, wo ihnen Otto v. Manteuffel höchlichst mißfiel.

Die Tochter konnte schon am 20. September 1856 ihre Hochzeit feiern, zu der A. am 8. September nach Berlin reiste. Gabriele v. Bülow mußte dabei die Functionen einer Oberhofmeisterin ausüben. Auch die Erziehung dieses Kindes hatte A. mit ungewöhnlicher Pflichttreue überwacht. Sie hatte die Prinzeß meist in ihrer nächsten Umgebung gehabt. Am 19. Mai 1855 war sie von dem Prediger Thielen confirmirt worden. Dem vorangehenden Unterricht in Koblenz wohnte A. meist bei; als er geschlossen wurde und Thielen seiner Schülerin die Wichtigkeit des ihr bevorstehenden Actes ans Herz legte, brach auch die Mutter in Thränen aus, hielt ein lautes Gebet und klagte sich darin vielfacher Sünden und Vernachlässigungen in ihrem Berufe als Christin an. Der Lady Bloomfield sprach sie nachher bewegt ihre Befriedigung über das ernste Benehmen ihrer Tochter in diesem feierlichen Lebensabschnitte aus.

Sonst benutzte A. die große Ruhe in ihrer kleinen Residenz angelegentlich dazu, sich am Rheine die Zuneigung der Bevölkerung zu erwerben, weihte gleich zu Anfang ein Waisenhaus zu Koblenz ein, rief allerhand Stiftungen für Handwerker und Brautpaare u. a. ins Leben, vollzog die Taufe eines „Prinzeß von Preußen“ genannten Rheindampfers und brachte bei dieser Gelegenheit während der Festfahrt einen Trinkspruch auf das Gedeihen der Rheinprovinz und deren Industrie aus, besuchte hier und da fromme Vereine, um Vorlesungen z. B. über Franz von Assisi zu hören, wohnte den Grundsteinlegungen zur Moseleisenbahnbrücke und zur Kölner Rheinbrücke sowie der Eröffnung der Bahnstrecke Rolandseck-Koblenz bei und widmete sich vor allem der Anlage des schönen sich vor ihrem Schlosse zu Koblenz längs des Rheines erstreckenden Parkes, den sie 1865 der Stadt Koblenz zum Geschenk machte und auch noch später unablässig ausgestaltete, eine Anlage, die etwas an die Zeiten des Rococo erinnert, aber doch von ganz eigenartigem Geschmacke ist. Ihr alter Freund Pückler mußte hier wieder seine Kunst zeigen, und ihm stand der große Gartenschöpfer Lenné, selbst ein Sohn des Rheinlandes, der schon als junger Mann im J. 1815 Pläne entworfen hatte, hier Gartenanlagen zu schaffen, eifrig zur Seite. Lenné's Bruder, ein wackerer Steuerrath, gab unleugbar der Volksstimmung Ausdruck, wenn er ab und zu in den Spalten der Koblenzer Zeitung in ungelenken Versen das Lob der Beschützerin von Koblenz sang. Schier unerschöpflich war die Reihe ihrer Wohlthaten, die er aufzuzählen vermochte. Mit lebhaftem Interesse verfolgte A. das große Unternehmen des Kölner Brückenbaus, das damals von Dircksen ins Werk gesetzt wurde, und machte schon früh die Bemerkung, daß der Bau unnöthigerweise den Blick auf Köln und den Dom erheblich be-

einträchtigen würde. Sie ließ es sich angelegen sein, an die versunkene Zeit, wo der Krummstab hier sein gemächliches Regiment geführt hatte, wieder anzuknüpfen, richtete in dem schönen und glänzenden, vom letzten trierischen Kurfürsten Clemens Wenzeslaus erbauten Schloß, das kürzlich von Stüler und Lassaulx renovirt worden war, einen Kurfürstensaal her, der mit den Bildern der sämmtlichen Erzbischöfe von Trier seit Richard von Greiffenklau geschmückt wurde, und beging den Tag, an dem hundert Jahre seit dem Einzuge des Erbauers vergangen waren, durch eine große Festlichkeit, ließ auch aus diesem Anlasse eine Geschichte des Schlosses schreiben. In Erinnerung an die Tage der Emigranten hierselbst hing sie dem Gedanken nach, wie es gekommen sei, daß die damalige Einigkeit zwischen Preußen und Oesterreich im Kampfe gegen die Revolution aufgehört habe. Das herzliche Verhältniß zu den Koblenzern bekundete sich durch mancherlei Geschenke, die beide Theile austauschten. Nur die evangelische Bevölkerung hatte die Empfindung, daß A. ihr weniger wohlwolle. Mit besonderer Liebe schmückte sie sich ihre Wohngemächer, die einen herrlichen Blick auf den Rhein und den Ehrenbreitstein gewährten. Manches sinnige Stück schenkte ihr Gemahl hinein, so ein Bild „Trost im Gebet“, eine kranke Mutter mit ihrem Kinde in der Kirche, von dem Düsseldorfer Karl Hübner, dem Maler der „Schlesischen Weber“, die seinerzeit großes Aufsehen machten. Unter den Düsseldorfer Künstlern erfreute sich der liebenswürdige Kaspar Scheuren, der eine sinnige Verbindung von Allegorien und Landschaftsbildern liebte, ihrer besonderen Gnade. Auch sie selbst ließ die Kunst nicht ruhen. So hat sie im Anfang der sechziger Jahre den Armeemarsch Nr. 102 componirt, den der Capellmeister Wieprecht instrumentirte und der bei Sedan von einem Truppentheil vor dem siegreichen König gespielt worden ist. Ebenso hat sie eine Sammlung von „Wartburgblättern“ (1863) und ein Werk „Evangelische Kirchenornamentik“ (1865) herausgegeben. Beides hat jedoch nicht Eingang in den Buchhandel gefunden.

In den Koblenzer Jahren vor der Regentschaft fand sie auch die rechte Muße die Erziehung ihres Sohnes zu Ende zu führen. War sie doch sozusagen „ihrem lieben Bonner Studenten“ nachgezogen, indem sie nach Koblenz übersiedelte. Noch immer stand ihr Humboldt dabei zur Seite. Dem Humboldt'schen Kreise gehörte auch der langjährige Begleiter des Prinzen, Hauptmann Heinz, an. Humboldt brachte ihr den Gedanken nahe, daß ein Universitätslehrer wie Curtius als Erzieher allein nicht ausreichen würde. Sie forderte darauf eine Darlegung seiner Ansichten ein, die er am 30. August 1853 einreichte, geleitet von dem Bestreben der „öffentlichen Meinung“ Rechnung zu tragen. Indem er an die praktische Vorbildung erinnerte, die Friedrich der Große mit so wesentlichem Nutzen erhalten hatte, wollte er diese Ausbildungsmethode auch auf den Prinzen Friedrich Wilhelm angewandt wissen und wies auf den Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg v. Flottwell als einen geeigneten Beamten hin, der den Prinzen in die Staatsgeschäfte einführen und ihn dabei auch „in die Ideen der Handelsfreiheit“ und der modernen Wirthschaftspolitik überhaupt einweihen könnte. Ebenso befürwortete er militärwissenschaftlichen Unterricht, besonders in der Kriegsgeschichte, und schlug als Lehrer in diesem Fache v. Höpfner vor, den unbefangenen Historiker der Jahre 1806 und 1807, der in der Folge auch gewählt wurde. Neben Humboldt hörte A. Auerswald's Ansichten hierüber, der darauf mit Eifer einging, dem Prinzen zum Theil selbst Unterricht gab und mit Flottwell Fühlung nahm. Auerswald lag daran auf alle Weise durch vorsichtige Inangriffnahme der Sache dem Einfluß des Ministeriums Manteuffel auf die staatswissenschaftliche Ausbildung des künftigen Thronerben vorzubeugen. Die Prinzessin sah sich bald in der Lage, ihrem Gemahl ein vollständiges Pro-

gramm zu entwickeln, wie sie sich die praktische Ausbildung ihres Sohnes in den Staatsgeschäften dachte: „Um unsern Sohn in die Staatsgeschäfte einzuführen, wäre es am zweckmäßigsten ihn durch praktische Vorträge einzelner Geschäftssachen aus den verschiedenen Ministerien mit denselben bekannt zu machen. Es wäre aber wünschenswerth ihn nicht mit vielen verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung zugleich in Berührung zu bringen, sondern zunächst nur mit den Finanzen, dem Handel und den innern Angelegenheiten zu beginnen. Für die beiden ersteren nennt Auerswald die Herren Pommer-Esche und Delbrück als geeignet, für die inneren Angelegenheiten, insofern sie die nothwendigste praktische Grundlage der Administration betreffen, würde Flottwell ein geeignetes Mitglied seiner Regierung vorschlagen müssen, der mit Fritz die vorliegenden Geschäfte zur Uebung zu bearbeiten hätte, denn das eigentliche Arbeiten erhöht das Interesse und den Nutzen aller Vorträge. Auerswald behält sich vor, den Ladenberg'schen Leitfaden der Besprechungen über allgemeine Landesangelegenheiten und Tagesfragen wieder fortzuführen und sich Fritz zur Disposition zu stellen. Die Betheiligung an den Geschäften des Kriegsministeriums wird General Reyher" (Moltke's Vorgänger als Generalstabschef) „wohl am besten vorschlagen und organisiren können". Die Fürstin wird schwer zu finden sein, die mit ähnlichem Eifer und nach solchen großen Gesichtspunkten die Erziehung ihres Sohnes geleitet hat wie A. Es ist ihr jedoch nicht gelungen, den Prinzen ganz in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Zum Theil siegte der Einfluß des Vaters ihm gegenüber; wenn Prinz Friedrich Wilhelm z. B. dem Freimaurerorden beitrat, gegen den A. entschieden eingenommen war, so dürfen wir darin wol den väterlichen Willen erblicken. Dann aber zeigte der Prinz auch früh bei aller zarten Rücksichtnahme eine gewisse Selbständigkeit, wie Bismarck und Andere beobachtet haben.

Derweile trat in Berlin das Ereigniß ein, das schon lange in der Luft gelegen hatte: Friedrich Wilhelm IV. erkrankte im October 1857 so schwer, daß sein Bruder Wilhelm mit seiner Stellvertretung betraut werden mußte. Es schien von vornherein fraglich, ob er sich je wieder erholen würde. Mit einem Male schien nun das in unmittelbare Nähe gerückt zu sein, worauf von jeher der Wunsch der stolzen Frau gerichtet war. Ueber kurz oder lang mußte sie die Herrscherin im größten deutschen Staate sein. Einstweilen war ihr noch Zurückhaltung geboten. Ein Jahr währte die Stellvertretung und ihr folgten mehr als zwei Jahre Regentschaft. A. hat in dieser Zeit äußerlich zunächst in ihrer reservirten Haltung ihre Klugheit bewiesen. Und daß sie auch thatsächlich nicht gleich in die Regierung eingriff, dafür wirkte ihr hoher Gemahl. Er hatte das Gefühl, daß die ihm ohne Frage in der Kritik überlegene Frau danach trachtete, ihn ihren Zielen dienstbar zu machen und daß ihr das wirklich großentheils gelungen war. Nun da es zum selbständigen Handeln kam, wollte er frei sein und ganz seinen eigenen Weg gehen, denn er mochte das Bewußtsein haben, daß die Praxis nicht das Feld Augusta's war. Außerdem lehnte sich sein Mannesstolz dagegen auf, daß man, wie ihm nicht entgehen konnte, einen vorherrschenden Einfluß der Prinzessin annahm. So sah er sich veranlaßt, ihr den Befehl zu geben, sich mit niemand einzulassen, der irgendwie einen politischen Einfluß ausüben könnte; und als A. einmal kraft der ihr innewohnenden Herrschernatur diesen Befehl außer Acht ließ, da wallte sein Zorn auf und er verbat sich das. So berichtet Gerlach. Dazu kommt, was Varnhagen in derselben Zeit aufgezeichnet hat, wonach die Prinzessin, natürlich nicht ohne einige Uebertreibung, erklärte, ihr Rath und ihre Empfehlung seien nur schädlich; wenn sie dem Prinzen einen Wunsch äußere, thue er gewiß das Gegentheil. Ebenso berichtete der kühl beobachtende Otto v. Manteuffel noch in der Zeit

der Stellvertretung, daß der Prinz sich seine Selbständigkeit zu wahren wüßte. Darüber wurden sich denn auch bald Augusta's Getreue klar, daß den Versuchen seiner Gemahlin, Einfluß auf den Gang der Regierung zu gewinnen, mehr und mehr der herrlich feste Wille des Regenten entgegengetreten war. Aber sie sagten sich, daß A. die Atmosphäre machte, in der ihr Gemahl lebte. Namentlich waren ihr allein die Einladungen zu den kleinen Soireen überlassen. Sie hat zuweilen auch die liberalen Parteiführer eifrig bearbeitet, daß sie sich mehr in der größeren höfischen Geselligkeit einbürgern sollten. „So lerne die Partei doch etwas von ihren Gegnern" hat sie zu Vincke-Olbendorf gesagt. „Die Herren müssen nicht abreisen, sobald die Kammersitzungen geschlossen sind und den Prinzen nicht ganz isolirt der Reactionspartei gegenüberlassen". Ein anderes Mittel, durch das sie den Gatten zu beeinflussen suchte, war der tägliche Frühstücksvortrag, den sie ihm unter Zugrundelegung von Briefen und Zeitungsartikeln, die oft für ihre Zwecke geschrieben waren, während seiner ganzen Regierungszeit, wie schon in den Jahren vorher, zu halten pflegte. Es war just dieselbe Art von Vortrag, wie sie Leopold v. Gerlach König Friedrich Wilhelm IV. zu halten gewohnt war und durch die dieser eine so große Wirksamkeit ausübte, die hauptsächlich das Wort von der „kleinen aber mächtigen Partei" aufkommen ließ. Es war nur zu natürlich, wenn Augusta's Gemahl durch diese beharrliche Einwirkung öfter verwirrt, ins Schwanken gebracht und auch dirigirt wurde. Um gegen diese systematische Bearbeitung völlig gefeit zu sein, dazu war er einmal zu sehr von Gefühlen der Ritterlichkeit gegen die Frau, sodann zu sehr von legitimistischer Verehrung für die Königin durchdrungen; und nicht zuletzt war das Bedürfniß nach häuslicher Ruhe ein Ding, das mitsprach. Nichtsdestoweniger ist es A. während seiner Regierung niemals gelungen seiner ganz Herr zu werden. Ihre Bemühungen brachen sich immer an seinem eisernen Willen, nur dem Staatsgedanken zu dienen, und seiner manchmal allerdings langsamen Erkenntniß, daß ihre Rathschläge von einer Verkennung der Staatsaufgaben eingegeben waren.

An dem Lebenswerk ihres Gemahls, der Militärreform, hat sie, wie es scheint, wenig oder gar keinen thätigen Antheil genommen. Dies lag ihr als Frau ferner. Nicht einmal innerlich scheint sie bei der Sache gewesen zu sein. In dem Gespräch, das sie mit Roon am 10. Januar 1859, also vor dessen Berufung ins Ministerium, über das große Unternehmen führte, gab sie sich zwar als eine Freundin desselben zu erkennen. Aber man hat das Gefühl, daß es ihr doch mehr darauf ankam, ihren Freund Bonin als Kriegsminister zu halten: „Der Regent müsse immer und immer wieder an die Sache erinnert werden und der Minister müsse und werde sich dann endlich zum Ziele legen" sagte sie.

Daß sie die Atmosphäre machte, in der der Prinz lebte, das zeigte sich recht deutlich darin, wie sie den geistreichen Militärschriftsteller Bernhardi dazu benutzte, um ihrem Gemahl ihre Russenfeindschaft einzuimpfen. Bernhardi hatte aus genauer Kenntniß der russischen Verhältnisse einen Aufsatz geschrieben: „Rußland, wie es Nikolaus I. hinterläßt". Diese gründliche Arbeit entwarf allerdings ein schreckliches Bild von den dortigen Zuständen. A. verschaffte sie sich für ihren Gemahl und Sohn, zog dann Bernhardi in ihre Geselligkeit, ließ sich selbst noch mehr von ihm über Rußland unterrichten und brachte ihn dem Prinzen näher, freilich ohne den gewünschten Erfolg zu erreichen.

Und auch sonst übte sie einen stillen Einfluß aus. So war sie es mit ihrem Humboldt, die gleich zu Anfang die Standeserhebung Bunsen's durchsetzte. Ebenso wird ihrem Einfluß die Erhebung des schöngeistigen Diplomaten Brassier de St. Simon, des Halbbruders ihrer Freundin, der Herzogin von

Sagan, in den Grafenstand, welche bald nach Eintritt der Stellvertretung erfolgte, zuzuschreiben sein. Die Ernennung des Grafen Pourtalès zum Gesandten in Paris und die baldige Abberufung Kleist-Retzow's von Koblenz war natürlich ganz in ihrem Sinne. Wenn der Prinz gelegentlich in Aufregung über das Herrenhaus gerieth, so witterte Gustav Alvensleben auch dahinter den Einfluß Augusta's. Mochte die Beliebtheit des ritterlichen Prinzen mit seiner Güte und seiner Gradheit ungleich größer sein als die Augusta's, so warf sie zu Anfang doch ein größeres Gewicht in die Wagschale durch den Respect, den man ihr bei Freund und Feind wegen ihrer geistigen Bedeutung zollte. „Was ist das für eine merkwürdige Frau!" schrieb Leopold von Gerlach, „Alles treibt sie mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft." Er hat etwas von Furcht vor ihr. Sie kommt ihm wie mit Zaubergewalt ausgerüstet vor und launig sagt er, er wäre jetzt nicht mehr zu brauchen, auch wenn die Prinzessin „als Medea ihn jung kochte". Bei dem Wechsel in der Regierung sah alle Welt viel mehr nach der Prinzessin als nach dem Prinzen. Erst allmählich sollte man erkennen, daß der zielbewußtere und der fester gegründete und darum auch der größere von beiden Augusta's Gemahl war. Als sich die Anzeichen mehrten, daß es mit König Friedrich Wilhelm zu Ende gehe, unterhielt sie sich mit Gerlach über die Lage und „bestand darauf, daß noch Hoffnung wäre". Sie selbst war damals auch im höchsten Grade leidend; Langenbeck, der schon zu den sie behandelnden Aerzten gehörte, zuckte bedenklich die Achseln und meinte mit seinen Fachgenossen, sie könnte kaum noch ein Jahr leben. Gerlach bemerkt zu jenem Gespräch: „Alles sprach sie mit der gebundenen Leidenschaft, die so charakteristisch ist für die arme Frau". Diese leidenschaftliche Natur verleugnete sich auch nicht im höfischen Verkehr. Konnte doch der 1850 verstorbene frühere Minister des Aeußeren, Freiherr v. Canitz, der Nachfolger Heinrich's v. Bülow, in seinen Denkschriften voll bitteren Unmuths von der „maßlosen albernen Ungnade" sprechen, mit der die Prinzessin ihn „überschüttet" hätte. Ihr Haß gegen den unglücklichen Unterzeichner der Olmützer Punctation und seinen Vetter, den Russenfreund Edwin Manteuffel ging so weit, daß sie den Kopf abwandte, wenn sie eines derselben ansichtig wurde. Sie hat es im Januar 1858 hintertrieben, daß Edwin Manteuffel mit zu den Hochzeitsfeierlichkeiten nach England ging. Es war viel, wenn sie dem ihr wegen seiner fanatischen Russenfreundschaft in hohem Grade unangenehmen Louis Schneider aus Dankbarkeit gegen seine ihrem Gemahl bezeigte Treue die Hand zum Kusse hinhielt.

Ihr Einfluß war unzweifelhaft im Spiele bei der Bildung des Ministeriums der neuen Aera. Waren doch gerade die Männer ihres Vertrauens hineinberufen worden, Schleinitz, Auerswald, Bonin, Hohenzollern, Bethmann-Hollweg, Flottwell, Patow und später auch Schwerin. Nicht umsonst hieß dies Collegium bei Alvensleben, Graf Goltz und deren Freunden das Schürzenministerium. Hatte doch auch die Königin von England den alten Stockmar veranlaßt, in der Zeit vor dem Ministerwechsel nach Babelsberg zu gehen und sich zur Disposition der Prinzessin zu stellen. Vielleicht ist der Regent in der Wahl seiner Rathgeber aber selbständiger gewesen, als es zunächst den Anschein hat. Geradezu aufgedrungen scheint man ihm nur den Freiherrn v. Patow zu haben. Immerhin durfte A. sich gleichsam als eine Patronin dieses Ministeriums ansehen. Trotzdem zeigte es sich bald, daß auch die neue Regierung nicht ganz nach ihrem Geschmacke war, was daher kam, daß ihr Gemahl unabhängig von dem Ministerium seinen Weg ging. Sie betonte infolge dessen ziemlich demonstrativ ihre Beziehungen zu dem neuen Minister des Innern Graf Schwerin, der durch seine Schroffheiten dem Regenten am meisten Schwierigkeiten bereitete. Schwerin's Frau, eine Tochter

Schleiermacher's, duzte sie. Die Haltung des Prinzregenten während des italienischen Krieges, der erst Neutralität bewahren, im weiteren Verlaufe aber dem Vordringen der Franzosen in Italien mit bewaffneter Macht am Rheine Halt gebieten wollte, war nicht durchaus die der Prinzessin. Sie war zwar jetzt wieder für Oesterreich, aber die Kriegslust, die sie für das Unionswerk erfüllte, war von ihr gewichen. Jetzt hatte sie kein Vertrauen auf das Glück der preußischen Waffen. Die Mobilmachung mißbilligte sie, wie Perthes an Roon mittheilt, und Gerlach zweifelte, ob der Prinz seine kriegerischen Absichten ihr gegenüber werde durchsetzen können. Sie stand mit dem Prinzgemahl in einem eingehenden Schriftwechsel, von dem der Coburger uns Kenntniß gibt. Am 25. April hat sie sogar eine Denkschrift nach Schloß Windsor geschickt, in der sie sich über die Lage Deutschlands und Preußens äußerte. Man würde gern mehr über ihren Inhalt erfahren als Herzog Ernst mittheilt. Es scheint als ob sie den Versuch gemacht hat, England aus seiner Neutralitätsstellung herauszulocken und zu einem Bündnisse mit Preußen zu bewegen, um dessen Eingreifen in den Kampf mehr zu stützen. Sie machte geltend, daß Preußen und England ein gemeinschaftliches Interesse daran hätten, Frankreich zu bekämpfen, sprach von einer demnächstigen Erschütterung der Napoleonischen Dynastie und von einer „Basis, durch welche die Traktate überhaupt neu gefestigt werden könnten". Aber Old England dachte natürlich nicht daran sich aus seiner zuwartenden Stellung bringen zu lassen. Dort hätte man mit Freuden gesehen, wenn der Prinzregent seine ritterliche und kühne, aber für Preußen nutzlose und allzu gefährliche Politik durchgeführt, für Oesterreich die Kastanien aus dem Feuer geholt und sich in eine abhängige Lage von diesem undankbaren Staate gebracht hätte, was der schnelle Friedensschluß von Villafranca verhinderte.

Mehr als in der hohen Politik hat A. in Actionen erreicht, bei denen es auf Entfaltung äußeren Glanzes ankam. Dazu gehörte die portugiesische Heirath und die Krönung. Diese beiden Dinge sind vornehmlich ihr Werk gewesen. Als ihr getreuer Gehülfe war dabei der Graf Stillfried thätig, einer jener Katholiken, die bei ihr allmählich zu Einfluß gelangt waren. Er vermittelte die Vermählung der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern mit dem König Dom Pedro von Portugal. A. wußte es durchzusetzen, daß bei der Vermählungsfeier dem katholischen Hause Hohenzollern gleichsam königliche Ehren erwiesen wurden, zu nicht geringer Befremdung der altpreußischen Kreise. Gerlach witterte dahinter das Vordringen der „Römer". Schon gleich nach der Thronbesteigung trug A. sich mit dem Gedanken einer Krönungsfeier, zu der schon im Februar 1861 die Mäntel bestellt wurden. Nachdem ihr Gemahl von der Mehrheit des Ministeriums bei dem Plane der an das altständische Wesen anknüpfenden Erbhuldigung im Stiche gelassen worden war, den er mit lebhaftem Eifer verfolgt hatte, bot sich die Krönung als ein leidlich guter Ausweg aus der Lage. Schleinitz als Vollstrecker des Willens der Königin setzte sie im Ministerium durch. Mit im Rathe Augusta's war diesmal die ihr geistig verwandte Großfürstin Helene von Rußland gewesen, eine württembergische Prinzessin. Das Fest wurde mit großartigem Pompe am 18. October 1861 in Königsberg gefeiert. Ihr Gemahl verlieh ihr an diesem Tage den Schwarzen Adlerorden und ernannte sie zum Chef des neu gebildeten 4. Garde-Grenadier-Regiments, das als Standort Koblenz angewiesen erhalten hatte. Als Oberhofmeisterin fungirte bei diesen und bei den nachher in Berlin auf das glänzendste fortgesetzten Feierlichkeiten, bei denen A. selbst zuweilen als Rednerin hervortrat, wieder ihre alte Freundin Gabriele v. Bülow.

In Berlin, wohin sie nunmehr dauernder ihren Wohnsitz verlegen mußte, um den Pflichten, die ihr als Herrscherin erwuchsen, nachzukommen, kamen jetzt die

schönen Räume, die sie sich zu Anfang ihrer Ehe geschaffen hatte, endlich recht zur Geltung. Erst 1856 waren dort in der stattlichen Treppenhalle von ihrem Freunde Christian Rauch, der ihr auch einst mancherlei Zeichenvorlagen hatte liefern müssen, drei Genien aus carrarischem Marmor aufgestellt worden, zwei edle Victorien und in der Mitte eine Friedensgöttin, die gerade in das Vorzimmer der Herrin dieser Gemächer herabzuschweben schien. Einer der ständigen Gäste im vertrauten Kreise Augusta's wurde jetzt der aus Bunsen's Umgebung stammende vielseitige discrete Abeken, dem A. es nicht nachtrug, daß er der Verfasser der Olmützer Punctation war. Mehr in den Vordergrund traten allmählich Wilhelm und Boguslav Radziwill, die Brüder der Elisa; besonders der jüngere, durch seine schroff ultramontane Richtung sich auszeichnende Boguslav wurde durch Augusta's Vertrauen ausgezeichnet. Sodann versammelte die Königin von Preußen die Elite der deutschen Gelehrtenwelt um sich. Sie zog Männer wie Helmholtz, Ranke, Herman Grimm, Bernhardi, Häusser, Duncker, den Shakespeareforscher Werder, Siemens, den Nordpolfahrer Koldewey, den Naturforscher Dove, den Mediciner Billroth und viele andere bedeutende Männer zu ihren kleinen Zirkeln hinzu. Bei der Auswahl bewies sie feines Verständniß und sicheren Blick für wirkliche geistige Bedeutung. Mit Vorliebe wurde zu diesen vertrauten Kreisen das kleine Theezimmer (das Pompejanische) gewählt, in dem oft rechte, durch die in den sechziger Jahren übliche Reifrocktracht noch erhöhte Engigkeit entstand und für das daher die Bezeichnung Theebüchse oder Bonbonnière gang und gäbe wurde. Zumeist wurden Gespräche geführt; oft ließ A. aber auch vorlesen oder es wurden Bilder und Anderes betrachtet. Lange Zeit fanden diese Zirkel regelmäßig Donnerstags statt, später an mehreren Tagen in der Woche. Böse Zungen behaupteten, daß bei diesen Abenden oft große Langeweile geherrscht hätte; und daß eine gewisse durch das Ceremoniell der Königin bedingte Steifheit die Frische der Unterhaltung beeinträchtigte, ist wol sicher. Hinzu kam der leidende Zustand der hohen Frau, der nicht verfehlt haben wird auf die Stimmung der Umgebung bedrückend einzuwirken. Durch eiserne Selbstzucht gelang es A. indeß einigermaßen ihre körperlichen und seelischen Schmerzen zu verbergen, wobei allerdings unausbleiblich etwas Gemachtes in die Erscheinung trat. Sie verstand es meisterhaft die Unterhaltung in Gang zu bringen und wußte dies. Stets war sie darauf bedacht sich zu orientiren. Es fehlte ihr dabei jenes Etwas, was eine Frau in jedem Falle gut kleidet, die gesunde, nicht von Harmlosigkeit freie Ursprünglichkeit, die z. B. die Königin Luise in so köstlicher Weise verrieth, wenn sie sich beim Kriegsrath Scheffner Belehrung über wichtige ihr im Leben begegnende Fragen holte. Schloß die hohe Frau die Augen, indem sie sagte: „Ich werde etwas sehr Dummes fragen", so wußte der also angeredete Professor ganz genau, daß diese Bescheidenheit angenommen war und daß sich dahinter ein äußerst selbstbewußter Geist verbarg. Wurde ein größeres Fest veranstaltet, so fanden in dem mächtigen Adlersaal öfter Aufführungen kleiner Stücke statt, falls nicht in dem runden, durch sein vielfaches Echo bekannten Saale getanzt wurde. Einer ihrer Getreuesten, das Seitenstück zu Louis Schneider bei ihrem Gemahl, wurde der aus dem Dienst des Prinzgemahls herübergenommene Legationsrath Friedrich Karl Meyer. Unter den Künstlern zeichnete sie den Maler Hensel und die Sängerin Artôt aus. Gleich zu Anfang trug sie sich mit den Plänen zur Schaffung eines französischen Theaters. Nach wie vor legte sie aber Sprödigkeit gegen freieren Ton an den Tag, und als es hieß, daß sie das Dumas'sche Stück die „Cameliendame" besucht hätte, ließ sie eine Berichtigung in den Zeitungen erscheinen. Sie veranlaßte, daß die lange versteckt aufbewahrten Cartons von Cornelius den gebührenden Platz erhielten.

Auch mit der evangelischen Geistlichkeit gewann sie Fühlung. So scheint sie der originelle und charaktervolle Büchsel, ein Vertreter der streng lutherischen Richtung, angezogen zu haben.

Von ihren orleanistischen Beziehungen stammte ihre trotz des Verkehrs mit der Großherzogin Stephanie noch immer nicht zu überwindende Abneigung gegen den Bonapartismus her. Als ihr Gemahl 1860 die bekannte Zusammenkunft mit Napoleon III. in Baden hatte, war sie in Verlegenheit, wie sie dem Emporkömmling begegnen sollte und fragte die Herzogin von Sagan um Rath. Bei der Begegnung verhielt sie sich sehr schweigsam.

Diese antinapoleonische Stimmung war auch eins der Motive, durch die sie sich mit Mißtrauen gegen den Mann erfüllen ließ, dessen Beruf zur Leitung der preußischen Politik seit Jahren alles, was politisch dachte, theils widerstrebend theils voller Hoffnung fühlte. Bismarck stand im Geruch napoleonfreundlicher Anschauungen. Es war außerdem bekannt, daß er gegen Rußland stets eine objective, eher wohlwollende Haltung eingenommen hatte, und das war auch nicht geeignet, um die Prinzessin für ihn einzunehmen. Dazu kam, daß er einen unabhängigen Charakter verrieth, der nicht gewillt war, sich jemand unbedingt zur Verfügung zu stellen. Das wesentlichste Motiv aber, das die Königin mit der entschiedensten Abneigung gegen ihn erfüllte, war fraglos das Gefühl, daß diese Herrschernatur, die um jeden Preis ihren Willen durchzusetzen suchen würde, ihr unendlich überlegen sei, und das Bewußtsein, daß ihrer beider Anschauungen durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt waren. Sie war die feurige kluge Vertreterin allgemeiner Menschheitsideale, das Kind der von Herder, Schiller und den Humboldts vertretenen Welt, gewiß nicht ohne Vaterlandsliebe, aber im Grunde doch noch mehr weltbürgerlich gesonnen, in ihren politischen Anschauungen bestimmt von subjectiven Empfindungen. Bismarck trat ihr entgegen als der titanenhafte Vorkämpfer des preußischen Staatsgedankens, ausgerüstet mit jenem köstlichen Wirklichkeitssinn, der bis zu einem gewissen Grade just in den socialen Kreisen, denen er durch seine Geburt angehörte, ein allgemeines Erbtheil ist, mit einer unvergleichlichen Gabe das jedesmalige Staatsbedürfniß rasch und sicher zu erkennen und endlich mit einer bewundernswerthen Entschlußkraft auch in den verantwortungsreichsten Augenblicken. In seiner großartigen Einfachheit war er nach dem tiefen Ausspruch eines Historikers mehr ein Held Shakespeareschen Schlages. A. konnte sich sagen, daß dieser Mann, dessen Wesen großentheils dem ihres Gemahls gleichgeartet war, die positiven Eigenschaften Wilhelm's nur noch in gesteigertem Maße zeigte, der Unentschiedenheit, welche in den ersten Jahren der Regierung darüber geschwebt hatte, ob sie den in Koblenz errungenen vorherrschenden Einfluß wiedergewinnen sollte, durch seinen Eintritt ins Ministerium ein Ende bereiten würde. Noch konnte sie nicht ermessen, wie die Nachwelt es vermag, daß nur eine gewaltige Realpolitik, wie sie Otto v. Bismarck einleitete, die da anknüpfte, wo Friedrich der Große den Faden hatte fallen lassen, Deutschland in den Sattel zu heben im Stande war. Auf dem classischen Boden von Weimar, im ästhetischen Berlin der dreißiger Jahre, in der Paulskirche und in der Coburg-Orleans'schen Luft konnte der harte, aber auch gesunde und schwungkräftige Sinn, den eine solche Politik voraussetzt, nimmer gedeihen.

A. hatte den Bundestagsgesandten noch am 2. November 1851 mit einer gewissen Dringlichkeit zu sich befohlen, hatte ihn dann auch noch später gelegentlich bei sich in Koblenz gesehen, allmählich aber eine stetig wachsende Abneigung gegen ihn in sich aufgenommen. Wenn ihr Gemahl vier Jahre gebrauchte, ehe er sich dazu entschloß Bismarck zu berufen, so ist A. gewiß zu einem guten Theile die Ursache dazu gewesen, indem sie selbst und ihr Schild-

träger Schleinitz alles aufboten, um diese Wahl zu hintertreiben. Doch darf nicht vergessen werden, daß Wilhelm I. selbst mancherlei von vornherein gegen Bismarck einzuwenden hatte. Immerhin wird anzunehmen sein, daß sie sowol im Januar 1859 dazu beigetragen hat, auf die Versetzung Bismarck's nach Petersburg hinzuwirken und daß das Conseil im März 1860, bei dem der Regent sich so auffällig schnell für Schleinitzens Politik entschied, unter dem Banne ihres Einflusses gestanden hat. Doch scheint Bismarck's Ernennung damals recht lange in der Schwebe gewesen zu sein. Denn noch im Mai stellt Gerlach Erwägungen über ihre Möglichkeit an. Als Schleinitz zum dritten Male seines auswärtigen Ministeriums überdrüssig geworden war, und Bernstorff, den A. auch nicht mochte, für ihn eintreten sollte, im Herbst 1861, hat sie Bismarck plötzlich in auffälliger Weise ausgezeichnet. Bismarck ist der Ansicht, daß dies durch eine Meinungsverschiedenheit mit ihrem Gemahl über die Behandlung der deutschen Frage hervorgerufen gewesen wäre. Aber zu Anfang des Jahres 1862 scheint Augusta's Stimmung wieder eine andere gewesen zu sein. Denn Schleinitz belehrte damals Roon, daß Bismarck's Zeit noch nicht gekommen sei, und Graf Robert Goltz, der inzwischen auch schon längst um die ihm einst von A. gespendete Gunst gekommen war, konnte am 20. Februar an Bismarck schreiben: „Eine hohe Frau arbeitet offenbar stark gegen mich, vielleicht noch stärker als gegen Sie". Schleinitz hatte Bismarck aus seinen Petersburger Berichten zur Genüge kennen gelernt. Ihm gegenüber hatte Bismarck den Gedanken, dem er schon in einer Rede im J. 1849 Ausdruck gegeben hatte, der aber für A. wie für den jetzigen Hausminister gleich schrecklich war, den Gedanken, daß die großen Fragen der Zeit durch Blut und Eisen gelöst würden, mit aller Entschiedenheit und Klarheit entwickelt.

Als der Würfel fiel und am 22. September 1862 in Babelsberg der Bund zwischen dem ritterlichen König und seinem treuen deutschen Diener geschlossen wurde, weilte A., wie gewöhnlich im September, in Baden. Wenige Tage nach seiner Ernennung bezeichnete Bismarck in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses als das Heilmittel, wodurch Deutschland gesunden könnte, abermals Blut und Eisen. Damit gab er der Königin den Anlaß zu einem ersten wuchtigen Vorstoß gegen ihn, den sie um so besser führen konnte, als ihr Gemahl gerade zu ihrem Geburtstage nach Baden gekommen war. Sie malte dem Könige die Zukunft in den schwärzesten Farben, stellte Bismarck mit Strafford und Polignac auf eine Stufe und weissagte ihm das Schicksal der Stuarts. So kam es zu der berühmten Begegnung in Jüterbogk, wo Bismarck seinen Herrn bei seinem soldatischen Ehrgefühl packte. „Er fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war und selbst seine Heiterkeit." Er fühlte sich durch den glücklichen Tact seines Ministers der Sorge vor der „Manöverkritik" seiner Gemahlin überhoben. In dem Einleitungsgefecht zu dem großen Kampfe zwischen Königin und Minister war dieser mit leichter Mühe vollständig Sieger geblieben.

Noch wissen wir wenig über ihre Thätigkeit gegen Bismarck in dem nun heraufsteigenden größten Jahrzehnt der deutschen Geschichte. Es besteht aber gar kein Zweifel darüber, daß sie in allen Abschnitten desselben ihm in den Weg zu treten gesucht hat, zum Theil unter den leidenschaftlichsten Anstrengungen, sowol 1864 als 1866 und 1870/71 und in den Zwischenstadien. Getragen von dem edlen Bestreben, die unvermeidlichen Härten im politischen Leben nach Möglichkeit auszugleichen, wie sie sich denn dem Grafen Beust gegenüber einmal als die politische soeur grise bezeichnet hat, bekundete sie doch gerade hierbei so wenig Verständnis für das Wesen des Staatsgedankens, daß sie der Politik ihres Gemahls hin und wieder geradezu gefährlich wurde. War es mehr un=

schuldiger Natur, wenn sie aus Anlaß des Militärconflictes strafversetzte Beamte wie Bockum-Dolffs demonstrativ auszeichnete, so wurde ihr Eintreten für die Theilnahme König Wilhelm's am Frankfurter Fürstencongreß (August 1863), im J. 1864 ihre Parteinahme für den Frieden und für den Augustenburger schon unangenehmer für die die „Galeere“ rudernden Männer. Den heftigsten Widerstand hat sie, im völligen Gegensatze zum Jahre 1850, gegen die Auseinandersetzung mit Oesterreich im J. 1866 geleistet. Hier spielte sie beim Herannahen der Krisis wieder die Rolle der unheilverkündenden Kassandra, diesmal allerdings mit weniger Berechtigung als vor dem Revolutionsjahr. Nach allem, was wir erfahren, muß sie einen Kampf von furchtbarer Hartnäckigkeit geführt haben, um den König von dem Kriege abzubringen und ihn von seinem Staatsmanne zu trennen. Ihre Getreuen unterstützten und bearbeiteten sie dabei mit einem Eifer der bedenklichsten Natur. Nicht zum wenigsten intriguirte die subalterne Umgebung wie der Legationsrath Meyer, der für die Kundigen durch die Bezeichnung Königinmeyer kenntlich wurde. Der konnte nicht schwarz genug auftragen, um die Gefahren und Schrecken des Bruderkrieges auszumalen, so daß es selbst Schleinitz zu arg wurde, der König aber gelegentlich mit einiger Verwunderung ihm das Feindselige in seinem Verhalten vorhielt, ein Tadel, der ungewollt auch seine Gemahlin traf, die es übel vermerkte, als Schleinitz auf ihren Meyer mäßigend einzuwirken suchte. Und als die Verwerflichkeit des Bruderkriegs den König nicht schreckte, da sahen es diese Kreise auf die empfindlichste Saite Wilhelm's ab, indem sie auf Napoleon's mögliche Einmischung hinwiesen und ihm den Verdacht einzuflößen suchten, Bismarck würde geneigt sein, die Abtretung des linken Rheinufers zu befürworten, ja den König in die Zwangslage bringen, das thun zu müssen. Aber auch damit hatten sie keinen Erfolg. Der weibliche Generalstab, so die Gräfin Oriola, die österreichische Beziehungen und darum vor dem Kriege die größte Sorge hatte, wird ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Königin gewesen sein. In derselben Richtung arbeiteten Schleinitz, der Unterstaatssecretär im Auswärtigen Amte v. Gruner und Bethmann-Hollweg. Von Gruner heißt es bei Bismarck mit großer Bestimmtheit, daß er die Königin veranlaßt habe, ihre Abreise nach Baden zu verschieben, um besser der Kriegspolitik entgegenzuarbeiten. Es war der patriotische badische Staatsmann Freiherr von Roggenbach, der ihr schließlich in ernster Weise die Schädlichkeit ihres Verhaltens zeigte und es für nothwendig erklärte, daß sie Berlin verließe. Am 7. Mai ist sie darauf unter feierlicher Verwahrung gegen die Kriegspolitik nach Baden abgereist, um dort die letzten Wochen vor Ausbruch des Kampfes zuzubringen. Zurückgekehrt hat sie noch im Juni, während schon die Waffen sprachen, mit ihrem „Gegenminister“ Schleinitz, wie Bismarck mittheilt, „Verhandlungen bedenklicher Natur“ gepflogen. Auch die Abreise ihres Gemahls zum Heere hat sie verzögert, worüber Bismarck gegen den Parlamentarier v. Unruh sich zornig ausließ. Nach Beendigung des Kampfes hat A. dem Genfer Dunant über ihre Verlassenheit in Berlin geklagt: „Alle Welt war beim Heere, zu einer Zeit, wo man noch nichts über den Ausgang des Krieges wußte, der so unglücklich für Preußen ausfallen konnte! Es herrschte so viel Parteiung und Uneinigkeit! Ich war so unglücklich!“ Der rasche Siegeslauf des preußischen Heeres und die glorreiche Beendigung des Krieges mußte sie natürlich verstummen machen. Als Roon nach der Schlacht von Königgrätz hörte, daß einer seiner Angehörigen von A. durch eine Unterredung ausgezeichnet worden wäre, schrieb er triumphirend: „Deine Unterredung mit Ihrer Majestät soll wohl nur eine Annäherung an dies verhaßte Ministerium bedeuten; ich glaube, es war hohe Zeit, denn es wird nächstens das populärste in Europa sein!“ Seit jener

Zeit aber begann Augusta's Popularität, so viel sie davon überhaupt besessen hatte, allmählich zu zerrinnen.

Auch im J. 1870/71 hat ihre Weichherzigkeit und Zaghaftigkeit, ihr geringes Verständniß für den harten Ernst der Politik sie veranlaßt, eine hemmende Rolle zu spielen, obwol niemals eine Politik sittlicheren Aufgaben gedient hat, als die Bismarck's in jenen Jahren. Das beredteste Zeugniß dafür, wie sie in stetem Widerstreite mit dem Gange der Ereignisse lebte, sind die Feldbriefe König Wilhelm's an die Gemahlin, von denen wir sicherlich nur eine höchst vorsichtige Auswahl kennen gelernt haben. Schon aus dem Gebotenen geht hervor, daß der siegreiche Heerkönig während der ganzen Dauer des Krieges mit ihrem Widerstreben, ihren Bedenklichkeiten und ihren abweichenden Ansichten zu kämpfen hatte. Am meisten kam ihm dabei zu statten, daß ihre Rathschläge gewöhnlich schon, wie 1848 die Duncker'schen, durch die Ereignisse überholt und auch in ihrer Unzweckmäßigkeit aufgedeckt waren. Noch als er in Ems weilte, hat sie ihm eine Auseinandersetzung aus Koblenz geschickt, die offenbar auf eine Vermeidung des Krieges hinarbeitete. Am 14. Juli, also am Tage nach der Absendung der berühmten Depesche Abeken's an Bismarck, schrieb er ihr: „Dein exposé ist in vielen Stücken vielleicht richtig; aber es liegt nun schon hinter uns. Denn Alles ist vergeblich, wenn die brouilleurs Krieg verlangen! Es ist klar genug!" Bismarck hat eine Erzählung wiedergegeben, wonach A. ihren Gemahl bei seiner Abreise nach Berlin, bei der er sie in Koblenz aufsuchte (noch am 14. Juli), beschworen habe, den Krieg zu verhüten im Andenken an Jena und Tilsit, und diese Erzählung für glaubwürdig erklärt. Vergleicht man damit die Gespräche, die Bernhardi im Mai 1861 mit Moltke und Duncker bei Gelegenheit allgemeiner Erwägungen über Kriegsmöglichkeiten führte, so findet man eine merkwürdige Uebereinstimmung der dort berichteten Reden der Königin mit jenen angeblichen Aeußerungen. Auch damals hat sie sich bemüht, ebenso wie 1864 und 1866, energische Entschlüsse, die zur Entscheidung durch die Waffen führen konnten, zu hintertreiben. Moltke begründete das mit den Worten: „Ihr bangt vor jedem Krieg, weil sie von der militärischen Befähigung der Führer der preußischen Armee eine sehr geringe Meinung hat!" Und der damals noch zu ihr haltende Duncker bestätigte dies: „Ihr schwebt 1806 vor!" Möglich, daß sie auch noch 1870 solche Gespenster gesehen hat. Konnte sie den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht verhindern, so wollte sie ihn doch wenigstens verzögern. Als sie ihrem Gemahl dahingehende Andeutungen machte, wies er sie einigermaßen unwillig auf die Unthunlichkeit der Sache hin. Noch weniger Verständniß hatte er für ihren Wunsch einstweilen in Koblenz zu bleiben, wo sie in die größten Unannehmlichkeiten kommen konnte, während ihre Anwesenheit in der Hauptstadt nur zu erwünscht war. Erst am 19. kündigte sie ihm ihre Abreise an. Er muß schon höchst verstimmt über diese Verzögerung gewesen sein, wenn er ihr darauf hin schrieb: „Ich freue mich Deines Endschlusses, da sich jetzt bereits die ganze Familie hier befindet, so daß Dein längeres Ausbleiben jetzt nicht mehr verstanden werden würde". A. war inzwischen von den Sturmeswellen der Begeisterung auch nicht unberührt geblieben. Das zeigen die Abschiedsworte, die sie am 19. Juli, dem Tage der formellen Kriegserklärung, in der Koblenzer Zeitung veröffentlichte: „In der patriotischen Begeisterung des deutschen Volkes vernehmen wir Gottes Stimme .... Ihr wißt, daß wir im Herzen beisammen bleiben, also mit Gott auf Wiedersehen!" Gleich nach den Augustschlachten brachte sie ihrem Gemahl Beschwerden der „Queen" zur Kenntniß, die dieser zurückwies. Dann stellte sie Betrachtungen darüber an, mit wem auf französischer Seite wegen des Friedens unterhandelt werden müßte, machte sich zum Mundstück russischer Wünsche wegen der Friedens-

bedingungen, klagte über die unnöthigen Menschenopfer, die Prinz Friedrich Karl und Steinmetz veranlaßt hätten, berichtete gleich nach Versailles, was der alte russische Diplomat Chreptowitsch, mit dem sie schon seit den fünfziger Jahren wohlwollende Beziehungen unterhalten zu haben scheint, in Baden über den allgemeinen Wunsch nach Frieden geäußert habe, ließ sich von einem ganz falschen Mitgefühl für die gefangenen Franzosen von Metz leiten, „als wenn wir wie Schlächter dabei gestanden hätten" wies der König sie unmuthig zurück, machte später geltend, der Zeitpunkt der Kaiserproclamation wäre nicht passend und begründete diese ihre Ansicht in einer Denkschrift. Gegen Alles wehrte sich der König mit rührender Beharrlichkeit und Ruhe. Zuweilen gab er ihr praktische Winke, um helfend einzugreifen. So wies er sie darauf hin, ihren Einfluß bei ihrer Freundin, der Großfürstin Helene, aufzubieten, um eine Verständigung mit Rußland zu erzielen. Häufig genug sprach er die dringende Bitte aus, das Geheimniß der Mittheilungen zu bewahren, offenbar, weil er die Erfahrung gemacht hatte, daß A. in dieser Beziehung höchst unvorsichtig war. Aber nicht nur der Bedenken hatte sie übergenug. Sie verrieth auch trotz der wunderbaren Begünstigung der deutschen Heere durch die Vorsehung Niedergeschlagenheit. Die passende Antwort darauf fand Roon: „Das sollte, durfte Sie nicht sein; wie viel Ursache hat Sie, wie wir Alle, Sie aber am meisten, zum Jubeln und Preisen".

Lebhaft wurde von A. die Idee der Beschießung von Paris bekämpft. Das hat Roon, Bismarck und nicht zuletzt dem König selbst, der an sich energisch für dieses moralische Mittel war, Tage der schmerzlichsten Aufregung bereitet. Selbst der stille Abeken fühlte sich bedrückt durch diese inofficiellen Einflüsse. A. erkannte nicht, daß die größere Humanität hier gerade in der Anwendung des gewaltsamen Mittels lag, sowol den Parisern als auch den Belagerern und ganz Frankreich gegenüber. Ob der Einspruch Augusta's im Verein mit der Queen und der Kronprinzessin thatsächlich das Bombardement verzögert hat, läßt sich nicht klar erkennen. Es ist falsch, wenn gesagt wird, die Acten bewiesen das Gegentheil. „Nicht Alles in den Acten sticht, den viel geschiehet mündelich." Außerdem spricht gegen die Annahme, daß lediglich technische Gründe das späte Bombardement verursachten, das mehrmalige Schwanken in der Bestimmung des Angriffstermins und Moltke's Aeußerung vom 20. October an Göben, die förmliche Belagerung würde als „letztes Mittel" vorbereitet. Die Wahrscheinlichkeit scheint uns doch dafür zu sprechen, daß A. auf den Gang dieser Sache thatsächlich hinderlich eingewirkt hat, ihr Bestreben also von Erfolg gekrönt worden ist. Auch sonst spielte sie wieder die politische soeur grise, so indem sie veranlaßte, daß der gefangene Kaiser in Wilhelmshöhe auf Kosten ihres Gemahls eine besondere Hofhaltung erhielt; und als man deutscherseits bei Rouen englische Kohlenschiffe versenkte, durch die den Franzosen Feuerungsmaterial zugeführt werden sollte, da ergriff sie lebhaft die Partei Englands. Dergleichen Beispiele ihres vermittelnden Eingreifens, dessen Zweckmäßigkeit recht fraglich ist, würden sich bei größerer Kenntniß der Dinge, als wir sie jetzt haben, wahrscheinlich häufen lassen. Preußenfeinde wie Graf Beust pflegten dieser Thätigkeit Augusta's rühmend zu gedenken.

So ist aus dem ganzen Verhalten Augusta's im stolzesten Jahre der deutschen Geschichte die Gewißheit zu entnehmen, daß die erste deutsche Frau nur mit halbem Herzen bei den Errungenschaften ihrer Nation war, daß sie deren unendliches Glück nur gering mitempfunden hat. Wol war es die Frau, als die sie sich zeigte, wenn sie nach dem zarten Ausdruck eines ihrer Nächststehenden „alle Eindrücke der Kehrseite glänzender Erfolge in ihr trauerndes Herz einschloß" und unter diesen Eindrücken „unter Lorbeeren schwer litt". Ihr ganzes Ver-

halten zeigt aber auch einen Mangel an freudigem, starkem, gesundem Gemeinschaftsgefühl mit den Volksgenossen und deren Leitern.

Stände dieser negativen Wirksamkeit Augusta's in den Jahren der Einigung Deutschlands nicht auch eine umfassende schöpferische Thätigkeit gegenüber, durch die sie unendlichen Segen gestiftet hat, so wäre diese Wahrnehmung vielleicht geeignet, das Andenken der hohen Frau zu mindern. Nun hat aber A. durch ihre großartige Samariterarbeit sich einen Ruhmeskranz geflochten, der ihren Namen mit der Geschichte jener Jahre für immer in der schönsten Weise verknüpft. Freilich war es auch hier nicht der nationale Gedanke, der sie leitete, sondern es waren lediglich allgemein menschliche Motive, getreu der Grundrichtung ihres Wesens. Aber hier war die Internationalität eben das Große, hier war sie durchaus am Platze. Als unpolitische soeur grise, als barmherzige Schwester auf dem Throne hat sich A. unvergängliche Verdienste erworben.

Sie wandelte hier in den von ihrer Mutter gewiesenen Bahnen. Ueber ihre frühere Thätigkeit auf diesem Gebiete wissen wir wenig. Den Drang wohlzuthun bekundete sie allenthalben. Aus einem Briefe an Frau Batsch vom November 1835 geht hervor, daß sie damals bereits in der Vereinswohlthätigkeit mitten inne stand. Sie verspricht der Freundin Gaben für die Ausstellung eines Frauenvereins in der weimarischen Heimath zu stiften. Einige Jahre später hat sie die Geschichte der ersten fünfundzwanzig Jahre des von ihrer Mutter ins Leben gerufenen patriotischen Fraueninstituts schreiben lassen. Auch hier werden wir auf ihre Mutter als die Anregerin dieser Thätigkeit Augusta's hingelenkt. Den Hauptanstoß zu ausgedehnterem Wirken auf dem Gebiete der Krankenpflege hat sie, wie es scheint, erst im Anfange der sechziger Jahre empfangen durch die Schrift des Genfer Henry Dunant: „Souvenir de Solferino", eines jener zündenden Worte, die den Werth großer Thaten haben. Es knüpfte an den Jammer der italienischen Schlachtfelder an und rief die Menschheit zur Organisation freiwilliger Hülfsgesellschaften zur Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger auf. Freiwillige Kräfte hatte die Welt bereits im Krimkriege bewundernd wirken sehen in der Großfürstin Helene, Augusta's Freundin, und in der Miß Florence Nightingale, die auf deutschem Boden unter den Diakonissen von Kaiserswerth bei Düsseldorf sich zu ihrem Rettungswerke hatte ausbilden lassen und mit der A. auch in nahe Beziehungen trat. Nun sollten die freiwilligen Hülfskräfte schon zur Friedenszeit in großem Stile organisirt und unter internationalen Schutz gestellt werden: das waren neue fruchtbringende Gedanken; und mit dem Feuereifer, den die Begeisterung für eine große Sache verleiht, warb Dunant für seine Idee. Der jüngere Pourtalès scheint es gewesen zu sein, der zu Ende 1862 Königin Augusta auf die Schrift seines Landsmannes aufmerksam gemacht hat. „Ich habe Sie sofort verstanden" hat A. nachher Dunant gesagt. „Ich war so bewegt, daß ich es dem König zu lesen gab." Sie hat ihm dann ihre energische Unterstützung zu theil werden lassen, als er im September 1863 nach Berlin kam, um auf dem statistischen Congresse die seinen Gedanken zunächst kühl gegenüberstehenden preußischen Militärärzte für sich zu gewinnen und überhaupt wol in dem dunklen Gefühl, daß vom Beistand Preußens das Gelingen seiner Idee am meisten abhinge. Vor allem fand er bei dem Kriegsminister Roon das richtige Verständniß für seine Neutralisirungsidee und für die Idee einer gemeinsamen Flagge. Roon unterstützte ihn mit wahrer Begeisterung. Es wird anzunehmen sein, daß A. gerade auf diesen eingewirkt hat. Unmittelbar nach dem statistischen Congreß konnte Dunant auf der internationalen Conferenz zu Genf vom 26.—29. October 1863 unter der thatkräftigen Beihülfe gerade des Vertreters des preußischen Kriegsministeriums, Generalarztes Dr. Löffler, der mit Genugthuung darauf hinweisen durfte,

daß schon Preußens großer König vor hundert Jahren als Realpolitiker auf diesem Gebiete umfassende praktische Vorkehrungen getroffen hatte, die grundlegenden Beschlüsse zur Bildung des Rothen Kreuzes herbeiführen. Auf einer zweiten internationalen Conferenz vom 8.—22. August 1864 kam es dann zum Abschluß der berühmten Genfer Convention. Dunant hat dankerfüllt anerkannt, daß A. diejenige Fürstlichkeit gewesen ist, die das meiste Verdienst um das Zustandekommen des internationalen Vertrages gehabt hat. In Berlin hatte er bereits eine Reihe zum Theil hochgestellter Persönlichkeiten für die Gründung eines preußischen Centralcomités für die Kriegskrankenpflege gewonnen, zu denen gerade viele nahe Freunde Augusta's wie der Fürst Boguslav Radziwill, Abeken und Langenbeck gehörten. Am 6. Februar 1864 erfolgte die Gründung des preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, der sogleich im schleswig-holsteinschen Kriege große Aufgaben zu bewältigen erhielt. Am 19. April 1865 übernahm A. zusammen mit ihrem Gemahl das Patronat darüber. Am Tage ihres Fortganges aus Berlin im J. 1866, am 7. Mai, erhielt die Gesellschaft durch königliche Bestätigung Corporationsrechte. In der Bevölkerung brachen sich die Bestrebungen Augusta's und ihrer Freunde nur langsam Bahn. Man besaß noch wenig Verständniß dafür. Nur hier und da faßte die große Idee schnell Wurzel. Demgegenüber verfolgte A. aufmerksamen Auges die gewaltige Thätigkeit der Frauenvereine in den Vereinigten Staaten während des Secessionskrieges, wo nach Dunant's Angabe von 7000 Frauenvereinen 400 Millionen für die Verwundeten aufgebracht wurden. Sie entnahm daraus den Sporn, in ihrem Lande eine ähnliche Wohlthätigkeit vorzubereiten, und sie hatte denn auch die Genugthuung, daß es, wenn auch langsam, vorwärts ging. Bei Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich bestanden in Preußen außer den Centralcomités in Berlin, Schlesien und Sachsen immerhin schon 120 Ortsgruppen, eine Zahl, die freilich bei weitem noch nicht genügte. Als der Königin bei Beginn des Feldzuges die ganze Last der Leitung dieses unvollkommenen Hülfsapparates zufiel, da schienen ihr die Schwierigkeiten fast unüberwindlich, zumal da der Ausbruch der Cholera ungeahnte Aufgaben stellte. Das klingt aus ihrer Klage zu Dunant: „Im Anfange des Krieges mußte ich Alles selbst überwachen. Der König hatte mich allein mit der Cholera in Berlin zurückgelassen". Unermüdlich widmete sich A. ihrer helfenden Thätigkeit. Täglich besuchte sie die Ambulanzen und Krankenhäuser, immer mit freundlichen Worten ermuthigend und tröstend. So reiste sie auch nach Magdeburg zum Besuch der dortigen großen Lazarette, begleitet von Dolmetschern, um sich auch den feindlichen Soldaten, die dort lagen, verständlich zu machen. Sie war die Seele des ganzen großen Liebeswerkes in Preußen. Ihr eiferten zunächst die Prinzessinnen des königlichen Hauses nach. Innere Befriedigung gewährte ihr die Beobachtung, daß die Thätigkeit des Rothen Kreuzes alle Parteiungen begrub. „Ihr Werk hat uns alle zusammengeführt" durfte sie Dunant voller Freude erzählen. Mit einem gewissen Stolze trug sie während des Krieges die weiße Binde mit dem rothen Kreuze und als sie nach Beendigung des Kampfes im September Dunant im engeren Kreise bei sich sah, da hatte sie ihm zu Ehren die Binde am Arm angelegt. In der Zwischenzeit bis zum großen Kriege ist sie eifrig thätig in der Förderung dieser Angelegenheiten gewesen. Schon am 10. October 1866 hat sie an Roon ein bedeutsames Schreiben in dieser Richtung erlassen, in dem sie es als dringend nöthig bezeichnete, die auf dem Gebiete des Lazarett- und Militärmedicinalwesens gemachten Erfahrungen möglichst schnell zu sammeln und zu veröffentlichen, um alle Mißstände zu beseitigen, und in dem sie dem Kriegsminister den

Plan entwickelte, sich mit einer Reihe namhafter Aerzte, an deren Spitze sie Langenbeck und Wilms nennt, deswegen in Verbindung zu setzen. Am Tage der Dank- und Siegesfeier, am 11. November 1866, erließ sie einen Aufruf zur selbständigen Organisation der Frauenwelt zur Vorbereitung für den Krieg sowol wie zur allgemeinen Wohlthätigkeit im Frieden. Am selben Tage trat zu Berlin der „Vaterländische Frauenverein" ins Leben, dem schon nach Jahresfrist 24 Zweigvereine zur Seite standen. Am 12. April 1867 schlossen sich die Vereine unter Augusta's Patronat zu einer Einheit zusammen. Zu Beginn des Monats Juli 1869 gehörten 291 Vereine dazu. Auf Augusta's Veranlassung wurde eine preußische Aerzteconferenz zu gegenseitigem Meinungsaustausch berufen, die vom 18. März bis zum 5. Mai 1867 unter dem Vorsitz Langenbeck's arbeitete. In beständigem Briefwechsel mit den Mitgliedern des Berliner Centralcomités stehend, förderte sie eifrig die Verwirklichung des dritten internationalen Congresses im October 1868, auf dem der Genfer Convention einige wichtige Zusatzartikel beigefügt wurden. Die Sitzungen der internationalen Conferenz von Vertretern des Rothen Kreuzes, die vom 22.—27. April 1869 in Berlin tagte, hat sie sämmtlich besucht. Die in Deutschland inzwischen ins Leben getretenen sechs Centralcomités, welche ihre Sitze in Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt hatten, traten zu einem deutschen Centralcomité zusammen, dem sich kraft einer Uebereinkunft vom 20. April 1869 alle in Deutschland bestehenden Hülfsgesellschaften angliederten. Wie der Zollverein und die Schutz- und Trutzbündnisse des Norddeutschen Bundes mit den Süddeutschen Staaten von 1866 war dies Werk auch eine Vorbereitung für die Einigung Deutschlands. Für A. hatte das Zeichen des Rothen Kreuzes noch eine besondere Bedeutung, da auch ihr geliebtes Koblenz im weißen Felde das rothe Kreuz, das alte Wappen der Kurfürsten von Trier, führte.

Ungleich gewaltiger als die Thätigkeit im J. 1866 mußte natürlich die Arbeit des Rothen Kreuzes in den Jahren 1870 und 1871 werden. Die Thränen, die mit den vom deutschen Centralcomité gesammelten 56 Millionen Mark getrocknet worden sind, die auffällige Verringerung der Sterbefälle durch Krankheit (zum Unterschied von Sterbefällen durch Verwundung) im Vergleich zu früheren Kriegen, die bis dahin fast nie erreichte Höhe der geheilten Verwundeten unter den deutschen Truppen, alles dies sind Errungenschaften gewesen, die in erster Linie der rastlosen Wirksamkeit Augusta's zu verdanken waren. Ihr aufopferndes Beispiel war es, das in allen Städten des Reiches die Frauen und Jungfrauen zur Liebesthätigkeit zusammentreten ließ. An ihren Theeabenden zupfte A. mit den Damen emsig die damals noch nicht durch Salicylwatte abgelöste Charpie und las dabei die Depeschen vom Kriegsschauplatz vor. Ihren Getreuen, den Minister v. Patow schickte sie selbst mit mehreren Eisenbahnladungen von Liebesgaben ins Lager vor Metz zu ihren Rheinländern, die unter dem von ihr sehr geschätzten General v. Göben die schlimmen Strapazen der Belagerung zu erdulden hatten. Zuweilen konnte sie auch energisch durchgreifen, wenn bureaukratischer Zopf hindernd in den Weg trat. Als einmal die Medicinalabtheilung einen in Berlin ausgerüsteten Sanitätszug nicht verwenden zu können erklärte und selbst Virchow's Vorstellungen nichts halfen, brachte sie die schwerfälligen Herren eilends zur Vernunft. Außer in Berlin war sie mehrere Wochen (im October) in Homburg an dem dort eingerichteten großen internationalen Lazareth thätig. Virchow selbst hat noch nach zwanzig Jahren bewundernd hervorgehoben, wie genau sie beim Besuch der Lazarette in die Verhältnisse einzudringen wußte, und wie sie es verstanden hat, einen einmal erfaßten Faden festzuhalten und neue Fäden daran zu knüpfen. Es drängte sich jedem dabei auf, daß sie in ihrer Unermüdlichkeit und Gewissenhaftigkeit,

mit der sie sich dieser Dinge annahm, von einem großartigen Pflichtgefühl getragen wurde.

So kam das Liebeswerk in reichem Maße der Reichsidee und den deutschen Volksgenossen zu gute. A. freute sich dessen, aber ihre Gedanken schweiften über den deutschen Rahmen hinaus. Ihrem edlen, die ganze Menschheit ins Auge fassenden Wesen hätte es nicht entsprochen, wenn sie sich mit dem Dienste fürs Vaterland begnügt hätte. Eine der größten Freuden wurde ihr bereitet durch ihre Ernennung zum Ehrenmitgliede des österreichischen Rothen Kreuzes, nicht nur weil sie sich von jeher zu Oesterreich in einem näheren Verhältniß fühlte, sondern weil dies ihrer weltbürgerlichen Gesinnung entsprach. Dunant hat sich gerade deswegen für sie besonders begeistert, weil er herausfühlte, wie sehr ihr nicht nur das Liebeswerk an sich, sondern gerade der Hauptzweck seines Wirkens, der Idee der Neutralisirung der Krankenpflege zum Durchbruch zu verhelfen, am Herzen lag. Mit Genugthuung hob sie gegen ihn hervor: „Der König ist sehr international. Er hat gemessenen Befehl gegeben, daß alle verwundeten und gefangenen Oesterreicher gut behandelt würden; und zwar so, daß man, wie die ersten Züge von Oesterreichern nach Berlin kamen, nur gegen sie zuvorkommend war, und die Preußen, welche sie begleiteten, buchstäblich leiden ließ. Und wenn ein Krieg mit Frankreich ausbräche, so würde man den französischen Verwundeten dieselbe Theilnahme entgegenbringen. Sie dürfen dessen sicher sein". Und so war es auch. Wenn die deutschen Vertreter des Rothen Kreuzes während des Feldzuges 1870 und 1871, wie der Fürst zu Wied und der Generalarzt Löffler, sich gerade auch durch ihr Wohlwollen gegen die Franzosen auszeichneten, wie zahlreiche Stimmen aus dem feindlichen Lager, so Hector Malot und der stellvertretende Director der École des Hautes Études zu Paris, hervorhoben, so waren sie dabei von dem Geiste Augusta's getragen. Es war dies um so ersprießlicher, als im französischen Heere die Krankenpflege noch ganz im Argen lag. Auf diesem humanitären Gebiete durfte sie natürlich der Unterstützung ihres Gemahls gewiß sein. Er hat sich daran sichtlich erfreut und ihr am 14. März 1871 beim Verlassen des französischen Bodens in überaus warmen Worten durch einen amtlichen Erlaß öffentlich seinen Dank für ihre Beihülfe ausgesprochen.

Als der Friede geschlossen war, beeilte sie sich ihrer Genugthuung darüber einen merklichen Ausdruck zu verleihen, indem sie schon nach dem Versailler Vorfrieden und wiederum nach dem Eintreffen der Nachricht von der Genehmigung desselben durch die französische Nationalversammlung Festessen veranstaltete. Beim zweiten, zu dem die Minister der größeren Staaten geladen wurden, trank sie auf die Erfolge der vaterländischen Waffen und auf die Dauer des Friedens. Als nunmehrige deutsche Kaiserin im Schimmer einer durch die stolzesten geschichtlichen Erinnerungen gehobenen Majestät entsprach es ihrem Ehrgeiz, sich auch in der Fülle ihrer Macht und ihres Glanzes zu zeigen. Deshalb legte sie Werth darauf, daß sie an dem Einzug der siegreichen Truppen theilnehmen konnte und setzte einen längeren Aufschub desselben durch, bis sie ihre Cur in Baden beendigt hatte. Was sie einst mit Hülfe der idealistischen Professoren der Paulskirche und dann im Verein mit dem geistreichen Radowitz so sehnlich erstrebt hatte, Deutschlands Einigung, war jetzt durch den Mann der That, Bismarck, herrlicher verwirklicht, als es jemand hatte hoffen können.

Mit der Zeit von Blut und Eisen sollte aber noch keineswegs der Widerstand gegen die Politik des leitenden Staatsmannes erschöpft sein. Vielmehr hat sich die Gegnerschaft Augusta's gegen Bismarck noch verschlimmert infolge des bald ausbrechenden kirchenpolitischen Kampfes. Hier machte sich ihr Aufenthalt am Rhein unheilvoll geltend. Inmitten der katholischen Bevölkerung

konnte sie die verheerenden Wirkungen des Vorgehens der Regierung so recht beobachten. Hatte sie schon durch ihre nahen Beziehungen zur Frau des Cultusministers v. Mühler der Beseitigung der katholischen Abtheilung und ihres zu den Radziwills in einem abhängigen Verhältniß stehenden Leiters Krätzig einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt, so wurde ihre Gegnerschaft noch verstärkt, als Adalbert Falk seinen verhängnißvollen Kampf als Leiter der geistlichen Angelegenheiten begann. Ihre fromme Hofdame Adeline Schimmelmann hat es uns bezeugt, daß A. mit den Jahren der katholischen Weltanschauung insofern näher gerückt war, als sie sich lange Zeit von der Lehre von den guten Werken gefangen nehmen ließ und „mit unermüdlichem Eifer" diesem Satze nachlebte, um der Gnade ihres himmlischen Herrn, nach der es sie verlangte, theilhaftig zu werden. So stand sie der katholischen Kirche auch innerlich näher. Dazu kam ihr unvermindertes Bedürfniß, die „graue Schwester" zu sein. Die stürmische Wucht der Bismarck'schen Politik auszugleichen erschien ihr als ihre Aufgabe. Zur Gräfin Schimmelmann äußerte sie gelegentlich über die Männer: „Weil sie stark sind, neigen sie dazu, herbe zu sein, und meiner Ansicht nach ist es Aufgabe der Frau, durch ausgleichendes Wirken ihre Schroffheit zu mildern. Wo ich Männer kräftig handeln sehe, halte ich es für meine Pflicht mildernd und ausgleichend zu wirken". Wie sie das ausgleichende Wirken verstanden hat, übte es aber nicht einen besänftigenden Einfluß, sondern trug meist zu einer Verschärfung des Zwiespalts bei. Ihre ultramontane Umgebung that das ihrige, um sie in ihrer Haltung zu bestärken. Diese Kreise verstanden es meisterlich die Sachlage so darzustellen, als wäre die katholische Kirche der angegriffene Theil, während der Kampf dem Staate aufgezwungen war, und haben sie stets in dem Glauben zu halten gewußt, daß geflissentlich die Parität verletzt würde. Näher rückten ihr in dieser Zeit viele rechtsstehende evangelische Elemente, theils weil sie der Ansicht waren, daß neben der katholischen Kirche auch die evangelische unter dem Tumult des Kampfes litt, theils weil sie sich von streberhaften Rücksichten leiten ließen und durch die Kaiserin zu steigen hofften, theils weil sie sich selbst durch das Kampfesnaturell des Fürsten Bismarck, unter dem sie zu leiden hatten, abgestoßen und zu dem schöngeistigen Verkehr der Kaiserin hingezogen fühlten. Die bedenklichste Erscheinung unter ihnen wurde Harry Arnim, der mit Hülfe der Kaiserin seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen und seine eigene Politik zu machen suchte. Eine ganz anders geartete Persönlichkeit dieses Kreises, vielleicht die edelste unter ihnen, war die irenische Natur des Staatssecretärs Hermann v. Thile, des Freundes von Ferdinand Gregorovius, der sich seine warme Verehrung für den Fürsten Bismarck nicht hat nehmen lassen. Es ergab sich die eigenthümliche Constellation, daß A., veranlaßt durch ihre gegnerische Stellung zu Bismarck, gemeinsame Sache mit ihren früheren erbittertsten Gegnern machte. Derselbe Kleist-Retzow, der ihr zum Tort Oberpräsident der Rheinprovinz geworden war, leitete im Herrenhaus die Politik im Sinne Augusta's, und seine nächsten Freunde gingen bei der Kaiserin ein und aus. Schleinitz und Gruner behielten ihre Vertrauensstellungen. A. gewann ferner Fühlung mit dem katholisch-legitimistischen französischen Botschafter Gontaut-Biron und zeichnete ihn in der auffälligsten Weise aus. Es wird nicht zu bezweifeln sein, daß sie in dem Bestreben ihrem Lande dadurch zu nützen mit Hülfe dieses Diplomaten auf eigene Faust politisirt und die damalige deutsche Politik bekämpft hat. Durch Gontaut wurde der französische Diplomat Gerard als Vorleser bei A. eingeführt, der höchst wahrscheinlich die Rolle eines Spions am kaiserlichen Hofe gespielt hat und später die Materialien zu einer gerade die Kaiserin im allgemeinen ähnlich zeichnenden, aber bösen und viel Klatsch enthaltenden Schilderung des

Hofes lieferte. Sie stand auch in Verbindung mit den streitbarsten katholischen Würdenträgern, so mit dem fanatischen Vorkämpfer des Papstthums, dem Schweizer Cardinal Mermillod, mit dem sie Zusammenkünfte in Baden hatte, ferner mit dem Cardinalbischof von Orleans, Dupanloup. Mit diesem hat sie nachweislich schon im J. 1870 Beziehungen unterhalten. Damals trug sie dem preußischen Malteser Graf Fred Frankenberg auf, Dupanloup für die Friedensbestrebungen zu gewinnen, und der Bischof selbst bezog sich bei einem Schreiben an König Wilhelm, in dem er sich zu Gunsten der Stadt Orleans wegen einer dieser auferlegten Contribution verwandte, auf sie mit den die Beziehungen zur Königin verrathenden Worten: „Wenn es nicht eine indiscrete Vertraulichkeit wäre, würde ich es auszusprechen wagen, daß ich die Sache meiner Diöcesanen doppelt gewonnen haben würde, könnte die Königin hier Vermittlerin sein". Dazu stimmt die Angabe Bismarck's, daß A. mit Dupanloup im Schriftwechsel gestanden habe, die er von seinem Freunde Frankenberg erhalten haben wird.

Es wird die Aufgabe einer späteren Geschichtschreibung sein, über die Bekämpfung der kirchenpolitischen Maßnahmen Fürst Bismarck's durch A. Licht zu verbreiten. So viel steht schon jetzt fest, daß dieser Kampf zwischen Kaiserin und Kanzler mit furchtbarer Erbitterung auf beiden Seiten geführt worden ist, verschärft noch durch die Ueberreiztheit der Nerven des Staatsmannes. Eine Probe der Erbitterung des Titanen gegen vermeintliche „weibliche Einbläserei" gibt ein Brief an Roon, worin Bismarck erklärt, er könne gegen derartige Intriguen nicht bestehen „und niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urtheils opfere, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespien und mein Kopf ist wie ein Glühofen, trotz Umschläge. Es ist aber auch um den Verstand zu verlieren". Und dabei war der Verdacht Achill's in diesem Falle und sicherlich öfter vollständig irrig. Er sah Feinde, wo keine waren. Seinen Vertrauten gegenüber — und er hat manchen seines Vertrauens gewürdigt, der dessen nicht werth war — machte er dann wol seinen zornigen Gefühlen in einer Weise Luft, die die Ehrfurcht vor der kaiserlichen Herrin gänzlich beiseite setzte und die Ritterlichkeit dieses Mannes vermissen ließ. Ja seine Gefühle der Erbitterung gegen diese Frau, die ihm solch Uebermaß von Schwierigkeiten bereitet hatte, gruben sich so tief in seine Löwenseele, daß er noch nach ihrem Tode nicht immer Schonung gegen sie zu üben vermochte. Wenn er selbst vor seiner Berufung ins Ministerium einmal gesagt hat, daß König Wilhelm für ihn zu zart sei, so gilt das für die empfindsame Weibesseele natürlich noch mehr. Verschiedene Male hat er seine journalistische Meute, voran Moritz Busch, gegen die Kaiserin losgelassen, so besonders in den Jahren 1872 und 1877. A. ihrerseits unterließ es nicht, in Schreiben an katholische Vereine ihre Mißbilligung der preußischen Kirchenpolitik unzweideutig auszusprechen. Ihrem Einflusse war es sicher zuzuschreiben, daß eins der giftigsten Sumpfgewächse der Journalistik, die „Reichsglocke" Joachim Gehlsen's, zu der ihr Oberhofmeister Graf Nesselrode, ferner Harry Arnim und dessen Gefolgsmann Freiherr v. Loe Beziehungen unterhielten, in einer großen Anzahl von Exemplaren am Hofe verbreitet war. Direct nahm sie sich ihrer geliebten Ursulinerinnen gegen den gewaltigen Minister an. Sie wußte nur von dem segensreichsten Wirken derselben. Ja, es heißt, sie habe ohne Bismarck's Vorwissen Verfügungen an Behörden erlassen. Der greise Kaiser hat hier gewiß die größten innerlichen Kämpfe zu bestehen gehabt. Aber sein inneres Heldenthum befähigte ihn einen großmüthigen Standpunkt einzunehmen. Sachlich hat er sich nur wenig von seinem Berather getrennt, d. h. er hat seiner Gemahlin Unrecht gegeben. Das beweist am schlagendsten ein von Bismarck berichteter Vorfall. A. hatte es durchgesetzt,

daß ihr Sohn bei seiner Reise nach Italien im J. 1878 den Papst Pius IX. besuchte. Als der Kronprinz bei seiner Rückkehr seinem Vater Bericht über seine Erlebnisse in Rom erstattete, fühlte die dabei anwesende Kaiserin bald, wie unbequem sie ihrem Gemahl und Sohne, den sie seinerzeit nur sehr schwer zu jenem Besuche vermocht hatte, durch ihre Gegenwart wurde. Mit den Worten: „Il paraît que je suis de trop ici“ verließ sie da in heftiger Erregung das Zimmer. Kaiser Wilhelm aber konnte nicht unterlassen gegen den Thronfolger die schärfste Verurtheilung der damaligen Haltung Augusta's auszusprechen. Nur zuweilen zeichnete er, vielfach um Härten zu mildern, einen der Freunde der Gemahlin, wie Thile, Gruner oder Nesselrode durch die Verleihung eines hohen Ordens oder eines Ehrenamtes aus. Als der preußische Staat endlich die Streitaxt begrub, begrüßte A. dies mit besonderer Freude. Sie empfing in jener Zeit den Nuntius Galimberti, der später nicht unterlassen konnte, seine große Genugthuung über das Verhalten der Kaiserin gegen ihn auszudrücken. „Fürwahr, sie sprach wie eine Katholikin!“ hat er erzählt.

Das Verhältniß Augusta's zu Bismarck gestaltete sich endlich auch friedlicher. Der letzte größere Waffengang zwischen ihnen beiden scheint im Jahre 1877 stattgefunden zu haben und wurde durch das „Niemals“ Wilhelm's als Antwort auf das Entlassungsgesuch des Staatsmannes beendigt. Aber auch noch im letzten Jahrzehnt kam es oft genug zum Ausdruck schwerwiegender Meinungsverschiedenheiten, wobei es selbst nicht ohne persönliche Zusammenstöße abging. A. verleugnete dabei nicht die königliche Haltung, wie ein von ihrem Gegner überlieferter Zug beweist. Er hatte in sehr bestimmter Form eine Einmischung der hohen Frau zurückgewiesen, sodaß sie sich in ihrem Stolze verletzt fühlte. Da hat sie sich hoch aufgerichtet, den gebieterischen Staatsmann, der seine Person daran setzte für den Staatsgedanken, blitzenden Auges gemessen und ihn stehen lassen. Der aber konnte nicht umhin die in jenem Augenblicke aufleuchtende alte Schönheit dieser körperlich gebrochenen Frau zu bewundern. Nachher hat sie zu einer dritten Person mit hoheitsvoller Ironie geäußert: „Unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig“. Namentlich nach dem 9. März 1888 ist die Greisin ihm näher getreten. Zum fünfzigjährigen Militärjubiläum hat sie dem Fürsten Bismarck — es war gleich nach dem Heimgang ihres Gemahls — einen auf Marmor liegenden Bronzezweig gesandt mit den Worten: „Im Sinne unseres verklärten Kaisers zur Erinnerung an fünfzig erfolgreiche Jahre“. Mehrmals hat der Reichskanzler dann noch bei ihr in längerer Audienz geweilt, ebenso die Fürstin Bismarck. Bei der Wiederkehr des Todestages seines Herrn ist er zur Erinnerungsfeier in ihren Räumen erschienen. Ihr letzter der wenigen von ihr an ihn gerichteten Briefe vom Schluß des schweren Jahres 1888 verräth deutlich ihre Aussöhnung mit dem gewaltigen Manne: „Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt. Sie haben mir in bitteren Stunden Theilnahme bewiesen, deshalb fühle ich mich berufen, Ihnen, bevor ich dieses Jahr beschließe, nochmals zu danken und dabei auf die Fortdauer Ihrer Hülfe zu rechnen“. Es waren die Worte einer auch seelisch tiefgebeugten Frau.

Ihre Stellung zu dem zweiten Paladin Wilhelm's, zu Roon, war schon früher eine bessere geworden. Als sie ihm zuerst wieder huldvoll entgegenkam, „wie in alter Zeit“, da fürchtete der charaktervolle Kämpe, daß sie besondere Zwecke im Auge hätte. Zu Ende des Jahres 1869 stand es jedoch wieder so, daß die Königin die kranken Töchter des Ministers besuchte, sie tröstete und berieth, und zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum im Januar 1871 dankte sie ihm in den herzlichsten Worten für die ihrem Gemahl bewiesene „treue Hingebung“ und für die Heeresorganisation, welche in „diesem denkwürdigen Kriege

glänzend erprobt" sei. Am gleichmäßigsten und auch wol verhältnißmäßig am wärmsten waren die Gesinnungen, die sie gegen Moltke erfüllten. Als der General seine Frau verlor, richtete sie an ihn ein tiefempfundenes Trostschreiben, ihn auf das Jenseits hinweisend und mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß seine „seltene Pflichttreue" ihm „die Kraft verleihen" würde, „diese Zeit der Leiden siegreich zu durchkämpfen". Bald darauf veranlaßte sie die Schwester und einen Bruder des Generals dazu, von Lübeck zu diesem zu ziehen, da die Gefahr bestände, daß er nach dem Verlust seiner Frau bei seinem Charakter sich ganz in sich selbst und infolgedessen bald vom Dienste zurückziehen würde. Es sei deshalb „Pflicht" zu ihm zu ziehen und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen. Als der Feldmarschall von der Leitung des Generalstabes zurücktrat, kam ihr Schreiben dem ihres Enkels an Wärme gleich: „Was ich Ihnen als Königin, als Frau und Mutter zu danken habe, bedarf keiner Worte. Wohl aber glaube ich bei diesem Anlaß Ihnen im Namen desjenigen noch einmal die Hand reichen zu sollen, dessen Gesinnung für Sie ich so lange theilen durfte und in dessen Andenken Sie mir noch näher stehen als bisher". Sonstige Zeichen verrathen, daß sie zu Graf Moltke geradezu in einem gewissen Vertrauensverhältniß stand.

Bis in ihr spätes Alter hinein hat sich A. mit einer bewundernswerthen Kraft der Repräsentation gewidmet. Es übte auf sie einen besonderen Reiz aus, wenn sie vor Ausländern den Glanz ihrer Majestät entfalten konnte. Zu den originellsten Erlebnissen gehörte in dieser Beziehung der Besuch des Sultans Abdul Aziz im Sommer 1867 in Koblenz. Der Sohn des Orients war nicht wenig erstaunt, als diese Giaurin sich mit ihm eingehend über die Dichter seines Landes zu unterhalten wußte. Um ihn zu empfangen war A. eilends von Paris herbeigekommen, wo sie die Weltausstellung besichtigt und einen Besuch der Kaiserin Eugenie in Baden vom September 1864 endlich erwiedert hatte, wozu sie sich in alter antinapoleonischer Gesinnung lange nicht hatte entschließen können. Als der Schah von Persien 1873 nach Berlin kam, übernahm sie die Vertretung des Kaisers. Noch im J. 1885 hat sie die auf dem Rhein ihr Nationalfest feiernden Amerikaner im Schlosse zu Koblenz empfangen und ihnen eine Rede gehalten, weil sie hier eine Gelegenheit fand, ihren sehnlichsten Wunsch öffentlich auszusprechen: „Mein Wunsch ist, alle Völker glücklich zu wissen, und ich begrüße jede Festigung der Bande, welche die Nationen unter einander knüpfen, mit Freuden". Als Fürst Karl von Rumänien seine Vermählung mit Prinzessin Elisabeth Wied beging, da ließ sie sichs nicht nehmen, wiederholt Trinksprüche auf das Wohl des Paares auszubringen. Als Rednerin zeigte sie sich auch bei ihrer in Vertretung des Kaisers gelegentlich der Weltausstellung im Sommer 1873 unternommenen Reise nach Wien, auf den ihr zu Ehren vom Hofe und auch intimen Preußenfeinden wie Clam-Gallas veranstalteten Festen. Auch an der Enthüllung des Hermansdenkmales (1875) und der Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald (1877) sowie an der Einweihungsfeier des Kölner Doms (1880) nahm sie theil. Als ihre Krankheit es unmöglich machte, daß sie der Grundsteinlegung zum Reichstagsgebäude beiwohnte, fühlte sie sich veranlaßt, dem Fürsten Bismarck darüber ihr Bedauern auszudrücken mit Segenswünschen „für inneren und äußeren Frieden in Gegenwart und Zukunft, dem weiblichen Berufe entsprechend, der wahre Vaterlandsliebe bedingt".

Wo sie irgend Gelegenheit hatte, suchte sie für die Idee des allgemeinen Friedens zu wirken. Aus dem Arnim'schen Processe ist bekannt geworden, daß sie, in Erinnerung an ihre alten Beziehungen zum Hause Orleans, an den greisen Staatsmann Louis Philipp's, Guizot, geschrieben und ihn gefragt hat, auf

welche Weise die Feindschaft der Franzosen gegen Deutschland beseitigt werden könnte. Guizot hat ihr erwidert, diesen Heilungsproceß müsse die Zeit vollbringen. Als der russisch-türkische Krieg 1877 drohte, hat sie im Bunde mit der Königin von England ihren Gemahl zu veranlassen gesucht, in Petersburg im Interesse der Menschheit gegen den Krieg zu wirken, wie es denn überhaupt die Regel gewesen zu sein scheint, daß sie, sobald irgendwo kriegerische Wolken sich zeigten, im Verein mit der englischen Königin vermittelnde Schritte zu thun suchte. Dies Bestreben verrieth nur zu deutlich, daß die Welt des politischen Lebens ihr trotz des großartigen Lehrmeisters, den sie wie die Professoren der Nationalversammlung und auch viele Männer der neuen Aera, wie Rudolf Auerswald in Bismarck hätte finden können, immer völlig fremd geblieben ist. Es wird erzählt, daß sie durch einen von Curtius über die „Politik" des großen Meisters Aristoteles gehaltenen Vortrag außerordentlich gepackt worden sei. Aber auch hieraus erwuchs ihr kein bleibender Gewinn für das Verständniß des Staatslebens, obwol der hellenische Denker in seinem Werke die Staatsidee noch übertrieben hat. Wie sollte es auch anders sein, da das lebende Genie ihr die politische Welt nicht erschlossen hat. Nichts konnte sie mehr begeistern, als wenn ein großes internationales Werk wirklich gelang. Bald nach der Gründung des Weltpostvereins durch einen der genialen Männer, die Gott dem deutschen Volke im Zeitalter Wilhelm's I. schenkte, im J. 1874, hat sie im Koblenzer Schlosse zu dem Staatssecretär Stephan gesagt: „Sehen Sie, es ist ja nicht das, daß hier für alle Länder der Erde ein billiges und gleichmäßiges Porto hergestellt ist, das ist an sich gewiß sehr gut für die Schiffsrheder, die Kaufleute, die Bankiers, wie für die Gelehrten, die Schriftsteller, die Zeitungen und selbstverständlich auch für die Familien, aber es ist nicht die Hauptsache. Diese liegt darin, daß die verschiedenen Völker hier gewöhnt werden an eine gemeinsame, übereinstimmende Thätigkeit, an das ständige Bewußtsein eines ihnen allen gemeinschaftlichen Interessengebietes, an die freiwillige Unterwerfung unter ein gemeinsames Gesetz und an das Arbeiten nach einer großen, alle umfassenden Organisation; darin liegt der fruchtbarste Keim und die Saat für die Zukunft". Der große Organisator erwiederte ihr darauf tiefergriffen: „Eure Majestät sind der erste Mensch, der mir das gesagt hat. Mir haben in der That ähnliche Ideen vorgeschwebt, als ich ans Werk ging". Daß aber solche segensreichen, die ganze Menschheit vereinigenden Werke nur die Ausnahme von der Regel bilden können, daß die Staaten, wenn sie als Staaten gelten wollen, die Aufgabe haben sich zu behaupten, daß jeder einzelne wahre Staat seine Culturaufgabe zu lösen hat, sittliche Aufgaben meist nur im staatlichen Rahmen gelöst werden können und daß gerade in dem Widerstreit der Staaten die Schönheit der Geschichte liegt, entging ihrem unpolitischen Sinne.

Auch was wir über ihre Ansichten in der socialen Frage erfahren, zeigt nicht, daß sie die Pflicht des Staates, hier helfend vorzugehen, erkannt hat. Dies Gebiet lag sonst ihrem Wirkungskreise näher. Sie hat sich darüber mit altliberalen Abgeordneten, insbesondere mit dem Dr. Lette unterhalten. Damals äußerte sie sich scharf gegen Lassalle. Wer auf die Menge einwirken wolle, müsse reines Herzens sein. Von Staatshülfe wollte sie nichts wissen. „Dann sind wir nichts mehr, sobald wir uns nicht selber helfen können" hat sie gesagt. Als Musterbeispiele socialer Thätigkeit bezeichnete sie das Wirken von Schulze-Delitzsch, Wichern und Bodelschwingh. Im übrigen waren ihre Gedanken hierüber ziemlich verschwommen. Im wesentlichen scheint sie auch hier in den Banden des Liberalismus, der in jüngeren Jahren von Wilhelm v. Humboldt vertretenen Ansichten und der Freihandelslehre gewesen zu sein. Es ist nicht bekannt geworden, ob sie später nach der Botschaft ihres Ge-

mahls vom 17. November 1881 ihre Ansichten über die Aufgaben des Staates gegenüber den socialen Fragen geändert hat. Vielleicht ist dies aber anzunehmen. Was sonst über ihre angeblichen Ansichten in dieser Sache veröffentlicht worden ist, deckt sich mit dem, was jene Gespräche enthielten. Es besteht in einem Briefe der Königin aus dem Jahre 1863 an eine Frau v. Schöning. Wir werden indeß wol annehmen müssen, daß es sich bei diesem Schriftstücke sowie bei drei anderen A. zugeschriebenen Briefen um eine Fälschung handelt. Die Thatsache, daß die Personen, an welche diese Schreiben gerichtet sein sollen, den Nächststehenden der Kaiserin nicht einmal bekannt gewesen sind, die Unwahrscheinlichkeit, daß A. sich in so verschiedenen Zeiten (1863, 1876, 1877, 1882) zu diesen Personen so programmatisch geäußert haben soll, ferner der Umstand, daß bei den Briefen nicht Ort, Monat und Tag angegeben worden ist, erschüttern den Glauben an die Echtheit nur zu sehr. Es kommt hinzu, daß der Herausgeber sich ängstlich in der Verborgenheit gehalten hat und daß die Daten der Briefe nur zu sehr den Eindruck einer willkürlichen Wahl machen. Die auffällige Uebereinstimmung des einen Briefes mit den Gesprächen Augusta's mit altliberalen Parlamentariern lenkt darauf hin, daß die Mystification von einer Seite veranlaßt worden sein mag, die jenem Lager nahe stand, zumal in dem Briefe an Frau v. Schöning auch Lette und Patow angeführt werden und die Briefe in derselben Zeitung erschienen, in der die Gespräche mit Lette veröffentlicht wurden. Die Schriftstücke mögen genau die Ansicht Augusta's über die einschlägigen Fragen wiedergeben und eine geschickte Compilation derselben darstellen. So lange aber nicht ihre Echtheit oder doch die Echtheit des Materials, auf dem sie beruhen, dargethan ist, kann kein Historiker sich darauf einlassen, sie zu verwerthen.

Das Tagewerk Augusta's nach dem Friedensschluß war der Ausbau ihrer Wohlfahrtsunternehmungen. Der große Krieg hatte gezeigt, daß die freiwilligen Hülfskräfte vielfach garnicht zu verwenden waren, weil die nöthige Schulung fehlte. Hier setzten Augusta's Bemühungen ein und sie hat den Erfolg noch erlebt. Ihr schwebte als Endziel eine der allgemeinen Wehrpflicht gleichartige allgemeine Verpflichtung aller nicht für die Waffe tauglichen Elemente zur Krankenpflege vor. Was die vom Sohne des großen Vorkämpfers der inneren Mission Wichern ins Leben gerufene Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege darstellte, waren freilich nur erst schwache Anfänge dazu, gebildet vornehmlich aus opferwilligen Elementen der akademischen Jugend. Sodann wurde das Netz der Vereine vom Rothen Kreuz erweitert, wobei sie etwa seit dem Jahre 1879 ihr geistreicher und gewandter Cabinetssecretär, der aus altmärkischem Geschlechte stammende Bodo v. d. Knesebeck wirksam unterstützte. Wenige Tage vor ihrem Tode durfte A. ihre Unterschrift für den 715. dieser Vereine ausfertigen. Die Vereine entfalteten, wo immer sich Nothstände zeigten, bei Hungersnöthen, Ueberschwemmungen und sonst, ihre segensreiche Thätigkeit. Als Friedrich Wilhelm's IV. treue Lebensgefährtin Königin Elisabeth, auch eine unermüdliche Wohlthäterin, heimging (1873), da übernahm A. auch die Pflege der vielen von dieser ins Leben gerufenen humanitären Bestrebungen. Sie rief ferner das nach ihr genannte Hospital, eine Musterkrankenanstalt im Berliner Norden ins Leben. Es wurde ihre Lieblingsschöpfung, an die sich das Pflegerinnenasyl, eine Musteranstalt für Krankenpflegerinnen anschloß. Ferner verdankte ihr seine Entstehung das Augustastift zum Besten der Töchter gefallener Officiere und Beamten, dessen Satzungen der Minister v. Patow entwarf. In diesen drei Anstalten hat sie am meisten Liebe gesät und reichlich wieder geerntet. Im J. 1883 übernahm sie das Protectorat der Berliner Hygieneausstellung. Sie stellte zur Förderung der Kenntniß der humanitären Thätigkeit und zur Verbesserung der hygienischen

Technik verschiedene Preisaufgaben, durch die tüchtige Schriften gezeitigt wurden. Ihr letztes Werk war ein Act des Dankes gegen ihren Freund Bernhard v. Langenbeck, die Stiftung des nach diesem benannten Hauses, in dem der deutsche Chirurgencongreß sein Heim finden sollte. Durch diese Thätigkeit trat sie in Berührung mit den bedeutendsten deutschen Wundärzten wie Billroth, Bergmann, Esmarch, Volkmann, Busch, Gurlt und Anderen, die von Bewunderung für das aufopfernde Wirken der hohen Frau erfüllt wurden. Es war für sie ein rührender und beglückender Augenblick, als der sterbende Volkmann ihr schrieb: „Eure Majestät haben für uns und unsere Wissenschaft, für die Hospitäler und Kranken so viel gethan, wie nie jemand zuvor“. Daneben widmete sie den Volksküchen Lina Morgenstern's als Protectorin eine lebhafte Aufmerksamkeit. Wol kaum je eine fürstliche Persönlichkeit hat den Begriff des Protectorats so streng gefaßt wie A. Für sie bedeutete diese meist als decorativ betrachtete Stellung ein Amt, dem sie nur durch rührige Arbeit für die Sache zu genügen glaubte. Auch ihrer Stellung als Chef ihres Regiments hat sie einen Inhalt gegeben. Alljährlich nahm sie im Koblenzer Schlosse die Vereidigung der Rekruten vor. Noch am 23. November 1889 ist dies geschehen. Am 7. December 1889 besuchte sie zum letzten Male das Haus des Regimentes. Noch in späten Jahren (am 23. September 1884) ist sie hinausgefahren auf das Paradefeld von Euskirchen im Hochland der Eifel und hat mit ihrem Wagen, ihren Ordonnanzofficier Graf Beissel v. Gymnich zur Seite, auf dem rechten Flügel ihres Regimentes Aufstellung genommen, als Kaiser Wilhelm die Front des VIII. Armeecorps abritt, ein Bild, das Emil Hünten's Hand festgehalten hat. Selbst von treuen Frauen umgeben, wußte sie die Treue zu schätzen und sah sich daher veranlaßt, ein goldenes Kreuz für vierzigjährige tadellose Dienste weiblicher Dienstboten zu stiften. Sie verzehrte sich fast in aufreibender Thätigkeit. Wol nie hat sie einen Ausgang unternommen, bei dem sie nicht irgend eine Angelegenheit erledigte, die in den Bereich der von ihr selbst erwählten Schaffenszweige fiel. Sie erschwerte sich ihre Arbeit, weil sie am liebsten alles selbst that, auch das, was sie andern übertragen durfte. Diese Unermüdlichkeit war um so bewundernswerther, als ihr nicht die Gabe des raschen und leichten Entschlusses verliehen war.

Von den Kriegen her haftete den Militärbehörden und Aerzten ein gewisses Mißtrauen gegen die häufig sich als gänzlich unzulänglich erweisenden freiwilligen Krankenpfleger an. General Blumenthal griff einmal mit eiserner Rücksichtslosigkeit durch. A. ist es vornehmlich gewesen, die es durchsetzte, daß aus dem anfangs kaum geduldeten ein berechtigtes Verhältniß wurde, formulirt in verschiedenen Sanitätsordnungen. Immerhin hatte sie so viele Schwierigkeiten dabei zu überwinden, daß sie oft eine gewisse Bitterkeit deswegen empfand. Hier lernte sie sich schließlich darauf beschränken, nur das Erreichbare zu erstreben, ein Gebot der Klugheit, das sie in der hohen Politik nie zu befolgen gelernt hat. Nüchterner geworden pflegte sie der früheren Jahre und ihrer damaligen hochfliegenden Pläne mit stillem Lächeln zu gedenken und zu äußern: „Ja damals dachte ich noch ganz anders“. Sie hat es nicht unterlassen auch Bismarck für ihr Werk persönlich zu interessiren, indem sie ihm das Criegern'sche Buch über „Das Rothe Kreuz in Deutschland“ zusandte und dabei darauf hinwies, wie sehr ihre Bestrebungen der Unterstützung der „maßgebenden Stelle“ bedürften. Der Realpolitiker gab ihr eine feinabgewogene Antwort, in der er das Außerordentliche, was durch Augusta's „hingebende Leitung“ erreicht sei, warm anerkannte. In dem Bewußtsein eine Helferin für die Armen, Kranken und Nothleidenden im größesten Stile geworden zu sein, durfte sich A. wol in dem Gedanken gefallen, die Rolle einer modernen Elisabeth von Thüringen ge-

spielt zu haben, als deren Nachkommin sie, wie eine im Koblenzer Schloß aufbewahrte, von ihr ausgehende und mit der heiligen Elisabeth endigende Stammtafel zeigt, sich fühlte.

Sie hat an sich selbst nur zu sehr erfahren, was leiden heißt. Ihr körperlicher Zustand war all die Jahre hindurch ein beklagenswerther geblieben, wenn auch ihr treuer stets um sie beschäftigter ärztlicher Berather Velten — auch ein Rheinländer; er entstammte einer Bonner Medicinerfamilie — sagen durfte, daß sie eine ungewöhnlich starke Constitution hätte. Ihre Willensstärke hielt sie aufrecht, wenn ihre Persönlichkeit auch nicht mehr jenen Schwung verrieth, der ihr als Prinzessin von Preußen eigenthümlich war. Den Bunsens erschien sie in jener früheren Zeit als „geistig weit höher" stehend. Von ihr gilt wahrhaft das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut". Es kam zu den äußerlichen Schmerzen, die sie erlitt, hinzu das Leid, das sie durch die Mordversuche auf ihren Gemahl empfand. Als diesen Nobiling's Schüsse trafen, war sie schwer leidend in Baden. Eilends reiste sie nach Berlin an das Krankenbett des Verwundeten. Mehrere Wochen widmete sie sich seiner Pflege, um dann die unterbrochene Cur wieder aufzunehmen. Sie verstand es in hohem Maße wohlthuend zu pflegen. In jener schweren Zeit hat sie Ranke im Berliner Thiergarten wandeln sehen und gefunden, daß sie mehr als je das Ansehen einer Matrone hatte. Unter dem Eindruck des Unglücks war sie herzlicher wie sonst geworden, obwol ihr das ceremonielle Wesen, das ihr in der Jugend anerzogen worden war, bis zuletzt anhaftete. Mit den Jahren wuchs ihre Frömmigkeit in einer Weise, daß ein frommer, geistig hochstehender Mann wie der Hofprediger Kögel daraus neue Kraft zu schöpfen vermochte. Auch in gewissen Aeußerlichkeiten scheint sie in den späteren Jahren ihre strengere religiöse Richtung mehr bekundet zu haben. Mit ängstlicher Sorgfalt behütete sie ihre jungen Hofdamen vor Umgang, der ihnen schaden konnte, ja sie beaufsichtigte in mütterlicher Fürsorge deren Lectüre und Theaterbesuch. Durch das Walten der Vorsehung ward es ihr noch vergönnt, das Fest der goldenen Hochzeit unter dem herzbezwingenden Jubel eines glücklichen Volkes zu begehen. In jenen Tagen fand sie Gelegenheit ihrem alten Vertrauten Schleinitz noch einmal einen greifbaren Ausdruck ihres Wohlwollens für ihn zu geben, indem der Hausminister damals in den Grafenstand erhoben wurde. Zwei Jahre nach der Jubelfeier, am 23. Juni 1881, stieß ihr bei der Rückkehr von Ems nach Passiren der Pfaffendorfer Brücke, über die sie zu Fuß gegangen war, in Koblenz ein Unfall zu, von dem sie sich nicht mehr erholen sollte. Professor Busch vollzog zwar mit Glück eine Operation, aber Langenbeck erkannte gleich, daß an Heilung nicht mehr zu denken sei. Seitdem war sie gezwungen, am Stock zu gehen und in den letzten Jahren ist sie an den Rollstuhl gebannt gewesen. Fast neun Jahre hindurch hat ihr Körper ein gebrochenes, zuletzt nur ein Scheindasein geführt. Nur durch ihre mächtige Willenskraft hielt sie sich aufrecht und ihr feuriger Geist bewahrte bis zuletzt eine ungewöhnliche Fähigkeit der Concentration. Ihrem Gemahl wurde sie allmählich die unentbehrliche Lebensgefährtin, die ihm auch herzlich nahe trat, ein Glück, auf das sie von vornherein bei Beginn ihrer Ehe im Stillen hatte verzichten müssen. Ihre beiderseitige Verschiedenheit war nicht dazu angethan, die vorausgegangenen Herzenserlebnisse Wilhelm's bei ihr vergessen zu machen. Noch in den siebziger Jahren beruhte die im übrigen durch die hervorragenden sittlichen Eigenschaften der Beiden musterhafte Ehe mehr auf beiderseitiger achtungsvoller Freundschaft als auf jener innigen Herzensgemeinschaft, die zwischen Mann und Frau in glücklicher Ehe besteht. Das findet in den Feldbriefen Wilhelm's auch durch die ständige Unterschrift einen bezeichnenden formellen Ausdruck. Im Greisenalter

hat sich das wol anders gestaltet. Rührend ist es zu hören, daß diese Frau, die selbst kaum gehen konnte, ihren Gemahl in den letzten Jahren bei den Gängen, die er in Tagen der Mattigkeit durch die Zimmerflucht seines Palais unternahm, getreulich unterstützt hat. Und diese Fürstin, die auf das Hauptglück des Weibes, die innige Liebe ihres Mannes verzichten mußte, die sich darum in eine vielgeschäftige, unruhige Thätigkeit stürzte und es erfahren mußte, daß sich ihre Politik als eine fortlaufende Kette von Irrthümern erwies, die selbst bei ihren Liebeswerken auf Dornen stieß, wo sie sie nicht vermuthet hatte, erlebte am Ende noch den Kummer sondergleichen, daß ihr einziger Sohn, der in seiner sonnenhaften Siegfriedsnatur zu der stolzen Hoffnung berechtigte, daß er als Kaiser den von seinem Vater verkörperten Geist des Altpreußenthums mit dem großdeutschen seiner Mutter auch in seinem Reiche zu innerlicher Einheit verschmelzen würde, vor ihren Augen einem schnellen Ende entgegensiechte. Es gibt keine größere Tragik als in jenen Stunden enthalten ist, wo der von San Remo herbeigeeilte todwunde Kaiser Friedrich vor seiner Mutter niederkniete und seinen Kopf schluchzend in ihren Schoß barg und wo die beiden, während der Heldenkaiser von seinem Volke zu Grabe geleitet wurde, außer Vermögen, der Trauerfeier für den Geliebten beizuwohnen, einsam ergreifende Worte miteinander austauschten. Als dann der Sohn von seinen Leiden erlöst war, fand sie ihren Trost in ihrem Gott. Fast ein Wunder war es zu nennen, daß sie Gatten und Sohn noch um mehr als Jahresfrist überlebte. Als sie schon die Schatten des Todes nahen fühlte, um Neujahr 1890, empfing sie noch einmal die Heldenreihe der Waffengefährten ihres verewigten Gemahls, die preußischen Generale, und nahm von ihnen ergreifenden Abschied. Moltke und Blumenthal zeichnete sie durch besondere Anreden aus. Dann hat sie sich hingelegt und ist am 7. Januar Nachmittags 4½ Uhr entschlafen, das erlauchteste Opfer der damals herrschenden Grippe. Am 11. Januar wurde sie an der Seite ihres Lebensgefährten im Mausoleum zu Charlottenburg bestattet.

Ihre Herrschernatur hat sich in der deutschen Geschichte für immer einen Platz, wenn auch keinen glücklichen, gesichert. Hochstrebend hat sie doch in der Politik überwiegend nur Unheil angerichtet. Wäre Bismarck nicht erstanden, so wäre durch sie vielleicht der alte Satz, daß in dem noch unter den Einwirkungen des männlichsten aller Jahrhunderte, des sechzehnten, stehenden wesentlich protestantischen preußischen Staate seit den Tagen des Großen Kurfürsten kaum je Frauen regiert haben, durchbrochen worden. Wenn das deutsche Volk an seine glorreiche Bismarck'sche Zeit zurückdenken wird, so wird sich immer damit das schmerzliche Gefühl verbinden, daß diesem deutschen Genius ungezählte Stunden der Bitterniß gerade von der erlauchtesten Frau des Reiches bereitet worden sind. Es soll ihr aber nicht das Verdienst geschmälert werden, das sie sich durch die Pflege eines freieren deutschen wissenschaftlichen Geistes in der kühlen militärischen Luft des preußischen Hofes erworben hat. Noch weniger darf ihr vergessen werden, daß sie ihren Sohn mit diesem Geiste erfüllte, und damit die Vermählung des straffen Preußenthums mit dem vielseitigeren Deutschthum vorbereitete, eine Aufgabe, die auf ihren Enkel überging. Erwogen soll auch werden, daß das durch sie vertretene Weltbürgerthum auch seine Berechtigung hat und daß die harte Wucht der Bismarck'schen Arbeit manches in ihrer Thätigkeit knicken mußte, was zu anderer Zeit schöne Blüthen hätte treiben dürfen. Den meisten Ruhm hat sie sich durch ihr positives Wirken für die Menschheit erkämpft als Schülerin der Herder'schen Ideen. Noch über den Verhandlungen der Haager Friedensconferenz im J. 1899 schwebte ihr Geist; und was dort an Positivem geleistet wurde, bestand in einem Ausbau ihres Werkes, des Rothen Kreuzes.

Vergegenwärtigt man sich das Loos dieser Fürstin, worauf sie verzichtet, was sie erlebt, was sie gelitten und was sie verloren hat, so versteht man es, daß ihr Wesen den Eindruck der Unnatürlichkeit, der Kälte und Verschlossenheit machte und so garnichts von innerer Heiterkeit und Fröhlichkeit zeigte. Und doch konnte sie von überströmender Herzlichkeit und freier Natürlichkeit sein, wie ihre Briefe an Frau Batsch beweisen und wie sicher noch manche jetzt verborgen gehaltene Zeugnisse darthun werden. Psychologisch ist es auch leicht zu begreifen, daß bei der kranken Frau jene Schwarzseherei, die sie schon in früheren Jahren mit wechselnder Berechtigung zu Kassandrarufen veranlaßte, mehr und mehr zunahm. Wäre es ihr gegeben gewesen, sich von Anfang an in die Rolle hineinzufinden, die der fürstlichen Frau vielleicht noch mehr gewiesen ist als den gewöhnlichen Sterblichen ihres Geschlechts, nämlich die Eigenart ihres Gemahls zu würdigen, sich in sie einzuleben und so die Vermittlerin zwischen ihm und seinem Staatsmanne zu werden, so wäre ihr ein Schatz der Liebe im deutschen Volke noch nach ihrem Tode zugewachsen. So aber wird sie im Andenken der deutschen Nation niemals die Liebe genießen wie ihr edler Gemahl. Aber unter der großen Reihe hervorragender Fürstinnen wird sie im Andenken an ihre Pflichttreue, ihre Hoheit, ihre Willensstärke, ihre geistigen Interessen und ihr ideales Streben stets als eine der ersten genannt werden, und tiefes Mitgefühl wird man immer mit ihr haben müssen wegen des Unglücks, das sie getragen hat.

Künstlerhand hat ihre Züge häufig veranschaulicht. Die bekanntesten Gemälde von ihr sind wol von Krüger, Begas, Magnus, Winterhalter, Plockhorst und Schrödl. Sehr bald nach ihrem Tode wurden ihr Denkmäler gesetzt. Das eine steht neben ihrem Berliner Heim mit dem Blick auf die Pflegstätte der universalen Wissenschaft, zu der sie sich zeitlebens leidenschaftlich hingezogen fühlte, und angesichts der Standbilder ihrer Freunde, der Gebrüder Humboldt und Hermann's v. Helmholtz. Aus allgemeinen Mitteln des Volks errichtet, wurde es am 21. October 1895 enthüllt. Der Schöpfer, Fritz Schaper, hat der sitzenden Gestalt etwa die Züge verliehen, wie sie die Prinzessin von Preußen in den fünfziger Jahren gehabt haben mag. Ein zweites noch schöneres Denkmal hat ihr die Stadt Koblenz inmitten ihrer schönen Rheinanlagen geweiht, wo es am 18. October 1896 enthüllt wurde. Dort hat der Bildhauer K. F. Moest das eigenthümliche Wesen der Greisin meisterhaft festgehalten und der Architekt Bruno Schmitz wirksame Bauanlagen geschaffen, um dem nach dem Strome gerichteten Monument die erforderliche Fernwirkung zu verleihen. Ein drittes Denkmal soll auch auf rheinischem Boden, wo sie die meiste Anhänglichkeit gefunden hat, in Köln, und ein viertes in ihrer Heimath, in Weimar, erstehen.

O. Schrader, Augusta Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Weimar 1890. — Otto v. Seemen, Fünfzig Jahre. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879 i. d. Biographischen Blättern aus deutscher Geschichte I. Bd. Berlin 1879. — F. Bornhak, Kaiserin Augusta. Berlin 1886. — J. Lill, Kaiserin Augusta, die Schloßherrin von Coblenz. Düsseldorf 1890. — L. Hesekiel-W. Johnsen, Augusta Kaiserin-Königin. Leipzig 1890. — B. von dem Knesebeck, Kaiserin Augusta (i. d. Deutschen Revue 1890, April bis Juni). Auch im Sonderdruck erschienen. Ein Neuabdruck im Hohenzollernjahrbuch, III. Jahrg. 1899, S. 241—252. — Ch.(arlotte) D.(uncker, geb. Gutike), Kaiserin Augusta (i. d. Christlichen Welt, Jahrg. IV, Leipzig 1891, Nr. 8—10). — Georg v. Bunsen, Erinnerungen an die Kaiserin Augusta (i. d. Nation, Wochenschrift für Politik 2c.). Berlin 1890, Januar. — F. v. Weech, Augusta, deutsche Kaiserin und Königin von Preußen (in Nord und Süd, 52. Bd. Breslau 1890, S. 355—379). — Kölnische Zeitung 1890, Nr. 8. — Erich Marcks, Kaiser Wilhelm I. 3. Aufl.

Briefe der Prinzessin Augusta an Frau Batsch. Im Besitz der Frau Oberstlieutenant Rudolph geb. Batsch in Weimar. — Leopold v. Gerlach's Aufzeichnungen, mir von Frl. Agnes v. Gerlach theils in der Urschrift, theils in Abschrift überlassen. — Einige Briefe der Kaiserin an Hermann v. Thile. — Briefe der Kaiserin an Moltke, zum Theil nicht in den Gesammelten Schriften gedruckt. — Mittheilungen Alfred Dove's und Anderer.

Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. — Horst Kohl's Bismarckjahrbuch, Bd. II—VI. — Moritz Busch, Tagebuchblätter. — M. Busch, Bismarck. Some secret pages of his history. London 1898. — H. Kohl, Briefe Bismarcks an Leop. v. Gerlach. — Briefwechsel Leopold v. Gerlachs mit Bismarck. — H. Kohl, Bismarckregesten. — Poschinger, Bismarck und der Bundesrath, Bd. I—III. — Poschinger, Preußen im Bundestage, Bd. IV. — Roons Denkwürdigkeiten. — Moltke, Gesammelte Schriften, Bd. VI.

Natzmer, Unter den Hohenzollern, Bd. I u. II. — Natzmer, Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta, Deutsche Rundschau, Bd. 62. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's, Bd. II bis VII. — Oncken, Heldenkaiser. — Abeken, Ein schlichtes Leben. — M. v. Poschinger, Kaiser Friedrich, Bd. I.

K. Bruhns, Alexander v. Humboldt, Bd. II (von Alfred Dove). Leipz. 1872. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelms v. Humboldt. — Chr. C. Josias v. Bunsen, Aus seinen Briefen. Deutsche Ausgabe, Bd. II u. III. Leipzig 1869 f. — Hare, Freifrau v. Bunsen, Bd. II. — Briefe von A. v. Humboldt an Bunsen. Leipzig 1869. — Georg v. Bunsen. Ein Charakterbild aus d. Lager d. Besiegten. Berlin 1900. — A. v. Humboldts Briefe an seinen Bruder Wilhelm. Stuttgart 1880. — Litterarischer Nachlaß von Friedrich v. Raumer, Bd. I. Berlin 1869. — Des Prinzen von Preußen Reise zur Londoner Weltausstellung 1851 i. d. Deutschen Revue, Bd. 26. — Curtius, Unter drei Kaisern. Berlin 1889. — Curtius, Johannes Brandis (i. d. Preußischen Jahrbüchern, Bd. 32). — Ernst II. von Coburg, Aus meinem Leben. — Martin, The Prince Consort. — Stockmar's Denkwürdigkeiten. — Starklof, Herzog Bernhard von Weimar, II. Bd. Gotha 1866.

Varnhagen, Blätter aus der Preußischen Geschichte. — Varnhagen, Tagebücher, Bd. 1—14. — A. v. Humboldt's Briefe an Varnhagen. — Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann v. Pückler-Muskau, Bd. 3, 4, 6, 9. Berlin 1874 f.

Preller, Maria Paulowna. Weimar 1859. — Queck, F. G. Hand nach seinem Leben und Wirken. Jena 1852. — B. Volz, Kaiser Wilhelm der Große. — Varrentrapp, Johannes Schulze. — Pertz, Gneisenau. — Pertz, Stein. — Goethe's Briefwechsel mit Zelter. — Fürstin Reuß, Gräfin Reden. Berlin 1888. — Gräfin Bernstorff. Berlin 1896. — Uhde, Leben der Malerin Louise Seidler. Berlin 1874. — K. Schwartz, C. v. Clausewitz, Bd. II. — Eggers, Chr. Daniel Rauch, Bd. II u. III. Berlin 1878 u. 86. — L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Bd. I. — L. Schneider, Aus meinem Leben, Bd. I u. II. — Freiherr v. Canitz und Dallwitz, Denkschriften. Bd. II, S. 179. — Julius Rodenberg, Unter den Linden. Deutsche Rundschau, Bd. 55, S. 387. — K. Schellbach, Erinnerungen an den Kronprinzen. Deutsche Revue, Oct.—Dec. 1890. — Revue des deux Mondes, December 1854: La Prusse, la cour et le cabinet de Berlin. — (Moritz Busch) Die Bloomfield'schen Memoiren. Grenzboten, 42. Jhrg. — Haym, Duncker. — Reumont, Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen. — Beseler, Erlebtes und Erstrebtes. — Batsch, Admiral Prinz Adalbert. Berlin 1890, S. 253. — Herman Grimm, Erinnerungen

und Ausblicke. Deutsche Rundschau, Bd. 78 (1894). — G. v. Diest, Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen. — Helene v. Hülsen, Unter zwei Königen. Berlin 1889. — W. Lang, Berlin und Frankfurt. Deutsche Rundschau, Bd. 55 (1888). — Graf Beust, Aus drei Viertel Jahrhunderten, Bd. II, S. 243. — Aus dem Leben König Karl's von Rumänien, Bd. I u. II. — Tagebuch des Sultans (Abdul Aziz), Erinnerungen an Paris, London, Coblenz, Wien, Berlin 1870. — Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh. Stuttgart 1895. — O. Pfülf, H. v. Mallinckrodt. Freiburg 1892. — Lagrange, Vie de Mgr. Dupanloup, Bd. III, 3. Aufl. Paris 1884. — Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher. Stuttgart 1896. — L. v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte. — W. v. Siemens, Lebenserinnerungen. Berlin 1893. — Kaiserin Augusta in Coblenz. Coblenz 1890. — (Robolsky?) Damenpolitik am Berliner Hof 1850—1890. Berlin 1897. — Comte Paul Vasili, La société de Berlin 1884. — Broglie, La mission de M. de Gontaut-Biron à Berlin. Paris 1896. — (Graf H. Arnim,) Pro nihilo! Zürich 1876. — Darstellung der in der Untersuchungssache wider den Grafen v. Arnim im Decbr. 1874 stattgehabten Verhandlungen. Berlin 1875. — Gräfin A. Schimmelmann, Streiflichter a. m. Leben am deutschen Hofe &c. Barmen 1898. — Stichling, Aus 53 Dienstjahren. Weimar 1891.

Rudolf Müller, Entstehungsgeschichte des Rothen Kreuzes. Stuttgart 1897 (schöpft aus Aufzeichnungen Dunant's). — C. Lueder, Die Genfer Convention. Erlangen 1876. — (Wichern,) Die Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege. Hamburg 1898.

Mertens-Transfeldt, Ein Kaiserheim. Berlin 1890. — Woltmann, Baugeschichte Berlins. Berlin 1872. — W. Becker, Das Königliche Schloß zu Coblenz. Coblenz 1886. — J. Lill, Das Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment Nr. 4. Frankfurt a. M. 1894. — Hohenzollernmuseum in Berlin. — Blumenspenden dem Andenken J. M. der Kaiserin Augusta dargebracht. Berlin 1890. Herman v. Petersdorff.

Auspitz: Heinrich A., Dermatolog in Wien, 1835 zu Nikolsburg in Mähren geboren, † am 23. Mai 1886 als Professor der Dermatologie und der venerischen Krankheiten zu Wien, studirte in Wien, hauptsächlich als Schüler von Brücke, Rokitansky, Skoda, Oppolzer und Hebra. 1863 habilitirte er sich daselbst als Privatdocent für seine Specialfächer, wurde 1872 Director der allgemeinen Poliklinik und 1875 außerordentlicher Professor. Erst zwei Jahre vor seinem Tode erhielt er die langersehnte eigene klinische Abtheilung als Nachfolger v. Zeissl's. A., der an einem Herzleiden starb, gehört zu den hervorragenden Vertretern seiner Specialwissenschaft in der Neuzeit. Er hat auf seinen Gebieten eine äußerst rege praktische wie wissenschaftlich erfolgreiche Thätigkeit entwickelt. Mit seinem Freunde F. J. Pick gründete und redigirte er seit 1869 das „Archiv für Dermatologie und Syphilis"; in diesem Organ ist auch ein größerer Theil seiner kleineren Einzelarbeiten erschienen. Nach dem Urtheil des bedeutendsten lebenden Historikers der Syphilis, J. K. Proksch in Wien, nimmt unter Auspitz's in Betracht kommenden Arbeiten den hervorragendsten Platz ein dessen größeres Werk „Die Lehren vom syphilitischen Contagium" (Wien 1865); es enthält Untersuchungen, die den Zweck hatten, „die Unität des syphilitischen (eigentlich Schanker-) Contagiums zu begründen" (J. K. Proksch, Gesch. d. ven. Krankheiten, Bonn 1895, Bd. II, S. 766 ff.). Besonders anregend und eigenartig ist Auspitz' „System der Hautkrankheiten", sowie die Bearbeitung des Abschnitts „Hautkrankheiten" für Ziemssen's großes Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie (Bd. XIV).

Biogr. Lex., hsg. v. Hirsch-Gurlt I, 230; VI, 430. Pagel.

Avé-Lallemant: Friedrich Christian Benedict A.-L., Schriftsteller auf dem Gebiete der Polizeiwissenschaften, der Criminalistik und des Romans, geboren zu Lübeck am 24. Mai 1809, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Jena 1830—1834, ließ sich 1835 als Rechtsanwalt in Lübeck nieder, ward 1843 Obergerichtsprocurator und übernahm 1851, nachdem mit der neuen Verfassung des Freistaates und der dadurch erforderlich gewordenen Reorganisation der Verwaltung auch die Polizei umgestaltet war, das Amt eines Polizeiactuars, das er bis zum Jahre 1868 bekleidete. In diesem Jahre ließ er sich in den Ruhestand versetzen und verlebte den Rest seines Lebens erst in der Umgegend Lübecks, dann in Berlin. Dort starb er am 20. Juli 1892. Die Polizeiwissenschaft, zu deren Studium ihn Amt wie Neigung drängten, verdankt seiner Feder eine ganze Anzahl, seiner Zeit nicht unbeachtet gebliebener Schriften. Von ihm rührt der „Entwurf einer lübeckischen Polizei-Verordnung" (1851) her und die „Polizeiverwaltung in Lübeck" (1860, zuerst veröffentlicht in den Lüb. Blättern), dann folgten: „Die Krisis der deutschen Polizei" (1861), „Die Reform der Polizei in Hamburg" (1862), „Die norddeutsche Bundespolizei" (1868), „Die Physiologie der deutschen Polizei" (1882). Seine Hauptarbeit jedoch bildet das in vier Bänden (1858—1862) erschienene Werk: „Das deutsche Gaunerthum", in welchem A. die Früchte einer umfassenden Belesenheit und vielfacher praktischer Beobachtung niederlegte. Für die Geschichte des Gaunerthums hat dies Buch seine Bedeutung und in den Kreisen der Fachleute Beachtung gefunden, die Untersuchungen über die Gaunersprache jedoch und die etymologischen Erklärungen und Ableitungen, die einen breiten Raum einnehmen, riefen lebhaften und berechtigten Widerspruch hervor. Als Ergänzung zu diesem Buche gab A. 1880 die Schrift: „Die Mersener Bockreiter des 18. und 19. Jahrhunderts" heraus. Als kleinere Abhandlung erschien 1875: „Die Geheimschreibekunst", 1881: „Der Magnetismus und seine mystischen Verirrungen". Die Muße seines Ruhestandes benutzte A. zur Abfassung einer Reihe criminalistischer Romane: „Die Mechulle-Leut" (2 Bde. 1867, zweite Aufl. 1870), „Der Erb- und Gerichtsherr" (3 Bde., 1870), „Herz und Geld" (3 Bde. 1871), „Jada" (3 Bde. 1878). Seiner Zeit haben diese Unterhaltungsschriften ihr Publicum gefunden, zum guten Theil wol durch die Eigenart ihres Gegenstandes, heutzutage dürften sie nur noch in Leihbibliotheken gelegentlich verlangt werden. Der Großherzog von Weimar verlieh A. den Titel eines Hofraths.

Lüb. Bl. 1892, S. 352. P. Hasse.

Avé-Lallemant: Robert Christian Berthold A.-L., Arzt und Reisender, ist am 25. Juli 1812 zu Lübeck als Sohn eines Musiklehrers geboren. Er studirte 1833—37 in Berlin, Heidelberg, Paris und Kiel Medicin, promovirte an der letztgenannten Universität und begab sich dann nach Rio de Janeiro, wo zwei seiner Brüder lebten, deren einer als Pfarrer an der deutsch-evangelischen Gemeinde wirkte. Er ließ sich hier als Arzt nieder und gewann durch seine Geschicklichkeit bald allgemeines Vertrauen, so daß er zum Director des Gelbfieberhospitals und zum Mitglied des obersten Gesundheitsrathes für Brasilien ernannt wurde. 1855 kehrte er aus Gesundheitsrücksichten nach seiner Vaterstadt zurück und nahm hier seine Praxis wieder auf. Als er von den großartigen Vorbereitungen für die wissenschaftliche Weltreise der österreichischen Fregatte Novara hörte, bewarb er sich um eine Stelle als Schiffsarzt und wurde auch auf besondere Empfehlung Alexander's v. Humboldt der Expedition als Mitglied zugetheilt. Die Fahrt begann im Frühjahr 1857 und ging zunächst quer über den Atlantischen Ocean nach der brasilianischen Küste, aber bereits im Mittelmeer kam es zu unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen den Theilnehmern, infolge deren A. auf die Weiterfahrt verzichtete und sich in Rio de

Janeiro ans Land begab. Er wirkte hier zunächst als Arzt am Fremdenhospital, beschloß aber bald, da er hinlänglich acclimatisirt war und die portugiesische Sprache völlig beherrschte, eine wissenschaftliche Forschungsreise nach dem Innern des Landes anzutreten. Nachdem er sich der Unterstützung des ihm wohlgesinnten Kaisers Dom Pedro und der Behörden versichert hatte, brach er Anfang des Jahres 1858 von Rio auf, um zunächst die südlichen Provinzen des Landes zu besuchen. Er fuhr zur See nach der Stadt S. Pedro in der Provinz Rio Grande do Sul, begab sich dann nach Porto Alegre, hielt sich darauf längere Zeit in den zahlreichen deutschen Ansiedelungen der Umgegend, namentlich in S. Leopoldo auf, wo er seine Landsleute vielfach durch Rath und That unterstützte und ritt dann unter großen Beschwerden in nordwestlicher Richtung durch das von Guaranis bewohnte Hinterland der Provinz bis in das ehemalige Missionsgebiet der Jesuiten am Oberlaufe des Uruguay. Hier traf er den Reisegefährten Alexander's v. Humboldt, den Botaniker Aimé Bonpland, der als 85jähriger Greis ganz allein auf einer einsamen Estancia bei Uruguayana völlig abgeschnitten von jeder Cultur wohnte und wenige Tage nach diesem Besuche starb. A. kehrte nun durch die dichten Urwälder im südlichen Theile von Rio Grande nach Porto Alegre zurück, um sich hier einige Zeit zu erholen. Dann zog er weiter nach der nördlicher gelegenen Provinz S. Catharina. Nachdem er die Hauptstadt Desterro besichtigt und einen erheblichen Theil der Küstenstrecke untersucht hatte, drang er über die Serra do Tubarão ins Innere ein, gelangte bis in das Quellgebiet des Uruguay und besuchte dann die deutschen Colonien im Norden der Provinz, insbesondere Blumenau, Donna Francisca und Joinville. Nach einem längeren Aufenthalt hierselbst begab er sich nach der weiter nördlich gelegenen Provinz Parana, erforschte namentlich die Gegend von Curitiba und zog dann weiter nach der Provinz São Paulo, von deren Hafenorte Santos er im October 1858 zur See nach Rio zurückkehrte. Hier hielt er sich ein paar Wochen zur Erholung auf, fuhr dann zu Schiffe nach Bahia und drang in das Innere dieser Provinz, besonders in die Urwälder am Rio Pardo, sowie in die Provinzen Minas Geraes und Espirito Santo vor, wo er die Ursachen der traurigen Lage der dortigen deutschen Ansiedler zu ergründen suchte. Um die nöthigen Schritte zur Abhülfe der vorgefundenen Mißstände zu thun, kehrte er nach Rio zurück, fuhr aber bald wieder zur See nach Pernambuco, von wo aus er die Provinzen Alagoas und Sergipe durchzog und den Rio S. Francisco bis zu den Fällen von Paulo Affonso verfolgte. Hierauf reiste er nach Para, untersuchte den Lauf des Tocantins und unternahm dann eine Stromfahrt den Amazonas hinauf zunächst bis Manaos an der Mündung des Rio Negro, wo er sich zu längerem Aufenthalte niederließ, dann bis Tabatinga an der peruanischen Grenze. Hier kehrte er um, fuhr auf demselben Wege zurück nach Para und schiffte sich in Pernambuco nach Europa ein. Im October 1859 langte er glücklich in Lübeck an und nahm seine ärztliche Praxis wieder auf. 1869 folgte er einer Einladung des Chedive zur Einweihung des Suezcanals und unternahm dann eine Nilfahrt bis nach Nubien. In seinen späteren Lebensjahren widmete er sich neben seinem Berufe hauptsächlich der Schriftstellerei. Am 13. October 1884 starb er in seiner Vaterstadt.

Seine litterarische Laufbahn begann er mit einer Dissertation „De Lithotritia“ (Kiel 1837) und einer Abhandlung über das gelbe Fieber. Von allgemeinerem Interesse sind die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Wanderungen in Südamerika: „Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858“ (Leipzig 1859, 2 Bände) und „Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859“ (Leipzig 1860, 2 Bände). Dieselben enthalten werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Landes

und seiner Bewohner, sowie ausführliche Betrachtungen über die Zustände in den dortigen deutschen Colonien, welche jedoch theilweise einer strengen Objectivität entbehren und deshalb mannichfache Anfechtungen erfuhren. Als Ergänzung zu diesen beiden Werken dienen die kleineren Schriften: „Rathschläge beim Besuche der Gelbfieberhäfen“ (Berlin 1860), „Die Benutzung der Palmen am Amazonenstrom in der Oekonomie der Indianer“ (Hamburg 1861), „Tabatinga am Amazonenstrom“ (ebd. 1863), „Hans Staden von Homburg bei den brasilianischen Wilden“ (ebd. 1871), „Die deutsche Colonisation in Brasilien“ (Leipzig 1872), „Ein offenes Wort über eine anonyme Einsendung, Nachschrift zu dem J. J. Sturz’schen Buche: Die deutsche Auswanderung“ (ebd. 1872) und „Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen“ (Breslau 1880). Ueber seine späteren Reisen in Europa und Nordafrika hat er in den Werken „Fata Morgana, Reiseeindrücke aus Aegypten und Unteritalien“ (Altona 1872, 2. Aufl. Leipzig 1875), „Die Kirche der h. Pudentiana und ihre Umgebung, ein Morgenspaziergang in Rom“ (Lübeck 1877) und „Wanderungen durch Paris in alter und neuer Zeit“ (Gotha 1877) Bericht erstattet. Auch als Litterarhistoriker ist er durch die Schriften: „Des Dr. med. Joachim Jungius aus Lübeck Briefwechsel mit seinen Schülern und Freunden“ (Lübeck 1863), „Das Leben des Dr. med. Joachim Jungius 1587—1657“ (Breslau 1882) und „Luiz de Camoens, Portugals größter Dichter, Festschrift zur Gedächtnißfeier der 300. Wiederkehr seines Todestages“ (Leipzig 1879) hervorgetreten. Einer Dankesschuld gegenüber Alexander v. Humboldt entledigte er sich durch die Mitarbeit an der von Bruhns herausgegebenen großen wissenschaftlichen Biographie desselben (Leipzig 1872). Endlich hat er sich auch in dem Marineepos „Anson“ (Altona 1868) und in dem Drama „Carranza, Erzbischof von Toledo“ (Leipzig 1872), einem Zeitbilde aus der Geschichte Philipp’s II. von Spanien, als Dichter versucht. Außerdem war er gelegentlicher Mitarbeiter an mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften, z. B. „Ausland“ (Schilderungen aus Südbrasilien 1860, Die Verbreitung der Nadelhölzer 1864, Die Beschiffung des Amazonenstromes 1867, Das Abnehmen des Amazonenstroms 1880), „Revue germanique“ (Les anciennes missions des Jésuites 1860), „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ (Ueber einige gleichlautende Bezeichnungen verschiedener Oertlichkeiten in der brasilianischen Geographie 1863), „Gäa“ (Spanische Naturforscher in Südamerika 1866, Ansichten vom Amazonenstrom 1867, Eine Erinnerung an die 2. Weltumsegelung 1868, Der Rio de S. Francisco 1869, Ansichten vom Mittelmeer 1871) und „Aus allen Welttheilen“ (Manaos am Rio Grande 1875).

Viktor Hantzsch.

Avenarius: Eduard A., geboren 1809 zu Halberstadt, † 1885 zu Dresden, begründete 1837 mit Fritz und Heinrich Brockhaus unter der Firma Brockhaus und Avenarius eine Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur in Leipzig und Paris: das Pariser Haus wurde bis zu dessen Verkauf 1844 von ihm selbst geleitet. 1850 trat A. aus dem Geschäft aus — letzteres wurde mit der Firma Brockhaus vereinigt — und gründete 1853 in Verbindung mit Hermann Mendelssohn ein Verlagsgeschäft unter der Firma Avenarius und Mendelssohn in Leipzig. Als Grundstock hierfür diente eine Anzahl im Verlage von J. J. Weber erschienener Werke, die sie käuflich übernahmen und denen sich in der Folge eine Reihe anderer zugesellte. Von Georg Wigand erwarben sie 1852 käuflich den „Meßkatalog“ — daher die Nebenfirma: „Expedition des Meßkatalogs“ — und den Verlag des „Literarischen Centralblattes“, eines noch jetzt bestehenden hervorragend kritischen Litteraturblattes, dessen Redacteur seit Anfang Professor Dr. Friedrich Zarncke war. Im J. 1855 trennten sich die beiden Inhaber. A. behielt den „Meßkatalog“ und das „Literarische

Centralblatt" und firmirte von da ab: Eduard Avenarius, während Mendelssohn den übrigen Verlag übernahm. **Karl Fr. Pfau.**

Avenarius: Richard A., Philosoph, war am 19. Novbr. 1843 in Paris geboren, wo sein Vater Buchhändler war. Ein Vorfahre hatte seinen deutschen Namen Habermann latinisirt. Die Mutter des Philosophen war die Tochter des Hofschauspielers Geyer in Dresden und eine Stiefschwester Richard Wagner's, dessen Mutter nach dem Tode ihres ersten Ehemannes, des Vaters von Richard Wagner, sich in zweiter Ehe mit eben diesem Geyer verbunden hatte. Die Eltern von Richard A. gingen nicht lange nach der Geburt dieses Sohnes nach Deutschland zurück, wohnten zunächst in Leipzig, dann in Berlin. Nach Aufgabe seines sonstigen buchhändlerischen Geschäfts hatte der Vater noch das Literarische Centralblatt in seinem Verlag behalten, dessen Herausgeber Fr. Zarncke später ein lebhaftes Interesse für den jungen A. zeigte. Dem Willen des Vaters sich fügend, widmete sich dieser trotz seines Widerstrebens dem Beruf eines Buchhändlers, bis der Vater sich endlich bewegen ließ, der ausgesprochenen Neigung des Sohnes zum wissenschaftlichen Beruf freien Lauf zu lassen. Es wurde diesem bei seiner hohen Begabung und seinem unermüdlichen Fleiß leicht, bald die Reifeprüfung an der Nicolaischule in Leipzig zu bestehen, worauf er sich auf den Universitäten Zürich, Berlin, Leipzig philologischen, physiologischen aber namentlich philosophischen Studien widmete. Unter seinen akademischen Lehrern fühlte er sich, wie er öfter versicherte, besonders zu Danke verpflichtet dem Philosophen Drobisch, dem Germanisten Zarncke, dem Physiologen Ludwig. Doch hat keiner von diesen anscheinend auf die Entwicklung von A. eingewirkt, wenn er auch bei Drobisch streng logisch denken lernte, bei Ludwig zur Schätzung der Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für das seelische Leben angeleitet wurde und von Zarncke nach verschiedensten Seiten hin geistige Anregung erhielt. Auch mit dem geistreichen, eigenartigen aber vielfach barock denkenden Historiker Wuttke stand A. während seiner Studienzeit in Verbindung. Im J. 1868 wurde er in Leipzig zum Doctor philosophiae promovirt auf Grund der von gründlichem Studium und selbständigem Forschen sowie Urtheilen zeugenden Dissertation: „Ueber die beiden ersten Phasen des Spinozischen Pantheismus und das Verhältniß der zweiten zur dritten Phase, nebst einem Anhang über Reihenfolge und Abfassungszeit der älteren Schriften Spinoza's" (Leipzig 1868). Die nächsten Jahre verbrachte A. theils in Dresden, theils in Berlin, theils auf Reisen, die ihn nach dem Süden, nach Italien, Spanien, auch nach Algier führten. Mit philosophischen Problemen beschäftigte er sich während dieser Zeit des Heranreifens zum akademischen Beruf aufs intensivste. Im J. 1875 entschloß er sich zur Habilitation an der Universität Leipzig für das Fach der Philosophie, reichte zu dem Zwecke bei der philosophischen Facultät die Schrift ein, die schon den Weg deutlich zeigte, den er später gehen wollte: „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung", die Leipzig 1876 im Druck erschien. Das Colloquium bestand er bei den drei Professoren der Philosophie in Leipzig: Drobisch, Wundt, Heinze, mit welchem letzten er später eng befreundet wurde. Nur ein und ein halbes Jahr war er in Leipzig Privatdocent, dann erhielt er schon einen Ruf nach Zürich als ordentlicher Professor der inductiven Philosophie und Nachfolger Windelband's. Obgleich er Leipzig ungern verließ, weil er hier festgewurzelt war, so glaubte er doch, nach Zürich gehen zu müssen, konnte aber bei seinem Weggange mit Befriedigung auf seine Leipziger Zeit zurücksehen: er hatte daselbst nicht nur anregend auf manchen Studirenden gewirkt, sondern er hatte auch im Verlage von Reisland eine philosophische Zeitschrift, die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" begründet, die lange Jahre unter

seiner Leitung, zuerst unter der Mitwirkung von C. Göring, M. Heinze und W. Wundt, erschien, und den Standpunkt vertrat, daß alle Wissenschaft und so auch alle Philosophie nur auf Grund der Erfahrung möglich sei. Ein Zeugniß für seine Begabung, jüngere Leute zum philosophischen Studium zu bringen, ist auch der akademisch-philosophische Verein in Leipzig, der durch A. hauptsächlich ins Leben gerufen wurde und jetzt noch sein Andenken hoch ehrt.

In Zürich vermählte er sich bald mit Maria Semper aus Altona, der Schwester des bekannten Zoologen Semper, die ihm eine treue Gefährtin im Leben war, ihm aber auch in verständnißvollster Weise in seinem philosophischen Denken folgte. — Die Ehe blieb ohne Kinder.

Bis zu seinem Tode, der am 18. August 1896 erfolgte, lebte er in angestrengter Arbeit für seine Vorlesungen und für die Ausarbeitung seines philosophischen Systems, das er „Empiriokriticismus“ nannte, sich anlehnend an den Nebentitel seiner Habilitationsschrift. Gestört und unterbrochen war seine Thätigkeit in späteren Jahren öfter durch Krankheit, die durch allzu intensive geistige Anstrengung wenigstens befördert sein mochte. In seinen Vorlesungen über Logik, Psychologie, allgemeine Pädagogik, sowie in denen über sein eigenes System wußte er die Zuhörer und seine vielen Zuhörerinnen nicht sowol durch Leichtigkeit des Verständnisses, durch schöne Sprache und rhetorische Mittel zu fesseln, vielmehr durch die zwingende Folgerichtigkeit des Denkens, die einfache klare Sachlichkeit und den Ernst, mit dem er seine Aufgaben erfaßte und durchführte. Das eigentliche Werk seines Lebens ist die „Kritik der reinen Erfahrung“ (2 Bde., Leipzig 1888, 90), welchem „Der menschliche Weltbegriff“ (Leipzig 1891) folgte. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie beschränkte A. auf die descriptive Bestimmung des allgemeinen Erfahrungsbegriffs nach Form und Inhalt; dem formalen Theile dieser Aufgabe ist das erste dieser beiden Werke, dem inhaltlichen Theil das zweite gewidmet. Da der theoretische Idealismus auf dem Gebiete der Philosophie, namentlich der Psychologie ganz unfruchtbar gewesen sei, mußte nach A. ein neuer realistischer Weg eingeschlagen werden, der nicht im alten Materialismus endigt, aber doch diesem nahe kommt, indem anatomische und physiologische Processe mit in die Theorie aufgenommen werden, das Ganze aber mit einem Aufwand großen Scharfsinnes unter Anwendung von mathematischen Formeln und Buchstaben ausgeführt ist, freilich gerade durch diese Anwendungen an Deutlichkeit und Begreiflichkeit verliert. Es kommt bei A. schließlich darauf an, die Variationen der Erfahrungen, indem fremde und eigene Erfahrungen gleichberechtigt sind, als logisch unhaltbar zu beseitigen und einen natürlichen Weltbegriff zu Stande zu bringen. Werthvoll, auch zum Verständniß seines Systems, sind noch die Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie, in der Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos., Bd. 18 u. 19 ff. Mit dem Erfolg seiner Vorlesungen konnte A. sehr zufrieden sein; sie wurden von denen, die sich einmal an die Strenge des Vortrags gewöhnt hatten, eifrigst besucht und mit Erfolg gehört. Seine Werke dagegen, namentlich die „Kritik der reinen Erfahrung“, fanden nicht die vom Verfasser gewünschte Aufnahme, wenngleich sich in den letzten Jahren um A. ein Kreis von gläubigen, ja begeisterten Anhängern sammelte. Er empfand es bitter, daß ihm die wissenschaftliche Anerkennung nicht in Form eines Rufes an eine Universität Deutschlands zu Theil wurde — erst auf seinem Todtenbett erhielt er sie, indem die Anfrage an ihn gelangte, ob er geneigt sei, der Nachfolger von A. Riehl in Freiburg i. Br. zu werden. Er verstand es nicht, daß nicht einmal ausführliche Beurtheilungen seines Systems, wenn sie auch angreifende wären, erschienen. — Alle, die A. persönlich nahe getreten sind, werden die Vornehmheit seiner Gesinnung, sein großes Wohlwollen gegen jedermann, die Frische seines Wesens

und seinen wenigstens in früheren Jahren sich häufig zeigenden Humor in bestem Andenken behalten. Von seinen Anhängern sind namentlich zu nennen: Jos. Petzoldt (Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung, 1. Bd.: Die Bestimmtheit der Seele, Leipzig 1899), Fr. Carstanjen (R. Avenarius' biomechanische Grundlegung der neuen allgemeinen Erkenntnißtheorie, und Einführung in die Kritik der reinen Erfahrung, München 1894), R. Willy (Der Empiriokritizismus als einzig wissenschaftlicher Standpunkt, Vierteljahrsschr. für wissenschaftl. Philos., Bd. 20).

Ueberweg-Heinze, Grundr. d. Gesch. d. Philos., III. 2, S. 218—223. — W. Wundt, Empiriokritizismus, Philos. Studien, Bd. 13. — Fr. Carstanjen, Biogr. Jahrb. u. deutscher Nekrolog, 1. Bd., 1897. — Eigene Bekanntschaft.

M. Heinze.

Ayrnschmalz: Konrad A., aus Weilheim, Benedictinerabt zu Tegernsee, † am 24. Jan. 1492, im Alter von 66 Jahren. Er legte am 8. Dec. 1447 zu Tegernsee Profeß ab, wurde Cellerarius, und nach dem Tode des Abtes Kaspar Aindorffer (s. den Artikel) am 26. Januar 1461 zum Abt gewählt. Als Abt folgte er den Spuren seines Vorgängers. Besonders war er auf Erweiterung und Verschönerung des Klosters bedacht; unter ihm wurde die Kirche neu gebaut, eine neue Bibliothek und andere Gebäude errichtet. Er vermehrte auch die Bibliothek durch ca. 500 Bücher. Eifrig bemühte er sich auch wie Aindorffer für die Durchführung der Gleichförmigkeit der Disciplin in den deutschen Benedictinerklöstern. — Gedruckt sind von ihm einige Briefe bei Pez, Bibliotheca ascetica, T. VIII, p. 601—617, und bei Meichelbeck (s. unten). Ueber die in der Münchener Staatsbibliothek und in der Bibliothek des Stiftes Melk von ihm vorhandenen Manuscripte vgl. Lindner.

Alphons Hueber, Chronicon Monasterii Tegernseensis, bei Bern. Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus, T. III, Pars 3 (Augustae Vind. 1721), p. 545— 551. — Wiguleus Hund, Metropolis Salisburgensis, T. III (Ratisb. 1719), p. 272. — Meichelbeck, Historia Frisingensis, T. II (August. Vind. 1729), p. 253, 264. — P. Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee, Die Aebte und Mönche der Benedictiner-Abtei Tegernsee, I. Theil, (München 1897) S. 63 f. (Auch im Oberbayer. Archiv, 50. Bd., S. 80 f.).

Lauchert.

B.

Baade: Knud Andreassön B., Marinemaler, geboren am 28. März 1808 auf dem Pfarrhofe Skiold (im südlichen Norwegen) als der Sohn eines Advocaten; erhielt durch seinen mütterlichen Großvater die Neigung zur Bildnerei, welche erst zu Bergen, dann 1827—30 bei Prof. Eckersberg in Kopenhagen und Christiania, wo B. die Porträtmalerei übte, gefördert wurde. Zu Indrejogn (Bergen), wohin der Vater 1831 als Landrichter (Sorenskriver) versetzt wurde, lud die großartige Natur zu landschaftlichen Studien, die durch eine Reise nach Drontheim und dem hohen Norden, durch den Anblick der Mitternachtsonne neue Nahrung fanden. Eine zufällige Bekanntschaft mit Joh. Christian Dahl führte zu einer Uebersiedlung nach Dresden (1836—39), von wo ein bedenkliches Augenübel den jungen Maler ein Jahr lang wieder an die Heimath bannte. Hergestellt wagte er sich 1840 wieder nach Dresden und übersiedelte 1842 nach München, welches B., mehrere längere Studienreisen nach seiner Heimath abgerechnet, bis zu seinem am 24. November 1879 erfolgten Ableben zum ständigen Wohnsitze erwählte. Hatte er früher fast ausschließlich nur Mondnächte, meist mit stürmischer See, die sich an nackten Felsen bricht und Schiffe mit Wuth hin- und herschleudert, ziemlich eintönig in Dahl's trüber Farbe gemalt, so übte zu München das Vorbild von Christian Morgenstern (1805—67) einen überwältigenden Eindruck auf B., welcher das bisherige Repertoire zwar beibehielt, aber durch eine wunderbar poetische Stimmung seine Schöpfungen zu überraschenden Kunstwerken gestaltete. Die ernst-großartigen Scenerien der nordischen Natur tauchte er in eine gewaltige Wechselwirkung von Licht und Helldunkel, wobei die hochdramatischen Wolkenzüge eine virtuose Rolle spielten. Eine gewisse Energie und frappirende Breite des Vortrags, genährt durch die Neuheit der Motive, wurde aber alsbald bei B. Manier und wirkte, auf allen Bildern gleichmäßig wiederkehrend, trotz aller Originalität, ermüdend auf den Beschauer. So wurde B. der Gegensatz zu Zwengauer's friedlichen Abendstimmungen, Beide fanden zeitlebens ein dankbares Publikum. B. erschien 1845 zuerst im Münchener Kunstverein mit einem „Schiffsdeck“, „Seesturm“, „Mondschein“ und einer „Insel in Norwegen bei Mitternachtsonne“ und begründete damit siegreich seinen gefeierten Namen. Darauf folgte 1846 eine „Marine“, „Winterlandschaft“, „Gebirgsgegend aus Norwegen“ und „Nordische Landschaft“, 1847 der „Nigards Gletscher Justedal“; B. unterbrach aber plötzlich seine Ossianischen Nebelbilder durch herkömmliche Motive aus der Ramsau, vom Hintersee, aus dem Inn- und Zillerthal und eine „Tiroler-Hammerschmiede“. Dann hob

er die alten Schwingen zu altnordischen Zauberspielen, wobei unnöthigerweise auch die Gestalten der „Saga“ als Staffage Verwendung fanden; unvergleichlich blieben jedoch seine stillen Buchten in den Scheeren mit den durchziehenden Barken, die niederen Strandhütten an den sturmumtobten Felsenküsten, die mit ihren Rauchschlangen das wüthende Meer durchschleichenden Dampfer — alle mehr oder minder von zerpeitschten Wolkengeschieben überspannt oder durch die silberne Mondsichel mit flüssigem Silber überfluthet, in welchem eine gestrandete „Fortuna“ oder ein halbversunkenes Wrack die schwermüthige Empfindung mit epischer Kraft verklären. Ein stiller Forscher und selbst in heiterer Umgebung selten aufgeknöpfter Sinnirer, beschäftigte sich B. mit speculativen Problemen und versenkte sich freilich unter der Leitung des liebenswürdigen Professors Dr. Emil Harleß (1820—62) in das Studium der Anatomie mit demselben Eifer, wie er auch den astronomischen und mathematisch-physikalischen Forschungen des Geheimrath Prof. Dr. Ph. L. v. Seidel lauschte. In seiner unscheinbaren Figur mit dem zergrämten, weltabgeschiedenen Antlitz — sein Bildniß wurde 1879 durch M. Grönvold gemalt — lag eine unergründete Tiefe. B. war ein Denker und Schweiger wie Moltke, als Maler aber ein echter Dichter von reicher Phantasie und virtuoser Technik. „Poetisch angelegt fühlte er sich von der grandiosen Natur seines Vaterlandes mächtig angesprochen und gab sie in zahlreichen Bildern wieder, wobei er besondere Vorliebe für Mondscheinscenerien zeigte. Bald läßt er das Meer sich in berghohen Wogen erheben und mächtige Schiffe wie dürre Blätter hin und herschleudern, bald es brandend an die Klippen des Ufers schlagen. Phantastische Wolkengestalten jagen über den Himmel und das blasse Mondlicht zuckt unsicher auf den Wellen. Bald führt er den Beschauer auf die friedlich ruhende, vom vollen Lichte des Mondes weithin beleuchtete See, ausnahmsweise auch tief in die Fjorde hinein, daß wir uns der grünen Matten und der weißstämmigen Birken erfreuen. Immer ist es das Bedeutende, Einsame, Erhabene, durch das er uns anregt und in romantische Stimmung versetzt, ohne an das Sentimentale zu appelliren.“ (Nr. 330 der Augsburger Abendzeitung, 29. November 1879.)

Vgl. Regnet in den Propyläen, München 1869, S. 108 ff. und in dessen Münchener Künstlerbildern, Lpz. 1871, I, 11 ff. — Ph. Weilbach, Dansk Konstnerlexikon. Kjobenhavn 1878, S. 125. — Nagler-Meyer, Künstlerlexikon 1878, II, 499. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895, I, 43.

Hyac. Holland.

Babo: Lambert Heinrich Joseph Anton Konrad Freiherr v. B., geboren am 25. November 1818 zu Ladenburg am Neckar, Dr. med. und Professor an der Universität Freiburg i. Br., war ein durch seine wissenschaftlichen Forschungen hervorragender Chemiker, dessen Hauptthätigkeit vorwiegend jener Periode angehört, welche der großartigen neueren Entwicklung der organischen Chemie unmittelbar vorausging. Obgleich seine Arbeiten mit Vorliebe physikalisch-chemische Grenzgebiete aufsuchten, so hat er doch mehrfach auch organische Substanzen durch erfolgreiches Studium aufgeklärt, die Wissenschaft aber besonders verdienstlich dadurch gefördert, daß er an der Vervollkommnung der technischen Hülfsmittel und Apparate arbeitete und durch einzelne größere Experimentaluntersuchungen deren Anwendbarkeit zur Lösung schwieriger Fragen in vorbildlicher Weise lehrte.

v. B. entstammte einer hochangesehenen und begüterten kurpfälzisch-bairischen Familie. Sein Großvater Lambert Gregor v. Babo (1725—1799) war Vorstand der kurfürstlichen Hofintendanz und hat sich durch die Erbauung der Heidelberger Brücke, des Mannheimer Theaters, vieler Bauten des Schwetzinger Gartens bekannt und verdient gemacht. Sein Vater Lambert Joseph Leopold

(s. A. D. B. I, 727 und v. Weech, Bad. Biogr. I, 15), hochbegabt, vielseitig wissenschaftlich und künstlerisch gebildet, verwerthete sein reiches Wissen in fruchtbarster Weise zur Förderung der Landwirthschaft seiner badischen Heimath. Ländliche Eindrücke waren es auch, die der Chemiker v. B. von Jugend auf empfing, wodurch sich sein im ganzen Leben viel bethätigtes Interesse für Gartencultur und Weinbau erklärt. Die ersten Jugendjahre verlebte er auf dem väterlichen Gutshofe bei Ladenburg inmitten der fruchtbaren badischen Pfalz und nach der Mutter frühem Tode und der Wiederverheirathung des Vaters in Weinheim. Von großem Einfluß auf die geistige Entwicklung des Knaben und seiner Brüder aus der zweiten Ehe war der im freiherrlichen Hause wohnende alte Erzieher des Vaters, Dr. Batt (vgl. Häusser, Geschichte d. rhein. Pfalz, 2. Ausg. 1856, Vorrede S. IX), der auch in den Söhnen ein hohes Interesse für Poesie und Kunst und eine auf das Ideale gerichtete Lebensauffassung zu erwecken wußte. Seine weitere Ausbildung fand er in der Bender'schen Erziehungsanstalt in Weinheim und auf dem Lyceum zu Mannheim.

Schon damals verrieth der Jüngling eine Neigung zu der Naturwissenschaft, welche während der Ferien in dem landwirthschaftlichen Laboratorium des Vaters und einer noch von Dr. Batt stammenden Sammlung physikalischer Apparate weitere Nahrung fand. Die Folge war, daß der junge B. nach bestandenem Abiturium sich für das Studium der Medicin entschied. Er begann seine Studien Michaelis 1837 an der Universität Heidelberg, brachte das Sommersemester 1840 in München zu und wurde im October 1842 in Heidelberg zum Doctor der Medicin promovirt. Er entschloß sich nun aber, seiner inzwischen unter dem Einfluß seines Lehrers Leopold Gmelin noch mehr geweckten Vorliebe für die Chemie zu folgen und sich ganz dieser Wissenschaft zu widmen. Wie so viele seiner fachmännischen Zeitgenossen ging er zu Liebig in Gießen, wo er das Sommersemester 1843 zubrachte und mit vielen später hervorragenden Chemikern, mit A. W. Hofmann, Will, Kopp, Fresenius bekannt und befreundet wurde. Dort führte er gemeinsam mit seinem Freunde Fresenius die erste größere Experimentaluntersuchung aus über den Nachweis des Arsens in Vergiftungsfällen.

Aus der Zeit seines Münchener Aufenthaltes ist bekannt, daß er aufs lebhafteste die gerade in jene Zeit fallende, allgemeines Aufsehen erregende Erfindung der Daguerreotypie erfaßte und selbst über das Verfahren Versuche anstellte. Ein hervorragendes Interesse für den photographischen Proceß hat B. sowol nach der praktischen, wie nach der theoretischen Seite auch im ganzen ferneren Leben bethätigt. Etwa im J. 1844 siedelte B. bleibend nach Freiburg über, arbeitete zunächst bei dem Chemiker Fromherz, dessen Assistent er 1844 wurde. Er habilitirte sich 1845, errichtete ein Privatlaboratorium, dessen Fortführung nur mit bedeutenden persönlichen Opfern möglich war, wurde 1854 außerordentlicher Professor und Leiter des chemischen Universitätsinstituts als Nachfolger von Fromherz, 1859 ordentlicher Professor der Chemie in der medicinischen Facultät, 1865/66 Prorector der Freiburger Universität. Zu vielen Reisen und mühsamen gerichtlichen Untersuchungen war B. als chemischer Experte der großherzoglichen Hofgerichte veranlaßt. Als sich B. nach nahezu 40jähriger Lehrthätigkeit October 1883 pensioniren ließ, weil sein Gesundheitszustand es ihm nicht mehr ermöglichte, den durch die eingetretene Reorganisation des chemischen Unterrichts bedingten gesteigerten Anforderungen voll und ganz entsprechen zu können, wurde ihm der Titel Geheimer Hofrath und später beim 50jährigen Doctorjubiläum der Titel Geheimer Rath verliehen. Die deutsche chemische Gesellschaft ehrte seine Verdienste gleich nach seinem Rücktritt von

der Lehrthätigkeit durch die Wahl zum auswärtigen Vicepräsidenten für das Jahr 1884.

Aeltere Untersuchungen Babo's und seiner Mitarbeiter bezogen sich namentlich auf die damals noch wenig erforschten pflanzlichen Alkaloïde. Die zusammengesetzte Natur des Alkaloïds der Senfsamen, des Sinapins, wurde gemeinschaftlich mit Hirschsprung und die des Piperins aus dem Pfeffer gemeinsam mit Keller nachgewiesen. Erstere Untersuchung führte zu der Entdeckung des Sinkalins, letztere zu der der Piperinsäure. Da das Sinkalin heute als identisch mit dem Cholin betrachtet wird, so haben B. und Hirschsprung diese physiologisch wichtige Base bereits unter Händen gehabt. Aus dem Cinchonin wurde durch die zerlegende Kraft des galvanischen Stromes das Chinolin abgespalten. Mehrfach wurden „Aldehyde" untersucht, und die Methoden der Darstellung derselben verbessert. Die Vorliebe für exactere, zum Theil in das Gebiet der physikalischen Chemie gehörende, Untersuchungen tritt uns schon in der ersten Periode selbständigen Schaffens Babo's entgegen. Dahin gehört die schöne Untersuchung über die Spannkraft des Wasserdampfs in Salzlösungen, auf welche später der Physiker Kirchhoff (Ges. Abh. S. 479) bei theoretischen Berechnungen Bezug nahm. Eine praktische Folgerung zog B. selbst in einer Abhandlung „Ueber die Absorption des Wasserdampfes durch die Ackererde". Hier wird die praktisch wichtige, später von Stellwaag (Wollny's Forsch. a. d. Geb. d. Agrikulturphysik V [1884] S. 210) bestätigte Beobachtung mitgetheilt, daß vorgetrocknete Ackererde, rasch in einen feuchten Raum gebracht, sich merklich, oft um mehrere Grade erwärmt. Praktisch werthvolle, auch für tropische Agricultur beachtenswerthe Schlüsse wurden hieraus gezogen. Eine der hervorragendsten Arbeiten Babo's und ein glänzendes Zeugniß seines experimentellen Talentes bilden seine „Beiträge zur Kenntniß des Ozons". Die Schärfe der Fragestellung und Gründlichkeit der Durchführung erinnert an die exacte Behandlung ähnlich schwieriger Fragen durch seinen Heidelberger Collegen und Freund Bunsen. Alle Bedingungen, von welchen die Ozonisation der Luft und des Sauerstoffs abhängt, wurden erforscht, das erreichbare Maximum der Ozonisation erzielt, die bereits von Andrews und Tait beobachtete Verdichtung des Sauerstoffs bei der Ozonbildung bestätigt, und wichtige Gründe gegen die Existenz des „Antozons" geltend gemacht. B. machte bereits Versuche, das Ozon zu verdichten, ein Problem, welches zu lösen jedoch der neueren Kältetechnik vorbehalten bleiben sollte.

Das außerordentliche Interesse für den photographischen Proceß bethätigte B. durch seine Studien über die Herstellung von haltbarem Collodium, die Nutzbarmachung des Schwefelkohlenstoff-Blitzlichtes für die Photographie. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er mit dem Physiker J. Müller die Fluorescenz erregende Eigenschaft des letzteren Lichtes, welche am schönsten mit Hülfe von Uranglas zu beobachten war. Das Spectrum desselben Lichtes wurde photographirt und drei hellere Linien auf dem continuirlichen Spectrum nachgewiesen. Immer mehr concentrirte sich die schaffende Thätigkeit des durch Vorlesungen, Unterrichtslaboratorium, gerichtliche Untersuchungen viel in Anspruch genommenen Mannes auf die Construction physikalischer Apparate als Hülfsmittel experimenteller Forschungen. Seine letzte, gemeinschaftlich mit seinem Collegen und Freund E. Warburg veröffentlichte Arbeit „Ueber den Zusammenhang zwischen Viscosität und Dichtigkeit bei flüssigen insbesondere gasförmig flüssigen Körpern" (1882), bei welcher ihm namentlich der constructive Theil zugefallen war, beweist noch einmal, welche Meisterschaft B. in dieser Richtung erreicht hatte. Mit großer Theilnahme verfolgte er die neueren Fortschritte der physikalischen Technik, namentlich die Idee der Kraftübertragung auf elektrischem Wege. Er hat selbst

den Versuch gemacht, kleine Dynamomaschinen zu construiren. Babo's experimentelle Begabung trug auch zahlreiche Früchte für die Chemie durch die Construction zweckmäßiger, sowol feinerer, als einfacher Laboratoriumsapparate. Wir nennen hier den Apparat zur Darstellung von Ozon, den Verbrennungsgasofen für Elementaranalyse, den Ofen zum Erhitzen zugeschmolzener Röhren, den Thermoregulator, die Ventilquecksilberluftpumpe und aus den letzten Freiburger Jahren die sehr sinnreich construirte selbstthätige Wasserquecksilberluftpumpe, welche ähnlichen neueren Constructionen als Vorbild gedient hat. Wenn heute in milchwirthschaftlichen und physiologischen Laboratorien sehr vollkommene Centrifugen im Gebrauch stehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß B. bereits eine Centrifuge zur Beschleunigung des Filtrirens construirt und eingeführt hatte. Auch der Praxis der Mostbehandlung machte er die Centrifugalkraft durch die Construction der sog. Mostpeitsche dienstbar. Ferner sind verschiedene einfachere Apparate, wir erwähnen z. B. seiner Gasentbindungsapparate, seiner Perlröhren, von ihm eingeführt worden.

Nach seiner Pensionirung siedelte B. nach Karlsruhe über, brachte aber die Sommermonate regelmäßig auf seinem Besitz Kloster Frauenalb im badischen Schwarzwald zu. Die milde Luft in dem lieblich gelegenen Thale wirkte günstig auf seine bereits leidende Gesundheit, so daß es ihm vergönnt war, noch eine Reihe von Sommern im Kreise seiner Familie, oft erfreut durch den Besuch von Verwandten und Freunden, an dem schönen Orte zu verleben. Mit warmem Interesse hing er noch an seinem Fache und nahm er jederzeit Kenntniß von den großen neueren Fortschritten der exacten Naturwissenschaften. Er verschied zu Karlsruhe am 15. April 1899 an den Folgen eines Schlaganfalls. v. B. war ein aufrichtiger Charakter, der treu an seinen Ueberzeugungen, treu an den ihm durch seine Erziehung eingepflanzten Idealen festhielt. Seine warm empfindende und zugleich etwas erregbare Natur ließ ihn jederzeit lebhaft und entschieden für seine Ueberzeugung eintreten. Wohlwollend und uneigennützig stellte er sein reiches Wissen Jedem, der sich an ihn wandte, gerne zur Verfügung und als ein Freund jeder praktischen Anwendung, suchte er seine chemische Erfahrung verwandten Zweigen der Naturwissenschaft und der Technik dienstbar zu machen. Mit der Mehrzahl seiner Freiburger Collegen, die seine Befähigung anerkannten und seine Charaktereigenschaften hochschätzten, stand er in ebenso freundschaftlicher Beziehung wie zu seinen Fachcollegen in Heidelberg, Karlsruhe, Basel. Sein Haus in Freiburg bildete einen Mittelpunkt der Geselligkeit und eine Pflegstätte der Kunst. Wir möchten nicht schließen, ohne noch der außerordentlichen Neigung zu gedenken, welche B. für die Tonkunst empfand, die eifrig gepflegt schon in der Jugend, ihm noch im hohen Alter einen Quell geistiger Erfrischung bildete.

Poggendorff's biogr.-liter. Handwörterb. I u. III. — Liebig's Annalen mit Fresenius Bd. 49, ferner Bd. 82, 84, 85, Suppl. 2; mit Claus das. Suppl. 2 und Bd. 140. — Poggendorff's Annalen Bd. 97; mit Warburg: Wiedemann's Annalen Bd. 17 (1882). — Ber. d. D. chem. Gesellsch. Bd. 13. — J. prakt. Chem. Bd. 72, 73, 74. — Ber. d. Verhandl. d. naturf. Gesellsch. z. Freiburg i. B. Bd. I (1855) bis VIII (1882). — Nekrologe: Ber. d. D. chem. Gesellsch. Bd. 32. — Chem. Ztg. (Cöthen) 1899, Nr. 33.

A. Emmerling.

Babst: Diederich Georg B., plattdeutscher Dichter, geboren am 24. Juli 1741 zu Schwerin i. Mecklenburg, † am 21. April 1800 zu Rostock. B. besuchte die Domschule seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Lübeck, wohin seine Eltern infolge der Wirren des siebenjährigen Krieges flüchten mußten. Schon als Knabe zeigte er Anlage zur Dichtkunst und erlangte wegen der von

ihm zu vorhandenen Melodien gedichteten Lieder eine Art Berühmtheit, so daß er dieselben sogar bei Hofe vortragen mußte. Als Studium wählte er die Jurisprudenz, welcher er in Rostock oblag. Hier wurde er auch nach bestandenem Examen als Procurator beim städtischen Niedergericht zugelassen und erhielt später die Stelle eines Secretärs des zweiten Quartiers der repräsentirenden Bürgerschaft. Eine Anstellung in fürstlichen Diensten zu erlangen, wollte ihm nicht glücken:

„De Gunst van groten groten Harren
Hätt männig'n Bur'n tum Amtmann högt;
Ick häww keen' Vedders, weet keen' Quarren,
Bünn doch vergnögt" (S. 181; vgl. auch 194).

Zwar fehlte es ihm nicht an Verwandten und Freunden, sie waren aber sämmtlich einflußlos. So gab er sich zufrieden mit seiner bescheidenen städtischen Stellung und schätzte sich bald glücklich in seiner gemüthlichen Häuslichkeit. Und wenn er den Seinen auch keinen Reichthum hinterlassen konnte, so tröstete er sich doch dafür mit den Worten:

„Mien ihrlich Nam' verbliwwt den Arwen,
Ick starw' vergnögt" (S. 182).

Er war in der That wegen seiner vielfach bewährten Rechtschaffenheit, die in damaliger Zeit unter Juristen und Beamten nicht gerade häufig gewesen zu sein scheint, allgemein geachtet. Den Namen eines Dichters zu hinterlassen, daran dachte der bescheidene Mann nicht. Und doch muß er uns heute als der erste mecklenburgische Volksdichter der neueren Zeit gelten, der die bei den Gelehrten in Verachtung gerathene plattdeutsche Mundart wieder hervorsuchte und zeigte, daß sie noch immer fähig sei, wenn der richtige Ton in ihr angeschlagen, zu den Herzen der Menschen so warm, ja oft noch wärmer als die hochdeutsche Sprache zu reden. Seiner einfachen Ursprünglichkeit entsprechend, schrieb er das Plattdeutsche so, wie es der gemeine Mann seiner Heimath und Zeit sprach, und fürchtete deswegen nicht den Tadel der Recensenten, die ja auch meistentheils seine plattdeutschen Gedichte wegen der Seltenheit dieser Gattung gar nicht richtig zu beurtheilen vermochten.

„Vär Dadel will ick mi nich schugen,
wat't deit, dat deit't!
Mi sall vär kehnen Mäkler grugen,
de't nich versteit.
Ick heb dat Glück, datt diß Art Böker
fast gar nich fünd,
de't beter maakt, den holl ick klöker
un vär mien Fründ.
Datt ick kehn olles Pladdütsch schrewen,
dat weet ick gnoog,
so, aß wie im gemeenen Lewen
nu spreken noch.
Dat heet ick, aß man hier kann lesen,
de Moderspraak;
ick woll mit Fliet nich klöker wesen,
dat waß mien Sak!" (Ausg. v. J. 1812, Jngang.)

Vor B. hatte sein Landsmann Johann Heinrich Voß in den Jahrgängen 1777 und 1778 seines Musenalmanaches einige Idyllen in niedersächsischer Mundart veröffentlicht, die aber nicht das Gepräge des Volkes tragen, sondern die Mache des gelehrten Philologen nur zu sehr verrathen.

B. begann mit poetischen Beschreibungen, die er 1788 anonym erscheinen ließ. Zuerst kam „de Rekrut" heraus, worin er einen jungen Soldaten in Briefen an seine Grete den feierlichen Einzug des Herzogs Friedrich Franz in Rostock schildern läßt. Darauf folgten weitere Briefe des Rekruten, welche über

die an den Einzugstag sich anschließenden Festlichkeiten berichten. Eine dritte Publication handelt von dem Festessen der Rostocker Hundertmänner. In demselben Jahre begann er auch eine Sammlung kleinerer Gedichte, die in Zeitschriften zerstreut oder nur handschriftlich oder mündlich bekannt gewesen sein mochten, in 3 Theilen zu veranstalten; dieselbe lag 1790 vollständig vor: „Allerhant schnaaksche Saken tum Tietverdriew; afers Wahrheten üm sick meeto to spegeln, in unse Moderspraak von dem Prokerator Diederich Georg Babst, de den Rekruten maakt het, ... bey C. Müller, E. E. Rathsbuchdr.“ Diese dreitheilige Sammlung enthält 86 Gedichte. Nachdem B. aus seiner Anonymität herausgetreten war, veröffentlichte er noch drei größere poetische Beschreibungen, nämlich eine des am 28. Juni 1793 unter Theilnahme der Söhne des Herzogs Friedrich Franz gefeierten Festes der Rostocker Straßen- und Bruchfischer; eine des Rostocker Königschusses, und eine des diesmal auf den 10. Juli verlegten und unter Theilnahme des Herzogs selbst gefeierten obengenannten Festes vom Jahre 1797. 12 Jahre nach des Dichters Tode wählte sein Sohn J. L. D. B., Cantor an St. Jacobi zu Rostock, 46 Gedichte aus, setzte ihnen einen „Ingang“ (gleichfalls in plattdeutschen Versen) vor und gab sie in Druck u. d. T.: „Uhterlesene Pladdütsche Gedichte van Diederich Georg Babst. Rostock 1812“. Als auch diese Ausgabe vergriffen war, sah sich 1843 die Stiller'sche Hofbuchhandlung zu Rostock und Schwerin durch „vielfältige Nachfragen“ veranlaßt, „einen zeitgemäßen Auszug wiederum erscheinen zu lassen, in welchem zugleich auf eine gleichmäßigere Schreibung des Plattdeutschen, nach hiesiger Aussprache, Bedacht genommen ward“. Derselbe führt den Titel: „Allerhand schnaksche Saken tum Tiedverdriew, äwers Währheeten, ümm sick meeto to speegeln in unse Moderspraak', van Diederich Georg Babst. Im Auszug auf's Neue herausgegeben“ und enthält 56 Gedichte, also 10 mehr als die Ausgabe vom Jahre 1812, jedoch so, daß sie mit dieser nur 35 gemein hat, dagegen 21 neue bringt, darunter Nr. 56: „De fürstliche Peter unn Pagel“ (d. i. Peter-Paulsfest, Fest der Straßen- und Bruchfischer am Peter-Paulstage).

Der lyrische Dichter tritt in Babst's Sachen nicht stark hervor. Als Lieder dürften wol nur bezeichnet werden: „De Gesundheit“ und „Dat Glück“ (beide nicht in der Ausg. v. 1843, sondern nur in der v. 1812 enthalten). Eine Ballade oder Romanze ist „Susette“ (gleichfalls nur in der Ausg. v. 1812). Naturschilderungen gelingen ihm gut, vgl.: „De Spatziergang in de Ost“ (Nr. 15), „De Harwst“ (Nr. 27), „De Nacht“ (Nr. 32). Sehr bilderreich ist seine Ausdrucksweise nicht; am liebsten bedient er sich noch der beseelenden Personification, z. B.: „Dat Rahdhus schien' to säggen: Hüt' iß mien Ihrendagg“ (S. 123). In seinen Fabeln und Erzählungen erinnert B. an Hagedorn, Pfeffel, besonders aber an Gellert (vgl. „De Heekel“ und „De Bildhauer“, beide nur in der Ausg. v. 1812); dieser wird von ihm S. 196 erwähnt. Auf das anschaulichste weiß er das Leben und Treiben von Bürger und Bauer in Mecklenburg, namentlich in Rostock und Umgegend, während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts mit gelegentlichem Rückblick auf die früheren Zeiten zu schildern. Er erzählt, wie der Schäfer beim Wollhandel den Kaufmann in der Stadt hineinlegt und von diesem wieder hineingelegt wird; wie der Schreiber den Gutsherrn zu Gunsten des Kaufmanns, der Bauer den Förster hintergeht. Wo es sich um menschliche Schwächen nicht gar schwerer Art oder um Untugenden ganzer Stände handelt, nimmt er sich der damit Behafteten an und sucht sie zu entschuldigen, indem er auch ihre guten Seiten hervorkehrt.

„Fiend' mi in de Welt to maken,
Iß mien' Affsicht gär nich weßt;
Man de Fehlers uttostaken,

Schreww ick, wat man hierin lest.
Ick verihre jeden Stand,
Vaderstadd unn Vaderland!" (S. 288.)

Wirklicher Verderbtheit tritt er jedoch mannhaft entgegen und zeigt sich dann als strenger Sittenrichter, z. B. den schlechten Weibern gegenüber in der in Alexandrinern abgefaßten Satire „Ank unn Trien" (nur in der Ausg. v. 1812). Er verdammt die Ehrabschneiderei in „De Mul'blädrige" (Nr. 33) und „De Läßtertung'" (Nr. 38), sowie das Unwesen der „Fuschers" (Curpfuscher), mögen es nun alte Weiber oder Bartkratzer sein (Nr. 23). Zum warnenden Beispiel stellt er in besonderen Gedichten hin: den Geizhals, den Spieler, den Säufer, den Vielfresser (Nr. 17, 20, 28, 51). Er spricht einer strengen Erziehung durch Schule und Eltern das Wort und schildert das spätere Elend eines früher verzogenen Mutterkindes (vgl. z. B. Nr. 22). Das vorwiegend didaktische Element seiner Dichtung zeigt sich am wirksamsten in „Dat Sark" (Nr. 36), welches Gedicht mit Recht „ein in Versen gemalter Todtentanz" genannt worden ist.

„Finnt uns de olle Knakenmann
So mirren mank de Sünnen,
Wur grimmig kickt he uns denn an,
Mit siene Seiss' to schienen.
Denn bewern wi aß Eschenlow;
Bedenkt dat, Minschen, alltohop.

Drümm, den watt Leegs to dohn inföllt,
De möt an't Sark man denken;
Denn de ditt deiht unn sien Wurt höllt,
Ward sick tum Rechten lenken.
Darmit ick nu ditt jo bemark',
So mal' ick an mien Berr een Sark."

Babst's Hauptbedeutung scheint mir nun aber keineswegs darin zu liegen, daß er ein Vorläufer Fritz Reuter's gewesen ist, sondern vielmehr in den der Zukunft durch seine ins einzelne gehende poetische Schilderung aufbewahrten alten Rostocker Gebräuchen und Festlichkeiten, von denen heute schon so viel verloren gegangen ist und in kurzem kein Mensch mehr etwas wissen würde. Auf diese culturhistorische Bedeutung der Babst'schen Gedichte hat schon Goethe hingewiesen, der den Verfasser aber auch als Dichter gelten läßt. In dessen Tagebuch (Smtl. Werke in 3 Bdn., Stuttgart 1869, Bd. II, S. 1074 f.) heißt es: „Von Both [der spätere Vicekanzler der Rostocker Universität] und Gemahlin aus Rostock .... brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, D. G. Babst, Productionen, welche sich neben den Arbeiten seiner Gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zustand, in festlichen Augenblicken neu belebt, wieder darstellen". B. hing pietätvoll an dem Althergebrachten seiner Heimath; wenn er auch nicht den Zweck einer jeden alten Einrichtung erkennen konnte, so war er ihr deshalb doch nicht gram:

„Dat weet ick eben nich, alleen de leewen Ollen
De häwwen dat jo so vör hunnert Jahr' all hollen." (S. 120.)

Wie beschämend für Viele in der Gegenwart! Desgleichen — um dies hier einzufügen — seine Hochschätzung der Heiligen Schrift, die er „dat schmuckste Bok van allen" (S. 189) nennt! — Von den alten jährlich wiederkehrenden öffentlichen Lustbarkeiten der Rostocker lernen wir in Babst's Gedichten kennen: das Fest der Träger (am Pfingstmontag; Nr. 9), den Königschuß (Nr. 2), das Fest der Straßen- und Bruchfischer oder Peter-Paulsfest (am 28. Juni, s. oben), das Fest der Pantoffelmacher (an Pantaleon, 28. Juli; Nr. 7) und das Friedensfest (am Matthäus, 21. September, zur Erinnerung an den vor alter

Zeit einen Aufruhr beschließenden Frieden; nur in der Ausg. v. 1812). Ferner machen wir im Geiste eine von den Rostocker Studenten im Masken-Aufzuge gehaltene Schlittenfahrt (Nr. 5) mit, und erfahren den genauen Hergang bei einer Rostocker Doctorpromotion (in „Lier' watt, so weest du watt", Nr. 12) sowie bei einer Rathsherrenwahl daselbst im J. 1794 („De Rostocker Rahdsherrnwahl na ollen Schmack", Nr. 14). Auch berichtet B. von den alten Freiheiten und Vorrechten der Zünfte und Gewerke (z. B. der „Drägers", Nr. 9; der „Fischers", Nr. 3; der „Tüffelmakers", Nr. 7), greift auf die Entstehung jener Privilegien zurück und tritt für deren Beibehaltung ein, da sie durch Muth und Entschlossenheit im Kampfe für die Vaterstadt vor Jahrhunderten erworben seien.

Als juristischer Schriftsteller trat B. nicht hervor, wenn man nicht sein 56 Quartseiten enthaltendes „Repertorium des grundgesetzlichen neuen Rostockschen Erb-Vertrages" (zwischen dem Herzog Friedrich Franz und der Stadt Rostock am 13. Mai 1788 abgeschlossen) hierher rechnen will.

B. blieb bis an sein Lebensende mit seinem bescheidenen Loose zufrieden und heiter, ohne sich nach Reichthum zu sehnen. Er gönnte seinen Mitmenschen alles Gute und war höflich gegen jedermann, wobei ihm sein Landesvater, der alte Friedrich Franz, bekanntlich ein Muster von Höflichkeit, vorleuchtete.

Bei den Citaten ist, wo keine Jahreszahl angegeben, stets die Ausgabe von 1843 gemeint, deren Vorwort einige Nachrichten über das Leben des Dichters entnommen sind. Auch wurde ein kurzer Bericht der „Rostocker Zeitung" über einen von Karl Eggers im „Verein für Rostocks Alterthümer" am 15. December 1897 gehaltenen Vortrag benutzt. Hauptquelle blieben die Gedichte. Heinrich Klenz.

Bach: Alexander Freiherr von B., Staatsmann. Die in Niederösterreich heimische Familie Bach leitete ihre Abstammung von dem großen deutschen Tondichter Johann Sebastian Bach, dessen Vorfahren von Preßburg nach Thüringen übersiedelt waren, ab, und in der That schien in ihr die musikalische Begabung erblich zu sein. Alexander B. und seine Brüder Eduacd und Otto widmeten sich in der Jugend eifrigst der Pflege der Musik und Otto hat sich als Componist und Capellmeister einen Namen gemacht. Der Vater, Michael B., war Oberamtmann zu Loosdorf in Niederösterreich und ließ sich 1831 als Rechtsanwalt in Wien nieder. Alexander B. erblickte das Licht der Welt zu Loosdorf am 4. Januar 1813, studirte in Wien die Rechte, trat 1834 in die k. k. Kammerprocuratur ein, in der er durch neun Jahre arbeitete. Nach des Vaters Tod (1843) übernahm er die Advocaturskanzlei desselben und schwang sich zu einem der angesehensten Rechtsanwälte Wiens empor. Er stand bald auch in der Mitte derjenigen Männer, welche Fortschrittsgedanken hegten, leise der Hoffnung sich hingaben, daß das patrimoniale und absolutistische Oesterreich doch auch einst freiheitliche Institutionen erlangen könnte und vorläufig allerdings nur im engen Kreis durch das Wort diesen Ideen Bahn zu brechen suchten. Anastasius Grün, Doblhoff, Andrian, Schmerling, Hye, Sommaruga, Kudler, Bauernfeld, Feuchtersleben, Berger, Mühlfeld waren es, denen sich B. anschloß und in deren Gesellschaft er bald durch Begabung und Eifer als der ersten einer hervorragte. Nur eine Stelle bot hiezu Gelegenheit, der juridisch-politische Leseverein, dieser Mittelpunkt der bedeutendsten Köpfe Wiens, nur hier konnte ein freies Wort ausgesprochen werden. Dieser Verein, „1841 gestiftet, oder besser gesagt, nach langen schweren Kämpfen, in welchen sich besonders der hochgeachtete Advocat Johannes Bach (Alexander's Oheim) durch Ausdauer auszeichnete, der mißtrauischen Polizei abgerungen, seitdem in stetem verstecktem Kriege mit den Behörden, von der Regierung ängstlich bewacht und nur wider-

willig geduldet, vereinigte in seiner Mitte die besten Kräfte des Wiener Mittelstandes. Rechtsgelehrte, Justizbeamte und Universitätslehrer bildeten seinen Kern, eng verbunden waren ihm liberale Ständemitglieder und hervorragende Industrielle. Heißblütige politische Forderungen fanden hier keine heimische Stätte, die eigentlich revolutionäre Gesinnung keinen Anklang, desto lebhafter fühlte man die unwürdige Bedrückung aller Culturinteressen, desto bitterer klagte man über die verächtliche Schwäche und verderbliche Unfähigkeit der Regierung. Mit Fug und Recht durfte der juridisch-politische Leseverein sich als den Vertreter der öffentlichen Meinung darstellen, die Wünsche, die in seinem Schoß laut wurden, als die allgemeinen Forderungen des gebildeten Volkswillens behaupten". „Während die böhmische und ungarische Aristokratie für englische Einrichtungen schwärmte, hielten die Wiener Politiker den französischen (und belgischen) Liberalismus überaus hoch und träumten für die österreichische Hauptstadt eine ähnliche tonangebende Stellung, wie sie Paris besaß" (Springer II, 181). In diesem Kreise bildete sich B. zum Politiker aus und bald galt er bei seinen Gesinnungsgenossen als der glänzendste Kopf.

Als die Märzrevolution von 1848 losbrach, war er daher auch vielseitig und thatkräftig für die Forderungen der Bewegungspartei thätig; er erregte Aufsehen durch seine Reden, in welchen er zur Niederwerfung des absolutistischen Systems aufforderte und die Idee einer constitutionellen Umgestaltung des österreichischen Gesammtstaates und des Anschlusses an Deutschland vertrat. Als der juridisch-politische Leseverein sich in einer Adresse an die Regierung zu wenden beschloß, in welcher freie Presse, öffentliche Rechtspflege, Reform des Gemeindewesens, fester Anschluß an Deutschland und die Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Classen und Interessen der Völker vertretenden Körpers mit dem Rechte der Steuerbewilligung und der Controlle des Finanzhaushaltes, sowie der Theilnahme an der Gesetzgebung gefordert wurden, war es Bauernfeld, der den ersten Entwurf lieferte und B., der die letzte Redaction besorgte. In diesem Sinne wirkte er auch im Gemeinderathe, in den er von seinen Mitbürgern gewählt wurde. In den ständischen Centralausschuß, der in Wien vom 10.—17. April 1848 tagte, war er von dem Advocatengremium als dessen Vertreter entsendet worden. Hier war er besonders bei den Verhandlungen thätig, welche mit Erzherzog Ludwig und andern Vertretern des Hofes geführt wurden, um die Verleihung einer Constitution zu erwirken. Dieser Ausschuß sah von der Aufrechterhaltung der ständischen Verfassungen in den Provinzen ab, was infolge dessen auch in der octroyirten Verfassungsurkunde vom 25. April 1848 geschah. Diese Verfassung trat jedoch nicht ins Leben, da die in Wien ausgebrochene Bewegung (15. Mai) das Ministerium zwang, sie zurückzunehmen und einen constituirenden Reichstag zur Berathung und Beschlußfassung einer Constitution einzuberufen. B. wurde von der Vorstadt Maria Hilf in denselben gewählt. Eröffnet wurde dieser Reichstag am 22. Juli. Inzwischen hatte das Ministerium Pillersdorff schon mehrfach Bach's Rath und Arbeitskraft bei wichtigen Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen. Als dieses Ministerium am 18. Juli stürzte, wurde B. in das Ministerium Wessenberg-Doblhoff als Justizminister berufen. Diese Wahl fand allgemeine Anerkennung, da B. als ausgezeichneter Jurist bekannt war und in der Oeffentlichkeit allseitiges Vertrauen genoß. Im Reichstage trat er mit Entschiedenheit für eine centralistische Organisation der Monarchie ein, schloß sich den gemäßigten Parteien an, indem er (am 4. September) in den Verhandlungen über die Befreiung des bäuerlichen Grundbesitzes von den herrschaftlichen Lasten mit vollem Rechte für das Princip der Entschädigung sich aussprach und das unbedingte Vetorecht der Krone bei der Sanction der Beschlüsse des constituirenden Reichstags vertheidigte.

Die politische Thätigkeit Bach's bis zu dem Augenblicke, in dem ihm ein Ministerportefeuille zu Theil wurde, schildert Springer (II, 401) in folgenden Worten: „Alexander B., durch Vater und Oheim, zwei der geachtetsten Advocaten Wiens, in die Geschäftswelt und die besten bürgerlichen Kreise eingeführt, durch eine große Klientel selbständig gestellt, durch wiederholte längere Reisen der gewöhnlichen Selbstzufriedenheit reicher Wiener entfremdet, nahm bereits vor der Revolution, soweit es die eng gezogenen Polizeischranken erlaubten, regen Antheil an allen politischen Bestrebungen. Er pflegte Verbindungen mit gleichgesinnten Männern in den Provinzen, übte einen überwiegenden Einfluß auf die Richtung des juridisch-politischen Lesevereins und stand in genauen Beziehungen zur ständischen Oppositionspartei. In den Märztagen half B. den Adressensturm vorbereiten, den Magistrat vertreiben, die Krisis beschleunigen. Nach der Revolution zog er sich, klüger als seine Freunde, in ein vieldeutiges Halbdunkel zurück. Er geizte nicht nach der Ehre, eine Woche lang von der Aula vergöttert zu werden, um schon in der folgenden Woche in Vergessenheit, wenn nicht gar in schnöde Verachtung zu fallen, ihn lockte auch nicht der Eintritt in das erste Revolutionsministerium, über dessen Dauer er sich keiner Täuschung hingab. Seine Zurückhaltung ging aber nicht soweit, daß sie ihn in den Verdacht politischer Gleichgültigkeit brachte; er protestirte nicht, wenn sein Name unter den Vertrauensmännern für den Fünfzigerausschuß, unter den Candidaten für das deutsche Parlament genannt wurde; nur zu einem bindenden Glaubensbekenntniß mochte er sich nicht verstehen. Gab er politische Aeußerungen kund, so geschah es in einer Weise, daß er keine Partei verletzte, von jeder zu ihren Anhängern gezählt werden konnte. Er hielt z. B. im Gemeinderathe (10. Juni) dem 26. Mai eine Lobrede, sprach von ‚leserlicher Barrikadenschrift‘, fand aber die Bedeutung des Tages darin, daß sich ‚Wien für den unbedingten Anschluß an Deutschland ausgesprochen habe‘. Durch diese unschuldige Interpretation entwaffnete er die Conservativen. So kam es, daß ihm diese ihr Vertrauen nicht völlig entzogen und auch die Demokraten B. vollständig gewonnen zu haben sich rühmten. Namentlich Häfner in seiner berüchtigten ‚Constitution‘ wurde nicht müde, Bach's demokratische Gesinnung zu preisen und seine Berufung in das Ministerium zu fordern. Der demokratische Verein unterstützte trotz Tausenau's Warnungen gleichfalls mit seinem ganzen Einfluß den jungen vielversprechenden Advocaten und setzte in der That die Uebergabe eines Ministerportefeuilles an B. durch.“

Doch änderte sich dies bald. Bach's gemäßigtes Auftreten schon vor seiner Ministerschaft, welche offenbar den Blick der maßgebenden Persönlichkeiten im Kreise des Hofes und der Regierung auf ihn gelenkt hatte, und seine Reden im Reichstage, in welchen er den weitgehenden und jede staatliche Autorität untergrabenden Anträgen der Linken mit glänzender Beredsamkeit und mit entsprechendem Erfolge entgegengetreten war, zogen ihm den glühenden Haß und die Wuth der Radicalen zu. Schon im September circulirten in Wien Flugblätter mit der Aufschrift: „Bach muß an den Galgen“.

Als die Octoberrevolution ausbrach, war sein Leben schwer gefährdet. Am Morgen des 6. October war das Kriegsministerium Am Hof von bewaffneten und unbewaffneten Volkshaufen umstellt; in athemloser Spannung hörte man in den Räumen des ersten Stockwerkes die Verwünschungen der tobenden Menge; der Ruf: „An den Galgen mit Latour und Bach!“ brauste durch die Lüfte. Tausende von Arbeitern hoben ihre gewaltigen Eisenstöcke zu diesem Chore zornig in die Lüfte. Latour und B. waren im Gebäude, die Wache vor demselben war schwach besetzt, das empörte Volk hatte volle Gewalt zu thun, was ihm beliebte. B. gab entschlossene Befehle, er ließ die Thore des Hauses ver-

rammeln, entsendete eine Vertrauensperson zu dem Commandirenden, Grafen Auersperg, der mit der Garnison die innere Stadt verlassen hatte und auf dem Glacis und im Schwarzenberggarten campirte, mit der Ordre, zu Hülfe zu kommen. Lange und bange Zeit wartete man bis zur Rückkehr des Boten, der Rettung bringen sollte. Sie kam nicht. Auersperg wollte seinen Posten unter keinen Umständen verlassen. „Ein entsetzlicher Bescheid“, rief B., „meine alte Befürchtung trifft zu, das Militär gehorcht nicht, wenn man Marsch! befiehlt. In solcher Lage bleibt nichts übrig als die Flucht.“ — Latour wies als Soldat diesen Rath zurück, vielleicht hoffte er auch, daß die Abgeordneten des Reichstages, welche ab und zu kamen und gingen, schließlich doch Hülfe schaffen werden. B. war mißtrauisch, er blieb dabei, daß man fliehen müsse, aber ein Entweichen über den Platz war undenkbar. Man hätte die Flüchtlinge zerrissen, sowie man ihrer ansichtig geworden wäre. B. und mehrere hohe Beamte beschlossen sich unkenntlich zu machen; Kleider der Amtsdiener wurden herbeigebracht; er und die mit ihm anwesenden Beamten verkleideten sich und begaben sich durch einen dunklen Gang über eine Seitenstiege in die an das Kriegsministerium anstoßende und mit demselben durch eine Thür verbundene Kirche zu den neun Chören der Engel und von da durch eine Seitenpforte ins Freie; B. kam auf Seitenstraßen glücklich in seine Wohnung und eilte von da sogleich in das Lager des Grafen Auersperg, von wo er nach Salzburg reiste, wo er sich mehrere Wochen unter dem Namen „Wagner“ aufhielt.

Kurze Zeit nachdem B. sich gerettet hatte, erstürmten die Volkshaufen das Kriegsministerium und Latour fiel der Wuth des Pöbels zum Opfer. Wessenberg und Doblhoff waren mit dem kaiserlichen Hofe nach Olmütz geflüchtet, Latour war ermordet worden, B. lebte als „Wagner“ in Salzburg, nur der Finanzminister Philipp Krauß war mit dem Reichstage in Wien zurückgeblieben; das Ministerium, das schon im September sich in schwerer Krisis befand, war also factisch aufgelöst, wenn auch nicht nominell enthoben. Nur eine That vollzog es noch, durch ein kaiserliches Rescript vom 22. October schloß es die Sitzungen des Reichstages in Wien und berief ihn auf den 15. November in das Städtchen Kremsier in Mähren, wo er doch erst am 22. November wieder zusammentrat. Die Bildung eines neuen Ministeriums stand bevor. Radetzky hatte die Lombardei zurückerobert, Windischgrätz den Aufstand in Wien niedergeworfen, gegen Ungarns Erhebung bedurfte man vor allem einer starken Armee; das Heer mußte sonach in diesem kritischen Augenblicke als Factor ersten Ranges berücksichtigt werden, das neue Ministerium mußte einen gewissen militärischen Charakter tragen, an seine Spitze mußte ein hochgestellter Kriegsmann zu stehen kommen. Die Wahl war nicht schwer. Der „Armeediplomat“ Fürst Felix Schwarzenberg, welcher in Radetzky's Lager nicht bloß Proben persönlichen Muthes, sondern auch politischer Gewandtheit abgelegt hatte, bei dem Heere beliebt war, bei dem Hofe großes Ansehen genoß, in diplomatischen Geschäften kein Neuling war, dabei alles liberale Wesen gründlich verachtete, vereinigte alle wünschenswerthen Eigenschaften in sich; dazu kam noch, daß er der Schwager des Feldmarschalls Fürst Alfred Windischgrätz war, der als Sieger über das aufständische Prag (Juni 1848) und jetzt auch über Wien, die hervorragendste, maßgebende Rolle bei Hof innehatte, so daß ohne seine Zustimmung keine wichtige Staatsaction beschlossen und durchgeführt wurde.

Schwarzenberg berief den Grafen Franz Stadion, der sich als ausgezeichneter Verwaltungsbeamte und Statthalter bereits mehrfach bewährt hatte, für das Innere, Bruck für den Handel, Krauß für die Finanzen und auf Stadion's dringendes Begehren B., der sich Anfangs November von Salzburg nach Olmütz

begeben hatte, ins Cabinett. So kam das Ministerium der „starken Hand“ (21. November) zu Stande. Bach's Entschluß in dasselbe einzutreten, wurde von seinen Freunden und von allen jenen, die ihn in seinem Innersten noch für treu der liberalen Sache hielten, als eine Heldenthat der Aufopferung und Resignation gepriesen. Das am 27. November veröffentlichte Programm dieses Ministeriums klang recht verheißungsvoll, es sprach sich für die constitutionelle Monarchie und für liberale Institutionen aus, versprach sich an die Spitze der Bewegung stellen zu wollen, sagte ein freisinniges Gemeindegesetz zu, „denn die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde“, kündigte Vorlagen über die Reform der Verwaltung, über die Aufhebung der Patrimonialgerichte, Umgestaltung der Rechtspflege im constitutionellen Geiste und Trennung der Verwaltung von der Justiz an.

Bald aber vollzog sich ein größeres Ereigniß. Zu Olmütz am 2. December 1848 dankte Kaiser Ferdinand I. ab, sein Bruder Erzherzog Franz Karl verzichtete auf das Nachfolgerecht und dessen den Tag vorher als großjährig erklärter Sohn bestieg als Kaiser Franz Josef I. den österreichischen Thron. Wenn es in der Proclamation des jungen Kaisers heißt: „Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu theilen, rechnen wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständniß mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen“, so war das das Ziel, welches B. vorschwebte, nachdem er wenige Monate später Minister des Innern wurde und es durch zehn Jahre blieb, und da ihm dies mit den Vertretern der Völker und im Einverständniß mit denselben nicht gelang, so sollte es auf den Wegen der Reaction und des Absolutismus durchgeführt werden.

Mit jenem Satze der kaiserlichen Proclamation war eigentlich der Kremsierer Reichstag bereits null und nichtig, war ihm der Boden für seine Berathungen und Beschlüsse entzogen, denn er war nur die Vertretung der österreichischen Länder und Völker, Ungarn und dessen Nebenländer waren in ihm nicht repräsentirt. Dennoch berieth er weiter, zunächst über eine Magna Charta betreffend die Grundrechte der Völker — ein vielleicht ideal gedachtes jedoch unfruchtbares Werk. Und dann über eine Verfassung, welche über die ungarischen und italienischen Länder sich nicht erstrecken sollte. Die gesetzgebende Gewalt sollte einem Reichstage zustehen, gebildet aus zwei Kammern, einer Länder- und einer Volkskammer; für die erste sollten die 14 Landtage je 6 und die 31 Kreistage je 1 Vertreter wählen, die zweite auf reiner Volkswahl beruhen. Die Wahlen in die Volkskammer sollten direct sein, aber auch ein Census sollte eingeführt werden, der aber nur auf fünf Gulden directer Steuer bestimmt wurde. Für die Wählbarkeit in diese war ein Alter von 28, für die Länderkammer von 33 Jahren erforderlich. Jene sollte auf drei, diese auf sechs Jahre gewählt, jedoch alle drei Jahre zur Hälfte erneuert werden. Immunität und Diäten für die Abgeordneten wurden diesen zuerkannt. Der Reichstag sollte jährlich zusammentreten; die Stärke und Ergänzung der Land- und Seemacht jährlich durch ein Reichsgesetz festgestellt, der Staatsvoranschlag durch die Volkskammer allein votirt werden. Die Gesetze sollten der Sanction der Krone bedürfen, diese aber nicht verweigert werden dürfen, wenn ein in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden ordentlichen Sessionen gefaßter Beschluß von einem ad hoc neu gewählten Reichstage unverändert angenommen würde — also nur suspensives Veto! Die Minister sollten dem Reichstage verantwortlich sein und von diesem in Anklagestand versetzt werden können. Neben dem Reichstage sollten Landtage und Kreistage bestehen; doch war die Competenz der ersteren nicht sehr ausgedehnt und der Reichsverfassung gegenüber nicht in allen Punkten genau fest-

gestellt. Die Landesverfassungen sollten durch die noch bestehenden theils ständischen, theils im J. 1848 auf freisinniger Grundlage berufenen Landtage geschaffen werden, aber von der Bestätigung der Reichsgewalt abhängig sein und in zweifelhaften Fällen sollte die Präsumtion für die Competenz der letzteren sprechen.

Dieser Verfassungsentwurf, vom Constitutionsausschusse fertiggestellt, wurde am 2. März dem Plenum des Reichstages überreicht, sollte vom 7. bis zum 14. März in den Abtheilungen berathen werden und am 15. März zur ersten Lesung gelangen.

So weit kam es aber nicht. Die übermäßige Beschränkung der Gewalt der Krone und der von dem Kaiser bei seiner Thronbesteigung ausgesprochene und dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion-Bach zur Verwirklichung aufgetragene Grundsatz, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen, veranlaßten die Regierung, auf Grund des kaiserlichen Manifestes vom 4. März 1849 den Reichstag noch vor Berathung jenes Entwurfes aufzulösen und eine „Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich“ zu octroyiren.

Diese „aus eigener kaiserlicher Macht“ gegebene Verfassung constituirte einen „allgemeinen österreichischen Reichstag“. Mit Ausnahme der Militärgrenze, welche als integrirender Bestandtheil des Reichsheeres der vollziehenden Gewalt untergeordnet blieb, sollten alle „Kronländer“ des „Kaiserthums“ in demselben vertreten sein. Doch sollte die Verfassung des lombardischen Königreichs und dessen Verhältniß zum Reiche durch ein besonderes Statut geregelt werden. Die Verfassung des Königreichs Ungarn wurde aufrechterhalten, „soweit sie nicht der Reichsverfassung und dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Nationalitäten widerspricht“, aber eben dadurch die Unterordnung unter die Reichsregierung und den Reichstag ausgesprochen. Nur so lange in einem der Länder Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und der Stadt Fiume hinsichtlich des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts, der Gerichtsverfassung und des Gerichtsverfahrens die Uebereinstimmung durch den Landtag noch nicht hergestellt wäre, sollten sich die Abgeordneten dieser Landesgebiete der Theilnahme an den Verhandlungen des Reichstages über diese Zweige der Gesetzgebung enthalten. — Der Reichstag sollte aus zwei Häusern, einem Ober- und einem Unterhause bestehen und jährlich berufen werden. Das Unterhaus sollte durch directe Wahl gebildet werden und auf 100 000 Einwohner wenigstens ein Abgeordneter entfallen. Wahlberechtigt sollten alle Reichsbürger sein, welche vermöge ihrer persönlichen Eigenschaften das Gemeindewahlrecht besaßen, oder eine directe Steuer von 10—20 Gulden zahlten. Das Oberhaus sollte halb so viel Mitglieder als das Unterhaus haben und diese durch die Landtage gewählt werden und zwar sollte jeder Landtag zwei Vertreter aus seiner Mitte, die übrigen nach der Volkszahl auf das Land entfallenden Mitglieder aus den Höchstbesteuerten (die eine directe Steuer von wenigstens 500 Gulden zahlten) wählen. Das Unterhaus sollte auf fünf, das Oberhaus auf zehn Jahre gewählt werden, für jenes ein Alter von 30, für dieses von 40 Jahren erforderlich sein. Die Mitglieder des Unterhauses sollten ein Sessionspauschale, die des Oberhauses keine Entschädigung erhalten. — Die Einnahmen und Ausgaben sollten jährlich durch ein Gesetz festgestellt, aber alle bestehenden Steuern forterhoben werden, bis neue Gesetze etwas anderes bestimmen. Von der jährlichen Bewilligung der Stärke des Heeres ist keine Rede, ebensowenig von der Nothwendigkeit der Zustimmung des Reichstages zur Aufnahme von Anlehen oder zur Veräußerung von Staatsgut. Der Kaiser kann endlich in dringenden Fällen, wenn der Reichstag oder der Landtag nicht versammelt ist, Verordnungen mit provisorischer Gesetzeskraft erlassen, doch muß das Ministerium dem nächsten Reichstage oder

Landtage Gründe und Erfolge bekannt geben. — Die Landtage sollten fortbestehen, aber alle Angelegenheiten, welche nicht durch die Reichsverfassung oder durch Reichsgesetze ausdrücklich als Landesangelegenheiten erklärt waren, zur Competenz des Reichstages gehören. Die Landesordnungen für die Länder der westlichen Reichshälfte wurden 1849 und 1850 publicirt, aber nicht ins Leben gerufen.

Wäre diese Verfassung treu und ehrlich verwirklicht worden und wären ihre einzelnen grundsätzlichen Bestimmungen durch organische Gesetze ausgebaut worden, so hätte die österreichische Monarchie zu einem centralistischen constitutionellen Gesammtstaate ausgestaltet werden können, denn Lombardo-Venetien war bald darnach durch Radetzky's Siege sichergestellt worden, Ungarn wurde im Sommer durch das österreichische und durch das russische Heer niedergeworfen und dieses und die westlichen auch durch die Revolution von 1848 erschütterten Kronländer hätten jede verfassungsmäßige Organisation auf wenn auch nur halbwegs freisinniger und dem constitutionellen Staatsrechte entsprechender Grundlage aus der Hand einer starken zielbewußten Regierung mit Dank entgegengenommen und die furchtbaren Katastrophen, welche den Kaiserstaat 1859 und 1866 trafen, und die heutzutage noch nicht verwunden sind, wären aller Wahrscheinlichkeit nach hintangehalten worden.

Doch dieses günstige Geschick war dem Donaureiche nicht beschieden. Stadion wäre der Mann gewesen, die Märzverfassung zur Wahrheit zu machen; er besaß Geist, Charakterstärke, staatsmännische Fähigkeiten und Ansehen und Einfluß in den höchsten Kreisen, um die Opposition der jeder freiheitlichen und centralistischen Entwicklung des Kaiserstaates mißgünstigen Elemente am Hofe, in der Hierarchie und in der Armee zu überwinden. Nach wenigen Monaten angestrengtester Thätigkeit mußte er sich aber von seinem hohen Amte zurückziehen und B. wurde am 21. Mai 1849 provisorisch und am 28. Juni definitiv zum Minister des Innern ernannt. — Schmerling wurde Minister der Justiz, Leo Graf Thun Minister für Cultus und Unterricht.

Damit hatte B. die augenblicklich wenigstens wichtigste Stellung in der Regierung des Kaiserstaates erlangt. Ihm „fehlte es nicht an Beweglichkeit des Geistes und an der nöthigen Gewandtheit, sich in alle Lagen zu schicken; ihm mangelte aber die Kenntniß der Geschäfte, das Verständniß des Provinziallebens und im höchsten Maße die Autorität im Amte. Er galt als ein Eindringling in bureaukratischen Kreisen, blieb ein Revolutionär in den Augen der Aristokratie". Der hohe Adel war dauernd des bürgerlichen Ministers ärgster und gefährlichster Feind. Er fühlte das von Anfang an, suchte sich Stütze zu verschaffen bei den einflußreichen Vertretern der Armee am Hofe, was ihm theilweise gelang, namentlich aber bei den hohen Würdenträgern der Kirche, welche wol wußten, daß ein Politiker der josephinisch-franciscеischen Schule ihnen niemals so große Zugeständnisse machen würde, wie ein Neubekehrter, wie ein Mann, der gerne die Spuren seiner Vergangenheit verwischen möchte. Daher seine vollständige Hingabe an die clericalen Tendenzen, welche anfangs weniger merklich, bald aber immer deutlicher hervortretend alle zehn Jahre seiner Ministerschaft beherrschten. Scheinbar mächtig befand er sich doch in vollkommener Abhängigkeit von Personen und Parteien, welche die wenigen Reste der Errungenschaften des Jahres 1848 zu tilgen leidenschaftlich bemüht waren. Der glühendste Haß erwuchs ihm jedoch in Ungarn. Selbst die Altconservativen, die an der Revolution keinen Antheil genommen, ja sie perhorrescirt hatten, waren Bach's heftige Gegner; denn die Märzverfassung nahm ihnen mehr, als Kossuth ihnen geraubt hatte, den letzten Rest der Selbständigkeit ihres alten ehrwürdigen ungarischen Reiches; und als die von B.

organisirte sogenannte Civilregierung in Ungarn ins Amt trat, als man das langsame Eindringen fremder Elemente in das nationale Wesen, den gewaltsamen Bruch mit den altgewohnten Einrichtungen beobachtete, als die das Deutsche kaum radebrechenden czechischen und polnischen Beamten von der Centralregierung gesendet, ihren Einzug hielten und die leidige Experimentalpolitik Bach's begann, bildete sich eine tiefe Kluft zwischen dem ungarischen Volksthum und der Wiener Regierung, loderte wilder, oft unverständiger Haß in der Brust eines jeden Magyaren auf.

Nichtsdestoweniger sind die Staats- und Verwaltungsangelegenheiten, welche B. in den ersten Jahren seines Ministeriums durchführte, von hoher Bedeutung und großer Tragweite. So die Grundentlastung, welche zwar schon vom Reichstage im Princip beschlossen worden war, aber unter B. in allen Provinzen, auch in Ungarn verwirklicht wurde, die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes von allen Urbariallasten, die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit der Bauern, die rechtliche Gleichstellung des rustikalen mit dem dominikalen Besitzthum — eine Operation von der höchsten volkswirthschaftlichen Bedeutung. Damit hängt die Aufhebung der politischen Administration durch die herrschaftlichen Ortsgerichte und das Aufhören der Patrimonialgerichtsbarkeit zusammen. Eine bis in die untersten Instanzen reichende landesfürstliche Verwaltung und landesfürstliche Gerichte mußten geschaffen werden. Noch im J. 1850 konnte man auf die Verwirklichung der Constitution hoffen, denn die in der Verfassung verheißenen Landesstatute sammt den dazu gehörigen Wahlordnungen erschienen nach und nach von Neujahr bis September, womit eine wichtige Vorbedingung constitutionellen Lebens für die Erblande erfüllt war; jedoch traten diese Statute nie in Wirksamkeit.

Als Centralbehörde für das ganze Reich fungirte das Ministerium; Kärnten, Schlesien, Salzburg und die Bukowina wurden als eigene Kronländer constituirt; Galizien in Ost- und Westgalizien, Ungarn in fünf selbständige Verwaltungsgebiete getheilt; Siebenbürgen, Croatien und die Militärgrenze (diese dem Kriegsminister unterstellt) blieben selbständig; als neues Kronland wurde die „serbische Woiwodschaft und das Temesvarer Banat“ geschaffen. An der Spitze der Kronländer standen Statthalter, in den ungarischen Ländern Gouverneure, in den kleineren Provinzen Landespräsidenten genannt. Die größeren Kronländer waren in Kreise mit Kreispräsidenten an der Spitze getheilt. Die unterste landesfürstliche politische Instanz waren die Bezirksämter unter Bezirkshauptmännern. Für die Gemeinden hatte noch Stadion (17. März 1849) ein Gemeindegesetz erlassen, welches auf dem von ihm ausgesprochenen Grundsatze: „die freie Gemeinde ist die Grundlage des freien Staates“ beruhte.

Ebenso tief greifend waren die Reformen auf dem Gebiete des Justizwesens nach dem streng durchgeführten Grundsatze der vollständigen Trennung der Verwaltung von der Justiz. Alle privilegirten Gerichtsstände wurden aufgehoben, die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze ausgesprochen. Die Strafproceßordnung vom 17. Januar 1850 beruhte auf dem Principe der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, des Anklageprocesses und der Aburtheilung der meisten Verbrechen durch Geschworene. Gerichte wurden geschaffen: für die erste Instanz Bezirksgerichte für die meisten Civilangelegenheiten, für Uebertretungen und leichtere Vergehen, Bezirks-Collegialgerichte und Landesgerichte für schwerere Vergehen und für Verbrechen; für die zweite Instanz die Oberlandesgerichte, für die dritte Instanz der oberste Gerichts- und Cassationshof in Wien, welcher auch die höchste Gerichtsbehörde für die ungarischen Länder bildete, in welchen die Gerichte in gleicher Weise organisirt wurden, während das bürgerliche Gesetzbuch und andere österreichische Gesetze erst 1852 und 1853 daselbst

eingeführt wurden. Auch die Staatsanwaltschaften wurden schon 1850 eingerichtet. —

Die Aufhebung des Unterthanenverbandes und die Entlastung des bäuerlichen Grund und Bodens war schon durch das vom Wiener Reichstage beschlossene Gesetz vom 7. September 1848 ausgesprochen; nach diesem wurden die Unterthänigkeit und das schutzobrigkeitliche Verhältniß, sodann alle aus diesem Verhältnisse entspringenden, dem unterthänigen Gute anklebenden Lasten, Dienstleistungen und Giebigkeiten jeder Art, sowie alle aus dem grundherrlichen Obereigenthum, aus der Zehent-, Schutz-, Obst- und (Wein-) Bergherrlichkeit und aus der Dorfobrigkeit herrührenden Natural-, Arbeits- und Geldleistungen mit Einschluß der bei Besitzveränderungsfällen unter Lebenden und auf den Todfall zu zahlenden Gebühren aufgehoben und zwar die aus dem Unterthansverbande, dem Schutzverhältnisse und obrigkeitlichen Rechte entspringenden Bezüge ohne, die auf dem Grunde als solchem lastenden Leistungen und Abgaben gegen Entschädigung. Gleichzeitig mit der octroyirten Verfassung erschien am 4. März 1849 ein kaiserliches Patent, welches nähere Bestimmungen über die Ausführung des Gesetzes vom 7. September 1848 erließ, namentlich über die Grundsätze, an die man sich bezüglich der Entschädigung zu halten habe und verfügte zugleich die Einsetzung eigener Commissionen in jedem Lande, um diese Bestimmungen im einzelnen durchzuführen. Bezüglich der Entschädigungen wurde bestimmt, daß auch die Zehenten, Naturalleistungen und Roboten in Geld veranschlagt, von der so ermittelten Rente ein Drittel für die vom Berechtigten bisher entrichtete Steuer in Abzug gebracht werde, von den übrigen zwei Dritteln das eine der Verpflichtete zu tragen, das andere das Land aufzubringen hatte, daß die vom Verpflichteten zu zahlende Rente (im zwanzigfachen Anschlage) capitalisirt und binnen zwanzig Jahren in den Grundentlastungsfond eingezahlt und daß den Berechtigten für das ganze ihnen als Entschädigung von den Verpflichteten oder dem Lande zu zahlende Capital Grundentlastungsobligationen ausgestellt werden sollten, welche binnen vierzig Jahren durch Verloosung zu tilgen seien. In Galizien, in der Bukowina und in den ungarischen Ländern blieben die Verpflichteten von weiteren Zahlungen ganz frei und es wurde die Entschädigung vom Lande allein getragen. — Dies gewaltige Werk wurde in den meisten Ländern schon in den Jahren 1849—1854 durchgeführt.

Darin bestand die vornehmlichste staatsmännische Thätigkeit Bach's in den ersten Jahren seiner Ministerschaft bis etwa Mitte 1851. Wenn man sie unbefangen und gerecht beurtheilt, so muß man bekennen, daß sie von dem Grundgedanken getragen war, in dem durch die Wirren des Jahres 1848 zerrütteten Staate Ordnung zu machen und an die Stelle des alten patrimonial-absolutistischen Oesterreich einen Staat zu bilden, der centralistisch, aber doch noch immer in einer gemäßigt freisinnigen Weise regiert und verwaltet werden sollte. Doch bald änderte sich das. Die Parteien und die Männer des Rückschritts gewannen zusehends Einfluß und Macht und B. blieb nichts übrig, als mit allen seinen früher durch Wort und That kundgegebenen Ueberzeugungen zu brechen und sich selbst als erster Handlanger der Reaction zur Vernichtung der letzten noch vorhandenen Reste der freiheitlichen Errungenschaften und zur Herstellung einer absolutistisch-militärisch-hierarchischen Regierung darzubieten, wenn er nicht auf das Ministerportefeuille verzichten wollte, wie es Schmerling am 24. Januar 1851 gethan hatte.

Die Maßnahmen, durch welche diese Schwenkung bald kund wurde, sind folgende. Durch das Allerhöchste Cabinetsschreiben vom 20. August 1851 wurde erklärt, daß das Ministerium nur dem Monarchen verantwortlich und von jeder Verantwortlichkeit gegenüber jeder anderen politischen Autorität enthoben sei.

Durch die zwei Patente vom 31. December 1851 wurden die Verfassung vom 4. März 1849 und die am gleichen Tage für die nichtungarischen Provinzen kundgemachten Grundrechte mit Ausnahme der Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze ausdrücklich außer Wirksamkeit gesetzt und zugleich in 36 Artikeln die Grundsätze bekanntgegeben, welche „in den zunächst wichtigsten und dringendsten Richtungen der organischen Gesetzgebung" beobachtet werden sollten. Dabei ist eine Reichsvertretung nicht mehr erwähnt, sondern nur gesagt, „daß den Kreisbehörden und den Statthaltereien berathende Ausschüsse aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie mit gehöriger Bezeichnung der Objecte und des Umfanges ihrer Wirksamkeit an die Seite gestellt" werden würden. Doch sind solche Ausschüsse nie einberufen worden. Alle diese Verordnungen erschienen ohne Berathung mit Vertretern des Volkes oder einzelner Gruppen desselben. — Die durch die provisorischen Gesetze von 1849 und 1850 durchgeführte Trennung der Justiz von der Verwaltung wurde aufgehoben und die Bezirksgerichte und Bezirkshauptmannschaften zu Bezirksämtern vereinigt, welche Justiz und Verwaltung in erster Instanz zu besorgen hatten. Die Strafproceßordnung vom 17. Januar 1850, die Schwurgerichte und die Oeffentlichkeit des Verfahrens wurden abgeschafft und durch die Strafproceßordnung vom 29. Juli 1853 ersetzt. — Das Stadion'sche Gemeindegesetz wurde außer Wirksamkeit gesetzt und für eine neue Gemeindeverfassung wurden bestimmte Grundsätze festgestellt, wornach die Gemeindevorsteher von der Regierung bestätigt und nach Umständen selbst ernannt, auch höhere Gemeindebeamte von der Regierung bestätigt, die Oeffentlichkeit der Gemeinderathsverhandlungen aufgehoben, wichtigere Beschlüsse der Prüfung und Bestätigung durch die landesfürstlichen Behörden vorbehalten und bei den Wahlen und Verhandlungen „den überwiegenden Interessen auch ein überwiegender Einfluß zugestanden" werden sollte. Aber auch die diesen Grundsätzen entsprechenden Gemeindeordnungen sind nie erschienen und Wahlen für die Gemeindevertretungen und deren Vorsteher nicht mehr vorgenommen worden. Nur die Oeffentlichkeit der Gemeinderaths- und Gemeindeausschußverhandlungen wurde rasch beseitigt.

Die Krönung dieses Werkes rückschrittlicher Organisation des Kaiserstaates war der Abschluß des Concordates mit dem päpstlichen Stuhle vom 18. August 1855. Dadurch erlangte die katholische Kirche „alle Befugnisse und Vorrechte, deren dieselbe nach der Anordnung Gottes und den Bestimmungen des Kirchengesetzes genießen soll". Das Placetum regium wurde beseitigt und der Kirche die volle und alleinige Gewalt in kirchlich-religiösen Dingen, die unbedingte Freiheit in Besitz und Erwerb, die Beaufsichtigung und Leitung des Volks- und Mittelschulwesens, die Einrichtung der theologischen Studien und Seminare, die geistliche und Ehegerichtsbarkeit u. s. w. zugesprochen. Kirchliche Ehegerichte wurden wieder eingesetzt und am 8. October 1856 erschien ein neues Ehegesetz für Katholiken, das auf den kanonischen und Tridentiner Satzungen beruhte und für Ehestreitigkeiten nur kirchliche Instanzen kannte. Der strenggläubige Katholik Beidtel schreibt (II, 466) über diesen leoninischen Staatsvertrag: „Das österreichische Concordat machte in der Welt ein ungeheures Aufsehen. Man behauptete, ein Concordat dieser Art habe die Welt noch nicht gesehen. Für eine politisch kluge und zugleich der katholischen Kirche nützliche Maßregel wurde es nur von einer sehr kleinen Zahl frommer, aber auch sehr beschränkter Katholiken angesehen. — Vielen sachverständigen Beobachtern schien es weniger ein geregelter Staatsvertrag als eine Capitulation der österreichischen Regierung gegenüber der Kirchengewalt zu sein, welche nach einem mehr als ein Jahrhundert fortgesetzten Kampfe aus demselben als Siegerin hervorging. Das angesehenste englische Journal, die ‚Times', fand die Herabwürdigung des Thrones durch diesen

Vertrag so stark, daß es meinte, ‚eine Krone, welche man unter solchen Bedingungen trage, sei nicht das Metall werth, aus welchem sie verfertigt sei‘. Viele öffentliche Stimmen meinten, daß der Weg, welchen man eingeschlagen, in den Vorhof des Schlosses von Canossa führe und daß die österreichische Regierung durch den Vertrag einen großen Theil der ihr im Ausland gezollten Achtung verwirkt habe“.

War, wie es scheint, bei dem Abschlusse dieses Vertrages B. auch nicht in erster Reihe betheiligt, so geschah es doch unter seiner Regierung, trägt der Act seine Unterschrift und war er seit dem Tode Schwarzenberg's (5. April 1852) der führende Geist des Ministeriums.

Hatte das Concordat den Zweck, zur Behauptung des absolutistischen Regimes die katholische Kirche als stärkste Hülfsmacht heranzuziehen, so sollte durch das von dem Finanzminister Baumgartner entworfene und von Bruck durchgeführte National-Anlehen (der Volksmund nannte es das „freiwillige Zwangsanlehen“) die Sanirung der arg zerrütteten Finanzen herbeigeführt werden. Der Abschluß des Concordates und die Emission des Nationalanlehens bezeichnen den Gipfelpunkt von Bach's Macht. Hatte er bei dem Vertrage mit Rom mindestens neben Thun die erste Rolle gespielt, so war bei der Anleihe von 500 Millionen Gulden, welche Summe jedoch von Bruck um weitere 111 Millionen Gulden überschritten wurde, Baumgartner durch B. vollständig in den Hintergrund gedrängt worden. Aber gerade durch seine unbedingte Unterwerfung unter die Macht der Kirche hatte er mit allen gebildeten Kreisen der Gesellschaft gebrochen, während er von dem hohen Adel doch ewig nur als ein bis auf weiteres geduldeter Parvenu angesehen wurde. Bach's Stern war ungemein rasch emporgestiegen, aber noch rascher war sein Fall. Und nicht bloß die inneren Verhältnisse waren dessen Ursache. Die äußere Politik Oesterreichs war in dem Jahrzehnt von 1849 bis 1859 die denkbar unglücklichste gewesen; während des Krimkrieges wurde Rußland Oesterreichs Gegner, in der deutschen Frage wurden nur solche Maßregeln getroffen, welche Preußen erbittern, die Rivalität zwischen den beiden deutschen Staaten aufs äußerste gespannt machen mußten, Sardinien wurde zum Kriege provocirt, in dem es Napoleon's III. Unterstützung fand, die Finanzlage verschlechterte sich immer mehr, Steuern wurden auf Steuern gehäuft, die directen im Laufe von zehn Jahren (1849 bis 1859) geradezu verdoppelt, Anleihen zu Anleihen gefügt, die Staatsschuld in derselben Zeit um eine Milliarde vergrößert, die vortrefflich gebauten Staatsbahnen weit unter dem Werthe an französische Gesellschaften verkauft; wie die Steuern und die Anleihen stiegen, stieg auch Jahr für Jahr das Deficit, der Wohlstand des Volkes sank, es vermehrten sich die Verlegenheiten der Regierung. Der Absolutismus hatte sich vollkommen unfähig erwiesen, die Schäden der Revolution zu heilen, eine neue feste Ordnung zu gründen, die Entwicklung des Staates auf eine sichere Bahn zu leiten. Das schöpferische Unvermögen offenbarte sich auf allen Gebieten. Die österreichische Diplomatie hatte viel von ihrer früheren mit Recht gerühmten Feinheit, das Heer ohne sein Verschulden viel von seiner Schlagfertigkeit verloren, die Justiz, von Arbeiten überbürdet, versagte den Dienst, die Verwaltungsmaschine stockte, die Finanzen waren in tiefer Zerrüttung, die Macht des Reiches war von außen, seine Kraft im Innern gleichmäßig bedroht. Der Adel mißachtete B., die mittleren Classen und der gebildete Bürgerstand haßten ihn als den Schöpfer des militärisch-hierarchischen Absolutismus und den Unterdrücker jeder Spur geistiger Regung, die untersten Classen, der kleine Bürger und Gewerbsmann, sowie der Bauer, schmachteten unter dem Drucke der immer steigenden Steuern. Zu all dem kam noch der unglückliche Krieg von 1859. Da kam man denn auch in den höchsten leiten-

den Kreisen zur Ueberzeugung, daß man auf diesem Wege nicht weiter fortschreiten könne. Nicht durch einen jähen Sturz endete das absolutistische System, es erlitt einen jammervollen Bankerott, einen schmachvollen Ausgang. Das erste Merkmal dieser Wandlung war Bach's Enthebung von seinem Ministerposten (21. August 1859).

Zehn Jahre lang war B. an der Spitze der Staatsverwaltung Oesterreichs gestanden und an seinen Namen ist die Erinnerung an eine der verhängnißvollsten und schwersten Epochen in der Geschichte dieses Kaiserstaats geknüpft. Er war einer der entschiedensten Vertreter des freiheitlichen Fortschritts vor und im Jahre 1848 gewesen und nach Unterdrückung der Bewegung vollzog sich in ihm ein Gesinnungswechsel, der ihn zu einem der ersten Vorkämpfer der Reaction gemacht hatte. „Als Justizminister im Cabinet Schwarzenberg führte er noch die Grundentlastung in den einzelnen Kronländern und die Reorganisation der Gerichte durch, als Minister des Innern begann er dann, auf die Macht des Fürsten Schwarzenberg gestützt, die Centralisation der gesammten Staatsverwaltung in Angriff zu nehmen. Er stimmte der Aufhebung der Ministerverantwortlichkeit bei, die am 20. August 1851 erfolgte, und verblieb im Amte. Sein Werk war es, daß das von Stadion geschaffene Gemeindegesetz und die von Schmerling durchgeführte Gerichtsreform sammt den Schwurgerichten außer Kraft gesetzt wurden. Nachdem am 31. December 1851 auch die Verfassung vom 4. März 1849 aufgehoben und am 5. April 1852 Fürst Felix Schwarzenberg gestorben war, gelangte B. auf die Höhe seines Einflusses und führte den Centralismus auf allen Gebieten der Staatsverwaltung mit Hülfe des bureaukratischen Absolutismus ein. Er galt damals als allmächtig, obwol er eigentlich von der Hofpartei, den militärischen Machthabern und den Vertretern der Kirche abhängig war und denselben als Werkzeug dienen mußte. Im J. 1854 wurde B. in den Freiherrnstand erhoben, in den aristokratischen Kreisen vergaß man aber seine bürgerliche Abkunft und sein politisches Renegatenthum nicht. — B. war nicht im Stande, auf wirthschaftlichem Gebiete irgend welche Reformen durchzusetzen, welche der Bevölkerung den absolutistischen Druck erträglich gemacht hätten. Auf seine Person concentrirten sich der Unwille und die Unzufriedenheit, die in allen Kreisen des Volkes herrschten und in Ungarn fand die Erbitterung über die centralistische Vergewaltigung dadurch ihren Ausdruck, daß die dahingesendeten österreichischen Beamten bekanntlich als ‚Bachhusaren‘ bezeichnet wurden. Das traurigste Denkmal der Aera Bach war das am 18. August 1855 mit dem päpstlichen Stuhle geschlossene Concordat, dessen verhängnißvolle Wirkungen und Folgen noch im Gedächtniß älterer Personen fortleben. Ebensowenig kann man den Polizeidruck vergessen, durch den unter Bach jede freie Meinungsäußerung verhindert und die Presse einer rücksichtslosen Präventivcensur preisgegeben war.“

Noch schärfer spricht sich eine andere publicistische Stimme über B. aus: „Der Name Bach bezeichnet für Oesterreich die Incarnation des Absolutismus, des Polizei-Regiments, die Vermengung der Justiz mit der Verwaltung, die Unterdrückung aller geistigen Freiheit, die Preisgebung der Souveränetätsrechte des Staates an die Kirche, die Zwangs-Germanisation, für Ungarn den ‚Nationalfeind‘ schlechtweg — mit diesem Namen hat Stephan Szechenyi den Staatsmann Bach gebrandmarkt“. Es erschien unglaublich, „daß ein Staatsmann, der ‚ein Mann des Rechtes, der rechte Mann‘, wie er 1848 in der Reichsversammlung gepriesen wurde, einer der Träger der Ideen der Märztage, der ihre Bewegung so eifrig vorbereitet hatte, von dieser Bewegung emporgetragen, zur Leitung der Staatsgeschäfte berufen, einen bureaukratischen Absolutismus, durch Säbel- und Priesterherrschaft gestützt, etablirte, den Versuch einer starren Cen-

tralisation und Germanisation in der ganzen Monarchie, an dem schon Kaiser Joseph gescheitert, ohne die Zuthat der Aufklärung erneuerte". Er „unterdrückte die Rechte des Volkes auf gesetzgebende Gewalt, half nicht bloß wacker bei Sprengung des Reichstages, er sorgte dafür, daß der Volksmund verstummte!". „Er kehrte dem Volke verächtlich den Rücken", nannte es „nunmehr Pöbel, erkannte ihm keine Rechte, sondern nur Pflichten zu, forderte und erzwang der Staatsgewalt den Gehorsam". Er „ließ keine österreichische, keine ungarische Verfassung aufkommen und ging hinter den Absolutismus des Kaisers Franz zurück!" Er „vernichtete alle Aeußerungen der öffentlichen Meinung in Wort und Schrift ganz und gar, erstickte alles Vereinsleben, die Presse und jegliche provinziale und communale Autonomie!" Er „regierte ein Jahrzehnt ohne jegliche Controle". Er „vernichtete die Presse, ließ die Buchhandlungen nach josephinischen Schriften durchsuchen, die Classiker, römische und deutsche, censuriren, die Bühnenwerke verstümmeln, die Zeitungen mit Präventiv- und Repressiv-Maßregeln verfolgen". „Furchtbar ist das Verschulden Bach's, den Augenblick versäumt zu haben, Ungarn, das niedergeworfene, vom Bürgerkriege erschöpfte Land, das in jenem Augenblicke den Bedürfnissen der Gesammtmonarchie manches Zugeständniß gemacht hätte, nicht versöhnt und mit Oesterreich in ein befriedigendes Verhältniß gebracht zu haben. Ohne Kenntniß des Charakters und der Geschichte des Landes, ließ der Schablonenpolitiker auf den Militarismus den Absolutismus folgen, dessen Einförmigkeit tödtlich war, der in Ungarn eine Politik der strafenden Vergeltung übte, den ganzen magyarischen Stamm der neuen Ordnung gründlich entfremdete, Ungarn ohne und gegen die Ungarn regierte, dabei ihnen, wie den Slaven, Rumänen und Sachsen, die Gemeinde-Autonomie entriß, die Nationen wider einander hetzte, die sächsischen Beamten in ungarische und Szekler-Comitate einsetzte, den Haß der Bevölkerung gegen jene willenlosen Organe der Staatsverwaltung künstlich heraufbeschwor. Was frommte die bessere Verwaltung, die unparteiische Justiz, der steigende Bodenwerth, die leichtere Communication, die Grundentlastung — unterdrückt war alles, was dem Ungar lieb und theuer war, die Freiheit, seine Lebenslust, die Selbstregierung, das Vereinswesen, eine fast tausendjährige Rechtsübung; der Barrikaden-Minister war verhaßter als irgend ein Minister des Vormärz." „Die Agitationen des feudalen Adels in Oesterreich, den er herabdrückte und in keine vorwaltenden Stellen einrücken ließ und der hinwiederum gegen den Centralisten, gegen den Leugner aller ständischen Provinzialrechte wüthete, unterwühlten seine und seiner Bureaukratie Allgewalt, die in den Provinzen von den Militär-Gouverneuren eingeschränkt wurde, in Ungarn aber auf Schritt und Tritt auf die Opposition des nationalen Adels und Clerus stieß, zu gleicher Zeit von der Emigration, von den Liberalen und Altconservativen in Flugschriften und Memoranden bekämpft wurde." „Das Concordat, von Rauscher und Thun verhandelt, ist gleichwol Bach's Werk." „Was wollte er damit? Seinen revolutionären Ursprung vergessen machen, sich dem Clerus, den Höflingen angenehm und willfährig zeigen. Und deshalb die Auslieferung staatlicher Rechte an die Curie, das Niederhalten der Künste und Wissenschaften!" Das Concordat wurde auf Ungarn ausgedehnt, „das Reich der Stephanskrone zerlegt, die partes adnexae wurden mit Selbständigkeit ausgestattet, das Land mit Belagerungszustand und Gendarmerie ‚restaurirt', es wurde weiter noch schonungslos internirt, arretirt und confiscirt. Aus dieser Drachensaat ging ein blutiges Verderben hervor. Oesterreich ward als Staat der Finsterlinge verschrieen, aller Sympathien beraubt, sah es Preußen und Italien emporwachsen, sich selbst isolirt, sein Recht und seinen geschichtlichen Anspruch unbeachtet, in seinen Niederlagen sah die Welt eine Strafe für die Versündigung am Weltgeiste,

eine Bürgschaft für den Sieg der Freiheit aller Orten und in Oesterreich-Ungarn selbst".

Wenige Jahre vor seinem Tode suchte B. einem Interviewer gegenüber seine staatsmännische Thätigkeit zu erklären, zu entschuldigen: „Ich bin ein Architekt, der seinen Bau nicht unter Dach gebracht, das Schicksal ließ mich nicht zu Ende kommen, nun erheben sich Tadel und Vorwurf, daß ich die Façade nicht mit dem rechten Schmucke bekleidete. Nur fünf oder sechs Jahre! Ich wäre ans Ziel gelangt!" „Wir hatten alles aufzufrischen, weil alles faul geworden war, der Ober- und Unterbau im Staate war morsch, die guten Ideen der Revolution aus ihren Stürmen in das Staatsleben herüberzuretten, die Bureaukratie neu zu beleben, war unsere Pflicht geworden. Haben wir nicht wirkliche Gesetze gemacht, die bis heute Geltung haben? Ersetzten wir nicht die leeren Köpfe, die bis 1848 Befehle ertheilen durften, durch neue bessere Talente? Ich hatte anfangs durchaus nicht die Absicht nach einem absoluten Regime. Ich arbeitete persönlich die neuen Landesordnungen aus. Ihr Geist lebt in der Februar-Verfassung fort ..... Wir konnten sie aber nicht ins Leben treten lassen; der partikularistische Geist war viel zu mächtig." Die Bevölkerung, führte er weiter aus, rief nach einer kräftigen Centralgewalt, die Aufgabe der Gegenwart sei gewesen, durch eine gute Verwaltung für eine parlamentarische Zukunft vorzubereiten — daher die Aufhebung der Verfassung. „Ein einheitliches Oesterreich war unser Ziel." Im Kampfe gegen den hohen Adel dies- und jenseits der Leitha war es Selbsterhaltungstrieb, der B. zum Aeußersten drängte — er schloß das Concordat. „Es ist mein Verdienst, meinte er, die Bedeutung der Kirche als Staatsmann gewürdigt zu haben .... Man hat mich bigott gescholten; ich war es nicht. Ich sah nur, welche Kraft dem Christenthume innewohne und wollte diese mit unseren Bestrebungen in Verbindung bringen, sie meinem Zwecke dienstbar machen, deshalb rieth ich zum Concordate. Es sollte die italienische und ungarische Frage lösen, alle politischen und nationalen Vorurtheile besiegen helfen."

Soweit B. selbst. Worte, Worte!, denen die Thaten und ihre Erfolge widersprachen.

Bach's Rücktritt wurde in ganz Oesterreich als eine Befreiung und Erlösung und als das erste Anzeichen einer Aenderung der unhaltbar gewordenen Zustände des Staates begrüßt. Er wurde zum Botschafter in Rom ernannt, wo er auch mehr im Dienste des päpstlichen Stuhles als für die Interessen Oesterreichs thätig war und man fand, daß die Art und Weise, wie er dort öffentlich auftrat, eines Vertreters Oesterreichs nicht würdig sei. Im J. 1867 wurde er von Rom abberufen und in den Ruhestand versetzt. Er lebte fortan auf seinem Schlosse Schönberg bei Unter-Waltersdorf nächst Wiener-Neustadt.

Während seiner öffentlichen Wirksamkeit war er zum Freiherrn erhoben worden und wurden ihm die Großkreuze des Leopold- und des Franz Josefsordens verliehen.

Im J. 1885 hatte ihm das System Taaffe den Muth gemacht, als Reichsrathscandidat aufzutreten, aber in ganz Oesterreich fand sich nicht ein Wahlkreis für ihn. Im J. 1891 wollte ihn die clericale Partei in Wien für eines der Mandate der inneren Stadt aufstellen, doch lehnte er dies selbst unter Hinweis auf sein hohes Alter ab. B. starb am 13. November 1893 auf seinem Schlosse Schönberg.

Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. II. Bd. Leipzig 1865. — Helfert, Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des Wiener October-Aufstandes 1848. 6 Theile in 4 Bänden. Prag 1869—1886. — Alfons Huber, Oesterreichische Reichsgeschichte. Wien 1895. — Bachmann,

Lehrbuch der österreichischen Reichsgeschichte. Prag 1896. — v. Luschin, Oesterreichische Reichsgeschichte. Bamberg 1896. — v. Luschin, Grundriß d. österreichischen Reichsgeschichte. Bamberg 1899. — v. Krones, Geschichte d. Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Berlin 1879. — Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung von 1740 bis 1848. Herausgegeben von Alfons Huber. II. Bd. Innsbruck 1898. — Rogge, Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. I. Bd. Leipzig u. Wien 1872. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des österr. Kaiserstaats I, 105; II, 363. — Neue Freie Presse 1893, Nr. 10499, 10500, 10504.

Franz Ilwof.

Bachem, J. P., Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei in Köln a. Rh. Der Begründer der Firma, Johann Peter B., war 1787 in Köln geboren und erlernte den Buchhandel bei Hoffmann & Campe in Hamburg. Am 4. Mai 1818 legte er den Grundstein der Firma, konnte sich aber nur drei Jahre des Besitzes erfreuen, da er bereits 1821 starb. Infolge seines frühen Todes übernahm der Bruder, Lambert Joseph Franz B., geboren am 1. November 1789, ohne gelernter Buchhändler zu sein, das Geschäft und pflegte in Verlag und Sortiment vorzugsweise die Jurisprudenz, bis er 1840 das Sortimentsgeschäft aufgab. Er widmete nunmehr besonders der Buchdruckerei seine Kraft, so stellte er 1845 die erste Schnellpresse in Köln auf. Die erste humanitäre Einrichtung für Buchdrucker und Schriftgießer ist durch die von ihm, am 1. October 1824, begründete Krankencasse ins Leben getreten; sie war für das übrige Deutschland vorbildlich. Als er am 10. November 1854 starb, übernahm sein Sohn Joseph B., geboren 1821, das väterliche Geschäft, zunächst auch als Bevollmächtigter seiner Schwester, seit 1856 für alleinige Rechnung. Dieser richtete seine Thätigkeit vorwiegend auf die Hebung der katholischen Belletristik, die damals sehr im argen lag. Namen wie: Wiseman, Newman, Fullerton, deren Werke er aus dem Englischen übersetzen ließ, und Freiin von Brackel, Lenzen di Sebregondi, M. Herbert, Ernst Lingen, Jos. Flach, Franz Bonn, C. v. Dincklage, H. Kerner u. A. m. sprechen deutlich für die Gediegenheit seiner Unternehmungen. „Bachems Novellen-Sammlung“ und „Bachems Roman-Sammlung“, deren oberster Grundsatz sittliche Reinheit war, trugen seinen Namen in weiteste Kreise des In- und Auslandes. Andere hervorragende Werke des Verlags sind: Schneider-Lehmkuhl's Handbuch für katholische Priester, Manuale Sacerdotum (13. Aufl.), O'Reilly's Papstwerk, handelnd über Leo XIII., Beck's Handbuch der Erklärung der Biblischen Geschichte, Jäger's Katechet und endlich das Prachtwerk Heim's: Unser Herr Jesus Christus von Nazareth. B. ist auch Commissionsverleger der Schriften der Görres-Gesellschaft. Unter dem Titel „Kölnische Blätter“ begründete er am 1. April 1860 die heute so angesehene und einflußreiche Tageszeitung, die „Kölnische Volkszeitung mit Handelsblatt“, welche als führend und tonangebend für die Centrumspartei bezeichnet werden darf. Zu erwähnen sind auch noch das „Pastoralblatt“, die „Akademischen Monatsblätter“, Organ der kathol. Studentenvereine Deutschlands, sowie die „Westdeutsche Lehrerzeitung“. — B. hat sich überhaupt um die katholische Journalistik Deutschlands hochverdient gemacht; peinlich bis ins kleinste hat er jeden Correcturbogen selbst durchgearbeitet. Wenigen Fragen des öffentlichen sowol als des localen Lebens ist er fern geblieben und so riß sein am 21. August 1893 erfolgter Tod eine schmerzliche Lücke.

Karl Fr. Pfau.

Bachmann: Gottlob Ludwig Ernst B., classischer Philolog, geboren am 1. Januar 1792 zu Leipzig, † am 15. April 1881 zu Rostock. B. war der Sohn eines Kaufmanns und Rittergutsbesitzers und studirte in seiner Vaterstadt.

Nach einer halbjährigen Thätigkeit am Pädagogium in Halle wurde er Michaelis 1817 an das Gymnasium in Wertheim berufen, wo er zugleich den Unterricht des Erbprinzen von Löwenstein leitete. Bei dessen Abgang auf die Universität legte B. seine Professur nieder und begab sich im Sommer 1825 auf Reisen, um die Bibliotheken zu Rom und Neapel, zu Wien und Paris nach seltenen Handschriften zu durchforschen. Im J. 1828 nach Leipzig zurückgekehrt, widmete er sich nun der litterarischen Bearbeitung der heimgebrachten Schätze. Schon 1826 hatte er in Leipzig eine Schrift über „die ägyptischen Papyrus der Vaticanischen Bibliothek“ erscheinen lassen. In den Jahren 1828 und 1829 folgten: „Anecdota graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisinae descr.“ (II vol., Lipsiae). Darauf wurde er am 12. Januar 1829 von der philosophischen Facultät der heimathlichen Universität zum Doctor promovirt. Eine zweite größere Arbeit, eine neue Textrecension der „Alexandra“ des gelehrten griechischen Dichters Lykophron (Lycophronis Alexandra ed., vol. I. Lips. 1830), verschaffte ihm einen Ruf als Director der Großen Stadtschule zu Rostock, wohin er Michaelis 1832 übersiedelte. Am 5. September des folgenden Jahres wurde er im Nebenamte zum zweiten Professor der classischen Litteratur an der mecklenburgischen Landesuniversität ernannt und ihm die Verpflichtung auferlegt, besonders über Archäologie, classische Mythologie und antike Geographie zu lesen; er kündigte auch Vorlesungen über einzelne römische und griechische Dichter und Prosaiker, darunter über die griechischen Romanschriftsteller der byzantinischen Zeit, sowie über Encyklopädie der Philologie an, doch konnte er nur einen kleinen Theil derselben wegen der geringen Anzahl der Philologiestudirenden und seiner Inanspruchnahme durch das bis Ostern 1865 von ihm bekleidete Schulamt, in späteren Jahren wegen seines hohen Alters halten. Dagegen that er sich auf dem Gebiete der classischen Philologie noch durch mehrere Schriften hervor. Seine „mit nur allzu reichlichem kritischen Apparat“ (Bursian, Gesch. d. class. Phil. S. 882) versehene Ausgabe des Lykophron galt ein halbes Jahrhundert hindurch für die beste. Ihr war bald eine Ausgabe des Kallimachos gefolgt („Callimachi hymni, epigrammata et fragmenta cum notis variorum rec.“, Lips. 1833). Weiter erschienen: „Quaestio de Meletio graece inedito ejusque latino interprete Nicolao Petrejo“ (Progr. schol. Rostoch. 1833); „Manuelis Moschopuli in duos priores Iliados libros scholia post primam et unicam editionem Trajectinam e codice bibliothecae Paullinae academiae Lipsiensis auxit ac rec., partic. I.“ (Progr. schol. Rostoch. 1835); „Scholia in Homeri Iliadem, quae in codice bibl. Paull. academiae Lipsiensis leguntur, post Villoisonum et Immanuelem Bekkerum nunc primum ex ipso codice integra ed. ac rec.“ (III fasc., Lips. 1835. 36. 38). Im J. 1843 stattete B. den Bibliotheken in Stockholm und Upsala einen Besuch ab und 1848 reiste er zum zweiten Male nach Paris. Ein Jahr zuvor hatte er veröffentlicht: „Theodori Ducae Lascaris imperatoris in laudem Nicaeae urbis oratio e codice manuscripto bibliothecae regiae Parisinae primum ed.“ (Progr. schol. Rostoch. 1847). — In den nächsten Jahren kamen heraus: „Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram e codice bibliothecae Vaticanae antiquissimo primum ed.“ (Progr. schol. Rostoch. 1848); „Zur Handschriftenkunde“ (3 Theile, Rostocker Schulprogr., 1850. 54. 61); „Joannis Tzetzae opusculum *περὶ τῆς τῶν ποιητῶν διαφορᾶς* e codice manuscripto bibliothecae reipublicae francogallicae Parisinae olim regiae ed.“ (Progr. schol. Rostoch. 1851); „Incerti scriptoris ad M. Valerium Messalam Corvinum Marci filium gratulatio, ex antiqua membrana descriptam Gustavo Friderico Wiggers gratulans offert editor L. B.“ (Rostoch. 1853, 4 pag.). — Auch als geistvoller und formgewandter Redner und Dichter in deutscher und lateinischer Sprache machte sich B. bekannt. Hierher gehören

die Rostocker Schulprogramme: „Drei Schulreden, zur Eröffnung der Prüfungsfeierlichkeiten der Jahre 1837, 38 u. 40 gehalten" (1843); „Oratio in auspicando munere rectoris gymnasii scholaeque publicae Rostochiensis ante hos XXV annos publice pronunciata" (1857); „Nuptias Friderici Francisci magniducis Megapolitanorum Suerinensium et Augustae principis ex antiquissima stirpe principum Rutenorum die tertio mensis novembris anni 1849. piis votis prosequitur academia Rostochiensis interprete L. B." (Von diesem Festgedicht befindet sich in den Neuen wöchentlichen Rostockschen Nachrichten und Anzeigen 1849 Nr. 130 eine Uebersetzung.) — Endlich hat B. noch: „Geschichtliches und Statistisches über die Große Stadtschule 1828—59" (Festschrift, Rostock 1859) und: „Kleine Beiträge zur Geschichte der Rostocker Stadtschule" (Schulprogr. 1865) veröffentlicht.

Vgl. die Rostocker Schulprogramme von 1833 S. 13; 1858 S. 2 und 1882 S. 13; die Rostocker Zeitung 1881, Nr. 175; Bursian's Jahresbericht, Jahrg. VIII, Heft 11, S. 44—46. Heinrich Klenz.

Back: Gottfried B. (seltener Bac), ein Antwerpener Buchdrucker, der noch in das Wiegenalter der Buchdruckerkunst zurückreicht. Anfangs ausschließlich mit Buchbinderei beschäftigt wurde er nach dem 1492 erfolgten Tode des Druckers Matthias Van der Goes (s. A. D. B. IX, 326) im November 1492 dessen Nachfolger in der Ehe und im Geschäft — wiewol der früheste datirte Druck mit seinem Namen, den man kennt, erst vom 3. Juli 1493 stammt. Aus dem genannten Verhältniß erklärt es sich, daß er in seinem Druckerzeichen nach dem Vornamen des Van der Goes anfänglich noch ein M führt. (Später traten an dessen Stelle seine eigenen Initialen GB oder auch ein Vogel; das Druckerwappen hat nämlich als wesentlichsten Bestandtheil einen auf vier Füßen stehenden Vogelkäfig — von dem Namen seines Hauses „Tvogelhuus" hergenommen —; in diesem Käfig eben befinden sich die genannten Beigaben, die Initialen bezw. der Vogel, manchmal aber trifft man ihn auch leer. Das Stadtwappen, das sich häufig als weitere Zuthat in diesem Druckerzeichen findet, ist dasjenige von Antwerpen.) An Weihnachten 1493 wurde B., hiebei noch als boeckprentere ende boeckbindere bezeichnet, in die Künstlergilde zum h. Lukas aufgenommen, deren Vorstandschaft er von 1515 ab nicht ohne Erfolg bekleidete. 1517 druckt er noch, doch scheint er noch in diesem Jahre gestorben zu sein. B. gehört jedenfalls zu den bedeutenderen Vertretern der Kunst Gutenberg's in den Niederlanden — weniger nach dem, was er gedruckt hat, denn das ist, soweit wir die Erzeugnisse seiner Presse kennen, vielfach erbauliche und andere den Geist des Mittelalters athmende Litteratur. Aber der Umfang seiner Thätigkeit war jedenfalls ein bedeutender; denn allein aus den acht Jahren von 1493 bis 1500 weiß Campbell, dem dazu noch fünf von Proctor verzeichnete Drucke unbekannt geblieben sind, 63 Erzeugnisse seiner Presse aufzuführen und zu diesen dürfte aus dem folgenden, doppelt so langen Zeitraum bis zu seinem Tod zwar wol nicht eine entsprechend große, aber doch noch eine stattliche Anzahl kommen; leider sind aber diese Back'schen Drucke aus dem 16. Jahrhundert noch nirgends zusammengestellt. Auch was die Beschaffenheit seiner Drucke betrifft, ist Back's Thätigkeit bemerkenswerth, insbesondere wegen des bildlichen Schmuckes, den er vielen seiner Preßerzeugnisse gegeben hat, und zu dessen schönsten Stücken jedenfalls das oben kurz geschilderte Druckerwappen gehört.

Vgl. Holtrop, Monuments typographiques des Pays-Bas au XV^me^ siècle, 1868, livr. 12 et 13, pl. 68 sq. — Campbell, Annales de la typographie néerlandaise, 1874, und Suppl. 1—4, 1878—90. — Proctor, Index to the early printed books in the British Museum, 1898, nr. 9437, 9439—9441, 9447. — Biographie nationale de Belgique, t. I, 1866, col. 599—602.

K. Steiff.

Bacmeister: Georg Heinrich Justus B., hannoverscher Staatsmann, geboren am 15. Februar 1807 zu Tullamore, Kings County, in Irland, stammte aus einer niedersächsischen, anfangs in Helmstedt, nachher in Lüneburg wohnhaften Familie, aus der eine Reihe gelehrter Männer des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich Theologen und Juristen, hervorgegangen sind. Der Vater, Lucas Wilhelm B., war Officier in der königlich deutschen Legion; seine Frau, die Tochter des ersten Beamten v. Schwartzkopf in Ratzeburg, war ihm in das irische Cantonnement gefolgt, wo der Sohn geboren wurde. Der Capitän B. wurde am 18. October 1812 bei dem letzten Versuch, das Castell von Burgos in Spanien zu stürmen, tödtlich verwundet und starb am 2. November in dem benachbarten Penaranda. Der junge B. erhielt auf dem Domgymnasium zu Ratzeburg, wohin die Mutter zurückgekehrt war, nachher auf dem Lyceum zu Hannover seine Schulbildung. Am 25. October 1824 wurde er in Göttingen immatriculirt, um Jura zu studiren, und schon der junge Student hatte sich des näheren Umgangs mit G. Hugo zu erfreuen. Seine stets festgehaltene Vorliebe für das römische Recht datirt von dieser Zeit, wenn er sich auch dankbar noch späthin seines großen Lehrers, K. F. Eichhorn, erinnert hat. Ein fleißiger Student, schloß er sich noch in höherm Semester einem Corps, dem der (rothen) Hannoveraner, an, dem zehn Jahre später auch O. v. Bismarck angehörte. „Wir waren recht fröhliche Corpsburschen vor 60 Jahren", schrieb B. 1887, „aber die wichtigeren Collegien als Institutionen, Pandecten u. s. w. hat wol selten Einer versäumt." Mit zwanzig Jahren trat B. in den hannoverschen Justizdienst, als Auditor erst bei dem Amte Blumenthal, dann bei der Justizkanzlei in Celle. 1837 wurde er Assessor der Justizkanzlei in Göttingen; in dem damaligen politischen Kampfe zählte man den Assessor B. zu den Anhängern des Staatsgrundgesetzes. 1841 kam B. als Rath an die Justizkanzlei in Hannover. Als Referent in das Justizministerium berufen, konnte er die ihm zugedachten Arbeiten erst übernehmen, nachdem der 1842 für einen vorübergehenden Zweck gebildete Retardatensenat des Celler Oberappellationsgerichts, dessen Mitglied B. wurde, seine Aufgabe erfüllt hatte. 1845 in das Justizministerium zurückgekehrt, wurde B. zum Mitgliede des Staatsraths, Abtheilung für Competenzconflicte, und der juristischen Prüfungscommission ernannt. Durch wissenschaftliches und praktisches Interesse für den Civilproceß gewonnen, betheiligte er sich an den Vorberathungen, die damals zu dessen Reform im Ministerium gepflogen wurden. Der von dem Oberappellationsrathe Planck, dem Vater des Generalreferenten der Commission für das Bürgerliche Gesetzbuch, herrührende erste Entwurf wurde von B. einer durchgreifenden Revision unterzogen. Die Arbeit schloß sich dem bestehenden Rechte an, hielt an der Schriftlichkeit, der Verhandlungs- und der Eventualmaxime fest und suchte nur im einzelnen zu bessern. Die Vertretung der Vorlage in der zweiten Kammer des Landtages, deren Mitglied B. 1846 durch die Wahl des Osnabrücker Consistoriums wurde, lag ihm ob. Hatten die Stände auch eine principiellere Reform gewünscht, so erschien doch der Zustand des Verfahrens so gesunken, daß man die Abhülfe, die das neue Gesetz gewährte, nicht abweisen mochte. Die Civilproceßordnung, am 4. December 1847 mit der Bestimmung publicirt, am 1. Mai 1848 in Kraft zu treten, wurde vorher durch Gesetz vom 28. April aufgehoben, da nach dem Programme des Märzministeriums Bennigsen-Stüve, das öffentliches und mündliches Verfahren in bürgerlichen und peinlichen Sachen forderte, die Proceßordnung auf neue Grundlagen gestellt werden mußte. Aehnlich erging es einem zweiten von dem Oberjustizrath Jacobi ausgearbeiteten, nach dessen Tode von B. im Landtage vertretenen Gesetze. Während die Zeitströmung auf Aufhebung des eximirten Gerichtsstandes drang, begnügte sich die

Regierungsvorlage mit der Beseitigung der schlimmsten Auswüchse. Das mit dem 7. October 1847 in Kraft getretene Gesetz wurde schon im nächsten Jahre durch das gründlicher aufräumende vom 18. August ersetzt. Der Wendung, welche die Dinge im J. 1848 nahmen, abgeneigt, ersuchte B. das neue Gesammtministerium am 24. März, ihn seiner Beschäftigung im Justizministerium zu entheben und begründete seine Bitte unter anderm mit den im Programm des neuen Ministeriums vom 22. März versprochenen Schwurgerichten, deren Einführung er nicht als wünschenswerth betrachten könne. Der neue Chef des Justizministeriums, O. A. v. Düring (s. A. D. B. V, 486), ging auf Bacmeister's Wunsch nicht ein und beauftragte ihn mit der Ausarbeitung einer Strafproceßordnung, da er für dies Gebiet die Principien des öffentlichen und mündlichen Verfahrens schon länger als richtig erkannt hatte. Die Aufnahme des Geschwornengerichts in das neue Gesetz wurde als eine durch die politischen Verhältnisse unumgänglich gewordene Nothwendigkeit aufgefaßt, und die Einrichtung mit solchen Garantien umgeben, daß sie nach Bacmeister's eigenem Ausdruck der Gerechtigkeit, nicht aber diese dem neuen Institute dienstbar wurde. Für die Umarbeitung der Civilproceßordnung schlug B. vor, den durch praktische und schriftstellerische Thätigkeit ausgezeichneten Advocaten Leonhardt in Hannover ins Justizministerium zu berufen. Die bürgerliche Proceßordnung Hannovers von 1850, die so einflußreich für die Entwicklung des deutschen Proceßrechts geworden ist, hat nach dem Zeugniß ihres Urhebers im Gebiete des materiellen Proceßrechts sich vielfach an die von B. bearbeitete Proceßordnung von 1847 anschließen können. Bei Einführung der neuen Gerichtsorganisation wurde B. zum Oberstaatsanwalte ernannt. Ein Beweis des Vertrauens, dessen sich B. bei dem Könige Ernst August erfreute, war die ihm übertragene Abfassung des königlichen Testaments. Erst unter dem Nachfolger trat B. auf einen größeren Schauplatz und wurde zu einem auf die hannoversche Politik einflußreichen Manne. König Georg V. übertrug ihm in dem wenige Tage nach seinem Regierungsantritte (18. November 1851) gebildeten Ministerium das Cultusdepartement. Das neue Cabinet, bestimmt die Gegensätze zu versöhnen, hatte auch zwei Mitglieder der ritterschaftlichen Opposition, die sich wegen angeblicher Verletzung der Rechte der Provinziallandschaften durch die hannoversche Gesetzgebung beschwerend an den Deutschen Bund gewendet hatte, in sich aufgenommen. Den Ministern v. Borries und v. d. Decken gegenüber vertrat B. mit dem Minister Windthorst den Standpunkt der bürgerlichen Staatsdiener und unterstützte den Ministerpräsidenten, den jüngern Schele (siehe A. D. B. XXX, 748), in seinem Bestreben, eine Verständigung zwischen den Ritterschaften auf der einen und der allgemeinen Ständeversammlung auf der andern Seite herbeizuführen und die Einmischung des Bundes in die inneren Verhältnisse Hannovers fernzuhalten. Die heterogene Zusammensetzung des Ministeriums machte gemeinsames Wirken unmöglich. Nachdem B. im März 1852 um seine Entlassung nachgesucht hatte, endete die Krisis mit dem Ausscheiden der beiden „Bremischen Minister“ und der Aufnahme des Freiherrn v. Hammerstein als Ministers des Innern. B. ging in das durch v. d. Decken's Rücktritt freigewordene Finanzministerium über und gab sein bisheriges Ressort an den Oberappellationsrath v. Reiche ab. B. arbeitete sich bewunderungswürdig schnell in die Finanzen ein und überließ dem Generalsecretär seines Ministeriums v. Bar sehr wenig. Das consolidirte Ministerium ließ es seine nächste Aufgabe sein, die Kammern zu einer Revision der Verfassung von 1848 zu bewegen: zuerst durch die Vorlage vom 14. Mai 1852, die sog. zehn Verfassungsgebote, als deren Urheber man B. ansieht; dann durch das jene modificirende Schreiben vom 25. April 1853. Beide Mal ohne Erfolg. Abgesehen

von der Abneigung der Linken gegen jedwede Aenderung der Errungenschaften, waren doch auch conservative Männer bedenklich, vor allem weil sie dem Ministerium weder Einigkeit noch Festigkeit zutrauten. Der König, immer geneigt anderen Rathgebern als den amtlich bestellten Gehör zu geben oder einzelne aus ihrer Mitte anstatt das Gesammtministerium zu befragen, stand im Sommer 1853 einer zwiefachen politischen Schwierigkeit gegenüber. Der ungelöste Verfassungsconflict kreuzte sich mit den zoll- und handelspolitischen Verwicklungen, die sich an den Vertrag vom 7. September 1851 über den Anschluß Hannovers an den Zollverein knüpften. Während die technischen Vorbereitungen zur Ausführung des Vertrags dem Finanzminister eine Fülle von Geschäften brachten, kämpften um die politische Seite des „schmählichen Vertrags“, wie ihn König Georg nannte, der österreichische und der preußische Einfluß. Das gab dem preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck, in dem die Ritter und der König nur den Kreuzzeitungsmann sahen und verehrten, Anlaß sich mit den hannoverschen Verhältnissen zu befassen. Der König ließ ihn durch B. sondiren, ob er nicht sein Minister werden wolle, und Bismarck, durch B. eingeführt, entwarf dem Könige einen Plan, die Stände gar nicht wieder zu berufen, sondern die Verfassungsfrage einfach zur Entscheidung des Bundestags zu stellen. Fürst Bismarck gedenkt dieser Verhandlungen in seinen Gedanken und Erinnerungen I, 88, bezeichnet nur unrichtig B. als eben aus dem Ministerium Schele ausgetreten. Das gerade gereichte B. zum Vorwurf, daß diese Verhandlungen zwischen ihm und Bismarck sich in Abwesenheit des Ministerpräsidenten v. Schele abspielten und ihm wie den übrigen Ministern verheimlicht wurden. Der König, mit dessen Vorwissen B. gehandelt hatte, suchte den Conflict dadurch zu lösen, daß er B., anstatt ihm die erbetene Entlassung zu ertheilen, von der Theilnahme an den Sitzungen des Gesammtministeriums dispensirte. Zugleich war die gefährliche Finanzfrage wieder angeregt. B. hatte sich der Idee einer erneuten Cassentrennung, die dem Könige schon länger als erstrebenswerthes Ziel vorschwebte und ihm eine Besserung seiner Cassenverhältnisse in Aussicht stellte, günstig ausgesprochen ungeachtet der Ausführungen seines Generalsecretärs v. Bar über die ihr rechtlich und praktisch entgegenstehenden Gründe. Die Krisis des Ministeriums nahm in der zweiten Hälfte Novembers 1853 den unerwarteten Ausgang, daß das ganze Ministerium Schele zurücktrat und dem von Herrn v. Lütcken gebildeten Platz machte. B. hat noch in den letzten Tagen der Selbständigkeit Hannovers auf den Vorwurf R. v. Bennigsen's erwidert, er habe das Ministerium Schele nicht gestürzt, sondern zu dessen Beibehaltung gerathen. Das kann sehr wol richtig sein, aber nachdem er selbst seine eigenen Wege gegangen war, war in das Cabinet der Keim der Zwietracht und damit der Ohnmacht gelegt, während doch gegenüber einem Fürsten wie Georg V. und seiner Vorliebe für das persönliche Regiment ein Zusammenhalten aller Minister unbedingt geboten war. So groß die Anerkennung war, die B. allezeit von Freund und Feind gezollt wurde — einen der befähigtesten Beamten seit Menschengedenken hat ihn einmal R. v. Bennigsen genannt —, seit dem Sommer 1853 blieb ihm bei seinen Landsleuten der Vorwurf des Mangels an politischer Festigkeit und der Neigung sich in Intriguen einzulassen anhaften. Während des Ruhestandes, in den B. für einige Zeit trat, wurde ihm der Ministerposten in Bückeburg und, was ehrenvoller war, nach Wächter's Rücktritt, die Präsidentenstelle am Oberappellationsgerichte der freien Städte in Lübeck angeboten. Er lehnte beides ab und ging zunächst auf dreiviertel Jahr zu seiner Erholung und Erlangung größerer Uebung in der französischen Sprache in die französische Schweiz, dann nach Göttingen, um bei G. Hanssen nationalökonomische Vorlesungen zu hören.

1856 trat er wieder in den activen Dienst und übernahm die Stelle des ersten Verwaltungsbeamten in Lehe. In diese Zeit fallen die Bauten des Geestemünder Hafens, denen B. seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. 1857 zum Landdrosten von Ostfriesland ernannt, bekleidete er dies Amt acht Jahre. So wenig der neue Landdrost seiner politischen Gesinnung nach den Ostfriesen genehm sein mochte, so erwarb er sich doch durch seine Verwaltung, seine Fürsorge für das Armen- und Schulwesen und den Landstraßenbau ihre Anerkennung. Er schied aus dieser Stellung, als ihn König Georg im November 1865 wieder zur Uebernahme eines Ministerpostens berief. Das neue Ministerium, das fünfte in der fünfzehnjährigen Regierung Georg's V., war des Königs eigenste Schöpfung. Cabinetsbildungen durch andere als den Herrscher selbst erschienen ihm unvereinbar mit einem monarchischen Regiment. Das Gesammtministerium der Verfassung war ihm immer eine unsympathische Institution, die er soviel als möglich bei Seite schob. B. hatte den Ministerposten nur unter der Bedingung übernommen, daß ihm, wenn seine leidende Gesundheit der Führung der Geschäfte nicht gewachsen sei, die Entlassung nicht versagt werden solle. Er übernahm das Ministerium des Innern. Die erste That des neuen Ministeriums, die Zurückziehung der bescheidenen Wahlgesetzreform, über welche Regierung und Kammern einig geworden waren, war nicht geeignet, einen guten Eindruck hervorzurufen. B. machte sich vor allem an die Reform des Gewerbewesens. Es zeugt für seinen Muth wie für seinen Einfluß über den König, wenn er die Zünfte, die die getreuesten Anhänger des Welfenthums in sich schlossen, zum Gegenstand seiner Reform ersah. Seine unbefangene und praktische Auffassung gab sich auch darin kund, daß er in die Commission zur Vorberathung seines Gesetzentwurfs zwei Häupter der oppositionellen Partei und entschiedene Anhänger des Nationalvereins, den Stadtsyndikus Albrecht von Hannover und den Bürgermeister Miquel von Osnabrück, berief. Der Entwurf beseitigte den Zunftzwang, ließ aber die Zünfte bestehen und wahrte ihnen eine so ehrenvolle und einflußreiche Stellung, daß man auf einen freiwilligen Eintritt der Gewerbtreibenden rechnen durfte. Die Vorlage, die nicht Ansichten huldigen, sondern Bedürfnissen entsprechen wollte, wurde von Rechts und Links bekämpft, in der ersten Berathung der zweiten Kammer aber von einem Kenner der Verhältnisse wie Miquel in ihren Grundzügen vertheidigt, wie auch Bening später noch ihrem Principe seine Anerkennung ausgesprochen hat. Der gesetzgeberischen Erledigung des Gegenstandes traten die großen Zeitereignisse in den Weg. In der Krisis des Jahres 1866 kam B. das Verdienst zu, energisch für die Abschließung eines Neutralitätsvertrags mit Preußen eingetreten zu sein. Als in dem Conseil vom 13. Mai über den Entwurf einer an den hannoverschen Gesandten in Berlin zu richtenden Depesche berathen wurde, setzte er der umständlichen, in juristischen Deductionen aus dem Bundesrecht sich ergehenden Arbeit des Staatsraths Zimmermann improvisirt eine kurze und kräftige Erklärung entgegen: „da die Grundsätze des deutschen Bundesrechts ihre thatsächliche Geltung nicht mehr finden würden, will die hannoversche Regierung neutral bleiben, da die Neutralität in einem solchen Falle den Verhältnissen und Interessen des Landes entspricht, während sie andrerseits hofft, daß ihre Neutralität streng geachtet werde“. Der Entwurf fand allgemeine Zustimmung, aber die Aufforderung Bacmeister's, nun auch die Vertragsverhandlung zu beschleunigen, damit es nicht wie mit den sibyllinischen Büchern gehe, blieb unbefolgt. Der König und die Hofpartei horchte auf die Einflüsterungen und Anerbieten Oesterreichs und behandelte die immer deutlicher werdenden Warnungen Bismarck's geringschätzig. Man glaubte neutral zu bleiben, wenn man sich in den Mantel der Bundestreue hüllte. Während diese Stimmungen den Hof beherrschten,

wurden die letzten parlamentarischen Schlachten im hannoverschen Ständesaal zwischen B. und R. v. Bennigsen geschlagen. In dem was der Minister auf die scharfen Angriffe des Oppositionsführers erwiderte, sah Miquel mehr die Betrachtungen eines Historikers oder eines Philosophen als die Rede des verantwortlichen Ministers eines hochgefährdeten Mittelstaats. Nach der neuen Wendung, die die hannoversche Politik seit Ende Mai genommen hatte, ließ sich offenbar in der Oeffentlichkeit nicht mehr sagen. Man kann es sich kaum vorstellen, daß ein Mann von so großem Scharfsinn in den Gebieten des öffentlichen Lebens sich an der Ueberschätzung Oesterreichs und der Unterschätzung Preußens, die seine Umgebung beherrschte, betheiligt haben soll. Bei der Berathung am 15. Juni über die preußische Sommation trat B. mit sämmtlichen Ministern der verwerfenden Auffassung des Königs bei; aber er machte von seinem früheren Vorbehalte Gebrauch und bat alsbald um seine Entlassung. Sie wurde ihm von Göttingen aus, wohin König Georg sich in der Frühe des 16. Juni begeben hatte, unter dem 19. Juni 1866 ertheilt.

B. lebte seitdem in Göttingen, erwarb ein eigenes Haus und besuchte wieder wie früher die Vorlesungen der Professoren. Vor allem zog ihn der Nationalökonom Helferich an; er hörte aber auch Lotze, Ernst Curtius und zuletzt noch die Vorlesungen Planck's über den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs; und das alles nicht wie ein Dilettant, der sich anregen lassen will, sondern mit der Gewissenhaftigkeit eines fleißigen Studenten, der sein Heft führt und eifrig nachstudirt. Der welfischen Partei angehörig, betheiligte er sich an deren Presse und Versammlungen; ohne nach außen hervorzutreten, hat er sicherlich in der Partei einen großen Einfluß ausgeübt. Ein Mann von viel zu freiem Gesichtskreis, um sich in die Enge der Parteischranken bannen zu lassen, unterhielt er freundschaftlichen Verkehr mit geistvollen und kenntnißreichen Männern der verschiedensten Richtungen. Aufmerksam folgte er den neuen Erscheinungen des wirthschaftlichen und des Rechtslebens. „Ich bin kein laudator temporis peracti“ bekannte er in dem letzten Schriftchen, das aus seiner Feder geflossen ist, einem im September 1887 an den Director im Reichsamt des Innern, den nachherigen Preußischen Cultusminister Bosse, gerichteten Sendschreiben über den Nachwuchs in der höheren Verwaltung. Angeregt durch die ihm mitgetheilten amtlichen Verhandlungen über den Gegenstand, bespricht er die Verwendung der Studienzeit und die ihr nachfolgende praktische Ausbildung. Freimüthig, geistvoll, in klarer und scharfer Form und mit reformatorischen Gedanken, so daß man bedauern muß, daß die kleine Schrift, als Manuscript gedruckt, der öffentlichen Discussion entzogen geblieben ist. Namentlich ihr Vorschlag nach Art der Militärakademie eine Civilakademie für die jungen Verwaltungsbeamten zu errichten, denen jetzt erst volkswirthschaftliche Studien den Nutzen bringen würden, den sie auf der Universität nicht stiften können. Was B. sonst noch geschrieben hat, ist aus den Bedürfnissen des Justizdienstes erwachsen: ein Bericht über das schwurgerichtliche Verfahren, von B. als Oberstaatsanwalt erstattet (Hannover 1851); zur Orientirung in der Justizreformfrage, von einem Unbetheiligten (Hannover 1858) und ein Votum über die Schwurgerichte (Aurich 1862), das durch den Angriff des Obergerichtsdirectors Wiarda in Nienburg auf das Institut und seine Vertheidigung durch den Obergerichtsrath Schwarz in Celle hervorgerufen war. Sein Urtheil über das Schwurgericht war nicht glimpflicher geworden, zumal er das Mißgeschick gehabt hatte, als Obmann der hannoverschen Geschwornen bei der viel besprochenen irrigen Verurtheilung der Angeklagten Ziegenmeyer und Busse wegen Mordes mitzuwirken. Trotz langjähriger nervöser Leiden hatte sich B. bis in sein hohes Alter Frische des Geistes und Theilnahme an allen öffentlichen und wissenschaft-

lichen Angelegenheiten erhalten. Zum Danke für seine Verdienste um den Civilproceß und seine von Jugend auf der Universität Göttingen bewahrte Liebe verlieh ihm die juristische Facultät am 15. Februar 1885 die Doctorwürde. B. starb in Göttingen am 3. August 1890 im 84. Lebensjahre.

Staats- u. Gesellschaftslexikon, hsg. v. H. Wagener III (Berlin 1860), S. 167. — Deutsche Volkszeitung 1890, Nr. 5268 (10. Aug.). — Hannov. Courier 1890, Nr. 16559 u. 16562 (viel Irrthümer). — Beamish, Gesch. der kgl. engl.-deutschen Legion II, 116, 454. — Briefw. zw. Grimm u. Dahlmann, hsg. v. Ippel I, 157. — Leonhardt, Justizgesetzgebung d. Kgr. Hannovers II (1851) S. 16. — E. v. Meier, Hannov. Verf.- u. Verwaltungsgesch. II (1899), S. 151 ff. — Oppermann, Zur Gesch. d. Kgr. Hannover passim. — Stüve, Biographie Lehzens (Hs.). — Poschinger, Preußen im Bundestag I, 302; IV, 61. — Meding, Memoiren z. Zeitgesch. I (1881), 63; II, 1 ff. — v. Hassell, Gesch. d. Kgr. Hannover II (1899), 197 ff. — v. d. Wengen, Gesch d. Kriegsereign. zw. Preußen u. Hannover (1886), S. 122 ff.

F. Frensdorff.

Baedeker *). Die Buchhändler- und Druckerfamilie der Baedeker stammt aus Bremen und war seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Westfalen und im Rheinland ansässig. Diedrich B., Buchdrucker aus Bremen, geboren am 22. September 1680, ließ sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Bielefeld nieder, wo er durch Heirath der Wittwe des Buchdruckers J. Tränkner auch dessen Buchdruckerei übernahm; nach seinem 1716 erfolgten Tode verheirathete sich seine Wittwe nochmals mit dem Buchdrucker Süvern in Bielefeld und der einzige Sohn aus ihrer vorhergehenden Ehe Gottschalk Diedrich, geboren am 4. November 1713, trat als Lehrling in des Stiefvaters Druckerei ein, verließ indessen 1730 dieselbe und kaufte am 8. März 1737 die Stadtbuchdruckerei der freien Reichsstadt Dortmund. Als Stadtbuchdrucker und Verleger entfaltete er eine reiche Wirksamkeit, so hat er das für damalige Zeit hochbedeutsame Steinen'sche Geschichtswerk „Versuch einer Westfälischen Geschichte" verlegt, indessen übertrug er 1755 seinen ganzen Verlag an die Meyerische Buchhandlung in Lemgo. B. ist auch Verleger der ersten Dortmunder Zeitung — seit dem 16. Januar 1769 — gewesen. Aus seiner zweiten Ehe hatte er vier Söhne, von denen der älteste Friedrich Gottschalk Heinrich, geboren am 2. December 1747, nach des Vaters am 9. April 1784 erfolgten Tode das Geschäft weiterführte; er starb kinderlos am 6. April 1797, und seine Wittwe verkaufte die Druckerei an die Firma Blothe & Comp. — Der zweite Sohn, Zacharias Gerhard Diedrich, geboren am 19. September 1750, † am 19. August 1800, war gleichfalls Buchdrucker und gelangte durch Heirath in den Besitz der 1738 begründeten Wohlleben'schen Buchdruckerei mit kleinem Zeitungs- und Schulbücher-Verlag. Es wurde ihm von der damals in Essen residirenden Fürstäbtissin der Titel „Fürstlicher Essendischer Hofbuchdrucker" verliehen. Sein einziger Sohn Gottschalk Diedrich, geheißen nach dem Großvater, geboren am 13. Juli 1778, wurde 1798 Inhaber des Geschäftes. Dieser ist der Begründer der Firma

G. D. Baedeker in Essen, die nach seinem am 23. März 1841 erfolgten Tode zunächst von dem Neffen Julius B. für Rechnung der Wittwe verwaltet, bis am 1. Januar 1844 die beiden jüngsten Söhne Eduard, geboren 1817, und Julius, geboren 1821, Inhaber wurden. Dieselben führten die Firma G. D. Baedeker unverändert fort. Nach dem Tode von Eduard B., 1879, trat dessen Sohn, Gustav B., geboren 1848, der bereits seit 1876 Theilhaber war,

*) Zur Vervollständigung des Artikels der A. D. B. I, 759.

als Mitbesitzer ein. Julius B., † 1898, schied mit Rücksicht auf sein Alter am 1. Januar 1891 aus der Firma und übertrug seinen Besitzantheil seinem Sohn, Diedrich B., geboren 1850, welcher seit 1888 dem Geschäfte bereits als Theilhaber angehörte; Gustav und Diedrich B. führen die Firma, deren Verlagskatalog im J. 1899 die Zahl von 1033 Nummern umfaßt, unverändert weiter. Das Geschäft, das über 170 Personen beschäftigt, umfaßt Verlag, Sortiment, Buchdruckerei, Schriftgießerei, Stereotypie, Galvanotypie und Buchbinderei. Die Hauptrichtung des Verlags erstreckte sich von Anfang an auf pädagogische Litteratur und Ingenieurwissenschaft. Aus letzterer mögen P. Stühlen's Ingenieur- sowie der Berg- und Hüttenkalender, Messerschmidt's Maschinenwesen u. s. w. genannt sein; in pädagogischen Kreisen sind hochgeschätzt die Parabeln Krummacher's, ferner Diesterweg's Wegweiser, Kellner's Werke, die Lehrbücher von Koppe, Spieß, Heilermann, Diekmann, Schultz; naturwissenschaftliche Werke, die Liedersammlungen Erk's und W. Greef's, darunter das 1854 in 1. Auflage im 9. Heft erschienene Wilhelm'sche Nationallied der Deutschen „Die Wacht am Rhein", sowie die bereits in 1325. Auflage erschienene und in Millionen von Exemplaren verbreitete Haesters'sche Fibel. Die heute als „Rheinisch-Westfälische Zeitung" drei Mal täglich im Verlage der Firma erscheinende Zeitung führte zuerst den Titel „Neueste Essendische Nachrichten von Staats- und Gelehrtensachen", 1738—1762, dann „Essendische Zeitung von Staats u. Kriegssachen" 1763—1798, „Allgemeine Politische Nachrichten" 1799—1859, „Essener Zeitung" 1860—1882 und von 1883 ab „Rheinisch-Westfälische Zeitung". G. D. Baedeker's ältester Sohn ist der Begründer des weltbekannten Reisebücherverlags

Karl Baedeker in Leipzig, früher Koblenz. Er war geboren am 3. November 1801 zu Essen und besuchte dort, sowie in Hagen die Schule, ging 1817 zu Mohr und Winter, um den Buchhandel zu erlernen und war 1819 Studirender auf der Freiburger Universität. 1823—1825 war er Gehülfe bei Georg Reimer in Berlin, trat dann eine größere Reise durch Deutschland an und legte im Juni 1827 den Grundstein seines Geschäftes zu Koblenz. Die Basis seines Reisebücherverlags bildete „Kleins Rheinreise", die er von der Rohling'schen Buchhandlung erworben hatte, zeitgemäß umarbeitete und erweiterte nach dem Vorbilde der handbooks des Londoner Buchhändlers John Murray; er hat ihn aber in der Folge weit in den Schatten gestellt. Sein Auftreten als Reiseschriftsteller hatte große Erfolge, da alle seine Publicationen auf eigener Anschauung und absoluter Zuverlässigkeit beruhten. Die Baedeker'schen Reiseführer behandeln neben den verschiedenen Theilen Deutschlands und Oesterreichs, die Niederlande, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Italien, Palästina, Rußland, Schweden, die Schweiz, Aegypten in deutscher sowie auch zum Theil in englischer und französischer Sprache; einzelne von ihnen haben längst die 20. Auflage überschritten. Zu ihnen gesellen sich noch verschiedene Sprachführer und ein viersprachiges Conversationsbuch. Neben der Reiselitteratur verlegt die Firma noch eine Anzahl Schulbücher, wie die geographischen und geschichtlichen Leitfäden von W. Pütz, die Grammatiken von Knebel, Probst u. A. Im J. 1859 nahm Karl B. seinen Sohn Ernst, geboren am 26. October 1833, als Theilhaber in sein Geschäft auf, das dieser nach dem am 4. October des gleichen Jahres erfolgten Tode des Vaters für eigene Rechnung übernahm. Ernst B., der bei Vieweg in Braunschweig seine Lehre bestanden, dann in Leipzig, Stuttgart und London gearbeitet hatte, führte das Geschäft im Sinne seines Vaters weiter, starb aber leider schon in seinem 28. Lebensjahre am 23. Juli 1861. Sein jüngerer Bruder Karl, geboren am 25. Januar 1837, den er als Gehülfen im Sortiment schon einige Jahre beschäftigt hatte, übernahm nunmehr die

Handlung, in die im J. 1869 Fritz B. als Theilhaber eintrat. Im Februar 1870 wurde die Sortimentsabtheilung verkauft. 1872 verlegte B. seine Verlagshandlung nach Leipzig, 1878 trat Karl B. aus und seit dieser Zeit ist Fritz B. alleiniger Besitzer der Firma. — G. D. Baedeker's in Essen Neffe, Julius Theodor, der 1841—1843 wie oben gesagt sein Geschäft für die Wittwe verwaltete, wurde geboren am 18. December 1814 als der Sohn des Apothekers Baedeker in Witten und ist der Begründer der Firma Julius Baedeker Verlag in Leipzig. Er besuchte die Schulen zu Witten und Essen und trat im 17. Jahre in die Lehre bei W. Langewiesche in Iserlohn, trat 1837 als Freiwilliger beim Militär ein und ließ sich am 16. December desselben Jahres als Student an der Universität Halle immatriculiren, um Geschichte und Philosophie zu hören. 1838 finden wir ihn als Gehülfen in der Riegel'schen Buchhandlung in Potsdam, von wo er dann 1841 nach Essen in die Handlung seines Oheims kam. Am 1. September 1843 begründete er darauf seine eigene Handlung in Elberfeld, die er als Sortimentsgeschäft rasch in die Höhe brachte. Im gleichen Verlage begann er auch schon seine Thätigkeit als Verleger. Nach kleineren Verlagsunternehmungen verlegte er 1847 eine Prachtbibel, ließ im folgenden Jahre H. Davidis' Gartenbuch folgen und erstand von Rieten in Mühlheim Coutelle: Pharus am Meere des Lebens, dessen 3. Auflage bei ihm erschien. Im April 1846 eröffnete er eine Filialbuchhandlung in Iserlohn, gab seit 1847 dort das „Wochenblatt für den Kreis Iserlohn" heraus und fügte 1849 auch noch eine eigene Druckerei bei. Im J. 1852 entschloß er sich, ganz nach Iserlohn überzusiedeln und verkaufte sein Elberfelder Geschäft an A. Martini und O. Grüttefien, die es unter der Firma Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung weiterführten. — Seinen Verlag hatte B. mit nach Iserlohn genommen, er breitete diesen hier noch weiter aus und starb am 26. März 1880, seinen beiden Söhnen Hugo (geb. am 24. Nov. 1847) und Julius (geb. am 22. Mai 1855) das Geschäft hinterlassend. Diese verkauften 1883 das Sortiment und verlegten 1887 den Verlag nach Leipzig. Unter ihrer Leitung wird er noch heute in den Fußtapfen des Gründers weitergeführt. Karl Fr. Pfau.

Bader: Josef B., Archivrath am Gr. Badischen General-Landesarchiv, geboren zu Thiengen im Klettgau am 20. December 1805, † zu Freiburg im Breisgau am 7. Februar 1883. B., der Sohn eines gräflich Schwarzenbergischen Beamten, genoß seine Gymnasialbildung zu Freiburg und bezog die dortige Universität, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald der Jurisprudenz zu bis er, wegen Theilnahme an der burschenschaftlichen Verbindung Germania, von der Universität relegirt wurde. Ohne Aussicht auf Verwendung im Staatsdienst wandte B. sich nun, einer seit früher Jugend gehegten Neigung folgend, dem Studium der Geschichte seiner Heimath zu, bei dem er von Männern wie Rotteck, Schreiber, Leichtlen Aufmunterung und Förderung fand. Einer Reihe kleinerer Arbeiten, die er mit einer in den Freiburger Unterhaltungsblättern abgedruckten Geschichte seiner Vaterstadt Thiengen im Beginne der 1830er Jahre eröffnete, ließ er 1834 seine „Badische Landesgeschichte" folgen, welche vielen Beifall fand. Sein Forschertrieb führte ihn dem archivalischen Berufe zu, in den er als Volontär am Provinzialarchiv in Freiburg eintrat. 1837 wurde B. als Gehülfe am General-Landesarchiv in Karlsruhe angestellt, dem er von da an bis 1872 angehörte. Nachdem er sich an der Universität Freiburg die Doctorwürde erworben hatte, wurde er 1841 zum Kanzlisten, 1844 zum Assessor, 1845 zum Archivrath befördert. In seiner dienstlichen Eigenschaft hat B. sich durch die Repertorisirung einer Reihe oberländischer Archiv-Abtheilungen um die Eröffnung der Schätze des General-Landesarchivs bleibende Verdienste erworben. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen archivalischen Charakters in der von F. J. Mone

begründeten „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, die in den Bänden 1 bis 24 derselben niedergelegt sind, sind besonders jene aus dem Archiv der ehemaligen Cistercienserabtei Salem hervorzuheben, das er zuerst der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht hat, ebenso wie die seit dem Zeitalter der Reformation in jenes Kloster geflüchteten Archive der Klöster Herrenalb und Bebenhausen, die B. in Salem auffand und nach Karlsruhe verbrachte, wo sie durch seinen Collegen Dambacher in der genannten Zeitschrift veröffentlicht wurden. Neben den archivalischen Publicationen verdankt man B. eine Reihe kleiner Monographien aus dem Gebiete der badischen Haus- und Landesgeschichte und eine große Zahl von Arbeiten, die sich an der Grenze der Wissenschaftlichkeit und einer anziehenden Popularisirung gelehrter Themata bewegen. Er hatte eine sehr feine Empfindung für das, was von der Ausbeute gelehrter Forschung einen größeren Leserkreis zu fesseln vermag. Viele solche Arbeiten ließ er in der von ihm begründeten Zeitschrift „Badenia“ erscheinen, andere faßte er in einem Bande zusammen, den er „Meine Fahrten und Wanderungen im Heimathlande“ betitelte. Es ist etwas von Riehl'schem Geiste in diesen Aufsätzen zu verspüren. Nach seiner Pensionirung im J. 1872 veröffentlichte B. seine Arbeiten zumeist in dem „Freiburger Diöcesan-Archiv“, dem Organe des kirchlich-historischen Vereines der Erzdiöcese Freiburg. Die nach seiner Uebersiedlung nach Freiburg im J. 1881 begonnene Ausarbeitung einer Geschichte dieser Stadt konnte er zwar noch im Manuscript vollenden, aber er erlebte nur noch das Erscheinen des ersten Bandes (1882). B. war kein methodisch geschulter und kritisch veranlagter Gelehrter, aber er verfügte über ein reiches Wissen, und die Liebe zu Heimath entschuldigt nicht nur manche Schwächen seiner Arbeiten, sondern sie verleiht vielmehr den meisten derselben einen Reiz, den nüchterne Gelehrsamkeit allein nimmer auszuüben vermag. Er hätte wol für seine eifrige Pflege der Landesgeschichte mehr Anerkennung verdient als ihm zu Theil wurde. Er strebte diese nicht an. Aber im Bewußtsein der Ehrlichkeit und Gediegenheit seiner Thätigkeit empfand er doch wol als Kränkung, daß ihm versagt blieb, was Geringere erreichten.

Schriften: „Geschichte der Stadt Waldshut“ (1832); „Briefe über das badische Oberland“, „Ueber die Unruhen im Hauensteinischen“ (1833); „Badische Landesgeschichte“ (1834); „Der Zähringische Löwe oder die Ahnen des fürstlichen Hauses Baden und dessen Gründung“ (1837); „Das Großherzogthum Baden wie es ward und wie es ist“, „Das breisgauische Freiburg und seine Umgebungen“ (1838); „Badenia oder das badische Land und Volk“ (1839—1844); „Badische Volkssitten und Trachten“, „Markgraf Rudolf I. von Baden“, „Egeno der Bärtige, Graf von Urach“, „Erwin von Steinbach“ (1843 bis 1844); „Die Stifter des Klosters Lichtenthal“ (1845); „Die ehemaligen breisgauischen Stände“ (1846); „Wahrer Ursprung Badens, der Stadt, Fürstenfamilie und Markgrafschaft“ (1849); „Markgraf Hermann V. von Baden“ (1851); „Meine Fahrten und Wanderungen im Heimathlande“ (1853—1856); „Skizzenblätter über Badens Fürstenhaus und dessen geschichtliche Darstellung“ (1854); (mit A. J. V. Heunisch): „Das Großherzogthum Baden historisch-geographisch-statistisch-topographisch“ (1857); „Badenia. Neue Folge“ (1859—1862); „Badenia, Zeitschrift des Vereins für badische Ortsbeschreibung“ (1864); „Badische Landesgeschichte für Jung und Alt bearbeitet“ (in mehreren Auflagen). Ferner zahlreiche Aufsätze und Urkundenpublicationen in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins und im Freiburger Diöcesan-Archiv.

Badische Biographien I, 30; IV, 518. — Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins Bd. 36, S. 476.

v. Weech.

Badius: Jodocus B. (Josse Bade) — mit dem Beinamen, der oft auch als Hauptname vorkommt: Ascensius, weil er von Assche in Brabant gebürtig war —, ein gelehrter Drucker und Buchhändler Frankreichs von hervorragender Bedeutung. Er wurde geboren 1462 und starb 1535. Nachdem er bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Gent die erste Schulung erhalten und sodann in Italien namentlich unter dem berühmten Humanisten Battista Guarino in Ferrara studirt hatte, kam er nach Lyon, wo er als Lehrer des Griechischen und Lateinischen, bald aber auch, seit 1491, als gelehrter Corrector für die Werkstätte des deutschen Buchdruckers Joh. Trechsel (A. D. B. XXXVIII, 552 ff.) thätig war. Nicht lange nach dessen im J. 1498 erfolgtem Tode, wahrscheinlich im J. 1500, siedelte er nach Paris über, jedoch, soviel wir finden, nicht um an der Universität einen Lehrauftrag zu übernehmen, sondern lediglich um nun selbst eine Druckerei zu errichten, für die er aber zugleich, in Fortsetzung seiner Lyoner Thätigkeit, der trefflichste Corrector war. (Falsch ist es — trotz Hain's Repertorium bibliographicum —, daß B. schon im 15. Jahrhundert und gar schon während seiner Lyoner Zeit gedruckt habe.) Zu dem Druck gesellte sich bald auch der Buchhandel und namentlich der Verlag, bei dem wir ihn oft mit dem großen Verleger Jean Petit vereinigt sehen. Welche Thätigkeit B. von 1501, seinem ersten Druckjahr, bis zu seinem Tod entfaltet hat, das mag aus dem Umstand hervorgehen, daß Panzer nicht weniger denn 400 Schriften aufführt, die nach ihm aus Badius' Pressen hervorgegangen sind. Es mögen immerhin darunter sich manche unechte finden, andererseits kann aber dieser erste Versuch einer Zusammenstellung unmöglich auch nur annähernde Vollständigkeit erreicht haben. Die Zahl von Badius' Drucken dürfte also noch beträchtlich größer sein. Fast alle diese Schriften sind wissenschaftlichen Inhalts. Darunter sind einige geschichtliche, ein paar juristische, um ein ziemliches mehr theologische Werke (dies insbesondere in der späteren Zeit); weitaus die meisten aber gehören dem Gebiete des Humanismus an. Eine lange Reihe der wichtigsten griechischen und römischen Schriftsteller (jene freilich nur in lateinischer Uebersetzung) zieht, und zwar oft wiederholt, d. h. in mehreren Auflagen, an unserem Auge vorüber, wenn wir das „Werk" des B. mustern; und ihnen schließt sich eine nicht minder große Zahl von Humanisten der früheren und der damaligen Zeit mit ihren Schriften an. Nimmt man dazu, daß B. sich dabei nicht nur auf den Druck, Verlag und Vertrieb beschränkte, daß er wie früher in Lyon so jetzt in Paris bei sehr vielen jener Werke als Hersteller des Textes, Erklärer, Uebersetzer betheiligt war, und zwar mit sehr geschätzten Leistungen, so erhellt die Bedeutung, welche diesem Manne in der Geschichte des Humanismus zukommt. Weniger von Belang ist, was B. selbständig veröffentlicht hat: eine Biographie von Thomas a Kempis, ein Compendiolum de epistolis und eine Art Ergänzung zu Sebastian Brant's Narrenschiff (Stultiferae naves sensus animosque trahentes mortis in exitium), die auch ins Französische übersetzt und im 16. Jahrhundert wiederholt aufgelegt worden ist. Noch sei das Druckerwappen des B. kurz erwähnt: es zeigt das Innere einer in Thätigkeit befindlichen Druckerei mit der Aufschrift: Prelum Ascensianum und ist in seiner Weise für die Geschichte der Druckkunst von Interesse. (Eine Abbildung siehe z. B. bei Brunet, Manuel du libraire, 5. éd., t. I col. 64 u. sonst.)

Nach des Jodocus B. Tod übernahm sein Sohn Konrad B., angeblich geboren 1510, † 1560, das Geschäft; er führte es im Geiste seines Vaters weiter und setzte diese Thätigkeit auch fort, als er 1549 wegen seiner calvinistischen Richtung nach Genf flüchten mußte. Bedeutender freilich als der Sohn waren des Jodocus B. drei Schwiegersöhne; es waren die großen französischen Drucker Michel Vascosan, Jean de Roigny und Robert Etienne.

Vgl. Panzer, Annales typographici t. VII, p. 501—fin. VIII, p. 2 bis 183, 210 sq., XI, p. 476—495. — Nouv. biographie générale, t. IV, 1855, col. 129 sqq. — Biographie nationale de Belgique, t. I, 1866, col. 610 sqq. und die in den beiden letztgenannten Werken sowie bei Chevalier, Repertoire des sources historiques du moyen-âge, 1877—86, col. 207 sq., u. Suppl. 1888, col. 2438 bezeichneten Quellen. K. Steiff.

Bagel. Von einer französischen Hugenottenfamilie abstammend (der Name daher französisch auszusprechen), ließ sich Johann B. 1800 als Buchbinder in Wesel in der ersten Etage des „Goldenen Schlüssels", eines Hauses am Kornmarkt, nieder. Die Occupation Wesels durch die Franzosen 1809 kam ihm insofern zu gute, als bei ihm, der der französischen Sprache ganz mächtig, alle Schreibmaterialien und Militärdrucksachen gekauft wurden. Am 2. März 1809 wurde ihm sein erster Sohn Peter August geboren, der 1822 in die Buchhandlung von Hemmerde & Schwetschke in Halle als Lehrling eintrat. Die Verkaufsanzeige der Klönner'schen Buchhandlung in Wesel ließ bei dem jungen B. den Gedanken reifen, seinem Vater den Vorschlag des Ankaufs derselben zu machen, der bei diesem auch Anklang fand. Der Sohn wurde zurückberufen, doch die Verhandlungen zerschlugen sich und so gründete der Vater unter seinem Namen 1826 selbst eine Buchhandlung, mit deren Leitung der Sohn betraut wurde. Bedeutende Papiergeschäfte veranlaßten B. 1831, eine Papiermühle bei Dorsten einzurichten, die 1838 zu einer Papierfabrik umgebaut wurde. Der erste Verlagsartikel „Human, der Lehrer einer höhern Volksschule &c.", von Lehrer Ewich, stammt aus dem Jahre 1829, dem sich 1830 als zweiter das Kämper'sche Schulbuch anschloß. Die gute Gangbarkeit desselben ließ, zumal die Herstellung nicht mit der gewünschten Schnelligkeit in der Romen'schen Steindruckerei vor sich ging, den Plan reifen, selbst eine Steindruckerei anzulegen, der 1835 auch verwirklicht wurde; der Steindruckerei folgte 1837 die Buchdruckerei. Um diese Zeit hatte B. auch seinen Hauptautor P. J. Beumer gewonnen. Einen weiteren großen Zuwachs erhielt das Geschäft durch Uebernahme der Rheinischen Schulbuchhandlung — Besitzer Seminardirector Zahn — in Moers, die gut eingeführte Schulbücher, z. B. Zahn's biblische Historien u. s. w. brachte. Am 1. Januar 1843 wurde der Name der Firma in August Bagel umgewandelt. 1846 erhielt das Buchdruckgeschäft einen bedeutenden Aufschwung durch Uebernahme der Lieferung von Drucksachen für sämmtliche Postanstalten der Rheinprovinz. 1848 gründete August B. eine Filiale in Duisburg, die 1851 an J. J. Ewich überging und unter dessen Namen seit 1866 von Otto Ewich fortgeführt wird. — Mitte der fünfziger Jahre konnte der ersten eine zweite Papierfabrik zu Eggerscheidt bei Ratingen beigefügt werden. 1868 wurde das Sortiment in Wesel an B. Schmithals abgetreten und 1878 der ganze Verlag nach Düsseldorf verlegt. Die umfassende Thätigkeit Bagel's hatte ihm bereits 1873 den Titel eines Commerzienrathes eingetragen; unablässig war er bemüht den Verlag weiter auszubauen, dabei stets seiner von Anfang an festgehaltenen Richtung der Herausgabe von Jugend- und Volksschriften, Bilderbüchern, Modellirbogen, Schulbüchern, Lehrmitteln und Unterrichtswerken, Landkarten und Kalendern treu bleibend. In seinem Commissionsverlag erscheint auch die Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen „Stahl und Eisen". Nach dem Tode von August B. am 6. Januar 1881 übernahm sein erster Sohn August B. (geb. am 10. Februar 1838) das Geschäft, er ist, heute ebenfalls Commerzienrath, noch Besitzer der Handlung; der zweite Sohn Felix (geb. am 7. Novbr. 1854) trennte sich jedoch von seinem Bruder und begründete mit einem Theile des Verlags ein eigenes Geschäft in Düsseldorf, das inzwischen wieder erloschen ist. Der Bruder August Bagel's sen., Julius, ist der Begründer der Firma Julius Bagel.

Julius B., geboren am 10. März 1826, war bis 1854 Mitinhaber der Firma Julius Bagel & Cie., die durch Ankauf der Schulbücher aus Riegel's Verlag in Potsdam bisher gut prosperirt hatte, indessen ging der Verlag in diesem Jahre an August B. in Wesel über und Julius wandte sich im April 1855 nach Mülheim a. Ruhr, wo er durch Ankauf des Nieten'schen Papiergeschäftes sich selbständig machte und ein Sortiment unter eigenem Namen begründete. Seit 1858 fügte er demselben auch Verlag hinzu, sowie er sich mit Erfolg der Geschäftsbücherfabrikation zuwandte. Auch die seit 1847 erscheinende „Rhein- und Ruhrzeitung“ ist sein Verlag. Sein Sortimentsgeschäft hatte er bereits 1874 verkauft. Karl Fr. Pfau.

Bagge: Oskar B., bekannter Volksschriftsteller, wurde am 4. Februar 1814 in Coburg geboren, wo sein Vater, Ehregott Johann Eliezer B., von schwedischer Abkunft, Rector der lateinischen Rathsschule war. Der letztere starb bereits 1828, und die Jünglingsjahre des Sohnes würden wol trübe und freudlos gewesen sein, wenn er vom Vater nicht belehrt worden wäre, den Spuren der Natur nachzugehen, ihre Schönheiten zu erkennen und sich daran zu erfreuen. Künstlerisch reich veranlagt, entwickelte sich in dem Jünglinge nach und nach ein hervorstechendes Talent für Musik und Malerei, und er würde wahrscheinlich in den Dienst der letzteren getreten sein, wenn er in den entscheidenden Jahren geeignete Lehrer gefunden hätte. So entschloß er sich denn zum Studium der Theologie, und zwar aus voller Ueberzeugung; doch schmückte auch die Kunst sein ganzes, in bescheidenen Grenzen verlaufendes Leben stets in reichem Maße aus. In Jena machte er 1833—36 seine Studien, war darauf fünf Jahre als Privatlehrer thätig und erhielt dann die Stelle eines Quartus an der Rathsschule seiner Vaterstadt, die es ihm ermöglichte, sich 1843 einen eigenen Hausstand zu gründen. Sein erstes Pfarramt trat er 1846 in Altershausen bei Königsberg in Franken an, das er trotz seiner geringen Dotation doch erst verließ, nachdem er der armen Gemeinde an Stelle der alten, baufälligen Kirche ein neues, freundliches Gotteshaus aus milden Gaben der Opferwilligkeit erbaut hatte. In Nassach, wohin er 1851 versetzt wurde, begann er seine schriftstellerische Thätigkeit. Dieselbe war zuerst polemischer Art und durch das Auftreten des freisinnigen Oberhofpredigers Schwarz in Gotha veranlaßt worden, gegen den er zum Schutze des kirchlichen Dogmas in mehreren Schriften („Ein Wort der Verständigung in den kirchlichen Wirren der Gegenwart“, 1857; „Hie Schwert des Herrn und Gideon“, II, 1860; „Die spekulative Weltanschauung auf dem Thüringer Kirchentage“, 1864) vorging. Aber, wie es zuweilen wol zu geschehen pflegt, sah sich auch B. in diesem Kampfe bald innerlich genöthigt, sich mit den Principien einer freieren Theologie selbst zu befreunden, und so suchten denn auch seine folgenden Schriften („Das Prinzip des Mythus im Dienst der kirchlichen Position; ein Versuch für und wider David Strauß“, 1865; „Fermenta theologica. Zur freien Theologie“, 1866; „Die Lehre vom Reiche Gottes“, 1869) eine Verständigung der theologischen Parteien auf Grund des Evangeliums vom Reiche Gottes anzubahnen. — Wichtiger und erfolgreicher war indessen Bagge's Thätigkeit als Volksschriftsteller, der er denn auch in der Folge treu blieb. Unter dem Namen Josias Nordheim ließ er zunächst seine „Volksbücher“ (II, 1862 ff.) ausgehen, denen dann bald seine Volkserzählungen „Fallen und Auferstehen“ (1865), „Knechtsgeschichten, sammt einer Knechtepredigt“ (1866), „Stadt- und Dorfgeschichten“ (1867), „Glück auf Umwegen“ (1870), „Alte Liebe rostet nicht“ (1871), „Die zwölf Beichtkameraden“ (1872) folgten. Durch alle diese Schriften bekundet er sein Bestreben, „durch religiös gesunde Nahrung die zur Domäne des Pietismus und Methodismus gediehenen Traktate verdrängen zu helfen, mittels launiger Darstellung ernsten

Gedanken im Volke Raum zu schaffen, von phantastischen Gebilden abzulenken und in die Poesie des Alltagslebens einzuführen". — Aus dem äußeren Leben Bagge's ist noch zu erwähnen, daß er 1860 als Pfarrer nach Watzendorf und 1869 nach Weißenbrunn bei Schalkau versetzt wurde. Hier verlebte er seine glücklichsten Jahre; der drückenden Sorgen überhoben, fand er in der Gemeinde den fruchtbaren Boden, der seine Amtsthätigkeit zu einer reich gesegneten machte, fand er auch in seinem Dorfcantor und nachmaligen Schwiegersohn Heinrich Schaumberger (s. A. D. B. XXX, 641) einen Dorfpoeten, dessen Genius er die wirksamste Hülfe und Unterstützung zur Entfaltung der Flügel zu Theil werden ließ. Noch im kräftigsten Alter stehend, traf ihn, als er im Kreise der Seinen das Tischgebet sprach, am 31. März 1873 ein tödlicher Gehirnschlag. Nach seinem Tode erschienen noch seine Volkserzählungen „Die Revolution in Filzheim" (1874) und „Drei Ehestandsgeschichten" (1874), während seine letzte Erzählung „Der Teufel im Tann" im Spinnstuben-Kalender für 1874 zum Abdruck gelangte.

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Bahlmann: Friedrich Wilhelm B. ward am 11. September 1828 als Sohn eines Großkaufmanns in der westfälischen Kreisstadt Warendorf geboren, nach Absolvirung des Gymnasiums in Münster am 28. October 1847 als Student der Rechte in Bonn immatriculirt und mit Ermächtigung des Justizministers, der ihm das letzte Semester des akademischen Trienniums erließ, bereits am 20/22. April 1850 zur Auscultatorprüfung beim Appellationsgericht in Münster zugelassen. Am 14. Mai bei dem Kreisgericht in Warendorf vereidigt, blieb er auch nach am 1. December 1851 in Münster bestandenem Referendarexamen in seiner Vaterstadt, bis am 26. September 1853 seine Ueberweisung an das Appellationsgericht in Paderborn erfolgte, woselbst er am 1. Juni 1855 zum Assessor ernannt und am Kreisgericht verschiedentlich verwendet wurde. Von Paderborn siedelte er nach Oberschlesien über und sah seitdem seine Heimathprovinz nur gelegentlich flüchtiger Besuche wieder, obschon auch die von ihm am 26. Juli 1856 heimgeführte Gattin Agnes geb. Rath aus dem Warendorf benachbarten Orte Sassenberg stammte. Nachdem er nämlich seit dem 1. April 1856 vertretungsweise Hülfsrichter am Kreisgericht zu Neustadt O/S. gewesen, wurde er am 1. April des nächsten Jahres dort definitiv angestellt, am 1. November 1860 an die Kreisgerichtscommission zu Karlsruhe O/S. und am 1. Januar 1866 als Kreisrichter und Abtheilungsdirigent nach Kreuzburg O/S. versetzt, am 1. Mai 1867 zum Kreisgerichtsdirector in Falkenberg O/S. befördert und am 24. Juli 1868 mit dem gleichen Amt in Neustadt betraut, das, wie das erste, auch das letzte Heim in Schlesien ihm bieten sollte. Während der Legislaturperioden 1867/70 und 1870/73 vertrat er den Wahlkreis Falkenberg-Neustadt im Hause der Abgeordneten, wo er sich mit einer Anzahl gesinnungsverwandter Katholiken der freiconservativen Fraction anschloß. Vom Staatsminister Falk am 25. März 1873 zur interimistischen Beschäftigung in das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten berufen und am 29. Juni 1873 zum Geheimen Regierungs- und vortragenden Rath, am 4. Juli 1876 zum Geheimen Ober-Regierungsrath ernannt, gehörte er dieser Behörde bis zuletzt in allen drei Abtheilungen als Justitiar an und leistete ihr besonders als Referent für Kirchhofssachen und die Rückkehr der Orden werthvolle Dienste. Außerdem war B. noch seit dem 14. October 1878 als Mitglied des Disciplinarhofes für die Dienstvergehen der nicht richterlichen Beamten und seit dem 1. April 1882 als Mitglied des Senats der königl. Akademie der Künste thätig, sowie am 27. Juli 1882 in das Curatorium der Michael Beer'schen Stiftung für Künstler und das der

Giacomo Meyerbeer'schen Stiftung für Musiker eingetreten. Die drei letztgenannten Aemter brachten ihn, der selbst in seinen — allerdings stets knapp bemessenen — Mußestunden eifrig den Pinsel führte, in willkommene Berührung mit Berlins hervorragendsten Künstlern; mit den Professoren Karl Becker, Gustav Eilers, Louis Jacoby, Ludwig Knaus, Adolf Menzel und Paul Meyerheim, dem Ministerialdirector Greiff, den Geheimräthen Schöne und Jordan und dem Landgerichtsdirector Lessing gründete er um Weihnachten 1885 den Verein für Originalradirung, der schon nach Jahresfrist 400 Mitglieder zählte und das erste Heft seiner Publicationen veröffentlichen konnte. Auf wissenschaftlichem Gebiete sichert ihm sein Preußisches Grundbuchrecht (Berlin 1872, 3. Aufl. 1880) eine bleibende Bedeutung. Trotzdem dasselbe noch vor dem am 1. October 1872 erfolgten Inkrafttreten der auf Grundstücke und den Verkehr mit solchen bezüglichen Gesetze fertig vorlag, erwies es sich doch, da der Verfasser als Abgeordneter den für die Vorberathung dieser Gesetze seit 1868 gebildeten Commissionen angehört und in den Sessionen von 1870 und 1872 als Referent für die Grundbuchordnung fungirt hatte, als so brauchbar, daß nicht nur bereits nach drei Monaten eine neue Auflage erforderlich wurde, sondern die Praxis sich desselben auch späterhin mit Vorliebe bediente. Für seine dienstlichen Leistungen erhielt B. zuletzt 1885 den Rothen Adlerorden 2. Cl. m. E.; sie, wie seine persönlichen Eigenschaften, würdigt u. a. auch der Nachruf, den sein College Stauder im Auftrage des Cultusministers v. Goßler für den Deutschen Reichs-Anzeiger (Jahrg. 1888, Nr. 57) abfaßte, nachdem B. am 25. Februar 1888 einer Lungenlähmung erlegen war. P. Bahlmann.

Baier: Alwill B., Doctor der Philosophie und Theologie, geboren am 27. September 1811 in Altenkirchen auf Rügen, und † als Professor der Philosophie an der Universität zu Greifswald am 1. September 1892, war der Sohn des Pastors Hermann Christoph B. (geboren 1775, † 1822), und durch seine Mutter Alwine ein Enkel des Dichters Ludwig Theobul Kosegarten (s. A. D. B. XVI, 745). Auf diese Art von seiner frühesten Jugend einer innigen religiösen Richtung und einem warmen Gemüthsleben, zugleich aber philosophischen und ästhetischen Studien zugewandt, hatte er das Glück, in Heinrich Ranke, einem Bruder des Historikers Leopold v. R., einen trefflichen Erzieher zu finden, welcher diese Gaben weiter ausbildete, und nach dem Tode des Vaters (1822) mit ihm nach Nürnberg übersiedelte, wo B. bis zum Jahr 1826 das Dittmarsche, später Raumer'sche Erziehungsinstitut besuchte. Alsdann in die Heimath zurückkehrend, erhielt B. seine weitere Ausbildung auf dem Gymnasium zu Greifswald unter dem Rectorate des trefflichen Philologen Chr. Dav. Breithaupt, und studirte seit 1830 auf der dortigen Universität Theologie, hörte aber auch bei Schömann (A. D. B. XXXII, 235), einem Freunde seines Vaters, philologische Vorlesungen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Halle, wo er Leo's Vorträge besuchte, begab er sich im Wintersemester 1831 nach Berlin, um sich philosophischen Studien unter Hegel zu widmen, sah aber dies Unternehmen schon im Beginn unterbrochen, da Hegel nach wenigen Vorträgen am 14. November 1831 verstarb. Einen Ersatz fand B. dagegen in seinem theologischen Studium unter Schleiermacher's Leitung, mit dem er auch, gestützt auf die gemeinsamen Beziehungen zur Rügischen Heimath, in innigen persönlichen Verkehr trat. Nachdem er dann am 15. Juli 1836 in Greifswald zum Licentiaten promovirt, und 1837 in der dortigen theologischen Facultät habilitirt war, erhielt er am 29. Mai 1844 eine außerordentliche theologische Professur, konnte aber nicht zu dem wünschenswerthen Wirkungskreise gelangen, da er wegen seiner freisinnig-theologischen und gemäßigten politisch-liberalen Richtung bei den damals im Cultusministerium herrschenden Gesinnungen auf keine Förderung rechnen durfte. Dagegen wurde ihm wegen

seiner trefflichen Schrift „Symbolik der christlichen Confessionen und Religionspartheien“ (1854) die Anerkennung, daß er von der theologischen Facultät in Kiel die Promotion zum Doctor der Theologie empfing. Da ihm ein Ordinariat in der Greifswalder theologischen Facultät vom Ministerium versagt blieb, entschloß er sich endlich im J. 1856 die ihm angebotene ordentliche Professur in der philosophischen Facultät anzunehmen, und hielt seitdem Vorträge über das ganze Gebiet der speculativen Philosophie, vereinigte auch seine kleinen Schriften dieser Richtung u. d. T. „Aus der Vergangenheit, akademische Reden und Vorträge“ (1891). Zu seinem 50jährigen Jubiläum im J. 1886 erhielt er den Charakter als Geh. Regierungsrath. Obwol seit Jahren durch körperliche Leiden ans Haus gefesselt, bewahrte er doch ein lebhaftes Interesse für Philosophie, Litteratur und Geschichte, blieb in Correspondenz mit Gesinnungsgenossen, wie Vatke, Hase, Zeller u. A. und sammelte eine reiche Bibliothek und Galerie von Gemälden und Kupferstichen.

Franck, G. L. Kosegarten, Anhang, S. 353, Herm. Baier. — Nachruf i. Greifsw. Tagebl. v. Prof. Reifferscheid, 1892, Nr. 207. — Persönl. Erinnerungen.

Pyl.

Baisch: Hermann B., Thier- und Landschaftsmaler, geboren am 12. Juli 1846 zu Dresden, lernte zuerst bei seinem Vater, dem Lithographen Wilhelm Heinrich Gottlieb B. (1805—64) in Stuttgart, wo er auch die Kunstschule besuchte, ging 1868 nach Paris, um zunächst in der Galerie die Niederländer zu studiren. Mächtige Eindrücke übten daselbst auch Rousseau und Dupré mit ihrer in Deutschland nur zu häufig verflachten „Paysage intime“. Nach seiner Rückkehr wendete sich B. nach München (1868), wurde mit Wenglein und Schönleber ein Schüler von A. Lier und der bedeutendste Bahnbrecher seiner Richtung. B. nahm die Motive seiner Bilder meist aus der Münchener Hochebene mit den wechselnden Luft- und Lichterscheinungen; als Staffage liebte er weidende oder ruhende Rinder, wie überhaupt Thiere gewöhnlich den farbigen Mittelpunkt der zarten Gesammtstimmung bildeten. Der Meister beschränkte sich gerne auf die einfachsten Stoffe, denen er den ganzen Reiz des Zufälligen und Absichtslosen zu erhalten verstand, indem er sie zu den ungesuchten, selbstverständlichen Trägern einer bestimmten, meist schlichten und einfachen Stimmung machte. Ihm genügte z. B. ein grüner Anger mit weidendem Vieh von der Morgensonne in den blendendsten Glanz silberner Lichter gehüllt (1873). Durch gleiche Wahrheit der unscheinbarsten Vorwürfe fesselten ein „Weidenbruch“, „Wald-Interieur“, „Morgen mit Kühen“, „Pferde und Rinder im Sturm unter einem Baume Schutz suchend“ (1874); ein „Frühlingsmorgen“ (mit Motiv aus Wiesbaden), „Vorfrühling“ (Umpflügen des Ackers), „Kühe am Bach“ (1878). Dann kamen, als die Früchte öfterer niederländischer Studienreisen, eine „Canallandschaft“ mit der im Regen heimkehrenden Heerde (1878), „Mittagsruhe“ mit den auf einer Wiese wiederkäuenden Kühen (radirt von Woernle), eine „Regenstimmung“ vom Niederrhein (1880), ein „Motiv an der Schelde“ (1885), „Morgen auf der Hochalm“, „Holländische Canallandschaft bei Delft“ und „Bei Nymwegen“ (1882); vier Rinder „An der Tränke“ (1883), „Reitthiere am Strande von Scheveningen“ und „Bei Dordrecht“ zur Ebbezeit (radirt von L. Friedrich), „Holländischer Bauernhof“ (1887), „Sommerabend“ bei Rotterdam, holländische „Strandscene“ mit Reiter oder Netze einholenden Fischern, ein „Sommertag am Strande“, „Aufschleppen eines Fischerbootes“ (1888). B. war indessen 1880 an die Akademie nach Karlsruhe berufen worden, wo er eine neidenswerthe Thätigkeit entfaltete und mit dem gleichen Erfolge zur deutschen Alpenlandschaft zurückkehrte. Viele seiner herrlichsten Schöpfungen wurden in der „Illustrirten Zeitung“ (Leipzig) reproducirt und

gingen von da in Weber's „Meisterwerke der Holzschneidekunst“ über. Leider wurde B. zu Karlsruhe schon am 18. Mai 1894 dem glücklichsten Schaffen entrissen. Ein aus 235 Nummern bestehender, mehrere vollendete Bilder und eine lehrreiche Fülle von Skizzen und Studien, durch Schönleber ausgewählter Theil seines Nachlasses wurde im Juni 1895 zu München durch Fleischmann versteigert und ergab ein 100 000 Mark übersteigendes Resultat. — Die Strand- und Marinebilder von B. „sind erfüllt von wahrhaft erfrischender Atmosphäre und zeigen bei großartiger Wiedergabe der Weiträumlichkeit jene wunderbar feine, silbertönige, schon den alten Niederländern eigene Stimmung. Und wie die von einer eigenartigen Flora bewachsenen Dünen und von buntscheckigen Rindern beweideten Wiesen eine gewisse, feierliche Ruhe ausströmen, so bilden die in den letzten Lebensjahren des Meisters entstandenen Bilder der deutschen Alpenwelt mit ihren hochgelegenen Sennhütten und Viehweiden das Echo einer tiefempfindenden, ideal veranlagten Künstlerseele“.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1878, II, 565. — Fr. Pecht, Aus dem Glaspalast, 1876, S. 95 und dessen Geschichte der Münchener Kunst, 1888, S. 436 und Kunst für Alle, 1887, II, 355. (Aus H. Baisch's Skizzenbuch.) — Münch. Kunstvereins-Bericht f. 1895, S. 72. — Müller-Singer, Lexikon. 1895, I, 57. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895, I, 45 ff.

Hyac. Holland.

Baisch: Otto B., Genremaler, Kunstschriftsteller und Dichter, geboren am 4. Mai 1840 zu Dresden, widmete sich nach kurzer Lehrzeit in dem lithographischen Geschäft seines nach Stuttgart übergesiedelten Vaters W. H. G. Baisch der Malerei, machte seine Studien zu München, wo einige recht anziehende Bildchen (Schneeglöcklein; Stelldichein; Sonntagsmorgen) entstanden. Gleichzeitig wendete sich B. auf die Litteratur, insbesondere das Gebiet der neueren Kunstgeschichte, correspondirte für verschiedene Blätter (z. B. über „Genelli's Leben und Briefe“ in Lützow's Zeitschrift XVIII, 257 ff.). Seine Sprachstudien ergaben eine Uebersetzung von Robert Burns' Liedern und Balladen und Alfred de Musset's lyrischen und epischen Dichtungen. Auch widmete er sich der Musik, componirte eine Reihe von Liedern, die bei Zumsteeg erschienen, schuf selbst größere Compositionen für Chor, Solostimmen und Orchester, die mit Beifall aufgeführt wurden. In Buchform erschienen 1880 „Gedenkblätter und Studien über die deutsche Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung“, 1882 die gründliche Monographie über „Joh. Chr. Reinhart und seine Kreise“, 1883 über die „Collection Heffner“, 1884 die Studie über „Potsdam“ (in: Vom Fels zum Meer, Febr. 1884, S. 505 ff. mit 15 Illustr. von O. Strützel), 1891 eine Uebersetzung von Emil Bessels' „Aniligka“. Nach einem kürzeren Aufenthalte zu Berlin wurde B. als Zoller's Nachfolger zur Redaction von „Ueber Land und Meer“ 1884 nach Stuttgart berufen und widmete seine ganze vielseitige Kraft der Leitung dieser Zeitschrift, erlag aber schon in der Nacht vom 17. auf den 18. October 1892 nach kurzer Krankheit einer Rippenfellentzündung. Eine Sammlung „Lieder und Sinnsprüche“ hat E. Liebrich mit dem Porträt und einer Biographie des Dichters herausgegeben, ausgestattet mit Radirungen und Federzeichnungen von dessen Bruder, dem berühmten Maler Hermann Baisch (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1893).

Vgl. Nr. 6 Ueber Land u. Meer 1892/93, Bd. 69, S. 124.

Hyac. Holland.

Baiter: Johann Georg B., namhafter Textkritiker, geboren zu Zürich am 31. Mai 1801, † ebendaselbst am 10. October 1877. Auf den Schulen seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog er, noch nicht siebzehnjährig, im Frühjahr 1818 die Universität Tübingen zum Studium der Philologie, aber ökonomische

Verhältnisse zwangen ihn schon 1819 wieder nach Zürich zurückzukehren, um für mehrere Jahre eine Hauslehrerstelle anzunehmen. Nachdem er die Universitätsstudien dann von 1824—29 unter F. Thiersch in München, Benecke und Dissen in Göttingen und Lobeck in Königsberg fortgesetzt und durch Promotion ex absentia in Tübingen abgeschlossen hatte, wurde er 1830 Vicar für seinen Lehrer H. Bremi am Collegium humanitatis in Zürich, 1831 Inspector der Alumnen (Stipendiaten), und 1833 (gleichzeitig mit Hermann Sauppe) an die neugegründete Kantonsschule gewählt. An dieser ertheilte er den griechischen Elementarunterricht mit fast ängstlicher Pünktlichkeit, von einer beneidenswerthen Gesundheit unterstützt, ohne Unterbruch bis zu seiner Resignation im October 1876. Daneben wirkte er von 1833—49 als Extraordinarius an der Universität und war von 1837—39, 1843—45 und 1849—65 Prorector des Gymnasiums.

Neben dieser beruflichen und amtlichen Thätigkeit, die allein schon ein großes Maß von Arbeit forderte, schuf B. mit seltener Energie und bewundernswerther Ausdauer eine Reihe litterarischer Arbeiten, die ihm einen sehr geachteten Namen in der gelehrten Welt verschafften. Den Anfang machte 1831 die (seinen Lehrern H. Bremi und Joh. Casp. v. Orelli gewidmete) Neubearbeitung von Spohn's Ausgabe des Panegyrikus von Isokrates. Dann gab B. 1834 mit Hermann Sauppe Lykurg's Leocratea heraus, und von 1838—50 ließen die beiden „Turicenses“ die nach verschiedenen Richtungen bahnbrechende Gesammtausgabe der attischen Redner mit kritischem Apparat, den Fragmenten und Onomastikon erscheinen (2 Bände, daneben als editio minor von 1838—43 eine Textausgabe in kleinerem Format). Gleichzeitig war B. aber auch für andere Autoren thätig, besonders für Plato und Cicero. Mit J. C. v. Orelli und Aug. Winckelmann gab er eine kritische Gesammtausgabe der Werke Plato's (2 Bände, Zürich 1839—42), die durch Heranziehung neuer wichtiger Handschriften (Clarkianus und Parisin. A) einen entschiedenen Fortschritt in der Textkritik bedeutete, und daneben wieder als editio minor eine bloße Textausgabe (1838—41), von der einzelne Hefte wiederholt von B. neu bearbeitet wurden (Euthyphro, Apologie und Krito in 4. Aufl. 1861, die Republik in 4. Aufl. 1874, Baiter's letzte litter. Arbeit). — 1845 erschienen von B. und Orelli des Babrios Fabellae iambicae nuper repertae, und 1846 als erster Band von Didot's Pariser Ausgabe der attischen Redner eine neue Textesrecension des Isokrates von B., für welchen Autor er besonders sorgfältige Studien gemacht und schon früh einen index vocum plenissimus angefertigt hatte (vgl. Oratt. Att., Fasc. II, pag. VII), der im Manuscript 1896 an Dr. Eugen Drerup überging.

Für Cicero war B. von Orelli schon sehr früh für dessen große Ausgabe zur Mitarbeit herangezogen worden: an der Bearbeitung der Scholiasten und des Onomastikon's (Ciceronis opera edid. J. C. v. Orelli, vol. VI—VIII, 1833—38) ist B. mitbetheiligt, den index graeco-latinus, den index legum und die umfangreichen Fasti Consulares et Triumphales hat er allein zusammengestellt. Für die zweite Ausgabe, welche nach Orelli's Tode B. mit Karl Halm (von 1845—62) besorgte, hat B. eine Reihe neuer Handschriften herangezogen, und später für seine im Verein mit C. L. Kayser edirte Textrecension bei Tauchnitz (1860—67) namentlich für die Briefe eine neue Collation des Mediceus gegegeben. Ebenso hat er für Orelli's commentirten Tacitus (2 Bde. 1846—48) die Medicei neu verglichen, und für die zweite Ausgabe die Annalen neu bearbeitet (1858). Ferner hat B. von Orelli's Horaz die editio maior in dritter (1850—52), die editio minor in dritter bis fünfter Ausgabe besorgt (1850—68),

und endlich mit H. Sauppe Leake's Topographie von Athen übersetzt (Zürich 1844).

Die Publicationen Baiter's sind also fast alle textkritischer Art; ein gemeinsames Verdienst derselben lag in der Aufspürung der besten handschriftlichen Quellen und in der größten Akribie bei deren Vergleichung, und alle waren um ihrer Sorgfalt und Zuverlässigkeit wegen hoch geschätzt. „In Baiter war eine merkwürdige Mischung von rascher Auffassung mit Nüchternheit, Takt und Scharfblick in der Erkennung von Schäden: Eigenschaften, die gerade in den mit Orelli gemeinsam betriebenen Arbeiten zu dessen ideenreichem, genialem Ungestüm die richtige Ergänzung bildeten". Orelli selbst hat den Werth Baiter's sehr wohl erkannt und ihn gleichsam als seine rechte Hand betrachtet, in der Einsicht, daß dieser seinen Ideen die richtige Ausführung zu geben wußte. Am politischen Leben hat B. sich nie activ betheiligt; dagegen war er bis an sein Lebensende ein eifriges und thätiges Mitglied der Loge Modestia cum Libertate in Zürich.

Vgl. den Nekrolog (von Arnold Hug) im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung vom 29. und 30. October 1877. Adolf Kaegi.

Baltzer: Richard B., Mathematiker. Geboren am 27. Januar 1818 zu Meißen, † am 7. November 1887 zu Gießen. Er wurde 1842 Oberlehrer, später Professor an der Kreuzschule zu Dresden und folgte 1868 einem Rufe als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Gießen, wo er bis zu seinem Lebensende blieb. Er war auch Mitglied der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Diese Thatsachen, unter denen insbesondere die Berufung eines Mittelschullehrers an eine Hochschule immerhin außergewöhnlich ist, beweisen, daß Baltzer's schriftstellerische Leistungen gleichfalls außergewöhnliche waren. Neben einzelnen Abhandlungen verschiedenen, theilweise geschichtlichen, Inhaltes in den Zeitschriften von Crelle und Grunert sowie in den Berliner und in den Sächsischen Sitzungsberichten hat B. drei größere Bücher verfaßt. Seine „Determinanten" von 1857 haben es 1881 zu einer 5. Auflage gebracht, wurden 1861 ins Französische übersetzt und bilden das eigentlich classische Werk über diesen Gegenstand. Seine 2 Bände „Elemente der Mathematik" von 1860 und 1862 sind der I. Band 1885 in 7., der II. Band 1883 in 6. Auflage erschienen und wurden, in mehrere Sprachen übersetzt, aller Orten als musterhaft in ihrer Strenge und Vollständigkeit anerkannt. Seine „Analytische Geometrie" von 1882 ist höchst eigenartig und geistvoll, konnte sich aber wegen der allzuschwierigen Schreibart weniger Freunde erwerben, als die beiden vorgenannten Werke; ihre Zeit kommt vielleicht noch.

Poggendorff, Biograph.-literarisches Handwörterbuch, Bd. III, 1, S. 67. Cantor.

Bamberger: Heinrich von B., Professor der medicinischen Klinik in Wien, geboren am 27. December 1822 zu Prag, † zu Wien am 9. November 1888, widmete sich dem Studium der Heilkunde in seiner Vaterstadt und erlangte hier 1847 die Doctorwürde. Zu seiner weiteren Vervollkommnung suchte er noch Wien auf und bildete sich hier besonders unter Skoda und Rokitansky fort. Nach Prag zurückgekehrt fungirte er hier zunächst einige Zeit als Secundararzt am allgemeinen Krankenhause in Prag und dann von 1849—50 als Assistent an der medicinischen Klinik. 1851 übernahm er die Stelle als Assistent bei dem mittlerweile von Leipzig nach Wien berufenen Oppolzer und verblieb hier drei Jahre lang, bis er 1854 einem Ruf als Professor der speciellen Pathologie und Therapie nach Würzburg folgte. Als Oppolzer 1872 starb, wurde B. als dessen Nachfolger nach Wien berufen, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Bamberger's Bedeutung liegt vor allem in seiner anerkannten Lehrthätigkeit, die

ihm einen weit über die Grenzen seiner Wirksamkeit hinausgehenden Ruf verschaffte. Seine akademischen Vorträge zeichneten sich ebenso sehr durch edle, fesselnde, vornehme Sprache, wie durch den geistvollen Inhalt aus. B. besaß in hohem Grade die Gabe, die klinischen Krankheitsbilder klar und präcise zu zeichnen, in der Darstellungskunst am Krankenbette war er ein vollendeter Meister. Zur Hebung des klinischen Unterrichts an der Wiener Universität hat er außerordentlich viel beigetragen; u. a. ist von ihm auch die Berufung Nothnagel's ausgegangen. In wissenschaftlicher und schriftstellerischer Beziehung kommen vor allem Bamberger's Leistungen auf dem Gebiete der Pathologie der Circulationsorgane in Betracht. Seine beiden Hauptwerke sind: „Lehrbuch der Krankheiten des Herzens“ (Wien 1857), „Die Krankheiten des chylopoetischen Systems“ (2. Aufl. Würzburg 1864; auch ins Holländische und Italienische übersetzt). In weiteren, nicht ärztlichen Kreisen wurde B. auch durch seine schöne Monographie über Baco von Verulam (Würzburg 1865) bekannt.

Biogr. Lex. I, 278. Pagel.

Bamberger: Ludwig B., Dr. jur., geboren am 22. Juli 1823 als Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Mainz, war ein fruchtbarer volkswirthschaftlicher wie politischer Schriftsteller und einflußreicher deutscher Parlamentarier. Sein früh hervortretendes lebhaftes Interesse für öffentliche Vorgänge verband sich, unter dem Eindrucke der in seiner Jugend herrschenden politischen Zustände Deutschlands, von Anfang an mit einer gewissen radicalen Richtung im Sinne einer Befreiung der Völker vom Drucke der Regierenden. Schon auf dem Mainzer Gymnasium für die Sache der Polen begeistert, kam er als Jüngling in Berührung mit Bürgern, die selbst oder in ihren älteren Angehörigen die Clubistenzeit erlebt und die sich in ihren Erinnerungen an das republikanische Frankreich erwärmten, während er andererseits seine Vaterstadt als Sitz der Bundes-Central-Untersuchungs-Commission erblickte, von der die Ermittlung der demagogischen Umtriebe zur Reform des deutschen Bundes ausgegangen war. Unter dem Eindrucke der kleinlichen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes erfüllte ihn allmählich ein mit politischem Thatendrange verbundener starker Oppositionsgeist. Zum Zwecke des nur aus negativen Gründen gewählten Studiums der Rechte brachte er die ersten Semester auf der Landesuniversität Gießen zu, wo er durch seine philosophischen Neigungen mit M. Carrière befreundet wurde, sodann zwei Semester in Heidelberg, wo er sich, mit Kapp und Oppenheim befreundet, in der freien burschenschaftlichen Vereinigung „Walhalla“ wohl fühlte. Das letzte Semester wurde in Göttingen verbracht, worauf B., nach Ablegung des Facultätsexamens in Gießen, im Frühjahr 1845 als Accessist der Kanzlei des Appellhofs in Mainz zugetheilt wurde. Nach zwei Jahren bestand er die Staatsprüfung, der Anstellung im Staatsdienste stellte sich jedoch seine Eigenschaft als Jude entgegen. Er vertiefte sich nunmehr in nationalökonomische Studien, aus denen er durch die Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution aufgerüttelt wurde. Auf diese Kunde eilte er, ohne bestimmten Plan, mit einem Freunde nach Straßburg, bloß um auf dem Boden des Landes dieser Begebenheiten zu sein. Als aber die Beiden in Straßburg als Deputation der deutschen Studenten gefeiert wurden, ward es ihnen unheimlich, sie machten sich aus dem Staube und warteten auf der Rückkehr in Karlsruhe vergeblich auf den Ausbruch einer Bewegung. („Aus grünen Tagen“ ist diese Episode von B. später in Rodenberg's „Rundschau“ geschildert.) Aber in Mainz traf B. noch rechtzeitig ein, um an der Aufstellung der Forderungen, die sein Freund Zitz nach Darmstadt brachte, sowie an den Festlichkeiten wegen

ihrer Bewilligung theilzunehmen. Bei aller Freude über den Umschwung hielt er jedoch, voll tiefen Mißtrauens gegen die Regierungen, das scheinbar erworbene Gut nicht geborgen und trat zu dessen Vertheidigung in die Redaction der „Mainzer Zeitung“. Er nahm sodann Theil am Vorparlamente in Frankfurt am Main, wo er im „Wolfseck“ mit einer Rede gegen die in Ansprachen R. Blum's und Raveaux' sich ausdrückende Vertrauensseligkeit auftrat. Den mit Hecker Ausgeschiedenen berichtete er über die weiteren Vorgänge in der Paulskirche. Nach Mainz zurückgekehrt trat er im Sinne Hecker's am 16. April in einer Volksversammlung in einer Weise auf, die ihm die Bezeichnung „rother Bamberger“ eintrug. Er warf in seiner Rede die Frage auf, ob man noch länger 38 deutsche Staaten und 34 Fürsten haben wolle und ob das Volk Civillisten fernerhin für nöthig halte. Man beschloß auf seinen Antrag die Erklärung, daß allen deutschen Staaten das Recht zustehe, sich eine Verfassung selbst zu geben und daß die republikanische Form überall eingeführt werden müsse. Als nunmehr populärer Mann wurde er zugleich an die Spitze eines neugewählten Bürgercomités gestellt. Sein Verhältniß zur „Mainzer Zeitung“ mußte er äußerlich wieder aufgeben, weil er darin mit dem Staatsrath Jaup in Darmstadt, dem Schwiegervater des Verlegers, in heftigen Streit gerathen war, er blieb jedoch stiller Mitarbeiter und Berichterstatter aus der Nationalversammlung zu Frankfurt, wo er in ständigem Verkehr mit Fröbel, J. Jacoby, M. Hartmann, A. Ruge und L. Simon stand. Zur Zeit des Promemorias des darmstädtischen Bundestagsgesandten v. Lepel trat er im demokratischen Verein zu Mainz heftig dagegen auf. Es sei ein elendes Bubenstück, an dem eine Bande von Verräthern an der Freiheit der Nation theilgenommen habe, und auf seinen Antrag wurde in einer Adresse an das Parlament verlangt, daß „dieses Machwerk der Verachtung der Mit- und Nachwelt“ überantwortet werde. Im Juli 1848 nahm B. an einem demokratischen Congresse in Frankfurt a. M. theil, der sich in einer Ansprache an das Volk für die deutsche Republik erklärte. Seit der Wahl des Reichsverwesers von der Hinfälligkeit der Arbeit des Parlaments überzeugt, siedelte B. wieder nach Mainz über, wo er sich der Ausdehnung der demokratischen Vereine auf das Land widmete. Es konnte nicht fehlen, daß er am 26. October 1848, neben A. Ruge und Kinkel, am demokratischen Congresse in Berlin theilnahm, dieser wählte ihn sogar zum Präsidenten; als aber infolge des Gegensatzes zwischen den demokratischen und den socialistischen Elementen der Lärm der Verhandlungen aufs höchste gestiegen und es zu Beschlüssen gekommen war, wie „Der Pächter bezahlt hinfort keine Pacht“, legte er das Amt nieder. Temme, der den Verhandlungen als Zuhörer beiwohnte, sagt in seinen „Erinnerungen“, es habe wol nie „eine unverständigere, dünkelhaftere, rohere Versammlung“ gegeben. Nach R. Blum's Erschießung trat B. in der „Mainzer Zeitung“ mit der Erklärung auf, nun sei es mit der Monarchie gänzlich aus und in einer Versammlung bezeichnete er „die Volksfeinde im Parlament“ mit H. v. Gagern an der Spitze als „die tieferen Urheber dieses Mordes“. In seiner demokratischen Agitation war er bis Ende 1848 soweit gelangt, daß er erklären konnte, ganz Rheinhessen sei ein einziger Demokratenverein. Auch der allgemeine demokratische Turnerbund war seiner Leitung unterstellt, und bei einem am 24. Februar 1849 in Mainz gehaltenen Bankett der Erinnerung sagte B. unter der Büste Blum's und der rothen Fahne in seiner Rede, noch liege ein Ocean von Blutsthränen zwischen uns und dem neuen Lande der Freiheit, „aber wir sind Männer der Zukunft“. Die vom Parlament beschlossene Reichsverfassung war nicht nach Bamberger's Sinne, die Staatsmänner wie Gagern, Riesser, Welcker flößten ihm „unbegrenzte Antipathie“ ein, und am 31. März 1849 höhnte er in einem Leitartikel die Kaiserdeputation,

die ausziehe „um einen neuen Herrn für die souveräne Heerde herbeizubetteln". Dennoch erließ er eine fulminante Aufforderung zu einer Vereinigung aller demokratischen Vereine Rheinhessens nach Bingen, wo am 29. April 1849 das Festhalten an der Reichsverfassung beschlossen wurde. Als Grund, warum die Demokratie an dem „blöden Machwerk" festhalte, gibt B. in seiner Schrift über die Erhebung in der Pfalz an, sie habe geglaubt, daß der durch die Verfassung gesicherte Zustand dem drohenden Absolutismus gegenüber mit allen Opfern eines offenen Kampfes vertheidigt werden müsse. Zu diesem Kampfe zog B. selbst am 7. Mai 1849 mit dem rheinischen Hülfscorps aus nach der in der Erhebung begriffenen Pfalz. Zwar hegte er mit seinen Freunden Bedenken, da sie an ein Gelingen nur bei Erhebung aller deutscher Stämme glaubten; aber das Bewußtsein, daß es sich endlich um ein gemeinsames Ziel handele, rief ihnen, wie er sagte, zu: „Jetzt ist es Zeit!", und in diesem Gefühle „eines unvermeidlichen Muß entschlossen wir uns zum äußersten Schritt". Die Enttäuschung trat jedoch schon in Wörrstadt ein, wohin B. und Zitz die bewaffneten Rheinhessen zur Sammlung berufen hatten. Wie trostlos er die Zustände der Freischaren, welche Unordnung, welchen Mangel, welche Unfähigkeit der sonstigen Führer und welch' kleinlichen Geist er vorfand, das ist von ihm, zum Theil stark persiflirend, in seiner noch 1849 in Frankfurt a. M. erschienenen Schrift „Erlebnisse aus der Pfälzischen Erhebung im Mai und Juni 1849" geschildert, um damit „die Blößen der demokratischen Partei rückhaltlos aufzudecken, damit die Schäden ausgebessert würden". In seiner Enttäuschung hatte B. die Freischar zur Heimkehr zu bewegen versucht, man hielt ihm aber vor, er müsse aushalten, da er die Sache unternommen habe, und so machte er mit gemischten Gefühlen und bei „völlig verflogenem Spiritus" den Zug mit bis dahin, als der Rest am 18. Juni bei Knielingen über den Rhein nach Baden übertrat.

Damit endete die vorwiegend idealistische Periode des deutschen Patrioten, der durch die Umstände bewahrt war, so weit als der ähnlich veranlagte Hecker zu gehen, aber das Vaterland mußte er auf lange hin meiden. Mit Zitz begab er sich am 22. Juni 1849 in die Schweiz, lebte zunächst mit Fröbel in Zürich, dann im Verkehre mit M. Hartmann, Kapp, Alexander Herzen, Herwegh, J. Fazy, Braß, Klapka und Türr in Genf, hiernach wohnte er zusammen mit Oppenheim in Bern, wo er mit Löwe, Jacoby, L. Simon und d'Ester in Verkehr trat, Häuptern des Stuttgarter Rumpfparlaments, in das er während dessen letzten Tagen gewählt war. Nun handelte es sich aber um eine berufliche Beschäftigung, und da folgte er im Herbst 1849 dem Rufe Bischofsheim's, des im gleichnamigen Bankgeschäfte zu London angestellten jüngeren Bruders seiner Mutter. Hier wandte er sich ebenfalls den politischen Flüchtlingen zu und stand im Verkehr mit L. Bucher, Freiligrath, Kinkel, Marx. Von den französischen Flüchtlingen zog ihn am meisten Louis Blanc an, und bei Mazzini wohnte er einer langen Berathung über die Revolutionirung Italiens an. Dagegen führten ihn die Brüder Bischofsheim immer tiefer in das praktische Leben ein und bewogen den 26jährigen, wieder Anfänger auf einem neuen Gebiete zu werden. So wurde er im Bankgeschäfte „Bischofsheim, Goldschmidt und Avigdor" allmählich mit dem gesammten Bankfache sehr vertraut, insbesondere wurde er mit dem Handel bezüglich der Edelmetalle befaßt. Daneben lieferte er Beiträge für die vom österreichischen Flüchtling Kolaczek in Paris gegründete deutsche Monatsschrift und auf A. Herzen's Wunsch eine Abhandlung über deutsche Zustände in Proudhon's „Voix du peuple". Als einer seiner Oheime Bischofsheim Vorstand der Filiale dieses Bankhauses in Antwerpen wurde, folgte er ihm im October 1850 dahin und entging hier nur auf besondere Verwendung einem Ausweisungsbefehle, nachdem ihm aus Deutschland amtlich eröffnet war, daß er

vom Schwurgerichte in Mainz wegen Beleidigung der Nationalversammlung zu 2 Jahren Gefängniß, wegen Amts- und Ehrverletzung des hessischen Heeres zu 4 Monaten Correctionshaus und wegen des Freischarenzugs zu 8 Jahren Zuchthaus, endlich vom Schwurgerichte in Zweibrücken zum Tode verurtheilt worden sei. Geschäftlich hatte er in Brüssel mit dem in seinen Anfängen stehenden Telegraphenbureau Reuter zu thun. Im September 1851 machte er sich selbständig durch Gründung des Bankhauses L. A. Bamberger in Rotterdam, wo er sich im Mai 1852 mit Anna Belmont aus Alzey vermählte. Aber schon im Herbst 1853 nahm er den Antrag, in das Bankhaus Bischofsheim zu Paris einzutreten an, und damit begann für ihn eine längere Zeit großer Anregungen, indem er sowol im Geschäfte wie im Salon mit den vornehmsten Vertretern der Politik, Litteratur und der bildenden Kunst zusammenkam. In litterarischen und gelehrten Kreisen wegen seiner umfassenden Studien und der geistreichen Art seiner Mittheilungen geschätzt, verkehrte er nicht bloß mit A. Meißner, Kuranda, dem schwäbischen Schriftsteller L. Pfau und dem nun ebenfalls in einem Pariser Bankhause angestellten L. Simon aus Trier, sondern wir finden ihn auch mit Iwan Turgenieff an M. Hartmann's Krankenbette, in einem Salon mit Em. Arago, George Sand, Garnier-Pagès, dem Dichter Laprade, den Schriftstellern Littré, Forcade, Lavertujon, im Salon der Mad. Didier mit Berryer und St. Beuve, daneben im Geschäftsverkehr mit Crémieux, Lamartine, Meyerbeer und in Fragen der ägyptischen Anleihe mit dem späteren englischen Colonialminister Goschen; besondere Freundschaft verband ihn mit dem italienischen Staatsmann Peruzzi. Bei allem, was Paris ihm anziehendes bot, verfolgte er doch vor allem die Entwicklung in Deutschland und suchte in wichtigen Augenblicken mit seinem offenen Worte einzugreifen. Als 1859 in Süddeutschland sich die Neigung für ein thätiges Eingreifen Preußens und des Deutschen Bundes für Oesterreich in Italien zeigte, trat er in einer Schrift dagegen auf, deren Titel „Juchhe nach Italia“ ironisch dem Rufe der einstmals an England angeblich verkauften und in Amerika verwendeten deutschen Soldaten nachgebildet war, eine Schrift, wegen der er mit Fröbel in heftigen litterarischen Streit gerieth. 1860 hegte er mit M. Hartmann, Oppenheim und L. Simon in Paris den Plan, ein Organ zu schaffen, in dem eine Anzahl im Auslande lebender deutscher politischer Flüchtlinge mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland ausüben könnten. So entstanden die „Demokratischen Studien“ von L. Walesrode, zu denen B. einen Artikel lieferte, wegen dessen der darmstädtische Minister v. Dalwigk gegen Herausgeber und Verleger in Hamburg eine Untersuchung auf Hoch- und Landesverrath einleiten ließ. Nachdem jedoch Oppenheim im September 1861 in Berlin die „Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur“ begründet hatte, lieferte B. seine Aufsätze hierhin, von denen die über die Gold- und Silberfrage, „Berlin und Paris“ und über Renan's Leben Jesu hervorzuheben sind. Bei der Enthüllung des Denkmals für den im Wallensee ertrunkenen L. Simon im J. 1862 kam er mit Jacoby, Temme, Nauwerk zusammen und hielt in Murg eine rührende Rede über die Weihe des Exils. Die nächsten Jahre brachten eine Reihe publicistischer Arbeiten, in denen B. den Gedanken vertrat, daß Preußen, welches allein etwas Bleibendes für Deutschland geschaffen, den Beruf zur Oberherrschaft in Deutschland besitze. So sehr ihn auch das Leben in Paris fesselte, so wuchs doch nach den Ereignissen von 1866 seine Sehnsucht nach Rückkehr in die Heimath und nach Betheiligung an der weiteren Entwicklung. Der frühere preußische Abgeordnete v. Unruh, der öfter nach Paris kam, suchte ihn darin zu bestärken. B. begab sich nach Ems und schrieb hier zunächst Artikel, in denen er seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen in Süd- und

Westdeutschland dringend rieth, sich an Preußen anzuschließen; habe man sich auch den Anfang zur deutschen Einheit anders gedacht und ersehnt, so möchten sie doch den unliebenswürdigen Militärstaat nehmen wie er ist, weil er eben die wirkliche deutsche Großmacht sei. Zurückgekehrt nach Paris, wurde er von seinem Geschäftshause nach Berlin geschickt, um mit Strousberg über Betheiligung an Eisenbahnunternehmungen zu verhandeln. Hiernach löste er jedoch in Paris seine geschäftlichen Verbindungen und schrieb in Trouville über „Mr. de Bismarck" mehrere im Februar 1868 in der Pariser „Revue moderne" erscheinende Aufsätze, in denen er diejenigen, welche sich durch das erste Auftreten des Ministers v. Bismarck abgestoßen fühlten, für ihn zu gewinnen und die Franzosen zu vorurtheilsloser Beurtheilung der neuen deutschen Entwicklung zu bestimmen suchte. Diese Aufsätze erschienen sodann in einer besonderen französischen, 1868 zu Breslau in einer deutschen Ausgabe. Von Bismarck's Persönlichkeit und Thaten ganz erfüllt, war B. darauf bedacht, dessen Politik mit Wort und That zu unterstützen, wozu ihm seine Wahl zum Vertreter von Mainz ins Zollparlament die erste Gelegenheit bot. Die starke Minderheit bei dieser Wahl bestand aus seinen früheren Genossen, den Demokraten, von denen er jetzt als Abtrünniger behandelt wurde. Der Idealist und Republikaner hatte sich aus Patriotismus in einen Vernunftmonarchisten verwandelt. Wofür er im Zollparlament eintrat, das hat er in seinen an die Wähler gerichteten „Vertraulichen Briefen aus dem Zollparlament 1868—70" niedergelegt. Dabei ist bezeichnend, daß er in dem an A. Ruge gerichteten Vorworte sich als einen Mann schilderte, der die schnell lebende Gegenwart besitze, der mit raschem Eifer die Erscheinung jeden Tags in sich aufnehme, in demselben Tempo die empfangenen Eindrücke wiederzugeben pflege und die Wirkung davon zu erleben wünsche. Im Sommer 1870 vorübergehend wieder in Paris weilend, ließ ihm das, was er in Gesprächen mit eingeweihten Persönlichkeiten erfuhr, keinen Zweifel, daß Frankreich zum Kriege treibe, und er säumte nicht, dies in einem Briefe vom 10. Juli 1870 den Minister Delbrück in Berlin wissen zu lassen. Am 13. Juli verließ er Paris und am 2. August wurde er im Hauptquartier zu Mainz vom Bundeskanzler Grafen Bismarck bewogen, ihn als amtlicher Vermittler mit der deutschen Presse im Feldzuge zu begleiten. Der Kanzler zog ihn besonders heran, als es sich in Versailles um die Verträge mit den süddeutschen Staaten handelte. Verschiedene Aufträge desselben erledigte er mit Glück und hiernach wurde er eine Zeit lang mit Rücksicht auf die politischen Verwaltungsmaßregeln im Elsaß dem Regierungspräsidenten Kühlwetter beigegeben. In einer Schrift „Zur Naturgeschichte des französischen Kriegs" (Lpz. 1871) kritisirte er auf Grund seiner Kenntniß des Charakters der Franzosen deren 1870 gehegte Auffassungen. 1871 von Mainz in den ersten deutschen Reichstag gewählt, schloß er sich der nationalliberalen Partei an, an deren Flugblättern er sich schon 1867 betheiligt hatte. Bei den Verhandlungen über die Friedenspräsenzstärke des Heeres trat er gegen das dreijährige Pauschquantum auf, im Juni 1872 machte er auf Grund seiner Erfahrungen geltend, daß den Elsässern die Theilnahme am Reichstage noch gleichgültig sei, im Mai 1873 wandte er sich scharf gegen die schwarze Schilderung, welche der Demokrat Sonnemann von den Zuständen des Reichslands entworfen hatte, und im Juni 1873 übte er durchschlagenden Einfluß auf das Zustandekommen des Reichsmünzgesetzes aus. Gegen den schon 1871 vorgelegten Entwurf eines Gesetzes über Ausprägung von Goldmünzen hatte B. eine Reihe von Anträgen eingebracht hauptsächlich um dem Münzwesen die Eigenschaft der Reichssache völliger zu wahren. Damals fielen sie zwar, gelangten aber später, von Lasker wieder aufgenommen, und vom Finanzminister in ihrer Bedeutung richtiger gewürdigt, dennoch

zur Annahme. Schriftstellerisch behandelte er um diese Zeit in dem Buche „Die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechts“ die englischen Trade Unions, die deutschen Gewerkvereine, die Arbeitseinstellungen und das Hülfscassenwesen, worauf Professor L. Brentano mit einer Gegenschrift antwortete. 1873 erschien ferner seine Schrift „Die 5 Milliarden“, worin er ein klares Verständniß über den wirklichen Hergang der Dinge bei der nach dem Krieg mit Frankreich bewirkten großen Finanzoperation zu geben suchte. Der Bankgesetzentwurf wurde am 16. Nov. 1874 von B. im Sinne einer einheitlichen Reichsfinanzpolitik angegriffen. Bei der zweiten Lesung der Strafgesetznovelle am 28. Januar 1876 sprach er sich für Zügelung der Socialdemokratie durch das Mittel der Belehrung aus. In der Frage des Socialistengesetzes ging B. zur Opposition gegen den Fürsten Bismarck über, dessen zur nationalliberalen Partei veränderte Stellung er am 21. Juni in einer längeren Rede zu Mainz schilderte (Nat.-Ztg. vom 26. Juni 1878). Als Bismarck im December 1878 den Schutz der nationalen Arbeit durch die Finanzpolitik des Reichs ankündigte, wurde Bamberger's Opposition heftiger, denn Freihandel und Liberalismus waren ihm sich deckende Begriffe geworden. Er bekämpfte am 23. Februar 1878 im Reichstage den Reichskanzler wegen seines Tabakmonopolplanes, wünschte bei Berathung des neuen Socialistengesetzes eine nur beschränkte Zeit für die Vollmachten, sprach 1879 bei der Etatsberathung den Freihandel von der Schuld an der wirthschaftlichen Krisis frei, bezeichnete bei der Verhandlung vom 3. Mai über den Zolltarifentwurf die Steuerpolitik des Reichskanzlers als verhängnißvoll, trat in der Schrift „Was uns der Schutzzoll bringt“ gegen jede Art von Schutzzoll auf und stellte sich, gegenüber der von 204 Reichstagsabgeordneten für den Schutzzoll erlassenen Erklärung, an die Spitze eines „Vereins zur Förderung der Handelspolitik“, in dem er am 25. Mai 1880 eine große Rede über das Thema „Ist der Freihandel ein Reichsfeind?“ hielt. Mit dieser Opposition gegen Bismarck hing auch Bamberger's entschiedenes Auftreten gegen die Vorlage wegen Erwerbung der Samoa-Inseln zusammen, die am 22. April wesentlich an seinen eingehenden Darlegungen gescheitert ist. Schon lange mit dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei nicht einverstanden, schied er am 30. August 1880 nebst Braun, v. Forckenbeck, Rickert, v. Stauffenberg und 21 Anderen aus, welche nun die „Liberale Vereinigung“ bildeten. Das Unfallversicherungsgesetz wurde von B. am 26. März 1881 bekämpft, weil der eingeschlagene Weg grundfalsch sei, die Vorlage wegen eines Volkswirthschaftsraths bekämpfte er, weil eine solche Körperschaft dem Reichstage nicht eine Nebenconcurrenz machen dürfe, im Januar 1882 bekämpfte er den Zollanschluß Hamburgs, dann nochmals das Tabakmonopol und am 5. Mai 1883 sprach er sich beim Etat dahin aus, daß der Reichstag, wenn er sich gesund entwickeln solle, zum Parlamentarismus übergehen müsse. Seinen weiteren Klagen über Unterdrückung des freien Worts in Deutschland trat der Minister Scholz entgegen. Nach Lasker's Tode hob B. am 7. März 1884 im Reichstag dessen große Verdienste hervor, während ihm vom Reichskanzler kein Dank zu Theil geworden sei. Bei der Trauerfeier für Lasker in Berlin hielt B. die Gedenkrede. Durch die weitere Entwicklung im Innern wurde er immer mehr verstimmt; es war, als ob er glaubte, daß ihm hierdurch ein Theil der Grundlage entzogen sei, auf der er nach 1866 seine Wandlung vollzogen hatte, seine Opposition im Reichstage nahm einen gereizten Ton an und er rückte durch Anschluß an die deutschfreisinnige Fraction so weit nach links als möglich, ohne wieder Demokrat zu werden. Am 15. März 1884 antwortete er auf Fürst Bismarck's Aeußerungen zum Unfallversicherungsgesetze mit einer Rede, in der er von gewissenloser Gesetzgebung, socialistischen Schrullen und chimärischen Unternehmungen sprach. Auch bei der Postdampfer-

vorlage kam er am 14. Juni in heftigen Streit mit dem Fürsten Bismarck; die Subvention, meinte er, schädige die freie Entwicklung des Handels, man solle die Vermittlung lieber Privaten oder dem Auslande überlassen. In der Budgetcommission äußerte er sich über Colonialfragen sogar derart, daß Fürst Bismarck dies am 26. Juni im Reichstage als höhnische Persiflage bezeichnete, worauf B. die Dampfervorlage eine Revanche für Samoa nannte. Bei Berathung der Zolltarifnovelle am 11. Februar 1885 griff B. die Schutzzollpolitik heftig an; er behauptete, es handele sich beim Getreidezoll um Unterstützung des Großgrundbesitzers auf Kosten des kleinen Mannes. Hierbei stieß er aufs neue mit dem sonst von ihm so verehrten Fürsten Bismarck zusammen. In der die Militärvorlage berathenden Commission empfahl er am 8. December 1886, daß Deutschland mit Abrüstung vorangehe. Das Socialistengesetz fand er bei der Berathung im Januar 1888 unerträglich, Windthorst's Antrag wegen Bekämpfung des Negerhandels gab ihm wieder Anlaß zur Warnung vor der Colonialpolitik, die ihm „faule Fische“ war; für die auf diesem Gebiete begangenen Mißgriffe machte er am 26. Januar 1889 Bismarck verantwortlich, und beim Nachtragsetat für Ostafrika am 12. Mai 1890 meinte er, so könne es nicht weiter gehen, endlich rieth er am 5. März 1892 zum Aufgeben der ganzen Colonialpolitik. Als 1893 nach der Entscheidung über die Militärvorlage die Deutschfreisinnigen sich trennten, ging B. zu der „Freisinnigen Vereinigung“ über, nahm aber eine Wiederwahl nicht an und entwickelte statt dessen, in Berlin wohnend, eine rege schriftstellerische Thätigkeit, vor allem in Barth's „Nation“. Angeregt durch Fürst Bismarck's „Erinnerungen“, setzte er sich in dem Buche „Bismarck Posthumus“ (1898) mit den großen Problemen der Fortentwicklung des deutschen Reichs auseinander. Von seinen früheren Werken sind noch die „Charakteristiken“ (Berlin 1894) hervorzuheben. Er schilderte in diesem Buche eingehend A. Lux, M. Hartmann, Lasker, Kapp, v. Treitschke, Renan u. A. Eine Ausgabe seiner Gesammelten Werke ist 1894 bis 97 in 4 Bänden zu Berlin erschienen. 1898 erlitt er einen Schlaganfall, erholte sich auf seiner Besitzung in Interlaken, am 14. März 1899 aber machte in Berlin ein sanfter Tod seinem Leben ein Ende. Seine von ihm innig geliebte Gattin hatte er schon 1874 verloren. Die Ehe war kinderlos geblieben.

Nekrologe s. im Berl. Tagebl. v. 14., Frankf. Ztg. und Köln. Ztg. v. 15. März 1899. Vgl. auch Preuß. Jahrb., Bd. 36 v. 1875, Grenzboten v. 2. April 1872, Illustr. Ztg. v. 4. Febr. 1882. — Am 17. März 1899 fand im Berliner Künstlerhause eine Trauerfeier mit Rede Barth's statt. Im November wurde seine Büste im Gebäude der Reichsbank aufgestellt. — Bamberger's „Erinnerungen“, die bis 1871 reichen und namentlich für die Sittenzustände in Frankreich von Interesse sind, wurden im November 1899 von P. Nathan in Berlin herausgegeben (s. Voss. Ztg. v. 28. Nov., Nat.-Ztg. v. 5., Köln. Ztg. v. 18. Dec.).

Wippermann.

Banck: Karl B., Musiker und Musikschriftsteller, wurde am 27. Mai 1809 zu Magdeburg als Sohn eines Domvicars geboren, dessen vielseitige künstlerische und litterarische Interessen der Erziehung seiner Kinder wesentlich zu Statten kamen. Vor allem aber übertrug sich die musikalische Begabung des Vaters, die er namentlich als tüchtiger Orgelspieler und als Componist entwickelte, auf diesen Sohn Karl. Er erhielt schon als Knabe vortrefflichen Musikunterricht und fiel in dem musikalischen Kreis, in dem er sich von Jugend auf bewegte, durch sein Clavier-, später auch durch sein Orgelspiel auf. Trotzdem dachte der Vater ursprünglich nicht daran, seinen Sohn Musiker werden zu

lassen. Er schickte ihn vielmehr auf das Magdeburger Domgymnasium, damit er später Theologie studiren könnte und ließ ihn die Schule bis zur Erlangung des Maturitätszeugnisses durchmachen. Als es sich aber herausstellte, daß B. keine Neigung für die Theologie besaß, willigte der Vater ein, daß er nach Berlin gehen durfte, um sich unter der Leitung Zelter's und Bernhard Klein's zum Musiker auszubilden. Hierauf begab er sich für kurze Zeit nach Dessau, wo er Schüler Friedrich Schneider's wurde und den Instrumentalsatz erlernte. Nach seiner Rückkehr schloß er sich eng an Ludwig Berger, der sein Lehrer im Clavierspiel wurde, an und trat auch zu Otto Nicolai, dem Componisten der „Lustigen Weiber", in nahe Beziehungen. Auf Anrathen Klein's wandte er sich im Juli 1830 nach Italien. Er benutzte seinen dortigen Aufenthalt, der sich bis zum Jahre 1832 ausdehnte, dazu, die ältere italienische Musik und den italienischen Gesang gründlich zu studiren und ließ sich in Rom durch den Umgang mit Malern wie Jordan und Alexander Simon auch für die Beschäftigung mit der Malerei und überhaupt mit der bildenden Kunst begeistern, die ihn fortan Zeit seines Lebens kaum weniger als die Musik fesselte. Zum Componiren kam er in der ersten Zeit der Reise nur selten; erst als er auf der Rückreise vier Monate in Venedig Halt machte, gewann er zu eigenem Schaffen größere Ruhe. In Venedig ist dann auch das meiste von dem entstanden, was wir aus Banck's jüngeren Jahren gedruckt besitzen, besonders der „Liederkreis aus Italien und Deutschland" (op. 1). Erschienen sind diese Lieder erst geraume Zeit nach seiner Rückkehr nach Berlin, zu Anfang des Jahres 1834. Da Zelter gestorben war und Klein vergeblich auf eine Verwirklichung seiner Pläne bezüglich der Errichtung eines Conservatoriums für Musik durch die Regierung harrte, fand B. in Berlin nur durch Spontini Anregung, die ihm jedoch nicht genügte, um ihn dort festzuhalten. Als der Winter vorüber war, reiste er zunächst in Verlagsangelegenheiten nach Leipzig, wo er Robert Schumann kennen lernte. Durch ihn ließ er sich bestimmen, Mitarbeiter an der soeben begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik" zu werden. Er schrieb für sie die Skizzen aus Italien und lieferte den größten Theil der Kritiken über Gesangscompositionen, italienische und deutsche Opern. Auch nahm er eifrig unter dem Namen Serpentius an den Zusammenkünften der „Davidsbündler" theil und zog auch seinen Freund, den schon erwähnten Maler Simon, mit in den Kreis dieser aufstrebenden jüngeren Männer. Die Zerwürfnisse zwischen Friedrich Wieck und Schumann, bei denen B. zufällig auf die Seite Wieck's gekommen war, und die Einsicht von der geringen praktischen Wirksamkeit des Unternehmens bestimmten ihn jedoch schon zu Ostern 1836 davon zurückzutreten und sich nach Thüringen zu wenden, wo er zuerst in Jena, dann in Rudolstadt wesentlich nur dem eigenen Schaffen lebte. In dieser Zeit lernte ihn O. L. B. Wolff kennen und entwarf in seinen „Portraits und Genrebildern" ein fesselndes Charakterbild der Persönlichkeit und der musikalischen Ansichten des jungen Musikers.

Nachdem sich B. mit einer Rudolstädterin vermählt hatte, begab er sich im J. 1840 mit ihr nach Dresden. Er gedachte hier nur vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen, fühlte sich aber sehr bald so an diese Stadt gefesselt, daß er beinahe ein halbes Jahrhundert lang seinen Wirkungskreis in ihr fand. Er war anfangs in Dresden hauptsächlich als Componist und Gesangslehrer thätig, wobei er durch Reißiger und Lipinski Förderung und Unterstützung genoß. Auch verkehrte er in dem anregenden Kreis von Künstlern, Schriftstellern und Dichtern, die damals in der Hauptstadt Dresden zusammen lebten, z. B. mit Rietschel, Bendemann, Gutzkow, Auerbach, Freytag und Hettner. Während der Jahre 1845 und 1846 unternahm er in Begleitung seines jüngeren Bruders,

des Dichters und Kunsthistorikers Otto Banck, eine zweite längere Reise nach Italien und hatte die Freude, daß dieser, mit dem er in das innigste Verhältniß trat, sich nach ihrer Rückkehr gleichfalls dauernd in Dresden niederließ. Beide Brüder fingen schon geraume Zeit vor dem Jahre 1848 an, sich als Kritiker an dem künstlerischen Leben Dresdens zu betheiligen. Sie unterzogen gemeinsam die Dresdener Kunstzustände einer ziemlich scharfen, aber gerechten Kritik, indem sie in Anknüpfung an die Kunstausstellung vom Jahre 1843 vor allem auf den „lebensmatten und poesielosen Zustand der bildenden Kunst in Dresden" hinwiesen und die damals eben vollendeten Cartons von Julius Schnorr von Carolsfeld für den Königsbau in München im Gegensatz zu den übrigen Dresdener Leistungen auf dem Gebiete der Historienmalerei als großartig und wahrhaft bedeutend feierten (vgl. Dresdener Kunstzustände, Nr. 1: Malerei mit näherer Berücksichtigung der diesjährigen Kunstausstellung. Allen Künstlern gewidmet von C..* und O..* [d. h. Banck]. Dresden u. Leipzig 1843, 8⁰). Karl B. übernahm später an dem von H. Häpe im J. 1846 begründeten „Dresdner Tageblatt" das Referat für Musik und Oper und setzte diese Thätigkeit an dem nach den Revolutionsjahren begründeten officiellen Organ der sächsischen Staatsregierung, dem „Dresdner Journal", vierzig Jahre hindurch bis zu seinem Ende fort. Sie wurde nur unterbrochen, als er nach seiner zweiten Verheirathung mit einer jungen Amerikanerin im J. 1861 nach Amerika reiste, wo er sich in New-York und New-Haven fast ein Jahr lang aufhielt. Hand in Hand mit seiner Beschäftigung als Kritiker ging bei B. die Ausübung der musikalischen Production, in der es ihn namentlich zum Liede zog. Eine Zeit lang nahm er sogar unter den deutschen Liedercomponisten eine Art führender Stellung ein und durfte sich der Anerkennung der Kritik und des Publicums in reichem Maaße erfreuen. Leider hat er seine Lieder nie gesammelt herausgegeben, so daß es heute schwer fällt, eine Uebersicht über ihre lange Reihe zu gewinnen. Außer mit eigenen Schöpfungen trat er auch mit Bearbeitungen zahlreicher volksthümlicher Melodien hervor und zwar nicht bloß mit deutschen, sondern auch mit ausländischen, namentlich italienischen. Sehr umfassend war seine Thätigkeit als Herausgeber in Vergessenheit gerathener Schätze der älteren Musik, für deren Wiederbelebung er unermüdlich besorgt war, ohne sich einzubilden, dadurch das moderne Musikleben dauernd beeinflussen zu können. In den Kämpfen, die sich auch in Dresden bezüglich des Emporkommens Richard Wagner's entspannen, verhielt er sich reservirt, doch war er zu keiner Zeit, wie behauptet worden ist, ein principieller Gegner des Meisters von Bayreuth. Wenn auch vorsichtig, suchte er dem Neuen stets eine gute Seite abzugewinnen und Männer wie z. B. Peter Cornelius und Adolf Jensen, die ihn für ihren Widersacher hielten, sahen sich durch seine Anerkennung freudig überrascht. Einen besonderen Werth legte er in aller seiner litterarischen Hervorbringung auf die Schönheit und Reinheit der Form, in der er bei seiner bedeutenden Begabung weit mehr leistete, als es in der Regel bei den Tageskritikern der Fall ist. In Anerkennung seiner Verdienste um die Hebung der Dresdener Kunstverhältnisse wurde er durch die Ernennung zum kgl. sächsischen Hofrath ausgezeichnet, und bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages durch die Verleihung des Albrechtsordens erster Classe geehrt. Bald darauf wurde der bis zum Schluß unermüdlich arbeitende Mann durch den Tod aus dem Leben abgerufen. Er starb in Dresden am 28. December 1889.

Vgl. O. L. B. Wolff, Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebens-Studien. Cassel und Leipzig 1839. III, 234—260. — 5. Beilage zum Dresdner Anzeiger vom 30. Dec. 1889, Nr. 364. — Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891, Nr. 22. — Neue Musik-Zeitung. Stuttgart-Leipzig

1891. XII, Nr. 21. — Signale für die musikalische Welt 1890, Nr. 2, S. 19, 20. — Mendel's Musikalisches Conversationslexikon. Berlin 1876. I, 440—441. H. A. Lier.

Bandel: Ernst von B., Bildhauer, geboren am 17. Mai 1800 in Ansbach, Sohn des Appellationsgerichtsdirectors und Bankcommissärs Georg Friedrich Ritter v. B., trat nach sorgfältiger Erziehung im Vaterhause und nach Vollendung seiner Studien in Nürnberg, schon 1816 zur Kunst über, erhielt an der Münchener Akademie unter Karl v. Fischer, dem Erbauer des kgl. Hof- und Nationaltheaters die praktische Anleitung zur Architektur, befaßte sich auch mit der Malerei, wählte schließlich die Sculptur als Lebensaufgabe und bewährte sein Talent zuerst mit der lebensgroßen Statue eines liegenden „Mars" (1820) und den Modellen einer „Charitas" und eines Faun. Infolge dieser Leistungen übertrug ihm König Max I. zur Restauration des sog. Schönen Brunnens zu Nürnberg sechs große Figuren und die Modelle zu Moses und den Propheten (1821—22); 1825 unternahm B. eine Studienreise nach Italien, wurde zu Rom mit Thorwaldsen, Joh. Martin Wagner bekannt und meiselte daselbst die nachmals in der Walhalla aufgestellte Büste des Franz v. Sickingen. In München entstanden zwei Giebelfiguren für die Glyptothek, viele treffliche Porträtbüsten (König Max I., Peter Heß, Stieler, Dominik Quaglio, Fr. Gärtner), die Denkmäler für Ritter v. Skell (im Englischen Garten) und Peter v. Langer; eine Gruppe mit „Amor und Psyche", die Statuen einer sich schmückenden „Venus" und eine „Spes", auch die vorgenannte „Charitas" wurden in Marmor ausgeführt (vgl. Kunstblatt 1834, S. 182). Durch König Wilhelm IV. 1835 nach Hannover berufen, bethätigte sich B. an der Restauration des kgl. Schlosses, lieferte die Standbilder von Goldoni und Shakespeare am Portal des Theaters, für die Schloßkirche zwölf Reliefs, ebenso die „vier Facultäten" an dem neuen Universitätsgebäude zu Göttingen und die Statue König Wilhelm's IV. vor diesem Bauwerk. Nachdem B. im Winter 1838 auf 1839 zu Rom die Skizze zu der gefesselten Thusnelda (später in Marmor für das fürstl. Palais zu Detmold) entworfen hatte, wendete er sich an sein Hauptwerk, das „Hermann-Denkmal" auf der Grotenburg (oder dem Teutberg) im Teutoburger Walde. Schon als Jüngling hatte B. 1819 auf einer Fußwanderung in Detmold, überwältigt von der großartigen, landschaftlichen Fernsicht, den Plan gefaßt, dem Befreier Deutschlands vom Joche der Römer im Teutoburger Walde ein weithinragendes Denkmal zu stiften. Das erste, kleine Modell entwarf B. 1830 zu München; diesem folgte ein größeres (1834 auf der Kunstausstellung zu Berlin), welches 1836 in Marmor umgearbeitet und 1838 weiter ausgeführt wurde, nachdem sich in Detmold ein Verein constituirt hatte, um die nöthigen Geldmittel zur Ausführung dieses Riesenwerkes aufzutreiben. Das ganze Unternehmen ist ein glänzender Beweis, was wahrer Fleiß in unermüdlicher Ausdauer zu leisten vermag und zwar trotz aller Schwierigkeiten, welche sich, oft Alles gefährdend, entgegenthürmten. Im fortwährenden Kampf um die nur langsam fließenden und zeitweilig sogar völlig versiegenden Mittel, setzte der edelgeherzte Künstler sein ganzes 120 000 Mark betragendes Privatvermögen ein. Für alle Modelle und architektonische Entwürfe, für die eine Fülle von Zeit und Arbeitskraft beanspruchende Leitung des Baues — nahm B. keine Bezahlung. Nur nach langem Drängen war B. zu bewegen, ein seinem ersten Gehülfen entsprechendes Tagegeld für sich in Rechnung zu bringen. Die Geschichte des Denkmals, worüber eine äußerst reichhaltige Litteratur vorliegt, wird hier nur in Umrissen berührt. Am 18. October 1838 wurde mit dem 30 Meter hohen Unterbau begonnen, eine Art Rundtempel mit kuppelförmiger Bedachung, dessen Vollendung bis zum 17. Juni 1846 dauerte; dabei kam ein

Material von 164 000 Kubikfuß des härtesten Sandsteins zur Verwendung, welches die durch öffentliche Sammlungen aufgebrachte Geldsumme vollständig erschöpfte. B. begann die äußerst complicirte, den Kern bildende Eisenconstruction, worüber die aus starkem Kupferblech getriebenen Theile der ganzen Figur gefügt werden sollten; dann schmiedete er zuerst das Riesenschwert, die rechte Faust, das mächtig blickende Haupt mit Hals und Helm. Leider gerieth die weitere Arbeit auf lange Zeit ins Stocken, bis die Vereine in Detmold und Hannover die Sammlungen neu aufnahmen, wozu König Friedrich Wilhelm IV. ein Geschenk von 2000 Thalern beisteuerte. Es gab eine Kette von widrigen Zwischenfällen zu überwinden, wobei auch ein Theil des vorräthigen und theilweise schon verarbeiteten Metalls entwendet wurde. Das Werk kam erst 1871 in rascheren Fluß, als sich nach dem französischen Krieg das öffentliche Interesse mit gesteigerter Lebhaftigkeit dem nationalen Unternehmen zuwendete: der Reichstag votirte 10 000 Thaler, wozu Kaiser Wilhelm I. noch 9000 Thaler fügte (1874). Am 16. August 1875 wurde das vollendete Denkmal, dessen Gesammtkosten die verhältnißmäßig geringe Summe von 90 000 Thalern betrugen, feierlichst inaugurirt. Auf dem wuchtigen Rundbau erhebt sich die schlanke, von B. selbst in Kupfer getriebene Statue Hermann's, die Linke auf den Schild gestützt, die Rechte mit dem Schwert hoch erhoben. Die Höhe der Figur beträgt bis zum Helmschmuck 17 Meter, bis zur Spitze des Schwertes 26 Meter; das ganze Denkmal mit Einschluß der Standplatte 57 Meter. Das Gesammtgewicht beläuft sich auf 76 570 Kilogramm. — Der Künstler starb am 25. September 1876 auf dem Gute seines Stiefbruders zu Neudegg bei Donauwörth. Das damals öfter angeregte Project, dem uneigennützigen Meister ein eigenes Gedächtniß zu stiften, ist 1899 neuerdings aufgetaucht. — Sein Sohn Heinrich v. B., geboren am 23. Juni 1829 zu München, bewies frühzeitig eine große Fertigkeit im Modelliren von Porträtbüsten und Reliefs, arbeitete 1844 und 1845 in Carrara und Rom, ging 1849 nach London, wo er zuerst bei dem Bildhauer Campbel arbeitete, dann aber selbständige Bildwerke schuf, darunter die Statue eines jungen Achill, eine reitende Bacchantin, sterbende Amazone u. s. w. Der vielversprechende junge Mann starb schon am 10. October 1864 zu London. Seine letzte Schöpfung war eine lebensgroße „Mignon" in Marmor.

Vgl. E. v. Bandel, Die Arminssäule. Hannover 1861. — Thorbecke, Zur Geschichte des Hermannsdenkmals. Detmold 1875. — H. Schmidt, E. v. Bandel, ein deutscher Mann und Künstler. Hannover 1892 u. 1893. — Jul. Meyer, Lexikon II, 669. 1878. — Fast alle illustrirten Zeitschriften brachten Abbildungen des Denkmals und Porträts des Meisters, so gab z. B. Prof. Oesterley eine Innenansicht der Werkstätte mit dem Künstler und seinen Gehülfen, in der Gartenlaube, 1872 S. 442 u. 443. — W. Döring schildert einen Besuch beim alten Bandel, im Daheim 1875, Nr. 5, S. 70 u. s. w. Neuestens brachten noch The New England Magazine (Boston, April 1895, S. 160 ff.) eine Biographie Bandel's von Myron R. Sanford mit 5 Ansichten des Denkmals.

Hyac. Holland.

Baensch: Wilhelm B., Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei in Dresden. Die Geschichte der Firma Baensch ist ein gut Stück Magdeburger Buchhandel, umfaßt sie doch einen Zeitraum von reichlich über 200 Jahre. Notar Tobias Schröter und Buchhändler Lüderwalt erhielten auf ihr Ansuchen am 27. Juni 1668 die Concession zum Betriebe des Buchhandels auf 10 Jahre, jedoch schon 1670 folgte der Concession ein Privilegium zum alleinigen Betriebe dieses Gewerbes. Seit 1674 war Lüderwalt alleiniger Besitzer, da sein Associé in diesem Jahre austrat und nach Hamburg zog. Lüderwalt starb am 13. März

1693 und das Geschäft ging an Johann Nicolaus Gerlach, seinen Schwiegersohn, der bereits längere Zeit in seinem Hause gearbeitet, über. Dieser starb indessen schon nach drei Jahren und seine Wittwe heirathete Christoph Seidel. Gerlach hatte nur einen Sohn, der später nach Dresden auswanderte und ein eigenes Geschäft begründete, die spätere Firma C. A. Beyer. Seidel starb um 1720; das Geschäft wurde nun von seiner Wittwe weiter betrieben, während sie zwei Jahre später schon in Gemeinschaft mit ihrem Schwiegersohn Scheidhauer Verlagsartikel veröffentlichte. Auf Verlagswerken aus damaliger Zeit kommt die Firma Seidel & Scheidhauer'sche Buchhandlung vor, während nach Scheidhauer's Tode sein Sohn Joachim Ernst das Geschäft übernahm und die Firma sich in Scheidhauer'sche Buchhandlung umänderte. Joachim Sch. war in seinen letzten Lebensjahren erblindet, die Leitung übergab er daher seinem Disponenten Fr. Wilh. Bauer, der sie dann am 30. Juni 1798 käuflich von Scheidhauer erwarb und unter seinem Namen fortführte. Seine Wittwe verkaufte am 1. October 1804 das ihr verbliebene Waarenlager an J. V. Hessenland, geboren am 19. Januar 1765, der im J. 1810 starb, worauf A. F. von Schütz das Geschäft aus seinem Nachlasse käuflich erstand. Aus seinem Verlage ist bemerkenswerth der erste Versuch eines Adreßbuches der Stadt Magdeburg. Er verkaufte seine Handlung am 3. Mai 1817 an F. Rubach, gebürtig aus Berlin, † am 15. Februar 1856. Dieser verkaufte 1836 das Sortimentsgeschäft und siedelte mit seinem Verlage nach Berlin über. Durch bedeutende Verlagsunternehmungen überaus in Anspruch genommen, gerieth er in materielle Sorgen und wandte sich in seiner geschäftlichen Noth an seinen Freund Emanuel Baensch, geb. am 30. October 1789, † am 22. Juni 1864 in Magdeburg, der das Verlagsgeschäft 1848 für seinen Sohn Wilhelm erwarb und bestimmte, daß der Sitz nach Leipzig zu verlegen sei. Wilhelm B., geboren am 25. Januar 1828 zu Magdeburg, erlernte den Buchhandel bei seinem Bruder Emil in Magdeburg; dem neuerworbenen Geschäfte widmete er seine ganze Sorgfalt und fügte dem Verlage noch ein Commissionsgeschäft hinzu, das er 1850 mit zwei Committenten begann und 1867 an Hermann Fries mit 89 übergab. Im Laufe der Jahre kamen zu dem erworbenen Rubach'schen Verlage und den eigenen Artikeln der Firma Wilhelm Baensch noch Verlagsartikel einer großen Anzahl anderer Firmen, sowie weitere einzelne Artikel von verschiedenen französischen Verlegern, sodaß der Verlagskatalog heute gegen 1000 Publicationen umfaßt. Es sind darunter hervorzuheben: Dietrich's Forstflora, Deutschlands Flora (mit 500 Kupfertafeln), Sperling's Rassehundtypen und eine weitere Reihe naturwissenschaftlicher Werke von höchster Wissenschaftlichkeit; auch die militärisch-politische Richtung wird in hervorragendem Maaße gepflegt, nicht vergessen darf dabei werden des Commissionsartikels „Chronik des Sächsischen Königshauses und seiner Residenzstadt" (1878). Im J. 1862 erwarb B. die Buchdruckerei von J. S. Wassermann, der er im Laufe der Jahre noch Schriftgießerei, Stereotypie, Galvanoplastik, Xylographie und Buchbinderei angliederte. Im März 1878 wurde das ganze Geschäft nach Dresden verlegt. Die Aufnahme seines ältesten Sohnes Henry im Juni 1880 als Theilhaber veranlaßte den inzwischen zum Geheimen Commerzienrath ernannten und in den erblichen württembergischen Adelstand erhobenen Inhaber Wilhelm v. B. eine Zweigniederlassung in Berlin zu gründen und mit der Führung der Geschäfte seinen Sohn zu betrauen. 1888 trat sein Sohn William in die Dresdener Handlung ein, während Henry v. B. als Theilhaber austrat und das Berliner Geschäft für eigene Rechnung, zusammen mit Oskar Stein als Theilhaber fortführte. Nach 6jähriger Thätigkeit schied Henry v. B. aus und der Bruder seines Mitbesitzers, Waldemar Stein, erwarb das Unternehmen für sich allein. B. starb im J. 1899; sein Bruder

Emil Baensch, Hofbuchhändler, wurde geboren am 8. September 1817 zu Magdeburg, † am 12. November 1887, begründete am 19. Januar 1841 die Firma „Emil Baensch in Magdeburg", die 1873 an G. A. Glöckner und von diesem 1875 an C. E. Klotz, geboren am 14. Juni 1848 in Wahren bei Leipzig, weiterverkauft wurde und von letzterem noch heute unter seinem Namen weitergeführt wird. Das Geschäft umfaßt Buch- und Kunsthandlung sowie auch kleinen Verlag pädagogischer und theologischer Richtung. Der Sohn Emil's, Johannes B., ist seit dem 24. December 1883 Theilhaber der Firma W. Drugulin in Leipzig.

Karl Fr. Pfau.

Bapst: Valentin B. (Babst, Papa), ein Leipziger Drucker und Buchhändler, bekannt vor allem durch das nach ihm benannte Gesangbuch von 1545. Es ist dies das letzte unter Luther's Augen entstandene und mit einer neuen Vorrede von ihm versehene evangelische Gesangbuch (mit Noten). Dasselbe fand die weiteste Verbreitung, wurde von B. selbst noch fünf Mal (1547, 48, 51, 53, 55) und ebenso wiederholt von seinen Nachfolgern aufgelegt; von Jak. Berwald in Leipzig wurde es und zwar öfter nachgedruckt und auch viele andere Gesangbücher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind nach Zahn (s. u.) nur mehr oder weniger veränderte Abdrucke dieses Val. Bapst'schen. Was den Drucker desselben betrifft, so weiß man über ihn nicht gerade viel. Das meiste davon verdankt man den Forschungen Albrecht Kirchhoff's. Darnach erhielt B. 1541 das Leipziger Bürgerrecht als „Buchstabensetzer" und gleichzeitig begann er das Geschäft mit einer Presse, der 1544 eine zweite folgte. Er muß aber damals nicht ganz jung gewesen sein, denn schon 1535 war ihm eine Tochter geboren worden. Was er aber vorher getrieben hat und woher er stammte, ist nicht bekannt. (Die früheste Spur von ihm, die wir kennen, ist von 1530, in welchem Jahre er mit Jak. Thanner einen Handel wegen Garn hatte.) Obwol B. mit so geringen Mitteln anfing, daß er auf die Hülfe Dritter angewiesen war, und obwol er diese auch weiterhin nicht ganz entbehren konnte, ging es doch stetig vorwärts. Er bekam Aufträge von der Universität, druckte aber namentlich auch viele lateinische Schulbücher — darunter insbesondere solche von Joachim Camerarius — und zahlreiche Erbauungsschriften und erzielte mit diesen beiden Arten von Verlagswerken Erfolge. Auch schöne Notendrucke hat er außer dem erwähnten Gesangbuch herausgegeben; doch kommt er in dieser Hinsicht lange nicht einem Georg Rhaw in Wittenberg oder den Nürnberger und Augsburger Druckern an Bedeutung gleich. Seine Thätigkeit hat überhaupt ein frühes Ende gefunden; denn schon im März 1556 kommt seine Wittwe vor, und wenn das Gesangbuch von 1555 die Schlußschrift trägt: in Val. Bapst's Druckerey, so war er vielleicht bereits damals nicht mehr im Stande, dem Geschäfte vorzustehen. (Die Schlußschrift der Auflage von 1557 heißt freilich wieder: Gedruckt . . . durch Val. Bapst, das kann nach dem Gesagten aber nur aus einer früheren Auflage herübergenommen sein.) Das Geschäft wurde nach Bapst's Tode zunächst mit der Firma „Val. Bapst's Erben" unter Leitung des Schwiegersohns Mag. Ernst Vögelin fortgesetzt, bis um 1562 eine Theilung stattfand und einige Jahre später Vögelin auch den ihm nicht zugefallenen Theil erwarb, worauf der Name Bapst's auf Werken des Buchdrucks endgültig verschwindet.

Vgl. Kirchhoff, Entwickelung des Buchhandels in Leipzig u. s. w., 1885, S. 66—68 und dessen mancherlei Mittheilungen im Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels bes. XVI, 250—252, wo eine kurze Uebersicht über seine Buchdruckerthätigkeit gegeben, u. XI, 216 f., wo ein Verzeichniß seiner Verlagswerke abgedruckt ist; im übrigen s. Vorhauer's Register über Bd. 1—20

des gen. Archivs, 1898. — Inbetreff des Val. Bapst'schen-Gesangbuches vgl. Wackernagel, Bibliographie z. Gesch. d. deutsch. Kirchenlieds, 1855, S. 199 ff. und Zahn, die Melodien d. deutsch. ev. Kirchenlieder, Bd. 6, 1893, S. 26 ff.

K. Steiff.

Baer: Franz Josef B., Geheimer Rath und Vorstand der Oberdirection des badischen Wasser- und Straßenbaues, geboren zu Konstanz am 16. Juni 1809, † zu Karlsruhe am 16. August 1890. Sohn eines Professors am Lyceum zu Konstanz erhielt B. dort seine erste gelehrte Schulbildung, besuchte die Universitäten Freiburg und Heidelberg, wo er Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Volkswirthschaft und Rechtswissenschaft studirte, bestand 1830 die cameralistische Staatsprüfung und war dann an mehreren Domänenverwaltungen und seit 1835 als Secretär und Cassier an der neugegründeten Allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden thätig. 1836 wurde B. Regierungsassessor bei der Kreisregierung in Mannheim, 1839 Assessor im Ministerium des Innern. Bei der Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues wurde B. 1842 als staatswirthschaftlicher Rath angestellt, einer Behörde, deren Gebiet er von nun an, theils als Mitglied, theils als Referent über ihren Geschäftskreis im Ministerium des Innern, zuletzt als Director während voller 45 Jahre angehörte. 1887 erbat er seine Zuruhesetzung und widmete die letzten Lebensjahre noch, seiner Neigung entsprechend, wissenschaftlichen Arbeiten.

Als Vorstand der genannten Oberdirection, zu deren Geschäftskreis bis 1872 der Eisenbahnbau gehörte, hat er den Bau des größten Theiles der badischen Bahnlinien in oberster Instanz geleitet, unter seiner Verwaltung wurde die Rheincorrection fortgesetzt, die Verbesserung der wichtigsten Flußläufe vorgenommen, wurden Hafenbauten ausgeführt, neue Straßen gebaut, für die sorgfältige Unterhaltung der bestehenden gesorgt. Es ist ein bleibendes Verdienst Baer's erkannt zu haben, daß auch in dem Zeitalter der Kunstbauten auf dem Gebiete der Eisenbahnen, des Wasser- und Straßenbaues, die einfache Straßenunterhaltung eine wichtige Sache sei und daß die Staatsstraßen (gewöhnlich Landstraßen genannt) auch heute noch ihre große Bedeutung im Verkehrsleben besitzen. Als man in Baden, um für das Staatsbudget Ersparnisse zu machen, in den 1850er Jahren viele Straßen aus dem Staatsverband loslöste und den Gemeinden überwies, andere durch die Gemeinden mitunterhalten ließ, machte B. es sich zur Aufgabe, bei den Gemeinden das Interesse an den Straßen zu wecken und zu erhalten. Als 1868 und 1884 gesetzliche Regelungen des Straßenwesens erfolgten, war bei den Vorbereitungen zu dieser gesetzgeberischen Thätigkeit B. mit großem Verständniß und rastlosem Eifer thätig. Es war wesentlich sein Werk, daß eine sehr große Anzahl von Straßen in die Fürsorge der Kreise aufgenommen und dadurch diesen Organen der Selbstverwaltung ein wichtiges Gebiet einer für die Gesammtheit nutzbaren Thätigkeit eröffnet wurde. Als 1872 die Eisenbahnbauverwaltung von jener des Wasser- und Straßenbaus getrennt wurde, war er bestrebt, in den Wirkungskreis der seiner Leitung anvertrauten Behörde andere wichtige Geschäftszweige zu ziehen: das topographische Bureau, das alsbald eine neue Karte des Großherzogthums herzustellen hatte, das Landesculturwesen einschließlich der Feldbereinigung und die Catastervermessung, denen er seine Arbeitskraft in ausgiebigster Weise widmete. Man hat es oft bemängelt, daß an der Spitze von Collegien, deren meiste Mitglieder Techniker und denen nur technische Behörden unterstellt sind, in Baden fast immer Juristen oder Cameralisten stehen. B. hat die Schwierigkeit einer solchen Stellung glücklich überwunden, einerseits indem er in rein technischen Fragen die Fachleute nicht belehren wollte, andererseits, indem er durch den hohen Grad seiner allgemeinen Bildung und die soliden Kenntnisse, die er

sich auch auf technischen Gebieten zu erwerben erfolgreich bestrebt war, dennoch im rechten Augenblick einen bestimmenden Einfluß auch auf die Fachmänner auszuüben verstand. Seine gründliche Orientirung in der Technik seines Verwaltungsgebietes befähigte ihn auch zur Vertretung der Bedürfnisse desselben bei den höheren, den einschlägigen Fragen fremd gegenüberstehenden Instanzen. In dieser Richtung darf auf die Errichtung des Centralbureaus für Meteorologie und Hydrographie und auf die neue Organisation der Wasserbaubehörden in Baden hingewiesen werden. Die Vielseitigkeit seiner Bildung zeigte sich auch in seinem feinen Kunstverständniß, dem eigene Befähigung zu künstlerischer Thätigkeit zur Seite stand. Auch litterarisch war er productiv durch systematische, statistische und historische Arbeiten aus dem Gebiete seines amtlichen Wirkens, theils selbständige Werke, theils Druckschriften und Artikel in Zeitschriften. — B. gehörte auch der bad. Zweiten Kammer von 1851 bis 1865 an, 1855 bis 1860 war er Vorstand der Budgetcommission und Mitglied des landständischen Ausschusses. Sachkundig und mit anerkannter Autorität sprach B. über Fragen des Budgets und wirthschaftliche Angelegenheiten. Ein Versuch, seiner Objectivität in den Verhandlungen über das Concordat im J. 1860 durch einen Vermittlungsantrag Geltung zu verschaffen, konnte keinen Erfolg haben, da die Frage von der Mehrheit als eine ausschließlich politische und die Beseitigung des Concordats wesentlich als Eröffnung der Aera eines Liberalismus betrachtet wurde, dem allerdings die Sympathien Baer's nicht gehörten. Ein klarer, vorurtheilsloser Mann, sehr anregend in kleinem geselligen Kreise, frei von bureaukratischer Engherzigkeit und Ueberhebung war B. von denen, die ihn wirklich kannten, sehr hochgeschätzt. Das lebhafte Interesse, mit dem B. alle Vorgänge des bürgerlichen, vor allem des wirthschaftlichen Lebens, jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaft, alles Bemerkenswerthe auf jenem der Kunst verfolgte, blieb ihm bis in das hohe Alter von 81 Jahren treu, das er in einer nur ganz zuletzt etwas getrübten geistigen und körperlichen Frische und Rüstigkeit erlebte.

Schriften: „Die Wasser- und Straßenbauverwaltung im Großherzogthum Baden" (1870); „Chronik über Straßenbau und Straßenverkehr in dem Großherzogthum Baden" (1878); „Das Straßenbauwesen im Großherzogthum Baden unter dem Einfluß der Eisenbahnen mit besonderer Rücksicht auf den Kreis- und Gemeindewegebau und auf die Straßeneisenbahnen" (1890).

Bad. Biographien IV, 518 ff. v. Weech.

Baer: Karl Ernst von B., berühmter Naturforscher, entstammt einer alten, ursprünglich in Westfalen ansässigen deutschen Familie, von der ein Sprosse etwa um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Livland kam. Karl Ernst wurde am 17./28. Februar 1792 als Sohn des Gutsbesitzers Magnus Johann v. B. auf dem Landgute Piep in Esthland geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im Hause seines Onkels Karl Heinrich v. Baer in Lassila; dann kam er 1807 nach Reval in die sogenannte Ritter-Domschule, die er 1810 mit dem Zeugniß der Reife verließ, um in Dorpat sich dem Studium der Medicin zu widmen. Seine Pflegeeltern, sowie sein Vater, hatten eigentlich gewünscht, daß Karl Militär werden sollte; anfangs schien der Jüngling diesen Plänen auch nicht abgeneigt. Was ihn schließlich veranlaßte, sich der Medicin zuzuwenden, ist unbekannt. Im August 1810 wurde der junge Karl an der Universität zu Dorpat immatriculirt; am 29. August (10. September) 1814 wurde er nach Vertheidigung einer lateinischen Dissertation („De morbis inter Esthonos endemicis" (88 S.) zum Dr. med. promovirt. Während der Studienzeit hörte B. Vorlesungen beim Botaniker Ledebour, beim Anatomen Cichorius, beim Physiologen Burdach, — Präparirübungen wurden nicht abgehalten; über seine klinischen Lehrer, den Chirurgen Moser, den Geburtshelfer Deutsch und den

Mediciner Balk urtheilt B. nicht sehr günstig. Die Studienzeit verlief im ganzen regelmäßig; nur ein Mal unterbrach B. seine Arbeiten, als er im October 1812 mit einigen Commilitonen sich nach Riga begab, um sich hier in den Hospitälern hülfreich zu erweisen. Die Absicht war lobenswerth — 29 Mediciner zogen nach Riga, fast alle erkrankten am Typhus, auch B. — einige starben. B. gelangte bei dieser Gelegenheit zu der Erkenntniß, daß er zum praktischen Arzt sich nicht eigne. Dem damaligen Gebrauch folgend, verließ B. unmittelbar nach seiner Doctorpromotion seine Heimath: er sollte fremde Länder und fremde Menschen sehen; er sollte seine im ganzen doch sehr ungenügende medicinische Bildung vervollständigen, um dereinst in seiner Heimath segensreich wirken zu können, so wünschten es die Eltern und die Familie. Aber es kam anders. B. reiste im August 1814 über Königsberg nach Berlin, dann weiter nach Wien, besuchte die Kliniken der berühmten Professoren Beer, Rust, Hein, Hildebrandt — ohne besonderen Eifer. Im Herbst 1815 ging B. nach Würzburg, eigentlich in der Absicht, daselbst die nothwendigen klinischen Studien fortzusetzen — aber er wurde durch Döllinger gefesselt. Er beginnt sich mit anatomischen und embryologischen Arbeiten zu beschäftigen. Das zieht ihn an, das packt ihn, gleichzeitige Arbeiten Pander's über Entwicklung des Hühnchens nehmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, liebenswürdige Menschen wie Nees von Esenbeck machen ihm den Aufenthalt in Würzburg sehr angenehm. Da B. gar keine Neigung zur praktischen Medicin verspürte, so erschien ihm die Einladung Burdach's, nach Königsberg als Prosector zu kommen, sehr erwünscht. Nachdem B. das Wintersemester 1816/17 in Berlin verbracht, nachdem er seine Eltern und Verwandten im Sommer flüchtig besucht hatte, trat er im August 1817 seine neue Stellung in Königsberg an: es eröffnete sich ihm ein neuer Lebensabschnitt voller Thätigkeit als Forscher und als Lehrer. — Fast zwei Jahrzehnte, von 1817—1834 dauerte Baer's Aufenthalt in Königsberg — eine sehr bedeutungsvolle Zeit; hier wurde er aus einem Jünger der Wissenschaft ein auf der Höhe seiner Zeit stehender Gelehrter: als solcher verließ er die enge Universitätsstadt und die kleinen Verhältnisse, um auf russischem Boden sich einen größeren Spielraum für seine Wirksamkeit zu schaffen — freilich auf ganz anderen Gebieten, als er es eigentlich wünschte.

B. war nach Königsberg mit der ausgesprochenen Neigung für Anatomie und Naturwissenschaft gekommen, bei Burdach, dem Professor für Anatomie und Physiologie, fand er weitere Anregung und wissenschaftliche Unterstützung. Auch im Kreise der Collegen Bessel, Schweigger, Neumann u. A. gefiel es ihm gut; dennoch strebte er fort. Er hatte sich bereits 1819 mit einem Fräulein v. Medem verheirathet, und sehnte sich nach einer selbständigen und unabhängigen Stellung. Seine Wünsche gingen nach dieser Richtung auch in Königsberg baldigst in Erfüllung: er wurde schon 1819 zum außerordentlichen und 1821 zum ordentlichen Professor der Zoologie ernannt, unter Beibehaltung der Prosectur, und 1826 zum ordentlichen Professor der Anatomie, während die Prosectur in die Hände des jungen Burdach überging. So war B. ordentlicher Professor der Zoologie und Anatomie, Director der zoologischen und anatomischen Anstalt, mit 900 Thalern Gehalt, 400 Thalern Facultätseinkünfte und freier Wohnung; er befand sich in einer für jene Zeit immerhin günstigen Lage. Er war außerordentlich fleißig und strebsam: er las Anatomie, Zoologie, leitete die anatomischen Präparirübungen, gründete ein zoologisches Museum, sorgte mit Burdach für Erweiterung der anatomischen Sammlungen; daneben hielt er botanische Vorlesungen und versah die Stelle eines Directors des botanischen Gartens, während der eigentliche Inhaber des Amts auf Reisen war. Und dabei war B. als Forscher und Schriftsteller unermüdlich. Neben vielen kleinen

anatomischen Arbeiten begann B. seine entwicklungsgeschichtlichen Studien, deren Ergebnisse ihn für alle Zeiten zu einem der hervorragendsten Forscher gemacht haben; hier in Königsberg wurde B. zum „Vater der Entwicklungsgeschichte“. Er entdeckte das Säugethier-Ei (1827); hier veröffentlichte er den ersten Band seiner „Entwickelungsgeschichte“ (August 1828). B. war durch seine Arbeiten bald bekannt geworden, er hatte in Königsberg eine angenehme Stellung, sowol in den Universitätskreisen wie in der Stadt; er lebte in glücklichen Familienverhältnissen — und doch wünschte er Königsberg zu verlassen. Warum? Darauf zu antworten ist schwer. War es der Wandertrieb, der auch heute noch im deutschen Professor steckt? Er machte Reisepläne aller Art und konnte sie nicht ausführen, machte allerlei Anstrengungen, an eine Universität des Westens zu kommen, er wäre so gern nach Halle an die Stelle Meckel's gegangen: vergeblich — man berief ihn nicht. Das verstimmte ihn.

Da wurde ihm die Stelle eines Mitglieds der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg angeboten: er schwankte sehr lange — Familienverhältnisse gaben den Ausschlag: er sagte zu. Im Juli 1834 wurde er zum ordentlichen Mitglied für Zoologie an der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt. Kurz vorher hatte die kgl. preußische Regierung an ihn die Anfrage gerichtet, ob er nach Halle als Nachfolger Meckel's gehen wolle. Es war zu spät. B. antwortete, er habe sich bereits durch eine feste Zusage in St. Petersburg gebunden.

Am 19. October 1834 verließ B. mit seiner ganzen Familie das ihm zur Heimath gewordene Königsberg, betrauert von seinen Freunden und Schülern und Collegen.

Das Aufgeben der Professur in Königsberg und die Uebersiedlung nach St. Petersburg war der bedeutungsvollste Schritt in Baer's Leben. Er verließ Königsberg, weil ihm die Verhältnisse daselbst zu klein schienen, er hoffte in dem großen Rußland günstigere äußere Bedingungen für seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu finden, als er sie in Königsberg gehabt hatte. Aber er sah sich bald getäuscht — es kam ganz anders, als er es geträumt und gehofft hatte. Daß B., trotz der ihm in Rußland zunächst entgegentretenden Hindernisse, dennoch sich ein reiches Arbeitsfeld schuf, lag in seiner glänzenden Begabung, die ihm gestattete, auch auf einem anderen, als seinem bisherigen Gebiet sich Lorbeeren zu erwerben. B. war in Königsberg Lehrer und Forscher gewesen — er war Professor im wirklichen Sinne des Wortes, Mitglied einer Universität: in St. Petersburg sollte er zunächst nur Forscher sein; die Versuche, sich eine Lehrthätigkeit zu schaffen, waren nicht ganz befriedigend — die Akademie der Wissenschaften ist keine Lehranstalt. Die Vorträge, die B. in der damaligen medico-chirurgischen Akademie hielt — er las vergleichende Anatomie in lateinischer Sprache — waren nicht geeignet, die altgewohnten akademischen Vorlesungen zu ersetzen. Er konnte auch seine entwicklungsgeschichtlichen Forschungen nicht nach Belieben fortsetzen, es fehlte ihm das geeignete Material, es fehlte ihm ein Arbeitslocal: er ließ den bereits 1829 begonnenen zweiten Band seiner Entwicklungsgeschichts-Arbeit unbeendet. Anfangs hatte er auch mit materiellen Sorgen zu kämpfen.

Das war alles dazu angethan, um ihm den Aufenthalt in St. Petersburg nicht angenehm zu machen. Allein B. überwand alle Hindernisse, er unterdrückte alle alten Wünsche und Gefühle, er ließ Anatomie und Entwicklungsgeschichte allmählich fallen; sein scharfer Blick erkannte, daß auch auf andern Gebieten neue Aufgaben zu erfüllen, neue Fragen zu beantworten seien, das gab ihm Beschäftigung und Zufriedenheit. Ueberdies wurde seine materielle Lage sehr

bald eine bessere: er wurde zum Bibliothekar der zweiten (ausländischen) Abtheilung der Bibliothek der Akademie ernannt, er wurde (Juni 1841) zum ordentlichen Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie an der damaligen medico-chirurgischen Akademie, einer Bildungsstätte für Militärärzte, berufen; man wählte ihn (1843) zum Mitglied des med. statistischen Comités. Alle diese Nebenstellungen nahmen Baer's Arbeitskraft sehr in Anspruch, aber sie vermehrten seine Einnahmen. Seine Thätigkeit war eine ganz andere geworden, dazu kam, daß er (Januar 1846) aus der Stellung eines Akademikers für Zoologie in die Stellung eines Akademikers für vergleichende Anatomie übergeführt wurde; dabei wurde ihm das sogenannte anatomische Museum und die darin enthaltenen Sammlungen übergeben; als Zoologe hatte er — Nichts gehabt. Damit gelangte B. endlich in sein altes anatomisches Fahrwasser: er ordnete die Schädel seines Museums und begann sich mit craniologischen und anthropologischen Arbeiten zu beschäftigen.

Die verschiedenen Aemter, die B. verwaltete, legten ihm sehr verschiedene Pflichten auf, und da er sich redlich bemühte, seine Aufgaben zu erfüllen, so war er auf sehr verschiedenen Forschungsgebieten thätig. Dazu kam, daß das weite russische Reich ihm reichlich Gelegenheit bot, die Pläne seiner Jugend auszuführen — er konnte reisen. Es wurden ihm sowol wichtige wissenschaftliche Aufgaben gestellt, als auch die Mittel, dieselben zu lösen, bereitwillig gewährt.

B. hatte den Wunsch gehabt, den Norden in wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, er besuchte im Sommer 1837 mit einer auserlesenen Schar von Begleitern die nordische Insel Nowaja Semlja; im Sommer 1839 mit seinem Sohne Karl die Inseln des Finnischen Meerbusens; im Sommer 1840 mit Middendorf das russische Lappland und die Halbinsel Kola. — Dann wollte er noch einmal seinen alten entwicklungsgeschichtlichen Neigungen nachgehen: er reiste 1845 und 1846 nach Westen und nach Süden, um in Triest die Entwicklung der Seesterne zu untersuchen; aber die Ergebnisse waren nicht befriedigend. Er wandte sich einer anderen Aufgabe zu: der Erforschung des Fischereiwesens in Rußland. B. wünschte die Anwendung der Naturwissenschaften auf das praktische Leben zu verfolgen, und dazu wurde ihm durch die Untersuchung der Fischerei im russischen Reich reichliche Gelegenheit gegeben. Im Hinblick auf diese Aufgabe unternahm B. sechs Reisen während der Jahre 1851—1857. Zunächst besuchte er (1851) die baltischen Provinzen, dann (1852) den Peipus-See, Finnland und Schweden, und während der Jahre 1853—1856 bereiste er die Wolgagegenden, die Ufer des Kaspischen Meeres, das Kaukasusgebiet. Eine Reihe umfassender wissenschaftlicher Arbeiten verdankt diesen Reisen ihre Entstehung. Die das Fischereiwesen betreffenden Abhandlungen sind nur in russischer Sprache erschienen, dagegen sind die betreffenden geographischen Arbeiten unter dem Titel: „Kaspische Studien“ (I—VIII) in deutscher Sprache veröffentlicht, sie geben Kunde davon, daß aus dem Anatomen Baer ein Geograph geworden war. — Schließlich war B. im J. 1862 am Ufer des Asowschen Meeres, um die Frage nach der Versandung dieses seichten Gewässers zu prüfen, und 1863 schon wieder in Kasan, um den Zustand der dortigen Universität einer eingehenden Inspection zu unterziehen. — Aber nicht nur nach Osten, auch nach Westen lenkte B. seine Schritte, wenn er Zeit dazu hatte: im Interesse seiner anthropologischen Studien war er drei Mal, 1856, 1859 und 1861, im Westen. 1856 besuchte er die Naturforscherversammlung in Karlsruhe, 1859 war er in Rostock, Paris und London, 1861 war er in Göttingen, um in Gemeinschaft mit R. Wagner, Ecker und andern Forschern über ein gleichmäßiges Verfahren bei craniologischen Arbeiten zu berathen. Er

gab dadurch in gewissem Sinne Veranlassung zur Gründung des Archivs für Anthropologie und der deutschen Gesellschaft für Anthropologie.

Auf diese Reisen und die sich daran anschließenden wissenschaftlichen Arbeiten und Publicationen beschränkte sich die Thätigkeit Baer's aber nicht. Abgesehen von seiner Beschäftigung als Bibliothekar und als Mitglied der Akademie, die ihn zu allerlei Berichten nöthigte, abgesehen von seinen Vorlesungen an der medico-chirurgischen Akademie und seiner regen thatkräftigen Theilnahme an der Verwaltung dieses Institutes, abgesehen von seiner Wirksamkeit als Director des anatomischen Museums, richtiger der craniologischen Sammlung der Akademie, übte B. auch einen außerordentlich anregenden Einfluß auf die weiteren gebildeten Kreise der Residenz und des russischen Reiches, indem er die Gründung zweier wichtigen Gesellschaften veranlaßte. In Verbindung mit dem damaligen Admiral Georg F. Lütke und dem Admiral Ferdinand Baron Wrangel wurde 1845 die K. Russ. Geographische Gesellschaft unter der Präsidentschaft des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch gegründet. — Später im J. 1859 regte B. die Gründung der Russischen entomologischen Gesellschaft an, die 1860 in ihrer ersten Sitzung B. zu ihrem Präsidenten wählte. Ein Eingehen auf Baer's Wirksamkeit in dieser Gesellschaft ist hier nicht möglich. Im J. 1864 feierte B. unter großer Betheiligung sein 50jähriges Dienstjubiläum; er hielt seine Thätigkeit in St. Petersburg für abgeschlossen; er hatte allmählich alle seine Aemter niedergelegt, von der Akademie war er 1864 zum Ehrenmitglied ernannt worden, — er bereitete sich jetzt langsam vor, einen andern Aufenthaltsort sich zu wählen. Nach langem Schwanken zog er 1867 nach Dorpat in Begleitung einer alten Schwester — seine Frau war ihm schon vor Jahren durch den Tod entrissen — seine Kinder waren zum Theil gestorben, zum Theil hatten sie das elterliche Haus verlassen, um sich einen eigenen Herd zu gründen.

Hier in Dorpat lebte B. zuerst einsam, still und ruhig, er wurde aber bald zum Mittelpunkt eines kleinen Kreises wissenschaftlich gebildeter Männer; er hörte nicht auf zu arbeiten und zu schaffen, trotzdem seine Körperkraft abnahm und seine Augen ihm ihren Dienst versagten. Er versuchte, so viel er es vermochte, einzelne Fragen, naturwissenschaftliche, geographische, historische, die ihn früher interessirt hatten, zu beantworten — eine Reihe höchst anziehender Arbeiten stammen aus dieser Zeit. Im Herbst des Jahres 1876, am 16./28. November, schied B. nach kurzem Kranksein aus diesem Leben.

B. war ein außerordentlich fleißiger Forscher und Schriftsteller, er hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einer großen Reihe von Schriften veröffentlicht. Er schrieb klar und leicht, verständlich und fesselnd. Wir sind hier nicht im Stande, alle seine Schriften aufzuzählen. Wer eine vollständige Uebersicht verlangt, wird dieselbe in „K. E. v. Baer, eine biographische Skizze" (von L. Stieda), S. 196—298 finden.

Baer's Arbeiten liegen auf sehr verschiedenen Gebieten. Aus den das Gebiet der Anatomie und Entwicklungsgeschichte betreffenden Arbeiten seien genannt: „De ovi mammalium et hominum genesi Epistola", Lipsiae 1827, wo B. die Entdeckung des eigentlichen Säugethiereies bekannt macht. Weiter seine „Entwickelungsgeschichte der Thiere", I. Theil Königsberg 1828, II. Theil Königsberg 1837. (Der Schluß ist erst lange nach Baer's Tode herausgegeben.) Aus der Zahl der anthropologischen Arbeiten seien hier genannt: „Vorlesungen über Anthropologie für den Selbstunterricht", I. Theil Königsberg 1824, und „Der Mensch in naturhistorischer Beziehung", St. Petersburg 1854 (in russischer Sprache). Dieses Werk, dessen deutsche Urschrift sich erhalten hat, verdient wol noch dem deutschen Publicum mitgetheilt zu werden. Ferner „Die Stellung des Menschen in der Natur, oder: welche Stellung nimmt der Mensch in Bezug

auf die übrige Natur ein?", ein nur russisch veröffentlichter Aufsatz. Neben einigen speciell mit den craniologischen Untersuchungen sich beschäftigenden Schriften sei noch genannt der Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen im September 1861 in Göttingen (Leipzig 1861), worin ein gemeinsames Meßverfahren aller Forscher bei craniologischen Arbeiten empfohlen wird. — Schließlich hat B. mancherlei geographische Abhandlungen verfaßt. Er hatte die Gründung einer geographischen Gesellschaft angeregt, er veranlaßte mit Gregor v. Helmersen die Herausgabe einer Zeitschrift: „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reiches" in deutscher Sprache. In dieser noch heute bestehenden Zeitschrift hat B. viele Abhandlungen erscheinen lassen über Nowaja Semlja, über die Reisen Wrangel's und Middendorf's, über die Verdienste Peter's des Großen um die Erweiterung der geographischen Kenntnisse, u. a. m. — Die „Kaspischen Studien" (I—VIII) sind in den Bulletins der Petersburger Akademie abgedruckt; unter diesen ist besonders Nr. VII bemerkenswerth: „Ueber ein allgemeines Gesetz in der Gestaltung der Flußbette", weil dies Gesetz danach mit dem Namen Baer's bezeichnet worden ist. B. hatte beobachtet, daß bei allen Flüssen der nördlichen Halbkugel das rechte Ufer das hohe, steile, das linke Ufer das niedere, flache sei. — Aus der Reihe der mit allgemeinen Problemen sich beschäftigenden Aufsätze sei hier hingewiesen auf den Vortrag: „Das allgemeine Gesetz der Entwickelung in der Natur", Königsberg 1834. „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?", St. Petersburg 1837. Diese Abhandlung ist auch russich und holländisch erschienen. — Eine Anzahl kleinerer und größerer Aufsätze gemeinverständlichen Inhalts sammelte B. in seinen „Reden und verschiedene Aufsätze", Theil I—III St. Petersburg 1864—1873.

L. Stieda.

Baer: Seligmann B., geboren im J. 1825, † am 31. März 1897, galt mit Recht als einer der besten, ja innerhalb Deutschlands vielleicht als der gelehrteste Kenner der sog. Massora, d. h. jenes Complexes vielverzweigter und vielverschlungener jüdischer Traditionen, die sich auf Aussprache, Vocalisation, Punktation und Accentuation des überlieferten (sog. massoretischen) Textes des Alten Testamentes beziehen. B. hat nicht den üblichen gelehrten, akademischen Studiengang durchgemacht, der für die Beschäftigung mit derartigen gelehrten Dingen die selbstverständliche Voraussetzung zu sein scheint. Vielmehr mit keiner anderen Vorbildung ausgerüstet als der, welcher er zur Führung seines Amtes — er war Zeit seines Lebens Lehrer an der jüdischen Gemeinde zu Biebrich bei Wiesbaden — bedurfte, hat er sich als Autodidact mit unermüdlichem Fleiße und einer großen bewunderungswürdigen Energie in den riesenhaften und in vieler Beziehung so spröden Ueberlieferungsstoff hineingearbeitet und in zahlreichen Publicationen (vom Jahre 1852 an) seine von Jahr zu Jahr wachsende Meisterschaft in der Beherrschung desselben erwiesen. Eine gewichtige Förderung erfuhr er dabei von Franz Delitzsch in Leipzig, der sich nicht nur mit ihm zur gemeinsamen Herausgabe mehrerer Textausgaben alttestamentlicher Bücher verband, sondern der vor allem auch ihm die Verleger gewann, die ohne Vermittlung einer solchen Autorität wol kaum zu bewegen gewesen wären, die kostspielige Drucklegung der voraussichtlich nur ein kleines Publicum interessirenden Schriften Baer's auf ihr Risico zu nehmen. Der Vermittlung von Franz Delitzsch ist es auch zuzuschreiben, daß die philosophische Facultät der Universität Leipzig den ohne Zweifel verdienten Gelehrten zu ihrem Ehrendoctor ernannte. Von den zahlreichen Schriften Baer's sind naturgemäß die von ihm seit dem Jahre 1869 (bis 1890 gemeinsam mit Frz. Delitzsch) veranstalteten Textausgaben alttestamentlicher Bücher (Leipzig, Tauchnitz) die verbreitetsten und bekanntesten. Es erschien davon im J. 1869 die Genesis, 1872 Jesaias, 1875

Hiob, 1878 die kleinen Propheten, 1880 die Psalmen (von denen er übrigens bereits 1861 eine erste [Lpz., Dörffl. u. Franke] und 1874 eine zweite Ausgabe [Lpz., Brockhaus] veranstaltet hatte, letztere unter Hinzufügung der in die Vulgata nicht recipirten lateinischen Uebersetzung des Hieronymus aus dem Urtext), 1880 die Proverbien, 1882 Daniel, Esra und Nehemia, 1884 Ezechiel, 1885 die fünf Megilloth (Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Pred. Salomo, Esther), 1888 die Chronik, 1890 Jeremia, 1891 Josua und Richter, 1892 die Samuelisbücher, 1895 die Königsbücher. Nicht bearbeitet sind demnach von ihm bloß die Bücher Exodus bis Deuteronomium geblieben. Aus dem Jahre 1866 stammt von ihm eine unpunktirte Pentateuchausgabe (Rödelheim, Lehrberger u. Comp.), die als Vorlage für Schreiber von Synagogenrollen gemeint war. Von den Früchten seiner massoretischen, namentlich auf die Accentologie der alttestamentlichen Bücher sich erstreckenden Studien sind folgende zu erwähnen: 1) seine Erstlingsschrift: „Torath Emeth sive liber et praecepta et doctrinam plenam perfectamque accentuum libr. psalm. proverb. et Jobi continens“ (in hebr. Spr.), Rödelheim 1852. Auf denselben Gegenstand bezieht sich 2) „Das Accentuationssystem der Psalmen, des Buches Hiob und der Sprüche“ (Beigabe zu Frz. Delitzsch, Commentar zu den Psalmen II, Lpz. 1860, 5. Aufl. 1895), wovon ein kurzer Auszug in Baer-Delitzsch: Liber Psalmorum (1861, 1874) 1880 p. IX—XII; 3) die wichtige Abhandlung über: „die Methegsetzung“ in Merx' Archiv für wissenschaftliche Erforschung des Alt. Test., S. 55—67, 194 bis 207, Halle 1867, und endlich 4) die in Verbindung mit H. L. Strack veranstaltete Ausgabe der „Dikduke ha-teamim des Ahron ben Moscheh ben Ascher und andre alte grammatisch-massorethische Lehrstücke“, Lpz. 1879 (LXII, 95). Zu nennen sind ferner seine Bearbeitung der Massora in der Wilnaer Rabbinischen Bibel und seine zahlreichen Ausgaben jüdischer Gebetbücher, von denen namentlich die von „Abodath Jsrael“, die mit einem guten, besonders sprachlichen Commentar versehen ist, besondere Erwähnung verdient. In der Behandlung der Massora stand B. im Gegensatz zu dem ebenfalls bedeutenden Massoraforscher Ch. D. Ginsburg, dessen große Massoraausgabe (The Massorah compiled from Mss. etc., London 1880 u. folg. Jahre) er in der Zeitschr. d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1886, S. 743—758 in scharfer, zwar lehrreicher aber doch nicht ganz gerechter Weise (cf. Strack, Einl. in das Alte Test., 4. Aufl., S. 171) beurtheilte. Auf die Differenzpunkte kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sei nur erwähnt, daß Ginsburg gegen die Baer'sche Behandlung der Massora besonders in seinem neuesten Werk: Introduction to the Massoretico-Critical Edition of the Hebrew Bible, London 1897 (wozu die Besprechung von L. Blau in Jewish Quarterly Review, Jan. 1900, S. 217 bis 254 zu vergleichen ist) mehrfach Stellung genommen hat. Von allen seinen Schriften werden nur die oben angeführten Textausgaben alttestamentlicher Bücher ein über die Fachkreise hinausgehendes Interesse in Anspruch nehmen dürfen. Hinsichtlich der Genauigkeit und Correctheit dürfen sie als Musterausgaben gelten. Besonders werthvoll sind die Anhänge mit dem bedeutenden, übersichtlich geordneten kritischen Apparat. Daneben fehlt es freilich auch nicht an einigen Besonderheiten, um nicht zu sagen Schrullen. Mit Recht wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er auf Künsteleien und Spitzfindigkeiten späterer Punktatoren (der sog. Naqdanîm) ein ungebührliches Gewicht legte und es bei der Annahme von Lesarten zuweilen an der Anwendung der richtigen kritischen Methode fehlen ließ, was bei seiner autodidactischen Bildung, d. h. dem Mangel einer sicheren philologischen Schulung freilich erklärlich genug ist. Eine treffliche Würdigung der Textausgaben Baer's, hinsichtlich ihrer Vorzüge und ihrer Mängel, hat H. L. Strack in der Theol. Literatur-Ztg. 1879, Nr. 8 gegeben.

Baentsch.

Bardeleben: Adolf v. B. wurde am 1. März 1819 zu Frankfurt a. O. geboren. Nachdem er auf dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung beendet hatte, studirte er von 1837—1843 in Berlin, Heidelberg, Gießen und Paris Medicin. 1841 promovirte er im Alter von 22 Jahren mit der unter Bischoff's (Gießen) Leitung und Einfluß entstandenen Arbeit „Ueber den Bau der Drüsen ohne Ausführungsgänge“. Eine Arbeit, die lange im Vordergrunde der Litteratur über diese Dinge gestanden hat, und auch später von Virchow noch hervorgehoben wurde.

Nach bestandener Staatsprüfung wurde B. Prosector und Assistent für Physiologie in Heidelberg, seine pathologischen und anatomisch-physiologischen Studien bildeten ihn so in vortrefflicher Weise vor für die Chirurgie. Von Heidelberg ging er als Prosector Bischoff's nach Gießen. Dort war er nebenbei einer der hervorragendsten Schüler des gelehrten Chirurgen Wernher. B. habilitirte sich in Gießen, wurde 1848 Extraordinarius daselbst und folgte 1849 mit 30 Jahren einem Ruf als Ordinarius nach Greifswald, an Stelle Baum's. Dort blieb er, bis nach Jüngken's Tode 1868 der ehrenvolle Ruf an die Universität Berlin an ihn erging. In Berlin an der königlichen Charité wirkte er bis zu seinem Tod am 24. September 1895.

Von größeren Arbeiten ist sein bedeutendstes Werk die Uebersetzung und mit der Zeit völlig freie Umarbeitung von Vidal's „Traité de pathologie“: „Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre mit freier Benutzung von Vidal's Traité de pathologie externe et de médecine opératoire“ (Berlin), welches Buch, bekannt als „Bardeleben's Handbuch der Chirurgie und Operationslehre“, jahrelang unbestritten das beste Lehrbuch der Chirurgie war, dessen Neuauflagen er stets selbst mit größter Gewissenhaftigkeit und mit Berücksichtigung aller neueren Fortschritte auf diesem Gebiet durcharbeitete. 44 Jahre lang lieferte B. die Referate über die allgemeine Chirurgie und die Chirurgie der Gefäße und Nerven in den Virchow-Hirsch'schen Jahresberichten. Durch seine eminente Kenntniß der Litteratur in vielen Sprachen, durch seine scharfe Kritik hat er in gleicher Weise in diesen Referaten Hervorragendes geleistet, wie seine besonnene Kritik oft auch auf Congressen Neuerungen gegenüber vor allzuraschen Schlüssen und Folgerungen bewahrte. Hervorzuheben sind noch die Berichte seiner Klinik in den Charité-Annalen, in denen er einen Ueberblick über seine gesammte klinische Thätigkeit gab. Eine Menge kleinerer Arbeiten finden sich außerdem in den verschiedensten deutschen und französischen Zeitschriften, wobei man den Antheil, den er an den zahlreichen Aufsätzen seiner Assistenten, die als Mittheilungen aus der v. Bardeleben'schen Klinik herausgekommen sind, nicht unterschätzen darf.

Große Verdienste hat B. an der Einführung aller neuen hervorragenden Erfindungen, Operationsverfahren 2c. 2c. Er war einer der ersten, der auf dem Continent die Lister'sche Methode einführte und durchführte, was ihm besonders deshalb so schnell und gründlich gelang, weil er es ermöglichte, den Lister'schen Verband in einfacherer und billigerer Weise herzustellen, als bei dem ursprünglichen Verfahren möglich war. Später führte er mit derselben Energie die Aseptik durch mittelst des „trockenen Verfahrens“. Bis zum Tode beschäftigte ihn und regte er immer wieder die Frage ob Aether- oder Chloroformnarkose an.

Auf die Methode des Unterrichts verwendete B. die größte Sorgfalt. Schon in Greifswald reformirte er geradezu den klinischen Unterricht. Er legte großen Werth auf den Operationscurs und war auf Grund seiner anatomischen und pathologischen Ausbildung wie wenige befähigt chirurgische Anatomie zu lehren.

Sowol 1866 wie 1870/71 widmete B. als consultirender Chirurg seine ganzen Kräfte der Armee, aber auch in Friedenszeiten gewann er durch seine Stellung an der Charité nahe Beziehungen zur Militär-Medicinalverwaltung

und hatte großen Einfluß in den Conferenzen über die Reorganisation des militärischen Sanitätswesens. Eine seiner letzten Arbeiten betraf die kriegschirurgische Bedeutung der neueren Geschosse. Viele Auszeichnungen ehrten ihn und Kaiser Wilhelm II. erhob ihn 1891 in den erblichen Adelstand.

Angerer, Nekrolog in der Münchener med. Wochenschrift 1895, Nr. 43. — Köhler, Nekrolog im Centralblatt f. Chirurgie 1895, Nr. 42. — Köhler, Nekrolog in der Berliner klin. Wochenschrift 1895, Nr. 40. — Köhler, Nekrolog in Langenbeck's Archiv f. klin. Chirurgie, Bd. 51.

O. Hildebrand.

Barfus: Paul B., Kupferstecher, geboren am 17. August 1823 zu Großgrundlach b. Nürnberg, kam schon 1837 in die Mayer'sche Kunstanstalt (woraus auch L. Raab, Sichling, Schultheiß u. A. hervorgingen), dann zu Reindel, ging 1844 nach Leipzig und 1851 nach München zu Julius Thaeter. Durch Hofrath und Professor Dr. G. H. v. Schubert empfohlen, empfing B. aufmunternde Unterstützung von der Königin Marie. Zu seinen frühesten Arbeiten zählen drei Cartonstiche aus dem durch Heinrich v. Heß gemalten Freskencyklus in der Basilica (aus dem Leben des hl. Bonifacius), eine „Kreuzigung" nach Julius Schnorr (in der Protestantischen Kirche), viele Porträts, darunter 1857 „Luther auf dem Sterbebett nach L. Cranach", die Bildnisse Melanchthon's und Luther's nach G. König, Beethoven's und Mozart's in ganzer Figur nach Fr. Schwörer und Fénélon's nach Jos. Vivien (Alte Pinakothek). Als ganz vorzügliche Leistungen im sog. Farbenstich erschienen „Der Großmutter Segen" und „Schäfers Heimkehr" nach Jakob Grünenwald, „Gustav Adolf" nach Andreae, „Auerbach's Keller" nach W. Lindenschmitt (1887), „Die Brüder" nach Defregger und die „Steinigung des hl. Stephanus" nach Johann Kaspar's Freskobild in der Basilica. Außer diesen großen Arbeiten lieferte B. eine Menge von kleineren Bildnissen, theils nach dem Leben (Prinzeß Sophie), theils nach Photographie und Zeichnung, darunter des um das Feuerlöschwesen so hochverdienten kgl. Rathes Ludwig Jung, des Präsidenten G. C. A. v. Harleß (1867), des Bischofs von Haneberg, des Erzherzogs Stephan, Palatins von Ungarn. Dazu kommen viele kleine religiöse Bilder nach Mosler, Julius Frank u. A. für den Kunstverlag Manz in Regensburg. Die alten Tage des Künstlers, welcher 1874 zum Meister des Freien Deutschen Hochstifts ernannt wurde, trübte ein bedenkliches Augenleiden und eine Lähmung der Füße. Bei seinem am 24. März 1895 erfolgten Ableben hinterließ er eine unvollendete Platte mit Mozart's Bildniß.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1878. II, 17. — Nekrolog in Nr. 86 der Allgemeinen Zeitung, 27. März 1895. — Kunstvereins-Bericht f. 1895, S. 73. — Müller-Singer, Lexikon, 1895. I, 68.

Hyac. Holland.

Bargiel: Woldemar B., Stiefbruder der Klara Schumann, geb. Wieck; ein tüchtiger Musiker und Componist, geboren am 3. October 1828 zu Berlin und ebendort gestorben am 23. Februar 1897. Sein Vater, August Adolf B., hatte sich in Berlin als Musiklehrer niedergelassen und die von Wieck geschiedene Frau geheirathet. Von Kind an in die Musik eingeweiht, wurde er in seinen Knabenjahren Discantist am neu errichteten Berliner Domchore, der zuerst unter Grell's und Mendelssohn's Leitung stand und brachte es bis zum Solosänger. Im väterlichen Hause erlernte er Clavier, Orgel und Violine und in späteren Jahren erhielt er von S. Dehn Unterricht im Contrapunkt und der Composition. Seine Schulwissenschaften erledigte er auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium. Auf den Rath seines Schwagers, Robert Schumann, besuchte er 1846 das Leipziger Conservatorium, wo er durch die Protection und Vermittlung Mendels-

sohn's unter günstigen Bedingungen Aufnahme fand und in einer öffentlichen Prüfung durch ein Octett für Streichinstrumente eigener Arbeit bereits die Aufmerksamkeit der Fachkenner in höchst vortheilhafter Weise auf sich lenkte. 1849 kehrte er mit einem glänzenden Abgangszeugnisse in seine Vaterstadt zurück und ließ sich als Musiklehrer nieder, wo er ein geräuschloses aber thätiges und fleißiges Leben führte. Jede freie Zeit benützte er zum Componiren und die edlen und hohen Ziele, die er anstrebte, blieben nicht unbeachtet. Gegen 1850 erschien bereits sein opus 1, Charakterstücke für Pianoforte, bei Whistling in Leipzig, denen in kurzer Zeit bis zum Jahre 1859 die op. 2—5, 8, 9, 11—13 Clavierstücke, op. 6 ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncello, op. 10 eine Sonate für Pianoforte und Violine, op. 17 eine Suite für dieselben Instrumente und op. 18 eine Ouverture im vierhändigen Arrangement sich anschlossen. In der äußeren Form waren Mozart und Beethoven seine Vorbilder, wie auch sein Lehrer Mendelssohn sich streng in ihren Formen bewegte. Im Ausdruck lehnte er sich an Rob. Schumann an, nur fehlte seinen Arbeiten eine lebendige, originelle und stets flüssige Erfindungsgabe. Seine Bestrebungen waren anerkennenswerth und wurden von Musikern und Kennern wohl geschätzt, aber einen bleibenden Werth konnten sie sich nicht erringen. Die Nachbildung erreicht selten das Original. Als trefflicher Musiker wurde er überall geehrt und 1859 zog ihn Ferdinand Hiller, eine verwandte Natur, an seine in Köln errichtete Musikschule als Lehrer der Composition und des Contrapunkts. 1865 erhielt er einen Ruf nach Rotterdam als Director des Gesangvereins und der Musikschule, die von der Vereinigung der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Holland errichtet war. Die Stellung im fremden Lande schien ihn aber nicht zu befriedigen, denn als man ihm von Berlin aus den Antrag machte, eine Lehrerstelle an der Hochschule für Musik zu übernehmen, ging er mit Freuden darauf ein und kehrte 1874 in seine Vaterstadt zurück, wurde Vorsteher der Compositionsabtheilung und später als Mitglied in den Senat der Akademie der Künste aufgenommen. In allen Fächern der Musik versuchte er sich, mit Ausnahme der Oper, und erreichte stets durch sein ideales Streben die Anerkennung seiner Kunstgenossen, wenn auch das Publicum wenig Antheil daran nahm. Hin und wieder fand auch eins seiner Orchesterwerke Aufnahme in die Programme der großen Concertinstitute, doch auch hier war ihm ein durchschlagender Erfolg versagt.

Mendel-Reißmann's Tonkünstlerlexikon. — Todesanzeigen und eigen Erlebtes.

Rob. Eitner.

Barnekow: Albert Freiherr von B., königlich preußischer General der Infanterie, der Sohn eines im J. 1814 vor Metz als Rittmeister gefallenen Officiers, am 2. August 1809 zu Hohenwalde im Kreise Heiligenbeil in Ostpreußen geboren und am 11. Juli 1826 als Musketier beim 1. Infanterieregimente zu Königsberg in das Heer getreten, war in vierzigjährigem Friedensleben, stets im Truppendienste verbleibend, zum General aufgerückt, als der Krieg vom Jahre 1866 gegen Oesterreich ihm zum ersten Male die Verwendung im Felde brachte. Da das I. vom General v. Bonin befehligte Armeecorps, dessen Verbande seine Brigade, die aus den Grenadierregimentern Nr. 3 und Nr. 43 bestehende 2., angehörte, nur einmal in das Gefecht kam, hat auch General v. B. nicht öfter an einem solchen theilgenommen. Es war am 27. Juni in dem unglücklich abgelaufenen Treffen von Trautenau. B. führte die Reserve; der mannhafte Widerstand, welchen diese am Nachmittage den angreifenden Oesterreichern entgegensetzte, trug ihrem Führer den Orden pour le mérite ein. — Mehr vom Glücke begünstigt war B. im Kriege gegen Frankreich. Am 30. October 1866 war er Commandeur der 16. Division zu Trier ge-

worden und von dort führte er die 16. Infanteriedivision in das Feld. Schon am 6. August griff er, aus eigenem Antriebe der bedrängten 13. Division zu Hülfe kommend, wirkungsvoll in den Gang der Schlacht von Spicheren ein; zehn Tage später focht er bei Vionville-Mars la Tour mit Theilen seiner eigenen Division und dem einem anderen Truppenverbande angehörenden 11. Grenadierregimente, welches auf Befehl des eigenen Divisionscommandeurs ihm gefolgt war. Aus einem um Mittag erreichten Freilager an der Mosel war er auf die Kunde von dem stattfindenden Kampfe sofort aufgebrochen; den hart ringenden Waffenbrüdern brachte er erwünschte Hülfe, indem er einen nicht unbeträchtlichen Theil der gegnerischen Kräfte auf sich abzog. Am Abend des 18. August war er in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat, vier seiner Bataillone dem vorstoßenden Feinde entgegenführend, persönlich thätig. Als Metz, an dessen Einschließung er theilgenommen hatte, gefallen war, rückte er mit seiner Division auf den nördlichen Kriegsschauplatz, focht an ihrer Spitze am 27. November bei Amiens, am 24. December an der Hallue, befehligte das Belagerungscorps vor der Festung Péronne, welche am 9. Januar 1871 capitulirte, und schließlich am 19. Januar in der Schlacht bei Saint-Quentin den rechten Flügel, welcher am Abend die Stadt nahm. Aus dem Felde brachte er die beiden Classen des Eisernen Kreuzes und das Eichenlaub zum Orden pour le mérite zurück. Nach Friedensschluß übernahm er das Commando des I. Armeecorps in seiner Heimathprovinz Ostpreußen und führte es bis zum 5. Juni 1883; in dieser Stellung erhielt er gelegentlich der Kaisermanöver im J. 1879 den Schwarzen Adlerorden. Dann trat er in den Ruhestand und lebte zuletzt in Naumburg a. d. S., wo er am 24. Mai 1895 gestorben ist.

Militär-Wochenblatt Nr. 69, Berlin 1876. B. v. Poten.

Barth: Ferdinand B., Historienmaler und Kunstgewerbe-Zeichner. Geboren am 11. November 1842 zu Partenkirchen, † ebenda im Jahre 1892, gab frühzeitige Proben seines Talentes als Schnitzer und Holzbildhauer, suchte als solcher sein Heil zu Nürnberg, besuchte die dortige durch Kreling in große Blüthe gebrachte Kunstschule, setzte dann, völlig mittellos auf sich angewiesen, seine Studien bei Ludwig Voltz und Jos. Knabl in München fort, wo er sich in der Piloty-Schule auf die Malerei warf und seine reiche Farbenbegabung glänzend bewies. Kaspar Braun, welcher Barth's originelle Begabung frühzeitig erkannte, beschäftigte ihn mit Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter“ und die „Münchener Bilderbogen“. Für den Verlag von Braun & Schneider entstanden eine Reihe von prächtigen Zeichnungen aus dem Landsknechtleben und in 25 Holzschnittblättern unter dem Titel „Die Arbeit des Todes“ dieser aus ganz neuen Motiven aufgebaute moderne Todtentanz (1865). Die Feldzüge des Jahres 1866 und 1870/71 erweiterten den geistigen Gesichtskreis des Künstlers, ohne seine Individualität ganz an dieses ihm sehr zusagende Gebiet zu fesseln. Er wurde kein Kriegs- und Schlachtenmaler. Ein kleines Bild mit einer Soldatenscene aus dem XVI. Jahrhundert erwarb 1869 der Münchener Kunstverein; mehrere meist heitere Genrestücke (En passant; Wenn die Katze ist aus dem Haus; Sonntag Nachmittags) brachten die nächsten Jahre. Im September 1871 war sein „Paganini im Kerker“ vollendet, 1873 die „Wahl der Kästchen“ (Kaufmann von Venedig), eine liebliche aber ganz in die Denk- und Sprechweise der Piloty-Schule getauchte Darstellung, womit B. für lange Zeit (nur noch 1878 erschien in seltsam überhöhtem Formate ein duftiges „Märchen“) von der Malerei Abschied nahm. Er hatte sich schon vor seiner 1873 erfolgten Heirath mit kunstgewerblichen Entwürfen hervorgethan und eine für ihn höchst passende Wirksamkeit als Professor an der Kunstschule erhalten. Mit sprühender Phantasie entwarf B. nun eine Fülle von Zeichnungen zu Kästchen, Krügen,

Schmuckgegenständen, zierlichen Geräthschaften (z. B. ein „Nautilus“ in der Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbe-Vereins 1879, Bd. 29, Taf. 25), mit einem Worte: zur fröhlichen Gestaltung und Verschönerung des Lebens; er ließ es nicht bei den Erzeugnissen der Kleinkunst bewenden, sondern lieferte viele Cartons zu Glasgemälden, schuf Modelle zu Denkmälern, freskotirte ganze Häuserfaçaden. Im Deckengewölbe einer Treppe des Münchener Rathhauses malte er sinnig-heitere Compositionen (1887) und vier Bilder im Saale des Gemeindecollegiums (1889).

Vgl. Nekrolog in Nr. 20 d. Anzeigers d. Münchener Künstler-Genossenschaft, 14. Novbr. 1892. — Kunst für Alle, 15. Octbr. 1892 (m. Portr.) — Zeitschrift d. Münchener Kunstgewerbe-Vereins 1894, S. 73 ff. — Müller-Singer, Lexikon, 1895. I, 73. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 50.

Hyac. Holland.

Barth: Franz Xaver B., Historienmaler, geboren am 12. Februar 1821 zu Velden (Niederbaiern), † am 9. Februar 1894 zu München, kam frühzeitig auf die Akademie, wo er noch unter Cornelius immatriculirt und dann der Componirschule des Julius Schnorr zugetheilt wurde. Diesem seinem Lehrer assistirte B. bei der Ausführung des letzten Nibelungensaales in der kgl. Residenz; ebenso arbeitete B. mit Nilson, Echter, Palme und Süßmaier bei der Ausführung von Kaulbach's Entwürfen an den durch klimatische Einflüsse schon wieder verschwundenen Fresken der neuen Pinakothek. Dann erhielt B. bei der unter Dingelstedt's Intendantur bewerkstelligten Restauration des Hoftheaters die neidlose Aufgabe, die Deckenfelder des Zuschauerraumes mit den Figuren der neun Musen zu füllen — eine wirklich „verlorene Liebesmüh“, da kaum die Insassen der höchsten Reihe und des naheliegenden „Olymp“ ihr Augenmerk darauf zu richten im Stande waren. Dann wurde ihm mit Hiltensperger ein ganzer Cyklus von fünfzehn Bildern in Enkaustik für das Museum in Petersburg übertragen. Nach eigener Composition lieferte B. vier große Fresken in die historische Galerie des Münchener Nationalmuseums mit ziemlich undankbaren, kriegerischen und friedlichen Scenen aus dem Leben der bairischen Fürsten (Friedrich der Siegreiche schlägt 1462 bei Seckenheim das Reichsheer; Friedrich nimmt theil an den religiösen Uebungen der Barfüßermönche zu Heidelberg; Philipp der Aufrichtige als Förderer des Humanismus, umgeben von Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Conrad Celtes und Reuchlin; Kampf und Sieg der Pfälzer vor Landshut, angeführt von Elisabeth, der Gemahlin des Pfalzgrafen Rupert, Erbtochter Georg's des Reichen, 1504). Bald darauf nahm Moriz v. Schwind den Maler mit nach Wien als Gehülfen an den Temperabildern des dortigen Opernhauses. Ein Freskobild nach eigener Composition, mit der Figur des auferstandenen Welterlösers schuf B. in den Arkaden des nördlichen Friedhofs. Indessen bewährte sich B. frühzeitig mit Oelbildern, dazu gehörten außer vielen Kirchen- und Altargemälden „Hero und Leander“, ein „Friedensengel“, der Entwurf zu einer Fürstengruft und das leider nicht ausgeführte Project eines „Todtentanzes“ für die Friedhofscapelle zu Velden (im Kupferstichcabinet zu München). In einem durch König Ludwig II. restaurirten Saal der Trausnitz (Landshut) malte B. eine die Künste beschützende „Bavaria“. Sieben Fresken mit den „Werken der Barmherzigkeit“ malte B. in der hl. Geistkirche zu Landshut. Sein großes Compositionstalent bewährte B. mit vielen originellen für die Glasmalereianstalten von Mayer und Zettler gefertigten Cartons und bewies damit eine seltene Fertigkeit, sich in verschiedenen Stilarten zu bewegen. Darunter befanden sich auch Entwürfe zu Wandbildern in der Einsteigehalle eines Bahnhofes.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1885. III, 49. — Nr. 42 d. Allgem.

Ztg., 12. Febr. 1894. — Müller-Singer, Lexikon, 1895. I, 72. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 50. Hyac. Holland.

Barth: Johann August B., geboren 1765 in Königswarthe b. Bautzen, † 1818 in Breslau, hat sich ebenso als Buchdrucker wie als Buchhändler und Zeitungsverleger einen Namen gemacht. Er entfaltete in beiden Eigenschaften eine gleich rege und vielseitige Thätigkeit. Als Factor in die ehemals Baumann'sche, spätere Graß'sche Breslauer Stadtbuchdruckerei eingetreten, übernahm er bald nach dem Tode des Besitzers Karl Wilh. Graß das Geschäft und verheirathete sich mit dessen Tochter. Nach der Uebernahme firmirte er: „Graß, Barth & Comp. in Breslau". In kurzer Zeit vergrößerte er die Officin, kaufte die katholische Universitätsdruckerei hinzu, errichtete eine Verlagshandlung, Schriftgießerei, Notendruckerei und führte später als Erster die Steindruckerei in Schlesien ein. — Schon früh hatte B. sich für das Buchdruckergewerbe interessirt; die Bautzener Buchdruckergesellen, welche zu jener Zeit noch, einem alten Zunftrechte entsprechend, den Degen trugen, haben ihm oft als Ideal vorgeschwebt. Er machte seine Lehrzeit in der Druckerei der Wittwe Scholz in Bautzen durch, ging dann auf die Wanderschaft und besuchte eine Anzahl bedeutender Druckorte, ferner Holland, England, Dänemark. Dann begab er sich 1797 nach Breslau, wo er in Kürze zur Selbständigkeit gelangte. Als Verleger führte ihn sein Unternehmungsgeist sehr bald auf eine sehr fruchtbare, damals viele Jahrzehnte lang unbearbeitete Richtung: er gründete eine vaterländische Wochenschrift, den „Breslauer Erzähler", der sich vor allem mit der Verwerthung des eigenen Volksthums in Vergangenheit und Gegenwart befaßte. Nächstdem gründete B. die „Schlesische Gewerbs- und Handelszeitung", mit der er indeß weniger Erfolg hatte, und eine „Alterthumszeitung". Sein Verlag bestand hauptsächlich in einer reichen Auswahl von Schulbüchern sowie localgeschichtlichen Werken, darunter eine Geschichte Schlesiens, eine topographische Chronik von Breslau. Das Hauptwerk Joh. Aug. Barth's aber, das seinem Namen auch heute noch in Fachkreisen eine wohlverdiente Berühmtheit verleiht, ist das „Pacis annis 1814 et 1815 foederatis armis restitutae monumentum", ein polyglottes Prachtwerk in Großfolio mit feinstem Geschmack und vollendeter typographischer Kunst ausgeführt, das den jungen Frieden in 42 Gedichten, jedes in einer andern Sprache, feiert. Das Werk ist übrigens nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur an gekrönte Häupter, öffentliche Institute, einflußreiche Personen und Freunde Barth's vertheilt worden. B. gehörte seiner Zeit zu den Berühmtheiten unter seinen Fachgenossen. Nicht wenig trug dazu seine Popularität bei, seine Biederkeit und Menschenfreundlichkeit. Eifrig thätig für das Gemeinwohl, rücksichtslos ehrlich und freimüthig in jener Zeit der Menschenfurcht, dabei überaus wohlthätig und uneigennützig, fand er allgemeine Liebe und Achtung. Nach der Leipziger Schlacht überwies er den Gesammtertrag der bei ihm gedruckten Proclamationen und Extrablätter den Verwundeten; zwei seiner Zöglinge rüstete er vollständig für den Krieg als Freiwillige aus, und das Dienstreglement für die Landwehr — 20 000 Exemplare à 10 Bogen — erbot er sich unentgeltlich zu drucken. Er starb allgemein betrauert und hinterließ neben seiner Adoptivtochter Johanna Christiane, als einzigen männlichen Erben seinen minderjährigen Sohn Stanislaus Hermann B. (geb. 1812, † 1862). Das umfangreiche Geschäft wurde einstweilen von Karl Sigismund Zäschmar (geb. 1776, † 1842) allein fortgeführt, dem Schwiegersohne des Verstorbenen und Schwager des Minderjährigen, der sich im J. 1817 mit der Adoptivtochter Johanna Christiane vermählt hatte und seit 1812 als Compagnon in die Firma eingetreten war. Zäschmar erweiterte das Geschäft durch Gründung der „Breslauer Zeitung", die gegenwärtig zu den tonangebenden Organen des entschiedenen Liberalismus ge-

hört; er führte ferner (1831) als Erster in Schlesien die neuen Schnellpressen von König & Bauer in der Officin ein. Unterdessen war B. mündig geworden und hatte seine Ausbildung sowie seine Reisen im Ausland beendet. Ehrgeizig, rastlos thätig und von einem wirklich idealen Schaffensdrang erfüllt, vergrößerte er in kurzer Zeit das Geschäft bedeutend. Der Verlagsbestand erhielt in Berghaus' großer Geographie mit Holzschnitten eine ansehnliche Erweiterung, außerdem vergrößerte er die Schriftgießerei und fügte derselben eine Abtheilung für Stereotypie hinzu und endlich errichtete er auch noch eine Sortimentsbuchhandlung. Leider hatten die großen etwas übereilten Umgestaltungen der Firma geschäftliche Krisen im Gefolge, und wenige Jahre nach dem Tode Zäschmar's sah sich B. genöthigt, die Verlagsbuchhandlung an seinen Neffen Karl Zäschmar, das Sortiment an J. F. Ziegler zu verkaufen. 1855 übernahm der erstere auch noch den Verlag der „Breslauer Zeitung". In der Folge ging dann der übrige, lediglich die Buch- und Steindruckerei umfassende Theil der Firma an W. Friedrich (geb. 1798) über, den Schwager Karl Zäschmar's und einstigen Werkführer, späteren Pächter der Officin, der sie an seine Söhne vererbte. Die „Breslauer Zeitung" dagegen wurde später Eigenthum der Firma E. Trewendt.

Karl Fr. Pfau.

Barth: Marquard B., hervorragender Parlamentarier, geboren zu Eichstätt am 1. September 1809, bezog nach Berufung seines Vaters zum Bürgermeister von Augsburg das dortige Gymnasium, nach glänzend bestandenem Maturitätsexamen die Universität München. Hier widmete er sich dem Studium der Rechte und erhielt 1832 auf Grund einer seinem Lehrer Hier. Bayer zugeeigneten Dissertation: „Beiträge zur Lehre vom Haupteid im Civilproceß vom Standpunkt der Philosophie und Legislation, des römischen und des heutigen gemeinen Rechtes" den Doctorhut. Im Auftrag einer Augsburger Buchhandlung gab er sodann, um „den Schatz der zahlreichen, im Großen und Ganzen unbekannt gebliebenen Universitätsschriften nutzbarer zu machen", eine „Sammlung auserlesener, theils ursprünglich deutscher, theils aus dem Lateinischen übersetzter Dissertationen aus dem Gebiet des gemeinen Civilrechts und Civilprocesses" heraus; es erschienen in den Jahren 1835 bis 1839 vier Bändchen. Von einem anderen Sammelwerk: „Civilistisches Promptuarium oder Realencyklopädie des gemeinen Civilrechts und Civilprocesses, in alphabetischer Ordnung bearbeitet von M. B." erschienen 1837 nur zwei Hefte des ersten Bandes (bis ‚Adcitation' reichend). 1837 eröffnete B. seine Praxis als Rechtsanwalt in Kaufbeuren. In den nächsten dreißig Jahren war er nicht mehr als juristischer Schriftsteller thätig, dagegen wendete er den öffentlichen Angelegenheiten des engeren wie des weiteren Vaterlandes die regste Aufmerksamkeit zu; der Politiker lief dem Gelehrten den Rang ab; die im bairischen Schwaben stark vertretene liberale Partei hatte an ihm ein eifriges Mitglied. Bis in die vierziger Jahre reichen die Wurzeln der politischen Anschauung zurück, der er bis ans Lebensende treu blieb und seine beste Kraft widmete. Im März 1848 wurde er ins Frankfurter Parlament gewählt. „In der Ueberzeugung, daß kein Reich auf die Dauer zwei Schwerpunkte haben könne", stimmte er für den Ausschluß Oesterreichs und für die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an die preußische Dynastie. Er befand sich auch unter den 32 Mitgliedern des Parlaments, die unter Simson's Führung im März 1849 nach Berlin gingen, um Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anzubieten. Der Schmerz und der Zorn über die ablehnende Haltung des Königs machten den überzeugungstreuen Politiker nicht irre; er blieb thätig im Sinne des kleindeutschen Liberalismus. Als Mitglied der zweiten bairischen Abgeordnetenkammer, der er von 1855 bis 1873 angehörte, führte er mit seinen seit 1863 in der „bairischen Fortschrittspartei"

vereinigten Gesinnungsgenossen Völk, Brater, Fischer, v. Stauffenberg u. A. den Kampf gegen das Ministerium von der Pfordten; in der wahrhaft constitutionellen Monarchie — so läßt sich sein politisches Glaubensbekenntniß in Kürze zusammenfassen — erblickte er die allein entwicklungsfähige Form des modernen Staates, in möglichst fester Centralisirung Deutschlands mit preußischer Spitze die einzig befriedigende Lösung der deutschen Frage; diesen Ideen diente er mit einer Ausdauer, wie sie eben nur eine unerschütterliche Ueberzeugung verleiht, und mit einer Opferwilligkeit, die jede andere Rücksicht der Sorge um das Gemeinwohl nachsetzen ließ. Er war nicht ein glänzender Redner; seine parlamentarischen Vorträge waren immer einfach und rein sachlich, übten aber trotzdem, weil darin tiefes Rechtsgefühl, volle Wahrhaftigkeit, ernstes Streben nach Fortschritt ohne Uebereilung zum Ausdruck kamen, insbesondere im Kreise der Abgeordneten selbst starke Wirkung; er war in Baiern nicht eine so volksthümliche Persönlichkeit, wie z. B. Völk, genoß aber als scharfsinniger und unermüdlicher Arbeiter vielleicht noch höheres Ansehen bei Parteigenossen und Gegnern. In der wichtigen Periode 1865/1866 war er Vorstand des Gesetzgebungsausschusses, und da er selbst an der Schöpfung der neuen Gesetze hervorragenden Antheil hatte, war es von besonderem Werth, daß er von 1869—1871 den „Commentar zur neuen Civilproceßordnung für das Königreich Baiern" herausgab. Ein Blick auf den reichen Inhalt zeigt, daß hier gründlich vorbereitete, langsam gereifte Arbeit zu gediegenem Ausdruck gelangte. Auch an den deutschen Abgeordnetentagen nahm B. lebhaften Antheil; 1866 und 1867 leitete er die Versammlungen der süddeutschen Nationalpartei in Stuttgart; von 1868 bis 1870 gehörte er dem deutschen Zollparlament an. Aus Barth's Feder stammen u. a. die unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 von der Vereinigten Linken der zweiten bairischen Kammer beantragte Adresse, worin ebenso gegen die österreichische, wie gegen die preußische Politik Stellung genommen und auf die endliche Reform des Deutschen Bundes gedrungen war, ferner die Adresse vom 14. Januar 1867, welche die Nothwendigkeit engeren Anschlusses an Preußen darlegte, endlich zahlreiche Artikel in der Wochenschrift der baierischen Fortschrittspartei. Es war ihm noch vergönnt, den Sieg der nationalen Sache zu erleben: 1871 wurde er Mitglied des deutschen Reichstages und auch hier wurde dem hervorragenden Mitarbeiter am Werke der deutschen Einigung hohe Achtung entgegengebracht. 1873 wurde B. auf Vorschlag der bairischen Regierung zum Rath am Reichsoberhandelsgericht in Leipzig ernannt. Nach seiner Außerdienststellung 1879 siedelte er nach Würzburg über. Hier starb er am 23. Mai 1885. In der Geschichte der deutschen Bewegung von den Vierziger Jahren bis zur Aufrichtung des neuen Reiches nimmt Marquard Barth einen ehrenvollen Platz ein; auch er zählt zu jenen leider allzu wenig beachteten

„Helden, die zum Wohl des Volkes in Gedankenschlachten
Tropfenweis' verbluten ein reines Leben" (H. Leuthold, Auf Karl Brater).

Nekrolog in der Augsburger Abendzeitung, Jahrg. 1885, Nr. 142. — Mündliche Mittheilungen von Parteigenossen. Heigel.

Barth: Hermann Freiherr von B.-Harmating, Alpinist und Forschungsreisender, geboren am 15. Mai 1845 zu Eurasburg in Oberbaiern, † am 7. December 1876 in Angola. B. entstammte einem sehr alten bairischen Adelsgeschlechte; das Familienstammschloß Harmating liegt, dem Schlosse Eurasburg gerade gegenüber, auf den rechtseitigen Anhöhen des oberen Isarthales. Der junge Mann wählte, nachdem er in München die Gymnasialstudien absolvirt hatte, die juristische Laufbahn und war ein fröhlicher Student, der aber auch seine Zukunft wohl im Auge zu behalten verstand. Als Rechtspraktikant hatte er das Glück, durchweg in solchen altbairischen Gerichtssitzen

thätig sein zu können, welche in unmittelbarer Nähe des Hochgebirges gelegen waren, sodaß seine angeborene Neigung zum Alpensport die reichste Nahrung empfing. Gründlich lernte er jetzt schon die heimathlichen Berge kennen, aber je mehr er sich in deren Reize versenkte, umso mehr empfand er auch die Nothwendigkeit, mit der bloßen Beschauung eine tiefere Erkenntniß verbinden zu können, und so wandte er allmählich seine Mußestunden ganz naturwissenschaftlichen, vorab geologischen Studien zu. In Augsburg, seiner letzten Station, fand er hiezu reichlich Gelegenheit, aber gerade eingehendere Beschäftigung mit dem Gegenstande der wachsenden Neigung legte ihm den Gedanken nahe, sich ganz derselben zu widmen. Er nahm deshalb längeren Urlaub, den er zu München verbrachte, um Vorlesungen zu hören und an Uebungen theilzunehmen. Gerade beim Essen pflegt sich oft der Hunger erst einzustellen; so ging es auch bei B., der dem Staatsdienste bald gänzlich entsagte und sich auf Grund einer Studie über die miocänen Versteinerungen der Algäuer Alpen den Doctorhut erwarb. Besonders den isolirt aufragenden Grünten hatte er zum öfteren bestiegen und allseitig untersucht. Während seines Augsburger Aufenthaltes hatte er auch die Bekanntschaft des Schriftstellers v. Hellwald gemacht, für dessen Wochenschrift „Ausland“ er mehrfach Artikel schrieb, welche bereits sein lebhaftes Interesse für den dunklen Erdtheil deutlich hervortreten lassen.

Fürs erste hielt ihn allerdings die heimathliche Bergwelt noch fest. Man kann fast sagen, daß B. der Entdecker des Karwendelgebirges ist, denn vor ihm war diese gewaltige Gebirgsmasse, deren Nordrand das Isar-, deren Südrand das Innthal bildet, sehr selten besucht und nur sehr ungenügend beschrieben gewesen. Seine Monographie „Aus den nördlichen Kalkalpen“ (München 1874) half deshalb einem wirklichen Mangel ab. Man ersieht aus ihr, daß der Autor, wie wenige, zu den schwierigen Aufgaben eines Hochtouristen befähigt war, aber auch in morphographischer Hinsicht verdient die Schrift alles Lob, und wenn auch seitdem für die Erforschung jenes Gebirgszuges durch A. Rothpletz, R. Schaefer, C. Gruber u. A. sehr vieles geschehen ist, so wird man doch immer Barth's Namen als den des Pioniers und Pfadfinders in Ehren zu halten haben. Bald darauf trat er mit einem Buche über Afrika hervor, welches von dem Ernste seiner einschlägigen Studien offenkundig Zeugniß ablegte („Ostafrika von Limpopo bis zum Somalilande; Erforschungsreisen im Osten Afrikas, mit besonderer Rücksicht auf Leben, Reisen und Tod David Livingstones“, Leipzig 1875). Dasselbe machte Aufsehen und trug wohl dazu bei, daß die portugiesische Regierung B. die Stelle eines Landesgeologen der Colonialprovinz Angola antrug. Er nahm sie an, brach im Januar 1876 dahin auf und verweilte einige Wochen auf den vulkanischen Kapverden, von denen er eine — bis dahin fehlende — geologische Karte entwarf. An Ort und Stelle angelangt, begab er sich rasch in das Innere, sah sich aber bald durch unerwartete Schwierigkeiten aufgehalten. Die als Träger mitgenommenen Neger verweigerten ihm den Gehorsam, und da auch das Tropenfieber seine Macht über den bisher kerngesunden jungen Mann geltend zu machen anfing, so blieb ihm nur der Rückzug an die Küste übrig. Vergeblich bemühte sich der Afrikaforscher Pogge, B. zum Verlassen Afrikas zu bewegen; mißmuthig und krank versteifte er sich auf die Durchführung seiner Pläne, und bei einem erneuten Anfalle der Malaria nahm er sich im Fieberdelirium selbst das Leben. Hatten ihm widrige Umstände auch eine ausgebreitetere Wirksamkeit in dem neu gewählten Berufe versagt, so wird B. doch stets in den Annalen der Erforschung Afrikas mit Achtung genannt werden.

v. Zittel, Hermann Freiherr v. Barth-Harmating (Beil. z. Allg. Ztg., 27. Febr. 1877). — Privatmittheilungen. Günther.

Barthelme: Hugo B., Historienmaler, geboren 1822 zu Eußenhausen (Franken), † am 4. Februar 1895 zu München; bildete sich zu Würzburg und München an der Akademie unter Heinrich v. Heß und Johann v. Schraudolph. B. begann mit kleinen religiösen Genrestücken und Kirchenbildern, ging 1857 auf Einladung des jüngeren Pugin nach Birmingham und malte daselbst in verhältnißmäßig kurzer Zeit zwei große Fresken und mehrere Porträts. Nach seiner Rückkehr erhielt B. zwei Bilder für die historische Galerie des Münchener Nationalmuseums, darstellend die „Stiftung der Universität Erlangen durch den Markgrafen Friedrich von Bayreuth (1743)“ und wie „Fürstbischof Franz Ludwig von Würzburg 1782 bei der zweiten Jubiläumsfeier die Festrede hält“. Mit solch unmalerischen Stoffen werden oftmals Künstler gequält! Erfreulicher war ein Auftrag König Maximilian's II. zu einem Oelbilde „Herzog Albrecht III. bestraft die Raubritter“ (die drei schön gezeichneten Cartons stiftete Barthelme's Wittwe 1898 in das Museum der Stadt München). Dann wendete sich B. mit verschiedenen Staffeleibildern wieder zu religiösen Darstellungen. Als besondere Leistungen sind hervorzuheben die Ausschmückung der Kirche in Weißenhorn (1868 und 1869) mit einem Freskencyklus aus dem Leben Mariens, nebst den Figuren der zwölf Apostel (unter Beihülfe seines Freundes, des 1877 verstorbenen Max Huber) und 1884 die Fresken in der restaurirten Universitätskirche zu Würzburg (vgl. Nirschel, Die Universitätskirche zu Würzburg. 1891, mit 10 Illustrationen). Ein „Ave Maria“ Barthelme's wurde 1892 von deutschen Pilgern nach Jerusalem gestiftet. Außer vielen Bildnissen malte B. eine Anzahl von Genrebildern, Familienscenen u. s. w., ohne in diesen Gebieten einen erheblichen Erfolg zu erreichen. Die Traditionen der Schraudolph-Schule fanden nach Colorit und Zeichnung in B. einen gewandten, mitunter auch einseitigen Vertreter. Barthelme's gesammter artistischer Nachlaß wurde am 6. Juni 1898 durch Georg Mößel versteigert.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1885. III, 51. — Nr. 32 d. Allgem. Zeitung, 8. Febr. 1895. — Kunstvereins-Bericht 1895, S. 74.

Hyac. Holland.

Barthelmeß: Nicolaus B., Kupferstecher, wurde am 27. Juni 1829 zu Erlangen in Baiern geboren. Schon in früher Jugend zeigte er eine große Neigung zum Zeichnen. Seine Eltern brachten ihn deshalb mit 15 Jahren nach Nürnberg, wo er die Kupferstecherei erlernen sollte. Er kam dort in die Mayer'sche Kunstanstalt und besuchte gleichzeitig die Kunstschule unter Reindel, der selbst Kupferstecher, anregender als die Anstalt auf ihn wirkte. Nachdem er sieben Jahre in Nürnberg seine Lehrzeit bestanden und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß für ihn hier nichts mehr zu lernen war, begab er sich 1851 nach München und besuchte ein Jahr lang die dortige Kunstakademie, wo unter Thaeter ausschließlich in Cartonmanier gestochen wurde. Doch wollte ihm diese Art nicht zusagen und so siedelte er schon im nächsten Jahre nach Düsseldorf über, wo er bis 1856 die berühmte Jos. Keller'sche Schule an der Akademie besuchte. Hier entstand neben vielen kleineren Arbeiten der Stich „Christus am Kreuz“ nach J. Kehren, womit er gleich allgemeine Anerkennung fand. Darauf wandte sich B. nach Paris, wo er die ersten Genrebilder stach („Feiertag“ nach Siegert und „Der blinde Knabe“ nach Salentin), die ihm im Salon die ehrenvolle Erwähnung eintrugen. Zurückgekehrt nach Düsseldorf, entstand das Blatt „In der Kirche“ nach B. Vautier, das im Pariser Salon 1867 die große goldene Medaille erhielt. Darauf stach B. zwei Blätter für den Kölner Kunstverein: „Des Seekadetten Predigt“ nach Ritter und den „Spaziergang aus Goethes Faust“ nach Schwertgeburth. Dann „Im Trauerhause“ nach Vautier, „Unsere Lieblinge“ nach Knaus, „Der Abend am Rhein“ nach Böttcher, „Die

Maus“ (gefangen) nach Knaus und „Der Salontiroler“ nach Defregger. Alle diese Stiche fanden eine weite Verbreitung, denn sie erfreuen sich seit ihrem Erscheinen einer großen Beliebtheit; sie haben mit den Namen der Maler auch den des Kupferstechers, der sie mit so lebendiger Frische, mit so verständnißvoller Treue wiederzugeben wußte, für alle Zeit populär gemacht. Sie haben in Palast und Hütte manche aufheiternde, manche tiefempfundene Anregung getragen. Auch an besonderer Anerkennung solchen Verdienstes fehlte es nicht. 1869 erhielt B. in München die große goldene Medaille, ebenso eine solche in Berlin, wo er zum Mitgliede der Akademie ernannt wurde. In Brüssel wurde ihm der Leopoldsorden und in Wien ebenfalls die große goldene Medaille zu Theil. Das letzte Blatt „Der schwarze Peter“ nach Vautier war erst angefangen, als B. nach siebenwöchentlichem Krankenlager am 29. August 1889 starb.

E. Daelen.

Bartling: Friedrich Gottlieb B., Botaniker, geboren zu Hannover am 9. December 1798, † zu Göttingen am 19. November 1875, erhielt seine Vorbildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt, das er, 18 Jahre alt, im Octbr. 1816 verließ, um in Göttingen Naturwissenschaften zu studiren. Sein Studienplan war sehr umfassend, seine Thätigkeit aber vorwiegend auf Botanik gerichtet, in deren Interesse er noch als Student größere Reisen durch Ungarn und Kroatien zum adriatischen Meere machte. Als Frucht derselben entstand seine Dissertationsschrift: „De littoribus ac insulis maris liburnici“, auf Grund deren er im August 1820 zum Dr. phil. promovirt wurde. Sein Ziel, sich in Göttingen als Docent für Botanik niederzulassen, wurde ihm zwar zunächst durch den damals allmächtigen Blumenbach und den Gartendirector Schrader sehr erschwert, er erreichte es aber trotzdem und wurde 1822 Privatdocent. Die zu seinen Vorlesungen erforderlichen Pflanzen mußte er indessen, da sie ihm vom Botanischen Garten verweigert wurden, sich selbst zusammensuchen. Erst als er 1826 zum außerordentlichen Professor aufrückte, wurden ihm auch die Pflanzen gegen eine von ihm zu zahlende Entschädigung geliefert. Im J. 1837 starb Schrader und nunmehr erhielt B. außer der ordentlichen Professur auch die Stelle eines Directors des Botanischen Gartens, welche Aemter er 38 Jahre lang bis zu seinem im 77. Lebensjahre erfolgten Tode mit gewissenhafter Treue verwaltet hat. Bartling's Forschungsgebiet war die systematische Botanik. In den zusammen mit Heinrich Ludwig Wendland herausgegebenen „Beiträgen zur Botanik“ gab er in dem 1824 erschienenen ersten Hefte eine gründliche, durch Abbildungen unterstützte Revision der Diosmeen, während das Heft des folgenden Jahres die Flora der österreichischen Küstenländer und Untersuchungen über den Verwandtschaftskreis der Alsineen aus seiner Feder enthielt. Seine bedeutendste Arbeit war jedoch das 1830 publicirte Werk: „Ordines naturales plantarum eorumque characteres et affinitates adjecta generum enumeratione“, durch welches er das natürliche System wesentlich verbesserte und ihm namentlich dadurch, daß er eine Reihe kleinerer Pflanzenfamilien zu größeren Gruppen zusammenfaßte, eine bessere Uebersicht verlieh. In den folgenden Jahren trat B. als Mitarbeiter an den Plantae Ecklonianae auf, für welche er die Ericaceen (Linnaea 1832) bearbeitete, veröffentlichte auch gemeinsam mit E. Hampe: „Die Kryptogamen des Harzes“, dekadenweise herausgegeben. Mit der Uebernahme des Directorats über den botanischen Garten in Göttingen trat Bartling's schriftstellerische Thätigkeit zurück. Es erschienen in der Folge nur noch einige kleinere Aufsätze, wie die Revision der Gattung Galphimia und namentlich die Bearbeitung einzelner Familien der „Plantae Preissianae“ (1844—47); seine Hauptthätigkeit verlegte B. auf die Umgestaltung und Erweiterung des ihm unterstellten Gartens, sowie auf die Gründung eines öffentlichen Herbars. In

beiden Punkten gelang es ihm durch seine unermüdliche Sorgfalt im Sammeln, Revidiren und in der Anschaffung neuer Pflanzen, welche er zum Theil selbst durch alljährliche Reisen nach Südeuropa betrieb, ferner durch Anlage von Gewächshäusern für tropische Culturen etwas zu seiner Zeit Mustergültiges zu schaffen, so daß unter seiner Leitung die Göttinger Institute sich zu einer mächtigen Stütze für die Förderung der systematischen Botanik ausbildeten. In einer kleinen Skizze: „Der botanische Garten zu Göttingen“, 1837 erschienen, gab B. ein Bild von dem damaligen Zustande desselben.

Nekrologe von Drude in d. Bot. Zeitung 1875. — Sachs, Geschichte d. Botanik. — Pritzel, Thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Bary: Heinrich Anton de B., Botaniker, geboren zu Frankfurt a. M. am 26. Januar 1831, † zu Straßburg i. E. am 19. Januar 1888, einer alten wallonischen Adelsfamilie entstammend, war der Sohn eines angesehenen und vielbeschäftigten Arztes. Schon während der Gymnasialjahre beschäftigte sich B. infolge der Anregung, die sein für naturwissenschaftliche Forschung lebhaft interessirter Vater auf ihn ausübte, eifrig mit dem Sammeln von Naturobjecten und fand in dem Lehrer am Senckenbergischen Institute, Georg Fresenius, dem trefflichen Kenner der niederen Kryptogamen, einen ihn mächtig anregenden und fördernden Lehrer in der Botanik. Nach absolvirter Gymnasialzeit bezog B., erst 17 Jahre alt, die Universität Heidelberg, um Medicin zu studiren. Allein die Unruhen des Revolutionsjahres bestimmten den Vater, ihn bald wieder nach Frankfurt zurückzurufen, wo er nun mit aller Energie seine botanischen Excursionen wieder aufnahm. In diese Zeit fallen bereits die grundlegenden Beobachtungen für seine späteren algologischen Arbeiten. Zur Fortsetzung seiner Studien ging er zunächst nach Marburg und nach kurzer Zeit von dort 1850 nach Berlin, wo er drei Jahre verblieb. Neben seinen medicinischen Berufsstudien setzte er hier seine botanischen Arbeiten fort, vorzugsweise unter Leitung Alexander Braun's, welcher die Neigung seines Schülers für das Reich der Thallophyten aufs kräftigste förderte. Nachdem B. 1853 auf Grund seiner Dissertation: „De plantarum generatione sexuali“ zum Dr. med. promovirt worden und die Staatsprüfung bestanden hatte, betrieb er zunächst in seiner Vaterstadt die ärztliche Praxis, die er jedoch, da sie ihn wenig befriedigte, bald aufgab, um sich ganz der Botanik zu widmen. Noch in demselben Jahre, am 28. December 1853, habilitirte er sich an der Universität Tübingen als Privatdocent der Botanik und betrat damit die Laufbahn, auf welcher er schnell zu Ehren und Ansehn gelangen sollte. Im J. 1855 wurde B. auf Empfehlung Hugo v. Mohl's an Nägeli's Stelle als außerordentlicher Professor nach Freiburg in Baden berufen und 1859 zum ordentlichen Professor der medicinischen Facultät ernannt. Im Frühling 1867 folgte er einem Rufe als Nachfolger Schlechtendal's nach Halle und nach weiteren fünf Jahren einem solchen an die neugegründete deutsche Universität Straßburg, deren erster Rector er wurde. Er ist ihr unter Ablehnung wiederholter verlockender Anträge treu geblieben bis zu seinem Tode, der ihn nach sechszehnjähriger, überaus segensreicher Thätigkeit kurz vor vollendetem 57. Lebensjahre ereilte.

B. gehörte zu den Führern in der botanischen Wissenschaft. Unbestritten der bedeutendste Mykologe seiner Zeit hat er außerdem zur Kenntniß der Algenkunde, sowie der Anatomie der höheren Pflanzen erhebliches beigetragen. Seine erste eigene Untersuchung publicirte er noch als Student in der Botan. Zeitung 1852 unter dem Titel: „Beitrag zur Kenntniß der Achlya prolifera“. Gleichzeitig aber nahm er das Studium der parasitischen Pilze mit größter Energie in Angriff und veröffentlichte die Resultate seiner Forschung in seiner 1853

erschienenen Habilitationsschrift: „Untersuchungen über die Brandpilze und die durch sie verursachten Krankheiten der Pflanzen, mit Rücksicht auf das Getreide und andere Nutzpflanzen“. Die Schrift erregte Aufsehen, da sie nicht nur eine auf anatomische Untersuchungen gegründete genaue Unterscheidung der Gattungen gab, sondern auch den überraschenden Nachweis führte, daß die sogenannten Spermogonien nicht eine besondere Pilzform darstellen, sondern nur Fructificationsorgane einiger Gattungen seien. In richtiger Erkenntniß dessen, was auf dem schwierigen Gebiete der Pilzforschung allein zu sicheren Ergebnissen führen kann, ließ es sich B. vor allem angelegen sein, die Beobachtungsmethode erst richtig auszubilden. Er suchte die Entwicklungsstufen der niederen Pilze nicht bloß an ihren natürlichen Standorten auf, sondern cultivirte sie mit allen Vorsichtsmaßregeln auf der lebenden Pflanze, um auf diese Weise eine möglichst vollständig geschlossene Entwicklungsreihe herzustellen. So gelang es ihm, das Eindringen parasitischer Pilze in das Innere gesunder Pflanzen und Thiere mit aller Evidenz festzustellen und dadurch der Lehre von der Urzeugung, nach welcher dergleichen Pilze aus dem lebendigen Zellinhalte ihrer Wirthspflanze entstanden sein sollten, jeden thatsächlichen Boden zu entziehen. Seine classischen Untersuchungen über die Rostpilze, veröffentlicht in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 12. Januar 1865, führten dann zur Entdeckung des Generations- und Wirthswechsels, oder der Heteröcie im Formenkreise von Puccinia graminis und Aecidium Berberidis, und seine zahlreichen Untersuchungen über die Gruppe der Phycomyceten und Askomyceten (Ann. d. sc. nat. 1860; Pringsheim's Botanik, II. Bd. und Bot. Ztg. 1861) warfen ganz neues Licht über den Entwicklungsgang dieser Pilzformen. In der 1861 erschienenen Schrift: „Die gegenwärtig herrschende Kartoffelkrankheit, ihre Ursache und Verhütung“ wies er nach, wie aus den Sporen der Peronospora, welche die Krankheit erzeugt, bei der Keimung Schwärmsporen austreten, die man bisher nur bei Algen kannte. Er beobachtete das Eindringen ihrer Keimschläuche in die Nährpflanze, ihr Weiterkriechen innerhalb der Intercellulargänge des Gewebes, die Bildung von Saugfortsätzen in die benachbarten Zellen hinein und zeigte endlich, wie durch einen Befruchtungsact die überwinternden Dauersporen im Gewebe des Wirths gebildet werden. In der Beantwortung einer von der Pariser Akademie gestellten Preisaufgabe unter dem Titel: „Recherches sur le développement de quelques champignons parasites“ (Ann. d. sc. nat. Tome 20) zeigte B., daß noch andere, mit dem Kartoffelpilz verwandte Peronosporeen bei verschiedenen Pflanzen durch geschlechtliche und geschlechtslose Fortpflanzung Epidemien hervorbringen und führte den Ursprung der für den Seidenbau so verhängnißvollen Krankheit der Seidenraupe, der Muskardine, auf die Conidienbildung eines Kernpilzes zurück, der auf Raupen heimischer Schmetterlinge schmarotzt. In der Abhandlung: „Ueber die Fruchtentwicklung der Askomyceten“ (1863) führte er zuerst den Nachweis, daß der Fruchtkörper dieser Pilzformen das Product eines Sexualactes ist, welcher an den Fäden des Myceliums stattfindet. Epochemachend waren ferner de Bary's Aufschlüsse über die Natur der Schleimpilze. Auf der Naturforscherversammlung in Karlsruhe im J. 1858 machte der damals noch junge Freiburger Professor die Mittheilung, daß die auf moderndem Holze, auf der Lohe u. s. w. lebenden Schleimpilze oder Myxomyceten mit mehr Recht zu den niederen Thieren gezogen werden müßten, weshalb er ihnen den Namen Mycetozoën beilegte. In einer besonderen Schrift: „Die Mycetozoën. Ein Beitrag zur Kenntniß der niederen Thiere“, zuerst 1859, dann in 2. Auflage 1864 herausgekommen, auch im 10. Bande von Siebold und Kölliker's Zeitschrift f. wiss. Zoologie veröffentlicht, schilderte er genau den Entwicklungsgang dieser niederen Organismen. Aus den Sporen

treten bewimperte Plasmakörperchen aus, welche, nachdem sie sich ohne Zellhäute zu bilden, durch Theilung lebhaft vermehrt haben, zu großen Plasmaklumpen, den Plasmodien, zusammenfließen, um später die bekannten Fruchtkörper zu bilden, welche also nicht, wie sonst bei den Pilzen aus einem zelligen Hyphengeflecht gebildet sind. In die nahezu fünfzehnjährige Periode von 1854—68, während welcher sich B. ausschließlich mit dem Pilzstudium befaßte, fallen außer den genannten Hauptarbeiten noch eine ganze Reihe von Einzelabhandlungen über Pilzformen der verschiedensten Gruppen, welche er selbständig oder mit seinem Schüler Woronin zusammen verfaßt hat. Um nur einzelne anzuführen, so behandelte er in einem Aufsatz der Bot. Ztg. 1854 den Zusammenhang von Aspergillus glaucus und Eurotium, ferner in Pringsheim's Botanik Bd. II (1860) einige neuere Saprolegniaceen, in der Flora 1862 die systematische Stellung der Schleimpilze und mit Woronin gemeinsam veröffentlichte er eine Abhandlung über die Chytridieen (Berichte d. Freiburger naturf. Gesellsch. 1863) und über die Peronosporeen in den Beiträgen zur Morphologie und Physiologie der Pilze, die von 1864—66 als Sonderabdrücke der Abhandlungen der Senckenbergischen Gesellschaft herauskamen. Eine meisterhafte Zusammenfassung seiner mycologischen Forschungen und damit zugleich ein Bild des damaligen Standes dieses Wissensgebietes gab B. in dem classischen Buch: „Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten", welches als zweiter Band des berühmten Hofmeister'schen Handbuchs der physiologischen Botanik in erster Auflage 1866 und in zweiter, erweiterter Auflage unter dem veränderten Titel: „Vergleichende Morphologie und Biologie der Pilze, Mycetozoen und Bakterien" 1884 erschienen ist. Im großen und ganzen bildete dieses Buch zwar für B. den Abschluß seiner Pilzforschungen, doch erschienen auch später noch vereinzelte Arbeiten aus diesem Gebiete. Besonders aber sind seine Forschungen über Bakterien hervorzuheben. Das Anwachsen der Litteratur über jenen Kreis niederer Organismen, wozu namentlich seitens der Mediciner viel beigesteuert wurde, legte es B. nahe, auch von seinem botanischen Standpunkte aus sich ein kritisches Urtheil in dieser Frage zu verschaffen. So trieb er denn, angeregt durch die Untersuchung von Fitz über Gährung, in seinem Straßburger Laboratorium längere Zeit hindurch, zum Theil unterstützt von seinen Schülern, eingehende Untersuchungen über diese niederen Organismen. Als Frucht derselben kam 1885 ein kleines Buch heraus: „Vorlesungen über Bacterien", das so schnellen Absatz fand, daß bereits 1887 eine zweite Auflage nöthig wurde. Es war dies de Bary's letzte, in Buchform erschienene Arbeit.

Neben den Pilzen hatte sich B. schon frühzeitig auch mit den Algen beschäftigt. Bereits 1858 konnte er die werthvolle Monographie „Untersuchung über die Familie der Conjugaten" erscheinen lassen, ein Zeugniß unermüdlichen Fleißes, der sich auch in den zahlreichen, von ihm selbst aufs sorgfältigste entworfenen Zeichnungen ausspricht. In dasselbe Forschungsgebiet fallen ein 1863 in der Flora veröffentlichter Aufsatz: „Beiträge zur Kenntniß der Nostocaceen, besonders der Rivularien" und die 1878 publicirte Abhandlung über die Apogamie der Farne, im Anschluß an die ein Jahr vorher von seinem Schüler Farlow gemachte Entdeckung der apogamen Farnprothallien. Als Mitherausgeber des Hofmeister'schen Handbuchs erwuchsen B. gleich nach seiner Uebersiedlung nach Halle im J. 1867 neue Verpflichtungen, die seinen Studien für die nächste Zeit eine andere Richtung gaben. Es handelte sich um die Bearbeitung der Anatomie der Vegetationsorgane der Pflanze, von welcher Hugo von Mohl zurückgetreten war. B. brachte nach zehnjähriger Arbeit das Buch zu Stande, nachdem er als Vorarbeiten zahlreiche eigene histologisch-anatomische Untersuchungen ausgeführt hatte. Von diesen ist nur eine „Ueber die Wachs-

überzüge der Epidermis" 1871 als selbständiger Aufsatz in der Botan. Zeitung erschienen. Das Werk selbst, ein ruhmvolles Zeugniß der reichen Litteraturkenntniß seines Verfassers, bildet unter dem Titel: „Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farne" (1877) den dritten Band des Hofmeister'schen Handbuchs der physiologischen Botanik. Im Anschluß an de Bary's schriftstellerische Thätigkeit sei gleich zunächst noch sein Verdienst um die Redaction der „Botanischen Zeitung" hervorgehoben, in welche er auf Mohl's Bitte als Nachfolger Schlechtendal's 1867 eintrat und die er bis zu seinem Tode, 21 Jahre hindurch, mit großer Sachkenntniß und Umsicht zum Nutzen der botanischen Wissenschaft geleitet hat. So groß nun auch B. als Forscher und Schriftsteller gewesen ist, nicht minder groß war er als Lehrer. Er selbst hat seinen Lehrberuf für seine wichtigste Thätigkeit gehalten. Es war nicht allein der Vortrag im Colleg, der allerdings auch durch große Klarheit und Logik in der Gedankenfolge bei schlichter Ausdrucksweise sich auszeichnete, es war vielmehr in noch höherem Grade die Art, wie B. die Arbeiten seiner Schüler im Laboratorium leitete und überwachte, wodurch er für die Folgezeit vorbildlich geworden ist. In der That war es B., welcher das erste botanische Laboratorium und zwar in Freiburg i. Baden gegründet hat. Das Studium der Entwicklungsgeschichte der Pflanze stand zu seiner Zeit in den biologischen Wissenschaften obenan und B. hat es verstanden durchzusetzen, daß diesem Studium auch die nöthigen Hülfsmittel nicht fehlen. Außer dem Freiburger Institute hat er dann später noch das in Halle und in Straßburg geschaffen, von denen letzteres besonders in einem prächtigen, mit allen Bedürfnissen zweckentsprechend ausgerüsteten Gebäude untergebracht ist. Als Laboratoriumsleiter hat B. niemals versucht, durch seine wissenschaftliche Autorität die Arbeiten seiner Schüler in eine bestimmte Richtung hineinzudrängen, er ließ vielmehr jeden sich nach seiner Individualität entwickeln, so daß denn auch seine Schüler in späteren Jahren die verschiedensten Gebiete in der Botanik cultivirten. Auch in seiner Eigenschaft als Garten- und Sammlungsdirector war B. mit Erfolg thätig und hielt die ihm unterstellten Institute in musterhafter Ordnung. In der Benützung der Sammlungen stand er auf sehr liberalem Standpunkt, indem er die in ihnen befindlichen Schätze unbedenklich hingab, sobald er aus ihrer Benutzung einen Gewinn für die Wissenschaft erhoffen konnte. Stets war es ihm darum zu thun, wissenschaftliche Bestrebungen, wo immer sie ihm begegneten, zu fördern und zu unterstützen. Darum pflegte er auch das naturwissenschaftliche Vereinsleben, hielt Vorträge, so oft man ihn darum anging, förderte auch Vereinigungen mehr praktischer Richtung, wie die Gartenbaugesellschaften in Halle und Straßburg, deren Präsidium er zeitweilig übernahm. Nach äußerer Anerkennung, welche ihm nicht versagt wurde, strebte er nicht. Eine in sich gefestigte Persönlichkeit von unbeirrbarem Pflichtgefühl, war B. wohl sich seines Werthes bewußt, dabei aber frei von jeder Ueberhebung, Eitelkeit und Selbstsucht, ein lauterer und liebenswürdiger Charakter, ein großer Forscher und ein edler Mensch.

Nekrologe: H. Graf zu Solms-Laubach in d. Bot. Zeitung 1889; — Magnus in d. Naturwiss. Rundschau, III. Jg. Nr. 7; — v. Voit, Abhandl. d. Münchn. Akademie (Math.-phys. Cl.) 1888; — K. Wilhelm, Bot. Centralblatt, Bd. 34, 1888; — Rees, Berichte d. Dtsch. bot. Gesellsch., Bd. VI, 1888, zugleich ein Verzeichniß aller gedruckten Schriften de Bary's enthaltend. — Sachs, Geschichte d. Botanik. — Pritzel, Thes. litt. bot.

E. Wunschmann.

Bary: Erwin von B., Afrikareisender, aus Familie französischer Abstammung am 22. Februar 1846 zu München geboren, nach naturwissenschaft-

lichen und medicinischen Studien in Leipzig, Zürich und München Arzt in der bairischen Armee im Kriege von 1870/71, kurze Zeit fürstlicher Leibarzt zu Sondershausen, 1872 in Malta, wo er nach dem Rathe von Rohlfs sich für eine Afrikareise vorbereitete. Im Herbst 1875 machte er seinen ersten Ausflug von Tripolis aus in das Ghuriangebirge und ging im August des folgenden Jahres, dasselbe Gebirge überschreitend, in das Land der Tuareg. Zuerst hielt er sich in Ghat auf, das damals eine türkische Garnison empfangen hatte, also für einigermaßen sicher gelten konnte. Aber die Fehde, in der die zwei großen Tuaregstämme Asgar und Hoggar lagen, machte es ihm unmöglich, seinen Plan auszuführen, in das Hoggar-Hochland einzudringen. Es gelang ihm nur, von Ghat aus das nordwestlich gelegene Miherothal zu besuchen, das früher Duveyrier nur gestreift hatte. Dann änderte er seinen Plan, faßte Air (Asben) ins Auge, das Barth 1850 zum ersten Mal besucht hatte, und dachte von dort entweder über Timbuktu oder über Sokoto die Küste zu erreichen. Da sich aber die Verhältnisse nicht besserten, ging er Anfang 1877 südwärts bis Aïr vor, wo er, arm an Mitteln, in Adschiro und Tintaghoda langsam ausgeplündert wurde, und nicht weiter daran hätte denken können, über Egedes nach dem Sudan, etwa nach Kano, vorzudringen, auch wenn die Unruhe der Wüstenstämme es ihm gestattet hätte. Am 3. October 1877 kehrte er nach Ghat zurück. Mit diesem Tage schließt das werthvolle Tagebuch ab, das B. von der Abreise von Tripolis am 29. August 1876 an sorgsam geführt hatte. B. fand in Ghat Ausrüstungsgegenstände und eine Unterstützung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, vollendete noch in den Reisekleidern seinen Reisebericht und sandte Briefe ab. Den Abend verbrachte er mit dem ihm befreundeten Kaimakan und anderen Einwohnern von Ghat und begab sich erst nach Mitternacht zur Ruhe. Als der Diener ihn wie gewöhnlich Morgens wecken wollte, fand er ihn im tiefsten Schlaf und Vormittags entdeckte man, daß er eine Leiche sei. Die Angabe in den Nekrologen, B. sei am 1. oder 2. October gestorben, ist nach dem eigenen am 3. October abgeschlossenen Tagebuch des Reisenden unrichtig. Es ist begreiflich, daß sich das Gerücht verbreitete, er sei an Gift gestorben. Aber die erste und auch spätere Nachrichten glaubten an den Tod durch Erschöpfung. Berichte und Tagebuch hat die Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1877—80 in ihren Verhandlungen und ihrer Zeitschrift veröffentlicht. Schirmer hat beide ins Französische übersetzt 1899 herausgegeben. B. war ein vielseitiger und scharfer Beobachter, seine Berichte gehören bis heute zu den besten Quellen über die Natur und die Völker der westlichen Sahara. Man findet sie sammt den Lebensnachrichten zusammengestellt in Schirmer, Le dernier rapport d'un Européen sur Ghat et les Touareg de l'Aïr. Paris 1898.

Friedrich Ratzel.

Baryphonus: Henricus B. (zu A. D. B. II, 113), eigentlich Pipegrop, wie er sich selbst im J. 1622 seinen Landsleuten gegenüber nennt, geboren zu Wernigerode am 11. September 1581, † zu Quedlinburg am 3./13. Januar 1655. Auf der Lateinschule seiner Vaterstadt und höchst wahrscheinlich auch sammt seinem Jugendfreunde und Strebensgenossen Kaspar Krüger bei dem tüchtigen Organisten an der Oberpfarrkirche Paul Becker wissenschaftlich und musikalisch vorgebildet besuchte er seit April 1603 die Universität Helmstedt und war seit 1605 bis an sein Ende fast ein halbes Jahrhundert Musiklehrer und Cantor — gewöhnlich bezeichnet er sich einfach als musicus — zu Quedlinburg. Wenn Seth Calvisius schon den Fünfundzwanzigjährigen als einen Meister in der Composition bezeichnet, so ist zwar der dreistimmige Gesang, der zu diesem Urtheil den Anlaß gab, nicht erhalten, wol aber ein zwei Jahre jüngeres „Melos genethliacum | Oder | Weihenacht Gesang | Mit 6 Stimmen gesetzt, vnd

dem | Newgebornen Jesulein aus schuldiger Danck- | barkeit zur Newen Jahrs Ga- | be verehret .... Gedruckt zu Magdeburgk, Im Jahr 1609" (1608 wegen des Chronostichons O Jesu Misericordia), mit eigenhändiger Widmung an den Wernigeröder J. Luttrott in der Stadtbibliothek zu Hamburg. Diese Composition läßt des Calvisius günstiges Urtheil durchaus als gerechtfertigt erscheinen. In Partitur gesetzt ist der Gesang von Ph. Spitta VJschr. f. Musikwissenschaft IX, 381—392. Ein anderer Tonsatz von ihm in Fascic. I. Geistl. wolklingender Concerten. Mit 1 vnd 2 St. sampt dem Basso continuo pro Organis. Goßlarberg Nicolao Dunckern A. 1638 Nr. 24 sola voce: Wir gläuben all an einen Gott. Ed. Jacobs.

Basedow: Karl A. v. B., Arzt, als Sohn eines Präsidenten v. B. in Dessau am 28. März 1799 geboren und als Physikus in Merseburg am 11. April 1854 gestorben, hatte seine medicinischen Studien in Halle gemacht und sich dann 1822 in Merseburg niedergelassen, wo er eine ansehnliche Praxis erlangte und seine Mußezeit zu fleißigen schriftstellerischen Arbeiten benutzte. B., dessen Tod infolge einer bei der Section eines Typhuskranken erlittenen Verletzungsinfection erfolgte, hat in der Geschichte der medicinischen Wissenschaft einen, neuerdings ihm streitig gemachten Ruf dadurch erlangt, daß er zuerst den nach ihm benannten Symptomencomplex 1840 beschrieb. Gemeint ist die sog. „Glotzaugencachexie", ein eigenthümliches Heraustreten des Augapfels aus seiner Höhle in Verbindung mit Herzpalpitationen und Anschwellung der Schilddrüse am Halse. Die in Betracht kommende Veröffentlichung, ein Artikel in Casper's Wochenschrift, führt die Ueberschrift: „Exophthalmus durch Hypertrophie des Zellgewebes in der Augenhöhle". In einer vor wenigen Jahren erschienenen, von der Hufeland'schen Gesellschaft in Berlin preisgekrönten Arbeit von Mannheim wird der Nachweis geführt, daß die eigentliche Priorität der Beschreibung der sogen. Basedow'schen Krankheit dem Dubliner Kliniker Graves zukommt. Von weiteren wissenschaftlichen Arbeiten Basedow's seien erwähnt seine Dissertation: „Commentationes in novam amputationis cruris panniculatae encheiresin" und verschiedene kleinere Aufsätze und Abhandlungen in Graefe und Walter's Journal d. Chir. VI—VIII, Hufeland's Journal LXVII und Siebold's Journal f. Geburtsh. VII u. IX.

Biogr. Lex. I, 320. Pagel.

Basse: Detmar Friedrich B., am 6. April 1762 in Iserlohn als Sohn eines Kaufmanns geboren, trat in das große Tuchgeschäft seines Großvaters van der Becke ein, in dem auch sein Vater Theilhaber war. B. war in Geschäften dieses Hauses auch in Frankfurt a. M. thätig, kam hier in nahe Beziehungen zu den bedeutendsten Gliedern des Frankfurter Handelsstandes und heirathete 1786 die Tochter des Kaufmanns und Senators Kellner. 1788 wurde er von König Friedrich Wilhelm II. zum preußischen Hof- und Commerzienrath ernannt. Bald darauf übernahm er eine Filiale seines Hauses in Frankfurt und verlegte dorthin seinen Wohnsitz. Das gut gehende Geschäft befriedigte seinen unruhigen Geist nicht; seine Handelsbeziehungen führten ihn nach Paris, wo er rasch in die dortige Finanzwelt eingeführt wurde und auch die bedeutendsten politischen Persönlichkeiten kennen lernte. Die Leiden seiner zweiten Heimathstadt Frankfurt, welche 1796 von den Franzosen besetzt und mit einer schweren Contribution belegt wurde, boten ihm Gelegenheit, sich in der hohen Politik zu versuchen, nachdem sein Anerbieten, für Frankfurt zu wirken, von den städtischen Behörden angenommen worden war. Im Verein mit Konrad Engelbert Oelsner (s. A. D. B. XXIV, 339 und ergänzend Stern in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft III, 100 ff.) gelang es ihm, am 27. October 1796 den Neutralitätsvertrag zwischen der Republik und der Reichsstadt abzuschließen.

Basse's, von Kracauer näher geschilderte, mit Schlauheit und Gewandtheit geführte Verhandlungen, eine eigenthümliche Verquickung von Politik und Geschäft (B. war Theilhaber des an den finanziellen Abmachungen betheiligten Hauses van der Becke), sind höchst bezeichnend für den damaligen Betrieb der Politik in Paris, für die Machinationen, welche der Landgraf von Hessen dort gegen Frankfurt unternahm; an Anfeindungen gegen B. hat es weder in Frankfurt noch in Paris gefehlt, aber seine Auftraggeber haben ihm das Zeugniß „unermüdeter Thätigkeit, Klugheit, Uneigennützigkeit und Treue" in officieller Form ausgestellt. Ende 1797 endete Basse's diplomatische Thätigkeit in Paris für Frankfurt. In demselben Jahre wirkte er dort auch für die Stadt Köln in einer Contributionsangelegenheit mit Erfolg und zwar unentgeltlich und unter Verzicht auf Auslagen und Reisekosten. Bemerkenswerther ist die Unterstützung, die er dem hessen-kasselschen Gesandten Waytz von Eschen in Paris leistete, um dort während der Rastatter Verhandlungen für Landgraf Wilhelm I. Territorialentschädigungen und die Kurwürde zu erlangen; in dieser Angelegenheit wirkte B. auch in Berlin und im Haag. Die Verhandlungen waren noch nicht beendigt, als B. 1802 in Paris in Concurs gerieth und mit Hinterlassung zweier unmündiger Kinder — seine Frau war bereits 1800 in Paris gestorben — nach Amerika flüchtete; vergebens hatte er versucht, in Iserlohn Webereien für den französischen Markt einzurichten. Die Versuche seiner Gläubiger, Frankfurt nachträglich für angebliche Verluste und Auslagen bei Basse's diplomatisch-geschäftlicher Action für die Stadt in den Jahren 1796—1797 haftbar zu machen, wurden von Frankfurt 1803 als unbegründet zurückgewiesen; den Erben Basse's gelang es nach seinem Tode, von der kurhessischen Regierung wenigstens die Auslagen für seine Thätigkeit im hessischen Interesse zurückzuerhalten. In Pennsylvanien war er rastlos als Ackerbauer und Städtegründer (der kleinen Orte Bassenheim und Zelianopel) thätig, baute Sägemühlen und Eisenwerke und handelte mit eingeführten Merinoschafen. 1817 kehrte er nach Europa zurück und ließ sich in Mannheim nieder, mit Künstlern und den angesehensten Familien der Stadt verkehrend; hier endete er am 19. Juni 1836 sein bewegtes Leben.

Basse'sche Familienpapiere und Acten über die Revolutionskriege im Stadtarchiv Frankfurt a. M. — Kracauer, Frankfurt a. M. und die franz. Republik im Archiv f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, Dritte Folge, Bd. III, 175 ff.

R. Jung.

Battonn: Johann Georg B. wurde am 14. Mai 1740 in Mainz geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erlangte schon am 6. December 1759 ein Kanonikat am St. Bartholomaeistift in Frankfurt a. M. Hier verbrachte er den größten Theil seines Lebens, ohne in der Oeffentlichkeit irgend wie hervorzutreten; 1802, kurz vor der Säcularisation des Stiftes, wurde er Custos desselben und verbrachte nach der Verweltlichung des Stiftes den Rest seines Lebens als Pensionär der Stadt Frankfurt; er starb hochbetagt am 21. April 1827. Eine stille Gelehrtennatur sammelte B. mit Bienenfleiß alle Nachrichten jeder Art über die einzelnen Straßen und Gebäude der Stadt Frankfurt, deren er habhaft werden konnte, bis zum Jahre 1790: außer den reichhaltigen Archiven der katholischen Stifter, besonders des Bartholomaeistiftes, standen ihm eine große Reihe von Quellen aus privatem Besitz zur Verfügung. So gibt Battonn's topographische Beschreibung Frankfurts ein getreues Bild der einzelnen Oertlichkeiten und Häuser der alten Reichsstadt. Das Verdienst seiner ungemein fleißigen, liebevoll, wenn auch nicht immer kritisch ausgeführten Arbeit wird nicht gemindert, wenn sich heute das Werk aus Quellen, die dem Verfasser nicht offen standen, fast in allen Ausführungen berichtigen und vervollständigen läßt; andrerseits sind eine ganze Anzahl Quellen, aus denen B.

schöpfte, heute versiegt. B., der in seinem Alter durch ein Augenleiden von der Arbeit ablassen mußte und bald völlig erblindete, übergab sein Werk an Johann Karl v. Fichard (s. A. D. B. VI, 759) zur Fortsetzung und Herausgabe. Fichard's zahlreiche Verbesserungen und Zusätze haben das Werk Battonn's bedeutend gehoben; ihm standen noch weitere Quellen, so vor allem das städtische und die patricischen Archive zur Verfügung; seine Arbeit ist eine weit kritischere und wissenschaftlichere als die seines geistlichen Freundes, hinter dessen Verdienst er das eigene bescheiden zurücktreten ließ. 1828 kündigte Fichard, den inzwischen auch das Unglück der Erblindung getroffen hatte, die bevorstehende Herausgabe der Battonn'schen Topographie und seiner eigenen Geschlechtergeschichte an; der Tod hat ihn nicht dazu kommen lassen. Battonn's Werk wurde aus Fichard's Nachlaß von der Frankfurter Stadtbibliothek erworben (jetzt im Stadtarchiv). Johann Friedrich Böhmer, den B. und Fichard in die Geschichte seiner Vaterstadt eingeführt hatten, beabsichtigte 1834 nach Vollendung seines Frankfurter Urkundenbuches die Topographie Battonn's herauszugeben; er hat diese Absicht nicht ausgeführt, da er sich bald von der vaterstädtischen Geschichte zu größeren Arbeiten abwandte. Erst 1861—1875 veröffentlichte Ludwig Heinrich Euler, der Director des Frankfurter Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, in dessen Auftrag und mit städtischer Unterstützung das Werk in sieben Bänden unter dem Titel „Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M. von Johann Georg Battonn", ein recht ungenügender Abdruck des Battonn-Fichard'schen Manuscriptes mit geringfügigen Zusätzen und Verbesserungen des Herausgebers. Trotzdem ist und bleibt Battonn's Arbeit ein monumentales Werk in der Frankfurter Geschichtschreibung wie unter den deutschen städtegeschichtlichen Werken.

Fichard's Ankündigung in seiner Zeitschrift Wetteravia (Frankf. 1828). — Janssen, Johann Friedrich Böhmer's Leben. — Euler's Vorrede zu seiner Ausgabe. R. Jung.

Bauberger: Wilhelm B., geboren am 3. März 1809 zu Thannhausen an der Mindel im bairischen Schwaben, † ebenda am 8. Februar 1883, war einer der bedeutendsten Jugendschriftsteller unter den Katholiken deutscher Zunge. Seine auch heute noch beliebten Erzählungen, ihrer Mehrzahl nach in den 30er und 40er Jahren entstanden, sind ganz im Geiste Christoph Schmid's, seines anerkannten Vorbildes, gehalten, ohne jedoch der Eigenart zu entbehren. Sein Erstlingswerk war die „Beatushöhle". Man erzählt, er habe es als 19jähriger Student der Medicin geschrieben. Es brachte ihm bei Jugend und Volk so glänzenden und lauten Erfolg, daß er sich bei allen seinen späteren Schriften nur als „Verfasser der Beatushöhle" bezeichnete. Er hat diesen Erfolg durch keines seiner späteren Bücher wieder erreicht. Aber er hat seinen Ruhm auch durch keine der späteren Hervorbringungen ernstlich gefährdet oder geschädigt. Denn wenn ihm auch als Lyriker und Dramatiker nicht eben stolze Lorbeeren erwuchsen, so machte er die auf diesen Gebieten geholten halben Erfolge und theilweisen Mißerfolge wieder vergessen durch neue Geschichtenbücher, die bei ihm immer am besten geriethen, wenn sie sich auf dem glücklichen Grenzraine von Geschichte und weltlicher oder heiliger Sage bewegen. Seinem bürgerlichen Berufe nach war er Arzt. Auch als solcher war er vielbeliebt und hochverdient, denn er hatte sich mit ernstem Eifer und anerkanntem Geschick zu seinem Berufe vorbereitet und war stets ein warmer Freund des Volkes und insbesondere der Kinderwelt. — Ein Verzeichniß seiner gedruckten Schriften findet sich bei Kehrein, Lexikon der kath. Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert, 2. Aufl. 1872, I, 13. Als Selbstbiograph lernen wir ihn kennen in Heindl's Repertorium der Pädagogik I, 34. Aus seinem Nachlasse sind (durch meine Vermittlung) vor kurzem erschienen die Erzählungen „Das schwäbische Wander-

lied", „Das wahre Glück", „Der Jüngling von Nyssa" (mit dem Porträt des Verfassers nach einer Photographie). In ihm fanden sich noch von ungedruckten Hervorbringungen die Erzählung „Hans, wo willt hin?", die Dramen „Grimoald" und „Katharina Howard", letzteres zu Augsburg in den 50er Jahren mit Mißerfolg aufgeführt, ein Operettentext „Die Studenten von Alcala", lyrische Gedichte, betitelt „Im Herbst und Winter des Lebens" und eine längere romantische Dichtung „Der Pfeifer von der Neufnach", die dem letzten Lebensjahre Bauberger's entflammt und neben manchem Schwachen viel Kräftiges und Schönes enthält, u. A. Ein eingehendere Studie über B. bereitet der Verfasser dieses Artikels vor. Josef Lautenbacher.

Baudissin: Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf B., geboren am 30. Januar 1789 in Kopenhagen, † am 4. April 1878 in Dresden, hat sich als Uebersetzer hervorragender, besonders Shakespeare'scher Dichtungen ausgezeichnet. Er war der älteste Sohn eines Grafen Karl Ludwig B., der 1787, weil er das Unglück gehabt hatte, in einem Duell seinen Gegner zu tödten, als Major den kursächsischen Militärdienst verlassen hatte, dann in dänische Dienste trat, 1801 bis 1806 dänischer Gesandter am preußischen Hofe war und als Generallieutenant und Gouverneur von Kopenhagen 1814 starb. Wolf B. verlebte seine Knaben- und Jünglingsjahre im wesentlichen auf deutschem Boden, da Rantzau, das holsteinische Stammgut der Familie, der Ort war, wo er den Sommer zu verbringen pflegte, und 1802 Berlin statt Kopenhagen der Ort seines regelmäßigen Winteraufenthalts geworden war. So war auch die Erziehung, welche er genoß, im Sinne jener Zeit verstanden, eine durchaus deutsche. Seit dem Frühjahre 1802 leitete seine Ausbildung der nachmalige königlich hannoversche Generalschuldirector Friedrich Kohlrausch, der ihn auch auf die Universität begleitete und ihm zur Seite blieb, während er 1805—1809 in Kiel, Göttingen, Heidelberg und wieder in Göttingen rechtswissenschaftliche Studien betrieb, um sich für die diplomatische Laufbahn vorzubereiten.

Schon 1810 trat er in dieselbe ein, nachdem er zum dänischen Legationssecretär in Stockholm ernannt worden war, wo Graf Dernath, ein Bruder seiner Mutter, bis 1811 die Stelle des dänischen Gesandten versah. Der Gang der Ereignisse brachte es mit sich, daß er dort, wie seinem eigenen Berichte in seinem Aufsatze „Stockholmer Erinnerungen" zu entnehmen ist, nach seines Oheims Rücktritt mit politischen Angelegenheiten von weittragendster Bedeutung zu thun bekam. Es handelte sich damals um die Frage, ob Dänemark seine politischen Ziele im Bunde mit Napoleon oder im Anschluß an dessen Gegner verfolgen solle. B. vertrat die letztere Ansicht, aber die entgegengesetzte erlangte den Sieg bei dem Könige. Als ihm nun, nachdem er im März 1813 aus Stockholm abberufen worden war, im Mai der Auftrag zu Theil wurde, mit dem Minister Kaas in außerordentlicher Gesandtschaft nach Dresden zu reisen, um hier ein dänisches Bündniß mit Frankreich formell abzuschließen, verweigerte er den Gehorsam. Um seiner Auflehnung größeren Nachdruck zu geben, hatte er den Vorsatz gefaßt, sich durch einen willfährig befundenen Arzt gewaltsam einen Armbruch beibringen zu lassen; nur durch den eindringlichen Zuspruch eines ehrwürdigen Verwandten konnte er bewogen werden, diesen Entschluß aufzugeben und dafür den Weg zu beschreiten, daß er seinem Könige seine Gehorsamsverweigerung ausdrücklich in directer schriftlicher Meldung kund that und um seine Bestrafung bat. Die Folge war, daß er als Staatsgefangener in der Festung Friedrichsort eingeschlossen wurde, bis ihm der Ausgang der Schlacht bei Leipzig seine Freiheit wiedergab.

Vermuthlich mag sich inzwischen in ihm das Gefühl befestigt haben, dem er schon in einem Briefe vom 4. März 1810 Ausdruck gab: daß er „nicht lange

mehr dem Staate dienen wolle“ und „beständig ein schlechter Staatsdiener bleiben werde“. Er ließ sich zwar noch als Legationssecretär in das Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich, später nach Wien entsenden. Aber bald darauf trat auch noch der Tod seines Vaters, dessen Nachfolger im Besitz der Herrschaft Rantzau er wurde, als Veranlassung hinzu, die Beamtenlaufbahn aufzugeben. Die politischen Gegensätze zwischen ihm und dem Kopenhagener Hofe hörten damit nicht ganz auf, aber weder ihre Verschärfung noch ihre Milderung wirkte fortan in eingreifender Weise auf die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse ein, ihre Verschärfung nicht, als er im Jahre 1821 von einem ungenannten Freunde vor der Rückkehr in sein Vaterland heimlich gewarnt werden mußte, ihre Milderung nicht, als ihn König Christian VIII. bald nach seiner Thronbesteigung zum Kammerherrn ernannte und ihn zu bewegen versuchte, in Kopenhagen das Amt eines Directors der Museen zu übernehmen. B. erlangte dadurch, daß ihn die Umstände in das Privatleben zurückgedrängt hatten, die Freiheit, sich ganz den Neigungen hinzugeben, die seinem inneren Berufe entsprachen. Ausgedehnte Reisen eröffneten neue Quellen, aus denen sich der reiche Schatz seiner Bildung vermehrte; Annäherung an hervorragende Persönlichkeiten, namentlich der Umgang mit Ludwig Tieck, bewirkte oder trug wenigstens dazu bei, daß die in ihm bald zur vorherrschenden gewordene Neigung, sich mit Arbeiten auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst zu beschäftigen, Leistungen zeitigte, welche durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß alles Dilettantische weit hinter sich ließen. Schon 1803, also bevor er noch dem Knabenalter entwachsen war, übersetzte er Shakespeare's König Heinrich V. Die Handschrift dieser Uebersetzung hat sich erhalten. Im Winter von 1804 auf 1805 versuchte er sich an König Lear, und sein Lehrer Kohlrausch fand die Arbeit würdig, sie Wilhelm Schlegel zu zeigen, der das frühzeitig hervortretende, entschiedene Talent des jungen Grafen, seines Zuhörers in den Vorlesungen über die schöne Litteratur, willig anerkannte. Als Göttinger Student beschäftigte er sich, wie man aus einem seiner Jugendbriefe ersieht, mit Richard III. und im J. 1818 übergab er dann als sein Erstlingswerk eine Uebersetzung Heinrich's VIII. dem Druck.

Im Herbst 1814 hatte er sich mit seiner Cousine Julie Friederike Gräfin Baudissin aus dem Hause Knoop verheirathet. Ihre leidende Gesundheit verhinderte zunächst eine dauernde Niederlassung an einem bestimmten Wohnorte, nöthigte zu Badereisen und wirkte als eine Ursache mit, weshalb sich B. 1821 bis 1823 in Rom und anderen italienischen Städten aufhielt. Erst 1827 schlug er seinen Wohnsitz in Dresden auf, um hier dauernd zu bleiben, auch nachdem Ludwig Tieck, diejenige Persönlichkeit, die ihn vorzugsweise dorthin gezogen hatte und in der er seinen litterarischen „Oberlehnsherrn“ verehrte, die Stadt verlassen hatte. Gräfin Julie B. starb am 19. März 1836. Eine zweite Ehe, welche B. im Herbst 1840 einging, nachdem er 1838 eine Reise nach Griechenland und der Türkei ausgeführt hatte, knüpfte das Band, das ihn mit Dresden, der Vaterstadt seiner zweiten Gattin, Sophie Kaskel (geb. am 27. Juli 1817, † am 9. December 1894) verband, noch enger.

Man kann es mit Baudissin's eigenen Worten belegen, wie ganz er in seiner Uebersetzerthätigkeit Tieck als seinen Meister verehrte: er „war sein Vorbild, zeigte ihm das Ziel und bahnte ihm den Weg; ja schon allein der Genuß, seine Nachbildungen, wie sie beendigt wurden, von ihm vorlesen zu hören, wäre ihm hinreichende Aufforderung gewesen“. B. trieb seine Unterordnung unter Tieck's Meisterschaft so weit, daß er der Oeffentlichkeit gegenüber seine Eigenthumsrechte an den in den Jahren 1830 bis 1833 erschienenen Theilen der sogenannten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Uebersetzung und an dem unter dem irreführenden Titel: „Vier Schauspiele von Shakespeare, übersetzt von Ludwig

Tieck" 1836 erschienenen Werke zu Gunsten Tieck's fast völlig preisgab. Tieck seinerseits hatte kein Bedenken gefunden, im Titel der neuen Shakespeare-Gesammtausgabe dem Namen Schlegel's zwar seinen eigenen hinzuzufügen, nicht aber zugleich die Namen Baudissin's und seiner (Tieck's) Tochter Dorothea, sowie in der einen Anhang dazu bildenden Sonderausgabe der vier angeblich Shakespeare'schen Schauspiele: Eduard III., Thomas Cromwell, Oldcastle und Der Londoner Verschwender im Gegensatz zum wirklichen Sachverhalt sich selbst statt B. als Uebersetzer zu nennen. Nur in einem Nachwort an versteckter Stelle hatte er in jener Gesammtausgabe über die Mitarbeiterschaft Baudissin's und Dorotheens Nachricht gegeben. Diese beide aber waren thatsächlich viel mehr als bloße Mitarbeiter gewesen, da neben ihnen Tieck selbst für die neue Ausgabe kein einziges Stück übersetzte, während B. insbesondere darin durch dreizehn Dramen vertreten ist: durch den schon früher von ihm herausgegebenen Heinrich VIII. und durch zwölf neu übersetzte Stücke. Der Zeit seiner Entstehung, wie seinem Inhalte nach steht mit Baudissin's Shakespeare-Studien in engstem Zusammenhange sein 1836 unter dem Titel: „Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien" erschienenes Uebersetzungswerk. Dann wählte B. seine Aufgaben außerhalb des Gebietes der englischen Litteratur und gab nach einander folgende Uebersetzungen heraus: Hartmann's von der Aue Iwein 1845; Wirnt's von Gravenberg Guy von Waleis 1848 (Emanuel Geibel gewidmet); Quintana's Lebensbeschreibungen berühmter Spanier 1857; Molière's Lustspiele, 4 Bde., 1865—1867; zwei dramatische Dichtungen von Franz Coppée 1874; dramatische Sprichwörter von Carmontel und Theodore Leclercq 1875 (Gustav Freytag gewidmet); Italienisches Theater 1877 (enthaltend Stücke von Gozzi, Goldoni, Gherardi del Testa und Giovanni Grafen Giraud). Die lange Reihe dieser Titel und besonders der darin vorkommende Name Molière's beweist, wie unermüdlich er bis in sein hohes Alter fortarbeitete und seinen Fleiß über immer neue große Gebiete ausdehnte. Sein Molière, eine Uebersetzung in fünffüßigen Jamben, die mit Recht als eine wahre „Verdeutschung" des großen französischen Dichters bezeichnet werden darf, ist ein würdiges Gegenstück zu seinen in den weitesten Kreisen, jedoch nicht unter seinem eigenen Namen bekannt gewordenen Shakespeare-Uebersetzungen. Zu den fördernden Umständen, welche die Vollendung einer so reichen Lebensarbeit begünstigten, gehörten die ausnehmend glücklichen häuslichen Verhältnisse, die er an der Seite seiner feinsinnigen, besonders durch musikalische Begabung ausgezeichneten, daneben aber auch mit schriftstellerischem Talent ausgestatteten zweiten Gattin fand. Die ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten Dresdens bildeten den erlesenen Kreis seiner Hausfreunde. Als der Prinz, nachmalige König, Johann mit der Abfassung seiner Dante-Uebersetzung beschäftigt war, war B. einer der Männer, die er als ständige Helfer und Berather zuzog.

Lübker und Schröder, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller von 1796 bis 1828, Altona 1829, S. 35. — Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller von 1829 bis 1866, Abthlg. 1, Kiel 1867, S. 31; von 1866 bis 1882, Bd. 1, Kiel 1885, S. 31 f. — Fr. Kohlrausch, Erinnerungen aus meinem Leben, Hannover 1863, S. 52 ff. und 180 ff. — Paul Lindau, Wolf Baudissin: Die Gegenwart, Bd. 13, 1878, S. 248—250. — Wolf Graf Baudissin: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 14. Jahrg. 1879, S. 325—327. — Wolf Graf Baudissin. Gedenkbuch für seine Freunde. Als Manuscript gedruckt. 1880. Leipzig, Druck von Breitkopf u. Härtel. — Gustav Freytag, Wolf Graf Baudissin (1880): Gesammelte Werke, Bd. 16, 1887, S. 111

bis 154; — derselbe, Baudissin's Shakespeare-Uebersetzung und die Shakespeare-Gesellschaft (Im neuen Reich 1880, Nr. 24): ebenda S. 364—370. — Robert Waldmüller [Duboc], Wolf Baudissin: Grenzboten I, 1889, S. 320—331. — Shakespeare's dramatische Werke übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays, Zweiter Abdruck, Bd. 12, Berlin 1891. Nachwort zum neuen Abdruck S. 415—491 (hier sind die in der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Originalhandschriften der Baudissin'schen Shakespeare-Uebersetzungen benutzt). — Schriften von Aurelie (Sophie Gräfin Wolf Baudissin geb. Kaskel): Nachrichten aus dem Buchhandel Nr. 71, 24. Dec. 1894, S. 601 f. (Das Verzeichniß umfaßt zahlreiche Jugendschriften.)

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Bauer: Bruno B. war geboren am 9. September 1809 zu Eisenberg, in Sachsen-Altenburg, der Geburtsstadt des Philosophen Christian Friedrich Krause, als Sohn eines Porzellanmalers. Allgemeiner bekannt wurde B. durch seine Kritik des Neuen Testaments, die freilich am Anfang nicht so radical war, wie später. Als vielseitiger und beweglicher Geist wandte er sich aber auch anderen Seiten, namentlich der Geschichte und Politik zu. Seine Ausbildung erhielt er namentlich in Berlin, wo er Fr. A. Vatke hörte, sich aber besonders an Marheineke anschloß, der zur Rechten der Hegel'schen Schule gezählt wurde. Als Schüler Marheineke's erkannte B. die Wahrheit der Religion allerdings an, sah aber in ihr doch nur die niedere Form der Vorstellung, die sich in der Philosophie zum Wissen erheben müsse. 1834 wurde er Licentiat der Theologie und habilitirte sich in Berlin, veröffentlichte „Kritik der Geschichte der Offenbarung" (2 Bde., Berlin 1838) und redigirte auch zwei Jahre lang die „Zeitschrift für speculative Theologie" (1836—1838). Seine Neigung nach links zeigte er schon in der Schrift „Herr Hengstenberg. Kritische Briefe über den Gegensatz des Gesetzes und des Evangeliums" (Berlin 1839). Sehr radical waren seine Schriften: „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" (Leipzig 1840) und „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (1841 bis 42), sowie „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel den Atheisten und Antichristen" (anonym, Leipzig 1841). Infolge dieser Veröffentlichungen wurden die theologischen Facultäten der Universitäten Preußens vom Ministerium Eichhorn befragt, ob B., der im J. 1839 nach Bonn als Privatdocent versetzt worden war, noch für fähig und würdig erachtet werden könne, an einer Universität Theologie zu lehren. Eine Uebereinstimmung in den Antworten der Facultäten wurde nicht erzielt, aber trotzdem die venia legendi B. entzogen. Zu seiner Rechtfertigung schrieb dieser: „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit" (Zürich 1843); sein Bruder Edgar B. versuchte ihn zu vertheidigen in der Schrift: „Bruno Bauer und seine Gegner" (Berlin 1842), sowie auch O. F. Gruppe für ihn eintrat in: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit" (Berlin 1842). Zwar wandte sich B. jetzt mehr der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts zu, sowie politischen und kirchlichen Fragen, wovon namentlich seine Schrift: „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts" (4 Bde., Berlin 1843) zeugt, vernachlässigte aber auch die biblische Kritik in negativem Sinne nicht, wie seine Werke: „Kritik der Evangelien" (4 Bde., Berlin 1850—1852), „Kritik der paulinischen Briefe" (Berlin 1850—1852), „Apostelgeschichte" (Berlin 1850) beweisen. Seine Ansichten laufen darauf hinaus, daß die Schrift des Marcus als schöpferisches Urevangelium zu gelten habe, und so der eigentliche Ausgangspunkt der evangelischen Geschichte das Selbstbewußtsein des Urevangelisten Marcus sei, in welchem sich das Bild Christi erzeugt habe, und daß die andern Evangelisten dieses nur

in ganz verfehlter Form wiedergegeben hätten. Der christliche Glaube ist so nichts als eine Quelle der Lüge und Betrugs. In der Kritik der paulinischen Briefe ging er noch über Ferd. Christ. Baur, das Haupt der Tübinger Schule, hinaus, indem er auch die von diesem noch als Schriften des Paulus anerkannten vier Briefe für unecht erklärte. In seinen späteren Schriften: „Philo, Strauß und Renan und das Urchristenthum" (Berlin 1874), „Christus und die Cäsaren, der Ursprung des Christenthums aus dem römischen Griechenthum" (Berlin 1877) sucht er die Entstehung des Christenthums aus der ganz und gar stoisch und alexandrinisch gearteten Bildung der römischen Kaiserzeit, zu erklären: das Christenthum ist nichts als der jüdisch umgewandelte Stoicismus; Christus und Paulus sind für dasselbe viel weniger bedeutend als Philo und namentlich Seneca. Es ist in diesen Ansichten, so einseitig sie auch sein mögen, doch manches vorausgegriffen, was nicht nur in Holland, sondern auch in Deutschland mehr und mehr anerkannt worden ist. In philosophischer Beziehung vertrat B. den Standpunkt der reinen Kritik, der alles Sittliche und Religiöse, sowie auch jeglichen staatlichen Organismus negirte, sowie den des Atheismus und Subjectivismus. In späterer Zeit neigte er sich der conservativen Richtung, ja der reactionären zu, wie seine Artikel in dem Staatslexikon Wagener's zeigen. Aus den letzten Jahren seines Lebens rühren her: „Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche" (Berlin 1878), „Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera" (Chemnitz 1880) und „Disraelis romantischer und Bismarcks socialistischer Imperialismus" (Chemnitz 1881). Er starb am 13. April 1882 in Rixdorf bei Berlin, an welchem Orte er lange Jahre seiner wissenschaftlichen und schriftstellerischen Thätigkeit gelebt hatte. Sein Charakter wird von den Wenigen, die ihn genauer kannten, sehr gerühmt, namentlich wird die bescheidene Zurückhaltung in seinem Wesen hervorgehoben.

S. den Art. über Bruno Bauer von Wold. Schmidt i. d. Theologischen Real-Encyklopädie. M. Heinze.

Bauer: Ferdinand Freiherr von B., k. und k. Feldzeugmeister und Reichskriegsminister, geboren am 7. März 1825 zu Lemberg als der Sohn eines Gastwirths, erhielt seine militärische Ausbildung in der Ingenieurakademie in Wien und trat im October 1841 als Unterlieutenant in das Heer. Nach Absolvirung des höheren Curses wurde B. in das Ingenieurcorps eingetheilt, im Januar 1845 zum Oberlieutenant und im März 1848 zum Capitänlieutenant befördert. Im November 1848 nahm er im Hauptquartier des commandirenden Generals, G. d. C. Frhrn. v. Hammerstein theil an dem Bombardement von Lemberg und rückte im April 1849 als Hauptmann mit dem aus Freiwilligen neu gebildeten „Ruthenischen Bergschützenbataillon" zur operirenden Armee nach Ungarn, ohne jedoch mehr in eine feindliche Action zu gelangen. Im April 1850 kam B., nach Auflösung dieses Bataillons in das Infanterieregiment Culoz Nr. 31, wurde im März 1854 zum Major im Infanterieregimente Nr. 48 befördert und im Februar 1858 zum Ergänzungsbezirkscommandanten des Regiments bestimmt. Im J. 1859 machte er als Commandant des Grenadierbataillons im Infanterieregimente Nr. 48 den Feldzug in Italien mit. In der Schlacht bei Solferino kam das Regiment zeitlich in den Kampf. Zur Unterstützung der Brigade Puchner, welche seit acht Uhr morgens gegen überlegene feindliche Kräfte im heftigsten Feuer stand und trotz der heldenmüthigsten Anstrengungen bereits Terrain verlor, wurde gegen 10 Uhr Vormittags vom FML. Grafen Clam-Gallas die Brigade Hoditz vorgenommen. Diese detachirte das 2. und 3. Bataillon des Regiments Nr. 48 in das Castell von Solferino und auf die dasselbe umgebenden Höhen, während der Rest, darunter auch das von B. befehligte

Grenadierbataillon sofort in die Offensive überging. Für seine vorzügliche Haltung während dieser Kämpfe erhielt B. das Militärverdienstkreuz. Im März 1860 wurde B. zum Oberstlieutenant befördert und zum 62. Infanterieregimente übersetzt, aber schon im folgenden Jahre wieder in das 48. Regiment zurücktransferirt und zum Obersten und Regimentscommandeur ernannt. Das Kriegsjahr 1866 fand B. als Oberst-Brigadier bei der Südarmee. In der Schlacht von Custoza stand Bauer's Brigade bei San Rocco di Palazzuolo. Als die Brigade Piret Oliosi zu stürmen begann, wurde das Regiment Benedek Nr. 28 der Brigade Bauer zur Deckung der linken Flanke bestimmt. Während dasselbe in der Richtung gegen Fenilone vorrückte, wurde es plötzlich in der Höhe von Jese von feindlicher Infanterie in der linken Flanke angegriffen. Es gelang jedoch, die Piemontesen zu werfen und die Höhe mit dem Bajonnet zu erstürmen. Nun griffen aber bedeutend stärkere feindliche Kräfte das Regiment in der Front an, während gleichzeitig ein italienisches Bataillon durch die Einsattlung bei Jese sich gegen die linke Flanke des ersten Bataillons des Regiments warf. Ueberdies ritten einige piemontesische Escadronen heran und nöthigten die Flügelcompagnien des österreichischen Regiments Carrés oder „Klumpen“ zu bilden. Diesem überlegenen und umfassenden Angriff vermochte das Regiment nicht Stand zu halten; es wankte und nur zwei Compagnien hielten sich fest wie eine feuerspeiende Granitmauer auf der cypressengekrönten Höhe von Jese. Oberst B., der das Gefecht persönlich leitete, wußte sich rasch aus der kritischen Situation zu ziehen. Während er das Regiment Nr. 28 anwies, sich auf dem von den zwei Compagnien siegreich behaupteten Cypressenhügel von neuem zu sammeln, zog er das aus San Rocco di Palazzuolo auf dem Vormarsche gegen Santa Lucia begriffene 19. Jägerbataillon über Rosoletti an sich und ließ es gegen die Flanke der Italiener in der Richtung auf Permisa vorstoßen. Das Bataillon vollführte den Ansturm mit solchem Ungestüm, daß selbst die italienische Batterie bedroht und zum Abfahren gezwungen wurde. Dieser energische Flankenangriff der croatischen Jäger brach die Offensive der Italiener, welche durch die inzwischen wieder gesammelten Theile des 28. Regiments auf Tione zurückgeworfen wurden. Oberst B. wollte hierauf unverzüglich mit seinem zweiten Regimente die Höhen von Santa Lucia stürmen, wurde jedoch vom Corpscommandanten FML. Frhrn. v. Rodich hiervon abgehalten.

Nach dem Kriege commandirte B. kurze Zeit das Infanterieregiment Nr. 46 und erhielt im März 1868 das Commando einer Brigade in Temesvar, auf welchem Posten er in demselben Jahre zum Generalmajor befördert wurde. Nachdem er auch als Brigadier in Innsbruck gedient hatte, wurde er im Jahre 1873 in das Lager nach Bruck a. d. Leitha berufen, um die Uebungen zu leiten, nach welchen neue Bestimmungen für die Gefechtsweise der Infanterie festgesetzt werden sollten. Noch in demselben Jahre zum Feldmarschalllieutenant und Commandanten einer Infanterietruppendivision ernannt, übernahm B. auch den Befehl über den Stabsofficiercurs und zwei Jahre später überdies die Oberleitung über die Armeeschießschule in Bruck Im J. 1879 kam B. als Militärcommandant nach Siebenbürgen, wurde auf diesem Posten im November 1881 Feldzeugmeister und wenige Monate später als Commandant des II. Corps und commandirender General nach Wien berufen, in welcher Stellung er bis zu seiner im März 1888 erfolgten Ernennung zum Kriegsminister verblieb.

Während der Amtsthätigkeit Bauer's als Kriegsminister hat sich das k. u. k. Heer in organisatorischer Beziehung kräftig fortentwickelt. „Die Errichtung eines dritten Armeecorps in Galizien und die hiedurch bedingte Aenderung der territorialen Gliederung; die Systemisirung eines General-Infanterie-Inspectors; die Completirung von 81 Bataillonen auf den normalen Friedensstand und die

Erhöhung des Compagniestandes um 9 Mann, die Verstärkung der Officiersstände; die Formirung der drei wichtigsten Cavallerie-Divisionen; die Aufstellung von fünf neuen Batterie-Divisionen für die Landwehrtruppen und die Errichtung von 14 neuen Batterien bei den Corps-Artillerie-Regimentern; die Aufstellung eines dritten Bataillons der Eisenbahntruppe und dreier neuen Train-Escadronen; die Aufstellung des 42. Cavallerie-Regiments und die Vorsorge für die Reserve-Escadronen durch Annahme des Systems der Abgabe von Pferden in Privatbenutzung; die Reorganisation der Festungs-Artillerie und die Umwandlung der leichten in schwere Batterien; die Reorganisation und Vermehrung der Cadettenschulen und Standeserhöhung in den Akademien; die Durchführung der Neubewaffnung des Heeres mit dem kleincalibrigen Gewehr; die Annahme des rauchschwachen Pulvers für die Handfeuerwaffen und Geschütze; die Einführung der neuen Infanterie- und Cavallerie-Ausrüstung; die Einführung der neuen Festungsgeschütze; die erhöhte Pflege des Schießwesens durch Vermehrung der Uebungsmunition und Bau neuer Schießstätten; die Errichtung von 14 Eisenbahnlinien-Commissionen und des aeronautischen Curses; die Vereinigung der Genie-Regimenter mit dem Pionier-Regimente verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Frhr. v. B. hat überdies durch seine kräftige Förderung die Erweiterung der Wittwen- und Waisenversorgung herbeigeführt und eine rege Fürsorge für das Wohl der Officiere und Mannschaften bethätigt."

Frhr. v. B. war mit seiner Nichte, geb. v. Hauenschild, vermählt und starb nach kurzem Leiden am 22. Juli 1893 in Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Streffleur's österr. milit. Zeitschrift, XXXIV. Jahrg., III. Bd. — Armeeblatt Nr. 30, v. 26. Juli 1893. — Militär-Ztg. Nr. 26 v. 26. Juli 1893. — Vedette Nr. 49 v. 30. Juli 1893.

Oscar Criste.

Bauer: Johann Gottfried und Heinrich Gottfried B., Vater und Sohn, beide Juristen und Ordinarien der Leipziger Facultät. — Der Vater Johann Gottfried ist geboren zu Leipzig am 20. Februar 1695 als Sohn von Gottfr. B. und Marie Rink, dort 1711 immatriculirt, studirte in Leipzig und Wittenberg, promovirte am 27. Juni 1728 zu Altdorf, lebte sodann wieder in Leipzig, zunächst als Anwalt und Docent, dann 1739 Professor, 1746 Appellationsrath, 1751 in das Ordinariat der Facultät eingerückt, † 1763. Seine Dissertationen (gesammelt unter dem Titel „Opuscula academica", 2 Bände. Leipzig 1787—1792) sind Werke eines geschäftstüchtigen und klar denkenden Mannes, der den Durchschnitt der juristischen Bildung seiner Zeit sich angeeignet hat. Besonders hat er sich mit Untersuchungen aus dem Lehnrecht, namentlich auch aus dem sächsischen, beschäftigt. — Auf ihn folgte im Ordinariate Hommel, dann K. G. v. Winckler; daran reiht sich der Sohn, Heinrich Gottfried B., der 1733 bis 1811 lebte. Er studirte zu Leipzig, wurde dort 1760 Dr. jur., 1764 professor substitutus des Professors Kühnhold, noch in demselben Jahre ord. Professor und Beisitzer der Facultät, 1776 Appellationsrath, endlich 1790 Ordinarius; 1787 war er, als professor Codicis, Rector der Universität gewesen. Vielgebraucht wurde sein Werk über die kursächsischen Decisionen von 1746 (Leipzig, 2 Theile, 1794 u. 1796); seine kleineren Schriften und Gutachten finden sich theilweise gesammelt, als „Responsa ad quaestiones ex jure vario" (2 Bde., Leipzig 1800 u. 1801).

Meusel, Lexikon 1, 215 fg. — Gerber, Leipziger Ordinarien, Nr. 29 u. 32. — Friedberg, Collegium juridicum, I, 29 und 32. — Landsberg, i. d. Gesch. d. Dtschn. Rechtswiss., Abth. 3, Halbbd. 1, Noten, S. 199 fg.

Ernst Landsberg.

Bauerband: Johann Joseph B., Jurist. Die Universität Bonn hat ein Vierteljahrhundert bestanden, ohne daß das im größten Theil der preußischen Rheinprovinz geltende Recht an ihr gelehrt worden wäre. Erst ein im Jahre 1843 vom Provinziallandtag in dringendster Form ausgesprochener Wunsch gab den entscheidenden Anstoß zu der, vom Unterrichtsminister Eichhorn dann auch ohne Säumen ins Werk gesetzten Errichtung eines Lehrstuhls für das französisch-rheinische Recht. Von vorn herein stand es bei allen mit der Besetzung dieser Stelle befaßten Instanzen fest, daß dafür nur eine einzige Persönlichkeit, der damalige Advocat-Anwalt beim Rheinischen Appellationsgerichtshof zu Köln, Justizrath Johann Joseph B., in Betracht kommen könne. B., am 15. Juni 1800 in Wipperfürth, wo sein Vater eine ansehnliche Rothgerberei besaß, geboren, war, am Kölner Gymnasium vorgebildet, im April 1819 bei der katholisch-theologischen Facultät in Bonn immatriculirt worden, jedoch bald zur Rechtswissenschaft übergegangen, deren Studium er auch in Bonn vollendete. Nach Ablegung der ersten Prüfung und Beendigung der üblichen Vorbereitungszeit wurde er am 14. November 1825 zum Friedensrichter, am 24. August 1826 auf Grund der großen Staatsprüfung zum Landgerichtsassessor ernannt; er wandte sich aber bald der Advocatur zu, die er fast achtzehn Jahre hindurch mit dem glänzendsten Erfolg ausübte. Nach längeren Verhandlungen, in denen er die Annahme einer außerordentlichen Professur ablehnte, wurde er am 3. April 1844 zum ordentlichen Professor ernannt und von der juristischen Facultät durch die Ehrenhalber ertheilte Doctorwürde beim Antritt seines Amtes begrüßt.

Vom Sommersemester 1844 bis andauernde Kränklichkeit ihn um die Mitte der siebziger Jahre behinderte, hat B. das rheinisch-französische Privat- und Proceßrecht, bis zum Inkrafttreten des preußischen Strafgesetzbuchs auch das französische Strafrecht gelehrt. Sein schlichter Vortrag zeichnete sich durch große Klarheit und Anschaulichkeit aus. Mit Rücksicht auf die bedeutende Einbuße, die er durch Uebernahme der Professur an seinen Einkünften erlitten hatte, wurde ihm durch königliche Cabinetsordre vom 22. Januar 1847, unter Entbindung von den entgegenstehenden gesetzlichen Vorschriften, die Ausübung der Advocatur im Bezirk des Kölner Appellationsgerichtshofes wieder gestattet. Er hat von dieser Vergünstigung nur mäßigen Gebrauch gemacht, war aber, infolge des unbegrenzten Zutrauens, das ihm aus den weitesten Kreisen entgegengebracht wurde, bis zu seinem Lebensende fast unausgesetzt mit der Abfassung von Rechtsgutachten beschäftigt. Diese der Praxis zugewendete Thätigkeit hat ihn fast völlig von litterarischen Arbeiten fern gehalten. Außer zwei akademischen Gelegenheitsschriften hat er nur ein kurzes Lehrbuch des französischen Civilrechts veröffentlicht, welches das Dictat wiedergiebt, das er seinen Ausführungen in der Vorlesung zu Grunde legte. B. wurde am 8. Mai 1848 in Bonn zum Abgeordneten für die preußische Nationalversammlung gewählt, wo er mit Ferdinand Walter zum linken Centrum gehörte; im Sommer desselben Jahres erhielt er von der hannöverischen Regierung die Aufforderung, in den dortigen Staatsdienst zu treten, die er jedoch ablehnte. Im J. 1852 zum Geh. Justizrath ernannt, wurde er am 27. November 1854, unter gleichzeitiger Bestellung als Kronsyndikus, aus besonderm königlichen Vertrauen in die Erste Kammer des Preußischen Landtags berufen. Er starb zu Bonn am 18. September 1878.

Einladung zur Antrittsvorlesung: „De arbitris ad decidendas contestationes inter mercatores socios ex lege necessariis a iudice nominandis disquisitio“ (1844); Programm zum 3. August 1862: „Observationes nonnullae praecepta iuris Francogallici de continua defuncti eiusque heredum possessione illustrantes“; „Institutionen des französischen in den deutschen Landen des linken Rhein-

ufers, insbesondere des im Bezirke des königl. rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Cöln geltenden Civilrechtes" (Bonn 1873, VIII u. 305 S. 8°).

Ferdinand Walter, Aus meinem Leben. Bonn 1865.

H. Loersch.

Bauernfeind: Dr. Karl Max von B., Geodät, geboren am 28. November 1818 zu Arzberg in Oberfranken, † am 3. August 1894 zu München, erwarb sich die humanistische Vorbildung in Nürnberg, um 1836 in die dortige polytechnische Schule einzutreten, an welcher der bekannte Physiker Ohm wirkte und einen derart anregenden Einfluß auf B. ausübte, daß letzterer den Entschluß faßte, sich ganz dem Studium der Mathematik und Physik zu widmen. Zu diesem Zwecke vertauschte B. die polytechnische Schule 1838 mit der Universität München, wo er in Utzschneider einen väterlichen Freund gewann, der in jeder Weise sein Streben unterstützte und ihn veranlaßte, 1840 in den damals unter Pauli stehenden Ingenieurcurs der polytechnischen Schule zu München einzutreten. Schon 1841 bestand er mit Auszeichnung die Prüfung für das Ingenieurfach und konnte somit 1842 als Baupracticant in die Dienste der kgl. bair. Eisenbahncommmission zu Nürnberg aufgenommen werden. Kurz darauf nach Hof versetzt, führte er mit seinem Freund Culmann (später Professor in Zürich) die damals höchst schwierigen Projectionsarbeiten für die sog. Ludwigs-Süd-Nordbahn von Münchberg bis an die sächsische Grenze durch. Infolge der bei diesen Arbeiten an den Tag gelegten Umsicht und Fähigkeit wurde er 1844 als Hülfslehrer des Ingenieurcurses an die polytechnische Schule zu München berufen und dadurch in die Richtung gebracht, in welcher bleibend er hervorragendes leistete. Unter Beibehaltung der Functionen eines Ingenieurs der Generalverwaltung der Eisenbahnen, womit man ihn 1846 betraute, rückte er 1849 zum 2. Professor der Ingenieurwissenschaften vor. Als er dann 1851 zum 1. Professor ernannt war, gab er die Praxis auf, um sich ausschließlich dem Lehrberuf und der litterarischen Thätigkeit zu widmen, welche letztere u. a. auf Grund einer Arbeit über das Planimeter ihm 1853 die Doctorwürde der Universität Erlangen verschaffte. Seine Hauptthätigkeit lag zunächst auf dem Gebiete des Ingenieurwesens, besonders aber des Vermessungswesens, für das er 1856 das berühmt gewordene, 1890 in 7. Auflage erschienene, Werk „Elemente der Vermessungskunde" verfaßte, welches lange Zeit das einflußreichste und verbreitetste Buch dieser Wissenschaft war.

Mit der Ernennung zum Baurath und zum Mitgliede der obersten Baubehörde 1858 erhielt B. das umfangreiche und schwierige Referat über Eisenbahn- und Brückenbauten, und dadurch einen klaren Blick für die Bedürfnisse des Staates an wissenschaftlich vorgebildeten Ingenieuren sowie einen außergewöhnlich großen Einfluß, den er zunächst dazu benutzte, zur Reorganisation des höheren technischen Unterrichts zu drängen, welche sich 1868 durch eine Umgestaltung der polytechnischen Schule zu München verwirklichte, die daher hauptsächlich als Bauernfeind's Werk zu gelten hat. Zur Leitung dieser den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Technik entsprechend mit reichen Mitteln ausgestatteten Schule wurde B. als Director 1868—1871 ernannt, um wiederholt 1871—1874 und 1880—1889, also im ganzen 15 Jahre lang, zu dieser Stellung berufen zu werden, neben welcher er als Professor der Geodäsie und praktischen Geometrie, anfangs auch der Straßen- und Eisenbahnbaukunde, wirkte.

Im J. 1865 zum Mitgliede der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften und innerhalb dieser zum Mitgliede der europäischen Gradmessungscommission gewählt, entwickelte B. als Secretär dieser Commission und später, nach Er-

weiterung der letzteren zur internationalen Erdmessungscommission, als deren stellvertretender Vorsitzender, bis zu seinem Lebensende eine solche hervorragende Thätigkeit, daß er 1872 zum Mitgliede der Reichscommission für Errichtung einer deutschen Reichsgradmessung ernannt wurde, für welche noch jetzt das von B. ausgearbeitete Arbeitsprogramm maßgebend ist. — Die für die europäische Gradmessung in Baiern nothwendigen geodätischen Arbeiten förderte B. durch sehr werthvolle Untersuchungen und Schriften bezw. Berichte, insbesondere durch Aufstellung von Messungs- und Berechnungsmethoden, nach welchen die Triangulirungen revidirt und, soweit nothwendig, wiederholt vorgenommen wurden, um der europäischen Gradmessung als ein zuverlässiges Glied eingefügt werden zu können. Von den wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiete seien noch hervorgehoben: „Konstitution der Erdatmosphäre und astronomische Strahlenbrechung“ (1864 und 1866), „Barometrische Höhenmessungen“ (1862), „Reflexionsprismen“ (1865), „Bestimmung der Erdkrümmung“ (1872). Seit 1872 bekleidete B. 19 Jahre hindurch das Amt eines Mitgliedes des kgl. obersten Schulrathes in Baiern, welchem die oberste fachmännische Berathung und Bearbeitung der Angelegenheiten der humanistischen und technischen Mittelschulen obliegt. In dieser Stellung hat B. eine bedeutsame Thätigkeit entfaltet, indem er u. a. dahin wirkte, daß die Vorbereitung auf diesen Schulen der Ausbildung auch auf der technischen Hochschule zweckmäßig angepaßt wurde, indem der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht mehr Bedeutung erhielt.

Seine Hauptberufsaufgabe suchte jedoch B. stets in seiner Lehrthätigkeit als Professor der Geodäsie und praktischen Geometrie an der technischen Hochschule, in welcher er sich eines besonders großen Erfolgs rühmen konnte. Mit seinem planmäßigen Vorgehen, tiefgehenden Wissen und seinen ausgedehnten Erfahrungen verband er einen ruhigen, klaren Vortrag, der niemals seinen Eindruck verfehlte. Mit ausgesprochener Vorliebe benutzte B. die an der technischen Hochschule eingeführte Jahresschlußfeier zu biographischen Vorträgen über die bedeutendsten bairischen Gelehrten und Förderer der technischen Wissenschaften, und so verdanken wir ihm sehr werthvolle in den Jahresberichten der technischen Hochschule abgedruckte Biographien über: Ertel, Ohm, Reichenbach, Pauli, Soldner, Fraunhofer, Rumford, Bischoff, Scharrer und Schiegg, die dadurch ein eigenes Gepräge gewonnen haben, daß B. mit der größten Zahl der genannten Männer in persönlichen Beziehungen gestanden hatte und unmittelbar aufgenommene Eindrücke wiederzugeben in der Lage war.

B. gehört zu denjenigen Männern, welche mit klarem Blicke die Bedürfnisse ihrer Zeit erkannten und es verstanden, mit umsichtiger Klugheit und getragen von scharf ausgeprägter Charakterfestigkeit die außergewöhnlich großen Schwierigkeiten und Vorurtheile wegzuräumen, welche der Entwicklung des höheren technischen Unterrichtes und somit dem deutschen Gewerbe und der Industrie entgegentraten. — Im J. 1888 feierte B. seinen siebzigsten Geburtstag; bei dieser Gelegenheit schon gab sich die Dankbarkeit, welche man diesem Manne von allen betreffenden Kreisen schuldete, in zahlreichen Adressen, u. a. auch in einer ehernen Tafel kund, welche das Professorencollegium der technischen Hochschule ihm widmete. Mehr noch trat diese Dankbarkeit in Ehrungen aller Art zu Tage, als B. 1890 freiwillig seine Lehrthätigkeit aufgab. Leider sollte der verdienstvolle Mann nicht lange sich eines sonnigen Lebensabends erfreuen. Er wurde von einem schweren unheilbaren Leiden ergriffen, dem er am 3. August 1894 erlag. — B. war u. a. noch Mitglied des österr. Ingenieurvereins zu Wien, ordentliches und Vorstandsmitglied der k. Leopold.-Karol. deutschen Akademie der Naturforscher, außerordentl. Mitglied der kgl. preuß. Akademie des Bauwesens, erster Vertreter Baierns bei der internationalen Commission zur Herstellung einer

hydrographischen Karte des Bodensees, correspondirendes Mitglied der Société nationale des sciences natur. et mathemat. zu Cherbourg, Ehrenbürger seiner Vaterstadt Arzberg und erhielt 1885 Titel und Rang eines kgl. Geheimen Rathes, nachdem ihm durch Verleihung des Kronenordens 1874 der persönliche Adel verliehen war. Außerdem war er im Besitze des Comthurs des Verdienstordens vom heil. Michael, sowie der bair. Krone, des Commandeurkreuzes des k. russ. Stanislausordens und des k. schwed. Nordsternordens.

E. v. Hoyer.

Bauernfeld: Eduard von B., Dichter, wurde am 13. Januar 1802 in Wien geboren, † am 9. August 1890. Er hieß als uneheliches Kind nach dem Mädchennamen der Mutter, einer geb. Elisabeth v. Bauernfeld, Wittwe des Wiener Advocaten Dr. Josef Feichtinger. Sein Vater Dr. Lorenz Novag, Physicus des St. Marxer Bürgerspitals, nahm ihn zu sich ins Haus und ließ ihm eine gute Erziehung zu Theil werden. Nach der Absolvirung des Schottengymnasiums in Wien betrieb Eduard zuerst philosophische und philologische, dann juridisch-politische Universitätsstudien. Sein Fleiß wurde indeß mehr durch die Rücksicht auf das Stipendium von 150 Gulden, in dessen Genusse er war, als durch ein besonders lebhaftes Interesse für die Disciplin entfacht; denn schon damals gehörte sein Herz der Poesie und dem Theater. Wenn er tagsüber genug „gebüffelt" und zum kargen Unterhalte seines Lebens Lectionen ertheilt hatte, dann suchte und fand er Erholung und Anregung im fröhlichen Kreise gleichgestimmter Freunde, deren bedeutendste Moriz v. Schwind und Franz Schubert waren, oder heftete sich, recht ein Kind der Theaterstadt Wien, an die Sohlen derjenigen, denen seine jugendliche Phantasie den bevorzugten Rang einer Art Halbgötter zuerkannte, der Schauspieler, und fehlte natürlich bei keiner irgendwie interessanten Vorstellung in der „Burg". Ja, dem Siebzehnjährigen schoß sogar die Idee durch den Kopf, selbst Schauspieler zu werden, um ganz mit dem geliebten Theater zu verwachsen. B. besaß ein schönes Declamationstalent und ein überaus treues Gedächtniß, zwei eminent schauspielerische Gaben, die ihm noch im späten Alter beim Vortrage eigener Dichtungen zu Statten kamen. Aber er überlegte sichs wieder und stellte den Anschluß an die Bühne lieber auf die Weise her, daß er mit einer beneidenswerthen Productivität Stück um Stück fabricirte. Daß daneben die Lyrik nicht fehlte, versteht sich bei einem stets „auf Mord und Brand verliebten Jungen", wie Schubert ihn einmal nennt, von selbst. Seine Gedichte fanden in Taschenbücher und belletristische Blätter leicht Eingang und machten ihn in der Oeffentlichkeit bekannt, lange bevor sich ihm die ungleich schwerer zugängliche Bühne erschloß. Umgekehrt hat es der früh entwickelte kritische Sinn des von Eigendünkel durchaus freien Mannes nicht zugelassen, daß irgend etwas von seinen dramatischen Jugendversuchen dem Drucke überliefert wurde; sie jetzt aus dem Nachlasse, der in der Wiener Stadtbibliothek sorgfältig verwahrt wird, an das Licht des Tages zu zerren, wäre daher weder pietätvoll noch lohnend. Nur beiläufig sei darauf hingewiesen, daß in den Stücken des komischen Genres Kotzebue, damals noch immer der souveräne Beherrscher des Repertoires, gleichsam mit Haut und Haaren nachgeahmt wird; im „Magnetiseur", einem 1818 oder 1819 entstandenen Einacter, der ohne Bauernfeld's Vorwissen in ein Bändchen der in geringer Auflage hergestellten Wiener Unterhaltungsschrift „Cicade" (1821) eingerückt wurde, selbst inbezug auf die Tendenz, daß der Betrug als Selbstzweck im Lustspiele etwas Erlaubtes oder Entschuldbares sei. Einem sittlich defecten Paare wird zum Triumphe über einen anständigen Menschen verholfen, dessen größte Fehler Geistesarmuth und Leichtgläubigkeit sind; aus der Ferne winkt der Ehebruch. Noch weniger wollte dem blutigen Anfänger im Tragischen ein Wurf gelingen;

hiezu bedurfte es eines Talentes von größerer Tiefe als Bauernfeld's mehr in die Breite entwickelte Individualität aufzuweisen hatte. Darüber gab er sich selbst keiner Täuschung hin. Anknüpfend an die Notiz, daß der erste Act seines Trauerspieles „Alkibiades“ fertig sei, schrieb er schon Ende März 1826 in sein Tagebuch: „Ich bin aber doch nicht für die Tragödie. Hätt' ich nur einen tüchtigen Lustspielstoff!“ Trotzdem hat B. die Tragödie niemals ganz bei Seite geschoben; bezeichnender Weise gerade an dem Alkibiades-Stoffe mit Zähigkeit festhaltend, suchte er den Plan mehr als ein halbes Jahrhundert später wieder hervor, führte ihn aus und gab sich nicht eher zufrieden, bis Wilbrandt das Stück im Burgtheater — ohne Erfolg — zur Aufführung gebracht hatte.

Eben dieses Jahr 1826 sollte nicht zu Ende gehen, ohne zwei sehnliche Wünsche des Jünglings zu erfüllen: einen zusagenden Lustspielstoff und den Anschluß an Grillparzer zu finden. Auch der minder erwünschte Beginn seiner Beamtenlaufbahn fällt in dieses Jahr. Im October skizzirte er den Plan zu seinem ersten Conversationsstücke „Täuschungen“ oder, wie der spätere Titel lautet, „Leichtsinn aus Liebe“; am Weihnachtsabend empfing Schreyvogel das fertige Manuscript aus seinen Händen. Eine Woche vorher war B. im Hause Josef v. Spaun's gelegentlich einer musikalischen Abendunterhaltung dem Dichter der „Ahnfrau“ vorgestellt worden. Im Hause Grillparzer's fortgesetzt, wurde die neue Freundschaft von beiden Seiten lebhaft gepflegt. Die Abneigung gegen die Romantik, allerdings bloß bei Grillparzer echt, während B. in Wahrheit ihren Tendenzen zeitweilig ein geneigtes Ohr lieh und nur nach einer kurzen Periode des Enthusiasmus für Tieck mit ihren Führern schmollte, gab im Vereine mit der Bewunderung Goethe's einen Berührungspunkt ab; die Censur, deren schier unerträglichen Druck Grillparzer am eigenen Leibe so oft verspürt hatte, haßte B. als angehender Bühnendichter im voraus; endlich hatte sich der Jüngere durch zwei frühere Arbeiten, das Vorspiel „Madera“ (1823), eine freie Dramatisirung der Liebesgeschichte des sagenhaften Entdeckers der Insel, und den halb ausgeführten Plan der Tragödie „Die Gräfin von Orlamünde“ (1826), eine Art moderner Medea, dem Stoff- und Ideenkreis seines berühmten Landsmannes genähert. Gestützt auf seine große Belesenheit in der Komödienlitteratur aller Völker, durfte Grillparzer in allen Fragen des Lustspiels sein kritisches Wort mitreden; durch ihn haben denn auch viele Lustspiele Bauernfeld's in der Gestalt einer genaueren Motivirung, einer schärferen Charakteristik oder Abschwächung allzu gewagter und possenhafter Wendungen ihren letzten Schliff erhalten. Das Lustspiel „Die Bekenntnisse“ ist geradezu eine Compagniearbeit der Beiden, freilich nicht in dem gemeiniglich üblen Sinne des Wortes; ein feiner Zug in der Schlußscene des zweiten Actes und fast der ganze dritte Aufzug rühren von Grillparzer her. Persönlich bestand jedoch zwischen den verschieden gearteten Männern ein Gegensatz, der in der Mitte der 30er Jahre zu einer Erkaltung ihrer Beziehungen führte. Grillparzer konnte es nicht verwinden, daß der Freund in dem Welttreiben der späteren Jahre den wohlthuenden Schmelz seiner Jugend, die Innigkeit des Gefühlslebens, einbüßte. Wir aber wissen, daß B. dafür Besseres eintauschte: jene innige Vertrautheit mit den Gewohnheiten, Allüren und Vorurtheilen der oberen Zehntausend, die ihn zum Dichter der Wiener Gesellschaft κατ' ἐξοχήν befähigte. Indem er die traditionellen Figuren der deutschen Komödie in die feinen Salons des Geburts- und Finanzadels sowie des reichen Bürgerthums versetzte, erweckte er sie aus ihrem litterarischen Scheindasein zu wirklichem Leben und wurde so zum Schöpfer des Wiener Conversationsstückes.

Es war ein beinahe jungfräulicher Boden, den B. vorfand; er konnte recht aus dem Vollen schöpfen. Die Jünger und Steigentesch hatten vor Zeiten wol

Aehnliches versucht, aber ihre Beobachtungsgabe war nicht halb so fein wie die Bauernfeld's. Am ehesten konnte noch Kotzebue den Anschluß gewähren, dessen Wiener Stück „Die beiden Klingsberg" von den Sitten der höheren Stände ein annähernd richtiges Bild entwirft. Jenen eigenen, zwischen Ernst und Scherz anmuthig wechselnden Wiener Ton hat B. als Einheimischer jedoch ungleich besser getroffen; daher denn auch zahlreiche Scenen seiner Stücke bei den Zeitgenossen — wir haben werthvolle Zeugnisse dafür — den Eindruck einer nicht mehr zu überbietenden Lebenswahrheit erweckten. Den biederen Vätern, Onkeln und Vormündern, den heirathslustigen Wittwen und verliebten Naiven, den Freiern jedes Alters und Temperaments ist das Gepräge selbständiger Charaktere aufgedrückt, nach deren Urbildern in den vornehmen Zirkeln nicht lange gesucht werden mußte; für die Handlung, auf die überhaupt weniger Gewicht gelegt wird, besitzen sie sozusagen bloß secundäre Bedeutung. Jede Person weist nach Alter und Lebensstellung differenzirte Besonderheiten auf und wenigstens in den ersten Stücken immer wieder andere; kaum eine ist ganz nach der Schablone gezeichnet. Nur so war es möglich, dem verhältnißmäßig engen Kreise der Wiener Gesellschaft, dem die Gestaltenfülle der unteren Stände fehlt, eine so erstaunlich große Zahl von Conversationsstücken abzugewinnen. Schließlich mußte freilich der Wechsel ein Ende haben; schon deshalb, weil B. sich seit den 40er Jahren keine Scrupel darüber machte, den besten Darstellern seiner Lustspiele die Rollen auf den Leib zu schreiben. Man mag über diese Praxis denken, wie man will: beim Publicum fand und findet sie lebhaften Anklang. Aber nicht bloß in diesem Sinne durfte ihn der Burgtheaterdirector Burckhard in seiner Grabrede den „Dichter des Hauses" nennen. Die respectable Ziffer von über 1100 Aufführungen, welche insgesammt 43 Stücke Bauernfeld's bis heute auf dieser Bühne erlebt haben, kann gleichfalls nicht der einzige Grund zur Verleihung des ehrenden Titels sein, auf den Kotzebue mit seinem drei Mal höheren „Record" weit eher Anspruch hätte. Bauernfeld's größtes Verdienst um das Burgtheater besteht vielmehr darin, daß er ihm durch zwei Menschenalter den Unterhaltungsstoff geliefert hat, dessen es bedurfte, um seinen Rang als einziger Rendez-vous-Platz des geistig regsamen Wien im Vormärz, als vornehmster nachher zu behaupten. Modern bis in die Fingerspitzen, mit einer feinen Witterung für actuelle Bühnenstoffe begabt, ist B. stets mit seiner Zeit gegangen und hat im Laufe der Jahre alle bedeutenden Tagesfragen litterarischer, politischer, socialer Art in dem großen Salon, den die Bühne des Burgtheaters darstellte, mit dem ganzen Elan seines lebhaften Naturells zur Sprache gebracht, um sie von seinem Standpunkte als liberaler Gesinnungsmensch in der Regel sofort zu entscheiden. Hiebei erfreute er sich eines gewissen Langmuthes seitens der Censur, und der im Grunde ungefährliche „Vorschimpfer" riskirte für manches kecke Wort, welches einem Anderen als Verbrechen angerechnet worden wäre, kaum eine im väterlichen Tone ertheilte Rüge. Daß ein Stück wie „Der litterarische Salon" (1836), strotzend von Invectiven gegen den von hohen und höchsten Herrschaften verhätschelten Saphir, über die Hofbühne schreiten konnte, erscheint uns heute völlig unbegreiflich; in stofflicher Hinsicht fesselt das Stück als eine Art Modernisirung der Femmes savantes Molière's unser Interesse (vgl. E. Horner in der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1896, S. 130 ff.). Nicht minder unverhüllt war die politische Satire „Großjährig", die zwei Jahre vor dem Sturmjahre das österreichische System, von Börne schlechtweg das „böse Princip" genannt, öffentlich von der Bühne des Burgtheaters herab mit Spott überhäufte. An den Ereignissen der Wiener Revolution bis zum 18. März, wo ihn eine Gehirnhautentzündung auf das Krankenlager warf, hervorragend betheiligt, blieb B. auch nachher der Wortführer des freisinnigen Bürgerthums;

nur mußte es sich gleichfalls gelegentliche Anrempelungen seitens des ewig unzufriedenen Raisonneurs gefallen lassen. Als bloßes Temperament nur zu leicht ein Raub des Augenblickes, eine „gallertartige" Natur, wie Laube ihn einmal treffend charakterisirt, war B. politisch am wenigsten ernst zu nehmen. Das werthvollste, was er als Dichter gesagt hat, liegt somit nicht auf diesem Gebiete, sondern stammt aus seiner ureigenen Domäne, „Aus der Gesellschaft". So ist das 1867 aufgeführte Thesenstück über die Mißheirath betitelt, das wol als Bauernfeld's größte dichterische That zu betrachten ist. Er hat darin durch den Mund des Fürsten Lübbenau mit eindringlicher Beredsamkeit die gesellschaftliche Anerkennung der Mesalliance gefordert, deren bloße Erwähnung, so stark erwiesen sich Vorurtheil und Kastengeist, bis zum Jahre 1848 auf der Bühne des Burgtheaters verpönt war. Formell konnte er sich in der Behandlung des stets actuellen, weil einer endgültigen Lösung unfähigen Problems an das Vorbild der französischen Dramatiker halten, die Argumentation stützt sich jedoch ganz auf specifisch österreichische Verhältnisse. Dazu die anspielungsreiche und lebhaft gefärbte Sprache, ein Hauptvorzug aller Conversationsstücke des Dichters, der die Technik des Dialoges mit einer Meisterschaft handhabte wie vor ihm in Deutschland selbst Lessing nicht. Die Franzosen sind auch darin seine Lehrmeister gewesen, aber so ungezwungen fließen Rede und Gegenrede aus einander, so echt Wienerisch muthet uns die Grazie dieses Hinüber und Herüber an, daß Niemand das Angelernte herauszufühlen und von dem Eigenen zu scheiden vermag. Immer neu und anziehend, krystallklar und durchsichtig, wenig tief, doch niemals gehaltlos, trägt der Dialog bei B. das ganze Stück, täuscht den Zuschauer über todte Stellen der Handlung hinweg und führt wie im Fluge das fröhliche Ende herbei. Die Bühne des alten Burgtheaters mit ihrer intimen Nachwirkung auf das Publicum war wie keine zweite beschaffen, um diesen Dialog zur vollen Geltung zu bringen, und B. wußte nur zu genau, was er verlor, als sich ihre Pforten schlossen.

Wenn B. des wenig abwechslungsreichen Conversationsstückes, das seine Erfindungskraft stets nach derselben Seite hin anstrengte, müde geworden war, dann kehrte er immer wieder mit Behagen zu den mittelalterlichen oder volksthümlichen Stoffen zurück, bei deren Bearbeitung sich seine Phantasie in ungebundener Freiheit ergehen konnte. Sein ausgeprägter Wirklichkeitssinn ließ es nicht zu, der Romantik auf das Gebiet der überschwänglichen Phantastik und Mystik, sowie einer Formlosigkeit zu folgen, welche den praktischen Bedürfnissen der Bühne nicht die geringste Rechnung trug, aber für ihre Propaganda zu Gunsten der Einführung wunderbarer und märchenhafter Elemente in das Drama bezeigte er volles Verständniß. Einen energischen Anlauf zur Bewältigung des romantischen Genres nahm er im „Fortunat" (erste Fassung 1829, umgearbeitet 1833), einer von Tieck's Buchdrama grundverschiedenen Bearbeitung des Volksbuches. Allein der äußere Umstand, daß die Machinationen der Saphir-Clique, der Unverstand eines Theiles der Zuschauer und die unzulängliche Besetzung das Stück bei seiner ersten Aufführung in einem kleinen Wiener Vorstadttheater zu Falle brachten, schreckte den Verfasser zunächst von weiteren Versuchen auf diesem Gebiete ab (vgl. E. Horner, Bauernfeld's Fortunat, im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft IX, 128 ff.). In jungen Jahren schrieb er unter dem Einflusse der Romantik sowie der Wiener Shakespeare-Uebersetzung (1824—25), an der er hervorragenden Antheil hatte, ab und zu ein shakespearisirendes Drama, ohne daß ihm hier ein halbwegs glücklicher Wurf gelingen wollte. Reifer geworden, überwand er jedoch dank der Ursprünglichkeit seiner Begabung das gefährliche Muster des großen Briten und schien nunmehr auch in der haute comédie die hochgespannten Erwartungen der Kritik befriedigen zu wollen.

Indeß kommt weder dem „Deutschen Krieger“ (1844) noch dem „Franz von Sickingen“ (1850), trotz des großen historischen Hintergrundes und der Propaganda für die deutschen Einheitsbestrebungen mehr als ephemere Bedeutung zu; für den gelegentlich vorgebrachten Plan eines Wiener Bühnenleiters, das erstgenannte Schauspiel der Vergessenheit zu entreißen, könnten aufrichtige Freunde des Dichters kaum ein Wort der Aufmunterung erübrigen. Mit Recht erhält sich dagegen die deutsche Komödie „Landfrieden“ (1870) im Repertoire, kommt auch der parodistischen Figur des alten Raubritters Bosseſen Gabillon's unvergleichliche Darstellung nicht mehr zugute. Rastlos schaffend bis an sein Lebensende, hat B. kaum eine Gattung der Poesie gänzlich vernachlässigt: als Lyriker, Novellist und Didaktiker sind ihm bisweilen durch Empfindung oder treffsicheres Urtheil überraschende Kleinigkeiten gelungen. Humor und schlagfertiger Witz zeichnen seine politischen Zeitgedichte à la Heine und namentlich die Epigramme aus, worin der ewige Oppositionsmann gleich Grillparzer seine Stellung zu den Fragen des Tages präcisirte. Als gelegentlicher Kritiker hat er eine scharfe Klinge geführt und als Historiker der deutschen Litteratur in Oesterreich gediegenes Wissen und die Gabe verrathen, richtig zu disponiren. Mehr als 88 Jahre alt, verschied er am 9. August 1890 in der Villa der Frau von Wertheimstein in Oberdöbling, wo er, wie gewöhnlich durch mehrere Wochen der schönen Jahreszeit, gastliche Aufnahme gefunden hatte.

„Gesammelte Schriften“, Wien 1871—73, XII Bde.; Bd. XII enthält die Sammlung selbstbiographischer Feuilletons unter dem Titel „Aus Alt- und Neu-Wien“. In die Gesammtausgabe hat nur etwa ein Drittel seiner Dramen Aufnahme gefunden, andere existiren bloß in Einzeldrucken, viele sind nur im Manuscript erhalten, einige verloren. Eine von B. selbst angeordnete Auswahl aus dem dramatischen Nachlaß hat Ferdinand v. Saar, Stuttgart 1893, herausgegeben. „Gedichte“, erste Auflage Stuttgart 1852, zweite, vermehrte ebenda 1856. Die Auszüge aus den Tagebüchern, die C. Glossy in den Jahrbüchern der Grillparzer-Gesellschaft V, 1 ff. und VI, 85 ff. veröffentlicht und mit schätzenswerthen Anmerkungen versehen hat, sind von B. selbst angefertigt worden.

E. Horner, Bauernfeld. Leipzig und Wien 1900 (Bd. IV d. Sammlung: Dichter und Darsteller, herausg. von Dr. R. Lothar). — Bernhard Stern, Bauernfeld, ein Dichterporträt. Leipzig 1890 (meist Persönliches). Vgl. ferner Hieronymus Lorm, Wiens poetische Schwingen und Federn. Leipzig 1847, S. 121 ff. — H. Laube, Geschichte d. deutschen Literatur. Stuttgart 1839/40, S. 101 und Laube, Das Burgtheater. 2. Aufl., Leipzig 1891. — Kurz, Geschichte d. dtschn. Literatur IV, 531 ff. Leipzig 1857/72. — Alfred Klaar, Geschichte d. modernen Dramas in Umrissen I, 248 ff. Leipzig und Prag 1883/84. — Ferd. Groß, Eduard v. Bauernfeld, i. Nord und Süd, hsg. von Paul Lindau. 1889, I, 181 ff. — H. Sittenberger, Studien z. Dramaturgie d. Gegenwart I, 9 ff. München 1898. Unter den Nekrologen ragen diejenigen von L. Hevesi (jetzt in dessen Buch: Wiener Totentanz. Stuttgart 1899, S. 341 ff.) und Anton E. Schönbach (Wien. Ztg. 1890, Nr. 203 u. 204) hervor, letzterer als tüchtiger Versuch einer kritischen Gesammtwürdigung des Dichters.

Emil Horner.

Baum: Johann Wilhelm B., Professor der praktischen Theologie und Kirchenhistoriker zu Straßburg, ist geboren am 7. December 1809 zu Flonheim in der hessischen Pfalz, damals Departement Mont-Tonnère, † am 29. October 1878 in Straßburg i. E. B. entstammte den ärmlichen Verhältnissen einer kinderreichen Müllersfamilie; sein Vater Johann Philipp wird als ein ernster, stiller Mann, seine Mutter, Sibylla Elisabeth geb. Hessel, als lebhafte und

phantasiereiche Frau geschildert. Nach mangelhafter Vorbereitung in der Schule eines französischen Invaliden kam er in seinem 13. Lebensjahre in das Haus seines Oheims Hessel, eines eigenthümlichen, originellen Mannes, der das Amt eines Gefängnißpredigers in Straßburg verwaltete. Als Schüler des protestantischen Gymnasiums wußte er die lückenhafte Vorbildung durch großen Fleiß zu ergänzen und seine hervorragende Begabung in allen Schulfächern (mit Ausnahme der Mathematik) zur Entfaltung zu bringen. Die Jahre seines Studiums der Philologie und Theologie am protestantischen Seminar und an der theologischen Facultät in Straßburg (1828—1833) schloß er mit einer Preisschrift „Der Methodismus“ ab, die 1838 im Druck erschien. Im J. 1834 übernahm er das Amt eines Unterpädagogen am Stift St. Wilhelm zu Straßburg, einem in der Reformationszeit begründeten Convicte für Theologiestudirende; 1836 wurde er zum Pädagogen und Director an derselben Anstalt ernannt. Bis 1844, da er, belästigt durch die ökonomische Seite seines Amtes, die Stellung aufgab, wirkte er an den seiner Leitung untergebenen Jünglingen mit einer Hingebung und opferfreudigen Treue, die noch an seinem Grabe dankbarste Anerkennung fand. Mittlerweile hatte B. mit einer Dissertation: „Origines Evangelii in Gallia restaurati“ sich 1839 habilitirt; von 1840—1860 bekleidete er am protestantischen Seminar die Stelle eines unbesoldeten außerordentlichen Professors, was ihn jedoch nicht hinderte, 1841 den Ruf auf den Lehrstuhl der Geschichte in Bern, einen zweimaligen Ruf an ein lutherisches Pfarramt in Paris, 1860 und 1863 einen zweimaligen ehrenvollen Ruf nach Hamburg auszuschlagen. Oefter schon hatte B. seine hohe Kanzelbegabung durch Predigten zu erkennen gegeben; sie trug ihm 1844 ein Vicariat, 1847 ein Pfarramt an der Thomaskirche ein. Um für seine wissenschaftliche amtliche Thätigkeit am Seminar Muße zu gewinnen, überließ er freilich die Seelsorge seinen Collegen, indem er sich auf die Predigt und den Jugendgottesdienst beschränkte. Erst 1860 wurde er zum Ordinarius für alte Sprachen und Litteratur am Seminar befördert, 1864 zum Ordinarius für Homiletik, bis er 1872 das Amt eines Professors für praktische Theologie an der neugegründeten Universität erhielt. Obgleich seine litterarischen Arbeiten fast ausschließlich dem Gebiete der Kirchengeschichte, vorzugsweise im Reformationszeitalter, angehören, ließ B. sich doch die Pflege der praktischen Theologie und des kirchlichen Lebens mit großem Erfolge angelegen sein. Im Vorstande der elsässischen Pastoralconferenz, im siebenjährigen Präsidium des evangelisch-protestantischen Vereins (1867—1874) bot sich ihm dazu reichlich Gelegenheit. Allem Radicalismus auf kirchlichem und politisch-socialem Gebiete abhold, war B. der Vorkämpfer eines gemäßigt freisinnigen Protestantismus; in Fragen der Kirchenverfassung, der Liturgie, des Katechismus, des Gesangbuches erhob er seine Stimme, dem Versuch der confessionellen Richtung, im Elsaß den Symbolzwang einzuführen, wußte er mit Erfolg entgegenzutreten, und schon 1852 veröffentlichte er mit seinem Freunde Prof. D. Cunitz unter dem Titel „Gravamina“ einen Protest gegen die von der Regierung octroyirte Kirchenverfassung, um dem Elsaß kirchliche Unabhängigkeit und Freiheit zu erhalten. Für deutsche Sprache und deutsches kirchliches Leben trat B. stets mit seiner ganzen Persönlichkeit ein; er brandmarkte mit flammendem Wort den frevelhaften Leichtsinn, der den Krieg von 1870/71 heraufbeschwor, er begrüßte die Annexion von Elsaß-Lothringen an das deutsche Reich und wußte die nur noch kurz bemessene Zeit seines Wirkens auszukaufen, um für deutsche Art und deutsches Volksthum zu arbeiten, obgleich er keineswegs mit allen Maßnahmen, besonders zur Zeit der Gefährdung der Autonomie der elsässischen protestantischen Kirche (1871), einverstanden war.

Als Prediger wird ihm eine volksthümliche, kernhafte Beredsamkeit nach-

gerühmt, die von einer machtvollen Gestalt und einer wohllautenden kräftigen Stimme unterstützt wurde; im Druck sind nur einige Gedächtnißreden erschienen. Als Kirchenhistoriker hat er sich besonders durch seine Biographien des Franz Lambert von Avignon, Theodor Beza und — sein Hauptwerk — Capito und Butzer, sowie seit 1860 durch seine werthvolle Mitarbeit am Corpus Reformatorum einen hochgeachteten Namen erworben. Die Straßburger Landes- und Universitätsbibliothek besitzt von ihm eine unschätzbare Sammlung von seiner Hand sorgfältig collationirter reformationsgeschichtlicher Documente, mehr als 3000 Stück, die in dreißig starken Quartbänden unter dem Titel Thesaurus epistolicus reformatorum alsaticorum zugleich mit seiner an Originaldrucken und seltenen reformationsgeschichtlichen Werken reichen Bibliothek dort Aufstellung gefunden hat.

Auf Grund eines lebensfrischen, gesunden Naturells, das aufwallendes Temperament, urwüchsigen Humor und zart besaitetes Gemüthsleben verband, erhob sich ein vertrauenerweckender, mannhafter Charakter mit kräftigem Zug zu treuer Freundschaft und zu einem unverwüstlichen, auf kindlichem Gottvertrauen ruhenden Optimismus, der in seinem oft wiederholten Wort sich Ausdruck gab: „An Gott und der Menschheit zweifeln ist ein doppeltes Majestätsverbrechen".

Als im Herbst 1873 ihm der Lehrstuhl für Kirchengeschichte an der theologischen Facultät zu Straßburg übergeben werden sollte, wurde B. auf einer Schweizerreise von einem Schlaganfall betroffen; ein fünfjähriges unaufhaltsames Absterben seiner leiblichen und geistigen Kräfte war die Folge, bis der Tod am 29. October 1878 seinem trauervollen irdischen Dasein ein Ende machte.

Die von ihm veröffentlichten Schriften sind: „Diss. Sophr. Eusebii Hieronymi vitam exhibens" (1835); „Der Methodismus" (1838); „Origines Evangelii in Gallia restaurati" (1839); „Franz Lambert von Avignon" (1840); „Winke über religiöse Geschichtsauffassung. Eine Rede an Studirende" (1840); „Theodor Beza, nach handschriftlichen Quellen dargestellt" (1843; Fortsetzung 1851 u. 1852, jedoch unvollendet); „Herrn Dr. M. Luthers Jugend und Mönchsthum" (Gedicht, 1843); „Reden bei der Beerdigung von A. Herrenschneider. Worte am Grabe" (1843); „Die Memoiren d'Aubignés, des Hugenotten von altem Schrot und Korn" (1844); „Reden bei der Beerdigung von S. H. Boeckel. Worte am Grabe" (1845); „Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlins im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg" (1846); „Reden bei der Beerdigung von J. Müller, Pfarrer an St. Thomae. Altargebet" (1847); „Gravamina" (mit Prof. D. Cunitz, 1852); „Der Religionsunterricht bis zur Konfirmation" (1854); „Le principe de légalité et la conscience confessionnelle de certains pasteurs soi-disant lutheriens" (1857); „La manière et fasson quon tient en lieux que Dieu de sa grace a visites". Première liturgie des églises réformées de France de l'an 1533" (1859); „Capito und Butzer, Straßburgs Reformatoren" (Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche, Band III, 1860); „Les Eglises reformées de France sous la croix" (1869); „Jakob Sturm von Sturmeck, Straßburgs großer Stettmeister und Scholarch" (1870); „Les Mémoires de Pierre Carrière dit Corteis" (1871); „Le Procés de Baudichon de la Maison-Neuve" (1873).

Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Baum. Reden, gehalten bei seiner Leichenfeier am 1. Novbr. 1878. — M. Baum, J. W. Baum, ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß. Bremen 1880. — D. A. Erichson, Art. Johann Wilhelm Baum, in Realencyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche. 3. Aufl., Bd. 2 (1897).

E. Chr. Achelis.

Baum: Wilhelm B., Professor der Chirurgie in Göttingen, wurde am 10. November 1799 in Elbing geboren. Sein Vater, ein reicher Kaufmann und Stadtrath, war ein Mann von großer Verstandesschärfe und regem Interesse für Malerei; die Mutter, eine Französin, vererbte auf ihren Sohn ein lebhaftes Blut. Auf dem Gymnasium in Elbing wurde in B. besonders die Neigung zu den alten Sprachen und classischem Alterthum geweckt. 1818 bezog er die Universität Königsberg, wo er sein Jahr abdiente und neben dem Studium der Medicin auch in das philologische Seminar eintrat. Er lernte hier den später so berühmt gewordenen Berliner Chirurgen Dieffenbach kennen, welcher als stud. theol. von Greifswald relegirt, in Königsberg Senior der Burschenschaft wurde, in welche auch B. eintrat. Von 1819 bis 1822 studirte er in Göttingen, hörte Chirurgie bei C. M. Langenbeck, innere Medicin bei Himly und Geburtshülfe bei Osiander. Besonders imponirte ihm, wie jedem Studenten, Langenbeck mit seinem beflügelten Messer. Auch hier trat er wieder dem philologischen Seminar bei. Nach 2½jährigem Aufenthalt in Göttingen machte er in Berlin sein Doctorexamen (Juli 1822). Ein Fall von Epispadie aus Himly's Klinik, nebst einem zweiten von Rudolphi in Berlin wurde zur Dissertation benutzt: „De urethrae virilis fissuris congenitis speciatim vero de epispadia“. Dieselbe war mit drei Stahlstichen nach eigener Zeichnung versehen und enthielt unter Zusammenstellung der in der Litteratur bekannten Fälle die Geschichte dieses Leidens. B. wohnte nun ein Jahr lang als freiwilliger Assistent in der chirurgischen Universitätsklinik von Graefe in Berlin und machte 1823 das Staatsexamen. Die Eltern waren in dieser Zeit gestorben. Seine materielle Lage war so günstig, daß es ihn nicht zur Ausübung der Praxis drängte. 3½ Jahre lang, von Anfang 1824 bis Herbst 1827, war er zur weiteren Ausbildung im Auslande. Zunächst kurze Zeit in Wien, dann fast ein Jahr in Italien, wo er Medicin und Chirurgie an den Haken hing und nur in Malerei und Architektur lebte; sogar in dem Versteck der kleineren Orte spürte er die bedeutenden Gemälde auf und sammelte Kupferstiche. Dort lernte er den Dr. med. Ph. Seifert aus Greifswald kennen, welcher später in sein Lebensschicksal entscheidend eingreifen sollte. Im Sommer 1825 war er in Paris, wo er die Kliniken und Vorlesungen von Dupuytren, Larrey, Cruveilhier u. A. besuchte und seine freie Zeit den Kunstsammlungen und Theatern widmete. Mit Dr. med. Spieß aus Frankfurt a. M., welcher einer seiner intimsten Freunde wurde, ging er im September 1825 nach London. Die englische Chirurgie überragte damals die aller übrigen Länder; ein großartiger Stil durchzog ihre wissenschaftliche Forschung, classisch war die litterarische Darstellung, vornehm ihre Vertreter. Männer wie Astley Cooper und Brodie waren gottbegnadete Chirurgen. Auch Edinburgh und Dublin wurden von den beiden jungen Aerzten in die Reise einbegriffen. Hochbegeistert von der englischen Chirurgie kehrte B., welcher nunmehr neun Jahre lang studirt hatte, im Herbst 1827 von England nach Berlin zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen. Er fand seinen Duzfreund Dieffenbach an der Charité wieder, welchem er gelegentlich bei Operationen half, und wurde von Rust, dem Professor der Chirurgie an diesem Krankenhause, als Hülfsarbeiter ins Ministerium gebracht; auf wie lange Zeit, ist unbekannt. Der französischen, englischen und italienischen Sprache mächtig, talentvoll und formgewandt, wurde es ihm leicht, in den besten wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen Berlins aufgenommen zu werden. 1830 verheirathete er sich mit Marie Günther, Tochter des Oberbaudirectors in Berlin. — Unterstützt durch Connexionen von zwei älteren, als Großkaufleute in Danzig lebenden Brüdern erhielt B. 1830 die Stelle des Oberarztes am Stadtkrankenhause in Danzig, wo er außer der chirurgischen auch die medici-

nische Abtheilung übernehmen mußte. Als im folgenden Jahre dort zuerst in Deutschland die Cholera mit großer Heftigkeit auftrat, fand er Gelegenheit seine Energie und Humanität sowol dem Publicum als den Behörden gegenüber in vollem Lichte zu zeigen. Zum Studium dieser Krankheit waren Commissionen aus verschiedenen Ländern nach dort geschickt, und Baum's Name wurde sehr bekannt. Die Danziger brachten ihm eine fast übernatürliche Verehrung entgegen; er blieb ihnen zwölf Jahre lang treu. Durchdrungen von dem hohen Werth der pathologischen Anatomie und des Mikroscops secirte er alle Leichen im Krankenhause, was damals noch außergewöhnlich war. Er fand am lebenden Menschen an einem extrahirten Nasenpolypen die Flimmerbewegung, über deren gemeinschaftliche Versuche der damalige Hebammenlehrer in Danzig, C. Th. v. Siebold (nachher Professor der Zoologie) 1836 berichtet hat. Später entdeckte B. auch die Flimmerepithelien an den Polypen des äußeren Gehörgangs (Naturforscherversammlung in Aachen 1847) und stellte Versuche über die Koropterlinie im Auge an. Von Danzig reiste er nach Paris (1841), um bei Civiale und Leroy d'Etiolles die neue Methode der Lithotripsie kennen zu lernen.

Auf Veranlassung seines Freundes Seifert, welcher in Greifswald Professor der Arzneimittellehre geworden war, wurde B. 1842 als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Greifswald berufen; einen gleichzeitigen Ruf nach Erlangen schlug er aus. B. war damals 43 Jahre alt und hatte noch nie auf dem Katheder gestanden. Mit reichem Wissen, beladen mit Büchern und Abbildungen trat er in die Vorlesung, nachdem er vor jedem Abschnitt erst das Capitel aus A. G. Richter's Chirurgie durchgelesen hatte. Der praktische Unterricht wurde an den 20 Betten der Klinik, zum größeren Theile aber in den Häusern der armen Stadtkranken abgehalten, wobei B. mit seinen Studenten von Haus zu Haus lief; langsam gehen hat er überhaupt nie gelernt. Nebenbei hatte er eine große Hauspraxis, auch auf dem Lande, was mit vielen Strapazen verbunden war. Dabei stets offenes Haus für Collegen und Studenten. Sein Wissensdrang führte ihn zwischendurch nach Berlin zu Schönlein und Dieffenbach, dann mehrere Monate nach Wien, um bei Rokitansky pathologische Anatomie und bei Skoda Percussion und Auscultation zu treiben. Wie sehr man ihn in Berlin zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß nach dem Tode Dieffenbach's (1847) eine Reihe angesehener Berliner Aerzte eine Petition an das Ministerium richtete, B. als Nachfolger zu ernennen. Auch wurde er im Winter 1848/49 auf mehrere Monate nach Berlin berufen, um über die Organisation des neu gegründeten Diakonissenhauses Bethanien seinen Rath zu ertheilen. Man hatte ihn bei seinem kirchlichen Sinn für die Leitung der Anstalt ins Auge gefaßt; allein er lehnte ab, da er es nicht durchsetzen konnte, daß die Oberin des Hauses dem Oberarzte untergeordnet und das Krankenhaus, wenn auch in beschränkter Weise, dem Unterricht eröffnet werde. — Als an Dieffenbach's Stelle Bernh. Langenbeck aus Kiel trat, erhielt er nach dort und zugleich nach Göttingen einen Ruf, wo C. M. Langenbeck auf Wunsch der Regierung den Lehrstuhl für Chirurgie niederlegte und auf die Anatomie beschränkt blieb. Daß man für Göttingen von dem Hannoveraner L. Stromeyer, dem damals schon berühmten Professor der Chirurgie in Freiburg, Abstand nahm, soll auf dem Wunsch beruht haben, in die Facultät einen verträglichen Collegen zu bekommen, welcher auf den alten Langenbeck die nöthige Rücksicht nahm. Stromeyer selbst vermuthete, daß der König ihn nicht gewollt habe, weil er dessen Dienst verlassen hatte. B. siedelte im Frühjahr 1849 nach Göttingen über. Ein neues Hospital war nach dem Vorbilde des Stadthannoverschen Krankenhauses in Linden im Bau, aus Rücksicht auf Langenbeck auf einem ganz

versumpften Untergrund, und wurde 1851 eingeweiht. Der 50jährige, litterarisch ganz unbekannte B. trat in einen Kreis hochberühmter Männer und hatte die Charakterstärke, öffentlich zu zeigen, daß er von ihnen lernen könne. In den beiden ersten Jahren saß er als ordentlicher Professor mit den Studenten auf der Schulbank in den Vorlesungen des Physiologen Rud. Wagner, des Chemikers Wöhler und des Physikers Wilh. Weber. Um bei Listing Optik zu hören, ermöglichte er das Zustandekommen dieses Collegs. Als Ruete nach Leipzig ging (1855), übernahm B. auch die Augenheilkunde, und wurde wiederum zum Schüler, um sich von dem jungen Albr. v. Graefe in Berlin in die Fortschritte der Ophthalmologie einführen zu lassen. 1867 gab er die Augenkranken an Schweigger ab. Von Göttingen aus nahm er fast regelmäßig an den Versammlungen der Naturforscher und seit 1872 an denen der neugebildeten Deutschen Gesellschaft für Chirurgie in Berlin theil, wo er die Idee anregte, daß die Gesellschaft ein eigenes Haus für Sitzungen und Bibliothek erhalte. Er wurde 1875 pensionirt. 80 Jahre alt, suchte er, wie er mir schrieb, „seine Lebensarbeit in einer deutschen Uebersetzung des Galen, die schon über die Hälfte vollendet ist, eine Arbeit von fünf Jahren; möchte ich die Untersuchung zu Ende führen können". Noch immer nahm er als Greis mit der Begeisterung eines Jünglings lebhaften Antheil an den Fortschritten der Wissenschaft, las das Centralblatt für Chirurgie und erhielt sich in voller geistiger Frische; seine Handschrift blieb fest. Vereinsamt, aber frei von den Gebrechen des Alters starb B. am 6. September 1883 in Göttingen nach kaum überstandener Lungenentzündung an Altersschwäche, 84 Jahre alt. Außer zwei Töchtern hatte er einen Sohn (Wilhelm), welcher als tüchtiger Chirurg das Stadtkrankenhaus in Danzig leitete.

B. nahm durch sein distinguirtes Aeußere sogleich für sich ein. Der Kopf, in der Regel etwas zur Seite gewendet, war fein geschnitten, die Gesichtszüge edel und das Auge freundlich und geistig belebt. B. war religiös. Ohne sich mit Politik zu befassen, war er patriotisch gesinnt. Er erfreute sich Abends im Familienkreise an der Musik, rauchte nicht und trank keinen Wein. Er ist 45 Jahre lang Hospitalchirurg, darunter 33 Jahre Lehrer gewesen und hat außer seiner Dissertation und einer Vorrede zu Seifert's Materia medica nach dessen Tode selbst nichts drucken lassen. Ein Bericht von ihm über Weichselzopf wurde amtlich veröffentlicht (1843), und Bemerkungen über „Störungen des Blutlaufes durch Halsrippen" sind in meine Arbeit über die Krankheiten des Halses in Pitha-Billroth's Handbuch, resp. in die „Deutsche Chirurgie" aufgenommen. Dieser Mangel an Productionskraft mag zum Theil in seinem Entwicklungsgang begründet liegen. Während eines neunjährigen Studiums hatte B. nur das Bedürfniß gehabt, Wissenschaft in sich aufzunehmen und dabei überall Blumen der Kunst zu pflücken. Dann folgten zwölf Jahre in Danzig mit gleichzeitiger Behandlung medicinischer Hospitalkranken und einer großen Hauspraxis. Damit war die Zeit der vollen Jugendkraft verstrichen, ohne daß er sich streng daran gemacht hatte, die eine oder andere naturwissenschaftliche Methode beherrschen zu lernen und sich voll und ganz auf die Chirurgie zu concentriren. Was dann im Beginn der akademischen Carrière dem 43jährigen Professor, der noch immer die Hauspraxis beibehielt, an Durchbildung in den Hülfsfächern fehlte, war zeitlebens nicht mehr nachzuholen, und deshalb blieb B. hinter seinen Fachcollegen, welche die moderne deutsche Chirurgie ins Leben riefen, zurück. Statt dessen entwickelte sich sein Talent für Reception in eminenter Weise. Alles Neue regte ihn an, überall suchte er Belehrung, gleichviel von Alt oder Jung; er las fortwährend, von frühem Morgen an. Aber auf dieses reich angesammelte Wissen weiter zu bauen, nachzugrübeln, daraus neue

Gedanken zu entwickeln, war ihm versagt; es betrübte ihn auch nicht. Seine Kenntnisse der Litteratur und Geschichte der Chirurgie waren phänomenal; er gelangte dabei u. a. zu der Ansicht, daß der Eintritt Deutschlands in den großen Fortschritt der Chirurgie von Schreger an mit dessen Beobachtungen über die subcutanen Schleimbeutel (1825) datire. B. besaß wol die größeste chirurgische Privatbibliothek in Deutschland und stellte diesen Bücherschatz mit seinen reichen Erfahrungen Schülern und Fachgenossen von nah und fern verschwenderisch zur Verfügung. Durch diese stille Wirksamkeit hat er sich um die Entwicklung der Wissenschaft verdient gemacht und dafür einen besonderen Dank von Prof. Roser in Marburg in der Vorrede seines Handbuchs der anatomischen Chirurgie geerntet (1859). Sein Wunsch, die Bibliothek in den Besitz der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie übergehen zu lassen, scheiterte an der Platzfrage. — B. las über allgemeine und specielle Chirurgie, Fracturen und Luxationen (publicum), Operationslehre, Augenheilkunde und in den 60er Jahren über Geschichte der Chirurgie; auch hielt er Operationscurse ab. In seinen Vorlesungen, wo, wie üblich, nachgeschrieben wurde, war die Gelehrsamkeit vorherrschend; von Hippocrates an wurden die Ansichten aller berühmten Chirurgen wiedergegeben. Dadurch, wie durch sprunghaften Vortrag büßte das entworfene Bild an Klarheit ein. Von großer Lebhaftigkeit war B. in der Klinik und beschäftigte sich eingehend mit den Studenten. Eine gewisse Hast zeigte sich bei den Operationen. Aus seiner Jugend, wo man keine Narkose kannte, war eine Unruhe zurückgeblieben, so daß er kaum die nothwendige Zeit zur Betäubung abwarten konnte und seine Assistenten hetzte; dieselben hatten ihre Noth, ihn zufrieden zu stellen.

Was hatte nun vier Universitäten veranlassen können, an B. eine Berufung ergehen zu lassen? Das war seine Idealität! Eine solche Begeisterung für die Wissenschaft, ein so unbegrenztes Streben bis ins hohe Alter, wie B. an den Tag legte, war selten; darin war er unerreicht, von Niemand übertroffen. Er packte die Jugend und riß sie durch die Macht seiner Persönlichkeit an sich. Mit seinem universellen Wissen und einer feinen Bildung, gegenüber der Einseitigkeit mancher Collegen, mit seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit ging ein Zauber von ihm aus, sodaß eine große Reihe von Schülern und Kranken mit schwärmerischer Verehrung an dem alten Vater Baum hingen. Wer sich von der Universität her eine wissenschaftliche Begeisterung ins spätere Leben hinübergerettet hatte, also das Beste, was ein Lehrer mitgeben kann, wird in erster Linie B. dafür zu danken haben. Einer der größten Chirurgen seiner Zeit, Theod. Billroth bekannte, daß B. der Erste gewesen sei, welcher den Funken der Begeisterung für das Erhabene und Große in der Wissenschaft in seine noch schwankende Seele geworfen und daß er bei ihm auch gesehen habe, daß es möglich sei, Wissenschaft und Kunst vereint zu bewältigen. Gegenüber diesen Lichtseiten fehlte es in vorgerückten Jahren nicht an Schatten. Man hätte erwarten sollen, daß B., da er nichts schrieb, um so mehr mit dem Wort für die Wissenschaft eingetreten wäre. Allein im Gegensatz zu seiner scharfen Kritik in Briefen schwang er sich in den vielen von ihm besuchten Versammlungen nie zu einem öffentlichen Vortrage auf und betheiligte sich nur selten an der Discussion, wenn auch immer voll von Anregung und Theilnahme. Ihm fehlte der freie Mannesmuth. Er hatte Scheu vor Collegen, welche ihm übelgesinnt waren, schwieg lieber, um Niemand eine Ungelegenheit zu machen und wollte es mit Keinem verderben, ließ sich daher leicht zu Schmeicheleien verleiten. Diese Glätte, vereint mit einem allzu häufigen Hervortreten religiöser Anschauungen und Betonen moralischer Würde hat Manchen abgestoßen. Dazu gesellte sich ein oft blitzartiger Wechsel im Temperament, ein fast willenloses

Sich-hingeben in Stimmungen, sodaß er Kranke und Schüler in dem einen Augenblick tief verletzen konnte und im anderen, um Entschuldigung bittend, sie umarmte und küßte. Dadurch konnte man irre geführt werden, was an ihm echt, was unecht war. Beim Hervorheben dieser Schwächen wird man jedoch mit noch lauterer Stimme hinzufügen müssen, daß Schicksalsschläge am häuslichen Herde mit voller Wucht auf den Charakter eines Menschen einwirken können. Und doch war der Kern seiner Seele wahr; er wußte, daß in früherer Zeit die Chirurgen den Pfad der Wahrheit oft verlassen hatten, daß selbst sein Freund Dieffenbach nicht gern von seinen Unglücksfällen sprach. Als ich als Assistent bei einer fluctuirenden, pulsirenden Geschwulst am unteren Ende des Oberschenkels ihn zunächst von einem Einschnitt zurückgehalten und die Diagnose auf Markschwamm gestellt hatte, während er ein Aneurysma der Art. poplitea annahm und die Femoralis unterband, wurde er nicht müde, in der Klinik immer wieder hervorzuheben, daß seine Diagnose unrichtig gewesen sei. Der zu seiner Zeit für Hospitalhygiene noch darniederliegende Sinn fehlte auch ihm; die Reinlichkeit ließ zu wünschen übrig. Sein Verhältniß zu den Assistenten wich von demjenigen an modernen Kliniken ab. Lehrer konnte er aus ihnen nicht bilden, da er selbst zu spät in die akademische Carrière eingetreten war und sich an den Detailforschungen nicht betheiligte. Er gewährte ihnen zu wenig Selbständigkeit: selten überließ er ihnen das Messer, ließ u. a. Nachts frisch aufgenommene Armluxationen vor sein Bett zur Einrenkung bringen, kam Nachts, von einer Reise zurückgekehrt, direct ins Spital, um bei einer operirten Hasenscharte die umschlungene Naht zu entfernen. Im Verhältniß zu seiner langen Lehrthätigkeit ist die Zahl der von ihm veranlaßten Arbeiten eine geringe geblieben; dann aber war er auch unermüdlich, seine Schüler mit Rath und Litteratur zu unterstützen, wobei er großen Werth darauf legte, daß stets nach Originalschriften und nicht nach Citaten gearbeitet wurde. Als Baum's Schüler nennt Billroth sich selbst (nach den beiden ersten Studienjahren in Göttingen), Lohmeyer und mich. Mittheilungen aus seiner Klinik sind von seinem Sohn, Saxer, Scholz, Prof. Krause, J. Rosenbach, Schröder, Stubenrauch, Isermeyer und mir veröffentlicht. — Baum's Verdienst ist es, als einer der ersten in Deutschland den Luftröhrenschnitt bei Croup gemacht zu haben (im J. 1848 in Greifswald fünf Fälle), zu einer Zeit, wo Dieffenbach diese Indication in seiner operativen Chirurgie nur obenhin erwähnte. B. ist seitdem ein entschiedener Verfechter dieser Operation gewesen, was häufig in Vergessenheit gerathen ist. Bei manchem Fortschritte der Chirurgie folgte er dem Entdecker gleichsam auf dem Fuße, wie bei Anwendung der Drainage, Digitalcompression und Flexion bei Aneurysmen, Injection von Eisenchlorid bei gewissen Aneurysmen, Behandlung der Elephantiasis arabum mittelst Ligatur der Hauptarterie, Tracheotomie bei strumöser Tracheostenose u. A. Aber durch eigene Forschung ist von ihm kein Fortschritt ausgegangen.

Ed. Rose, Nekrolog, Deutsche Zeitschr. f. Chirurgie, Bd. 19. — Th. Billroth, Nekrolog, Archiv f. klin. Chirurgie, Bd. 30. — K. E. Hasse, Erinnerungen aus meinem Leben. Als Manuscript gedruckt. Braunschweig 1893.

Georg Fischer.

Baumann: Ernst B. wurde 1871 in Brieg geboren. Er studirte Naturwissenschaften und trat nach seiner Promotion 1893 in den Dienst der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes. Er kam nach der Station Misahöhe in Togo und studirte dort mit großem Eifer die Fauna und Flora. Er brachte eine reichhaltige Sammlung zoologischer, botanischer und namentlich auch ethnographischer Gegenstände zusammen und machte sich um die Kartographie des Togolandes sehr verdient. Leider war es ihm nicht vergönnt mit der

wissenschaftlichen Bearbeitung seiner ausgezeichneten Sammlungen über die Anfänge hinauszukommen. 1895 trat er, um seiner Militärpflicht zu genügen, seine Heimreise an. In Madrid erkrankte er an der Malaria. Nachdem er anscheinend wiederhergestellt war, reiste er weiter, wurde jedoch schon auf der Reise durch Frankreich wieder krank und mußte sich in Köln in das Hospital begeben, wo er am 4. September 1895 an Herzschwäche starb.

W. Heß.

Baumann: Oskar B., Afrikareisender, wurde am 25. Juni 1864 als Sohn eines Bankbeamten in Wien geboren. Auf der Wiener Universität hörte er geographische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und übte sich, mit dem Wunsch, sich in den Dienst der geographischen Forschung stellen zu können, auf dem Wiener militärgeographischen Institut im Aufnehmen und Zeichnen von Karten. Im heimathlichen Hochgebirge stählte er nicht nur seine schon von Natur sehr kräftige Constitution, sondern auch Willenskraft und Wagemuth für künftige schwere Aufgaben. Schon als Neunzehnjähriger machte er 1883 eine erfolgreiche Reise nach Montenegro und Albanien, und als Einundzwanzigjähriger wurde er 1885 der von O. Lenz geführten österreichischen Kongo-Expedition beigeordnet. Seitdem hat ihn Afrika nicht wieder losgelassen. Am oberen Kongo schwer erkrankt, mußte B. allein zurückkehren. Dabei vollendete er die erste Kartenaufnahme des Kongo und besuchte die im Guineagolf liegende Insel Fernando Póo, worüber seine grundlegende Arbeit „Fernando Póo und die Bube“ (Wien 1887) berichtet. 1888 vollendete B. seine naturwissenschaftlichen Studien in Leipzig und promovirte daselbst zum Doctor. Unmittelbar danach folgte er der Einladung Dr. Hans Meyer's, ihn nach Ostafrika zu begleiten. Die Expedition hatte das centralafrikanische Runsoro-Schneegebirge zum Ziel, scheiterte aber am arabischen Aufstand. Nach der erstmaligen Durchforschung Usambaras fielen die Reisenden in die Gefangenschaft Buschiri's und retteten nichts als die Tagebücher und Kartenaufnahme. Daraus entstand Baumann's Buch „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes“ (Wien 1890). Auf diese Arbeit hin wurde B., nachdem er 1889 eine zweite Reise in die montenegrinischen Berge ausgeführt hatte (Mittheil. d. k. k. Geograph. Gesellsch., Wien 1889 u. 1890) von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wieder nach Usambara entsendet, um Vorarbeiten für wirthschaftliche Unternehmungen zu machen. Er erfüllte diesen Auftrag vorzüglich und publicirte darüber die werthvolle Monographie „Usambara und seine Nachbargebiete“ (Berlin 1891) mit einer großen Karte des Landes.

1891 wurde B. vor die Hauptaufgabe seines Lebens gestellt: das deutsche Antisklaverei-Comité betraute ihn mit der geographischen und wirthschaftlichen Erforschung des südlichen Victoriasee-Gebietes. Der noch nicht Dreißigjährige entledigte sich des Auftrages 1891—93 mit glänzendem Erfolg. Durch die Massaisteppe auf neuen Routen zum Victoriasee vorgedrungen, bereiste er zum ersten Mal die sagenhaften Königreiche Ruanda und Urundi und erforschte das Quellgebiet des Kagera. Hat sich auch später herausgestellt, daß der von ihm entdeckte Kagerazufluß nicht die eigentliche Nilquelle ist, wie B. glaubte, so thut dies doch der Bedeutung seiner im übrigen außerordentlich ergebnißreichen Reise gar keinen Abbruch. Baumann's hierüber veröffentlichtes Werk „Durch Massailand zur Nilquelle“ (Berlin 1894) gehört zum besten, was die wissenschaftliche Afrikalitteratur besitzt.

1895 ist der Unermüdliche schon wieder in Ostafrika geographisch thätig, indem er im Auftrag des Vereins für Erdkunde zu Leipzig den Sansibar-Archipel bereist und kartographisch aufnimmt. Obwol von dem seit Jahren immer wiederkehrenden Klimafieber dem Tod nahegebracht, hat er doch auch diese

Arbeit innerhalb der nächsten Jahre vollendet: „Der Sansibar-Archipel“ (Wissenschaftliche Veröffentlichungen d. Vereins f. Erdkunde zu Leipzig 3. Bd., 1896, 1897, 1899).

Inzwischen war B. 1896 zum österreichischen Consul in Sansibar ernannt worden. Aber es war ihm nur kurze Zeit beschieden, seine in hartem Kampf gesammelten Erfahrungen seinem Heimathland nutzbar zu machen. Sein vom Tropenklima geschwächter Organismus hielt einem erneuten schweren Krankheitsanfall nicht mehr Stand; am 12. October 1899 starb er, erst 35jährig, nach qualvollen Leiden in seiner Vaterstadt Wien.

B. hatte bei allen seinen Reisen nur e i n Ziel vor Augen: Förderung und Erweiterung der geographischen Kenntniß. Die coloniale Bewegung berührte ihn, den Oesterreicher, innerlich nur wenig, obwol er mitten darin stand und oft für coloniale Körperschaften thätig war. Aber die deutsche Colonisation hat große Vortheile aus seinen Arbeiten gezogen. Die wirthschaftliche Entwicklung in Usambara ist vor allem seinen dortigen Untersuchungen zu verdanken. Das wichtigste seiner Forschungen war ihm immer die Kartenaufnahme; die vom Obersten v. Sternegg übernommene Aufnahmemethode entwickelte er in Anpassung an die afrikanische Reiseart zu einer hohen Vollkommenheit und ließ sich in der Aufnahmearbeit durch kein Hinderniß, keine Krankheit unterbrechen. Auf Nachtmärschen mit der Handlaterne und bei Durchzügen durch feindliche Volksmassen mit dem Gewehr im Arm, las er ununterbrochen Compaß und Uhrzeiten ab und notirte Beobachtetes. An seiner Willensenergie brachen alle Widerstände. „Bwana Kivunja“, der Zerbrecher, hieß er beim ostafrikanischen Neger mit Recht. In der Behandlung des Negers war er ein Meister. Auch auf dem Gebiet der physischen Geographie und der Ethnographie zeichnen sich seine Arbeiten durch reiche Beobachtung und größte Zuverlässigkeit aus. Seinen Büchern wie seinen Vorträgen ist ein Grundzug von Sachlichkeit eigen, der in der Darstellung oft an Nüchternheit grenzt, aber doch durch den Inhalt des Erlebten und Gesehenen außerordentlich fesselt. B. war ein Mann der sorgsam geplanten und mit eiserner Zähigkeit durchgeführten That, aber in der harten Brust schlug ihm ein warmes Herz. Einen liebevolleren Sohn seiner Mutter hat es nicht gegeben. Das darf nicht vergessen werden, wenn man seinen Charakter verstehen will.

Biographische Abrisse über Baumann schrieben: O. Lenz (in: Die Zeit, 21. October 1899), Hans Meyer (in: Koloniale Zeitschrift 1900, Nr. 1), M. Haberlandt (in: Neue Freie Presse, 14. October 1899, u. in Abhdlgn. d. k. k. Geogr. Gesellsch. in Wien, 2. Bd. 1900, Nr. 1) u. A. H a n s M e y e r.

Bäumer: Th. H e i n r i c h B., Bildhauer, geboren in Warendorf in Westfalen am 25. Februar 1836, † am 26. April 1898. B. kam als Sohn eines Bildhauers wie von selbst zu seinem künstlerischen Beruf, in dem er es, ohne die Anleitung eines Meisters zu genießen, zu einer geachteten Stellung brachte, so daß er eine Zeit lang mit unter den ersten Vertretern der älteren Dresdner Bildhauerschule des 19. Jahrhunderts genannt wurde. Seine Hauptwerke sind eine lebensgroße Figur des Salomo für das Mausoleum des Prinz-Gemahl von England, die Gestalten von Zeus und Prometheus für das kgl. Hoftheater in Dresden, die Marmorgruppe: „Venus droht Amor die Flügel zu stutzen“ in den Anlagen der Dresdener Bürgerwiese und die Brunnenfigur der Zittavia in Zittau. Kurz vor seinem Ende schuf er eine überlebensgroße Büste des Königs Albert von Sachsen, die ihm die Ernennung zum kgl. Professor eintrug. Am meisten leistete er in dem Entwerfen kleinerer, genreartiger Figuren und Gruppen, in denen seine Begabung für Anmuth und Schönheit der Linienführung am meisten zur Geltung kam.

Vgl. Anton Bettelheim, Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog III, 265—266. Berlin 1900. H. A. Lier.

Bäumer: Suitbert B., Benedictiner, geboren am 28. März 1845 auf Haus Leuchtenberg bei Kaiserswerth am Niederrhein, † am 12. August 1894 zu Freiburg i. B. Sein Taufname war Johann Adolf. Er besuchte das Gymnasium in Düsseldorf und studirte dann in Bonn und Tübingen zuerst Rechtswissenschaft, nachher Theologie. Von Tübingen aus lernte er auf einer Reise das Kloster Beuron kennen, das erst vor wenigen Jahren gegründet war und damals erst sechs Mönche zählte. Hier entschloß er sich zum Eintritt in den Benedictinerorden und wurde am 5. Januar 1865 in Beuron als Novize eingekleidet, wobei er den Klosternamen Suitbert erhielt. Am 5. October 1866 legte er die Ordensgelübde ab, empfing am 3. Juni 1869 die Priesterweihe und wurde dann im Kloster als Bibliothekar und als Lector für Kirchenrecht und Exegese beschäftigt. Im J. 1875 begab sich B., als infolge des Culturkampfs die Mönche von Beuron zur Auswanderung genöthigt waren, in das neugegründete Kloster Maredsous in Belgien; einige Zeit hielt er sich auch in England auf als Subprior zu Erdington bei Birmingham, von wo er als solcher wieder nach Maredsous zurückberufen wurde. Hier gab er sich mit Eifer liturgischen und patristischen Studien hin und leitete als gelehrter Beistand der liturgischen Druckerei von Desclée in Tournay die Drucklegung der dort erschienenen Ausgaben des Römischen Breviers (1882) und des Benedictiner-Breviers (Breviarium monasticum, 1884), des Missale und des Rituale und einer neuen Ausgabe der Vulgata (1885). Im J. 1890 kehrte er nach Beuron zurück, ebenfalls in der Stellung des Subpriors, wo er aber schon nach wenigen Jahren seiner Thätigkeit entrissen werden sollte. Im Frühjahr 1894 erkrankte er schwer, nach Vollendung seiner „Geschichte des Breviers", da ein ererbtes Herzleiden durch die fortgesetzte Ueberanstrengung acut geworden war; nach eingetretener Besserung wurde er zur völligen Herstellung seiner Gesundheit in das Haus der Barmherzigen Schwestern nach Heitersheim bei Freiburg gesandt, von dort nach Eintritt eines heftigen Rückfalles in das Mutterhaus derselben nach Freiburg gebracht, wo er sein schmerzhaftes Leiden mit großer Geduld ertrug und am 12. August 1894 starb. Sein Leib ruht in der Klostergruft zu Beuron. — Die litterarische Thätigkeit P. Bäumer's beginnt mit der aus den Vorarbeiten zur Ausgabe des Römischen Breviers hervorgegangenen, den kritischen Apparat bietenden Schrift: „Breviarii Romani editio nova Tornacensis 1882, collata Vaticanae Urbano Papa VIII. evulgatae 1632" (Tournay 1882). Seine übrige sehr reichhaltige litterarische Thätigkeit, die in die Jahre 1886—1894 fällt, bewegt sich größtentheils auf liturgischem Gebiete, und zwar zunächst auf dem der Geschichte des Breviers, auf welchem Gebiete er in umfassendster Weise die ganze Litteratur beherrschte, wie er sich auch aus der Durchforschung von deutschen und ausländischen Bibliotheken und ihren handschriftlichen Schätzen ein großes Material gesammelt hatte. Nach einer Reihe von Vorarbeiten, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren („Ein Beitrag zur Erklärung von Litaniae und Missae in Capp. 9—17 der heiligen Regel", Studien u. Mittheilungen aus dem Ben.-Orden, 1886, II, S. 285—294; „Einfluß der Regel des h. B. Benedict auf die Entwicklung des römischen Breviers", Studien u. Mittheilungen 1887, S. 1—18, 157—175; „Laudes und Vesper", Katholik 1887, I, S. 384—404; 1888, I, S. 166—183, 297—312, 400—416; „De officii seu cursus Romani origine", Studien u. Mittheilungen 1889, S. 364 bis 397; „Zur Geschichte des Breviers", Katholik 1889, I, S. 390—411, 513—534, 617—642; 1890, II, S. 385—408, 511—528; 1891, I, S. 53

bis 69, 139—148; II, S. 314—332, 413—433, 528—550), arbeitete er endlich als Frucht seiner langjährigen Studien das umfassende und umfangreiche Werk aus: „Geschichte des Breviers. Versuch einer quellenmäßigen Darstellung der Entwicklung des altkirchlichen und des römischen Officiums bis auf unsere Tage“ (Freiburg i. B. 1895), dessen Erscheinen er nicht mehr erlebte. Von anderen liturgischen Arbeiten sind zu nennen: „Das Fest der Geburt des Herrn in der altchristlichen Liturgie. Epiphanie oder Weihnachten?“ (Katholik 1890, I, S. 1—25); „Blick auf die Geschichte der Liturgie und deren Literatur im 19. Jahrhundert“ (Histor. Jahrbuch 1890, S. 44—76); „Das Stowe-Missale aufs neue untersucht“ (Zeitschr. f. kath. Theologie 1892, S. 446—490); „Ueber das sogenannte Sacramentarium Gelasianum“ (Histor. Jahrbuch 1893, S. 241 bis 301); „Der Micrologus ein Werk Bernold's von Konstanz“ (Neues Archiv d. Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde, 1893, S. 429—446); dazu eine Anzahl von Artikeln im Freiburger Kirchen-Lexikon, davon die umfangreicheren: „Hymnus“ (VI. 519—552); „Kirchensprache oder liturgische Sprache“ (VII, 638—668); „Kreuz“ (VII, 1054—1088). Andere Arbeiten sind der Geschichte seines Ordens gewidmet, darunter besonders die Monographie: „Johannes Mabillon. Ein Lebens- und Literaturbild aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert“ (Augsburg 1892); zuvor im ersten Entwurf in einer Reihe von Artikeln in den Historisch-politischen Blättern mitgetheilt (Bd. 105 u. 106, 1890). Dahin gehören weiter die Aufsätze: „Die Cluniacenser im 10., 11. u. 12. Jahrhundert“ (Hist.-polit. Blätter, Bd. 103, 1889, S. 337—352; 420—442); „Bedeutung der Klosterreform von Cluny“ (Hist.-polit. Blätter, Bd. 103, S. 489—508; vgl. auch seinen Artikel: „Hugo der Große, Abt von Clugny“, im Kirchen-Lexikon, 2. Aufl., VII, 372—382); „Die Benedictiner-Martyrer in England unter Heinrich VIII.“ (Studien u. Mittheilungen 1887, S. 502—531; 1888, S. 22—38, 213—234); „Der Klostersturm in England unter Heinrich VIII.“ (Zeitschr. f. kath. Theologie 1889, S. 461—505). Der unter den Protestanten entbrannte Streit um das Apostolicum veranlaßte die zuerst für den „Katholik“ bestimmte, wegen des größeren Umfangs aber als Buch veröffentlichte Schrift: „Das Apostolische Glaubensbekenntniß. Seine Geschichte und sein Inhalt“ (Mainz 1893). Weitere größere litterarische Pläne, eine Bearbeitung der vom Papste ausgeschriebenen Preisaufgabe über die Thätigkeit Gregor's des Großen für die Liturgie, und eine seit Jahren geplante Geschichte der theologischen Litteratur, konnte er nicht mehr zur Ausführung bringen. Zahlreiche Recensionen schrieb er auch für den Literarischen Handweiser und die Literarische Rundschau.

Bruno Albers in den Studien und Mittheilungen aus dem Ben.-Orden, 1894, S. 721 f. — Katholik 1894, II, S. 208—210. — Rep. Ganter im Literarischen Handweiser 1894, S. 345—350. — Lebensbild vor der Geschichte des Breviers, S. XIII—XX. — Ursmer Berlière in der Revue Bénédictine 1894, p. 481—499. — (Porträt vor der Gesch. d. Breviers.)

Lauchert.

Bäumer: Wilhelm B., Architekt, geboren am 18. April 1829 zu Ravensburg, † am 4. November 1895 zu Straßburg. Seine erste Ausbildung erhielt derselbe in der polytechnischen Schule in Stuttgart und arbeitete dann in der Praxis auf verschiedenen Baubureaus, 1854 ging er nach Paris, um sich auf der Ecole des Beaux Arts weiterzubilden; dort wurde er durch mehrere Preise ausgezeichnet. 1858 erhielt er eine Professur an der polytechnischen Schule in Stuttgart, wo für ihn eine ersprießliche Lehrthätigkeit begann; er führte seine Schüler besonders auch in die Baugeschichte ein, zu welchem Behuf er vielfach Excursionen veranstaltete. Als Resultat dieser Reisen entstanden

gewöhnlich artistische Publicationen, welche die Schüler selbst autographirten. 1863 gründete B. mit dem Zeichner Schnorr die in sechs Sprachen verbreitete „Gewerbehalle“, von welcher 1870 20 000 Exemplare gedruckt wurden. Durch seine Bemühungen entstand auch im J. 1869 in Stuttgart eine Kunstgewerbeschule, deren erster Vorstand er war. Zu dieser Zeit beschäftigte ihn lebhaft die Concurrenz zum Wiener Nordbahnhof, wobei er als Sieger hervorging und die Ausführung erhielt. Nach Wien übergesiedelt, entfaltete der rührige Mann dort eine überaus umfangreiche Thätigkeit, welche aber nachtheilige Folgen für seine Gesundheit mit sich brachte. 1874 nach Stuttgart zurückgekehrt bewarb er sich wieder um eine Lehrstelle, und es gelang ihm nach einigen Jahren privater Thätigkeit, die Directorstelle am Polytechnikum in Karlsruhe zu erhalten. Nach fünf Jahren war er aber genöthigt diese Stelle niederzulegen und im Schwarzwald Erholung zu suchen. Dort im Bade Freiersbach gründete er eine gewerbliche Fortbildungsschule und nahm dann 1884 seinen Wohnsitz in Straßburg, wo er kurze Zeit auch als Privatdocent an der Universität Vorlesungen hielt, im übrigen als Privatarchitekt und Zeichenlehrer wirkte.

In der Mehrzahl seiner Stuttgarter Bauten zeigt B. einen entschiedenen Einfluß seiner auf der Ecole des Beaux Arts gewonnenen Eindrücke, welche Richtung damals die classicistische Renaissance mit gräcisirenden Details bevorzugte. Auch auf das Kunstgewerbe suchte er diese Richtung zu übertragen. Daß er auch in fremde Stile sich einzuleben verstand beweist die von ihm ausgeführte sogenannte Damascener Halle der k. Wilhelma in Cannstadt.

B. war vielfach auch litterarisch thätig; außer vielen Aufsätzen in die „Gewerbehalle“ und andere bautechnische Zeitschriften, schrieb er: „Das bürgerliche Wohnhaus bei den Griechen und Römern, im deutschen Mittelalter usw.“ (Stuttgart 1862), „Das ehemalige Lusthaus in Stuttgart“ (1869), „Ueber römische Bäder, gewidmet zur 400jährigen Jubiläumsfeier der Eberhard Karl-Universität zu Tübingen“ (Wien 1877). Max Bach.

Baumgarten: Gottlob August B.-Crusius, Vater des bekannten Jenenser Theologen Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius (1788—1842), Regierungs- und Consistorialrath zu Merseburg, ein seiner Zeit vielgenannter Theologe streng lutherischer Richtung, wurde am 1. April 1752 zu Penig als zweiter Sohn eines Volksschullehrers geboren. Der früh (1759) verstorbene Vater hinterließ die Wittwe mit drei jungen Kindern in so dürftigen Umständen, daß der siebenjährige Gottlob August durch Arbeit bei einem Leineweber den täglichen Unterhalt verdienen helfen mußte. Im J. 1760 ging die Mutter eine zweite Ehe ein mit dem siebzigjährigen Oberpfarrer in Mittweida M. Christoph Crusius, der in den folgenden zehn Jahren bis an seinen Tod sich der Stiefkinder auf das treueste annahm; ihm zu Ehren fügte Gottlob August seinem Familiennamen den seines Stiefvaters bei. Von 1764—1769 besuchte er die Fürstenschule zu Grimma, der er außer der Anregung zu geschichtlichen Studien eine große Fertigkeit in der lateinischen Sprache und in der Dichtkunst verdankte; noch als sechzigjähriger Mann übersetzte er die Psalmen unter Verwendung verschiedener Metren in lateinische Verse. Im J. 1769 bezog er die Universität zu Leipzig, um unter Christian August Crusius und besonders unter dem ihm später nahe befreundeten Johann August Ernesti Theologie zu studiren. Aber schon 1770 wurde ihm sein Stiefvater durch den Tod entrissen, und zum zweiten Male versank die verwittwete Mutter in völlige Mittellosigkeit. Der Sohn mußte sich seinen Unterhalt durch Druckcorrecturen erwerben; vielfache Entbehrung und Ueberarbeitung legten den Grund zu bleibender Kränklichkeit. Gleichwol fand er Zeit zu seinen ersten schriftstellerischen Leistungen auf geschichtlichem Gebiet. Nach zweijähriger Wirksamkeit als Haus-

lehrer beim Kreishauptmann v. Gersdorf erhielt er 1774 die Patronatspfarrei zu Kleinzschocher und Großmiltitz bei Leipzig; seine Mutter und seine Schwester zogen zu ihm. Hier verheirathete er sich 1776 mit der Tochter des Pfarrers Löwe in Eythra; die Ehe war mit zwölf Kindern gesegnet, von denen vier Söhne und eine Tochter den Vater überlebten. Im J. 1780 holte er das Candidatenexamen in Dresden nach und wurde sofort zum Diakonus an der Kreuzkirche daselbst berufen; das Kirchengebäude lag seit dem siebenjährigen Kriege in Trümmern, so hatte er in der evangel. Hofkirche zu predigen. Sein Ruf als Prediger und wissenschaftlich tüchtiger Theologe verschaffte ihm 1787 die Berufung zum Stiftssuperintendenten, Consistorialassessor und Inspector des Gymnasiums zu Merseburg; 1789 promovirte er in Leipzig zum Doctor der Theologie. Als 1815 durch die Theilung Sachsens Merseburg an Preußen gefallen war, wurde er (1816) zum Regierungs- und Consistorialrath zu Merseburg und zum Mitgliede der Regierung in Magdeburg ernannt. Doch schon am Ende desselben Jahres starb er nach kurzer Krankheit. — In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich, ohne seine streng confessionelle Stellung zu ändern, an die Brüdergemeinde angeschlossen. In seinen mehrfachen Verwaltungsämtern wird er als ein sehr pflichttreuer Arbeiter, gegen seine Untergebenen als ein sehr wohlwollender und gerechter Vorgesetzter geschildert. Als wissenschaftlicher Theologe und Prediger erfreute er sich eines hohen Ansehens, und sein Charakter wird als höchst ehrenwerth und unbedingt zuverlässig gerühmt.

Schriften: „Elementa historiae singularum Europae ac Germaniae in primis rerum publicarum insigniorum“ (Lipsiae 1772); „Elementa historiae antiquae“ (1775); „Unterricht vom Eide und Warnung für Meineid“ (1779, in der Theologischen Zeitschrift von Zeller [in Zeitz]); „Zwo Predigten im Lager zu Leipzig gehalten“ (1780); „Predigten über die sämmtlichen Sonn- und Festtagsevangelien, in Dresden gehalten“ (1788); „De lege Mosaica“ (1789); „Schrift und Vernunft für denkende Christen“ (erster Band 1793, mit Widmung an den König von Preußen, theilweise ins Holländische und Schwedische übersetzt, 1797 in sechs Bänden vollendet); eine satirische Schrift: „Filantropin für Pferde, in einem dem Geiste unseres aufgeklärten Jahrhunderts angemessenen Plane vorgetragen von Hypofilos, der Weltweisheit Doctor u. s. w., Deutschland, in allen Filantropinen zu haben“ (1795); „Einer ist euer Meister, Christus“ (Abhandlung in Köthe's Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit, 1816).

Leben des Kön. Preuß. Regierungs- und Consistorialraths, Stiftssuperintendenten zu Merseburg, D. Gottlob August Baumgarten-Crusius, beschrieben von Detlev Carl Wilhelm Baumgarten-Crusius, Conrector der Kreuzschule zu Dresden. Dresden 1820. E. Chr. Achelis.

Baumstark: Anton B., Professor der Philologie, geboren am 14. April 1800 zu Sinzheim bei Baden, † am 2. Februar 1876 zu Freiburg, widmete sich nach Absolvirung des Lyceums zu Rastatt in Heidelberg dem Studium der Philologie. Schlosser, der Historiker, der einem kleinen Kreise auserlesener Schüler in seiner geistvollen Weise griechische und römische Classiker interpretirte, und Creuzer waren die Lehrer, die ihn am stärksten beeinflußten. Ein junger Mann von ausgeprägter Eigenart, wäre er am liebsten jeder Wirksamkeit fern geblieben, die ihn in die Fesseln einer amtlichen Thätigkeit schlug; da aber seine Mittellosigkeit dieses nicht gestattete, unterzog er sich 1824 der Staatsprüfung für das höhere Lehramt, die er glänzend bestand. Die damals in Baden herrschende Richtung war aber der von ihm gewünschten Verwendung an einem Lyceum nicht förderlich. Die Regel war, daß ausschließlich Geistliche — an

katholischen wie evangelischen Lehranstalten — zu fester Anstellung gelangten. Nur provisorisch wurde er, dessen Doctordissertation von reichem Wissen zeugte, durch die Bekanntschaft mit dem freisinnigen Professor Schreiber, 1826 am Lyceum in Freiburg verwendet. Das Prekäre seiner Stellung veranlaßte ihn, in der Schweiz ein geeignetes Unterkommen zu suchen, aber auch hier hatten seine Bemühungen — u. a. bei Fellenberg in Hofwyl — keinen Erfolg; er kehrte nach Freiburg in sein Provisorium zurück, das erst 1829 in ein Definitivum verwandelt wurde, als eine Reihe hervorragender wissenschaftlicher Arbeiten auch den ihm Uebelwollenden die Augen über seinen Werth öffnete. Neben der Stelle des Hauptlehrers an der obersten Classe des Lyceums erhielt er auf Zell's Antrag auch eine Anstellung als Collaborator an dem von diesem begründeten philologischen Seminar an der Universität, wo er sich durch die meisterhafte Handhabung des lateinischen Stils besonders hervorthat. In dieser Zeit entwickelte B. eine umfassende litterarische Thätigkeit in zahlreichen philologischen Zeitschriften und als einer der hervorragendsten Mitarbeiter an Pauly's Realencyklopädie. Als mit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold ein Systemwechsel erfolgte, trat B. eifrig für eine Umgestaltung der Organisation des Gelehrtenschulwesens in Baden, besonders für die Leitung des höheren Unterrichtswesens durch eine weltliche Behörde von Sachverständigen ein. Unmittelbar wirkte B. durch seine dem Geh. Rath Nebenius überreichten Vorschläge auf die 1835 erfolgte neue einheitliche Organisation des Gymnasialwesens. Die Hoffnung, selbst aus dieser Umgestaltung unhaltbarer Zustände Vortheil zu ziehen, erfüllte sich aber nicht. Weder die philologische Professur an der Universität, welche durch Zell's Berufung in den Oberstudienrath erledigt wurde, noch die Direction des Gymnasiums wurde ihm zu Theil. Er mußte an der Universität Feuerbach, am Gymnasium Nokk weichen. Nur die bestimmt ausgesprochene Forderung, seiner Thätigkeit am Gymnasium völlig enthoben und nur noch an der Universität verwendet zu werden, wurde endlich im J. 1848 erfüllt. Von nun an widmete B. sich ausschließlich seinem philologischen Lehramt und seiner ausgedehnten schriftstellerischen Thätigkeit, in der er eine staunenswerthe Vielseitigkeit entwickelte. Sein mit Energie und, wo er es für nöthig hielt, mit der größten Schärfe festgehaltener Standpunkt der Ergründung der Materien bis in ihre letzten Tiefen unter gleichgültiger Behandlung des officiellen Formalismus trug ihm zahlreiche Anfeindungen ein und führte zu heftigen Fehden, denen er nie aus dem Wege ging. Am 15. October 1871 erbat und erhielt er seine Pensionirung. Den Rest seines Lebens widmete B. fast ausschließlich der weiteren Ausgestaltung seiner schon früher mit Eifer betriebenen Forschungen über die Germania des Tacitus. B. war ein ganzer Mann, eckig, knorrig, der seine eigenen Wege ging, ohne den landläufigen Ehrgeiz, gleichgültig gegen amtliche Ehren und Auszeichnungen, voll tiefen Wissens, selbständig in seinem Urtheil, hart im Widerspruch, derb im Ausdruck, unerschütterlich in der offenen Aussprache seiner Ueberzeugung. So lebt er fort im Andenken derer, die ihn kannten und — auch als Gegner — ihn ehren mußten, und in seinen wissenschaftlichen Werken.

Schriften: „Prolegomenorum in orationem Demosthenis adversus Phormionem caput prius sive de litigantium personis ac statu civili“ (Diss. 1826); „De Curatoribus Emporii et Nautodicis apud Athenienses Disputatio“ (1827); „Animadversiones de re tutelari Atheniensium“ (1829); „Caesaris commentarii de bello gallico et civili“ (1828); „Curtii Rufi de gestis Alexandri M. etc.“ (1829); „Die Formen des Perfecti und Supini der lateinischen Zeitwörter“; „Index prosodiacus latinae linguae antibarbarus“ (1830); „Lectiones Tullianae“ (1832); Schulausgabe des Caesar (1832); Uebersetzung des

Caesar (1836); „Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung“ (1840—41); „Orationes latinae virorum recentioris aetatis disertissimorum etc.“ und mehrere kleinere Schriften, darunter ein „Grundriß der alten und neuen Geographie“; „Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter u. s. w. mit einer Einführung von Kirchenrath Paulus“ (1846); „Karl Freiherr v. Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert“ (1846); „Staatslexikon in Einem Bande. Staatswissenschaftliches Handbuch der politischen Aufklärung für die Gebildeten aller Stände. Im Verein mit Anderen herausgegeben“ (1847—52), die drei letzten Werke unter dem Pseudonym Hermann vom Busche. „Zur Neugestaltung des badischen Schulwesens“ (1862); „Fr. A. Wolf und die Gelehrtenschule“ (1864); „Urdeutsche Staatsalterthümer zur schützenden Erläuterung der Germania des Tacitus“ (1873); „Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theiles der Germania des Tacitus“ (1875); „Cornelii Taciti Germania, besonders für Studierende erläutert“ (1876); deutsche Uebersetzung der Germania (1876). Aus seinem Nachlaß herausgegeben: „Ausführliche Erläuterung des besonderen völkerschaftlichen Theiles der Germania des Tacitus“ (1888).

A. Baumstark. Seine Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt, aus seinem Nachlasse herausgegeben und abgeschlossen von seinem Sohne Reinhold Baumstark. 1876. — Badische Biographien I, 48 ff.; III, 211.

v. Weech.

Baur: Franz Adolph Gregor von B., Dr. phil., Forstmann; geboren am 10. März 1830 in Lindenfels (hess. Odenwald), † am 2. Januar 1897 zu München. Er war der zweitjüngste Sohn des mit einem reichen Kindersegen (13 Kinder, darunter 7 Söhne) bedachten großherzogl. hessischen Oberförsters Ludwig B., und da seine 5 älteren Brüder, die wegen hervorragender Begabung und Tüchtigkeit später sämmtlich in ehrenvolle Stellungen aufrückten, studirten, so fehlten — bei dem schmalen Einkommen des Vaters — für ihn die Mittel zum Besuch einer höheren Schule. Er mußte daher bis zu seinem 14. Lebensjahre (1844) mit dem Volksschulunterricht in Lindenfels, später in Groß-Gerau, vorlieb nehmen, brachte es aber, infolge seiner ungewöhnlichen Befähigung und durch eifriges Privatstudium fertig, 1845 in die höhere Gewerbeschule (jetzt polytechnische Hochschule) in Darmstadt aufgenommen zu werden. Bereits im Frühjahr 1848 legte er die Reifeprüfung daselbst als erster unter 17 Candidaten ab. Da sein Herz am Walde hing, wendete er sich dem Studium der Forstwissenschaft zu und bezog zu diesem Zwecke die Universität Gießen. Hier docirten Forstmänner wie Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) und Gustav Heyer (Privatdocent seit Wintersemester 1849/50), sowie der Chemiker von Weltruf Justus v. Liebig (s. A. D. B. XVIII, 589). B. wurde daher nicht nur in ausgezeichneter Weise in die Fachwissenschaft eingeführt und für diese erwärmt, sondern er empfing auch die ersten Anregungen inbezug auf die Bedeutung der Naturwissenschaften und experimentellen Forschung für die Bodencultur. Schon nach einem fünfsemesterigen Studium war er befähigt, in den Herbstferien 1850 die sog. „specielle“ Staatsprüfung (Oberförsterexamen) in Darmstadt abzulegen, wobei er wiederum als erster mit glänzendem Erfolge bestand. Hierauf kehrte er nach Gießen zurück, um seine akademische Ausbildung im Wintersemester 1850/51 mit der Facultäts- bezw. Abgangsprüfung zum Abschlusse zu bringen. Vom Mai 1851 ab folgte zunächst der vorgeschriebene einjährige Acceß bei der Oberforst- und Domänendirection in Darmstadt unter den Auspicien des ihm wohlgesinnten Oberforstrathes G. W. Freiherrn v. Wedekind (s. A. D. B. XLI, 398). Schon in diese Periode fällt, vermuthlich auf dessen Anregung, seine erste größere Abhandlung: „Ueber die

land-, forst- und nationalökonomische Bedeutung der Waldstreu" (v. Wedekind's Neue Jahrbücher der Forstkunde, zweite Folge, 2. Band, 3. Heft, Frankfurt a. M., 1852, S. 282). Das zweite Acceßjahr verbrachte er in der Oberförsterei Lich (Oberhessen), wo er sich von 1852 ab unter Braun's (später Oberforstrath in Darmstadt) Anleitung mit ausgedehnten Vermessungs- und Forsteinrichtungsarbeiten in einigen Gemeindewaldungen beschäftigte. Im Frühjahr 1853 legte er noch die sog. „allgemeine" Staatsprüfung in Darmstadt ab, welche zu allen höheren forstlichen Stellen (über den Oberförster hinaus) in Hessen berechtigte. Er wendete sich dann abermals nach Lich, um im Auftrage des Fürsten von Solms-Hohensolms-Lich dessen in Hessen und Preußen gelegene Waldungen neu zu vermessen und forstlich einzurichten, welche Arbeiten ihn zwei volle Jahre in Anspruch nahmen. Sein Wunsch, nunmehr auch andere Waldungen und Wirthschaften kennen zu lernen, fand rasch Erfüllung, indem er, auf v. Wedekind's Empfehlung, im Frühjahr 1855 (nach zurückgelegtem 25. Lebensjahr) als Professor für die forstmathematischen Disciplinen an die neu errichtete böhmische Forstlehranstalt nach Weißwasser berufen wurde. Hier galt es, sich zunächst in den Lehrerberuf einzuarbeiten und durch wissenschaftliche Arbeiten auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Seine erste größere litterarische Leistung war die Herausgabe der 5. Auflage von G. J. Winkler's (s. A. D. B. XLIII, 449) „Lehrbuch der Geometrie, der ebenen Trigonometrie und Polygonometrie. Zum Gebrauche auf Forst-Academien" ꝛc. (1857), dem später (1866) die 6. Auflage des von demselben Verfasser (1813) verfaßten „Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra zum Gebrauche auf Forst-Academien" ꝛc. folgte. Inzwischen war er, auf Grund einer in das erste Jahresheft von Weißwasser gelieferten Abhandlung „Der Theodolit als Forstvermesser", 1857 in Gießen zum Dr. phil. promovirt worden. Von selbständigen Werken fallen in diese Periode: sein „Lehrbuch der niederen Geodäsie, vorzüglich für Forstwirthe, Cameralisten und Oeconomen, sowie zum Gebrauche auf niederen technischen Lehranstalten" (1858), welches im ganzen (unter etwas verändertem Titel) 5 Auflagen erlebte (2. Aufl. 1871, 3. Aufl. 1879, 4. Aufl. 1886 und 5. Aufl. 1895) und „Anleitung zur Aufnahme der Bäume und Bestände nach Masse, Alter und Zuwachs" (1861), welche unter dem Titel „Die Holzmeßkunde. Anleitung zur Aufnahme der Bäume" ꝛc., in 2. Aufl. 1875, in 3. Aufl. 1882 und in 4. Aufl. 1891 erschien. Die Bedürfnißfrage, bezw. Brauchbarkeit dieser klar geschriebenen und an die mathematische Vorbildung der Leser nur mäßige Anforderungen stellenden, nur etwas zu breit gehaltenen Lehrbücher (was aber damit zu entschuldigen war, daß er in Weißwasser ein weniger vorgebildetes Hörerpublicum vor sich hatte, als später an der Universität) wurde durch diese zahlreichen Auflagen hinreichend erwiesen. Die Verhältnisse in Böhmen gestalteten sich aber nach dem italienischen Kriege (1859) für die Deutschen immer unleidlicher. Zudem besaß B. einen stark ausgeprägten Sinn für seine hessische Heimath. Er gab daher im Frühjahr 1860 seine Professur in Weißwasser auf und kehrte in den hessischen Forstverwaltungsdienst zurück. Nach kurzer Amtirung in der Oberförsterei Schiffenberg (mit dem Wohnsitz in Gießen) wurde er bereits im Herbste 1860 zum Oberförster der großherzogl. Oberförsterei Mitteldick (bei Frankfurt a. M.) ernannt. Nach vierjähriger Thätigkeit daselbst bot sich ihm zum zweiten Male Gelegenheit, den Lehrstuhl zu besteigen, indem ihn die königl. württembergische Regierung 1864 als Nachfolger Fischbach's an die land- und forstwirthschaftliche Akademie Hohenheim berief, welchem Rufe er gern Folge leistete. In dieser Stellung wirkte er als Lehrer und Schriftsteller 14 Jahre lang mit großem Erfolge, seit 1872 zugleich als Vorstand der königl. württembergischen forstlichen Versuchsanstalt, welche er mit ins Leben gerufen

hatte. In diese Periode fallen — abgesehen von den bereits angeführten neuen Auflagen seiner früheren Lehrbücher — in chronologischer Folge nachstehende selbständige Publicationen: „Ueber forstliche Versuchsstationen. Ein Weck- und Mahnruf an alle Pfleger und Freunde des deutschen Waldes“ (1868); „Ueber die Berechnung der zu leistenden Entschädigungen für die Abtretung von Wald zu öffentlichen Zwecken, mit Rücksicht auf die neuere Theorie des Waldbaues der höchsten Bodenrente“ (1869; war bereits 1868 als Hauptabhandlung in der Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Akademie Hohenheim erschienen); „Der Wald und seine Bodendecke im Haushalte der Natur und der Völker“, ein im Königsbaue zu Stuttgart am 13. Februar 1869 vor den Königlichen Majestäten gehaltener populär-wissenschaftlicher Vortrag (1869); „Forstakademie oder allgemeine Hochschule? Ein Beitrag zur forstlichen Unterrichtsfrage“ (1875); „Die Fichte in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form. Unter Zugrundelegung der an der K. Württ. forstlichen Versuchsanstalt angestellten Untersuchungen bearbeitet“ (1877). In Anerkennung seiner Verdienste und wol auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß er einige Berufungen nach auswärts (Aschaffenburg, Karlsruhe und Wien) abgelehnt hatte, wurde ihm 1877 das Ritterkreuz I. Classe des Ordens der Württembergischen Krone, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist, verliehen. Als aber im J. 1878 vier neue forstliche Lehrstühle an der Universität München ins Leben gerufen wurden und ihm die Professur für Holzmeßkunde angetragen wurde, konnte er der verlockenden Aussicht auf einen größeren Hörerkreis 2c. nicht widerstehen und siedelte daher im Herbst obigen Jahres dorthin über. Gleichzeitig mit seiner Professur wurde ihm auch die Leitung der in sein Lehrfach einschlagenden forstlichen Versuchsarbeiten (Ertragsuntersuchungen, Durchforstungsversuche 2c.) übertragen. Von 1883—1888 fungirte er außerdem als Geschäftsvorstand der Kgl. Bayerischen forstlichen Versuchsanstalt, und nach Gustav Heyer's Tod (10. Juli 1883) übernahm er (von 1884 ab) zugleich die Lehrfächer Waldwerthberechnung und forstliche Statik. Seine selbständigen Schriften während dieser letzten Lehrperiode bewegten sich ausschließlich auf dem Gebiete des forstlichen Versuchswesens und der Waldwerthrechnung. Es erschienen: „Untersuchungen über den Festgehalt und das Gewicht des Schichtholzes und der Rinde. Ausgeführt von dem Vereine deutscher forstlicher Versuchsanstalten und in dessen Auftrag bearbeitet“ (1879); „Die Rothbuche in Bezug auf Ertrag, Zuwachs und Form. Unter Zugrundelegung der an der Kgl. Württemberg'schen forstlichen Versuchsanstalt angestellten Untersuchungen bearbeitet“ (1881); „Handbuch der Waldwerthberechnung, mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse der forstlichen Praxis bearbeitet“ (1886); „Formzahlen und Massentafeln für die Fichte. Auf Grund der vom Verein deutscher forstlicher Versuchsanstalten erhobenen Materialien bearbeitet“ (1890).

Neben diesen zum Theil sehr umfangreichen Werken redigirte er nach Dengler's Tod (27. Januar 1866) die namentlich in den Kreisen der Praktiker wegen ihrer vorwiegend praktischen Tendenz sehr beliebte „Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen“, in welche er selbst zahlreiche Originalartikel, Mittheilungen, Notizen und litterarische Berichte lieferte. Von seinen größeren Abhandlungen haben wol die unter dem Titel: „Zur Ehrenrettung des Waldes und seiner Bewirthschafter. Formellose Beiträge zur Rentabilitätsfrage der Waldungen“ erschienenen Aufsätze (Jahrgang 1872, S. 1, 41, 81, 121, 161, 201, 244 und Jahrgang 1873, S. 289), in welchen er mit großer Entschiedenheit gegen die sog. Bodenreinertragstheorie auftrat, das meiste Aufsehen erregt. Vor der Uebernahme der „Monatschrift“ 2c., welche von 1879 ab unter dem Titel „Forstwissenschaftliches Centralblatt“ erschien, hatte B. auch Beiträge in

die „Vereinsschrift für Forst-, Jagd- und Naturkunde, herausgegeben von dem Vereine böhmischer Forstwirthe“ (1859) und in die „Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung“ (Jahrgänge 1858, 1859, 1864 und 1865) geliefert. Ferner betheiligte er sich als Mitarbeiter bei den beiden Sammelwerken: „Das forstliche Versuchswesen“ (1882, von A. Ganghofer) und „Illustrirtes Forst- und Jagdlexikon“ (1888, von H. Fürst); für letzteres lieferte er die Artikel über Holzmeßkunde, Waldwerthrechnung und Forststatik.

Unter den mannichfaltigen ihm bei Lebzeiten zu Theil gewordenen äußeren Ehrungen (Ernennung zum Ehrenmitglied des badischen und des Elsaß-Lothringenschen Forstvereins, zwei Ordensauszeichnungen ꝛc.) verdient noch seine Wahl zum Rector der Universität München für das Studienjahr 1895/96 besonders hervorgehoben zu werden. Sein Tod erfolgte ganz plötzlich infolge eines Gehirnschlags, wenige Monate nach Ablauf seines Rectoratsjahres. Der amtirende Geistliche rühmte in seiner Grabrede sein vom Geiste echter Frömmigkeit, Sinn für alles Gute und Schöne, von deutscher Art und Zucht und zugleich von harmloser Fröhlichkeit durchzogenes Familienleben.

B. muß mit zu den bedeutendsten Forstgelehrten des 19. Jahrhunderts gerechnet werden. Er war ein kenntnißreicher, vielseitig gebildeter Forstmann von unermüdlichem Fleiß, eiserner Energie, rastlosem Streben und schlichtem Wesen. Sein Vortrag als akademischer Lehrer war einfach und klar, vielleicht etwas zu nüchtern, auch gerade nicht zündend; aber ganze Generationen von Hörern haben zu seinen Füßen gesessen und ihm die Grundlage zu ihrer fachlichen Ausbildung zu verdanken. Seine Schreibweise war insbesondere dem Bedürfnisse der Praktiker angepaßt, weshalb er bei diesen einer großen Beliebtheit sich erfreute. Als offene und ehrliche Natur hielt er mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge. Als eifriger Vertreter der Waldreinertragstheorie theilte er in seinen zahlreichen bezüglichen Publicationen sogar recht derbe Keulenschläge gegen die Bodenreinerträgler aus, und da seine Fachcollegen in der Mehrzahl hierzu gehörten, wurde er in manche recht scharfe Fehde verwickelt. Sein Hauptverdienst liegt aber unbestreitbar in der Mitbegründung und Förderung des forstlichen Versuchswesens, für welches er ganz besonders veranlagt war und welches ihm viele werthvolle Forschungen und Arbeiten zu verdanken hat. Schon durch seinen „Weck- und Mahnruf“ wirkte er so bahnbrechend für das Versuchswesen, daß er sich mit Recht als dessen „Vater“ bezeichnen konnte. In der forstlichen Unterrichtsfrage nahm er — erfreulicher Weise — durch Wort und Schrift entschieden den Universitäts-Standpunkt ein.

Schließlich möge noch bemerkt werden, daß er, von frühester Jugend ab bis in sein Alter dem edlen Waidwerk mit Vorliebe zugethan, auch die Jagd, wo sich ihm Gelegenheit hierzu bot, eifrig betrieb. Die jugendliche Frische des Körpers und Geistes, welche er sich bis wenige Tage vor seinem Ableben bewahrte, ist wol ohne Zweifel dieser Gepflogenheit mit zu verdanken.

G. von Schwarzer, Biographien, S. 6. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, III, 1, S. 731, Nr. 856 d, S. 882, Nr. 1211; III, 2, S. 938, Nr. 1555 bbb; IV, S. 15, Nr. 2183, S. 39, Nr. 2242 b, S. 42, Nr. 2267, S. 133, Anmerkung 934, S. 82, Nr. 2478, S. 168, Nr. 2710 b. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III, S. 286, 297, 306, 310, 311 Anmerkung 76, S. 369 Anmerkung 46 und S. 398. — Forstliche Blätter, N. F., 1878, S. 159 (die Besetzung der Münchener Lehrstühle für Forstwissenschaft) und S. 160 (Personal-Nachrichten). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1886, S. 38 (kurze Selbstbiographie in einem Originalartikel „Die neuesten Kundgebungen über meine verschiedene Fragen der Waldwerthberechnung betreffenden Veröffentlichungen“). — Schwappach,

Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, S. 801 u. 814. — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1895, S. 1 (Biographie); 1897, S. 77 (Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1897, S. 90 (Nekrolog; hier findet sich ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner selbständigen Werke und der in periodisch erscheinenden Fachzeitschriften von ihm veröffentlichten Arbeiten). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1897, S. 103 (Nekrolog, von W.) und S. 144 (Berichtigung). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1897, S. 133 (Nekrolog, von Fürst).

R. Heß.

Baur: Gustav Adolf Ludwig B., 1816—1889, Doctor der Philosophie und Theologie, Geheimer Kirchenrath und Professor der praktischen Theologie zu Leipzig, wurde als ältestes von 13 Kindern des Oberförsters im Dorfe Hammelbach im hessischen Odenwalde am 14. Juli 1816 geboren. Des Schulunterrichts wegen kam der Fünfjährige in das Haus des Großvaters mütterlicherseits, eines höheren Beamten in Darmstadt. Als dieser bald darauf starb, siedelte er in die Familie des älteren Bruders seines Vaters, des Gymnasiallehrers (Subconrectors, später Professors) Karl Baur über, der mit der einzigen Schwester seiner Mutter verheirathet war. Elternhaus und Elternliebe wurden dem Förstersohne dort reich ersetzt. Die erziehlichen Einflüsse auf das Gemüthsleben und die Geistesrichtung des jungen B. lassen sich von früher Jugend her mit seltener Vollständigkeit nachweisen. Der Vater und der Oheim hatten einst als freiwillige Jäger in den Befreiungskriegen gefochten, und die begeisterten Erinnerungen an die große Zeit erfüllten das Herz des empfänglichen Knaben mit dem Feuer einer Vaterlandsliebe, das unabläßig bis ins Greisenalter seine edle Gluth bewahrte. Der Oheim, eine ethisch gehaltvolle Persönlichkeit voll Geistes und sprudelnden Humors, lebte und webte in der schönen Litteratur deutscher Dichtung: Herder's Humanität und Klopstock's Bardenpoesie begeisterten ihn und durch ihn seine Hausgenossen und seinen Schülerkreis. Die Liebe zur Dichtkunst, insonderheit zur deutschen, blieb auch für Gustav B. ein Charakteristicum, das in allen seinen Lebensstellungen in liebenswürdiger Weise sich bethätigte. Und der Oheim stand nicht einsam mit seinem idealen Streben am Darmstädter Gymnasium jener Zeit. Die pietätvollen Aufzeichnungen Gustav Baur's und seines jüngeren Bruders Wilhelm, des Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, führen uns eine Reihe vortrefflicher Männer vor, deren Unterricht und Erziehung auf begabte und gesinnungstüchtige Schüler von gesegnetstem Einfluß sein mußte und thatsächlich war. Die vornehme Gelehrtengestalt des feinsinnigen Directors Karl Dilthey, der allerdings der Fassungskraft seiner Schüler Großes zumuthete; der unermüdlich zu poetischen Versuchen und zu patriotischer Gesinnung anregende Herausgeber des Merck-Goethe'schen Briefwechsels Karl Wagner; der junge Boßler, der tüchtige Kenner antiker Poesie und geistvolle Lehrer der alten Sprachen, — sie Alle wußten der lernenden Jugend einen edlen Schwung und das lebhafteste Interesse an dem Stoff des Unterrichts zu verleihen. Die fleißige Arbeit des Gymnasiasten ließ keinen Schulstaub aufkommen; fröhliche Sangeslust, ideale Jugendfreundschaften, unermüdliche Wanderlust über Berg und Thal hielten Leib und Seele gesund und voll von Spannkraft. Als er das Gymnasium mit der Festrede über „Hoffnung und Erinnerung“ verließ, bestimmte er sich, der Tradition der väterlichen Familie folgend, die in der früheren Generation mehrere Theologen aufwies, für das Studium der Theologie. Die Gießener Facultät bot freilich nicht die gleiche Anregung, wie das Darmstädter Gymnasium; der bejahrte Kuinoel vermochte nicht mehr die Jugend anzuziehen, der ebenfalls bejahrte Palmer ergötzte durch seinen unfreiwilligen Humor; nur Credner und Knobel wußten B. zu fesseln, und ihnen hat er trotz abweichender

Theologie ein dankbares und pietätvolles Andenken bewahrt. Bei seiner Mittellosigkeit nahm B., vom ersten Semester an, eine Informatorstelle in dem Knabenerziehungsinstitut Dr. Völcker's an; seine Lehrthätigkeit, die bei seiner frischen und liebenswürdigen Art von hingebender Anhänglichkeit seiner Schüler erwidert wurde, gab ihm Veranlassung zu pädagogischen Studien, die er fruchtbringend in der Folgezeit zu verwerthen wußte. Als er 1836 infolge einer von burschenschaftlichem Freiheitsdrange erfüllten Grabrede, die er einem verstorbenen Commilitonen hielt, für ein halbes Jahr relegirt wurde, fand er in Darmstadt Aufnahme bei dem Vater seines Freundes, dem Cabinetsrath Schleiermacher, einem tüchtigen Orientalisten; die Anregung, die er dort für das Studium der orientalischen Sprachen empfing, bahnte ihm den Weg zur akademischen Wirksamkeit. Nach dem Facultätsexamen in Gießen 1838 und dem Examen pro ministerio in Darmstadt 1840 promovirte er zum Doctor der Philosophie und in demselben Jahre (1841) zum Licentiaten der Theologie auf Grund einer Dissertation über Boethius. Seine akademische Wirksamkeit fand von vornherein den günstigsten Boden; um den geistreichen, vielseitig gebildeten, warmherzigen Privatdocenten sammelten sich die strebsamsten und tüchtigsten Elemente der akademischen Jugend; sein Repertoire stattete er neben seinem Hauptfach, dem A. Test., mit einer ansehnlichen Reihe von Vorlesungen aus: Encyklopädie las er neben Einleitung ins A. Test., den messianischen Weissagungen und Exegese alttestamentlicher Bücher, aus der praktischen Theologie las er über Katechetik und Homiletik, und sein erster größerer schriftstellerischer Versuch knüpfte an seine Vorlesung über Pädagogik sich an; für Schleiermacher, dem er für seine theologische Richtung viel verdankte, wußte er seine Hörer, besonders in der Encyklopädie und in der Pädagogik, aufs lebhafteste zu interessiren. Auch seine Methode des Docirens war für Gießen neu und überaus anziehend; einen Paragraphen pflegte er zu dictiren, um in freier Rede den Inhalt seinen Hörern darzulegen. Im J. 1844 begründete er seinen Hausstand mit Luise Fridol, 1847 wurde er zum außerordentlichen Professor und, nach Ablehnung eines Rufes nach Königsberg und nach der von dort ihm gewordenen Ehrenpromotion zum D. theol., 1849 zum ordentlichen Professor ernannt. Bis 1861 verlebte er in Gießen reiche Jahre; trotz vielen kleinlichen Nörgeleien der Mißgunst reich an Anerkennung, an edler Freundschaft, die ihn besonders mit Moritz Carriere verband, an geist- und gemüthvoller Geselligkeit und nicht zum wenigsten an einem überaus glücklichen, mit großer Kinderschar gesegneten Familienleben. Im genannten Jahre folgte er einem Rufe zum Hauptpastor an der St. Jakobi-Kirche und zum Scholarch in Hamburg. Auch hier war seine Wirksamkeit von reichen Erfolgen gekrönt. Um seine Kanzel sammelten sich bald große Scharen treuester Kirchgänger, auch solcher, denen bisher das kirchliche Leben ein Noli me tangere gewesen war. Seine außerkirchlichen Vorträge, die er über litterarische, pädagogische, kirchengeschichtliche Gegenstände hielt und deren reichen Ertrag er den Werken äußerer und innerer Mission zu gute kommen ließ, verschafften ihm neben seinen geistsprühenden Predigten maßgebenden Einfluß in den höchsten Kreisen der Hansestadt, und die mannigfaltigen geselligen Verbindungen, die er mit edlen Familien pflegte, bereicherten sein Leben durch persönliche Verehrung und Liebe, die er erwies und genoß. Allerdings wurde durch das bewegte Leben die Pflege der Wissenschaft je länger desto mehr zurückgedrängt, und das wird der Grund gewesen sein, daß er 1870 den Ruf an die Leipziger Universität nicht auszuschlagen vermochte.

B. trat in Leipzig in den Kreis hochangesehener Lehrer der Theologie ein. Die Professur der praktischen Theologie, die er mit der Erlaubniß, auch über das Alte Testament zu lesen, bekleidete, war mit dem Directorium des Prediger-

collegiums und dem Amt des Universitätspredigers verbunden; seine Theilnahme an der Landessynode, an der Meißener Predigerconferenz, am Gustav-Adolf-Verein, an der inneren Mission führte ihn in das praktische Leben der Kirche, um ihr seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen zu Diensten zu stellen. Mit unermüdlichem Fleiß unterzog sich der elastische und lebensfrische Mann den arbeitsreichen Aufgaben seines Berufes, ja er fand trotz allem Freudigkeit und Muße, sich mit seinem Collegen Fleischer noch im höheren Alter in das Studium des Persischen zu vertiefen. Wie im J. 1856 in Gießen, so bekleidete er, ein Zeugniß des Ansehens und des Vertrauens, das er im Kreise seiner Collegen genoß, im J. 1874, schon nach dreijährigem Wirken in Leipzig, das Rectorat der Universität. Neuralgische Leiden, denen sich eine Herzkrankheit zugesellte, erschwerten ihm die letzten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit; er wußte die Hemmnisse kraftvoll zu überwinden; noch am 21. Mai 1889 hielt er seine Vorlesung, am frühen Morgen des 22. Mai kam seine Todesstunde.

Gustav B. war einer von den akademischen Lehrern und Predigern, die bei der heutigen Blüthe des Specialistenthums immer seltener werden: ein Mann von universaler Bildung. Schon das vielgestaltige Verzeichniß seiner Vorlesungen gibt davon Zeugniß; die deutsche, namentlich die poetische, Litteratur beherrschte er bis ins Detail von den ältesten Zeiten an bis zu unseren Tagen, Dante's Göttliche Komödie wie Shakespeare's Dramen waren ihm vertraut, und seine starke Gedächtnißkraft hielt ihm alles zur rechten Zeit lebendig gegenwärtig. Die ungemein große Lebhaftigkeit und Frische seines Geistes, verbunden mit jugendlichem Freundschaftssinn, befähigten ihn zu einem akademischen Lehrer, der stets eine außerordentliche Anziehungskraft auf die studirende Jugend ausübte, und von dem eine anregende Kraft auf weite Kreise ausging. Schleiermacher's Theologie blieb die Grundlage seiner theologischen und kirchlichen Richtung; der lutherischen Kirche von Herzen zugethan, wirkte er in durchaus christusgläubigem, aber unionsfreundlichem Geist. In wissenschaftlicher Beziehung haben namentlich seine pädagogischen Arbeiten in seiner Erziehungslehre und in zahlreichen werthvollen Artikeln in K. A. Schmid's pädagogischer Encyklopädie bleibende Bedeutung.

Seine Schriften sind: „Grundzüge der Erziehungslehre" (Gießen 1844, 4. Aufl. 1887); „Der Prophet Amos erklärt" (Gießen 1847); „Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes" (Inauguralrede, Gießen 1847); „Grundzüge der Homiletik" (Gießen 1848); „Sechs Tabellen über die Geschichte des israelitischen Volkes, von den ältesten Zeiten bis auf die Erbauung der Aelia Capitolina" (Gießen 1848); „Die Liebesthätigkeit der Gustav-Adolf-Stiftung als ein Lebenszeichen der Kirche" (Predigt, Darmstadt 1858); „Predigten" (Gießen 1858); „Festrede zur Säkularfeier des Geburtsfestes Schiller's am 10. November 1859, im Namen der Ludwigs-Universität gehalten" (Gießen 1859); „Geschichte der Alttestamentlichen Weissagung." Erster Teil. Vorgeschichte (Gießen 1861); „Antrittspredigt über Röm. 1, 9—12 bei seiner Einführung in das Amt als Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg und Scholarch" (Hamburg 1861); „Festpredigt bei der Generalversammlung des Holsteinischen evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Heide" (Hamburg 1862); „Predigten in dem ersten halben Jahre seiner Amtsführung zu Hamburg" (Gießen 1862); „Predigten über die epistolischen Perikopen" (2 Bände, Hamburg 1862); „Die Mahnung, daß wir nicht auf das Fleisch säen sollen, sondern auf den Geist, die Hauptregel für die Erziehung unserer Kinder" (Hamburg 1863); „Predigt bei der 20. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Lübeck" (drei Predigten von Baur, Beyschlag, Rüling) (Lübeck 1863); „Die Thatsachen des Heils. Festpredigten über die neue Folge evangelischer Texte für

die lutherische Kirche Hamburgs" (Hamburg 1864); „Kampf, Sieg und Friede. Predigten über die neue Folge epistolischer Texte für die lutherische Kirche Hamburgs" (Hamburg 1864); „Predigten über die evangelischen Perikopen" (Hamburg 1865); „Wie hat der Christ in Zeiten der Gefahr und Noth sich zu verhalten?" Predigt (Hamburg 1866); „Predigten, gehalten in den Jahren 1868 und 1869" (2 Bde., Hamburg 1869); „Predigten über die epistolischen Perikopen, gehalten in den Jahren 1869 und 1870" (Hamburg 1870); „Abschiedspredigt über 2. Kor. 13, 13 bei seinem Ausscheiden aus dem Amt als Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg" (Hamburg 1870); Antrittspredigt: „Das Zeugniß, mit welchem ein neuer Prediger in die Gemeinde sich einzuführen hat" (Hamburg 1870); „Kriegspredigt, bei dem außerordentlichen öffentlichen Gottesdienst am 3. August 1870 in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten" (Leipzig 1870); „Die Berechtigung der Theologie als eines nothwendigen Gliedes im Gesammtorganismus der Wissenschaft." Vortrag (aus Theol. Studien und Kritiken) (Gotha 1875); „Boetius und Dante" (Leipzig 1874); „Ehrengedächtniß unseres entschlafenen Königs Johann. Predigt am 19. November 1873" (Leipzig 1874); „Durch Kampf zum Frieden. Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig 1870 und 1871" (Leipzig 1872); „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Predigt im Trauergottesdienst der Universität Leipzig für ihre im Kriege gegen Frankreich gebliebenen Commilitonen, gehalten am 24. Juni 1871" (Leipzig 1871); „Predigt zum Schluß der ersten Landessynode für die evangelisch-lutherische Kirche im Königreich Sachsen, gehalten am 8. Juni 1871" (Dresden 1871); „Baur und Brückner: Zwei Predigten, bei der 29. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu Potsdam am 24. und 25. August 1875 in der königlichen Hof- und Garnisonkirche gehalten" (Leipzig 1875); „Schleiermacher als Prediger in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Vortrag" (Leipzig 1871); „Das deutsche Volk und das Evangelium. Antrittsvorlesung am 21. Dezember 1870 in der Aula der Universität Leipzig gehalten" (Leipzig 1871); „Zur Vorbereitung und zur Feier des Leipziger Friedensfestes. Zwei Predigten, am 5. und 6. März 1871 in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten" (Leipzig 1871); „Aus ernster Zeit. Vier Predigten am 3. August 1870, am 5. und 6. März und am 24. Juni 1871 in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten" (Leipzig 1871); „Fünf Ansprachen, bei dem außerordentlichen Trauer-, Dank- und Bittgottesdienst am 5. Juni 1878 zu Leipzig in den vier Pfarrkirchen und in der Universitätskirche gehalten von Lechler, Ahlfeld, Fricke, Evers, Baur" (Leipzig 1878); „Christenthum und Schule. Vortrag" (aus Theologische Studien und Kritiken) (Gotha 1877); „Novalis als religiöser Dichter. Vortrag" (Leipzig 1877); „Predigt, am zweiten Pfingstfeiertage gehalten" (Leipzig 1878); „Die Propaganda der römischen Kirche. Vortrag" (1. u. 2. Aufl., Leipzig 1877); „Rede bei der Einweihung des Vereinshauses des kaufmännischen Vereins in Leipzig" (Leipzig 1877); „Fünfundzwanzigjährige Jubelfeier des studentischen Gustav-Adolf-Vereins zu Leipzig. 1. Festpredigt von G. Baur, 2. Festrede von Fricke" (Leipzig 1883); K. A. Schmid: Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. I 1884 (von Baur bearbeitet: Einleitung. Die Naturvölker. Die Culturvölker des Orients, S. 1—177. Das Volk der vorbereitenden Offenbarung, S. 294—333). II 1, 1892 (von Baur bearbeitet: Die christliche Erziehung in ihrem Verhältnisse zum Judenthum und zur antiken Welt, S. 1—93; Jüdische und muhammedanische Erziehung, S. 549—611); „Baur und Hartung, Festschrift zur 45jährigen Stiftungsfeier des Prediger-Collegiums zu St. Pauli in Leipzig" (Leipzig 1887); „Die Mahnung des scheidenden Kaisers an sein geliebtes deutsches Volk. Predigt, bei dem Trauergottesdienst am

16. März 1888 in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten“ (Leipzig 1888). Zahlreiche werthvolle Artikel in K. A. Schmid's Pädagogischer Encyklopädie.

Trauerfeier bei dem Begräbniß des Herrn Geh. Kirchenraths und Professors der Theologie, Doctors der Philosophie und der Theologie G. A. L. Baur in der Universitätskirche zu Leipzig am 24. Mai 1889 (Leipzig 1889). — Erinnerungen an unseren Vater. Als Manuskript gedruckt 1889. — Hartung, Erinnerung an Gustav Baur (Christliche Welt 1890). — W. Baur, Erinnerung an Gustav Baur (Daheim 1890). — W. Baur, Erinnerungen an Gustav Baur (Gesammelte Schriften I, 384—410, Bremen 1898).

E. Chr. Achelis.

Baur: Friedrich Wilhelm B., 1826—1897, Generalsuperintendent der Rheinprovinz, Bruder des Geh. Kirchenrathes Gustav Baur, geboren in Lindenfels im Odenwalde am 16. März 1826, wuchs unter ähnlichen Einflüssen der Erziehung und Umgebung heran, wie sein um zehn Jahre älterer Bruder. Nur durfte er länger im Elternhause verweilen, erst als 14jähriger Knabe wurde er aufs Gymnasium nach Darmstadt entlassen, um von seinem Bruder Gustav, der für ihn und für die übrigen zahlreichen Geschwister mit opferfreudigster Hingebung sorgte, während seiner Schüler- und Studentenzeit treulichst geleitet zu werden. Humorvoller Geistreichthum zeichnete auch Wilhelm B. aus, obgleich seine Begabung ihn von vornherein in praktische Bahnen wies; dieselbe Sanges- und Wanderlust, dieselbe Begeisterung an der Geschichte des deutschen Vaterlandes, vornehmlich in der Zeit der Befreiungskriege, und an den Sängern jener Tage, der E. M. Arndt, Max v. Schenkendorf und Theodor Körner, auch dieselbe bis ins Alter jugendliche Gluth für Freundschaft, wie wir sie bei Gustav Baur gesehen haben. Nach Vollendung des Trienniums (1847) wurde er Hauslehrer im Graf Degenfeldt'schen Hause, später in Darmstadt bei den Söhnen des Oberst v. Rabenau. Hier war es, wo J. H. Wichern zuerst sein Herz gewann; sein Einfluß und die thatkräftige Liebe zu den Werken der Inneren Mission begleitete ihn sein ganzes weiteres Leben hindurch. Seit 1852 war er als Vicar in Arheiligen, dann in Bischofsheim thätig, seit 1855 als Pfarrer in Ellingshausen und (1862) in Ruppertsberg. Im J. 1855 trat er in die Ehe mit Meta v. Bétaz in Bückeburg, in der er eine gleichgesinnte Helferin an seinem Lebenswerke fand. Auf Wichern's Veranlassung erhielt B. 1864 einen Ruf an die Anscharcapelle in Hamburg, eine Art Predigtstation der übergroßen St. Michaelis-Gemeinde, zugleich Mittelpunkt für die Stadtmission. Mit seinem Bruder Gustav, dem Hauptpastor an St. Jacobi, in gleichem Sinne und gemeinsamer, besonders unter den gebildeten Ständen höchst erfolgreicher Predigtthätigkeit vereint, entfaltete er eine weitverzweigte Thätigkeit in der Seelsorge und in der Fürsorge für Gefallene und Verwahrloste. Im J. 1872 folgte er dem Rufe nach Berlin als Hof- und Domprediger an Stelle des verstorbenen Snethlage. Obgleich nicht eine der Predigergrößen ersten Ranges, wußte er auch hier sich eine vielgestaltige Wirksamkeit zu eröffnen, bis er 1883, mittlerweile von der Universität Berlin zu ihrem Ehrendoctor der Theologie ernannt, als Generalsuperintendent der Rheinprovinz nach Koblenz übersiedelte. B. war der erste Generalsuperintendent, der nicht aus den Predigern der Provinz hervorging; so war sein Anfang nicht leicht; die Rheinländer konnten es längere Zeit nicht verwinden, daß ein Berliner Hofprediger an die Spitze ihrer Provinzialkirche gestellt war, und auf mannichfache Weise wurde ihm der Unmuth zu verstehen gegeben. Es gehörte die unermüdliche Herzenswärme und Leutseligkeit Baur's dazu, den Mißmuth in Liebe und treue Anhänglichkeit zu verwandeln; das gelang um so mehr, als es bald genug deutlich wurde, daß ein tieferes Verständniß für die rheinische Eigenart, vor allem für

die eifersüchtig gewahrte kirchliche Selbständigkeit und Freiheit ihm eigen war. Bis in sein 70. Lebensjahr wurde ihm die geistige Frische und Arbeitskraft ungetrübt erhalten; da aber machte sich das Alter in einem schmerzhaften Unterleibsleiden und einem plötzlich auftretenden Herzübel fühlbar. Er mußte daran denken, in den Ruhestand zu treten; schon war sein Abschiedsgesuch eingereicht, und die Vorbereitungen waren getroffen zur Uebersiedelung nach seinem Geburtsorte Lindenfels, wo er in seiner Villa die Abendstunden seines Lebens zu feiern gedachte, als am 18. April 1897 unerwartet er abgerufen wurde.

Infolge seiner geistreichen lebhaften Predigtweise, seines unverblümten Zeugnisses von Christus, dem einigen Heiland der Sünder und der seligen Ruhe aller Gotteskinder, vor allem auch infolge seiner liebewarmen und durch freundlichen, mit gewinnendem Humor gepaarten tiefen Ernst geweihten Persönlichkeit, hat er als Prediger und Seelsorger der Gemeinde, als geschätzter Festprediger und thatkräftiger Freund der Inneren Mission und des Gustav-Adolf-Vereins eine bedeutende Wirksamkeit ausgeübt. Als Volksschriftsteller, insonderheit als begeisterter und begeisternder Herold vaterländischer Geschichte und Poesie nimmt er eine der ersten Stellen ein, und seine zahlreichen Schriften dieser Art werden für längere Zeit zu den litterarischen Freunden vieler deutscher Familien gehören.

Seine Schriften sind: „Gebet- und Liederbüchlein für Kinder" (1. Heft. Darmstadt 1851); „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth im Großherzogthum Hessen. Eine Weckschrift für die Gebildeten in der Gemeinde" (Frankfurt a. M. 1852); „Predigt, gehalten in der deutsch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M." (Frankfurt a. M. 1852); „Zeugnisse evangelischen Glaubens. Drei Predigten" (Darmstadt 1852); „Lazarus von Bethanien und seine Schwestern. Erbauliche Betrachtungen" (Gießen 1854. 2. Aufl. 1869); „Von der Liebe. Sechs Reden" (Frankfurt a. M. 1858. 3. Aufl. Calw 1887); „Das Leben des Freiherrn v. Stein. Nach Pertz erzählt" (Gotha 1860. 4. Aufl. Berlin 1895); „Ernst Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen, nebst einigen seiner geistlichen und weltlichen Lieder. Ein Buch für das deutsche Volk" (Zwickau 1861. 5. Aufl. Hamburg 1883); „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit. Ein Weihnachtsgespräch" (1. u. 2. Aufl. Hamburg 1862); „Stein und Perthes. Der Reichsfreiherr und der Bürger in der Zeit der Befreiungskriege" (Zwickau 1862); „Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen" (Hamburg 1864. 5. Aufl. 1893); „Die Prinzessin Wilhelm von Preußen. Ein christliches Lebensbild aus den Befreiungskriegen" (Hamburg 1864); „Die Herrlichkeit Jesu Christi in seinem ersten Wunder geoffenbart. Wahl-Predigt für die Predigerstelle an der St. Anscharkapelle in Hamburg" (Hamburg 1865); „Predigt über Matth. 10, 32, 33 vor der Konfirmation des Prinzen Ludwig zu Solms-Hohensolms-Lich am 26. März 1865" (Lich 1865); „Antrittspredigt über Joh. 21, 15—17 bei seiner Einführung in das Amt als Prediger an der St. Anschar-Kapelle in Hamburg" (Hamburg 1865); „Advent und Weihnacht, Jahresschluß und Neujahr. Vier Predigten" (Hamburg 1868); „Der Beweis des Glaubens durch die Liebe. Predigt beim Jahresfest des Vereins für Innere Mission in der St. Stephani-Kirche zu Bremen gehalten" (Bremen 1869); „Christus und Welt. Zwei Predigten am Karfreitag und Bußtag gehalten" (Hamburg 1870); „Ernst und Liebe, Kampf und Friede. Vier Predigten" (Hamburg 1870); „Die Freiheit, welche den Christen bleibt in den überwältigenden Ereignissen dieser Zeit. Predigt" (Hamburg 1866); „Der Friede des Christen mitten im Krieg. Predigt am Sonntag nach der Kriegserklärung" (Hamburg 1870); „Glaube und Werk. Vier Predigten" (Hamburg 1869); „Jesus Christus unsere Versöhnung. Ein Ostergruß in sechs Predigten"

(Hamburg 1867); „Die Kraft der Müden und die Stärke der Unvermögenden. Vier Predigten" (Hamburg 1866); „Ostersegen. Vier Predigten in der Osterzeit 1867 gehalten" (Hamburg 1867); „Kreuz und Kraft, Fried' und Freude. Sechs Predigten. Als Anhang die Predigt: Das gute Bekenntniß" (Hamburg 1868); „Vaterschaft und Kindschaft. Vier Predigten" (Hamburg 1867); „Der Weg des Kreuzes. Eine Passionspredigt" (Hamburg 1867); „Die großen Wahrheiten, welche durch die Reformation wieder offenbar geworden sind. Predigt am Reformationsfest" (Hamburg 1869); „Drei Predigten beim Jahreswechsel" (Hamburg 1870); „Rüstung aus Gottes Wort für die Kriegszeit. Vier Predigten, gehalten seit der Kriegserklärung" (Hamburg 1870); „Straßburg, eine deutsche Stadt. Rede zur Feier des 18. Okt. 1870" (Hamburg 1870); „1813 und 1870. Vortrag" (Bremen 1870); „Beicht- und Communionbuch" (Hamburg 1872. 4. Aufl. Gotha 1885); „Christus und seine Gemeinde. Vier Predigten" (Hamburg 1871); „Durch Kampf zum Frieden, durch Saat zur Ernte. Vier Predigten" (Hamburg 1870); „Das Evangelium und sein Dienst. Sechs Predigten" (Hamburg 1871); „Im Frieden. Vier Predigten" (Hamburg 1871); „Die Friedensarbeit des deutschen Volkes. Predigt" (Hamburg 1871); „Das Friedensgeläute im deutschen Lande. Predigt am Sonntag nach dem Friedensschluß" (Hamburg 1871); „Abschiedspredigt" (Hamburg 1872); „Von der nimmer aufhörenden Liebe. Eine Abschiedsgabe in acht Predigten" (Hamburg 1872); „Das Gesicht des Propheten, Licht für die Gemeinde. Predigt, gehalten während des 16. evangelischen Kirchentags in der St. Laurentii-Kirche zu Halle" (Halle 1873); „Es ist in keinem Anderen Heil. Predigten für die festliche Hälfte des Kirchenjahres zu Hamburg und Berlin gehalten" (Gütersloh 1874); „Ueber die Magdalenensache und das Magdalenenstift in Berlin. Vortrag" (Hamburg 1874); „Zur Sammlung und Organisation der Freunde der positiven Union in der preußischen Landeskirche. Vortrag" (Berlin 1874); „R. Pearsall Smith in Berlin." (1. u. 2. Aufl. Berlin 1875); „Feire den Sonntag! Predigt über Off. St. Joh. 1, 10" (Ducherow 1875); „Ueber christliche Erweckungen. Vortrag" (Berlin 1876); „Die Genfer und die schweizerische Gesellschaft zur Heiligung des Sonntags" (Hamburg 1876); „W. Baur und Carl Bastian, Die Magdalenensache. Zwei Ansprachen" (Dresden 1876); „John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien" (Lebensbilder aus der Heiden-Mission, herausg. von G. Warneck, 5. Band) (Gütersloh 1877); „Die Hinderungen der Sonntagsfeier und ihre Ueberwindung. Vortrag" (Hamburg 1878); „Das deutsche evangelische Pfarrhaus. Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand" (Bremen 1878. 4. Aufl. 1896); „Die Magdalenensache" (Hamburg 1879); „Friedrich Christoph Perthes. Ein deutsches evangelisches Bürgerleben aus der Zeit der Befreiungskriege" (2. Aufl. Barmen 1879); „Der Sonntag und das Familienleben" (Berlin 1879. 2. Aufl. 1883); „Predigt zur Eröffnung des Preußischen Landtags am 11. Nov. 1878" (Aus „Christlich-vaterländische Weihestunden") (Berlin 1880); „Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein" (4. Aufl. Barmen 1880); „Die verlorenen Töchter unseres Volkes und ihre Rettung" (Berlin 1880); „Wie feiere ich den Sonntag?" (Berlin 1881. 4. Aufl. 1882); „Ueber die gesunden Elemente rechten Jugendlebens. Festrede" (Hamburg 1882); „Für meine erste und meine letzte Gemeinde. Zwei Predigten" (Frankfurt a. M. 1883); „Das große Gut der Freiheit, welches Luther der Christenheit wieder erobert hat" (Magdeburg 1883); „Evangelisches Neujahrswort" (Magdeburg 1883. 2. Aufl. unter dem Titel: „Evangelischer Neujahrsgruß für das Lutherjahr." Magdeburg 1883); „Zur Rüstung auf die Lutherfeier. Fünf Predigten" (2. Abdruck. Frankfurt a. M. 1883); „Deutsches Volksthum und evangelisches Christenthum in Martin Luther"

(Aus „Kirchliche Monatsschrift") (Frankfurt a. M. 1883); „Rede bei der Grundsteinlegung zum Ausbau der Willebrordi-Kirche zu Wesel am Lutherfest, am 11. Nov. 1883" (Wesel 1884); „Rede bei der Jubelfeier des Rauhen Hauses" (Hamburg 1884); „Voran im Werk. Festpredigt" (Elberfeld 1886); „Singet dem Herrn ein neues Lied. Predigt über Jesaia 42, 10 zum Abendgottesdienst bei dem IV. deutsch-evangelischen Kirchengesangsvereinsfest am 16. Sept. 1885" (1. bis 3. Aufl. Nürnberg 1886); „Unsere weibliche Jugend. Seelsorgerliche Erfahrungen und Rathschläge" (Hamburg 1886); „Prinzeß Wilhelm von Preußen, geborene Prinzeß Marianne von Hessen-Homburg. Ein Lebensbild aus den Tagebüchern und Briefen der Prinzessin" (Hamburg 1886. 2. Aufl. 1889); „Lebensbilder aus der Geschichte der Kirche und des Vaterlandes" (Bremen 1887); „W. Baur, Scholz und Vieregge, Drei Festpredigten bei der 42. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Halle a. S. am 4. und 5. Sept. 1888" (Leipzig 1888); „Christus und die Gemeinde. Ein Jahrgang Predigten in freien Texten", I (Bremen 1889); „Alexander M. Mackay, Pionier-Missionar von Uganda. Von seiner Schwester. Uebersetzt von J. H. Rebinger. Mit Skizze seiner Persönlichkeit aus persönlichem Verkehr von W. B." (1. und 2. Tausend. Leipzig 1891. 1892); „Paul Händler, Der Apostel Paulus. Neun Bilder aus seinem Leben. Erläutert und zu einem Gesammtbilde des Apostels verbunden von W. B." (Dresden 1893); „John Coleridge Patteson, Missionsbischof von Polynesien" (Rheinische Missionstraktate. 2. Aufl. Aus „Allgemeine Missionszeitschrift") 1893; „W. Baur, Doeblin und Braune, Drei Predigten bei der 47. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Darmstadt am 11. und 12. Sept. 1893" (Leipzig 1894); „Lebensbild des weiland ersten General-Superintendenten der Provinz Sachsen Leopold Schultze" (Magdeburg 1894); „Vermächtniß an die Freundinnen der jungen Mädchen. Mit einem Vorwort von Meta Baur" (Hamburg 1897); „Neue Christoterpe", seit 1879 herausgegeben von R. Kögel, E. Frommel, W. Baur; „Gesammelte Schriften. I. Christliche Männer und Frauen aus alter und neuer Zeit (Bremen 1898). II. Aus Gottes Welt und Gottes Reich (Bremen und Leipzig 1900). III. Aus dem Quell der Wahrheit in dem Meer der Liebe", wird 1901 erscheinen.

Allgemeine evangelisch-lutherische K.-Z. 1897, Sp. 460 f. — Briefliche Mittheilungen der Wittwe Frau Meta Baur. E. Chr. Achelis.

Bavier: Simon B., schweizerischer Staatsmann, geboren am 16. September 1825 in Chur, † am 27. Januar 1896 in Basel, Sohn des Bundesstatthalters Johann Baptist B., der zugleich Chef eines angesehenen Speditions- und Bankhauses in Chur und Mitglied der Graubündner Regierung war, seinen Kanton 1830 bis 35 auf der eidgenössischen Tagsatzung vertrat und von 1848 bis zu seinem 1856 erfolgten Tode Mitglied des schweizerischen Nationalraths war. Simon B. wandte sich nach Absolvirung der Vorbereitungsschulen in der Heimath auf den polytechnischen Anstalten zu Karlsruhe und Stuttgart den Ingenieurwissenschaften zu, trat 1845 in den bündnerischen Staatsdienst und bethätigte sich am Bau verschiedener Gebirgsstraßen. Nachdem er 1850—51 in Fideris, der Heimathgemeinde seiner Mutter, die Landwirthschaft betrieben hatte und dort zum Kreispräsidenten (Landammann) sowie zum Mitglied des bündnerischen Großen Rathes gewählt worden war, betheiligte er sich 1853—55 an den Vorarbeiten für die „Südostbahn" (Linien Rorschach-Chur und Rapperswil-Chur) und führte 1856 verschiedene Bauten aus. 1857—58 leitete er den Bau der Eisenbahn von Piacenza nach Castel San Giovanni im Herzogthum Parma und beschäftigte sich nach der Rückkehr in die Heimath mit Expertisen und der

Ausführung von Privatbauten, wie der Spinnerei Chur, um sich am Ende der sechziger Jahre im Interesse Graubündens in den Kampf zu werfen, der in der Schweiz um die Ueberschienung der Alpen entbrannt war. Als Mitglied des „Splügencomités“ arbeitete B. 1870 und 71 mit einem unter seiner Leitung stehenden zahlreichen Personal ein vollständiges Project für eine Eisenbahn über den Splügen aus und bereiste gemeinsam mit Nationalrath Andreas v. Planta Süddeutschland und Italien, um die interessirten Kreise dieser Länder zu finanzieller Beihülfe zu vermögen; doch blieben diese Anstrengungen fruchtlos, da der St. Gotthard alle die bündnerischen Projecte siegreich aus dem Felde schlug.

Im J. 1878 veröffentlichte B. das für die Pariser Weltausstellung bestimmte, mit Tafeln reich illustrirte Werk „Die Straßen der Schweiz“ (Zürich 1878), eine vortreffliche Darstellung der Entwicklung des Straßenwesens der Schweiz von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Ein ausgezeichneter Ingenieur, war er nach und nach auch in die politische Laufbahn hineingekommen. Seit 1863 Mitglied des schweizerischen Nationalrathes, wurde er am 26. October 1876 vom Bundesrath als eidgenössischer Commissär in den Kanton Tessin gesandt, wo zwischen dem in Mehrheit ultramontanen Großen Rathe und dem liberalen Staatsrath über eine die Wahlart betreffende Verfassungsänderung der offene Conflict ausgebrochen war und die erhitzten Parteileidenschaften am 22. October in Stabio zu einem blutigen Zusammenstoß geführt hatten. Den Bemühungen Bavier's gelang es, ohne militärisches Eingreifen in dem erregten Kanton die Ordnung herzustellen, den Beschlüssen des Bundesrathes Nachachtung zu verschaffen und die Parteien einer Verständigung zugänglich zu machen. Die Frucht davon war ein Verfassungsdecret, das sogen. Riformino, das am 3. December 1876 vom Tessiner Volk fast einstimmig angenommen wurde und die eidgenössische Genehmigung erhielt. Am 14. Februar 1877 konnte der Bundesrath das eidgenössische Commissariat aufheben. Die Achtung, die sich B. durch sein tactvolles und kluges Auftreten im Tessin erworben hatte, bewirkte, daß er am 10. December 1878 als Nachfolger des erkrankten Heer in den schweizerischen Bundesrath gewählt wurde, in dem er zunächst das Finanz- und Zolldepartement, seit Neujahr 1880 aber das Post- und Eisenbahndepartement übernahm. 1881 leitete er den am 21. September in Bern eröffneten Congreß für internationales Eisenbahntransportrecht. Nachdem ihm für das Jahr 1882 die Würde eines Bundespräsidenten zu Theil geworden, schied er im April 1883 aus dem Bundesrath aus, um den Gesandtschaftsposten in Rom zu übernehmen, den er zwölf Jahre hindurch mit Auszeichnung bekleidete. Mitte Juni 1895 trat er Alters- und Krankheitshalber davon zurück und starb schon nach einem halben Jahre. „Bavier war ein Mann von sehr mannichfachen Fähigkeiten und einem sehr angenehmen Umgang mit Menschen; noch mehr aber zeichnete er sich in unserer Zeit dadurch aus, daß er in den verschiedenen Lebenslagen und Berufsgattungen, in denen er sich jeweilen befand, nirgends ein Streber und überall ein zuverlässiger, gewandter und mit einer ungemein großen Dosis gesunden Menschenverstandes begabter Arbeiter war“ (Hilty).

Eigenhändige Notizen von S. B. — Bundesblatt d. schweiz. Eidgenossenschaft. — P. C. v. Planta, Andr. Rud. v. Planta. — Hilty, Polit. Jahrbuch d. schweiz. Eidgen. 1896. Wilhelm Oechsli.

Bayer: Aloys B., berühmter Tenorist an der Münchener Hofoper in deren Glanzperiode, unter den Königen Max Joseph I. und Ludwig I. Er wurde geboren 1802 zu Sulzbach in der Oberpfalz. Sein Vater, welcher daselbst Lehrer und Chorregent war, erkannte alsbald das musikalische Talent des Knaben, der nach wenigem Unterricht als bester unter den Singknaben seine

ersten bescheidenen Lorbeeren sammelte. Da jedoch Aloys auch anderweitige geistige Begabung in reichem Maße verrieth, schickte ihn der Vater an das Gymnasium zu Regensburg, wo er den Grund zu seiner allgemeinen Bildung legte, nebenbei aber die Musik und namentlich den Gesang eifrig betrieb. Nach Vollendung dieser Vorstudien ging der herangewachsene Jüngling nach München und trat daselbst ins Lyceum (1821), um nach dem Willen des Vaters sich zum geistlichen Stand auszubilden. Ein Zufall machte ihn aber mit dem berühmten Baritonisten Mittermayr, dem Schüler Brizzi's, bekannt, welcher die schöne Tenorstimme Bayer's bewunderte und in ihm sofort Anlagen entdeckte, welche weit eher den Dramatiker als den Sohn der Kirche zieren würden. B. kam der Aufforderung des erprobten Meisters, sich der Kunst zu widmen, mit Begeisterung entgegen, und jener ergriff auch sogleich die nöthigen Maßregeln, das aufgefundene Talent in die Künstlerwelt einzuführen und zunächst die Existenz seines Schützlings zu sichern. So suchte er vor allem die Aufmerksamkeit des Königs Max I. für ihn zu gewinnen, und bewerkstelligte dies auf folgende Art. Der König hielt eben Hof in Tegernsee, wo er im Schloßgarten unter einem Zelt zu tafeln pflegte. Die Musik durfte dabei nicht fehlen und Mittermayr mußte gewöhnlich mit anderen Sängern in kleiner Entfernung Quartette u. dgl. vortragen. Eines Tags machte er den Versuch mit B. als erstem Tenor. Kaum war die erste Strophe eines Liedes vorüber, als der entzückte Monarch in seiner leutseligen Weise ausrief: „Aber der Bub singt schön!“ Dieser Augenblick entschied Bayer's Laufbahn. Der König überantwortete ihn nun ganz der künstlerischen Pflege Mittermayr's, und am 15. Juli 1823 trat B. in der deutschen Oper zum ersten Mal als Joseph mit dem besten Erfolg auf. Das Anstellungsdecret, welches ihm noch unter demselben Datum ausgefertigt wurde, lautete indeß seltsam genug: „Herr Aloys Bayer tritt vom 15. Juli l. J. an bei dem k. Hoftheater in den königlichen Dienst, und verbindet sich alle Chöre und Singrollen, welche ihm bei der deutschen Oper zugetheilt werden, mit größtem Fleiße darzustellen, auch im Schauspiele, so oft es nothwendig befunden wird, zu figuriren und alle nach Maßgabe seiner Fähigkeit zugetheilt werdenden kleinen Rollen zu übernehmen. Wogegen Herr A. B., bei gegenseitiger 3monatlicher Aufkündigung, einen Jahresgehalt von 200 fl. an der Cassa des Hoftheaters in Monatsraten zu beziehen hat“. So wenig ermuthigend diese Stellung, abgesehen davon, daß sie große Selbstverleugnung in Anspruch nahm, für ihn bei seiner damaligen Mittellosigkeit sein mußte, um so mehr mochte er sich als wahrer Kunstjünger zum höchsten Streben angespornt fühlen, wenn er das günstige Geschick überdachte, welches seine Lehrjahre gerade in die Blüthezeit der Oper, und insbesondere des deutschen Schauspiels, versetzt hatte. Gab es nämlich damals in München an der italienischen und deutschen Oper der herrlichsten Muster in der Gesangskunst eine Menge, so waren die großen Schauspieler, welche der Münchener Bühne theils angehörten, wie Eßlair, Vespermann, Urban, theils durch Gastspiele mit derselben in Berührung kamen, wie die Familie Devrient u. A., von mindestens ebenso großer Bedeutung für Bayer's Zukunft, dessen Stärke späterhin neben einer ausgezeichneten Gesangsmethode auch in einer correcten Declamation und einer geradezu universellen Darstellungskunst bestand. B. benutzte seine Zeit auch redlich, indem er seinen Vorbildern die seiner Künstlerindividualität zusagenden Pointen abzugewinnen suchte, und wußte sich durch stets wackere Leistungen bald so verdient zu machen, daß er im Jahre 1826 als „wirklicher“ Opernsänger mit dem vorläufigen Functionsgehalt von 500 fl. ernannt, und ihm diese Summe noch im October desselben Jahres auf 700 fl. erhöht wurde. Ein weiterer Contract vom Jahr 1828 bezeichnet ihn schon als den ständigen Vertreter der ersten Tenorpartien

mit dem ständigen Gehalt von 1300 fl., und sichert ihm einen alljährlichen Urlaub von zwei Monaten, „wenn nicht solche unerwartete Verhältnisse eintreten sollten, welche die Erfüllung dieser Zusicherung absolut unmöglich machen würden“. Wie unentbehrlich B. schon damals der Intendanz gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß diese unerwarteten Verhältnisse stets eintraten, wenn er von auswärtigen Bühnen zu Gastspielen eingeladen wurde. So mußte er die ehrendsten Anträge von Mailand, Turin und Paris ablehnen, weil es die Intendanz für praktisch hielt, seine Gesuche um Reiseurlaub mit Umgehung seiner rechtlichen Ansprüche sechs Jahre lang consequent abzuweisen. Erst im Frühjahr 1835 sehen wir ihn als Gast in Wien, wo er zufällig mit Rubini, dem größten Sänger seiner Zeit, auf den Kampfplatz treten mußte. Die unerreichte Gesangskunst dieses mächtigen Rivalen hielt aber das Wiener Publicum bei Bayer's Ankunft mit solchem Zauber gefangen, daß man nicht geneigt war, auf dessen Vorzüge, die mehr in einer tiefer gehenden Auffassung bestanden, einzugehen. So war es natürlich, daß unser Landsmann, der nach eigenem offenem Geständniß selbst zu den Bezauberten gehörte, dem Wälschen den Lorbeer überlassen mußte. Desto glänzender waren seine Erfolge auf dem Königstädtischen Theater in Berlin, wo er sich kurz darauf in einem Cyclus von 12 Rollen den ungetheilten Beifall des Publicums und das übereinstimmende Lob der Kritik erwarb. Zurückgekehrt von dieser Kunstreise, der einzigen, welche er infolge der ihn stets bindenden Verhältnisse unternehmen konnte, widmete er bei einer sich stetig entwickelnden Meisterschaft in Anwendung und Beherrschung seiner Kunstmittel fortan wieder alle Kraft, mitunter auch auf Kosten seiner Gesundheit, dem Dienst der Münchener Hofbühne, und beschloß nach 20jähriger unermüdeter Thätigkeit seine dramatische Laufbahn am 18. October 1843 mit der Rolle des Königs Lusignan in Fr. Lachner's „Katharina Cornaro“. Der Enthusiasmus, ja man kann sagen die Rührung und Erschütterung des Publicums, welches von seinem liebgewonnenen Sänger wie von einem Bruder Abschied nahm, waren an jenem Abend unbeschreiblich. Und die damaligen Theaterbesucher Kleinmünchens wußten, was sie an B. verloren. Abgesehen von den ihm zu Gebote stehenden großartigen und sympathischen Stimmmitteln, welche durch kunstgerechte Ausbildung und ausdauernden Fleiß ihn befähigten, die tieferen wie die höheren, die getragenen wie die colorirten Tenorpartien gleich ansprechend und correct zu singen, und abgesehen von der tiefen musikalischen Bildung und dem in jeder Beziehung geläuterten Geschmack, der ihm die virtuose Wiedergabe jedes Tongedichtes im Geiste des Tondichters unendlich erleichterte, waren es Bayer's stark und harmonisch angelegte Geistes- und Gemüthskräfte, welche die Grundlage seiner rechten und gerechten Allseitigkeit als dramatischer Gesangskünstler bildeten. Ein Empfindungsvermögen, welches der Aufnahme und Wiedergabe leidenschaftlicher Gluth und heldenhafter Thatkraft ebenso fähig war wie der gemäßigteren und feineren Stimmung declamatorischer Lyrik, wies ihn vor allem auf das Fach der tragischen und romantischen Helden, sowie auf die lyrisch-declamatorischen Partien hin, wie letztere namentlich in der classischen Oper so unübertrefflich vorliegen. Da waren es vorzugsweise die Rollen des Masaniello und Othello, die des Licinius, Hüon, Adolar, Crociato, Robert und Zampa, da waren es die Partien des Orestes, Tamino, Octavio, Joseph, Arnold von Melchthal, in welchen er alle Abstufungen tiefergriffenen Gefühlslebens, von der heißblütigsten Leidenschaft an bis herab zu den sanfteren Regungen der Liebe und der Verzeihung, den Hörer mitempfinden ließ. Außerdem befähigten ihn eine seiner Bildung entsprechende feine Beobachtungsgabe und ein natürlicher Humor zu trefflichster Wiedergabe jener heiteren, zum Theil komischen Charaktere, wie die italienische und französische Conversationsoper in

so pikanter Gestaltung dieselben hervorgebracht hat, und so sind beispielsweise sein Fra Diavolo, George Brown, Postillon, Brauer von Preston, Graf Almaviva und andere heute noch vielbewunderte Reminiscenzen aus der guten alten Zeit. Nicht minder erwarb sich B. das schwärmerische Lob der damaligen Musikkreise Münchens, wenn er Schubert's, Weber's, Mendelssohn's, Taubert's geweihte Tonpoesien im sinnigsten Vortrag, fern von aller Manierirtheit und Effecthascherei, verdeutlichte. Zu alledem war er ein eifriger Förderer der Kammermusik, und seiner Aneiferung und Unterstützung dankt es München, daß das noch heute unübertroffene Mittermayer'sche Streichquartett ins Leben trat. Diese weit über die Grenzen seiner nächsten Lebensaufgabe hinausgehende Allseitigkeit, womit er nach allen Seiten klar blickend sozusagen das ganze Tongebiet beherrschte, machte ihn auch zum trefflichen Lehrer und Rathgeber. Aus seiner Schule ging Härtinger hervor, der ein getreuer Pfleger der Vorzüge und Errungenschaften des Meisters in neuer Individualität war. — Im Frühjahr 1862 kaufte B., dessen Vermögensverhältnisse sich sowol durch einen letzten Contract als durch seine Verheirathung mit einer wohlhabenden Bürgerstochter wesentlich gebessert hatten, das Gut Grabenstadt am Chiemsee, wovon gerade ein paar Tage vor der Uebernahme sämmtliche Gebäulichkeiten niederbrannten. Dieser Schrecken sowol als die angestrengte und für eine Künstlernatur ungewohnte Thätigkeit beim Wiederaufbau übten auf seine schon nicht mehr feste Gesundheit einen so nachtheiligen Einfluß, daß er am 7. Juli desselben Jahres nach kurzem Leiden einem Blutsturz erlag. Seine Angehörigen erschreckte er am letzten Abend damit, daß er „wie ein Schwan im Sterben" die schönsten Partien aus einer Reihe seiner vorzüglichsten Rollen mit fast jugendlich frischer Stimme sang, die ihm seit Jahren versagt war. Mit ihm schied einer jener wahren gottbegnadeten Künstler, wie sie heut zu Tage leider umsonst gesucht werden dürften.

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 215 vom 3. August 1863.

M. Zenger.

Bayer: August von B., Maler, geboren am 3. Mai 1803 in Rorschach, † am 2. Februar 1875 in Karlsruhe. Die Eindrücke seiner Familientradition — er entstammte einer alten katholischen Patricierfamilie —, seiner Erziehung und der Umgebung, in welcher er sich während seiner Studienzeit bewegte, bestimmten das Leben und die Kunstrichtung Bayer's. Ursprünglich mit der Absicht, sich vollständig dem Baufache zu widmen, in der Mitte der 1820er Jahre nach München gekommen, wandte er sich dort bald der Malerei zu. Von seinen Architekturstudien blieb ihm eine gründliche Kenntniß des Constructiven, wie sie in dieser Vollkommenheit wenigen Malern eigen war. Mit derselben verband er eine hervorragende coloristische Begabung, die vor den schwierigsten Problemen der Lichtwirkung nicht zurückschreckte. Allerdings vermißte man in seinen Bildern, die sehr frappirend wirkten und deshalb, als sie zuerst in München ausgestellt wurden, großes Aufsehen erregten, die Naturwahrheit, aber dieses halb Phantastische, halb Märchenhafte in Scenerie und Beleuchtung paßte durchaus zu den Gegenständen, die sein Pinsel darzustellen liebte und die wesentlich dem ritterlichen und klösterlichen Leben entnommen waren. Friedrich Pecht hat das Genre, das A. v. Bayer sich sozusagen selber schuf, mit einem treffenden Worte „das der romantisch-stimmungsvollen Architekturbilder" genannt. Von bleibender Bedeutung waren indeß doch nur diejenigen seiner Werke, in denen Wiedergabe bedeutender Meisterwerke der Architektur die Hauptsache war, die er mit einer verblüffenden Feinheit der Zeichnung und Technik ausführte. Auf die Dauer fand B. mit dieser Kunstübung in München, trotz der Anerkennung, die ihm nicht fehlte, doch nicht einen Wirkungskreis, wie er ihn wünschte, und ver-

tauschte München zu Beginn der 1840er Jahre als Wohnsitz mit Baden-Baden, wo er durch seine Virtuosität der internationalen Gesellschaft imponirte und durch seine kirchlich correcte und romantische Tendenz in den Kreisen des Hochadels viele Sympathien fand. König Friedrich Wilhelm IV., der König von Hannover, Königin Augusta von Preußen gehörten zu Bayer's vornehmsten Gönnern. Die Wintermonate pflegte B. in Karlsruhe zuzubringen, wo er sich allerdings in jeder Hinsicht vereinsamt fühlte und besonders bei der seit 1860 maßgebend gewordenen liberalen Richtung wenig Freunde fand. Das Wohlwollen des Großherzogs übertrug dem alternden Künstler 1853 die Stelle des Conservators der badischen Baudenkmale und des Vorstandes der Alterthumssammlung. Er brachte den Aufgaben, deren Lösung ihm hier oblag, mehr ästhetisches und künstlerisches Interesse als fachmännische Kenntnisse entgegen und blieb insbesondere den neueren Ergebnissen der archäologischen Forschung gegenüber, die er nicht mehr zu übersehen vermochte, ablehnend. Seine letzten Lebensjahre, in denen er sich immer noch darin gefiel, durch seine nach und nach völlig zur Manier gewordene künstlerische Eigenart zu verblüffen, waren durch Krankheit vielfach getrübt, und nachdem er von mehreren Schlaganfällen betroffen worden, war sein Tod eine Erlösung.

Badische Biographien I, 52 ff. — v. Weech.

Bayer: Hieronymus von B., Rechtsgelehrter, geboren am 21. Septbr. 1792 zu Rauris im Pinzgau, wo sein Vater fürstbischöfl. salzburgischer Landrichter war. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er in der Studienanstalt des Benedictinerstifts St. Peter zu Salzburg, dann besuchte er das Gymnasium und nach bestandener Reiseprüfung die sogen. philosophischen Curse in der Bischofsstadt. 1810 bezog er die bairische Hochschule Landshut, um philosophische und juristische Vorlesungen zu hören. Die Mittel zum Unterhalt verschaffte sich das in allen Kreisen gern gesehene „Tiroler Büble“ durch Unterricht im Flötenspiel; seine musikalische Begabung vermittelte ihm auch Zutritt im Hause des Pandektisten Mittermaier, der schon damals trotz seiner Jugend zu den bedeutendsten Lehrern der Hochschule zählte. Noch bestimmender und nachhaltiger war der Einfluß Gönner's. Auf den Rath dieses Lehrers entschied sich der junge B., obwol er 1812 eine von der philosophischen Facultät gestellte Preisaufgabe: „Wie unterscheidet sich die Metaphysik von der Physik?“ gelöst hatte und auf Grund seiner Leistung zum Doctor der Philosophie promovirt worden war, für das Rechtsstudium. Nach zweijähriger Praxis am Landshuter Landgericht erwarb er sich (4. Sept. 1815) auch den juristischen Doctorhut. Um sich mit dem praktischen Proceßverfahren noch vertrauter zu machen, trat er als Concipient in die Kanzlei eines Münchner Advocaten, nahm aber, als ihm 1817 durch Gönner's Vermittlung ein Staatsstipendium gewährt wurde, nochmals das theoretische Studium auf und hörte in Göttingen bei Bergmann, Bauer, Hugo u. A. juristische Vorlesungen. In Göttingen schrieb er auch seine erste Abhandlung: „Ueber die Aenderung des Klagelibelles“ (Landshut 1819), eine scharfsinnige Erörterung über den Begriff, die Arten, sowie die Zulässigkeit der Klageänderung nach älterem und neuerem römischen Recht. Die wohlwollende Aufnahme dieser Schrift ermuthigte ihn, seiner Neigung zur akademischen Laufbahn zu folgen; am 27. October 1818 wurde er als Privatdocent in die juristische Facultät der Landshuter Hochschule aufgenommen und schon am 8. April 1819 zum außerordentlichen, am 21. Februar 1822 zum ordentlichen Professor ernannt. Seine Vorlesungen umspannen einen stattlichen Kreis; er las über Institutionen und Hermeneutik des römischen Rechtes, summarischen Proceß, römische Rechtsgeschichte, gemeinen Civilproceß u. A. 1819 wurde er in das Spruchcollegium der Hochschule aufgenommen, eine Auszeichnung, auf

welche er besonderes Gewicht legte, da er darin den letzten sichtbaren Ueberrest der praktischen Geltung des gemeinen deutschen Civilprocesses erblickte. Der akademischen Thätigkeit Bayer's wird von einem Fachmann in der Kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung hohes Lob gezollt. „Bayer's klarer, gemessener, formell vollendeter Vortrag wird Allen, die zu seinen Füßen gesessen, unvergeßlich sein. In casuistischer Behandlung der Rechtsfragen und besonders der Rechtsfälle war er Meister; um auch die Jugend zu eigener Thätigkeit auf diesem Gebiet anzuleiten, veranstaltete er praktische Uebungen, die sich vier Jahrzehnte lang verdienten Ansehens erfreuten." Rasches Denken, behendes Formuliren des Gedachten war nicht seine Sache; ein wissenschaftliches Urtheil war für ihn eine Gewissenssache, und es galt ihm als ernste Pflicht, für die Wahrheit des Urtheils einzustehen; aus diesem Grunde war ihm alles Hastige und Plötzliche peinlich, und über seine Rede, wie über sein ganzes Auftreten war eine gewisse Bedächtigkeit ausgebreitet. Auch die schriftstellerische Production stand im engsten Zusammenhang mit der Lehrthätigkeit. 1820 veröffentlichte er eine „Theorie der summarischen Prozesse nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts mit Ausschluß des Concursprozesses" (in 7. Auflage 1859). Die Schrift war vom Verfasser zunächst für seine Zuhörer bestimmt; die Beobachtung, daß „die Hefte der Studirenden häufig nur ein Aggregat halbaufgefaßter oder mißverstandener Sätze enthalten, welche weder der Lehrer als Resultat seiner Mittheilungen anerkennen, noch der Zuhörer als Hilfsmittel bei seinem Privatstudium mit Erfolg benutzen kann", habe ihn bewogen, das für die Vorlesungen Gesammelte und Ausgearbeitete dem Drucke zu übergeben. Vom nämlichen Beweggrund geleitet, gab er 1836 eine „Theorie des Concursprozesses nach gemeinem Recht" heraus; das Buch wurde vier Mal aufgelegt (4. Auflage 1868). „Vorträge über innere römische Rechtsgeschichte" und „Vorträge über den Bayerischen Civilprozeß" wurden erst später von Zuhörern in lithographischen Abzügen herausgegeben. Als Hauptwerk Bayer's sind die 1828 in Druck erschienenen „Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilprozeß" anzusehen, ein vortrefflicher Führer durch das Civilproceßrecht für Studirende und Beamte. In klarer, durchsichtiger Sprache werden Begriff, Umfang und Quellen des gerichtlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, das systematisch geordnete Ganze der Grundsätze und Regeln, nach welchen sich dieses Verfahren zu richten hat, Rechtsverfolgung, Schriftwechsel, Beweisverfahren, Rechtsmittel und Execution erörtert. Das Buch erwarb sich große Popularität; 1869 erschien die 10. Auflage des immer wieder gründlich umgewandelten Werkes. Der Schwerpunkt der Wirksamkeit Bayer's lag aber in seiner eigenen akademischen Thätigkeit; ein halbes Jahrhundert hindurch genossen Tausende von Rechtsbeflissenen den einfachen, klaren, von aller Künstelei sich fernhaltenden, mit zahlreichen, genauen Citaten ausgestatteten Vortrag des Unermüdlichen. „Justinian verhilft zu Ehren." Welcher Achtung sich B. bei seinen Collegen erfreute, beweist die Thatsache, daß ihm nicht weniger als fünf Mal die goldene Kette des Rectors der Münchner Universität übertragen wurde. Von den aus diesem Anlaß gehaltenen Festreden seien erwähnt: „Ueber Beruf und Aufgaben der studirenden Jugend" (10. Dec. 1831), „Ueber die Gefahren der Theilnahme der studirenden Jugend am politischen Treiben und das richtige Verständniß der akademischen Freiheit" (18. Jan. 1837), „Ueber die neue Studienordnung an den bayerischen Hochschulen" (9. Jan. 1850). Obwol B. als Mitglied des Verwaltungsausschusses gegen die Aufführung des von König Ludwig I. gewünschten „Prachtbaues" für die Universität auf Kosten der Stiftungsgelder kräftige Verwahrung einlegte, wurden ihm häufig Beweise des Vertrauens und der Werthschätzung des Monarchen zu Theil. 1832 erhielt er den Hofrathstitel, 1842 mit dem

Kronenorden den persönlichen Adel. Auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde er 1843 durch königliches Decret ernannt; er machte jedoch keinen Gebrauch davon, da er selbst des Glaubens war, daß nur durch den Vorschlag der Mitglieder der gelehrten Genossenschaft legitimes Recht verliehen werde. Nach Dresch's Ableben 1839 wählten ihn die Collegen zum Vertreter der Universität in der zweiten Kammer; 1842 wurde er zum zweiten Präsidenten ernannt. Von seinen Arbeiten für den Landtag sei der 1840 erstattete Bericht über den Gesetzentwurf für Schutz des Eigenthums an Werken der Litteratur und Kunst hervorgehoben. In der bekannten Kniebeugungsfrage ergriff er (10. Jan. 1843) als der Erste, „obwohl ihm nicht gegeben, feierliche Reden zu halten, nur weil er glaube, mit Ruhe und Unbefangenheit über den Gegenstand sprechen zu können", das Wort. Wie Döllinger, stimmte er gegen den Antrag der Protestanten auf Zurücknahme der kriegsministeriellen Verordnung, weil damit auch den weit zahlreicheren katholischen Soldaten verwehrt wäre, ihre Ehrfurcht zu bezeugen. In anderen Fragen aber stimmte er, obwol allezeit ein gehorsamer Sohn der katholischen Kirche, nicht mit der clericalen Partei, sodaß man ihn, wie ein Nekrolog in den Historisch-politischen Blättern beklagt, als „weißen Raben" bezeichnete; es widerstrebte ihm, das religiöse Bekenntniß in politischen und anderen mit der Religion nicht zusammenhängenden Fragen als Ausschlag gebenden Factor anzusehen; „in erster Linie war er doch immer ein Mann des Rechtes mit klarem und feinem Urtheil und lebendigem, sein gesammtes Thun und Lassen beherrschenden Rechtssinn". Am 18. Februar 1843 beantragte er im Landtag die Vorlage eines allgemeinen Civilgesetzbuches für das ganze Königreich Baiern, „da sich für ein allgemein deutsches Gesetzbuch noch keine günstige Aussicht biete". 1844 wurde er in die Commission für Vorlegung einer allgemeinen Civilgesetzgebung berufen. Obwol B., ein Freund und Gesinnungsgenosse Ringseis', nicht zur Annäherung an die von Maximilian II. „Berufenen" zu bewegen war, ehrte ihn der König 1851 durch Verleihung des Geheimraths-Titels, 1853 durch Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrath; auch ein Ministerporteseuille, sowie das Präsidium der Akademie (?) soll ihm König Max angeboten haben. Es fehlte im Verkehr mit den Collegen nicht an Störungen und Trübungen, doch auch die politischen Gegner erblickten in ihm, weil es ihnen als ausgemacht galt, daß er nur aus Pflichtgefühl für seine Ueberzeugung eintrete, eine „ehrwürdige Denksäule der alten Zeit" (Thiersch). Auch ein Schimmer des Humanismus fiel auf das einfache Leben des Gelehrten. B. hatte sich gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache angeeignet; es machte ihm Freude, Briefe an vertraute Freunde in elegantem Latein abzufassen; eine Reihe von Epigrammen, Gnomen ꝛc. in lateinischer Sprache ließ er auch drucken; ein 1863 herausgegebener Poëmatum libellus war „den Freunden" (Ringseis, Schafhäutl, Friedr. Beck, Sigmund u. A.), eine zweite Sammlung 1865 „der geliebten Tochter" gewidmet. „Das lateinische Gedicht" feiert er mit den Versen:

„Dulce sonant zephyri per amoena fruteta susurri,
Lene fluentis aquae murmura dulce sonant.
Dulcius at resonat zephyri fontisque susurris
Felix ausonio carmen ab ore fluens".

1866 erschienen zwei Bändchen „Gedichte einiger, jetzt größtentheils vergessener neulateinischer Dichter (Balde, Taubmann, Owen, Santel u. A.) mit beigefügter deutscher Uebersetzung". Höheren Werth als diese metrische Künstelei können seine von echter Begabung zeugenden Zeichnungen beanspruchen. Auf allen Ferienreisen war das Skizzenbuch sein treuer Begleiter, und was er in Flur und Wald gezeichnet hatte, wurde während des Winters radirt; seine mit voll-

endeter Technik geätzten Blätter wurden auch von Kennern gesucht; eine vollständige Sammlung der Werke seiner Radiernadel widmete er der Münchner Hochschule aus Anlaß ihres vierhundertjährigen Bestehens. Auch die Musik war für B. eine Quelle des Vergnügens; 1876 erschienen sechs von ihm componirte einfache „Lieder für eine Singstimme". Noch immer stand „der alte Bayer" an der Hochschule in großem Ansehen, denn mochte er auch in vorgerücktem Alter noch mehr sich abschließen und den politischen und kirchlichen Wandlungen der neuen Zeit gram sein, zeigte er doch weder Collegen, noch Studirenden eine unfreundliche Miene; ein freier Gedanke und ein fröhliches Herz konnten bei ihm stets auf gute Aufnahme zählen. „Der schlichte, stets sauber gekleidete Mann von mittlerer Größe, fast schmächtigem Aeußern, mit seiner braunen Perrücke, seinen schwarzen, freundlichen Augen, seiner blitzenden Vorstecknadel, den man stets zur bestimmten Minute in der Kirche oder auf der Straße sah" (Geiger), war, wie sein Freund Ringseis, eine populäre Erscheinung. 1865 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum; zwei Jahre später gab er seine Vorlesungen auf, feierte jedoch noch 1869 in voller Geistesfrische sein 50jähriges Professorenjubiläum. In einem seiner Gedichte (I, 75) hatte er den Wunsch ausgesprochen, drei Dinge möchten ihm zu Theil werden: die Pflege seiner Gattin in seiner letzten Krankheit, ein sanfter Tod und der Stand der Gnade bei seinem Hingang. Der erste Wunsch ging nicht in Erfüllung. Seine zärtlich geliebte Gattin Franziska, geb. Eisenrieth, starb schon 1871; er selbst verschied sanft am 13. Juli 1876.

Nekrolog (von R. v. Neuhierl) in d. Chronik d. Ludwig-Maximilians-Universität München, Jg. 1875/76, S. 5. — Nekrolog in d. Augsb. Allg. Zeitung, Jg. 1876, S. 2568. — Erinnerungen an H. v. B. von H. Geiger, in d. Hist.-Polit. Blättern, 80. Bd. (1877), S. 612. — Nekrolog in d. Krit. Vierteljahrsschr. f. Gesetzgebung u. Rechtswiss., hsg. v. Brinz u. Pözl, 19. Bd., S. 177. Heigel.

Baeyer: Johann Jakob B., Geodät, geboren am 5. November 1794 zu Müggelsheim bei Köpenick (Provinz Brandenburg), † am 11. September 1885 zu Berlin. Das Dorf, in welchem Baeyer's Großvater das Schulzenamt bekleidete, ist eine Gründung reformirter Pfälzer, welche sich 1740 hier unter Friedrich II. niederließen; ursprünglich stammte die Familie aus Odernheim a. d. Glan. Der Vater besaß ein Bauerngut, hatte sich aber durch längeren Aufenthalt in Berlin eine für einen Landmann damaliger Zeit ungewöhnliche Bildung angeeignet. Großvater und Vater konnten selbst den Schulunterricht ertheilen, den auch der junge B. besuchte; dazu trat seit 1807 wöchentlich ein Mal der Religionsunterricht, den der Pastor Gronau im nahen Köpenick zu geben hatte, und dieser wackere Geistliche nahm sich auch sonst des Knaben an, der ihm durch sein selten gutes Gedächtniß auffiel. Er nahm B. zu sich in seine Wohnung und ließ ihm zu sehr geringem Preise nicht nur völlige Verpflegung, sondern auch die Vorbereitung für das Gymnasium zu Theil werden, und wieder war es Gronau, der, nachdem 1810 die Prüfung bestanden war, eine Freistelle im „Joachimsthal" zu erwirken wußte. Hier durchlebte B. die schwere Zeit seines Vaterlandes, und seine autobiographischen Aufzeichnungen bekunden, daß die heranwachsende Jugend, als sich 1811 der Krieg gegen Rußland voraussehen ließ, mit fieberhafter Spannung die Zukunft erwartete. Auch B. war unter denen, welche sich auf der Hasenheide an Jahn's Leibesübungen betheiligten. Man stellt sich leicht vor, welche Aufregung es unter den Gymnasiasten hervorrief, als sie im Januar 1813, bei Tschernitschew's bekanntem Ueberfalle, die Kosaken vor den Fenstern ihrer Anstalt vorübersprengen sahen. Als daher der „Aufruf an mein Volk" erschien, verließ B. mit tausend

anderen die Schulbänke und meldete sich zum Eintritt in die Armee. Man wies den kränklich aussehenden Jüngling ab, aber ein Bruder des commandirenden Generals v. Bülow ermöglichte es, daß letzterer auf B. aufmerksam wurde, und so durfte er bei den freiwilligen Jägern des Füsilierbataillons des 3. Ostpreußischen Infanterieregimentes eintreten. B. kämpfte in den ersten Gefechten des Feldzuges mit, durch welche der in Deutschland den Oberbefehl führende Vicekönig Eugen nach Magdeburg hineingeworfen und zum Verlassen der Elbe gezwungen wurde. Auch bei der Erstürmung von Halle a. S. am 2. Mai nahm das Bataillon hervorragenden Antheil. In schwere Nöthe kam dasselbe während des Gefechtes bei Hoyerswerda, wo Oudinot die um die Hälfte schwächeren Preußen zurückdrängte, aber gleich darauf half es durch seine tapfere Vertheidigung des Kirchhofes den Sieg bei Luckau erringen, welcher die bedrohte Hauptstadt zum ersten Mal schützte. Ein zweites Mal geschah dies bekanntlich bei Großbeeren, wo Baeyer's Leben nur wie durch ein Wunder erhalten blieb; mit einer Patrouille war er nach anscheinender Beendigung des Treffens zwischen die sich bekämpfenden Reitermassen hineingerathen, und als der Reitersturm über ihn hinweggebraust war, erfuhr er erst durch den General v. Oppen, daß der Sieg errungen sei. Wie so oft der gemeine Soldat, hatte er keine Ahnung vom Ausgang der Kämpfe gehabt. Die blutigsten Scenen standen dem Bataillon übrigens erst bei Dennewitz bevor, wo Major v. Gleißenberg durch Besetzung eines Grabens die Franzosen und Sachsen daran verhinderte, aus dem im Sturme genommenen Göhlsdorf vorzubrechen. Eine Kugel nahm B. den Stiefelabsatz fort, ohne ihm mehr als eine Contusion zuzufügen. Auch am dritten und vierten Tage der Leipziger Völkerschlacht war B. im Feuer; bei der Erstürmung des Grimmaischen Thores fand Baeyer's verehrter Bataillonschef den Heldentod. Die Truppe dagegen machte den berühmten Eroberungszug nach den Niederlanden mit, kämpfte bei Antwerpen und später bei Laon und Soissons und kam auf dem Montmartre eben an, als die Capitulation von Paris stattgefunden hatte. Die Winterquartiere bezog das Bataillon in Flandern, und im August 1814 traf es wieder in Berlin ein; B. verließ hier die Reihen der Kampfgenossen und kehrte zu seinen Gymnasialstudien zurück.

Freilich nicht für lange. Denn als die Mobilmachung des Jahres 1815 begann, wurde B., der sich die Officiersqualification erworben hatte, zum Lieutenant befördert und nach Aachen gesandt, um die rheinische Landwehr organisiren zu helfen. Zur Berührung mit dem Feinde kam dieselbe nicht, obwol sie längere Zeit im nördlichen Frankreich cantonnirte. B. entschloß sich, Soldat zu bleiben und meldete sich zur Aufnahme in die vom General v. Gneisenau zu Koblenz eingerichtete Kriegsschule, an der die besten Lehrkräfte wirkten — v. Clausewitz z. B. für Kriegsgeschichte. B. bestand sehr gut die Austrittsprüfung und wurde dem 36. Reserve-Infanterieregimente zugetheilt. Zum activen Dienste kam er jedoch nicht wieder, denn der Generalquartiermeister v. Müffling (s. A. D. B. XXII, 452), als Kartograph in wissenschaftlichen Kreisen wohl bekannt, begründete in Koblenz ein topographisches Bureau, zu welchem B. auf Ansuchen abcommandirt ward. Mit vieler Mühe arbeitete er sich, unter Anleitung eines Freundes, des Adjutanten v. Schelski, in das Situationszeichnen nach Lehmann'scher Schraffenmanier hinein, und bald hatte er die Genugthuung, daß v. Müffling Baeyer's Aufnahme des Feldberges im Taunus dem Großherzoge Karl August von Sachsen-Weimar als eine besonders gelungene Leistung vorlegte. Dabei wurde die Mathematik eifrig fortgetrieben, und der als geographischer Schriftsteller später bekannt gewordene Hauptmann O'Etzel weihte den Schüler, der ihm rasch befreundet wurde, in die Theorie und Praxis dessen ein, was bald Baeyer's Lebenswerk werden sollte, der trigonometrischen Landes-

vermessung. Im Siebengebirge und Westerwald legte er seine ersten geodätischen Proben ab. Im J. 1819 verlegte General v. Müffling sein Bureau nach Erfurt, und B. begann hier mit der Triangulation von Thüringen; es war keine leichte Arbeit, denn die Wege waren überaus schlecht, und einmal brauchte B., obwol er sich seines neu erkauften Ponys bediente, drei Tage, um von Erfurt nach Mühlhausen zu kommen. Eine dem Jahre 1822 entstammende Notiz des Generals in den „Astron. Nachrichten" über die Längengradmessung Dünkirchen-Mannheim-Seeberg gedenkt des Lieutenants B. als thätigen Mitarbeiters an den Berechnungen auf der sphäroidischen Erdoberfläche. Als endlich Müffling 1821 nach Berlin berufen wurde, um die Leitung des Generalstabes zu übernehmen, zog er den als tüchtig erkannten Gehülfen ebendorthin, und bald nachher ergab sich Gelegenheit, daß B. durch seinen Chef zwei Männern vorgestellt ward, welche für sein Leben von Wichtigkeit werden sollten. Es waren dies Bessel und A. v. Humboldt. Der letztere sah sofort, daß er in dem jungen Officier den richtigen Begleiter für die geplante asiatische Reise finden werde, und ermunterte ihn zu vorbereitenden Studien. Demzufolge hörte B. bei Weiß mineralogische und chemisch-geologische Vorlesungen. Es sei gleich hier erwähnt, daß der Plan sich zerschlug, weil B., als endlich das Reiseproject (1828) zur Verwirklichung gelangte, von schwerer Krankheit an das Lager gefesselt war; die chemischen Bücher aber, welche zu dem Ende angeschafft waren, dienten dem jüngsten Sohne Baeyer's in noch sehr jungen Jahren, um mit den Anfangsgründen einer Wissenschaft bekannt zu werden, in welcher er nachmals so Großes leisten sollte. Im J. 1823 avancirte B. zum Premierlieutenant.

Ein günstiger Zufall brachte es mit sich, daß B. den Artilleriemajor v. Scharnhorst, seinen früheren Lehrer von der Koblenzer Kriegsschule, nach Italien begleiten durfte; um dem Urlaub einen officiellen Anstrich zu geben, trug ihm v. Müffling auf, die alpinen Kriegszüge des Generals Suwarow zu recognosciren. In Zürich nahmen Ebel und Horner, in Genf Pictet und Dufour den durch A. v. Chamisso bestens empfohlenen Reisenden freundlich auf und ermöglichten ihm die Anstellung einer Reihe von barometrischen Höhenmessungen (vgl. Ann. d. Phys. u. Chem., 5. Band), für die sich auch der Prior des St. Bernhard-Hospizes lebhaft interessirte. Den Herbst und Winter 1824/25 verwendete B. zur Ausarbeitung eines sorgfältigen Reiseberichtes. Das nächste Frühjahr brachte die endgültige Versetzung in den Generalstab, und bis 1832 hatte B. in reiner Mathematik und deren Anwendung zu unterrichten; als 1832 Professor Poselger zurücktrat, übernahm Hauptmann B. auch die Vermessungskunde, und dieses Lehrfach hat er ein volles Vierteljahrhundert lang beibehalten. Ebenso blieb er bis 1837 Mitglied der Militärstudiencommission. Durch O'Etzel war B. mit der Familie des bekannten Criminalisten Hitzig bekannt geworden, dessen Tochter Eugenie, erst neunzehnjährig, dem jungen Officier 1826 als Gattin verbunden ward. Im März 1827 war B., um diese Aeußerlichkeiten vorwegzunehmen, Hauptmann geworden; 1836 rückte er zum Major, 1845 zum Oberstlieutenant, 1848 zum Oberst, 1852 zum Generalmajor vor. Der Juli 1827 brachte, wie schon erwähnt ward, Baeyer's Leben in ernsteste Gefahr, denn während er in Posen die Vermessung einer Hauptdreieckskette leitete, erkrankte er an einer damals dortselbst epidemisch auftretenden, dem gelben Fieber ähnlichen Krankheit, und erst eine längere Badecur in Cudowa stellte den aufs äußerste erschöpften Reconvalescenten soweit her, daß er wieder seinen Dienstpflichten nachzukommen vermochte. Um diese Zeit half er auch die seitdem segensreich wirkende Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin begründen.

Es war ein Glück, daß die Genesung rasch fortschritt, denn es gab bald neues zu thun. B. wurde der Commission zugeordnet, welche unter der Leitung

des Feldmarschalls Grafen Gneisenau und der Generale v. Müffling und v. Braun Versuche über die Verbesserung der Raketen vorzunehmen hatte und vom Herbst 1828 bis zum Frühjahr 1830 in Permanenz verblieb. Gleich nachher trat eine andere, weit aussehende Aufgabe an B. heran, die Theilnahme an Bessel's ostpreußischer Gradmessung. Von 1831—1834 dauerte die Feldarbeit, während welcher der große Astronom seinen Mitarbeiter überaus hoch schätzen lernte, während dieser umgekehrt eine Fülle von Anregungen in sich aufnahm, die zeitlebens in ihm nachwirkten. Im J. 1838 trat das von beiden Männern bearbeitete, inhaltlich und methodologisch gleich bedeutende Werk an die Oeffentlichkeit, welches den Gang und die Resultate des Unternehmens darlegt. Es führt den Titel: „Gradmessung in Ostpreußen, ausgeführt von Bessel, Director der Königsberger Sternwarte, und Baeyer, Major im Generalstabe" (Berlin 1838). Auch bei diesen Operationen fehlte es nicht an Störungen aller Art, deren geringste nicht die war, daß B. in Woldenberg eine sechswöchentliche Choleraquarantäne über sich ergehen lassen mußte. Parallel mit den Gradmessungsarbeiten ging eine Specialaufnahme — nebst Auslotung — der preußischen Küstengewässer, die ebenfalls B. übertragen war; die glückliche Lösung auch dieser nicht leichten Aufgabe brachte den Rothen Adlerorden 4. Cl. Und gleich darauf rief ihn Bessel, der 1835 in Berlin seine classischen Pendelversuche anstellte, zu einer neuen, schwierigen Arbeit auf, denn eine unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg jener Studien war eine genaue Kenntniß der Meereshöhe des Beobachtungsortes. B. bestimmte diese Größe sowol mittelst des ihm längst vertraut gewordenen Barometers, als auch mit Hülfe trigonometrischer Vermessung. Die beiden großen Operationen haben erst später publicistisch ihre Verwerthung gefunden („Das Nivellement zwischen Swinemünde und Berlin", Berlin 1840; „Die Küstenvermessung und ihre Verbindung mit der Berliner Grundlinie", Berlin 1849). In den Jahren 1837—1842 führte B. seine litorale Dreieckskette bis zum Anschlusse an das dänische Netz fort. Man erkennt leicht, daß Baeyer's Bezeichnung „Nivellement" mit dem, was hierunter die Gegenwart versteht, nicht übereinstimmt, aber eine Autorität, wie Helmert, gesteht ausdrücklich zu, daß das trigonometrische Ergebniß ein außerordentlich genaues war. Eine Nebenfrucht der trigonometrischen Verkettung Berlin-Swinemünde war die Normirung eines Normalnullpunktes in jener Stadt, und hieran konnten viel später Seibt's für die Geophysik so wichtig gewordenen Untersuchungen über das Mittelwasser der Ostsee anknüpfen.

Gelegentlich sehen wir B. auch auf ein ganz anderes Gebiet eine wissenschaftliche Excursion unternehmen. Er ließ 1843 und 1844 zwei kleine Schriften über praktische Hydraulik erscheinen, bei deren erster auch der Generalstabsmajor Blesson als Mit-Verfasser genannt ist („Die Bewässerung und Reinigung der Straßen Berlins", Berlin 1843; „Ueber die Mittel der Alten, Brunnen zu graben, Wasser zu heben und zu leiten, und über die Einwirkung des fließenden Wassers auf den allgemeinen Gesundheitszustand", Berlin 1844). Der Vorschlag, Berlins jammervolle Rinnsteine durch Dampfkraft ausspülen zu lassen, ging an einen aus v. Müffling, v. Humboldt und dem Oberbaurath Eytelwein zusammengesetzten Ausschuß, der die Sache auch recht ernsthaft in die Hand nahm und B. zu einem Studium der entsprechenden Verhältnisse nach Paris und London entsandte. Der Bericht fiel günstig aus, und König Friedrich Wilhelm IV. erklärte sich zu einer namhaften materiellen Beihülfe bereit, allein die Stadtverwaltung war nicht aus ihrem Schlendrian herauszubringen. Doch hat B. auch später seine Mitwirkung nicht versagt, als der bekannte Polizeipräsident v. Hinckeldey einer englischen Gesellschaft die Concession für die Wasserversorgung der Residenz verschaffte. Jedenfalls verrathen die genannten beiden

Schriftchen ebensosehr antiquarisches und technisches, wie auch hygienisches und socialpolitisches Verständniß. Heute ist Baeyer's Zukunftsproject, die Legung von Röhrenleitungen in den Häusern, die „zu lebendigen Pulsadern der Reinlichkeit werden", an sehr vielen Orten eine vollzogene Thatsache geworden. Solche Intermezzos hielten den Fortschritt der großen Vermessungsarbeiten nicht auf, welche B. übertragen waren. Im J. 1846 wurde bei Berlin, im Jahre darauf bei Bonn eine Basis gemessen, im letzteren Falle mit Unterstützung belgischer Officiere. Dabei stellte sich heraus, daß die Annahme, der Ausdehnungscoefficient der Metalle sei eine absolut constante Größe, nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Die belgischen Gelehrten, welche sich zur Prüfung dieser auffallenden Wahrnehmung vereinigten — Stas, Plateau, Liagre —, fanden Baeyer's Behauptung vollauf bestätigt. Kurz zuvor war derselbe Abtheilungschef „für das westliche Kriegstheater" geworden; im J. 1848 wurde er, da der Telegraphendirector O'Etzel einen Schlaganfall erlitten hatte, mit der Beaufsichtigung der — optischen — Staatstelegraphen betraut. Von 1849 an datirt die Ausdehnung des trigonometrischen Nivellements Ostsee-Berlin auf den Brocken und Inselsberg, und bei dieser Gelegenheit begann B. mit seinen grundlegenden Studien über die terrestrische Strahlenbrechung, die allerdings schon 1840 die Aufmerksamkeit der Geodäten auf sich gezogen hatten (vgl. 17. und 41. Band der „Astron. Nachrichten" und Jahrgang 1860 der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften). Es wird hier die Ursache der Veränderungen, welchen der sogenannte Refractionscoefficient unterliegt, vollkommen richtig angegeben, doch fand die Herleitung nicht die verdiente Beachtung in Fachkreisen, und erst ziemlich viel später, nachdem v. Bauernfeind's Refractionstheorie aufgestellt worden war, begann man wieder des Verdienstes auch dieses Vorgängers mehr eingedenk zu werden. Vor allem ist auch Baeyer's neue Entwicklung der Barometerformel auf Grund einer der Zunahme der Höhe proportionalen Temperaturverminderung (Ann. d. Phys. u. Chem., 98. Band) rühmend in Erinnerung zu bringen. So wurde der bisherige Geodät nachgerade auch zum eifrigen Pfleger der wissenschaftlichen Meteorologie. Im „Archiv für Landeskunde" veröffentlichte er 1858 eine einschlägige Abhandlung („Ueber die Beziehung der Strahlenbrechung zur Witterung und über den Zusammenhang einer Landesvermessung mit der Meteorologie"). Zwei weitere Aufsätze (Ann. d. Phys. u. Chem., 104. u. 107. Band) verfolgen das Ziel, die atmosphärischen Bewegungen auf ihre Abhängigkeit von der ablenkenden Tendenz der Erdumdrehung zu prüfen; die Ergebnisse sind ebenso sehr zur Widerlegung der Desor'schen Föhnhypothese, wie auch zur Richtigstellung jener allzu schematischen Lehre vom Luftaustausche zu verwerthen, welche Dove zur Grundlage der atmosphärischen Physik gemacht hatte.

Noch muß erwähnt werden, daß Baeyer's Thätigkeit auch zwei anderen deutschen Staaten zu gute gekommen ist. Von ihm ging der Entwurf zu der mustergültigen Triangulirung Mecklenburgs aus, welche Paschen durchführte, und 1830 zog ihn die Regierung des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen wegen einer neuen Catastrirung zu Rathe. Sein Gutachten wurde befolgt, und es erhielt so das Ländchen eine treffliche Kartirung, die sich jedoch nach Baeyer's Ansicht auch für größere Staaten wohl geeignet hätte. Damals fanden Baeyer's Ideen beim preußischen Kriegsministerium nur theilweise Eingang; gegenwärtig dagegen hat man sich ihnen durchweg anbequemt. Die betreffende Vorlage wurde im December 1851 gemacht, kam aber erst 1868 auch im Buchhandel heraus („Entwurf zur Anfertigung einer guten Karte von den östlichen Provinzen des preußischen Staates nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft", Berlin). B. redete insbesondere durchgängiger Anwendung des Theodo-

liten und des Calculs — mit Ausschluß der graphischen Verfahrungsweisen — das Wort. Von maßgebenden Persönlichkeiten nahm zumal A. v. Humboldt an der vorgeschlagenen Neuerung Antheil, deren Grundzüge er auch dem Könige vorlegte.

Im J. 1854 hatte B. eine Besprechung in Warschau mit dem russischen Geodäten General v. Tenner; er wurde hier dem Zaren Nikolaus vorgestellt und von diesem aufs höchste ausgezeichnet. Die Jahre 1856—1857 nahm eine im Auftrage der Admiralität ins Werk gesetzte Vermessung des Jahdebusens, sowie der Weser- und Elbemündung in Anspruch. Um diese Zeit sah sich B. vor die Alternative gestellt, als Brigadegeneral in den activen Dienst zurückzutreten oder auf weiteres Avancement zu verzichten. Auf Betrieb Humboldt's, der sehr zutreffend meinte, zur Führung einer Brigade habe man Leute genug, aber nur einen B., versetzte diesen der König im Frühjahr 1857 zu den „Officieren von der Armee" mit Fortbezug des Gehaltes der Charge auf Lebenszeit und mit der Aussicht auf eine neue Organisation des Vermessungswesens nach Baeyer's Entwürfen. Als aber mit dem Grafen v. Moltke ein Generalsstabschef eintrat, der jünger als B. war, legte dieser die Leitung der trigonometrischen Abtheilung im Generalstabe nieder und wurde nunmehr, mit dem Charakter als Generallieutenant, dem Kriegsministerium direct unterstellt. Zwischen ihm und dem Generalstabe entspann sich alsdann ein mehrjähriger Streit, dessen Ursache allerdings eine rein wissenschaftliche war, immerhin aber auch des persönlichen Beigeschmackes nicht entbehrte; gleichwol drang Baeyer's Antrag, die Kartenprojectionslehre als Hauptfach in den Lehrplan der Officiere aufzunehmen, noch 1857 durch. Aus einer Eingabe vom März 1882 geht hervor, daß B. die im J. 1858 erfolgte Quiescirung schmerzlich empfand, allein auf der anderen Seite sicherte ihm doch erst diese die Möglichkeit, jenes gewaltige Werk in Angriff zu nehmen, welches ihm die Unsterblichkeit verliehen hat.

Schon geraume Zeit trug sich W. v. Struve in Dorpat mit der Absicht, eine Längengradmessung zwischen Orsk in Sibirien und Valentia in Irland — ursprünglich hatte man nur an die Linie Astrachan-Brest gedacht gehabt — auszuführen und so Klarheit über die durch Meridianmessungen allein nicht zu lösende Streitfrage zu erhalten, ob die Erdgestalt eine rein ellipsoidische sei oder nicht. B. betheiligte sich an den Conferenzen und kam zu der Erkenntniß, daß eine wirkliche Einsicht nur dann zu gewinnen sei, wenn geodätische Operationen in zwei zu einander senkrechten Richtungen über einen möglichst großen Theil der Erdoberfläche erstreckt würden. Diesen Grundgedanken erläuterte er in einer gemeinverständlichen, für alle Zeiten normativen Schrift („Ueber die Größe und Figur der Erde, eine Denkschrift zur Begründung einer mitteleuropäischen Gradmessung", Berlin 1861), welcher rasch eine zweite von exactestem Charakter folgte („Das Messen auf der sphäroidischen Erdoberfläche", Berlin 1862). Die letztere stützt sich zum Theile auf Bessel'sche Originalien und enthält u. a. einen neuen Beweis für die wichtigsten Eigenschaften der sogenannten geodätischen Linien.

Selten hat eine Anregung so rasche und vollständige Erfolge gehabt. Ein Land nach dem anderen erklärte seinen Beitritt zur mitteleuropäischen Gradmessung; und bereits der „Generalbericht" von 1862 durfte 15 participirende Staaten aufzählen. Auch die von B. geleiteten Organisationsarbeiten nahmen einen raschen Fortgang. Es erfolgte 1863 die Einsetzung einer „permanenten Commission", 1864 die erste allgemeine Conferenz, aus welcher noch im gleichen Jahre das „Centralbureau der mitteleuropäischen Gradmessung" hervorging. Die Erweiterung der mitteleuropäischen zur „europäischen" Gradmessung fand 1867 statt, und heute ist überhaupt nur noch von „internationaler Erdmessung" die Rede. Die Schaffung des Geodätischen Institutes in Berlin ist 1869 voll-

zogen worden. B. war, solange ihm seine Kräfte die Theilnahme verstatteten, ständiger Ehrenpräsident der Generalversammlungen, auf denen die Fortschritte des Gradmessungswerkes besprochen wurden, und als er 1883 in Rom fehlen mußte, ward ihm von dort aus eine goldene Medaille übersandt, welche seine Verdienste in markigen Worten feierte. Daß es B. an äußeren Ehren überhaupt nicht fehlte, ist etwas so selbstverständliches, daß es mit diesem kurzen Hinweise sein Bewenden haben kann.

Baeyer's Lebensabend war ein in jeder Hinsicht glücklicher. Seine geistigen und körperlichen Kräfte zeigten keine merkbare Abnahme; noch in seinen letzten Lebenstagen, die er auf dem Krankenbette zubrachte, hatte er für alle wissenschaftlichen Fragen ein lebhaftes Interesse und freute sich insbesondere der Ergebnisse, welche Seibt's automatischer Wasserstandsmesser für die Festlegung des mittleren Ostseeniveaus erzielt hatte. Auch als die mit Lungenentzündung gepaarte Influenza, der er erlag, gefahrdrohende Formen annahm, ahnte er nichts von der Nähe des Todes, und dieser ereilte den alten Kämpfer der Befreiungskriege schmerzlos um die Mitternachtstunde des 11. September 1885.

Helmert, J. J. Baeyer, Vierteljahrsschrift d. Astronomischen Gesellschaft, 21. Jahrgang, S. 2 ff. — General Baeyer, Zeitschrift für Vermessungswesen, 14. Bd., S. 369 ff. — Private Mittheilungen aus J. Baeyer's Familie.

Günther.

Bayer: Karl B., philosophischer Schriftsteller und Pädagog, wurde als Sohn des aus Schwaben stammenden Ansbacher Consistorialraths und früheren Erlanger Professors der Theologie Albrecht Bayer am 2. April 1806 zu Ansbach geboren und studierte 1825—1829 an den Universitäten Erlangen und Berlin Philosophie und Theologie. Schubert, Schelling, Hegel, Schleiermacher und Marheineke haben dort am nachhaltigsten auf den von leidenschaftlichem Wissensdrang erfüllten Studenten eingewirkt. Erst nach schweren inneren Kämpfen entsagte B. dem Wunsche, sich ausschließlich der Beschäftigung mit der Philosophie zu widmen, indem er 1830 sich zum Eintritt in das philologische Lehramt entschloß. Als Gymnasiallehrer war B. zuerst in Erlangen und Nürnberg thätig, stand 1835—1838 der Lateinschule in Hersbruck als Subrector vor und wirkte dann wieder 1838—1857 am Erlanger Gymnasium. Das Erscheinen seines philosophischen Hauptwerks „Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend" (Erlangen 1839) eröffnete B. zeitweilig Aussichten auf den Eintritt in die akademische Laufbahn, die sich aber infolge des Widerstands der orthodoxen Partei an der Erlanger Universität, der B. als angeblicher Hegelianer verdächtig war, wieder zerschlugen. So ist B. trotz seiner hervorragenden Begabung für die akademische Lehrthätigkeit auf die Wirksamkeit in der Schule beschränkt geblieben, ein „Pegasus im Joche", wie ihn F. W. Thiersch zutreffend charakterisirte. An der politischen Bewegung der vierziger Jahre nahm B. enthusiastischen Antheil. Bei der ihm eigenen idealistischen Denkweise war es ihm unmöglich, einen Sieg der freiheitlichen Ideen sich anders als in der Form einer sittlichen Wiedergeburt der Völker vorzustellen, und indem er von der deutschen Freiheits- und Einheitsbewegung eine „Gewissensreformation und einen Sieg des sittlichen und geistigen Wahrheitssinnes" zuversichtlich erwartete, war für B. die Pflicht gegeben, für die freiheitliche Bewegung mit aller Thatkraft einzutreten. Eine Frucht seiner im Erlanger Bürgerverein in den Jahren 1847/48 gehaltenen Vorträge war die Schrift „Der Sieg der Freiheit und die deutsche Volksbildung" (Nürnberg 1848), in der er die Forderungen des entschiedenen Liberalismus, daneben aber auch die Nothwendigkeit einer vom sittlichen Geiste getragenen Reform der Volksbildung und die Begründung von „Volksakademien" befürwortete. Von dem Wahlkreis Erlangen-

Fürth als Abgeordneter für den bairischen Landtag für die Wahlperiode 1849—55 gewählt, schloß er sich der Partei der Linken an und trat u. a. bei den Verhandlungen über die Judenemancipation und die kurhessische Frage, sowie bei der Vertretung seines Antrags auf Einführung einer philosophischen Propädeutik in den Oberclassen der Gymnasien als Redner hervor. Im J. 1857 zum Gymnasialprofessor in Hof ernannt, wurde B. 1862 an das Schweinfurter Gymnasium versetzt, wo er bis zu seinem 70. Lebensjahr im Lehramt thätig war. Die Jahre 1876—1883 verlebte er im Ruhestand und starb, nachdem er die über ihn verhängten schweren Schicksale, namentlich seine vollständige Erblindung, mit heroischer Fassung getragen, am 28. December 1883.

Seine litterarische Thätigkeit hatte B. mit der Schrift „Zu Fichte's Gedächtniß" (Ansbach 1835) eröffnet, die in der Form einer Anzeige von Fichte's nachgelassenen Werken dessen Bedeutung für die Geschichte der Philosophie darlegte. Es folgten die „Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens" (Nürnberg 1837) und die schon erwähnten „Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes u. s. w." (1839). Die von B. herausgegebene Zeitschrift „Die sittliche Welt" (Erlangen 1840) ist über das erste Heft, worin er über „Das Kriterion der Wahrheit" handelte, nicht hinausgekommen. Im 10. und 11. Bande der Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie (1843) veröffentlichte B. Aufsätze über die „Idee der Wahrheit als wissenschaftliches Problem" und „über die innere Wahrheit der Religion". — Bayer's ethische Grundanschauungen berühren sich mehrfach mit denen Kant's und Fichte's, andererseits mit denen Platon's und der Stoa; doch ist sein Standpunkt im wesentlichen ein selbständiger und originaler. Zu den Lehren des Christenthums sucht B. seine ethischen Grundbegriffe in möglichst enge Beziehung zu setzen, wobei er sich mit manchem Gedankengang Jac. Boehme's, Spinoza's und der Mystik berührte. „In allen seinen Schriften", so wird B. von J. E. Erdmann (Grundriß der Geschichte der Philosophie II^{3}, 726) treffend charakterisirt, „spricht sich der im Studium der Alten geläuterte, durch das Leben gestählte Geist aus, der den verschollenen Begriff der Tugend wieder ins Leben, das Postulat der Freiheit und der selbstsuchtlosen Liebe dem daran nicht mehr gewohnten Publicum ins Ohr rufen will und in diesem Bestreben sehr begreiflicher Weise sich mit Fichte oft begegnet. Wie bei diesem, so hat man auch bei B. bei allem, was er schreibt, die untrügliche Gewißheit, daß Wort und Leben sich decken." — In der Schule hat B. höchst segensreich gewirkt; durch die wahrhaft antike Größe seines Charakters, durch das jugendliche Feuer seines Vortrags, durch den entzückenden Enthusiasmus, mit dem er alle Gegenstände des Unterrichts erfaßte, wußte er bis zum Schlusse seiner Lehrthätigkeit seine Schüler aufs engste an sich zu ketten und auf sie erziehend und veredelnd einzuwirken. Durch freundschaftliche Bande war B. u. a. mit E. Mor. Arndt und mit Friedr. Rückert verknüpft, welch letzterer ihn in den vierziger Jahren, allerdings vergeblich, aus dem Schulamte an die Berliner Universität zu ziehen suchte; dem geschiedenen Freunde widmete B. einen tiefempfundenen Nachruf („Rede zu F. Rückert's Gedächtniß", Schweinfurt 1867). Außer den angeführten Schriften sind ferner zu erwähnen: „Armin, Deutschlands Befreier" (2 Gymnasialprogramme, Hof 1860; Schweinfurt 1867); „Churfürst Friedrich V. von der Pfalz", Abth. 1 (Schweinfurter Gymn.-Progr. 1873); „Zu Joh. Gottfr. von Herder's Gedächtniß" (Erlangen 1844); „Deutschlands Wiedergeburt, Hoffnung und Erfüllung" (Schweinfurt 1871), eine Sammlung von Vorträgen, die B. 1868—1871 über die Geschichte Deutschlands und des deutschen Einheitsgedankens vor einem größeren Publicum gehalten hatte; endlich ein Bändchen religiöser Dichtungen:

„Lobgesänge“ (1. Abtheilung: **Abraham, Moses, David und Salomo. Erlangen,** Selbstverlag. 1854).

Erdmann a. a. O. S. 726 f. — **Mittheilungen der Wittwe und Tochter Bayer's; handschriftliche Selbstbiographie von 1806—1835, im Besitze der** Familie Bayer, im Auszug vom Unterzeichneten mitgetheilt in den „Lebenserinnerungen eines Theosophen“ (Deutsch-evangelische Blätter XVIII (1893), S. 481—492). Herman Haupt.

Bayler: Heinrich B., Bischof von Konstanz, später von Valence bezw. Alet († 1420). Heinrich B. von Freiburg, dessen Namen mit der Geschichte der durch das große Schisma des Jahres 1378 in Südwestdeutschland hervorgerufenen kirchlichen Kämpfe enge verknüpft ist, begegnet zuerst als Vertrauensmann des Gegenpapstes Clemens VII. bei den Verhandlungen mit dem Herzog Leopold III. von Oesterreich, welche im Februar 1380 zum Abschluß des bekannten Bundes- und Subsidienvertrages zwischen Leopold und der Curie von Avignon führten. Heinrich bekleidete damals bereits die Würde eines Konstanzer Domherrn und eines dienstthuenden päpstlichen Kammerherrn (cubicularius); in den nächstfolgenden Jahren wurde ihm neben anderen, den Anhängern Urban's VI. aberkannten kirchlichen Pfründen das Archidiakonat von Cambrai verliehen. Am 5. September 1385 wird er als „ad regnum Franciae et nonnullas alias partes“ bestimmter Gesandter Clemens' VII. den Prälaten jener Gegenden empfohlen. Als der clementistische Konstanzer Gegenbischof Mangold von Brandis am 19. November 1385 gestorben war, ließ Leopold von Oesterreich im Verein mit dem ihm alliirten französischen Hofe die Ernennung Heinrich Bayler's, der inzwischen die Magisterwürde und das Amt eines Registrators der päpstlichen Briefe, sowie eines päpstlichen Caplans übertragen erhalten hatte, zum Bischof von Konstanz bei der Curie von Avignon betreiben; die Ernennung ist indessen erst am 22. März 1387 erfolgt. Im August 1387 finden wir den neuen Bischof in Konstanz, wo es ihm indessen nicht gelang, festen Boden zu fassen. Seitdem an Stelle des nach Olmütz versetzten urbanistischen Konstanzer Bischofs Nicolaus von Riesenburg im August 1387 Burkhard von Hewen vom Domcapitel zum Bischof gewählt und von Urban VI. bestätigt worden war, blieb das Machtgebiet der Obedienz von Avignon ausschließlich auf die österreichischen Gebiete im Breisgau, Aargau, Thurgau, Kletgau und Hegau beschränkt, deren kirchliche Verwaltung B. fortan von Frankreich aus leitete. Am 15. Juni 1388 zum Bischof von Valence-Die und am 27. Mai 1390 zum Bischof von Alet (französ. Dep. Aude) ernannt, hat B. fortan den Titel „administrator perpetuus ecclesiae Constantiensis“ geführt, als welcher er noch im J. 1407 Amtshandlungen für den zu Avignon haltenden Theil der Konstanzer Diöcese vollzog. Daß er auch bei Papst Benedict XIII. eine Vertrauensstellung einnahm, zeigt der ihm im August 1405 ertheilte Auftrag, als Gesandter der Curie nach Deutschland, Böhmen, Ungarn und Polen zu reisen und dort für den Anschluß jener Gebiete an die Obedienz von Avignon zu wirken. Auch nach Benedict's XIII. Absetzung durch das Konstanzer Concil ist ihm B. treu geblieben und hat noch im April 1420, kurz vor seinem im gleichen Jahre erfolgten Tode, mit dem Gegenpapste Beziehungen unterhalten.

A. Poinsignon, Urkundliche Mittheilungen über Heinrich Bayler, Bischof von Alet und Administrator des Bisthums Constanz, im Freiburger Diöcesanarchiv Bd. XIV (1881), S. 237—248. — H. Haupt, Das Schisma des ausgehenden 14. Jahrhunderts in seiner Einwirkung auf die oberrheinischen Landschaften, in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. V, 273 f., 294 ff., 311 ff. — C. Eubel, Die provisiones praelatorum während

des großen Schismas, in der Römischen Quartalschrift, Jahrgang 1893, S. 411 f., Jahrgang 1894 S. 259 f. — Chartularium universitatis Parisiensis, T. III, p. 668. — Eubel, Hierarchia catholica medii aevi (Monasterii 1898), p. 212, 246, 543. Herman Haupt.

Beaulieu-Marconnay: Karl Olivier Freiherr v. B.-M., Diplomat, sowie (cultur-)historischer Schriftsteller, entstammte einer 1686 infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewanderten adligen Hugenottenfamilie, die längst gut deutsch geworden war und so heute dem preußischen Heere mehrere Officiere stellt. Seit 1810 Napoleon's Gewaltspruch Nordwestdeutschland seinem Kaiserreiche einverleibt hatte und treue Diener des Herzogs Peter von Oldenburg sich da nicht sicher fühlten, suchten als solche B.'s Eltern — Karl und Henriette (geb. und geschiedene v. Egloffstein) sind B.'s Onkel und Tante, nicht Eltern — eine Zuflucht in Minden, wo er am 5. September 1811 geboren wurde. Doch wuchs, nach des Usurpators Fall, der Knabe im Heimathländchen, zu Eutin und Oldenburg, wo er auch das Gymnasium besuchte, auf. Den ersten Blick in die große Welt that er 1827, den Vater nach Petersburg begleitend; dort wurde der alte General F. M. v. Klinger, der einst dem „Sturm und Drang" der deutschen Litteratur diesen Namen und rege dramatische Beihülfe verliehen hatte, auf den aufgeweckten Jüngling aufmerksam. Seit Herbst 1829 studirte B. in Heidelberg, von Ostern 1831 ab in Jena die Rechte, womit er 1832 in Göttingen abschloß. Während B. von Jena aus viel nach Weimar hinüberkam und, durch seines Vaters Freund Kanzler v. Müller und die verwandten Egloffsteins empfohlen, bei dem greisen noch majestätischen Goethe im letzten Lebensjahre theilnehmende Aufnahme fand, ward er 1830 auf einer Fußreise nach den Niederlanden Augenzeuge der Vorgänge, die er viel später im Weimarer „Mittwochsverein" im Vortrage „Brüssel und die Belgische Revolution im September 1830" besprach, und vervollständigte gleichsam seine cameralistischen Studien unmittelbar nach deren Ende durch eine einjährige Reise nach Frankreich mit mehrmonatigem Aufenthalte in dem politisch und litterarisch damals ungemein bewegten Paris. Wie stachen von diesem weiten Horizont, den die Folgen der Julirevolution in Brüssel und an der Seine selbst ihm eröffneten, die Obliegenheiten und Erlebnisse der nächsten Jahre ab, nachdem nun der Rechtscandidat im Oldenburgischen die juristische Laufbahn begann! Als Amtsauditor in Jever (1835—39) verfaßte er eine fidele vieractige Tragikomödie in Versen, die einen arges Aufsehen erregenden Vorgang aus dem seiner Zeit vielbesprochenen Bentinckschen Erbschaftsproceß bespöttelte, nämlich den vergeblichen tollkühnen Versuch des „Prätendenten" Graf K. A. F. v. Bentinck, sich (16. Oct. 1836) mit Waffengewalt in Besitz der Burg Kniphausen als Mittelpunkts der strittigen Herrschaft zu setzen, was er als Nachbar und halbamtlich mit durchmachte. Das actuelle Satyrdrama wurde aufgeführt, blieb jedoch, nur in Tausenden von Abschriften verbreitet, ungedruckt. 1839 wurde B. an das Amt Rastede versetzt, erhielt 1840 einen längern Urlaub und ging als Reisegesellschafter mit dem Prinzen Hermann von Wied nach Italien, wobei sie sich ein paar Monate am Comosee aufhielten, und B. die Cultur des Landes an Ort und Stelle zu studiren Gelegenheit fand: eine seiner angenehmsten Erinnerungen. 1841 wurde er, anfangs als Hilfsarbeiter, in die oldenburgische Finanzkammer berufen und genoß nun in der kleinen Hauptstadt deren mannichfache geistige Anregungen, im Verkehre mit L. v. Gall, Th. v. Kobbe, Ad. Stahr u. a.

Seit jenen Anknüpfungen der Jenenser Studentenjahre hatte es B. nach Weimar gezogen — konnte ihm das Glück mehr leuchten als der Antrag, als Geh. Referendar für die Auswärtigen Angelegenheiten ins Großherzogl. Sächs. Ministerium in Weimar zu treten? 1843 übergesiedelt, fand er sich schnell in

den höfischen, gesellschaftlichen und künstlerischen Verhältnissen der Ilm-Residenz zurecht, ja, wuchs sogar binnen weniger Jahre so innig in sie hinein, daß er noch mehr als in staatlichen und officiellen Dingen bei socialen und humanitären Anlässen, sowie im höheren Bildungswesen eine führende Rolle spielte. 1848 Justizminister geworden, nahm er infolge der politischen Begebenheiten des nächsten Jahres seine Entlassung aus dem Staatsdienste und wurde Hofmarschall, 1853 Oberhofmeister der bildungsbegeisterten Großherzogin Sophie, Prinzessin der Niederlande und Gemahlin des damals antretenden, jetzigen Großherzogs Karl Alexander. Wie er in dieser Stellung und wegen seiner engen Beziehungen zur Großherzogin-Wittwe Maria Paulowna — derselben geistvollen russischen Großfürstin, die Schiller's „Huldigung der Künste“ 1804 beim Einzuge in Weimar gefeiert und Goethe sehr hoch geschätzt hatte — so manches, Altweimars würdiges, culturelles oder menschenfreundliches Unternehmen mit hervorrief bezw. eifrig unterstützte, so hat er als Intendant des Hoftheaters (1850—52 und 1854—57) unermüdlich eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, die der, durch ihre Fürsten großen Kleinstadt am deutschen Bühnen- und Musikhimmel, besonders auch durch seine Förderung der Capellmeisterthätigkeit Franz Liszt's, zu weitgeachtetem Namen verhalf. In all diesen Jahren amtlicher Bürde und dann als 1857 F. Dingelstedt Leiter des Hoftheaters ward, hat B. es sich angelegen sein lassen, Kenntnisse, Liebe, Kraft allerlei culturellen wie gemeinnützigen Anstalten und Vereinen zu widmen. Aus solch ersprießlicher Wirksamkeit für Pflege der Volkswohlfahrt ist seine Initiative für die Frauenvereine des Großherzogthums mit deren ganzem Anhange vielseitigster Erziehungs- und Hilfsinstitute hervorzuheben, wo er beiden genannten fürstlichen Samariterinnen energisch zur Seite stand. Der älteren, der Russin, veranstaltete man 1854 auf Beaulieu's Betrieb und Plan „im fünfzigsten Jahre segensreichen Wirkens“ — wie die dafür geprägte Medaille besagte — Jubel- und Dankfeste. Die „Wasch- und Bade-Anstalt“, der „Sparkasseverein“ u. a. waren theils von ihm gegründet, theils Jahre lang sorglich berathen. Aufs wärmste und auch mit eingreifender Hand wirkte B. für Kunst und Wissenschaft in Weimar; da waren sein Herz, sein sinniges gemüthvolles Naturell, das selbst zum Dichten neigte, betheiligt. Sein mit Kunstwerken und entsprechenden Studirmitteln, sowie erlesenen Büchern ausgestattetes Heim bot Gastfreundschaft, offenes Haus und Zuspruch: außer strebsamen jüngeren Leuten verkehrte er intim mit Ad. Schöll, Gutzkow, Marshall, Froriep, L. und Fr. Preller, dem originellen Apollonius von Maltitz (s. d.), der 1841—65 russischer Geschäftsträger in Weimar war und dort 1870 starb, nicht zuletzt mit Liszt. Uebrigens briefwechselte B. auch lebhaft mit Wilibald Alexis, Geibel, Putlitz, Gisb. v. Vincke, Roquette, Ad. Stahr und Fanny Lewald, Andersen u. A. Aus dem Herder-Denkmal L. Schaller's vom 28. August 1850 entnahm B. Anregung, für ein Goethe-Schiller-, ein Wieland-Standbild und ein aller vier Mäcen, Karl August, zu errichtendes Monument: also schufen Rietschel der Dioskuren Doppelstatue, Gasser die Wieland's — beide von Ferd. v. Miller in Bronze gegossen und am 4. Sept. 1857 enthüllt — und der Weimarer A. Donndorf das des unsterblichen Dichterpatrons (1875 vor dem deutschen Kaiserpaare enthüllt) großentheils auf seinen Antrieb und Nachdruck. Den Weimarer „Mittwochsverein“ für Vorträge, die auf jeden wissenschaftlich Gebildeten rechnen, begründete B. 1847 mit und sprach da, zufolge einem von ihm geschriebenen Ueberblicke, bis Mai 1861 über die belgische Revolution von 1830, die Paulskirche in Frankfurt (1848) und ihre politischen Parteien, die Trockenlegung des Harlemer Meeres, die staatsrechtlichen Verhältnisse Kniphausens und den Bentinck'schen Proceß, Hans Sachs, sein Leben und seine Werke, über das Deich- und Sielrecht. Ein weiteres Publicum faßte der „Verein für Kunst

und Wissenschaft" ins Auge, dem 7. Dec. 1863 eine Rede Beaulieu's als Vorsitzenden, ein Prolog Schöll's und ein Vortrag Gutzkow's über deutsches Frauenleben im 14. Jahrhundert nebst einem Gesangsquartett ein günstiges Horoskop stellten, aber binnen kurzem sein endgültiger Abschied von Weimar, sowie des Dramatikers Hans Köster gleichzeitiger das Lebenslicht arg herunterbliesen.

Seitdem B. das Ruder des Hoftheaters abgegeben, hatte er sich wiederholt auf längeren Reisen diplomatischer Sendungen und vertraulicher Aufträge des Weimarer Hofs mit Geschick entledigt: in Petersburg, Haag, 1861 zur Krönung Wilhelm's I. in Königsberg. 1864 wurde er zum Gesandten der sämmtlichen Regierungen der Wettin-Ernestinischen Länder zum Bundestag in Frankfurt a. M. ernannt, durchkostete hier die folgenschweren Wirren des Sommers 1866 und mußte, von den andern Ministerien längst abberufen, als Bevollmächtigter des Meiningenschen den Rumpf-Bundestag noch in den alten „Drei Mohren"-Gasthof zu Augsburg begleiten. Im Herbst trat B. freiwillig in Pension und verzog, vorläufig noch in der Weimarer Hofstellung, aber durch den Titel Wirkl. Geh. Rath geehrt, nach Dresden, woselbst er, vorübergehend vielleicht auch im Tusculum höherer Staatspensionäre Freiburg i. B., in beglückender Umgebung einer zahlreichen Familie und vielen litterarischen Persönlichkeiten — B. v. Strauß, Hettner, Fleckeisen, W. v. Biedermann, Ad. Stern — dann Hübner, Preller, Pawels u. a. nahetretend, noch 22 Jahre freier, nichts weniger als unthätiger Muße verbrachte. Auch in Dresden betheiligte er sich sowohl an dortigen wie an thüringischen wissenschaftlichen Vereinen emsig. Ferner wurde er bei der Constituirung der Goethe-Gesellschaft 1885 durch die Wahl in den Vorstand ausgezeichnet, wie er seit 1864 Ehrenmitglied, seit 1879 Meister des „Freien Deutschen Hochstifts" in Goethe's Geburtshaus war, für seine Leistungen auf dem Gebiete der Staatswissenschaften und Geschichtsforschung. Er ist nach schweren Leiden am 8. April 1889 in Dresden gestorben.

Die verschiedenen Lebensstellungen in all den wechselnden Aufenthaltsorten haben B. nie so weit absorbirt, daß er die von früh an in ihm wurzelnden litterarischen Neigungen unterdrückt hätte. Während seiner Amtirungen nur, wenn auch häufig kleine Arbeiten vollendend, vermochte er erst in Dresden ältere Entwürfe und Skizzen innerlich wie äußerlich auszuführen. Da er in Politik und Hofzuständen Sachsens und Thüringens für das 18. und 19. Jahrhundert vortrefflich bewandert war, erzielte im Verfolge seiner langjährigen Studien seine Dresdner Muße höchst beachtenswerthe Ergebnisse. Die Richtung seiner ernsten geschichtlichen Untersuchungen, die sich wirklich quellenmäßig aufbauten, zeigt sich zur Genüge in den Titeln der daraus hervorgegangenen Schriften. Es beziehen sich fast alle auf sächsische Geschichte, ermangeln aber nie der Ausblicke auf die Culturverhältnisse. So veröffentlichte er im IX. Bande des „Archivs für sächsische Geschichte" 1870 eine Biographie des sächsischen Ministers Thomas v. Fritsch — ein Frhr. v. Fritsch war Beaulieu's Vorgänger als Bundestagsgesandter gewesen — und verknüpfte diese Gestalt später nochmals des Näheren mit den gleichzeitigen Fürstlichkeiten ihres Wirkungskreises in „Anna Amalia, Karl August und der Minister v. Fritsch" (1874). Des bekanntesten und eindrucksvollsten Weimarer Fürsten, des Herzogs und Großherzogs Karl August, genaueres Lebens- und Charakterbild zu zeichnen, darauf gingen Beaulieu's Absicht und Fähigkeit ohne daß etwas Fertiges zu Stande kam. Dagegen lieferte er die anerkannt selbständigen Bücher „Der Hubertusburger Friede" (1871) und „Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach" (1872); seine umfänglichste und weitest ausgreifende Arbeit stellt „Karl von Dalberg und seine Zeit" (2 Bde., 1879) dar. Zu den mancherlei kleineren Arbeiten aus dem Umkreise seiner Studien gehören verschiedene werthvolle Artikel für die „Allg.

Dtsch. Biogr." Ferner gab er seines Freundes A. v. Maltitz, des obenerwähnten Weimaraners aus Wahl, „Ausgewählte Gedichte" mit Biographie (1873) heraus, und hat Boccaccio's Epos „Il Filostrato", unter der sachlicheren Aufschrift „Troilus und Cressida" — ist es doch die Grundlage für die öftere Behandlung dieses Stoffs in der Romantik der Renaissance — zum ersten Male, und zwar glücklich, im Metrum des Originals ins Deutsche übersetzt (1884).

Die Fülle von Beaulieu's Anlagen und Wissen, Beweglichkeit und Empfindung bei Angelegenheiten des öffentlichen Wohls wie der privaten Förderung humanen Strebens, cultureller Aufgaben, Adel und Maß, im Denken Feinheit des Urtheils, Thatkraft im Handeln: das rühmen von ihm alle Nachrufe, die ihm von Kennerseite gewidmet worden sind. Aus der Reihe der letzteren sind hervorzuheben: Adolf Stern's knappe Lebensschilderung im „Dresdner Journal" vom 12. April 1889 und Adolf Mirus' (privat gedruckte) Schrift „K. O. Freiherr v. B.-M.", „dem Andenken des .... in Dankbarkeit gewidmet" (Weimar, Hofbuchdruckerei, 1889), worin Mirus, S. 3—13, Beaulieu's gemeinnützige Thätigkeit beleuchtet, S. 14—19 Stern's Aufsatz wiederholt und S. 20 f. aus der „Weimarischen Zeitung" vom 14. April 1889 seinen Bericht über das dasige Leichenbegängniß (darin Hofprediger Jacobi's Leichenrede) erneuert. Man muß Stern's Eingangspassus über B.'s bedeutende Persönlichkeit völlig beistimmen, nur daß er die ästhetische Ader in dessen Wesen, wie man sie bei kleinstaatlichen Diplomaten, natürlich vor allen an schöngeistig gestimmten Höfen, nicht selten findet, zu betonen vergißt. Auch unterschreibt man gern dieses Nekrologisten Bedauern: „Hätte der Freiherr v. B. seine reichen Lebenserinnerungen aufgezeichnet, so würden dieselben ein höchst charakteristisches und farbenvolles Bild der Zeit zwischen dem Weltfrieden von 1814 und 1815 und der Neubegründung des Deutschen Reiches gewähren und von einer ungewöhnlich gewordenen Vielseitigkeit der Bildung und der Arbeitskraft zeugen." Die vorgenannten Mittheilungen und Aeußerungen über B. wurden mir erst neuerdings bekannt; im übrigen beruht diese Skizze auf denselben authentischen Materialien des Verblichenen wie mein Artikel in der 14. Auflage von Brockhaus' Conversationslexikon. Ein kürzerer, auch wohl nach directen Mittheilungen, bei Ad. Hinrichsen, Das litterar. Deutschland[2] (1891), S. 79 f. — Zur Verwandtschaft Beaulieu's mit den Egloffsteins, insbesondere über seine obengenannte Tante vgl. Goethe-Jahrbuch XII, 139—149 u. XII, 270 (J. Dembowski's Lycker Gymnasialprogramm 1889), über Beaulieu's Ersatz in der Goethe-Gesellschaft deren 5. Jahresbericht S. 4 im XI. Goethe-Jahrbuche; vgl. auch das Gothaische genealogische Taschenbuch der Freiherrl. Häuser u. s. w.

Ludwig Fränkel.

Bebel: Johann B., einer der zahlreichen um die Wissenschaft verdienten Basler Buchdrucker aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Kochensberg, einem Ort, der in den geographischen Wörterbüchern nicht verzeichnet (vielleicht auch nicht mehr vorhanden?) ist, der aber in der Nähe des Kantons Wallis zu suchen sein muß; denn B. nannte den aus diesem Kanton stammenden Th. Platter seinen Landsmann und hieß in Basel selbst Welschhans. Obwol er in das Bürgerrecht genannter Stadt erst 1524 aufgenommen wurde, erscheint er doch schon 1523 als Buchdrucker in voller Thätigkeit. Gleich in den ersten Jahren begegnete ihm das Mißgeschick, daß er wegen einer Schrift Carlstadt's, die er im Verein mit Thomas Wolff druckte, zugleich mit diesem vom Rath einige Zeit eingethürmt wurde. Möglich, daß er eben hierdurch vorsichtiger geworden, weniger mehr theologische Litteratur druckte, außer solcher, die in Basel ganz ungefährlich war, wie das griechische Neue Testament, das

er nach Erasmus mehrere Male herausgab, und das hebräische Alte Testament, das mit Seb. Münster's lateinischer Uebersetzung von ihm 1534—35 auf Kosten Mich. Isengrin's und Henric Petri's in einem wirklich schönen Druck veröffentlicht wurde. Trotz dieser an sich bedeutenden Leistungen liegt Bebel's Hauptverdienst, wie angedeutet, auf anderem, nämlich auf dem Gebiete der philologischen Litteratur und zwar waren es nicht nur Schulbücher u. A., sondern namentlich auch Ausgaben der alten Classiker, was viele Jahre hindurch seine Pressen in Anspruch nahm. Wir sagen ausdrücklich: Ausgaben; denn auch betreffs der griechischen Schriftsteller handelt es sich hier nicht, wie selbst noch bei einem Jodocus Badius in Paris, um Uebersetzungen, sondern um die ursprünglichen Texte und zwar z. Th. um ganz neue Recensionen derselben. Wir nennen nur die bis dahin vollständigsten Gesammtausgaben von Aristophanes 1532 (mit Cratander) und Aristoteles 1531, auch 1539 und 1550. Von dem nicht geringen Umfang von Bebel's Druckerthätigkeit gibt es eine gewisse Vorstellung, wenn wir bemerken, daß wir von 1523—1536 trotz der mangelhaften bibliographischen Hülfsmittel ca. 60 Drucke von ihm gezählt haben, daß aber seine Thätigkeit noch bedeutend länger, nämlich bis ins Jahr 1550 gedauert hat. In diesem Jahre muß er gestorben sein, vgl. Th. Platter's Selbstbiographie, Ausg. von Boos, 1878, S. 106 mit 107. Sein Druckerzeichen, von Hans Holbein entworfen, kommt in mehrfacher Gestalt vor; immer aber ists ein Palmbaum (daher die regelmäßige Beischrift: PALMA BEB.), durch dessen Zweige sich ein Balken oder ein Deckel (wol Preßtiegel, wie Bernoulli vermuthet) zieht; bei zwei Arten des Druckerzeichens liegt unter dem Balken ein nackter Mann, der sich gegen denselben stemmt und ruft (das ist auf dem Deckel eingegraben): verdruck mich armen nit.

Vgl. außer den Bibliographien von Panzer, Weller, Weigel-Kuczynski u. s. w. Heitz-Bernoulli, Basler Büchermarken, 1895, S. XXVI f., 72 f.

K. Steiff.

Beck: Bernhard von B., königl. preußischer Generalarzt, geboren zu Freiburg am 27. October 1821, † daselbst am 10. September 1894. Sein Vater, Karl Joseph B., Professor der Augenheilkunde an der Universität Freiburg, starb frühzeitig und der junge talentvolle Sohn sah sich auf eigene Kraft angewiesen. Mit 15 Jahren absolvirte er das Gymnasium, um an den heimathlichen Hochschulen Freiburg und Heidelberg Medicin zu studiren. Das eifrige Studium verhinderte nicht die Theilnahme am studentischen Leben. Den Corps Rhenania und Suevia, denen er mit Begeisterung angehört hatte, bewahrte er bis in das hohe Alter treue Anhänglichkeit. Nach mehrjährigen Reisen zum Besuche der Hospitäler und andern wissenschaftlichen Anstalten in München, Wien und Prag, Berlin und Paris und kurzer Thätigkeit in Freiburg als Assistent des Professors Stromeyer, dessen Name später mit der Geschichte der Kriegschirurgie unlöslich verknüpft wurde, bestand er mit Auszeichnung Staatsprüfung und Doctorexamen. Nur zwei Jahre später habilitirte sich B. an der Universität Freiburg als Privatdocent und wurde gleichzeitig Prosector am anatomischen Institut. Als 1848 der Krieg in Italien ausbrach, eilte B., der sich inzwischen durch mehrere gelehrte Arbeiten in Fachkreisen bekannt gemacht hatte, in das österreichische Hauptquartier und war auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern mit Auszeichnung und Aufopferung thätig, bis ihn der Ausmarsch badischer Truppen nach Schleswig-Holstein im August 1848 nach der Heimath zurückrief. 1849 begab er sich zum zweiten Mal auf den Kriegsschauplatz in Oberitalien, reiste jedoch, als ihn die Nachricht von der in Baden ausgebrochenen Revolution erreichte, sofort ab, um sich den diese bekämpfenden preußischen Truppen als Militärarzt anzuschließen und an allen Gefechten der

Division v. Schack theilzunehmen. Als die 1850 neu aufgestellten badischen Truppen in preußische Garnisonen abmarschirten, begleitete er sie und bewährte, als in dem Marschgebiete zwischen Weser und Havel die Cholera ausbrach, dieselbe Thatkraft und Kaltblütigkeit wie auf den Schlachtfeldern und in den Kriegshospitälern. Im November 1850 mit den badischen Truppen wieder in die Heimath zurückgekehrt, beschloß er, der militärärztlichen Laufbahn treu zu bleiben und fand zunächst während nahezu acht Jahren einen entsprechenden amtlichen Wirkungskreis in der Bundesfestung Rastatt. Neben dieser Thätigkeit, die wol manchen Andern vollauf in Anspruch genommen hätte, übte B. noch eine umfassende ärztliche Praxis aus, stand einer ambulatorischen und stationären chirurgischen Klinik für Civilpersonen vor und war rastlos wissenschaftlich thätig. Für seine spätere Wirksamkeit vorbedeutsam war — da sein Bestreben, besondere Sanitätscompagnien einzurichten an der Frage der Ausbringung der erforderlichen Mittel scheiterte — die Bildung und Leitung eines „Blessirtenträgerinstitutes“. 1858 nach Freiburg versetzt, fand er bei der Mobilmachung des badischen Armeecorps im J. 1859 Gelegenheit, sein Organisationstalent zu bewähren. Nun wurde ihm die Aufstellung und Ausbildung einer Sanitätscompagnie ermöglicht, deren Vervollkommnung ihn von da an unausgesetzt beschäftigte. Er führte sie 1866 auf die Verbandplätze der Main- und Taubergegend, in deren Kriegsspitälern er nach Abschluß des Waffenstillstandes eine umfassende Wirksamkeit ausübte. — Als Feldlazarethdirector und consultirender Generalchirurg bei der badischen Division und demnächst beim Werder'schen Armeecorps war B. vom ersten bis zum letzten Tage des deutsch-französ. Krieges 1870/71, in welchem er alle Schlachten und größeren Gefechte dieser Truppenkörper mitmachte, in hervorragender Stellung thätig. Nicht nur seine sehr bedeutenden Leistungen als Chirurg und Operateur, sondern auch seine große organisatorische Befähigung, sowie seine vor keiner Schwierigkeit und keinem Hinderniß zurückschreckende Thatkraft und seine durch und durch militärische Veranlagung und Schulung sicherten seinem Wirken die größten Erfolge. Diese wurden denn auch vom Großherzoge von Baden wie vom Könige von Preußen mit den höchsten Ordensauszeichnungen (dem militärischen Karl Friedrichs-Verdienstorden, dem Eisernen Kreuz II. und I. Classe) anerkannt. — Nach Abschluß der Militärconvention mit Preußen wurde B. zum ersten Corpsarzt des neu errichteten XIV. Armeecorps ernannt. Es harrte seiner in dieser Stellung eine wichtige und schwierige Aufgabe, einerseits die Verschmelzung der weiterdienenden badischen und der in das Sanitäts-Officiercorps neu eintretenden preußischen Militärärzte zu einem einheitlichen Ganzen und — soweit es möglich war — die Erhaltung bewährter badischer Einrichtungen im Rahmen der preußischen Organisation. Wenn ihm dieses im großen und ganzen gelang, so war dieses in erster Reihe dem Streben zuzuschreiben, seine Untergebenen zu erfüllen mit dem von ihm selbst als höchstes Ziel betrachteten ernsten wissenschaftlichen Geiste und mit der Pflege echt kameradschaftlicher Gesinnung. — Als B. im J. 1887 den Abschied nahm, hatte er die Sanitätseinrichtungen des XIV. Armeecorps in allgemein anerkannter mustergültiger Weise ausgebildet und schied aus dem activen Dienst geziert mit den höchsten badischen, preußischen, österreichischen und ausländischen Ehrenzeichen. Sein Landesherr hatte ihm 1884 anläßlich seines 40jährigen Doctorjubiläums den erblichen Adel verliehen und erhob ihn, nachdem der König von Preußen ihm 1893 den Rang als Generalmajor verliehen hatte, am Tage seines 50jährigen Doctorjubiläums, 10. Februar 1894, zur Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes mit dem Prädicat Excellenz. Diese Tage ebenso wie sein von seinen vielen Verehrern mit lebhaften Kundgebungen gefeierter 70. Geburtstag waren Lichtblicke in den im Ruhestande zugebrachten

Jahren stiller Zurückgezogenheit. Die liebevolle Pflege der einzigen im Vaterhause zurückgebliebenen Tochter beglückte ihn, und der Verkehr mit den vielen Freunden und Verehrern in seiner Vaterstadt Freiburg, wo er nach seiner Zuruhesetzung seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und eine immer noch rege litterarische Thätigkeit, verbunden mit eifriger Beschäftigung mit den wichtigsten Vorgängen auf den Gebieten des politischen und wissenschaftlichen Lebens halfen ihm über manche schwere, durch körperliche Leiden getrübte Stunde hinweg. — B. hinterließ aus drei Ehen acht Kinder, darunter fünf Söhne, von denen vier der Armee (activ und in der Reserve) angehören, einer, ein hervorragender Chirurg und Operateur, Chefarzt des städtischen Krankenhauses in Karlsruhe ist. — B. verleugnete nie seine monarchischen und conservativen Grundsätze, an denen er aus voller Ueberzeugung eben so fest hielt, wie an der Treue zur katholischen Kirche, in der er geboren und erzogen war. Er war ein guter Deutscher, seiner Heimath, seinem Landesherrn und dessen Hause von ganzem Herzen anhänglich, in allem, was er dachte und that, ein ganzer Mann.

Von seinen Schriften seien angeführt: „Kriegschirurgische Erfahrungen während des Feldzuges 1866 in Süddeutschland“; „Chirurgie der Schußverletzungen“ (1871); „Ueber die Wirkung moderner Gewehrprojectile, insbesondere der Lorenz'schen verschmolzenen Panzergeschosse auf den thierischen Körper“ (1885). Außerdem viele Aufsätze in Langenbeck's und Virchow's Archiv und in der von B. mitbegründeten Zeitschrift für Chirurgie.

v. Weech.

Beck: Friedrich B., Dichter und Gelehrter, geboren am 20. Juni 1806 zu Ebersberg, studirte zu Neuburg und München Philologie unter Fr. Thiersch, wurde (1836) Lehrer an der Lateinschule zu München und Gymnasialprofessor 1850. Frühzeitig mit schöngeistigen Bestrebungen vertraut und ebenso der Landschaftsmalerei ergeben wie unter Schelling und Franz Baader dem Studium der Philosophie, oblag B. auch der Pflege der Poesie, insbesondere angefeuert durch das Beispiel einer begeisterten Anzahl junger Männer aus allen Facultäten und Ständen, welche unter dem Namen der „Gesellschaft zu den drei Schilden“ künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen (1832—39) verfolgten, in welchen ebenso der Plan zum „Historischen Verein für Oberbaiern“ wie zu dem durch Frhrn. v. Aufseß nachmals bewerkstelligten „Germanischen Museum“ vorgezeichnet war. Aus dieser Zeitströmung entstand die ganz im Geiste von Wackenroder und Novalis erfundene „Geschichte eines deutschen Steinmetz“ (Stuttgart 1834, neuestens in Reclam's Bibliothek Nr. 1377) und die erste Sammlung seiner „Gedichte“ (1844). Später folgte das didaktische Epos „Theophanie“ (1855 und 1876) und eine nach antiken Vorbildern gehaltene Tragödie „Telephos“ (1858), dann die lyrischen „Zeitklänge“ (1860) und „Still-Leben“ (1861) und eine Uebersetzung von Louis Claude de St. Martin's Dichtungen (1863). Von 1839—1846 bethätigte sich B. als Publicist in der Redaction der „Münchener Politischen Zeitung“ und der „Münchener Zeitung“ (1857—58). Außer seinen „Andeutungen zur tieferen Begründung der Geschichte der Kunst“ (1835) verfaßte B. mehrere wissenschaftliche Abhandlungen (z. B. über „Die Zeus-Idee in ihrer centralen Stellung zum hellenischen Götterkreise“ 1852), in welchen der, auch von König Maximilian II. mit der Ausarbeitung von philosophischen Fragen und Problemen betraute Dichter, sein vielseitiges Wissen im Gebiete der antiken Mythe und Religionsphilosophie bekundete. Im J. 1860 infolge seines zunehmenden Augenleidens in den Ruhestand versetzt, benützte B. die wohlverdiente Muße zur Ausarbeitung von Lehrbüchern, welche der mit den Bedürfnissen wohlbekannte Praktiker der lernbegierigen Jugend sozusagen auf den Leib schrieb. Seine „Poetik“ (7. Aufl.

Lpz. 1896), sein „Lehrbuch des deutschen Prosastiles“ (1887 in 7. Aufl.) und das „Stilistische Hilfs- und Musterbuch“ (1868 und 1878) erfreuten sich einer vielfachen und fortdauernden Theilnahme. Sein unter den qualvollsten Leiden unausgesetzt arbeitender Geist gestaltete die alte Märe von „Loher und Maller“ (1863) und den schwierigen „Lohengrin“ in neuer Formgebung, während er die Resultate seiner philosophischen Speculation in dem heiteren „Spruch- und Räthselbüchlein“ (1883) niederlegte. B. starb nach langen, mit unerschütterlicher Geduld ertragenen Nervenschmerzen am 30. August 1888 zu München. Er war ein stiller, edler, neidloser Mensch und wahrer Philanthrop, der alles Gute, Edle, Schöne und Wahre mit freudiger Herzlichkeit begrüßte, obwol ein gleiches Entgegenkommen ihm selber nur höchst selten zu theil wurde. — Sein Vater Karl Theodor B. (geboren am 4. November 1767 zu Lustenau in Schwaben) war Pfleger der Malthesercomthurei zu Ebersberg, dann Landrichter 1809—15 in Tirol, wo er sich durch seine versöhnliche Milde hervorthat und deshalb vom bairischen Kronprinzen Ludwig besonders ausgezeichnet wurde; er diente in gleicher Stellung zu Neuburg und Aichach, wo derselbe am 17. Februar 1830 starb; unter seinen zahlreichen juridischen, historischen und nationalökonomischen Schriften (vgl. Baader, Baier. Gelehrten-Lexikon) befinden sich auch viele Lieder, Gedichte und das seiner Zeit vielbeliebte Büchlein „Ernst, Gefühl und Laune“ (1784). Hyac. Holland.

Beck: Johann Tobias B., Professor der systematischen Theologie und Frühprediger in Tübingen, geboren am 22. Februar 1804 zu Balingen in Württemberg, † am 28. December 1878, der letzte und im 19. Jahrhundert bedeutendste wissenschaftliche Vertreter des von Johann Albrecht Bengel ausgehenden sog. biblischen Realismus. In der Lateinschule zu Balingen, dann im theologischen Seminar zu Urach, vorgebildet, bezog er 1822 die Universität Tübingen, wo er als Mitglied des theologischen Stiftes bis 1826 studirte. Nachdem er zwei Jahre das Pfarramt zu Waldthann bei Crailsheim (1827 bis 1829) und sieben Jahre (bis 1836) das Stadtpfarramt zu Mergentheim verwaltet hatte, folgte er dem Ruf als außerordentlicher Professor nach Basel, von wo er wiederum nach sieben Jahren (1843), besonders durch die Bemühungen von Ferdinand Christian v. Baur, als ordentlicher Professor und Früh- oder Hauptprediger nach Tübingen berufen wurde; hier wirkte er bis an seinen Tod in ungeschwächter Kraft, obgleich er in den letzten zehn Jahren seines Lebens wegen Schwindelanfälle die Kanzel nicht mehr hatte besteigen können.

Beck's akademische Thätigkeit war außerordentlich mannichfaltig. Außer Dogmatik und Ethik, seinen Hauptfächern, las er Exegese des Alten Testaments (kleine Propheten) und des Neuen Testaments (die Briefe an die Römer und Epheser, die Briefe des Petrus, die Pastoralbriefe und die Apokalypse), sodann hielt er pastoraltheologische Vorlesungen über Matth. 4—12 und Apostelgesch. 1–6, endlich auch praktisch-dogmatische Vorlesungen mit Rücksicht auf den Religionsunterricht. Je länger desto mehr sammelte B. um seinen Katheder eine aufs tiefste von ihm beeinflußte und ihn als den Theologen κατ᾽ ἐξοχήν bewundernde Jüngerschar. Seine machtvolle schlichte Persönlichkeit bahnte der ehrfürchtigen Aufnahme seiner Lehren den Weg in die Herzen der Jugend. Der einheitliche markige Charakter, der keine Abgeschliffenheit kannte, durchaus eins mit der Lehre, die er vortrug und die nach allen Seiten hin das Gepräge seines Wesens zeigte, fesselte sie; unbeugsame schroffe Wahrhaftigkeit, die namentlich auf christlichem und kirchlichem Gebiet allem Schein und unlauterem Wesen mit höchstem Nachdruck widerstand und auch das heutzutage blühende Vereinsleben, selbst auf dem Gebiete der Heidenmission, nicht schonte; ein stark pessimistischer

Zug, der in dem kirchlichen und bürgerlichen Leben den stets weiter um sich greifenden Abfall von der Wahrheit Gottes, ja von den allgemeinen sittlichen und religiösen Grundlagen und göttlichen Gesetzen sah; die gewaltige Bußpredigt, die das Gewissen weckende und schärfende Macht seines Wortes, das die Wissenschaft, die Kirche, die Kunst, das gesammte bürgerliche und staatliche Leben und jeden Einzelnen zur Umkehr zur Bibel und biblischen Wahrheit rief; dabei die theilnahmvolle, tragende und hebende Liebe voll Ernstes und voll Milde gegen Elende und Angefochtene, die stetige Hilfsbereitschaft für alle, die in wissenschaftlichen und in praktischen Fragen seinen Rath und seinen Arm suchten; und das alles ohne eine Spur von Pathos oder Echauffement, in ruhiger priesterlicher Würde, in stets sich gleich bleibender ethischer Gehaltenheit, — dies ist etwa die Gestalt, die in B. den angehenden Theologen entgegentrat. Auch die Art seines Kathedervortrags zog sie an, denn sie war der Ausdruck seiner Persönlichkeit; das sorgsam ausgearbeitete Heft trug er fast dictirend vor, es kam ihm eben auf genaue Mittheilung der Sache an; nur bisweilen, in den letzten Lebensjahren mehr als früher, unterbrach er das Lesen durch freie Ansprachen, in denen er paränetisch das Gewissen seiner Hörer zu schärfen suchte. Die Gabe klarer und knapper Diction war ihm versagt; er bedurfte weiterer Ausführungen, um seine Gedanken darzulegen, aber auch diese Ausführungen erreichten bei der Vernachlässigung der bekannten wissenschaftlichen Terminologie, bei der Umdeutung gangbarer Termini, bei der schwerfälligen und wenig geschickten Neubildung wissenschaftlicher Bezeichnungen selten die erwünschte Durchsichtigkeit. Seine festgefugten, mit seinem geistigen Wesen untrennbar verwachsenen Anschauungen traten stets in derselben Form hervor; auch in seinen exegetischen Vorlesungen waren es seine Lieblingsgedanken, denen sich oft genug das Wort beugen mußte.

Christusglaube und Bibelglaube fallen für B. durchaus zusammen, sie sind untrennbar eins. Die Infallibilität der Heil. Schrift steht ihm unbedingt fest, in ihrem ganzen Inhalt, dem geschichtlichen wie dem lehrhaften. Von der orthodoxen Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts unterscheidet sich seine Lehre nur insofern, als er in unwesentlichen und bedeutungslosen Dingen Verschiedenheiten und selbst Widersprüche zugibt, auch die Individualität der Verfasser der biblischen Schriften anerkennt, indem er bei jedem eine Durchdringung des menschlichen mit dem göttlichen Geiste annimmt und drei verschiedene Stufen der Theopneustie aufstellt, auf deren höchster, der apokalyptischen, die Apostel Jesu stehen. B. theilt die Vorstellung J. A. Bengel's, daß die biblischen Schriftsteller, insonderheit die neutestamentlichen, selbst Organe der Offenbarung Gottes seien, daß demgemäß die Bibel nicht nur der litterarische Niederschlag, die geschichtliche Urkunde der Offenbarung sei, daß sie vielmehr an dem Wesen der Offenbarung theilnehme, selbst die Offenbarung, das Wort Gottes sei. Ein viel gegliederter großer einheitlicher Organismus ist ihm die Bibel; derselbe Eine göttliche Geist durchweht und gestaltet sie; in ihren einzelnen Theilen, den Büchern und selbst den Worten, gibt sie die unbedingt zuverlässige Darstellung der jedesmaligen Offenbarungsstufe bis hin zu der vollkommenen des Neuen Testaments. Ihr Inhalt ist unumstößliche Wahrheit in allen Dingen, die zu den göttlichen Reichsgeheimnissen gehören oder damit auch nur in mehr oder weniger entferntem Zusammenhange stehen, mögen sie nun religiöser und sittlicher oder psychologischer, physischer und logischer Natur sein. So hat B. eine biblische Seelenlehre geschrieben, nicht etwa unter dem Gesichtspunkt, die psychologischen Anschauungen der biblischen Schriftstellen zusammenzustellen und zu erläutern, sondern unter der Illusion, daß die Bibel eine Lehre der Psychologie aufstelle und daß für die Bibel die Offenbarung wahrer Psychologie in Anspruch zu nehmen sei. Wie B. in diesem einzelnen Punkte der festen Ueberzeugung war,

die in sich einheitliche biblische Seelenlehre nachconstruirt zu haben, so lebte er auch hinsichtlich seines ganzen Lehrsystems des naiven Glaubens nicht nur, daß in der Bibel ein einheitliches Lehrsystem enthalten sei, sondern auch, daß er sein Lehrsystem lediglich aus der Bibel geschöpft habe und daß es sich mit dem biblischen Lehrsystem in allen Punkten decke. Durch die sog. pneumatische Schriftauslegung, die übrigens nach B. die grammatisch-historische zu ihrer Voraussetzung hat, meint er zu den biblischen „Vollbegriffen" gelangt zu sein, die er nun überall, wo das betreffende Wort vorkommt, auch wiederfindet. Die biblische Darstellung deckt sich seiner Meinung nach durchaus mit der Sache, und das ist der sog. biblische Realismus, in dem B. mit großer Unbefangenheit (oder Befangenheit?) versirt. Wenn nach Hiob, Cap. 1, der Satan vor Gott tritt und wenn ihm Macht über Hiob gegeben wird, so werden damit positive himmlische Zustände geschildert in einer Zeit, wo der Satan noch Zutritt zu Gott hatte; wenn Christus sich das Brot, das vom Himmel gekommen ist, und den Weinstock nennt, so bezeichnet das nichts Geringeres, als daß das wahre Wesen des Brotes und des Weinstockes in Christus vorhanden sei, und daß wir in dem irdischen Brot und dem irdischen Weinstock nur naturhafte Abbilder des wahren Weinstockes und des wahren Brotes, also des Herrn Christus, zu sehen und zu ehren haben.

Die Stellung Beck's zur sog. Kirchenlehre, zu den symbolischen Büchern und zu der Verpflichtung auf diese ist sehr unabhängig. Er betont es mit Luther und dem „summarischen Begriff, Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehr geurtheilet und die eingefallene Irrungen christlich entscheiden und erkläret werden sollen" in dem Vorwort der formula concordiae, daß nur die Heil. Schrift Glaubensartikel stellen könne. Daraus zieht er den Schluß, nicht daß die Kirchenlehre so weit Gültigkeit habe, wie sie mit der Heil. Schrift übereinstimmt, sondern daß die Kirchenlehre an sich keine Gültigkeit habe, daß sie nur eine für die Geschichte allerdings werthvolle Auffassung der Schriftlehre repräsentire, die mit Achtung zu behandeln sei. In seinem biblischen Lehrsystem nimmt B. daher auf die Kirchenlehre so gut wie gar keine Rücksicht, er geht seinen eigenen Weg in der Zuversicht, Besseres als die Kirchenlehre zu bieten.

Diese seine Stellung tritt besonders nach zwei Seiten hervor, die gleich charakteristisch für Beck's Auffassung sind, in seiner Lehre vom Reiche Gottes und von der Rechtfertigung. Das Reich Gottes, dieser Centralbegriff des Christenthums, ist nach B. ein rein transcendenter und eschatologischer Begriff. Es bezeichnet nicht etwa einen idealen Zustand der Christenheit, noch weniger einen kirchlichen ideellen Organismus, keine ideelle Zusammenfassung der wahren Christen, überhaupt nichts irgendwie Irdisch-Geschichtliches; es besteht vielmehr von jenseit aller Geschichte, von Grundlegung der Welt an als ein überweltliches organisirtes Lebenssystem, eine Geistes- und Lebensökonomie, welche die ewigen Realitäten in sich befaßt und local als Himmelreich (*βασιλεία τῶν οὐρανῶν*) bestimmt wird. Durch Christus, das Haupt des Himmelreiches, ist es aufgethan, so daß die an Christus Gläubigen in dasselbe eingehen können. Aber erst am Ende der Tage wird es in die Erscheinung treten in dem tausendjährigen Reich, und erst in diesem ist durch Eingreifen des Herrn eine Besserung der religiösen Zustände, erst dann die wahre Einheit von Kirche und Staat, erst dann auch der christliche Staat zu erwarten. Die gläubigen Christen, welche Bürger des Himmelreiches geworden sind, leben in einer höheren Welt, sie sind und bleiben Fremdlinge und Pilger hienieden, wie ihr Christenthum ein weltfremdes ist. Die Wirkungen des Christenthums sind aber sittlicher Art, und das Sittliche ist das wesentlichste Kennzeichen des Göttlichen im Menschen, ohne das von Göttlichem gar nicht geredet werden kann. Es wendet sich an das Gewissen

des Menschen, an seinen sittlichen Sinn und bringt sittliche Veränderungen zustande. Dieser dem Menschen eigenthümliche religiös-sittliche Sinn hat sich mit dem Erkennen zu verbinden, und erst in dieser Verbindung, so daß das Denken mit sittlicher Kraft auf Gott, die höchste sittliche Persönlichkeit, gerichtet ist, macht das Denken in christlichen Dingen urtheilsfähig. Der Glaube ist die Einheit von Denken und sittlichem Wollen, und aus dem Glauben erwächst ein wirklicher Gerechtigkeitsstand, da durch den Glauben die Gerechtigkeit Gottes in den Menschen eingeht. Das ist die Rechtfertigung des Menschen, nicht ein forensischer, declaratorischer Act Gottes, sondern eine Begabung seitens Gottes, ein dynamischer Lebensact Gottes, so daß der Gerechtfertigte zugleich der Geheiligte ist, in ein neues Leben versetzt, das im Gehorsam gegen Gott geführt wird und der Verherrlichung entgegengeht. Die schärfsten Angriffe wegen dieser Lehren sind B. begreiflicher Weise nicht erspart geblieben.

Einen großen Einfluß, weit über den Kreis der Anhänger seiner Theologie hinaus, hatten die Predigten Beck's, die er unter dem Titel „Christliche Reden" in einer Reihe von „Sammlungen" veröffentlichte. Die Bezeichnung „Predigten" wurde ausdrücklich vermieden; denn in der Form und auch im Inhalt der Reden prägt sich die völlige Unabhängigkeit nicht allein von der homiletischen Ueberlieferung, sondern gleicher Weise auch von allem aus, was an homiletische Kunstregeln erinnern kann. Im schärfsten Gegensatze gegen Schleiermacher und die von ihm beeinflußte Homiletik erkennt B. christliche Gemeinden, die ihren Namen mit Recht tragen könnten, nicht an. Sie sind ihm Scharen von Katechumenen, ein großes Missionsgebiet, sei es als Nachbildung der alttestamentlichen Gesetzeskirche, sei es als Arbeitsfeld neutestamentlicher Evangelisten, innerhalb dessen das Amt des Gesetzes und der Propheten oder der neutestamentlichen Lehrer und Hirten seines Berufes zu warten hat, Jünger Jesu zu sammeln und die gesammelten zu weiden. Mit den pietistischen Gemeinschaften stand daher B. in inniger Verbindung, obgleich er selbst keiner solchen Gemeinschaft angehörte und die Gefahren derartiger Vereinigungen keineswegs verkannte. Nach der verbreiteten irrigen Auslegung von Gal. 3, 24 wollte er das Gesetz als Zuchtmeister auf Christus gepredigt wissen; Johannes der Täufer und der Herr Christus in seinen synoptischen Reden blieben ihm unbedingtes Vorbild für den evangelischen Verkündiger des Wortes. Dennoch sucht man aggressive und strafende Gesetzespredigt bei ihm vergebens; was Fr. Chr. Oetinger den sensus communis nennt, der moralische Sinn, das zustimmende Gefühl für Gerechtigkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, das im Gewissen dem natürlichen Menschen eignet, gewährt ihm die Anknüpfung, er sucht es zu entwickeln, durch die biblische Wahrheit zu corrigiren und es zur Anerkennung der Wahrheit zu führen, während er aggressiv fast nur gegen das seiner Meinung nach unlautere specifisch kirchliche Christenthum verfährt. Beck's Reden passen in keine der bestehenden homiletischen Rubriken; am ersten könnte man sie analytische Predigten nennen. Aber die geflissentliche exegetische Textbehandlung macht der Hervorhebung und Durchführung der Hauptgedanken des Textes Platz, und in dieser Durchführung verläßt er die Grenzen des Textes, um aus der Fülle der Schrift sie darzulegen und zu beleuchten, alles in freier Entfaltung, ohne durch Thema und Theile sich irgendwie einengen zu lassen. „Die hohe Originalität, das Kraft- und doch auch Maßvolle dieser Persönlichkeit, die, gekannt und doch vom großen Haufen ungekannt, in merkwürdiger, fast isolirter Stellung in dem Getriebe seiner Zeit dastand, tritt auch hier klar hervor."

Schriften: „Einige leitende Ideen für die wissenschaftliche Auffassung der Versöhnungslehre" u. s. w.; „Bemerkungen über messianische Weissagung als geschichtliches Problem und über pneumatische Schriftauslegung." Beide Ab-

handlungen in der Tübinger Theologischen Zeitschrift 1831; die letztgenannte Abhandlung ist abgedruckt in „Einleitung in das System der christlichen Lehre“ (2. Aufl. 1870); „Versuch einer pneumatisch hermeneutischen Entwicklung des 9. Kapitels im Briefe an die Römer.“ Nebst einem Anhange (Stuttgart 1832); „Christliche Reden.“ Erstes Heft (Stuttgart 1834); zwei Abhandlungen: „Bemerkungen über die Hegel'sche Philosophie, aus Veranlassung der Göschel'schen Schrift „Der Monismus des Gedankens“ und „Ueber die mythische Auffassung der neutestamentlichen Evangelienurkunden“ in der Tübinger Theologischen Zeitschrift 1834 und 1835; „Abschiedsrede, gehalten den 5. Juni 1836 zu Mergentheim“ (Stuttgart 1836); „Christliche Reden.“ Erster Band, drei Hefte (Stuttgart 1836. 2. Aufl. Stuttgart 1858); „Ueber die wissenschaftliche Behandlung der christlichen Lehre. Eine akademische Antrittsrede, gehalten zu Basel am 7. Nov. 1836“ (Basel 1837. 3. Aufl. Heilbronn 1878); „Christliche Reden.“ Zweiter Band, drei Hefte (Stuttgart 1838); „Einleitung in das System der christlichen Lehre oder propädeutische Entwicklung der christlichen Lehr-Wissenschaft. Ein Versuch“ (Stuttgart 1838. 2. Aufl. Tübingen 1870); „Die christliche Lehr-Wissenschaft, nach den biblischen Urkunden. Ein Versuch.“ (Erstes Buch, erste Abtheilung: Prolegomena, Fundamental. Theil sammt des ersten Theiles erstem Hauptstück) (Stuttgart s. a. [1838]); „Die Geburt des christlichen Lebens, sein Wesen und sein Gesetz. Ein Bruchstück aus der christlichen Sittenlehre, zur Erinnerung an seine Zuhörer und Freunde herausgegeben“ (Basel 1839); „Die christliche Lehr-Wissenschaft nach den biblischen Urkunden. Ein Versuch.“ Erster Theil: Die Logik der christlichen Lehre (Stuttgart 1841. 2. Aufl. 1875); „Die christliche Menschen-Liebe, das Wort und die Gemeinde Christi.“ Zweites Stück aus der christlichen Sittenlehre (Fortsetzung der im J. 1839 erschienenen Geburt des christlichen Lebens) (Basel 1842); „Christliche Reden.“ Neue Folge (Basel 1842); „Umriß der biblischen Seelenlehre. Ein Versuch“ (Stuttgart 1843. 3. Aufl. 1871); „Ueber das Verhältniß des Christenthums zum Zeitleben. Akademische Antrittsrede, gehalten zu Tübingen am 11. Mai 1843“ (Stuttgart 1843); „Christliche Reden.“ Dritte Sammlung (Stuttgart 1847. 2. Aufl. Tübingen 1862); „Die alte Wahrheit für die neue Zeit. Predigt am Sonntag Lätare 1848, gehalten zu Tübingen“ (Tübingen 1848); „Christliche Reden.“ Vierte und fünfte Sammlung (Stuttgart 1857); „Gedanken aus und nach der Schrift fürs christliche Leben und geistliche Amt“ (Frankfurt a. M. 1859. 3. Aufl. Heilbronn 1876. Neue Folge Tübingen 1868. Neue Folge Heilbronn 1878); „Christliche Reden.“ Fünfte Sammlung (Stuttgart 1860–63. 3. Aufl. 1879. Sechste Sammlung Tübingen 1865—70); „Leitfaden der christlichen Glaubenslehre für Kirche, Schule und Haus.“ Erste Abtheilung (Stuttgart 1862. 2. Aufl. 1869). Zweite Abtheilung: Die christliche Liebeslehre (Stuttgart 1872. 2. Aufl. 1874); „Der neue und der alte Christus. Predigt am Palmsonntage 1864“ (Stuttgart 1864); „Het geloof van den Vader, Zoon en heiligen Geest. Leerrede over Mtth. 18, 18—20“ (Stuttgart 1864); „Zur Stärkung des Glaubens. Fünf Reden“ (aus dem 6. Bande der Christlichen Reden) (Tübingen 1865); „Christliche Reden.“ Zweite Sammlung, 2. Aufl. der neuen Folge Christlicher Reden nebst Casualreden (Tübingen 1867); Dasselbe. Dritte Sammlung (2. Aufl. Tübingen 1869); „Kirche und Staat und ihr Verhältniß zu einander. Nach den Vorlesungen des Verfassers und mit dessen Ermächtigung herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (Tübingen 1870. 2. Aufl. 1878); „Worte zur Eröffnung seiner Vorlesung über christliche Ethik“ (Tübingen 1874); „Die alte Wahrheit für die neue Zeit. Christliche Reden.“ Vierte Sammlung (2. Aufl. Tübingen 1879/1880); „Erklärung der zwei Briefe Pauli an Timotheum. Herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (Gütersloh 1879);

„Pastorallehren des Neuen Testaments, hauptsächlich nach Matth. 4—12 und Apgesch. 1—6. Herausgegeben von Bernhard Riggenbach“ (Gütersloh 1880); „Vorlesungen über Christliche Ethik. Herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (I Gütersloh 1882, II und III Gütersloh 1883); „Erklärung der Off. Joh. 1—12. Herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (Gütersloh 1883); „Erklärung des Briefes Pauli an die Römer. Herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (2 Bände. Gütersloh 1884); „Briefe und Kernworte. Herausgegeben von J. Lindenmeyer und P. von Zychlinski“ (Gütersloh 1885); „Vorlesungen über Christliche Glaubenslehre. Herausgegeben von Julius Lindenmeyer“ (I Gütersloh 1886, II Gütersloh 1887).

Worte der Erinnerung (Tübingen 1879). — Allgemeine evangelisch-luth. K.-Z. 1879. — Neue evangel. K.-Z. 1879. — B. Riggenbach, Tobias Beck, ein Schriftgelehrter zum Himmelreich (Basel 1888). — (Gegen Beck: Grundzüge des Beck'schen Systems im Württemberger Kirchen- und Schulblatt 1858. Entgegnung von Wagner, daselbst. — Liebetrut, J. T. Beck und seine Stellung zur Kirche, 1858. — A. Ebrard, Sola, wissenschaftliche Beleuchtung von Beck's Rechtfertigungslehre, 1871. — Starhahn, Die Rechtfertigungslehre nach Beck mit Berücksichtigung von Ebrard's Sola. Leipzig 1890.) — A. Brömel, Homiletische Charakterbilder, II (1874), S. 187 f. — A. Nebe, Zur Geschichte der Predigt, III (1879), S. 370 f. — Robert Kübel (Hauck), Beck, Johann Tobias, in Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche[3] II (1897), S. 500 f. E. Chr. Achelis.

Beck: Karl Gottlob B., geboren 1732 zu Johanngeorgenstadt in Sachsen, † 1802, ist der Begründer der Firma der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen. Die Gründung derselben fällt in das Jahr 1763, als B. den mit Buchdruckerei verbundenen Verlag G. G. Mindbach's übernahm und sehr bald die einzelnen Zweige des Geschäfts, Druckerei, Sortiment und Verlag zur Blüthe brachte. Besonders das Sortimentsgeschäft erzielte bei den reichen Abteien, Klöstern und souveränen fürstlichen Familien der Umgegend einen Umsatz, der den selbst größerer Buchhandlungen von heute weit überstieg. 1750 begründete B. das Nördlinger Wochenblatt und 1772 erlangte er durch Ankauf der fürstlich Wallerstein'schen Buchdruckerei die Verlagsbefugniß der in dem Hoheitsgebiet eingeführten Gesang- und Schulbücher; nebenher verlegte er außer mehreren größeren Werken theologischen, medicinischen, staats- und landwirthschaftlichen Inhalts die s. Z. sehr geschätzten Schriften von Beyschlag, Pahl, Schöpperlin und Zinkernagel. B. starb, kurz bevor die Republik Nördlingen, die alte freie Reichsstadt, zusammenbrach. Nach seinem Tode setzte seine Frau 13 Jahr lang unter Leitung ihres ältesten Sohnes, Karl Heinrich Beck jun. (geboren 1767), das Geschäft fort, bis dieser es 1815 selbständig übernahm. Unter ihm hatte das Geschäft eine schwere Krisis zu bestehen, da durch die Säcularisirung der Abteien und Klöster, die Mediatisirung der Fürsten und Herren, die besten Kunden des Sortiments, zugleich auch das Privileg auf die Gesang- und Schulbücher, mit einem Schlage verloren gingen. Einen Ersatz führte er seinem Geschäfte im Jahre 1819 zu durch Einrichtung einer Steindruckerei, die damals erst erfunden worden war. Gleichzeitig legte er auch den Grund zu dem Antiquariat, das sich in der Folge zu hoher Blüthe entwickelte. 1831 übernahm er den Verlag des von Pfarrer Redtenbacher begründeten „Sonntagsblattes“, das noch heute unter dem Titel „Freimund's kirchlich-politisches Wochenblatt“ besteht. K. H. Beck jun. starb 1834. Wiederum war es die Frau, welche die Firma von neuem weiter führte, bis diese 1846 der älteste Sohn des Verstorbenen, Karl Beck, auf eigene Rechnung übernehmen konnte. Diesem gelang es, den Ruf der Firma bedeutend zu erhöhen und das

Antiquariat durch Ankauf von größeren Büchersammlungen zu erweitern. 1859 begründete er mit Karl Brater die „Blätter für administrative Praxis“, die erste Zeitschrift dieser Art in Deutschland, die in ihren 13 Jahrgängen als mustergültig und vorbildlich für spätere ähnliche Unternehmungen gelten kann. Später gesellte sich zu dieser die noch heute bestehende „Bienenzeitung“, Organ des Vereins deutscher Bienenwirthe, die sich ganz in den Bahnen des berühmten Bienenzüchters Dzierzon bewegte. Mit Vorliebe pflegte er den theologischen Verlag und eine Reihe bedeutender Gelehrten, darunter die berühmten Theologen v. Hofmann und Wilhelm Löhe, der Kirchenhistoriker H. Schmid, die Liturgiker Layriz und Schlecht, wurden Autoren seines Verlages. Leider erlag der tüchtige und thatkräftige Geschäftsmann bereits 1872 einem Nervenfieber. Nach seinem Tode übernahm sein Bruder Wilhelm Beck in Verbindung mit dem Procuristen Rohmer die Leitung des noch jetzt blühenden Geschäftes.

Karl Fr. Pfau.

Beck: Karl Isidor B., Dichter, wurde am 1. Mai 1817 in dem ungarischen Marktflecken Baja geboren. Er wurde am 27. Mai 1843 in Pest evangelisch-reformirt, war aber der Sohn israelitischer Eltern, die noch während seiner Knabenzeit um 1829 nach Pest übersiedelten. Dem Judenthum hat B. zeitlebens eine elegische innere Anhänglichkeit bewahrt und wiederholt die Lanze dafür geführt, und diese religiöse Zwitterstellung, verschärft durch die antikirchlichen Tendenzen des „Jungen Deutschland“, in die er bald hineingerieth, hat auf die pessimistische Grundstimmung seiner Poesie und das enttäuschende Gesammtfacit seines Daseins einen ebenso bestimmenden Einfluß ausgeübt wie der nationale Zwiespalt des kosmopolitisch fühlenden, magyarisch aufgewachsenen, deutsch gebildeten Mannes. Denn erst im neunten Jahre lernte er, ähnlich Chamisso, deutsch: wie alles, was er auf der Schule lernte, kinderleicht; überhaupt fiel er durch außerordentliche Wißbegier auf, freilich auch durch Unbändigkeit. Diese Charakteranlage stieg noch durch seine erste deutsche Lectüre, Romane von A. Lafontaine, Cramer, Spieß u. ä., und äußerte sich in der Neigung, mit Zigeunern zu verkehren. Vom Liebesbunde mit einer wilden Zigeunerschönen riß den Trostlosen der Umzug der Familie nach Pest, wo er, erst 16jährig, das Gymnasium absolvirte, um in Wien Medicin zu studiren. Trotz der läuternden Freundschaft des scharfsichtigen Jacob Kaufmann, der später als politischer Dichter bekannt wurde, ging B. schon 1834 nach Pest zurück, da die Aerzte dem durch ein Nervenfieber Geschwächten vom Studium abriethen. Wie der Vater sollte er Kaufmann werden, aber den Lehrling des Großhändlers Jacob Kunwald beschäftigten viel mehr die hervorragenderen Poeten deutscher, englischer, italienischer Zunge. Er setzte frühere Versuche in deutschen Versen fort, durch Anderer Lob angestachelt: wie ihm zwölfjährig der Erzbischof von Kalocsa für ein lateinisches Gedicht über den Aetna ein goldnes Kreuz geschenkt hatte, so munterten ihn die Wiener Freunde und kritiklosere Bewunderer, so der spätere Lehrer Ferdinand Horschetzky in Groß-Kanizsa, energisch auf. Wol Ende 1835 war er des Contors satt und eilte, zumal ihn ein Freiheitslied bei der Metternich'schen Polizei verdächtigt hatte, flügelfrei nach Leipzig, wo er sich bei der philosophischen Facultät immatriculiren ließ. Ernste Studien, besonders über ‚todten‘ Büchern bei Lampenlicht, lagen nicht in seiner Absicht, er schwärmte weiter wie bei dem nachsichtigen Principal, wo „ich an das große Buch der Natur dachte, wenn ich des Hauptbuches gedenken sollte“. Gustav Kühne, der jungdeutsche Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt“, führte ihn in die litterarische Welt ein, und so zerfloß das Philosophiestudium bald in die Lüfte und ließ nichts zurück als einen Ballast von krausen Ideen, für die die rhetorischen Floskeln vieler seiner damaligen Gedichte als Rahmen dienten. Salomon (s. u.) S. 396 f.

erzählt uns: „Er konnte zunächst keinen Verleger für seine Gedichte finden und wäre nun vielleicht unbeachtet untergegangen, hätte er nicht 1838 bei der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn einen überaus glücklichen Wurf durch ein schwungvolles Gelegenheitsgedicht ‚Die Eisenbahn‘ gethan, in welchem er mit Prophetengeist den großartigen Umschwung voraussagte, den die neue Erfindung nicht nur auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs, sondern auch auf dem der Politik hervorbringen werde. Das Gedicht [8 achtzeilige Strophen] machte sofort die Runde durch alle Zeitungen; besonders der Vers ‚Eisen, du bist zahm geworden‘ zündete überall, und der Verfasser wurde über Nacht ein berühmter Mann. Nun fand er auch sofort einen Verleger für seine übrigen Gedichte“. Im J. 1838 trat er mit zwei Bänden hervor: „Nächte. Gepanzerte Lieder“, die der Stimmführer der damaligen modernen Poesie und Kritik, Gutzkow, als Product eines der kräftigsten und hoffnungsvollsten Talente begrüßte, und, infolge der Bekanntschaft und eines Besuchs von Goethe's Schwiegertochter und Enkeln in Weimar, „Der fahrende Poet“, in vier Gesängen von Ungarns Land und Leuten aus die Stationen Wien, Weimar, die Wartburg klang- und bilderreich vorzaubernd. Die 12 Strophen „Deutsche Studenten“ photographiren uns den Karl B. dieses Sturms und Drangs in seiner damaligen seelischen und äußerlichen Beschaffenheit, halb „Bursch“, halb Magyar: Rud. Gottschall, der jüngere, der ihn damals in Leipzig ehrfurchtsvoll aufsuchte, führt uns in einem eingehenden Nekrologe auch Beck's damalige Erscheinung drastisch genau so vor. 1839 besuchte er über Hamburg, wo er Gutzkow und Wienbarg kennen lernte, die Seebäder Helgolands, ließ 1840 in Leipzig jenen beiden revoltirenden und reflectirenden Bändchen, die seinen Ruf begründet und festgehalten haben, „Stille Lieder“ voll geklärten Empfindens — schönes Beispiel dafür „Die Entsagende“ — folgen, dann, unter naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien, das, 1840 in Pest aufgeführte Trauerspiel „König Saul“ (1841), dessen rednerische Pracht der undramatischen Technik nicht abhilft, dazu einen, binnen vier Wochen gedichteten bedeutenden einschlagenden Versroman „Jankó, der ungarische Roßhirt“ (1841). Die eigene Schilderung des Heimathbodens weckte mächtige Sehnsucht in ihm. Er reiste nach Pest, fand sich da aber durch die Theilnahme an der Zeitschrift „Der Ungar“ nicht befriedigt, da ihm die eigentlichen Magyaren den Gebrauch der deutschen Sprache bei seinen Ungarn preisenden Dichtungen heftig entgalten. Umgang mit der geistvollen Edeldame Ernestine v. Farkaß tröstete ihn. Im Mai 1843 trat er, was wohl Kühne mitangeregt, zum Protestantismus über, begab sich bald darauf nach Wien, wo er mit Lenau, der neben Anastasius Grün und Byron auf sein Dichten am meisten eingewirkt hat, rege Beziehungen anknüpfte, 1844 nach Berlin. Hier gab er seine „Gesammelten Gedichte“, dem Jugendfreund Kaufmann und der Farkaß gewidmet, heraus, die confiscirt, jedoch auf Befehl des Königs bis auf 2 Nrn. freigegeben wurden: es waren da Auslesen der drei lyrischen Sammlungen in mannichfach verbesserter Form vereinigt mit den fünf wundervollen strophischen „Ungarischen Melodien“ und einer kühnen Vision von 28 Abschnitten in freien Rhythmen, „Auferstehung“. Alexander v. Humboldt, Schelling, Varnhagen v. Ense, Böckh, Th. Mundt u. A. zeichneten B. ungewöhnlich aus, der auch bei gleichstrebenden jungen Poeten hohe Achtung genoß, während der gedankentiefe Titus Ullrich (s. A. D. B. XXXIX, 201) ihm liebevoll Mängel klarlegte.

Im damaligen Streite um die Tendenz, zu dem Herwegh und Freiligrath die Liederklingen kreuzten, stand er zu diesem; er besuchte ihn in der Schweiz, ersteren auf der Reise durch Süddeutschland. Die politische Polemik steckte ihn an, und er schrieb die „Lieder vom armen Mann“ (1846), die, rasch mehrfach aufgelegt, mit ihrem sarkastischen „Vorwort an das Haus Rothschild“ den gerade

angefachten Classenhaß mit schürten, aber trotzdem in „Frühling“, „Knecht und Magd“ und „Der Trödeljude“ Perlen bieten. Nach kurzem Aufenthalte in Pest — sein damaliges Zusammentreffen mit Ungarns größtem magyarischen Dichter schildern Beck's „Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846)“: Nord und Süd IX, H. 25, S. 50—60 — war er bald wieder in Berlin, gab da, mit Januar 1848 beginnend, rein lyrische „Monatsrosen“ heraus, die er mit dem „zweiten Strauß“ abbrach, begann eine Flugblätter-Serie „Gepanzerte Lieder“, deren Nr. I „An Preußens Volksvertreter“, allein blieb, und wich, vielleicht auch der ungarischen Revolution halber, vor den dortigen Conflicten 1848 nach Wien, wo er im September die 18jährige Julie Mühlmann heirathete, Nichte des Chemikers Hnr. Rose, die er seit fünf Jahren in Berlin gleichsam mit erzogen hatte. In Wien übernahm der, aus dieser Ursache mit zu Seßhaftigkeit sich Zwingende die von Bodenstedt niedergelegte Redaction des Feuilletons des „Lloyd“, dessen baldiger reactionärer Umfärbung gemäß B. ein poetisches Gnadengesuch für des besiegten ungarischen Aufstandes verurtheilte Häupter „an Kaiser Franz Joseph“ den 19jährigen richtete. Der Verlust der theuren Gattin durch die Cholera nach halbjährigem Glück brachte ihn fast zum Verzweifeln. Eine rastlose Pilgerschaft führte ihn drei Jahre lang durch die deutschen Lande, von den Alpen bis zum Ostseebade, in Wirklichkeit ein „fahrender Poet“. Doch war es mit seiner poetischen Vollkraft vorbei, er war innerlich ohne Halt, er fand keine neuen Töne mehr, und schlug er die alten an, so klangen sie oft matt, ohne die alte Frische. Das zeigen die Gesänge „Aus der Heimath“ (1852 u. ö.), ein Ansatz, zu dem unversöhnlichen Magyarenthum, das ihm jene Petition dick ankreidete, auf besseren Fuß zu kommen, „Die Epistel an den Zaren“ (1854), in verunglückter biblischer Prosa, „Jadwiga, ein Gedicht in 11 Gesängen“ (1863), eine grausige Historie mit polnisch-winterlichem Hintergrund, aber wie das Bändchen antik gefaßter Elegien „Täubchen im Nest. 1860“ (1868) und die diese mit aufnehmende Sammlung „Still und bewegt“ ganz und gar zur Sentimentalität, zu empfindungszarter Weichheit umgeschlagen. Nach einem Versuche, sich in Dresden niederzulassen, kehrte B. 1854 nach Pest zurück, scheiterte da mit der belletristischen Zeitschrift „Frische Quellen“, desgleichen 1857 in Wien mit einer solchen, da ihn seine Finanz-Hinterleute im Stiche ließen. Den Winter 1858/59 war er Vorleser in einer deutschen gräflichen Familie zu Venedig. Den Sommer 1860 brachte er wieder in Berlin zu, bei seinem Freunde Wolff, dem Chefredacteur der „National-Zeitung“, welche in Beck's letzten Jahrzehnten hie und da im Feuilleton glatt geschriebene Artikel von ihm brachte, sein einziges Haften an der Journalistik; den nächsten Winter in Weimar, wo ihn der Großherzog Karl Alexander auszeichnete und sein Landsmann Franz Liszt sowie Friedrich Hebbel mit ihm verkehrten. Das Urtheil, das letzterer Grübler über dichterisches Wesen von B. gewann, interessirt trotz seiner offenbaren Ungerechtigkeit (Hebbel's Tagebücher I, 181): „Es ist ein großer Unterschied, ob das Wort den Gedanken erzeugt, oder der Gedanke das Wort. Der Witz (der umgekehrte) ist der Vater der neueren Lyrik, wie sie ein Beck repräsentirt. Bei ‚Zinken‘ fällt ihm zunächst der Reim ‚sinken‘ ein, und dann, daß auch Zinken sinken werden. Hiebei kommt aber nichts heraus!“. Eben in Weimar ist „Jadwiga“ entstanden, im ganzen zwar von Fleisch und Bein seines „Jankó“, aber doch, scheint es, in Stoff und Auffassung von Hebbel'scher Manier befruchtet. Den Rest seiner Tage hat B. dann in Wien zugebracht. Nach Ungarn zog es ihn nicht mehr: mit den chauvinistischen Arpadsöhnen, die dort immer mehr Oberwasser bekamen, war er allmählich ganz zerfallen, da sein deutsches Dichten und sein 1849er Bittpoem ihm nie

verziehen wurden, auch sein dauernder Aufenthalt unter Deutschsprechenden und die Ueberzeugung vom Vorrange deutscher Cultur jede Ader des magyarischen Knaben hatten vertrocknen lassen — die epigrammatisch zugespitzte Parabel „Los“ unter den „Geschichten“ der letzten Sammlung von 1870 widerspricht nicht, er redet da objectiv von Oesterreichs Verhältniß zu Ungarn. Kränklichkeit, Gram über den Zusammenbruch seines Ruhms und das Erlöschen der einst so unversiegbaren Productivität, auch materielle Sorgen, die er, obzwar seit 1868 Pensionär der „Deutschen Schiller-Stiftung“, doch nicht fernhielt, verbitterten den hochbegabten, durch den übermäßigen Jubel des vormärzlichen Decenniums verwöhnten etwas eitel gewordenen Mann. Der Vergessene, Vereinsamte, der, im Sommer meistens in der Nähe Wiens wohnhaft, fast alljährlich Reisen nach München, Stuttgart, Venedig, Berlin oder sonst unternahm, raffte sich nochmals empor, als er noch 1876 in gegenseitiger Liebe und glücklichem Ergänzen ein bildhübsches blutjunges Mädchen Friederike Meister heirathete; diese zweite Gattin des Dichters, neuerdings als Romanschriftstellerin aufgetreten, lebt jetzt (seit October 1899) mit der Wittwenpension der Deutschen Schiller-Stiftung in Wien. In Weinhaus bei Wien, am Fuße der Türkenschanze, schlug das ungleiche Paar sein Heim auf, und B. stürzte sich mit dem Eifer seiner Jugendperiode ins dichterische Schaffen, aber der neuerwachende Drang zur Muse täuschte ihn über die gebrochene Kraft. Er arbeitete fleißig an seinem Lieblingswerke „Meister Gottfried“ — der 10. Gesang, der letzte fertige der geplanten 15, aus dem Nachlasse gedruckt in „Unsere Zeit“ 1881 — und, wol eingedenk des vollen Erfolgs, den 1853 seine Erzählung „Mater dolorosa“ mehr mit ihrer ciselirten bei ihm ganz überraschenden Prosa Varnhagen'scher Schule als mit dem Gegensatze des eroberten Warschau und des gleichzeitigen Paris errungen hatte, wagte er sich, dem wie dem durchaus veränderten Geschmacke des Publicums sich die Verse längst nicht mehr fügten, an eine Novelle „Er will sich verheirathen“, sogar an einen größern Roman „Die beiden Musikanten“, mit dem er wieder Ungarns heimathliche Gefilde betrat. Es gerieth nichts; denn die vermeintlich aufgeblühte Gesundheit war nur aufgeflackert wie die Flamme der Poesie. Im April 1877 traf ihn ein Schlaganfall, ein zweiter kurz darauf nach dem 60. Geburtstage; es entstand eine chronische Gehirnentzündung und diese führte nach längerem schmerzlichen Ringen in der Heilanstalt zu Währing bei Wien, wo einst der ihm so verwandte Lenau in Nacht geendet hatte, am 9. April 1879 den Tod herbei.

Karl Beck's Persönlichkeit ist, trotzdem er erst 21 Jahre todt ist, in gewissem Sinne für uns schon historisch geworden. Denn sowol hat er seinen Ruhm um beinahe drei Jahrzehnte überlebt, als auch die Ideale, die ihn bewegten, die Art des Dichtens, die er pflegte, sind allmählich abgestorben, wenigstens liegt ihre Blüthe ein halbes Jahrhundert hinter uns. Die schwärmerische Hingabe mit Wort und That für das Magyarenvolk und für die Emancipation des Judenthums sind längst abgethan, nachdem der Verlauf der Ereignisse ihre gesetzlichen Forderungen erfüllt hat, im übrigen aber aus politischen oder socialen Ursachen großentheils einem Umschlage der Gesinnung unterlegen. Einen ferneren stofflichen Grundaccord Beck'scher Stimmung, das Erbarmen mit dem unterdrückten Polenthum, weist die Gegenwart angesichts des anmaßenden Polonismus mit Recht von sich. Deshalb aber Karl Beck's Talent die gebührliche Anerkennung zu verweigern oder auch nur ein Verständniß seiner Anschauungen in öffentlichen Angelegenheiten für unnöthig zu halten, geziemt sich nicht. Allerdings hat der Dichter mit dem ihm verliehenen dichterischen Pfunde sofort so verschwenderisch gewuchert, daß er sich eigentlich mit den drei

ersten lyrischen Sammlungen und dem „Jankó“ ausgegeben hatte und er andere Farben als die da verwendeten nachher nicht mehr zu mischen vermochte. Ein Zögling der Nach-Byron’schen Weltschmerz-Epoche, aber ohne des britischen Lords theils angeborene theils erkämpfte Position in der Großen Welt, auch ohne Heine’s geniale Besonderheit der Ironie und dessen Vermögen, sich über die Dinge zu erheben, hat B. die Zerrissenheit der Gefühle, an der sein Genosse Lenau, ihm landsmannschaftlicher, nicht in demselben Grade aber gedanklicher Nachbar zu Grunde ging, vor Eintritt in das Mannesalter abgestreift. Hin- und hergezauste Probleme der damaligen staatlichen Wirren oder des anhebenden socialen Ausgleichs in derjenigen Weise zu berühren, die allein der Dichtkunst zu Gesicht steht, d. h. ohne abhandelnd zu erörtern, war ihm nicht gegeben. Auch fehlte ihm der richtige Blick für den Kern der schweren Reibereien zwischen Reaction und Revolution, und so ist er gestrandet, unfähig im Drunter und Drüber von 1848/49 „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ zu finden oder in den Stand der nun publicistisch ans Ruder kommenden Leitartikler abzuschwenken, dazu innerlich durch den furchtbaren Schlag, der ihn gleichzeitig im Tode des heißgeliebten jungen Weibes erschütterte, zerstört. Als er da die ruhelose Wanderfahrt ohne Ziel antrat, stand er eben erst am Eingange des zweiten, reiferen Menschenalters, für das er aber keinen Inhalt mehr finden sollte: er webte und strebte in den Principien seiner Jünglingsschwärmerei und wußte seinen Geist nicht zu bereichern, seine Bildung an Gesichtspunkten zu erweitern; ein philosophisch viel tieferer Kopf, Titus Ullrich, hatte ihm in Berlin höhere Bahnen zu eröffnen versucht — vergebens. Was an jungdeutschen Ideen, namentlich aus Börne’s Sphäre, dem er ein weltbürgerliches Evangelium der Zukunft nachbetete, in B. steckte, war mit den Schöpfungen der ersten vier Jahre verbraucht: er unternahm es nicht, jene zu modeln und etwa Karl Gutzkow’s, des im strengen Sinne unparteiischen Kritikers, Prophezeiung, er könne mit seinen Mitteln ein deutscher Byron werden, zu bewahrheiten. Wir müssen heute, so scharf wir auch feststellen, was B. versagt war und versagt blieb, abgrenzen, was ihn auszeichnete und uns veranlaßt, den besten seiner lyrischen und lyrisch-epischen Erzeugnisse eine verdiente Dauer einzuräumen: gewaltige Gluth der Empfindung, echte Begeisterung für alles Edle und Hohe, für die Freiheit Geknechteter, für das Elend Bedrängter, urwüchsige Fülle des bisweilen überladenen poetischen Ausdrucks, packende Kraft der Sprache, ein bei öfterer Gespreiztheit und Häufung erstaunlicher Reichthum malerischer Situationen, phantastischer, nicht selten orientalisirender Bilder, überaus anschauliche Kunst der Schilderung von Natur und Staffage Ungarns. B. ist wol in allen Sätteln der Lyrik gerecht und hantirt mit ihren Formen souverän; der Pomp seiner Rhetorik allein mag es verhindert haben, daß er auch sangbare Lieder hervorgebracht hat, doch schwingt sich dafür der Refrain seiner Romanze „An der Donau“, „An der schönen, blauen Donau“, in J. Weyl’s (s. A. D. B. XLII, 281) trivialem Umguß mit Joh. Strauß’ bestrickenden Walzertacten von einer Generation fröhlicher süddeutscher Gemüther zur andern. B. darf eine viel breitere und höhere Schätzung beanspruchen als ihm jetzt die Litterarhistoriker, die sich in Angaben und Urtheil über ihn meist ausschreiben, oder gar die deutsche Lesewelt zubilligt. Vielleicht ließe sich die letztere, die infolge der Anthologien nicht ganz zur Tagesordnung übergegangen ist, durch den Abdruck einer verständigen Auswahl seiner Dichtungen und deren wirksame Anordnung für diesen idealen, unleugbar ursprünglichen Dichterfürsten mannichfach ebenbürtigen „fahrenden Poeten“ gerade in unserer der Lyrik wieder viel holderen Zeit gewinnen. In seiner Gestalt und Poesie sammt den Contrasten, die beide

bergen, lernen wir die Vorperiode der jüngsten Vergangenheit Deutschlands in den verschiedensten politischen, socialen, culturellen, ästhetischen Beziehungen kennen, und so braucht es der Litterarhistoriker keineswegs unter seiner Würde zu halten, dem Dichter Beck nähere Aufmerksamkeit zu schenken, aus dessen Nachlaß unlängst interessante Briefe und ungedruckte Gedichte auftauchen.

Am ausführlichsten und zwar aus persönlicher Kenntniß des Mannes und seiner Werke spricht von ihm Rud. v. Gottschall in einem Journal-Nachrufe in „Unsere Zeit“ 1889, II, S. 801 ff., der selbständig vorliegt in „Studien zur neuen deutschen Litteratur“ (1892), S. 280—317, daneben in „Die dtsche. Nationallit.[6] IV, 130—136 = [5]III, 93—97 (auch [5]II, 236). Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 128—132 u. 391—394, auch 480a (vgl. 44a, 57a, 362b) behandelt Beck auch eingehend (Porträt dabei). Wie diese beiden stellen ihn hoch die genauer begründenden Auslassungen z. B. bei K. Schütze, Deutschlands Dichter u. Schriftsteller (1862) S. 22; L. Salomon, Gesch. d. dtschn. Nationallit. d. 19. Jhs.[2] S. 396; Frd. Kirchner, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs. (1894), S. 327—329; K. J. Schröer, D. dtsch. Dichtg. d. 19. Jhs. (1875), S. 281 f. u. 240. Abfällig beurtheilt ihn Ad. Stern, gegenüber seinem eignen rühmenden Votum in s. Lex. d. dtsch. Nationallit. (1882), S. 24, 1886 in seinem Anhange zu Vilmar's Littgesch. S. 514 f., wol um von Vilmar's vermuthlichem eigenen Standpunkte nicht abzuweichen; denn bei den Verfassern sog. „christlicher“ speciell katholisch-dogmatisch fundirter litterarhistorischer Handbücher kommt Beck, ausgenommen höchstens die Form, schlecht genug weg: Carl Barthel[2] (1851) S. 409, W. Lindemann[1] (1866) S. 692 ([7]S. 944), G. Brugier[8] (1888) S. 509 f.: ohne Zweifel stoßen diese auf manche thatsächliche Mängel, aber der ebenfalls den positiv-katholischen Standpunkt einnehmende K. Storck, Dtsch. Litteraturgesch. (1898), S. 397 überblickt Beck's Lebensfacit in folgender Kürze: „ein Ungar, der in feuriger Sprache ‚Lieder eines fahrenden Poeten‘ und ‚Lieder vom armen Mann‘ (1844) sang. Dauernde Bedeutung hat sein Roman in Versen ‚Jankó‘ (1841), in dem er in glühenden Farben das schillernde Leben seiner ungarischen Heimath geschildert hat“. Wie übrigens hierin und anderwärts Titel und Daten der Gedichtbücher Beck's, welch letztere außer H. Kurz und Gottschall bisher kein Kritiker sämmtlich vorgenommen zu haben scheint, nicht genau stimmen, so liest man über B. in weit verbreiteten Hülfsbüchern wie Pischon-Palm's Leitfaden d. Gesch. d. dtsch. Litt.[13], S. 200, er sei „wie Freiligrath ohne gelehrte Bildung“ gewesen. Außer mit Nik. Lenau wurde B. öfters vergleichend mit den beiden Deutschböhmen Moritz Hartmann und Alfred Meißner zusammengestellt, wie in Brugier's (s. o.) sorgfältiger Betrachtung und im Vorbeigehen in Rob. Prutz' Capitel über M. Hartmann, D. dtsch. Litt. d. Gegenwart[2] I, 117 (betont, wie Beck's Jugenddichtungen in Deutschland, unter dem Einflusse deutscher Bildung, nicht in Oesterreich entstanden). — Eine knappe Auswahl Beck'scher Dichtungen findet man bei H. Kurz a. a. O., bei J. Hub, Dtschlds. Balladen- und Romanzendichter[3] S. 880—885 (in der vorausgeschickten Charakteristik S. 880 auch zwei wichtige zeitgenössische Stimmen wiederholt: Blätt. f. litt. Unterh. 1839 Nr. 225 und Levin Schücking in d. Monatsbl. z. Erg. d. Allg. Ztg. Juli 1845), eine „Anthologie“ von 120 Seiten, nebst biographischer Skizze, als 91. Bd. 1. Hälfte der National-Bibliothek d. deutschen Classiker des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen (c. 1860). Eine neue Theilausgabe — zu einem Neudruck „Sämmtlicher Werke“ fehlt sicher das Publicum! — müßte auch den ziemlich umfänglichen handschriftlichen Nachlaß berücksichtigen, über den und aus dem Adolf Kohut jüngst in fünf Artikeln „Ungedrucktes von Karl Beck“ mit verbindendem Text, der nicht viel weiter fördert, mitgetheilt hat: „Internationale Litteraturberichte“ V (1898) Nr. 23 S. 353—355,

Nr. 24, S. 375 f. Nr. 25, S. 391 f., Nr. 26, S. 404—406 (auch Briefe und Aphorismen); Das litterarische Echo II (1899/1900), Nr. 9, S. 611—614.

Ludwig Fränkel.

Becker: Albert B., Professor der Musik, Dirigent des Berliner königl. Domchores, geboren am 13. Juni 1834 zu Quedlinburg, † am 10. Januar 1899 zu Berlin, ein Schüler des Organisten Bänicke und von 1853—56 von Dehn in Berlin. Ließ sich daselbst als Musiklehrer nieder. 1855 schrieb er seine erste Sinfonie, der 1861 eine zweite folgte, die von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien preisgekrönt wurde. Im J. 1881 wurde er Compositionslehrer an Scharwenka's Musikinstitut zu Berlin. Trotz der aufreibenden Thätigkeit eines Berliner Musiklehrers fand er noch soviel Zeit und Ruhe sich als Componist auszuzeichnen. Lieder, Instrumentalwerke, besonders aber geistliche Gesänge für Chor mit und ohne Orchester, darunter eine große Messe in B-moll, zuerst 1878 vom Riedel'schen Gesangvereine in Leipzig mit Erfolg aufgeführt, machten seinen Namen bekannt und versetzten ihn unter die bedeutendsten Meister der Neuzeit. Außerdem sind hervorzuheben die „Geistlichen Dialoge" für Altsolo und Chor, das Oratorium „Selig aus Gnade", eine Reformationscantate, Psalmen, Motetten und die neue Bearbeitung altdeutscher Minne- und geistlicher Lieder aus dem 13. Jahrhundert, zuerst (1854) aus dem berühmten Jenenser Liedercodex herausgegeben von R. v. Liliencron und W. Stade. Auch eine Oper „Loreley" vollendete er im J. 1898, die aber meines Wissens nie zur Aufführung gelangt ist. Becker's Compositionen zeichnen sich durch eine originelle Erfindungsgabe, eine charakteristische Ausdrucksweise in Form und Harmonie aus und durch eine vortreffliche und sachgemäße Benützung und Ausnützung von Singstimme und Instrument. Im J. 1889 (nicht wie einige Lexika schreiben 1891) Ende März, wurde er zum Director des kgl. Domchores ernannt, nachdem der frühere Dirigent Rudolf v. Hertzberg wegen Altersschwäche pensionirt war. Unter der umsichtigen Leitung Becker's gewann der Chor wieder seine einstige unter Neithardt erworbene Leistungsfähigkeit. Seine Beschränkung auf die Kirche wurde zwar nicht aufgehoben, wie es unter Neithardt der Fall war, dennoch fanden sich genug Gelegenheiten bei kirchlichen Festtagen das Können des Chors zu bekunden und durch die Wahl der Gesänge den künstlerischen Ernst zu zeigen. Weshalb B. im J. 1892 die Stellung aufgeben wollte und Willens war das durch Wilh. Rust's Tod erledigte Cantorat an der Thomasschule in Leipzig anzunehmen, ist nie bekannt geworden und nur durch Kaiser Wilhelm's II. Wunsch ließ sich B. bestimmen in Berlin zu bleiben. Ein Nekrolog in der Leßmann'schen Musikzeitung von 1899, Seite 47 schreibt: „Sein bedeutendstes Werk ist seine B-moll-Messe, die auf dem Boden Bach'scher Contrapunktik und Beethoven'scher Charakteristik steht. Sein Tonsatz ist außerordentlich kunstreich und trotz aller harmonischen Kühnheit doch wohlklingend und sangbar. Er war eine durch und durch deutsche Künstlerpersönlichkeit, in der sich ein tiefer Ernst künstlerischer Anschauung mit meisterhaftem Können paarte".

Riemann's Musik-Lexikon. — Musikzeitungen aller Art und Selbsterlebtes.

Rob. Eitner.

Becker: August B., Belletrist, wurde am 27. April 1828 im Marktflecken Klingenmünster in der südlichen Rheinpfalz geboren. Wie dem ganzen Heimathländchen, so hat B. dem Geburtsort zeitlebens treueste Anhänglichkeit bewahrt. Im Buche über die Pfalz (S. 424) heißts davon: „einer der Glanzpunkte der Pfalz in landschaftlicher Hinsicht, — und dies spricht der Verfasser nicht bloß aus natürlichem Gefallen an seiner Heimath aus", und die Einleitung eines spätern Romans läßt den Knaben vom väterlichen Weinberg über den Weißenburger Gaisberg in der Ferne die Spitze des Straßburger Münsterthurms er-

kennen: „macht, ihr Jungen, daß man von ihm wieder nur auf deutsches Land schaut!", so wies der Vater, ein protestantischer Volksschullehrer, hin. Sagen und Märchen umspannen die kindliche Seele, die sich in der herrlichen Gegend frei erging und früh allerlei poetische Gebilde entwarf, besonders nachdem B. seit dem achten Jahre täglich zur Lateinschule in Bergzabern wanderte. Später kam er auf die dortige Präparandenanstalt, um sich zum Berufe des Vaters vorzubereiten. Eifrige Lectüre, stark Eindrücke Walter Scott's, und eigene poetische Versuche drängten ihn von der ihm mißfälligen Laufbahn immer mehr ab, und als ein Drama wie eine Novelle Aufnahme in ein Taschenbuch und Beifall fanden, durfte er nach München zum Studium ziehen. Ende 1847 oder gerade im bewegten März 1848 traf er in der bairischen Hauptstadt ein, die nun zwei Jahrzehnte sein Wohnsitz sein, sein Geschick, seine Anschauungen bestimmen sollte. Nachdem er selbst seine Kenntnisse zur Reife für die Universität ergänzt hatte, trieb er an dieser philosophische Studien, hauptsächlich aber Geschichte, unter Neumann, Lindemann, Frdr. v. Thiersch. Letzterem, dem berühmten Humanisten, dem „Fragmentisten" Fallmerayer, dann L. Steub, Moritz Wagner, den Künstlern Kaulbach, Schwind und Lachner trat B. nahe, der Vater der bekannten Schauspielerin Friederike Goßmann brachte ihn in einem Vereine mit den Dichtern Herm. Schmid, Plötz, Feldmann, dem Malerpoeten Ed. Ille zusammen, in einem andern lernte er Franz Trautmann und Georg Scherer, der ihm in Alter und Entwicklungsgang gleich war, kennen. Dieser Verkehr, das reiche Kunst- und Volksleben Münchens, die Nothwendigkeit eigenen Erwerbs stachelten ihn an, eifrig sein litterarisches Talent zu tummeln. In dem Münchner „Verein für deutsche Dichtkunst" (seit 1848) übte B. mit J. Grosse, Lingg, C. W. Neumann, Hnr. v. Reder, H. Schmid, Ille, L. Wohlmuth erziehenden Einfluß auf einander, und das Jahrbuch des Vereins für 1851, „Von der Isar", enthält von B. sechs Nummern elegische Lyrik, davon einige kurze Cyklen, drei romantische Sagen-Balladen, sowie „Der Hannewackel und seine Schwester. Dorfgeschichte aus der Pfalz am Rhein", alles dort vergraben und auch in den Gattungen später niemals von B. aufgenommen. Die Leichtigkeit des Schaffens ist ihm von da an geblieben. Die Frucht von Bibliothekstudien war ein Schelmenroman, der ein Abenteurerleben vom Bauern- bis zum Dreißigjährigen Kriege im Tone jener Zeit behandelte: die 8 Bände Manuscript ließ er liegen, als er Druck und Publicum ins Auge faßte. Vielfach beschäftigten ihn damals litterarisch-kritische, culturhistorische, novellistische Arbeiten für Zeitschriften, so Dorfgeschichten aus der Heimath und historische Novellen, z. B. die Preiserzählung „Die Pestjungfrau", ferner Beiträge zu den „Fliegenden Blättern". Für den harmonischen Fortgang seiner Schriftstellerei und spätere Sorgenfreiheit wäre ein formeller Abschluß der akademischen Studien von Vortheil gewesen, doch Zwang, früh auf eigenen Füßen zu stehen, verhinderte einen solchen und fesselte wohl auch die ideale Dichternatur an die politische Publicistik. Seine Bekannten von damals, jetzt noch in der Erinnerung Hyac. Holland, kannten ihn schon als herzensguten gemüthvollen Menschen, doch empfindlich und vom ersten starken Erfolg arg eingenommen.

Während vier Monate 1852 nämlich schrieb B., durch eine Zeichnung Ludwig Richter's — ein wandernder Geiger spielt trinkenden Bauern vor — am bez. im „Englischen Garten" „Jung Friedel der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts", das der ganz neuromantischen Stimmung der Poesie jener Jahre entsprach und mit den, freilich weiter verbreiteten „Waldmeister's Brautfahrt" von Roquette und „Otto der Schütz" von G. Kinkel ein Gegengewicht zu dem Tendenzerfolge von Redwitz' „Amaranth", seiner übertroffenen Vorlage, bildete. Obwohl die

Achtung vor dem hier bewährten Vers- und lyrischen Talente, zu der dies Werk B. rasch verhalf, ihm die Spalten der Zeitschriften öffnete, hat er, der so etwas seit Goethe nicht gedichtet wähnte, sich fürder, abgesehen von dem 1884 erneuerten „Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann", nur gelegenheitlich wieder in gebundener Rede gezeigt und sprang jetzt völlig in die Journalistik hinein. Seit 1855 arbeitete er fleißig für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" Cotta's, aus dessen für einen Anfänger höchst ehrenvollem Verlage 1854 Jung Friedel hervorgetreten war. Außer einem Bande, wol früher entstandener Novellen (1856) konnte er damals nur das gründliche ethnographisch-culturgeschichtliche Buch „Die Pfalz und die Pfälzer" (1858) ausführen; es war aus einem Preisausschreiben König Max II. hervorgegangen, in dem das von dessen Beauftragten — die Sache verhielt sich ähnlich wie 1859 bei der vom König veranlaßten Dramen-Concurrenz betr. Ludwig's des Bayern (P. Heyse) — W. H. Riehl verfaßte Lebensbild „Die Pfälzer" (1857 erschienen, aber von B. laut Vorwort „fast gar nicht mehr" benutzt) siegte, und die touristische Erschließung der Rheinpfalz, durch entsprechende Vereinsbildung gestützt, knüpfte daran an. Aus den Flittermonaten der am 31. März 1859 mit Frieda, einer Tochter Georg Scheurlin's, geschlossenen Ehe zur Redaction infolge der Kriegsereignisse von Tegernsee zurückgerufen, übernahm der unpolitische B. bald die Leitung der liberalen und großdeutsch-ministeriellen „Isar-Zeitung" (seither „Bayerische Landbötin"), die täglich, zwei Mal wöchentlich mit dem Feuilleton-Beiblatte „Der Schatzgräber", vom 1. Sept. 1860 bis 24. Aug. 1864 im Verlage der Hofbuchdruckerei von J. Rösl erschien. B. war bis 1. Juli 1864 Redacteur des die letzten zwei Jahre vergrößerten Blattes, das ihm viel Mühe und Aerger kostete und neben den zahlreichen von ihm verschlungenen Beiträgen zu nichts Größerem und Tieferem Muße ließ. Diese gewährte erst die Amtlosigkeit von 1864 an, theils wegen sachlicher Differenzen, theils, um unabhängig zu sein, von B. erlangt. Er galt in den ganzen Jahren als eine Hauptstütze des bairischen Litteratenkreises gegenüber den von König Max nach München „Berufenen" und wie er einmal als Redacteur mit Dingelstedt als Intendanten wegen eines Recensentenplatzes collidirte, so gelegentlich eines Verbrüderungsfestes der „Autochthonen" mit jenen „Nordlichtern", infolge seines anonymen Gedichtes voll Lob der ersteren und Spott der zweiten, mit dem launigen Entlarver E. Geibel und dem Cirkel des „Krokodils". In dies trat B., vielleicht wegen der damals relativen Unbeliebtheit der Pfälzer in München, nicht gleich seinen einstigen mitstrebenden Vereinsbrüdern bezw. bairischen Landsleuten C. W. Neumann, Lingg, dann Hopfen, M. Meyr, F. Dahn, ein; so kamen auch seine elf schwungvollen Strophen auf Schiller's unvergängliche Geistesführerschaft, „Vive ut vivas", zum 10. November 1859 neben Schmid, Bodenstedt, Heyse, Dahn, Grosse, Meyr wol nicht zu öffentlichem Vortrage und stehen schüchtern hinter diesen beim gemeinsamen Abdrucke „Schiller-Denkmal. Volksausgabe" II (1860), S. 43—46. Seine Stimmung über die Situation spiegelte der vierbändige Roman „Verfehmt" (1868), der, scharfe auf Persönlichkeiten des Münchner Hofs und der oberen Gesellschaft gedeutete Streiflichter werfend, außerordentliches Aufsehen erregte — in den fast zerrissenen Exemplaren der Leihbibliotheken wurden die angeblich gemeinten wirklichen Namen (Pocci, Jul. Braun, Buchhändler Oldenbourg u. a.) beigeschrieben — und im Januar 1868 des Verfassers dauernde Uebersiedlung nach Eisenach wenigstens mit beeinflußte. Vorher noch hatte B. sein Hauptwerk, den sechsbändigen culturgeschichtlichen Roman „Des Rabbi Vermächtniß" (1866/67, neue Ausg. 1884), veröffentlicht, bedeutend und anerkannt, dann die „bescheidene Geschichte" aus dem pfälzischen Wasgau „Hedwig" (2 Bde., 1868), 1896, weil

jahrelang vergriffen, von der Familie Becker's erneuert. Dabei hat das Versprechen seines nunmehrigen Verlegers, des bekannten Besitzers der „Deutschen Romanzeitung“ Otto Janke in Berlin, die Wahl dieses norddeutschen Wohnsitzes mit bestimmt.

Die Uebersiedlung aus der geistigen Atmosphäre Isar-Athens, wo B. mit Männern aus Rich. Wagner's Kreis, mit Jul. Fröbel, Pet. Cornelius, Aug. Röckel, verkehrte, nach den kleinen Verhältnissen und Gäßchen der Thüringer Beamtenstadt fiel ihm, mitten im Winter zumal, schwer genug. Trotzdem hat B. sich dort bald eingewöhnt; fand er doch außer Fritz Reuter und dem Germanisten Koch einen freundlichen Gönner am Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der oft auf der Wartburg Hof hielt und in seiner Umgebung oft Bodenstedt, Franz Liszt, den Maler Kalkreuth, den Intendanten Baron Loën hatte; so verlebte B. genußreiche Stunden in dem ungezwungenen Kreise des bildungsbegeisterten Fürsten, die der deutsch-französische Krieg unterbrach. Der Rückfall des Elsasses an das neue Reich erweckte in B. Erinnerungen an seines Vaters und seine jugendlichen eigenen Wünsche, und der vierbändige Roman „Das Thurmkätherlein“ (von Herlisheim) mit dem culturfatten Elsässer Schauplatze vor 400 Jahren erstand jetzt 1871 aus dem jahrelang ruhenden Plane, begleitet von einer Einleitung, die sich kundig und freudig über deutsche Art und Ueberlieferung der wieder gewonnenen Landschaft verbreitet. Die fünfjährige Pause seit diesem Werke und der gleichzeitigen Veröffentlichung der, einer wahren Entwicklungsphase eines Träumereien überwindenden Künstlers nacherzählten Geschichte vom Starnberger See „Der Nixenfischer“ verschuldete ein langwieriger Proceß mit dem genannten Verleger betreffs des Urheberrechts, für B. ungünstig endend. Seit 1876 war er wieder recht fruchtbar und zwar ausschließlich auf erzählendem Gebiete. Er bewegte sich dabei zwar, die zuletzt (1891) gedruckten zwei Novellen aus der Geschichte der Rheinpfalz „Vor hundert Jahren“ (1886 verfaßt), abgerechnet meist in Norddeutschland, hie und da mit mitteldeutscher Scenerie, gab jedoch nie das bairische Indigenat auf und sah nachher seinen Wunsch erfüllt, daß sich seine Söhne (drei wurden Officiere) im Heimathslande ansässig machten. In Eisenach wohnte er jedoch dauernd und ließ sich nicht, wie da und dort zu lesen steht, 1875 zu Landau nieder; er betrat überhaupt die pfälzische Muttererde nur zwei Mal vorübergehend und starb auch, nachdem er als letzten Versuch der Heilung von kurzen, aber schweren Leiden eine harte Operation überstanden hatte, am 23. März 1891 zu Eisenach.

Zwei Mal ist es B. gelungen, in der deutschen Leserwelt und im ganzen auch bei der Kritik nachhaltigen Eindruck zu machen: in der Jugend mit „Jung Friedel“, in reiferen Jahren mit einer Reihe anmuthiger Erzählungen, deren Naturhintergrund oder culturhistorische Züge verdientermaßen ansprachen. Erstere Dichtung war ein sehr geschickter Wurf mitten in einem Decennium, dem Gedankentiefe und Problemernst für die Poesie gleichsam inofficiell verboten war. Mit ihr wird er, voran unter den deutschen Sängern (einzelne Lieder 10—20fach componirt), fortleben; sie besitzt aber auch in der That wirkliche poetische Tugenden, die ihr bis dato noch bei sämmtlichen Verfassern litterarhistorischer Handbücher eine lobende Note sicherten. Beispielsweise räumt ihr Heinr. Kurz' große „Gesch. d. dtsch. Litt.“ (IV, 450—52) für Inhaltsauszug und Probeabdruck einen auffällig breiten Raum ein, auffällig schon deshalb, weil Kurz (1872) von des Dichters Lebensumständen oder sonstigen Werken „nichts weiter bekannt geworden“ ist (vgl. aber ebd. S. 4a, 30b, 687a, 698b). Auch anderwärts steht, sobald auf B. die Rede kommt, die „mit prächtigen Liedern durchsetzte poetische Erzählung, der leider keine zweite gefolgt ist“ (Ad. Stern), im Vordergrunde. Leugnet auch keine gründlichere Prüfung, daß das Werk von

der technisch-epischen Seite mißglückt ist, indem die zu breite Handlung eines befriedigenden Schlusses entbehrt, so hebt ein anderer Litterarhistoriker hervor, wie diese „Dichtung reich geschmückt ist mit den blitzenden Diamanten der kleinen, in dem frischen, kecken Tone des Volksliedes aus tiefstem Gemüthe gesungenen Lieder". Und als nach dreißig Jahren Jungfriedel, diesmal aber nur mit dem „Liederhort" im Ranzen ohne die romantischen Episoden und Culturbilder, eine neue Fahrt antrat, um sich der Vergangenheit zu entreißen, fand man sich durch die balladenähnlichen Stücke an Meister Uhland erinnert, die Gedichte und Sänge aus dem Landsknechtleben des 16. Jahrhunderts über der Schablone der archaistisch-deutschthümelnden Richtung, die, nach Paul Heyse, nur ihr Licht auf den — Scheffel stellen, und so bezeichnete eine Parallele in der „Deutschen Romanzeitung" Becker's Jungfriedel-Stil natürlicher, männlicher, ganz anders volksthümlich und in dieser Hinsicht tiefer gegründet als der seines jüngeren glücklicheren Nachfolgers Jul. Wolff.

Trotz aller hochlöblichen Eigenschaften und des anfänglichen Eindrucks dieses lyrischen Epos — es „würde in seiner lieblichen Frische, seinem kecken naturwüchsigen Humor und seinem melodischen Tonfall („die Componisten wissen schon lange, welch eine Fundgrube es für sie ist", bemerkte 1884 die „Tägliche Rundschau") genügen, dem Verfasser einen hohen Rang auf dem dichterischen Parnaß einzuräumen" (so bei Bornmüller, s. u.) — gerieth es hinter Becker's Prosaepik bald ganz in den Schatten, so daß, außer O. v. Leixner, Gesch. d. dtsch. Litt.[2] S. 1042, ein so weit ausgreifendes Handbuch wie R. Gottschall's „Deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts" noch 1881 in der 5. Auflage (IV, 151) nur die Romane behandelt — erst in der 6. Auflage 1891/92, wo die Romane IV, 516 f. besprochen werden, ist III, 423 f., mit scharfem Tadel nach epischem wie lyrischem Maßstabe, „Jungfriedel" nachgetragen — mit Hervorhebung der anerkannten Besonderheit der B.'schen Erzählungen, des herzenswarmen Localcolorits (s. R. M. Meyer, D. Litt. d. 19. Jhs.[2] S. 230). Phantasie, Lebendigkeit und Frische im Schildern bethätigt er überall; öfters zieht er abenteuerliche oder antiquarische Züge etwas gesucht herbei, wofür der Roman „Die graue Jette", sein letztes selbstveröffentlichtes Erzeugniß (1890), ein Muster bildet. Als Hauptwerke stellen wir voran: „Des Rabbi Vermächtniß", „Verfehmt", „Das Thurmkätherlein", „Meine Schwester". Letzterer vierbändige Roman (1876), „von trefflicher Anlage und Charakteristik", nach dem stürmischen Vorspiel des 1848er Lola Montez-Scandals in einer „Umrahmung anmuthiger Arabesken ..... eine Herzensgeschichte, der es an erschütternden Gefühlsmomenten nicht fehlt" (Gottschall), blieb als erster der geplanten vier Theile eines Cyklus „Das Johannisweib" wegen der erwähnten Mißhelligkeiten mit Janke isolirt; dieser Cyklus sollte, damit unwillkürlich an Zola's „Les Rougon-Macquart" erinnernd, das Schicksal einer rheinpfälzischen Familie vom Ende der vierziger Jahre bis 1870 behandeln. Ferner sind nennenswerth „Maler Schönbart" (3. Aufl. 1878), „Franz Staren" (3 Bde., 1879) und die Nummern 5 und 75 der „Collection Spemann", „Auf Waldwegen", das Eisenacher Milieu mit seiner Naturschönheit erklärend, und „Das alte Bild", das alle Kennzeichen seiner spätern Periode trägt: harmloses Fabuliren, einfache Composition, leichte Ver- und Entwicklung, nord- und süddeutsche Sphäre und Menschenart kreuzt sich, Autobiographisches, gern dazumal Münchner Reminiscenz (vgl. S. 38 f. die oberbairische Gebirgstour; in „Vor hundert Jahren", S. 213, tritt der Verf. in erster Person in der engsten Heimath auf und spricht dortigen Dialect, „aber mit altbayerischem Beigeschmack, als ob er lange in München gelebt hätte") wirbeln dazwischen, und das Ganze ist halb unmerklich in die Form des Ich-Romans eingekleidet, wobei gern Episoden (z. B. S. 54 Fußnote) als „verbürgtes Erlebniß" des Verfassers auftreten. In dem ergiebigen letzten Decennium seines

Lebens und Schaffens herrscht bei B. die mitteldeutsche Scenerie mit ständigen Ausblicken nach Süden und Norden, Landschafts-, kleinbürgerliche Menschen- und Culturbilder beider wiederholt abspiegelnd. Das Personenmaterial ist im ganzen das übliche. Mancherlei, was er da an novellistischen Kleinigkeiten, und auch schon früher, veröffentlicht hat, ist, weil in Zeitschriftenbänden („Ueber Land und Meer" u. a.) vergraben, wohl heute halb verschollen. Mit Unrecht! Erfindungsgabe, spannende, Effecthascherei verschmähende Darstellung, gewandter, inniger Ausdruck zeichnen seine erzählenden Spenden alle aus und erheben sie über zahllose gleichzeitige Erscheinungen, denen durch Cliquen- oder Verlegerreclame u. ä. der Stern des Mammon-Erfolges weit heller leuchten sollte. Uebrigens hat B. in den sechziger Jahren zahlreiche Adventgeschichten und Weihnachtsmärchen als „Gottlieb Gutfreund" veröffentlicht. In der ihm ewig dankbaren Pfalz beabsichtigt man seit längerem, seit 1899, unter Agitation des „Vereins pfälzischer Schriftsteller", B., der das Heimathländchen so vielfach verherrlicht hat, ein Denkmal oder eine Gedenktafel bei Klingenmünster zu setzen; zum Fonds soll der Abdruck einiger Novellen, die noch nicht in Buchform erschienen, z. B. „Chronik eines Hirtenhauses", einzelner Märchen und ungedruckter „Wasgaubilder" (betreffen den südlichen Wasgenwald) beisteuern.

Eines Verzeichnisses der oben nicht genannten erzählenden Schriften Aug. Becker's überheben uns die in Kürschner's Litteraturkalender bis 1891 (XIII. Jhrg. II, S. 45 f.) und bei Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dchtr. u. Prof. des 19. Jhrhs.[4] I, 88 f. gegebenen, nicht ganz vollständigen Listen. Bei Brümmer, bei Bornmüller, Schriftsteller-Lex. S. 56, Hinrichsen, Das litterarische Deutschland[2] (1891) S. 83 f., Brockhaus' Conversationslexikon[14] II, 611 (vom Unterzeichneten, authentisch), A. de Gubernatis, Diction. international des écrivains du jour (1891), S. 223 b, Lebensabrisse mit charakterisirenden Glossen. Weiter konnten für vorstehenden Artikel benutzt werden: Kritiken über „Jungfriedel" in der Verlags-Festgabe von A. G. Liebeskind, „Neue deutsche Dichter und ihre Werke" S. 55 f., durch die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, der nun „Jung Friedel" und der „Liederhort" gehören; Notizen des jüngsten Sohnes Aug. Becker's, Dr. med. Karl B. in Lambsheim (Pfalz), nebst einem verständigen Nachrufe im „Eisenacher Tageblatt" vom 25. März 1891 (B. war aber nicht Dr., erwarb sich überhaupt nie Titel oder Orden); L., „Der pfälzische Verschönerungsverein", Münchn. Neueste Nachr. Nr. 363 v. 9. Aug. 1899, S. 9; Jos. Kürschner's Einleitung zu Becker's „Auf Waldwegen" (1881), S. 5—8 (über diese Novelle, dazu kurze Bio- und Bibliographie); Cajus Möller, „‚Autochthonen' und ‚Nordlichter' in München, Tägl. Rundschau, Unterhaltungs-Beilage v. 1. Nov. 1899 Nr. 257, S. 1027 f. (vom Verf. übersandt); ausführlicher, panegyrischer Aufsatz über B. von Neumann-Strela i. d. „Tägl. Rundschau" v. 16. u. 17. Aug. 1883 (in einer von Dr. K. B. ergänzten Copie). Vergleiche ferner: Karpeles, Allg. Gesch. d. Litt. II, 653; Vilmar-Stern, Gesch. d. dtsch. Nationallitt.[22] (1886) S. 621 („Das Johannisweib" ist aber unvollendet); L. Salomon, Gesch. d. dtsch. Nationallitt. d. 19. Jahrh.[2] S. 510 u. 513; Ad. Bartels, Die dtsch. Dichtung der Gegenwart[2] (1899) S. 89 u. 101; die Denkmalsangelegenheit verzeichnet z. B. „Litterar. Echo" II (1899), Nr. 3, S. 215. Mittheilung persönlicher Eindrücke durch Prof. Dr. Hyac. Holland in München.

R. M. Werner, Lyrik u. Lyriker (1890) S. 606, bemerkt zu der Möglichkeit, daß ein Dichter zu einer bestimmten Stelle ein nöthiges lyrisches Gedicht nicht „unter dem eigenen oder fremden Vorrath" findet, und drum „befreundete Dichter bittet, ihm mit ihrer Kunst beizuspringen": „so hat es August Becker bei seinem ‚Jungfriedel' gemacht, Storm, Heyse wurden in Contribution gesetzt, um die lyrischen Einlagen zu dichten". Diese Notiz, die

Becker's Hauptruhm aufheben und ihm den „Liederhort" ganz rauben würde, ist nicht etwa uncontrolirbar, wie die Gottschall's a. a. O.[6] IV, 141 ([5] IV, 76): „Eine mittelalterliche Tragödie von Julius Minding: ‚Papst Sixtus V.' (1846, an die Hoffnungen bei Pius' IX. Thronbesteigung anknüpfend) erschien [1870] in einer neuen Bühnenbearbeitung von A. Becker und C. Rainer"), sondern eine völlig unbelegte Angabe, die übrigens P. Heyse, J. Grosse, H. Holland im Jahre 1900 brieflich für ganz grund- und sinnlos erklärten. Ludwig Fränkel.

Becker: Clemens B., katholischer Theologe und Kanonist, geboren am 24. (oder 25.) Juli 1724 zu Wünnenberg im Paderbornischen, trat 1741 in den Jesuiten-Orden ein, zunächst in Paderborn als Professor thätig, dann Professor der Moraltheologie und des kanonischen Rechts in Münster, wo er am 15. November 1790 starb. — Schriften: „Dogmatica et Moralia selecta in exercitationibus theologicis publ. proposita" (Monasterii Westphal. 1766); „Dissertationes theologicae ad normam publicarum in scholis praelectionum accommodatae", 2 Bände (Monast. 1772 u. 1773; 2. Aufl. ibid. 1802; Posonii 1803); „Compendium Juris Decretalium ex ipsis Decretalibus collectum, una cum reflexionibus ad ius antiquum primae atque intermediae aetatis, et novissimum Tridentini Concilii" (Monast. 1772); „Dissertationes Juris ecclesiastici", 3 Bände (Coloniae 1772); „Pauli Josephi de Riegger Principia Juris ecclesiastici Germaniae ad Partem III. Institutionum eccles. Claudii Fleurii Abbatis loco commentarii de rebus Cleri Gallicani substituta in subsidium praelectionum canonicarum" (Monast. 1774); „Claudii Fleurii Institutiones Juris ecclesiastici de versione latina Graberi una cum retentis animadversionibus J. H. Boehmeri utilioribus . . . Editio correctior, originali Gallico accommodata et suppleta", 2 Bände (Monast. 1774); „Dissertationes ad historiam Conciliorum generalium de Divina Incarnatione, quibus et religionis christianae de Deo-Homine et juris ecclesiastici fundamentum ex primorum septem saeculorum doctrina et usu publico ostenditur" (Monast., Coloniae et Francofurti 1776); „Jus ecclesiasticum universale antiquum per prima septem saecula ex actis Concilii Chalcedonensis et corpore canonum, in universa Ecclesia graeca et latina tunc recepto, editum" (Monast. 1777); „Dissertatio canonica de electionibus Coadjutorum episcopalium" (Monast. 1780); „Decretum Gratiani abbreviatum cum designatione fontium unde singula desumpsit, notisque chronologicis, criticis et historicis" (Monast. 1781); „Dissertatio singularis de usu antiquo potestatis imperialis, episcopalis et papalis in causis ecclesiasticis, ex actis Concilii Chalcedonensis" (Monast. 1783 oder 1784); „Dissertatio canonica de regimine episcoporum per tria prima saecula" (Monast. 1784); „Historia ecclesiastica practica (I.—XV. saec.)", 7 Bände (Monast. 1782—1787); dazu Varii Indices 1790; nach Becker's Tode erschien als Fortsetzung dieser Kirchengeschichte: „Des Herrn Clemens Becker . . . Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrh. bis zu dem Westphälischen Frieden. Nach seinem Tode als eine Fortsetzung seiner lat. Kirchengeschichte zum Druck befördert" (Münster 1791).

Westphalia, herausgeg. v. L. Troß, 3. Jahrg., Hamm 1826, 14. Stück, S. 112. — De Backer, Bibliothèque etc. III. série (Liége 1856), p. 128 s., VII. série (1861), p. 78 s. — C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, T. I (1890), p. 1113—1116. — E. Raßmann, Nachrichten &c. (Münster 1866), S. 11 f.; Neue Folge (1881), S. 10 f. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 348 s. Lauchert.

Becker: Hermann Heinrich B., Dr. jur., wurde am 15. September 1820 in Elberfeld als Sohn des Arztes Dr. Herm. Becker und dessen Frau Theodora geb. Krackrügge geboren. Schon als Gymnasiast führte er wegen

seiner Haarfarbe den Spitznamen „der rothe Becker“, der an ihm dann wegen seiner republikanischen Gesinnung in den Sturm- und Drangjahren seines Lebens haften blieb. Seine juristischen Studien trieb er in Heidelberg und Bonn und brachte sie in Berlin zum Abschlusse. Namentlich in Bonn spielte er unter der Studentenschaft wegen seiner Freiheitsliebe eine bemerkenswerthe Rolle. Als Referendar wurde er in Köln beschäftigt, wo er 1847 die Bekanntschaft von Karl Marx, Fr. Engels, Ferd. Freiligrath, Bürgers, Wolff und Lassalle machte. Doch stand er zu der von diesem Kreise ausgehenden Neuen Rheinischen Zeitung in keiner näheren Verbindung; ihre „rothe“ Schlußnummer ist ihm später irrig zur Last gelegt worden. Dagegen redigirte er nach ihrem Eingehen selbst die Westdeutsche Zeitung, welche „allen, die nicht unbedingt zur rothen Reaction geschworen, ein Anhaltspunkt sein sollte im Ringen mit dem Preußenthum“. Seine juristische Laufbahn wurde durch diese Preßthätigkeit, die ihm zahlreiche politische Processe zuzog, vernichtet. In den Preßprocessen zeichnete er sich aus als gewandter Redner und Selbstvertheidiger. Schlimme Folgen hatte für ihn der Communistenproceß im J. 1851, in den er mit seinem Freunde Bürgers verwickelt wurde. Auf Grund eines durch den Polizeirath Stieber beigebrachten Protocollbuches, das B. stets für eine böswillige Fälschung erklärt hat, wurde B. zu 5 Jahren Einschließung verurtheilt. Die Strafe hat er in der Festung Weichselmünde völlig abgebüßt. Ein Fluchtversuch mißlang. Ein von seinen Freunden entworfener Befreiungsplan wurde durch seinen Vertheidiger, den Advocaten Schneider, verworfen, um ihn dem Vaterlande zu erhalten. Nach der Entlassung aus der Haft wurde ihm die Aufenthaltserlaubniß in seinem früheren Wohnorte Köln durch die Polizei verweigert. Endlich fand er in Dortmund in einem kaufmännischen Geschäfte ein Unterkommen; die Mußestunden widmete er volkswirthschaftlichen und geschichtlichen Studien und schrieb Artikel für mehrere politische Blätter. Bald wurde er in den Stadtrath gewählt und entfaltete eine reiche gemeinnützige Thätigkeit. Er begründete die Dortmunder Volksbank und gab dem dortigen Gewerbeverein seine Bedeutung. Nach heißem Wahlkampfe wurde er von dem Wahlkreise Dortmund-Bochum 1862 in den preußischen Landtag gesandt, in welchem er der Fortschrittspartei beitrat. An den wirthschaftlichen und communalen Berathungen betheiligte er sich lebhaft. Er galt als hervorragender Kenner des Eisenbahn- und Postwesens; in der Budgetcommission war er hierfür Referent. Bismarck bezeichnete ihn als den besten Publicisten der Fortschrittspartei. Auch in den norddeutschen Reichstag wählte ihn der Wahlkreis Dortmund. Hier trat er besonders scharf gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes auf, die er als einen argen Rückschritt gegenüber der preußischen Verfassung ansah, als eine Form ohne Inhalt. Als aber 1870 die deutsche Gesammteinigung, so wie sie in den Versailler Verträgen niedergelegt war, zur Abstimmung stand, da trennte sich B. von seiner Partei und stimmte für die Annahme, um die deutsche Einheit, für die er sich bewußt war, sein Leben lang gewirkt zu haben, nicht zu gefährden. Die glänzende Wiederwahl Becker's in den ersten deutschen Reichstag bewies ihm, daß die große Mehrzahl seiner alten Wählerschaft hinter ihm stand. In demselben Jahre zeigte sich auch durch seine Wahl zum Bürgermeister von Dortmund, welches Vertrauen ihm seine Mitbürger entgegenbrachten. Trotz anfänglichen Widerstrebens bestätigte der König auf Bismarck's Verwendung die Wahl des alten Demokraten, der sich inzwischen von der Fortschrittspartei getrennt hatte, weil sie ihm zu doctrinär geworden war. 1872 erschien er als Vertreter Dortmunds im Herrenhause, nachdem er sein Landtagsmandat niedergelegt hatte. Er kam dadurch in die Lage, für dasselbe Gesetz, das Schulaufsichtsgesetz, in beiden Körperschaften seine Stimme abgeben zu können. Bald winkten ihm höhere

Aufgaben. Im J. 1875 wählte ihn die Stadt Köln zu ihrem Oberhaupte. Drei wichtige Aufgaben hat er hier zu lösen gehabt: Die Uebernahme der Gas- und Wasserwerke in die städtische Verwaltung, die Reorganisation des niederen Schulwesens und die Stadterweiterung, welche durch ihn in die Wege geleitet und begonnen wurde. Auch die staatliche Anerkennung fand ihren Ausdruck durch seine Berufung in den 1884 erneuerten Staatsrath. Erst in Köln in vorgerücktem Alter hat der unermüdliche Mann durch seine Ehe mit Henriette, der Tochter seines Freundes Karl Metzmacher, eine eigene Häuslichkeit begründet. Nicht lange Jahre konnte er sich seines Glückes freuen. Am 9. December 1885 starb er an den Folgen der Lungentuberkulose, die im Vorjahre zum Ausbruche gekommen war.

Necrolog in der Köln. Zeitung vom 12. Dec. 1895. — Karl E. Hackenberg, Der rothe Becker. Ein deutsches Lebensbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Leipzig (1899). Keussen.

Becker: Jakob B., Genremaler, anfänglich Lithograph, in späteren Jahren Professor der Malerei am Städel'schen Kunstinstitut, mit seinem Künstlernamen auch „Becker von Worms" geheißen. Geboren in Dittelsheim bei Worms am 15. März 1810, † in Frankfurt a. M. am 22. December 1872. Jakob B. ist aus der Düsseldorfer Schule hervorgegangen, sie war es auch, die ihn dauernd für den eigentlichen Künstlerberuf gewann, nachdem er bereits Jahre vorher in Frankfurt als Zeichner und Lithograph gearbeitet hatte. Im Alter von 16 Jahren, 1827, war er nach Frankfurt gelangt, hatte hier Beschäftigung in der Vogel'schen lithographischen Anstalt gefunden und hatte in dieser Proben seines Talents nach verschiedenen Richtungen abgelegt: zwei von ihm gezeichnete, von anderer Hand auf Stein übertragene Blätter, das eine Begebenheiten aus Luther's, das andere Scenen aus Friedrich's des Großen Leben enthaltend, waren unter seinen graphischen Arbeiten in dieser Zeit die bemerkenswerthesten neben einem von ihm und J. F. Dielmann gemeinsam aufgenommenen Rheinpanorama, das in Form eines Albums in Vogel's Verlag erschien („F. C. Vogels Panorama des Rheines ꝛc. von Mainz bis Coblenz", Frankfurt a. M., o. J.); hier ist das gesammte linke Rheinufer von B. nach der Natur und auf Stein gezeichnet; die Originalzeichnungen sind heute im Besitz von Frau Marie Meister in Frankfurt.

Ein geschäftlicher Auftrag führte B. 1833 nach Düsseldorf, hier aber hielten ihn der Eindruck des regen künstlerischen Lebens, das ihn alsbald aufnahm, wie auch die Anerkennung, die er selbst mit seinen Leistungen fand, fest. Er wurde Schüler F. W. Schadow's an der von diesem geleiteten Kunstakademie und so schnell sah er sich durch dessen Unterricht gefördert, daß er nach Verlauf weniger Jahre zu den anerkannten jugendlichen Größen der Düsseldorfer Schule gehörte. Eine schon in Frankfurt gehegte Liebhaberei führte ihn anfänglich der Behandlung romantischer Gegenstände zu, „Der Ritter und sein Liebchen" und „Ritter Brömser", eine Rheinsage, gehörten zu seinen ersten Bildern. Bald aber traf der Künstler eine andere Wahl, indem er sich von der romantischen der Dorfpoesie zuwandte, und zwar ergriff er das gerade damals unter wesentlicher Betheiligung der Düsseldorfer aufs neue in Aufnahme gelangte Specialfach der ländlichen Genremalerei, zu dessen namhaftesten Vertretern er späterhin gehören sollte. Rudolf Jordan und Adolf Schrödter mögen auf diese Entscheidung nicht ohne Einfluß gewesen sein, noch mehr aber wirkte in derselben Richtung sein Frankfurter Studiengenosse Jakob Fürchtegott Dielmann auf ihn ein, der inzwischen auch nach Düsseldorf gelangt war und der damals bereits mit Erfolg begonnen hatte, das Rheinthal zum Gegenstande seiner sittenbildlichen Studien zu machen. Nach einigen kleineren Versuchen trat B. 1836 mit der ersten

größeren Leistung in dem neugewählten Genre auf; es war dies das Bild der „wallfahrenden Bauernfamilie“, das lebhaften Beifall fand. Für den Eindruck, den es hervorrief, war eine Episode bezeichnend, die an seine Ausstellung in Magdeburg anknüpfte. Dort führte die Erregung einzelner Gemüther über die vermeintliche religiöse Tendenz der Darstellung geradezu einen Conflict in den einheimischen kirchlichen Kreisen herbei, ein Vorfall, an welchem freilich der Künstler selbst, frei von aller tendenziösen Schwäche, wie er immer war, die geringste Schuld hatte. Das Gemälde befindet sich jetzt auf der Besitzung von Dr. Eugen Lucius in Schönstadt (Hessen). In Düsseldorf entstanden in den zunächst folgenden Jahren: „Der Abend am Brunnen“ (1837); „Der heimkehrende Krieger“, der auf dem Friedhof die Gräber der Seinen aufsucht (1838); „Der verwundete Wildschütz“ (1839); „Die vom Gewitter überraschten Landleute“, die in der Ferne ihr Dorf brennen sehen (1840). Seine Vorwürfe entnahm der Künstler den Rhein- und Lahngebieten, die er gemeinsam mit Dielmann durchwanderte. Das zuletzt genannte Bild ist gleich einer Menge anderer, unter denen wir den „vom Blitz erschlagenen Schäfer“ weiter unten zu nennen haben werden, in Willingshausen entstanden, einer im Hessischen, in dem an Trachten wie an altüberlieferter Volkssitte reichen Schwälmer Grund gelegenen Ortschaft, die als Studienplatz für B. neben dem Westerwald eine besondere Anziehungskraft besaß. Er hat hier mit Dielmann zusammen oft geweilt und nach ihm haben zahlreiche Frankfurter und Düsseldorfer Künstler, unter denen sich vorübergehend auch Knaus befand, dort gearbeitet. Das Bild der vom Gewitter ereilten Feldarbeiter kam an den Kunstverein für Rheinland und Westfalen und später in die Sammlung des kunstsinnigen Fürsten von Solms-Braunfels, den mit B. zugleich persönliche Freundschaft verband; aus dessen Besitz ist es vor nicht allzulanger Zeit an die kgl. Nationalgalerie in Berlin übergegangen. Eine Farbenskizze davon ist im Wiesbadener Museum, eine kleinere Wiederholung besitzt die Münchener Pinakothek und noch eine Replik Frau Meister in Frankfurt, wie denn überhaupt verschiedene Becker'sche Bilder in mehreren, meist zwei bis drei unter sich nur wenig variirenden, jedoch im Format differirenden Ausführungen vorhanden sind. Noch mehr als seine früheren Werke trug das zuletzt genannte Bild dazu bei, den Ruf des Künstlers zu verbreiten. Von besonderer Bedeutung, auch für seinen äußeren Lebensgang, war die Anerkennung, die er damit in Frankfurt fand; es geschah wesentlich unter ihrem Eindruck, daß dort im J. 1841 die Administration des Städel'schen Instituts bei der Besetzung einer vacanten Lehrstelle an ihrer Kunstschule Jakob B. vor anderen Bewerbern den Vorzug gab.

Der Künstler übernahm hier zunächst den Zeichenunterricht in der Elementarclasse und sodann 1842 als Professor auch den Lehrauftrag in der Genre- und Landschaftsmalerei. Seine Anstellung fiel in eine der erregtesten Zeiten, welche die Geschichte der Städel'schen Stiftung zu verzeichnen hat. Mit der Vertretung der gesammten künstlerischen Interessen des Instituts war damals Philipp Veit betraut, der als eines der Häupter der „neudeutschen“ romantischen Schule zehn Jahre zuvor nach Frankfurt gezogen worden war, ohne hier jedoch für seine besondere Richtung einen auf die Dauer günstigen Boden zu finden. Die Düsseldorfer Coloristenschule hat in Frankfurt den „Nazarenern“ im Beginn der vierziger Jahre das Feld abgewonnen. Neben Jakob B. ließen sich hier in der Zeit von etwa 1835 bis 1845 noch eine ganze Anzahl anderer Düsseldorfer Maler nieder, so Achenbach, Schrödter, Pose, Funk und Dielmann. Die offene Aufnahme, die sie fanden, bedeutete eine ebenso unverhohlene Zurücksetzung für Veit und seine Schule, oder wenigstens wurde sie auf dessen Seite so aufgefaßt. Als dann bei einem besonderen dienstlichen Anlaß — es handelte sich um den

Ankauf eines Lessing'schen Bildes — auch die Administration der Städel'schen Stiftung in höchst unzweideutiger Form auf die Seite der Düsseldorfer trat, sah sich Veit bewogen, sein Amt niederzulegen. Das war im J. 1843. Sein Directorposten ist seitdem nicht wieder besetzt worden. Als sich später, 1850, in Eduard v. Steinle ein Ersatz für ihn als Lehrer der Historienmalerei gefunden hatte, wurde zwischen diesem und B. der Unterricht in der Weise getheilt, daß die Malerzöglinge nach Absolvirung der elementaren Vorstufen des Unterrichts nach freier Wahl bei einem von beiden als Specialschüler eintraten. Einen 1846 an ihn ergangenen Ruf an die Münchener Kunstakademie lehnte B. ab. Er hat im ganzen über dreißig Jahre lang seine hervorragende Lehrgabe in den Dienst der Frankfurter Schule gestellt, bis er, durch Krankheit genöthigt, seine Entlassung nahm.

Wir erwähnen auch aus der Frankfurter Zeit Jakob Becker's einige seiner größten oder bekanntesten Werke. Unsere Aufzählung erhebt nicht den Anspruch auf Vollzähligkeit; wir verweisen für weitere Angaben auf die untenverzeichnete Litteratur, deren Mittheilungen stellenweise übrigens durch das Folgende ergänzt werden. In Frankfurt entstanden neben einer Menge kleinerer Bilder in Oel und Aquarell und einer erheblichen Zahl von Porträts: „Der vom Blitz erschlagene Schäfer" (1844), Eigenthum des Städel'schen Kunstinstituts, in kleinerer Wiederholung bei Dr. Eugen Lucius in Frankfurt a. M.; „Die kriegsflüchtigen Landleute" (1848), beim Seetransport nach Amerika untergegangen, Entwürfe dazu bei Frau Meister und Dr. Lucius in Frankfurt; „Der Abschied des Rekruten" (1855), Gegenstück zu dem älteren „Des Kriegers Heimkehr"; ein kleines „Hessenmädchen" mit einem Lamm, auch „Hänsel und Grethel" genannt, lebensgroße Figuren, bei Frau Meister; ebenda „Familienglück"; „Die heimkehrenden Schnitter", an Consul Böker in New-York verkauft, Farbenskizze bei Dr. Lucius; ebenda der „Liebesantrag"; „Der Schulmeister mit seiner Jugend", bei dem Staatsminister a. D. Dr. Robert v. Lucius in Ballhausen (Thür.); „Der Kirchgang", erworben von Senator Freiherrn v. Bernus-du Fay auf Stift Neuburg bei Heidelberg; „Die Weinlese", einst im Besitz von Senator Souchay in Frankfurt; „Das Stelldichein am Brunnen", zwei Mal gemalt, eines der beiden Exemplare in der großherzogl. Kunsthalle in Karlsruhe; „Mädchen am Brunnen", im Wiesbadener Museum; „Die Märchenerzählerin"; „Des Hauses und des Feldes Segen" u. a. m. Becker's letztes Bild war der nicht mehr ganz von seiner eigenen Hand vollendete „Erntekranz", jetzt im Besitz von Dr. Lucius in Frankfurt. Unter den von B. gemalten Bildnissen dürften hauptsächlich die Porträts des Fürsten und der Fürstin Bismarck von allgemeinerem Interesse sein, Wiederholungen davon bei Frau Professor Becker in Frankfurt; großen Anklang fand seinerzeit auch das Bildniß der beiden ältesten Töchter des Künstlers, das ihm zusammen mit dem „vom Blitz erschlagenen Schäfer" 1845 auf der Ausstellung in Brüssel die goldene Medaille eintrug. Von weiteren Auszeichnungen, die ihm im Laufe der Zeit zu Theil wurden, sei erwähnt, daß die kgl. Akademie der Künste in Berlin, die kgl. belgische Akademie der Wissenschaften und der Künste und die Akademie der bildenden Künste in Wien ihn nacheinander zu ihrem Mitgliede ernannt haben.

Jakob Becker's Werke haben eine ganz außergewöhnliche Popularität erlangt; durch Stich und Lithographie haben die meisten von ihnen weite Verbreitung gefunden. Die Popularität ist für sich allein keine ausreichende Probe auf den inneren Gehalt eines Kunstwerkes, im gegebenen Falle aber ist sie ein Zeichen dafür, wie es einem Künstler von an sich bedeutenden Gaben gelungen ist, zugleich einen Ton zu treffen, der in unzähligen Gemüthern wiederzuklingen vermochte. Sieht man den engeren Kreis der sogenannten Kenner nicht als den

einzigen an, für den die Kunst einen Beruf in sich trägt, so gelangt man hier wie bei anderen Künstlern gleicher Zeit und Art, einem Rudolf Jordan, Georg Ferdinand Waldmüller u. A., auch jüngere wie Knaus nicht ausgeschlossen, immer wieder zu der Erkenntniß zurück, daß jenes „ideale Volksbild", das sie pflegten, sich im Volke unendlich größeren Dank verdient hat, als zahlreiche andere, spätere Bestrebungen auf gleichem Gebiet. Namentlich die rein realistische Bauernmalerei, wie sie in unseren Tagen ein Leibl, Bastien-Lepage oder Liebermann ausgebildet haben, vermag sich in dieser Hinsicht mit jener älteren Concurrenz nicht zu messen, so wenig sie dieser auch sonst an künstlerischen Qualitäten nachsteht. Wir berühren diese Thatsache ohne kritische Nebengedanken, nur weil sie vorhanden ist. Der völligen Voraussetzungslosigkeit, mit der man heute, von ausschließlich subjectiven oder momentanen Eindrücken ausgehend, der Natur zu folgen sucht, tritt in der Auffassungsweise Jakob Becker's und seiner Zeitgenossen eine bewußte Methode gegenüber, die wählt und ordnet und nicht nur die natürliche, sondern vor allem auch die gefällige Form betont. Damit verbindet sich eine eben so bewußt ausgeübte Kunst, zu componiren. Ein Bild, wie beispielsweise die „Heimkehr der Schnitter", ein Zug von Feldarbeitern, der in fröhlichem Getümmel dem Feierabend entgegeneilt, wirkt wie der Schlußsatz einer großen Symphonie, in jubelnder, stürmischer Bewegung voranschreitend und doch gehalten vom festen Gefüge eines harmonisch und rhythmisch gegliederten Ganzen. Der Name Leopold Robert's, dessen italienische Volksscenen durch Riedel's Vermittlung ja etwa zu gleicher Zeit mit dem Düsseldorfer Genrebilde bei uns beliebt wurden, hat sich im Angesicht von solchen Schöpfungen unseres Künstlers schon Manchem ungesucht auf die Lippen gedrängt. In der That ist hier eine unverkennbare Verwandtschaft der künstlerischen Intention gegeben, wenn man es auch anstatt der Campagnolen mit Schwälmer oder Westerwälder Bauern zu thun hat. Das beiden Künstlern Gemeinsame liegt in dem Bedingtsein ihres Formgefühles durch ein classisches Ideal, das von der Zeit des römischen Neoclassicismus und von der Schule David's her bei dem Franzosen wie bei dem Schüler Schadow's fühlbare Nachwirkungen hinterlassen hat. Was aber im Unterschiede von fremden Analogien als Becker's persönliche Eigenart gelten muß, das ist vor allem der reiche Gemüthsantheil, den er in die bald novellistisch, bald episch gefärbten Vorgänge seiner Schilderung hineinlegt, eine Eigenschaft, die seinen Schöpfungen zugleich in allen Fällen einen gesunden und realen Lebensinhalt verbürgt. Man hat B. falsch verstanden, wenn man, wie zu Zeiten geschah, in diesem für ihn allerdings sehr charakteristischen Zuge eine Art von Hyperästhesie erkennen wollte. Wenn es auch wahr ist, daß unter Umständen unsere Tugenden selbst sich in Schwächen verwandeln können, und wenn auch vielleicht in Becker's Gefühlsrichtung wie überhaupt in der künstlerischen Praxis seiner Zeit, ein Ansatz zur Empfindsamkeit lag, so hat er doch nie zur Unnatur geneigt. Er hat zuviel in und mit dem Volke gelebt, als daß ihn sein ästhetisches Gefühl um den Wirklichkeitsgehalt, der unentbehrlich ist, je hätte betrügen können. Vielmehr, wie die Werke eines guten Dichters zeigen Becker's Arbeiten eine sehr ausgebreitete Kenntniß der Natur und ihres Zusammenhanges, die wiederum auf einen ebenso fein beobachtenden als denkenden Geist zurückschließen läßt. Und, wie es sich im Genrebilde ziemlich von selbst ergibt, legt dafür in besonderem Maße die Charakteristik seiner Typen Zeugniß ab, wenngleich ihm, wie sein Schwager Wolfgang Müller in einem bald nach seinem Tode veröffentlichten Lebensabriß treffend bemerkt hat, auch in diesem Punkt sein ausgeprägter Schönheitssinn das erste und höchste Princip des künstlerischen Schaffens gewesen ist.

Der ertragreichste Abschnitt von Becker's künstlerischer Thätigkeit fällt in seine Düsseldorfer Periode und in die erste Frankfurter Zeit. Später wurde seine Production weniger ergiebig. Das Lehramt kostete Zeit und Stimmung, zumal da er die Correctur in der Malschule mit gleicher Gewissenhaftigkeit, wie seine eigene Arbeit versah; in beiden konnte er mitunter des Besserns kein Ende finden. Gesellschaftliche Verpflichtungen traten weiterhin an ihn heran, die seine angesehene sociale Stellung mit sich brachte und die seine gewinnende Persönlichkeit eher zu vermehren, als zu vermindern geeignet war. Noch während seines Düsseldorfer Aufenthaltes, 1838, hatte er sich mit einer Schwester des Dichters Wolfgang Müller von Königswinter vermählt. Ihre reiche musikalische Begabung vollendete das anregende künstlerische Gepräge des Becker'schen Hauses, das in Frankfurt zu den anziehendsten Sammelpunkten des geselligen Lebens zählte. Hier hat auch Bismarck in der Zeit, die er als Bundestagsgesandter in der Mainstadt verbrachte, oft und gerne verkehrt; die von Haus zu Haus gehende Freundschaft hat der Fürst und Kanzler auch später treu bewahrt.

In seinen Schülern hat Jakob B. der nachfolgenden Frankfurter Künstlergeneration sein Bestes vererbt. Es verdient in dieser Hinsicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die Mehrzahl der Angehörigen jener originellen und höchst werthvollen Gruppe einheimischer Landschafts- und Genredarsteller, die man heute unter dem Namen der „Cronberger Malercolonie“ zusammenfaßt, aus Becker's Schule hervorgegangen ist, so vor allem Anton Burger, Philipp Rumpf und Jakob Maurer. Von anderen seiner Schüler, die sich einen Namen gemacht haben, seien hier in Kürze die folgenden angeführt: Adolf Dreßler, Julius Hamel, Heinrich Hasselhorst, Adolf Hendschel, der bekannte Illustrator, der Münchener Wilhelm Lindenschmit d. Jüngere, Ernst Schalck, Adolf Schreyer, Heinrich Winter, Georg Philipp Winterwerb.

Unseren Ausführungen liegen, soweit sie biographischer Natur sind, außer den Acten des Städel'schen Kunstinstituts und persönlichen Notizen, die uns aus dem Kreise der Angehörigen des Künstlers, insbesondere von Frau Prof. W. Becker und von Hrn. Dr. E. Lucius gütigst mitgetheilt wurden, die folgenden litterarischen Aufzeichnungen zu Grunde: Wolfgang Müller von Königswinter, Jakob Becker von Worms, im Salon, Leipzig 1873, Heft IX, S. 1050 ff. — E. Döring, Jakob Becker, im Unterhaltungsblatte des Frankfurter Journals „Didaskalia“, 1889, Nr. 97—100 incl. — Jakob Becker, Separatabdruck aus der Deutschen Presse, 1873, anonym erschienen. — Franz Rittweger, Die Bestrebungen der Kunst in Frankfurt seit der Gründung des Städel'schen Kunstinstituts, in der Frankfurter Reform, 1864, Nr. 92. — Wilhelm Kaulen, Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler. Frankf. a. M. 1878, S. 15 ff. — Zu vergl. auch die periodischen Mittheilungen d. Administration des Städel'schen Kunstinstituts, hauptsächlich die Berichte von 1849, 1854 und 1879 passim. H. Weizsäcker.

Becker: Jacob B., angesehener Alterthumsforscher, geboren am 30. Januar 1820 in Mainz, besuchte daselbst das Gymnasium und studirte von 1838 bis 1841 in Gießen; wurde 1842 Accessist am Gymnasium in Gießen, 1843 in Mainz, 1846 Gymnasiallehrer in Hadamar, 1854 Professor und später nach Inspector Dr. Wedewer's Tode 1871 Leiter der Selectenschule zu Frankfurt a. M. Er starb am 3. December 1883. Eine größere Anzahl Schriften gibt von seinem reichen Wissen und seiner großen Combinations- und Gestaltungsgabe auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft Kunde. Durch gründliches Studium der keltischen Inschriften trug er zu dem Verständniß der vielbehandelten Keltenfrage bei. Besonders aber betrafen seine Arbeiten die römische Zeit

des Rheinlandes. Seiner Vaterstadt Mainz galt schon die mit K. Klein herausgegebene Abhandlung über „das Schwert des Tiberius“ (1850) und noch in späten Jahren der treffliche, ausführliche Katalog „Die römischen Inschriften und Steinskulpturen des Museums der Stadt Mainz“ (1875). Seiner zweiten Frankfurter Heimath aber und ihrer bez. der benachbarten Römerstadt bei Heddernheim Erforschung widmete er eine größere Anzahl von Schriften, die zumeist in den Veröffentlichungen des dortigen Alterthumsvereins erschienen, in dem er bald eine hervorragende Stellung einnahm und für den er Jahrzehnte lang eifrig thätig war. Wir nennen seine Abhandlungen „Die römischen Inschriften im Gebiete der Stadt Frankfurt a. M.“ (1854); „Die Heddernheimer Votivhand, eine römische Bronze“ (1861), und in erweiterter Gestalt dasselbe (1863); „Zur Urgeschichte des Rhein- und Mainlandes“ (1865); „Grabschrift eines römischen Panzerreiterofficiers aus Rödelheim bei Frankfurt a. M.“ (1868), vieler anderer kleinerer Arbeiten nicht zu gedenken. In ein anderes Gebiet schlägt seine Untersuchung über „Die religiöse Bedeutung des Brückenbaues im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf die Frankfurter Mainbrücke“ (1869), eine Arbeit, die er 1880 zusammen mit Senator Dr. v. Oven in einer Schrift, die ein glänzendes Zeugniß seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns bietet, zu einer Gesammtbetrachtung dieses interessanten Gebietes erweiterte. Als im J. 1867 der Frankfurter Dom durch entsetzliches Brandunglück betroffen war, war es vornehmlich das von ihm namens des Dombauvereins herausgegebene „Domblatt“, welches das Interesse für die Wiederherstellung in weiteren, namentlich auswärtigen Kreisen wachrief und erhielt. Ausgrabung römischer Stätten fanden zu Becker's Zeit nur selten und dann ohne einheitlichen Zusammenhang statt, und er selbst war nur wenig daran betheiligt; aber aus dem Studium der Autoren, der Inschriften und der Funde und aus reichen sprachwissenschaftlichen, antiquarischen und mythologischen Kenntnissen und Anschauungen heraus hat er diese Studien tüchtig gefördert.

Vgl. Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., Bd. VII (1884), S. 11 ff.

Alexander Riese.

Becker: Karl Ferdinand B., ein um die Musikgeschichtsforschung verdienter Schriftsteller, geboren am 17. Juli 1804 zu Leipzig (nach eigener Aussage), † am 26. October 1877 zu Plagwitz bei Leipzig. Schüler und Alumnus der Thomasschule in Leipzig unter Schicht und später von Schneider, bildete er sich zum Musiker aus und erhielt 1825 die Organistenstelle an der Petrikirche daselbst und 1837 die an der Nicolaikirche nach dem Tode Heinrich Müller's. Er zeichnete sich als fertiger Orgelspieler aus und genoß eines gewissen Rufes in dem Fache, so daß man ihm im J. 1843 nach Gründung des Leipziger Conservatoriums für Musik unter Mendelssohn's Leitung den Unterricht fürs Orgelspiel übertrug. Im Besitze einer umfangreichen und sehr werthvollen Musikbibliothek, die schon sein Vater gesammelt hatte und die er eifrig zu vermehren suchte, pflegte er diesen Schatz nicht nur als Sammler, sondern auch als Studirender. Sein erstes Werk in diesem Fache betraf eine neue, umgearbeitete Ausgabe von Nikol. Forkel's Allgemeiner Litteratur der Musik vom Jahre 1792, die er im Jahre 1835 vollendete und 1836 in Leipzig bei Friese in 4° von 571 Spalten unter dem Titel: „Systematisch-chronologische Darstellung der musikalischen Literatur von der frühesten bis auf die neueste Zeit“ herausgab. Obgleich er Forkel's Werk genau copirte und auch dessen Einrichtung der Musiklitteratur in Fächer beibehielt, so fand er doch Gelegenheit manche Verbesserungen und viele Zusätze einzufügen, wozu ihm die eigene Bibliothek die sicherste Handhabe bot. Bedeutend vermehrt und verbessert wurde

das Verzeichniß aber erst durch Anton Schmid's Beihülfe, des Bibliothekars der Musikabtheilung an der Hofbibliothek in Wien. Dieser bewog B. einen Nachtrag zu bringen, der nicht nur zahlreiche Zusätze, sondern auch werthvolle Verbesserungen enthielt, die Schmid nach dem Bestande der Wiener Hofbibliothek verfaßte. Derselbe erschien 1839 im gleichen Verlage, 184 Spalten stark und in gleicher Weise wie das Hauptwerk eingerichtet. Von Spalte 155 ab fügte B. ein Verzeichniß von Choralsammlungen, resp. hymnologischen Drucken vom Jahre 1502 bis 1799 bei, die sich theils in der Stadtbibliothek Leipzig, theils in seiner eigenen Bibliothek befanden. Dies letztere Verzeichniß veröffentlichte er vermehrt und verbessert im J. 1845 in Leipzig bei Fleischer in einer besonderen Ausgabe in 8° von 220 Seiten und zum Theil abermals in seinen „Tonwerken des 16. und 17. Jahrhunderts", Leipzig 1847 und in der 2. Titelausgabe 1855, Seite 139 ff. Ueber den Besitzstand an litterarischen Musikabhandlungen seiner eigenen Bibliothek, der bereits in seiner Litteratur von 1836 Aufnahme gefunden hatte, gab er im J. 1846 bei Breitkopf & Härtel ein Verzeichniß von 25 Seiten in 8° in so kurz gefaßten Titeln heraus, daß man oft in Zweifel ist, welches Werk er wol damit meint. Der Mangel, der seinen bibliographischen Werken anhängt, und der mehr oder weniger allen damals bis zur Neuzeit erschienenen bibliographischen Verzeichnissen anhaftet, beruht in dem Verschweigen des Fundortes, oder in der Unkunde darüber, ob das Werk überhaupt je vorgelegen hat. Erst Philipp Wackernagel in seiner Bibliographie der Geschichte des deutschen Kirchenliedes im 16. Jahrhundert, in Frankfurt a. M. 1855 erschienen, schaffte darin Wandel zum Besseren und allein Richtigen, wenn er auch darin zu weit ging, daß er selbst die alte Schriftsorte nachzuahmen suchte. Andere sind ihm in verständiger Weise gefolgt und so ist auch die Musikbibliographie zu höchst werthvollen Werken gelangt, die Becker's einst so geschätzten Verzeichnisse in Vergessenheit bringen. Als Rob. Schumann im Jahre 1834 die Neue Zeitschrift für Musik gründete, betheiligte sich B. als fleißiger Mitarbeiter, der ganz besonders das musikhistorische Feld pflegte und eine Reihe Artikel über die verschiedensten Fächer der Musikgeschichte schrieb, deren wichtigste er dann in seinem Buche „Die Hausmusik in Deutschland im 16., 17. und 18. Jahrhundert" neu herausgab. In jener Zeit war er fast der Einzige, der sich mit Eifer unter Benützung der Originalquellen mit Musikgeschichte beschäftigte, das Publicum mit den Leistungen früherer Zeiten bekannt machte und den Späteren manche Anregung zur weiteren Forschung bot. Ich nenne nur Einiges: „Die Applicatur auf Tasteninstrumenten im 16. Jahrhundert", „Beiträge zur Geschichte der Choralmelodien", „Die Klaviersonate in Deutschland", „Leipzigs musikalische Vorzeit", „Die erste Notendruckerei in Deutschland im Jahre 1512" u. A. Doch auch mit praktischen Beispielen aus älterer Zeit wirkte er zur Verbreitung der Kenntniß über ältere Musik und gab zum Behufe dessen heraus: Ausgewählte Tonstücke fürs Pianoforte von berühmten Meistern des 17. und 18. Jahrhunderts, mehrstimmige Gesänge aus dem 16. Jahrhundert, Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte u. A. Als Componist trat er nur mit Orgelsachen auf, die seiner Zeit sich eines gewissen Ansehens erfreuten. Auch Sammelwerke für Orgel gab er heraus, wo er Altes und Neues mit eigenen Compositionen vereinte, z. B. das „Orgel-Archiv" (in Gemeinschaft mit A. G. Ritter), ferner die „Cäcilia", Tonstücke für Orgel, 3 Bde., Beiträge zum Orgel-Museum. Im Fache des mehrstimmigen Choralgesanges gab er Joh. Seb. Bach's vierstimmige Choräle neu heraus auf Grund der ersten Ausgabe von Philipp Emanuel Bach, ferner ein evangelisches Choralbuch mit 138 vierstimmigen Chorälen. Sein letztes litterarisches Werk besteht aus einer Art Kalender, worin er nach fortlaufenden Daten des Jahres die wichtigsten Ereig-

nisse im Fache der Musik mittheilt; ein Nachschlagebuch, das noch heute seinen Werth hat, wenn man das Lückenhafte auch oft schmerzlich empfindet. B. war ein ungemein fleißiger Sammler, ein Notizenkrämer von einer beharrlichen Ausdauer, der man eine gewisse Achtung nicht versagen kann. Begab er sich aber an die Ausarbeitung, so schuf er nur Halbes, da sein Wissen lückenhaft war, er seine Studien nicht auf ein Fach beschränkte, sondern überall herumkostete und deshalb in keiner Sache eine logische Entwicklung verfolgte. Er fand deshalb in späterer Zeit besonders durch S. W. Dehn manche herbe Zurückweisung, die ihn schließlich so verstimmte, daß er alles aufgab, seine Bibliothek gegen eine Jahresrente der Stadtbibliothek in Leipzig verkaufte, Leipzig und der Musikgeschichte den Rücken wandte und sich in Plagwitz 1856 ein ländliches Asyl mit Pflege des Gartens schuf. Für die Welt war er verschollen, und als im J. 1877 die Zeitungen seinen Tod anzeigten, glaubte man ihn schon lange nicht mehr unter den Lebenden zu wissen.

Alfred Dörffel in B. Senff's Führer durch die musikalische Welt (Leipzigs) bringt die sichersten Daten seines Lebens. Rob. Eitner.

Becker: Karl B., Statistiker, zuletzt Director des Statistischen Amts des Deutschen Reichs, geboren am 2. October 1823 zu Strohausen, einem Dorfe der oldenburgischen Wesermarsch, Sohn eines Arztes. Er verfolgte ursprünglich die militärische Laufbahn, wurde 1842 Officier, 1849 Oberlieutenant im 1. oldenburgischen Infanterieregiment; trat 1850 zu den neu gebildeten schleswig-holsteinischen Truppen über, bei denen er bis zu ihrer Auflösung im Frühjahr 1851 als Hauptmann verblieb. Auf Veranlassung des oldenburgischen Ministers des Innern Frhrn. v. Berg, der ein statistisches Bureau für das Großherzogthum schaffen wollte und B. als eine für die Leitung desselben geeignete Persönlichkeit ins Auge gefaßt hatte, widmete B. sich zunächst staatswissenschaftlichen Studien an der Universität Göttingen und arbeitete dann in Berlin beim königlich preußischen Statistischen Bureau. Im J. 1853 wurde er mit der Einrichtung des großherzoglich oldenburgischen Statistischen Bureaus betraut, mit dem er bei sehr knapp bemessenen Mitteln hervorragend tüchtige Arbeiten lieferte. Im J. 1863 erhielt er den Titel eines Ministerialraths. Als nach der Begründung des Norddeutschen Bundes eine „Commission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins“ geschaffen wurde, erhielt B. Gelegenheit sich an den Berathungen dieser Commission zu betheiligen, die in den Jahren 1870 und 1871 stattfanden (die Protokolle und Berichte sind abgedruckt im I. Bande der „Statistik des Deutschen Reichs“, Berlin 1873), und damit die Grundlagen zu der Statistik des Deutschen Reichs schaffen zu helfen; denn die Vorschläge dieser Commission wurden zu einem sehr großen Theil für Bestimmungen des Bundesraths betreffs der Einrichtung von statistischen Aufnahmen in allen Staaten des Reichs über mannichfache Gebiete des Volkslebens benutzt, und zur Bearbeitung dieser Statistik für das Reich wurde das „Kaiserliche Statistische Amt“ im J. 1872 geschaffen. Die Leitung dieses Amts wurde zunächst dem Vorstande des königl. bairischen Statistischen Bureaus Dr. Georg Mayr angetragen und als dieser ablehnte, wurde B. der erste Director dieser neuen Behörde. Er trat am 23. Juli 1872 sein Amt in Berlin an; sein Nachfolger in Oldenburg wurde Dr. Paul Kollmann, der dem großherzoglichen Statistischen Bureau noch jetzt (1900) vorsteht.

B. fand als die zunächst gegebenen Aufgaben seines Amtes diejenigen vor, die früher von dem „Centralbureau des Zollvereins“ erledigt worden waren, von dem auch einige Beamte in das Statistische Amt übernommen wurden, nämlich die Zusammenstellung der Ergebnisse der Volkszählungen, die Statistik der Bergwerke, Salinen und Hütten und die Statistik des auswärtigen Handels,

diese letztere in einem noch recht wenig entwickelten Zustande. Auf Grund der vorhin erwähnten Arbeiten der Commission zur weiteren Ausbildung der Statistik des Zollvereins traten alsbald noch andere Gebiete der Statistik in den Geschäftskreis des Amts; und bis zum Jahre 1891, in dem B. den Dienst (mit dem Titel als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath) wegen erschütterter Gesundheit verlassen mußte, kam eine Fülle neuer Aufgaben hinzu. Ihr bedeutendster Zuwachs wurde durch die Reform der Handelsstatistik mit dem Gesetze, betreffend „die Statistik des Waarenverkehrs des deutschen Zollgebiets mit dem Auslande" vom 20. Juli 1879 herbeigeführt, an welcher, auch bezüglich der technisch-statistischen Ausführung der großherzoglich hessische Bevollmächtigte zum Bundesrath Fabricius einen großen Antheil hatte. Diese Vermehrung der Geschäfte brachte auch eine solche des Personals; während für das Jahr 1872, das erste von Becker's Geschäftsführung, das Amt mit zwei Mitgliedern (Räthen) und acht Bureaubeamten und einem Geldetat von 31 760 Thalern ausgestattet wurde, waren im Etatsjahr 1891/92, bei dessen Beginn B. noch im Dienste war, bereits fünf Mitglieder, 115 Bureaubeamte und eine Geldsumme von 803 155 M. zur Bewältigung der Arbeiten nöthig. (Ueber die Entwicklung der Statistik des Reichs und des Kaiserlichen Statistischen Amts vgl. Statistik des Deutschen Reichs, Band 101. Berlin 1897.) Entsprechend hatte sich die Thätigkeit des Directors erweitert. Am 1. Mai 1891 legte B. sein Amt nieder; er starb am 20. Juni 1896 zu Berlin.

Das Gebiet, auf dem die wissenschaftlichen Leistungen Becker's liegen ist die Bevölkerungsstatistik und auf diesem hat er sich auch als statistischer Praktiker besonders bewährt. In seinen Arbeiten überhaupt zeichnete er sich durch große Vorsicht und Umsicht bei der Veranstaltung der Erhebungen, durch kritische Schärfe in der Durcharbeitung des Materials, durch Gründlichkeit und völlige Objectivität der Darstellung der Ergebnisse aus. Freilich beschränkten sich sein Interesse und seine Fähigkeit auf die zahlenmäßige Behandlung; wenn die Tabellen correct hergestellt, umfassende Verhältnißzahlen berechnet und die Ergebnisse danach aufgereiht waren, so war die Grenze seiner Thätigkeit erreicht. Die Resultate der Statistik den Interessenten sozusagen menschlich näher zu bringen, insbesondere die volkswirthschaftliche Bedeutung der Zahlen zu erfassen und zu zeigen, lag ihm fern. In dieser Beschränkung, die sich ja auf dem Gebiet der eigentlichen Bevölkerungsstatistik am wenigsten fühlbar macht, muß er als ein hervorragender Gelehrter und Praktiker der Statistik bezeichnet werden.

In seinem oldenburgischen Wirkungskreise brachte er das von ihm geschaffene Bureau durch mannichfache Arbeiten, die hauptsächlich in den seit 1857 erscheinenden „Statistischen Nachrichten über das Großherzogthum Oldenburg" veröffentlicht sind, bald zu Ansehen; insbesondere sind seine erfolgreichen Bemühungen um Verbesserung der Volkszählungen hervorzuheben, bei denen er schon 1855 die „Haushaltungs-Liste" einführte, welche von den einzelnen Haushaltungsvorständen auszufüllen war und eine wessentliche Verbesserung gegen frühere unvollkommene Zählungsmethoden darstellte. Sie wurde dann in den deutschen Staaten das allgemeine Volkszählungsinstrument, bis sie 1871 in Preußen und entsprechend in einer Anzahl anderer Staaten durch die „Individual-Zählkarten" und den „Zählbrief" verdrängt wurde; eine Methode, die B. mit Recht als technisch unangemessen und die Bewölkerung ungebührlich belastend verwarf. In seinem Wirkungskreise als Director des Kaiserlichen Statistischen Amts hat B. im Verlaufe seiner 20jährigen Thätigkeit 106 Bände der „Statistik des Deutschen Reichs" herausgegeben; 1877 wurden aus ihnen die „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs" als besondere Zeitschrift herausgelöst und 1880 wurde das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche

Reich" geschaffen. Unter den speciell als seine eigenen zu bezeichnenden Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amts ist unzweifelhaft die bedeutendste die Berufsstatistik von 1882. Als zur Vorbereitung der Reichsversicherungsgesetze eine Zählung der Bevölkerung nach Beruf und Erwerb nöthig befunden wurde, bekam B. als Director des Kaiserlichen Statistischen Amts den Auftrag, eine solche Erhebung zu veranstalten. Der Plan zu der Berufszählung, an die eine Erhebung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Betriebe angeknüpft war, wurde von ihm, unter Beistand seines Collegen aus Baden, Geheimrath Hardeck, ausgearbeitet und damit die erste streng systematische und erschöpfende Zählung der deutschen Bevölkerung nach ihren Berufsverhältnissen ins Werk gesetzt, die als eine Musterleistung allgemeine Anerkennung fand. Die Art der Bearbeitung der Ergebnisse (Band 2—7, N. F. der Statistik des Deutschen Reichs, Berlin 1884 bis 1886), die zum großen Theil auch von B. selbst ausgeführt ist, beeinträchtigte freilich den Nutzen, der aus dem Werk hätte geschöpft werden können, einigermaßen. Die Darstellung ist, wegen der, oben charakterisirten, Arbeitsweise Becker's erstaunlich schwerfällig und leblos, so daß die Verwerthung der Ergebnisse dieser 1882er Zählung für weitere Kreise im Verhältniß zur Größe und Güte der Arbeit gering blieb.

Als sonstige Leistungen Becker's von bleibendem Werth sind die auf Berechnung von Sterbetafeln bezüglichen zu nennen, nämlich: 1) „Preußische Sterbetafeln, berechnet auf Grund der Sterblichkeit in den sechs Jahren 1859 bis 1864, auch Vergleich mit fremden Sterbetafeln" in der Zeitschrift des Königlich preußischen Statistischen Bureaus, 1869; 2) „Zur Berechnung der Sterbetafeln an die Bevölkerungsstatistik zu stellende Anforderungen", Denkschrift für die 9. Session des Internationalen Statistischen Congresses 1874 zu Stockholm; 3) „Deutsche Sterbetafel, gegründet auf die Sterblichkeit der Reichsbevölkerung in den 10 Jahren 1871/72 bis 1880/83, nebst Vergleichungen mit anderen Sterbetafeln" in den Monatsheften zur Statistik des D. R. 1887, XI; auch in der Hauptsache im Statistischen Jahrbuch f. d. D. R. 1891. Endlich sind von den wenigen Veröffentlichungen, die unter Becker's Namen erschienen sind, zu erwähnen die Aufsätze: „Unsere Verluste durch Wanderung" in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc. 1887 und „Die Jahresschwankungen in der Häufigkeit verschiedener Bevölkerungs- und moralstatistischer Erscheinungen" in Mayr's Allgem. Statistischen Archiv 1893.

P. Kollmann, Artikel Becker im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog von A. Bettelheim, I. Bd. Berlin 1897. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1898 (mit Porträt). — E. Blenck i. d. Zeitschrift des kgl. preußischen Statistischen Bureaus, 1896. — „Zur Geschichte d. Kaiserl. Statistischen Amts" in d. Vierteljahrsheften z. Statistik d. D. R., 1896.

H. v. Scheel.

Becker: Otto B., Augenarzt und Professor der Augenheilkunde in Heidelberg, geboren am 3. Mai 1828 in Domhof bei Ratzeburg und am 7. Februar 1890 in Heidelberg verstorben, studirte die Heilkunde in Berlin und Wien und widmete sich schon frühzeitig unter v. Graefe's und Arlt's Leitung der Augenheilkunde. 1859 promovirt, erhielt er bereits 1868 die ordentliche Professur für Augenheilkunde in Heidelberg, wo er bis an sein Lebensende thätig blieb. B. zählt zu den bedeutenderen Vertretern seines Fachs während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sein Hauptverdienst knüpft sich an die von ihm gelieferten Arbeiten zur „Pathologie und Therapie der Linse" (als Theil des großen von v. Graefe und Saemisch herausgegebenen Handbuches) und zur „Anatomie der gesunden und kranken Linse" (1883). Weitere Arbeiten Becker's sind eine deutsche Ausgabe von Donders' „Anomalien der Accommodation und

Refraction des Auges" (1866) und zahlreiche kleinere Veröffentlichungen, Journalartikel u. dgl., über die sichtbaren Erscheinungen der Blutbewegungen in der menschlichen Netzhaut, über Thränencanalstricturen, über angeborene völlige Farbenblindheit, über die Gefäße der menschlichen macula lutea u. a. m. Auch gab B. einen Atlas der Ophthalmopathologie, sowie den Nachlaß des um die Kenntniß von der pathologischen Anatomie des Auges hochverdienten, 1864 verstorbenen Prof. Heinrich Müller heraus.

Vgl. Gurlt-Hirsch, Biogr. Lex. I, 355. Pagel.

Beckerath: Moriz von B., Historienmaler, geboren 1838 zu Krefeld, † am 17. September 1896 zu München, begann, angeregt durch Alfred Rethel's Vorgang, seine Studien 1857 bei Professor Joseph Kehren in Düsseldorf, übersiedelte 1859 nach München zu Moriz v. Schwind, ging aber alsbald seine eigenen Wege. Nach dem Beispiele seiner Meister verwendete B. alle Kraft auf Composition, Zeichnung und treffende Charakteristik. Es gährte etwas Titanenhaftes, Wildes, Großartiges in seinen Ideen und Conturen. Zu seinen ersten Arbeiten gehörte ein streng durchgearbeiteter Carton mit dem die Sachsen zur Schlacht anfeuernden Wittekind. Ihm folgte ein Cyklus mit Zeichnungen zur Geschichte der „Brunhild", eine Episode aus der „Cimbern-Schlacht", und als seine abgeklärteste Schöpfung eine Folge von sieben Blättern mit Bildern aus der „Geschichte des ersten Kreuzzugs", wozu der Künstler seinen Stoff beiläufig nach Wilken sich zurechtlegte: Die bewegten Scenen des Abschieds und Auszugs (1), die ungeduldig vorwirbelnde Staubwolke der Presthaften, Krüppel, Büßer und Schwärmer, die nach der Sage als wegeweisende Thiere eine Geis und eine Gans vor sich hertrieben (2), die Treulosigkeit und tückische Hinterlist der byzantinischen Händler (3), die namenlosen Entbehrungen bei Wassermangel im heißesten Marsch durch Bithynien (4) bildeten das Vorspiel. Dann folgte der erste Sturm auf die Stadtmauer aus dem Thurme des Herzogs Gottfried (5), das Gemetzel in der blutig eroberten Stadt (6) und als überraschendes Gegenstück die Andacht des demüthigen Gottfried von Bouillon in der Kirche des hl. Grabes (7). B. vereinte in diesen nur leicht mit Farbe untertuschten Zeichnungen, deren erste 1861 entstand, die Größe Rethel's mit Schwind's anmuthender Erzählergabe. Später folgte noch eine große Federzeichnung, die „Belagerung der Stadt Jerusalem", wobei es dem Künstler gelang, trotz des figurenreichsten Gewimmels eine übersichtlich klare Wirkung zu erzielen. Er bewies sich sowol inbetreff des Costüms, wie auch durch die im wohlthätigen Wechsel angebrachten culturhistorischen Charakterzüge als einen dichtenden, denkenden und genial arbeitenden Künstler. Weniger glücklich war der „Tod des Grafen Ulrich von Württemberg in der Schlacht bei Döffingen (1388)", wozu Uhland's Ballade den Maler begeisterte. Ganz in Alfred Rethel's Manier mit scharf umschriebenen Contouren erschien der „Götz von Berlichingen unter den Zigeunern" und die „Bestattung des Westgothen-Königs Alarich im Flußbett des Busento". B. ging gerne auf dem historischen Kothurn, während die lyrische Idylle („Raphael und sein Lieb" und „Dornröschen") nicht in sein Repertoire taugte. Geringeren Beifall fanden die Scenen aus „König Lear" und fünf Zeichnungen zur „Geschichte der Merowinger"; um so packender traf B. den Ton mit „Prinz Eugenius", welcher durch den Holzschnitt in den „Düsseldorfer Monatsheften" freilich etwas modernisirt erschien. Sehr günstig aufgenommen wurden die etwas outrirten Bilder „Napoleon's Flucht aus Moskau" (1866), ein „Bacchuszug" und „Paulus auf dem Wege nach Damaskus" — Arbeiten, in welchen eine gewaltige Phantasie und ein grandioses Leben pulsirten. B. hatte seinen Sitz vorübergehend zu Frankfurt und Düsseldorf, später wieder zu München aufgeschlagen, wo er, nach längerem Leiden,

in der Naturheilanstalt zu Thalkirchen verschied. Leider war seiner, obwol etwas einseitigen, immerhin aber doch eminenten Begabung, unbegreiflicher Weise kein entsprechender Auftrag zu Theil geworden.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1885. III, 272. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 63. — Nr. 261 d. Allgem. Ztg. v. 21. Septbr. 1896. — Bettelheim, Biograph. Jahrbuch 1897, S. 48.

Hyac. Holland.

Beckers: Hubert Karl Philipp B., geboren am 4. November 1806 zu München, † am 10. (nicht 11.) März 1889 ebendort. Sein Vater war der Oberappellationsgerichtsrath und nachmalige Geheimrath Fr. X. B. († 1856), seine Mutter Magdalena († 1809), die Tochter des Geh. Referendärs im Finanzministerium Hubert v. Steiner. 1825/26 studirte er am Lyceum und seit 1826/27 an der Universität zu München, die damals von Landshut herüberverlegt worden war. Zuerst wandte er sich der Jurisprudenz zu (Erstlingsarbeit: „Ueber die Rechte der bayer. Ständeversammlung in Beziehung auf Wünsche und Anträge an die Regierung.“ München 1828. Anonym), später der Philosophie. Eifrig betheiligte er sich Ende der zwanziger Jahre an den Bestrebungen nach Reform des Studentenlebens und half „die allgemeine akademische Gesellschaftsaula“ (1829—1830) gründen, welche den lauten Beifall des damaligen Rectors Thiersch fand (Allgemeine akad. Zeitschrift f. d. gesammte Leben auf Hochschulen. Herausgegeben in Verbindung mit Pistor, München 1829). Ein Gedenkblatt vom J. 1884 gewährt in die Geschichte der „Aula“ Einblick. Seitdem sich B. in der Philosophie Schelling zum „Lehrer und Meister“ erkoren hatte, blieb er dem Fache und der Richtung des „letzten Systems“ immerdar treu. Schelling selbst führte B. in seiner Vorrede zu Victor Cousin's Buch Ueber französische und deutsche Philosophie (Stuttg. 1831, nicht 1833) in die gelehrte Welt ein (vgl. Artikel über Schelling S. 23). 1830 promovirte B. mit einer Inauguralabhandlung „Ueber das Wesen des Gefühls“ (43 S.). Er sieht nach Lösung „theo- und kosmogonischer Vorfragen“ im Anschluß an Schelling's Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit u. s. w. im Gefühle „das dunkle Princip“, „den ewigen Grund“ „zu aller lebendigen Schöpfung“ und meint, Schelling habe gerade das, was in aller Mystik von jeher gewaltet, den dunklen Grund aller Existenz zur Erkenntniß gebracht. Die Lehre von dem Seelenvermögen gilt ihm als verwirrend. Seine quaestio inauguralis handelt „über die Emancipation der Philosophie“ (handschriftlich vorhanden). Am 31. October 1831 vertheidigte er zum Zwecke der Habilitation eine „Dissertatio de Cartesii tractatu de methodo recte utendi ratione et veritatem in scientiis investigandi“ (14 Quarts., gedruckt in München bei J. Rösl). Er will darin in einer Untersuchung der Descartes'schen Lehre seine eigene Methode darlegen; am Princip des Descartes bemängelt er vor allem, daß der Dualismus zwischen Denken und Sein darin nicht zu lebendiger Identität vermittelt werde, sondern eine willkürliche Vermischung beider Gegensätze stattfinde, daß die gesuchte Einheit durch die bloße Vernunft erfaßt werde, während doch selbst die auf die Spitze getriebene Vernunft nicht genüge, die Existenz zu erzeugen, und daß die so construirte Wissenschaft für eine objective und positive ausgegeben werde. Als Privatdocent fand er großen Anklang, ging jedoch schon bald an Stelle Nüßlein's als ordentlicher Professor der Philosophie an das Lyceum nach Dillingen, da die Aussichten auf eine Universitätsprofessur damals geringe waren, und eröffnete am 8. November 1832 dort seine Vorlesungen mit einer Antrittsrede „Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Gegenwart“. Dort war Deutinger sein Schüler. 1874 ward er an die Universität München auf die durch Erhard's (Vater des späteren Ministerialdirectors E.) Tod erledigte ordentliche Professur berufen und

lehrte dort bis ins Greisenalter. Seine Vorlesungen bezogen sich auf Einleitung in die Philosophie, Geschichte der Philosophie, Logik, Metaphysik, Psychologie, praktische Philosophie (Ethik und Politik), Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie und Theorie der Tonkunst. Seine schriftstellerische Thätigkeit war nach eigener Aussage nur dem Gebiete der reinen (negativen wie positiven) Philosophie gewidmet, nicht auch jenem der angewandten Philosophie und der Philosophie der Geschichte (Philosophie der Mythologie und Offenbarung); erstere betrachtete er als ganz unabhängig und hielt deren nähere Entwicklung und Erläuterung — namentlich der Potenzen- und Principienlehre — für seine Hauptaufgabe. Die Philosophie als exacte Wissenschaft zu betrachten lehnt er aber ab, da Gegenstand exacter Beobachtung nur äußerlich erkennbare Thatsachen seien, die nach nothwendigen Gesetzen verlaufen. Der Zweck- und noch mehr der Freiheitsbegriff, der allein das Irrationale in der Welt erklären kann, liegen schon unendlich weit über alle exacte Beobachtung hinaus. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind ihm noch „die drei großen Gegenstände alles menschlichen Glaubens und Wissens", „das wahrhaft Wissenswerthe", der moderne Pantheismus wie der Materialismus „Verirrungen" (s. besonders „Ueber die Stellung der Philos. zu den exacten Wissenschaften ꝛc.", München 1861). Die zahlreichen Abhandlungen, Reden, Aufsätze und Recensionen, sowie ein besonderes publicum Beckers' sind vorwiegend der Vertheidigung und Verbreitung des Schelling'schen Systems aus dessen letzter Periode geweiht. Schelling ermächtigte ihn, seine in den Münchner Vorlesungen gegebene Unsterblichkeitslehre in den „Mittheilungen aus den merkwürdigsten Schriften der verflossenen Jahrhunderte über den Zustand der Seele nach dem Tode" (Augsburg 1835—36) in den Grundgedanken zu veröffentlichen, und nannte ihn noch in seinen letzten Tagen „einen seiner einsichtsvollsten Zuhörer". 22 Briefe Schelling's an B. aus den Jahren 1833—1853 sind mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen, im dritten Band von Schelling's Leben (Leipzig 1870) abgedruckt.

War seine akademische Wirksamkeit auch fruchtbar und bot sie wol besonders dem umsichgreifenden Materialismus seiner Zeit ein Gegengewicht (vgl. übrigens auch „Jakob Böhme, Schelling, Darwin." Allg. Zeitung 1883, Beil. Nr. 34 u. 35, Hauptbl. Nr. 36), so lag ihm doch der Versuch einer principiellen Selbständigkeit des Systems ferne und es gelang ihm nicht, die allgemeine Fortentwicklung der Philosophie zu beeinflussen oder zu bestimmen. Die Unsterblichkeitslehre war der Lieblingsgegenstand seiner philosophischen Betrachtung. 1835 und 1836 erschienen Schriften von ihm über dieses Thema. 1854 stellte er für König Maximilian II. in dessen Auftrag „Die Stimmen der Vorzeit über den Unsterblichkeitsglauben" zusammen (handschriftlich vorliegend) und im Vorgefühl des Todes veröffentlichte er die „Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit" (München 1889). Auf „das geistige Doppelleben" beziehen sich zwei Schriften (Leipzig 1856 u. München 1860), auf Geschichte der Philosophie ein Dillinger Programm (1839) und ein „Repertorium" (Nürnberg 1839 u. 1840), auf die Fragen der Hochschulpädagogik eine Festrede (1852) und ein Aufsatz (Allg. Ztg. 1878, Nr. 194); vgl. „Stimmen über das deutsche Studien- und Prüfungswesen" (Ao. Beil. z. Allg. Ztg. 1836, Nr. 394—395). Nicht nur die Philosophen Schelling und Fichte, sondern auch die Philologen Friedr. Thiersch und Leonhard Spengel feierte er in Gedächtnißreden. Selbst Katholik, wollte er eine „katholische Philosophie" nicht anerkennen (Allg. Ztg. 1882, Nr. 86). Mehrere Auflagen (1845—1847, 1865, 1869) erlebten die Cantica spiritualia, eine quellenmäßige Sammlung von Chorälen und geistlichen Liedern aus älterer Zeit in vierstimmiger Bearbeitung ihrer Singweisen (anonym). Zu öffentlichem Vortrage gelangte ein von ihm gedichtetes wie componirtes „Deutsches Reichs-

lied" (1876 und 1879). Drei seiner Schriften erschienen anonym. B. war eine reiche, vielseitig angeregte und anregende, gesellig veranlagte Natur (s. Ao. Beil. d. Allg. Ztg. 1831, Nr. 350—351) und vermochte es zugleich durch eine angenehme Darstellungsweise zu fesseln. An Anerkennung fehlte es ihm nicht. 1853 wählte ihn die bairische Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied; seine meisten Schriften gingen aus deren Verlag hervor. 1861/62 führte er das Rectorat der Münchner Universität. Er war Ritter 1. Classe des Verdienstordens vom heil. Michael und Inhaber des Ehrenkreuzes des Ludwigsordens. — Seine Ruhestätte ist der alte (südliche) Friedhof zu München. Dort ruhte seit 1887 seine ihm 1834 angetraute Gattin Genovefa, die Tochter des gräflich Haslang'schen Güteradministrators Greiderer aus München. Seine einzige Tochter Franziska vermählte sich 1854 mit dem späteren Vorstand der Staatsschuldentilgungscommission Dr. Moritz v. Jungermann.

Beckers' Bibliothek und handschriftlicher Nachlaß (23 Fascikel Biographica, darunter Tagebücher, Correspondenzen und Stammbuchblätter, außerdem die Vorlesungen und Abhandlungen) sind im Besitze der Münchner Universitätsbibliothek. Eigene Aufzeichnungen Beckers' sind für die vorliegende wie für die Biographien der Lexika, Zeitungen (Allg. Ztg. 1889, Nr. 70) und der Münchner Stadtchronik Hauptquelle. Seine Schriften sind fast vollständig im Almanach der bayer. Akad. d. Wissenschaften f. d. Jahr 1884 (Verlag d. Akademie), S. 177—182 verzeichnet. Adolf Dyroff.

Beckmann: Franz B., katholischer Historiker, geboren am 10. April 1810 zu Schönholthausen im Regierungsbezirk Arnsberg in Westfalen, † am 27. August 1868 daselbst. Seine Vorbildung erhielt er im Progymnasium zu Attendorn (seit Herbst 1825) und den Gymnasien zu Arnsberg (1827—29) und Recklinghausen (Herbst 1829—1830). In den Jahren 1831—1836 studirte er an der Universität Bonn Philologie, Philosophie und Geschichte. In den folgenden Jahren setzte er diese Studien noch in Berlin fort, wo er am 9. April 1844 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Sodann bekleidete er bis 1850 verschiedene Hauslehrerstellen. Dann entschloß er sich, sich dem praktischen Lehrfache zu widmen, machte das Examen pro facultate docendi und trat Ostern 1850 sein Probejahr am Gymnasium zu Münster an. Aber schon unter dem 11. September 1850 wurde er an die philosophische Facultät des Lyceum Hosianum in Braunsberg berufen, wo er sich am 3. December 1850 als Privatdocent habilitirte, zunächst für Geschichte und deutsche Litteratur. Am 28. December 1852 wurde er außerordentlicher, am 13. Juni 1855 ordentlicher Professor, nachdem er seit 1854 das Lehrfach der classischen Philologie übernommen hatte. In den Herbstferien pflegte er sich alljährlich an seinen Heimathsort zu begeben, von wo er im J. 1868 nicht mehr zurückkehren sollte, und wo er auch begraben ist. — Seine litterarische Thätigkeit begann B. während seiner Studienzeit in Bonn mit exegetischen Versuchen über die ersten Capitel der Genesis, wovon das erste Stück 1835 im 16. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie (S. 79—99) erschien: „Versuch einer Erklärung der Stelle I. Mos. II, 10—15." Weitere Theile dieser Studien erschienen nach und nach später in derselben Zeitschrift: „Versuch einer Erklärung der Stelle I. Mos. II, 4—8" (24. Heft, 1837, S. 51—97); „Beiträge zur Erklärung der mosaischen Geschichte der Ureltern, Gen. II, 4 bis III, 24" (28. Heft, 1838, S. 55—90; 29. Heft, 1839, S. 1—33); und wieder: „Beiträge zur Erklärung des mosaischen Berichts über den Anfang der Menschengeschichte, Gen. 2, 4—3, 26" (Jahrg. 1847, 63. Heft, S. 76—96; 64. Heft, S. 53—94). Eine Reihe von andern Arbeiten beschäftigen sich mit den pythagoräischen Fragmenten. Als 1. Theil dieser Studien erschien seine Dissertation: „Quaestionum de Pythagoraeorum

reliquiis pars I“ (Berlin 1844; neue Titelauflage 1850). Vier weitere Abhandlungen erschienen in Braunsberg in den Indices lectionum: „De Pythagoraeorum reliquiis commentatio“ (1852); als Fortsetzungen: „Quaestionum Pythagoricarum particula II—IV“ (1855; 1859; 1868). In Braunsberg verlegte sich B. ferner mit Eifer auf die Erforschung der ermländischen Geschichte, über die er auch wiederholt specielle Vorlesungen hielt. Von litterarischen Arbeiten gehören hierher: „De primo episcopo Varmiae commentatio“ (Brunsbergae 1854, als Einladungsschrift zum Antritt der außerordentlichen Professur); „De rei scholasticae ac litterariae in Varmia origine ac progressu commentatio“ (Ind. lect., Brunsb. 1857; P. II, 1861). Innerhalb dieses Gebietes war es speciell wieder Kopernikus, dem er die folgenden Arbeiten widmete: „De Copernici ad lectores in libros de revolutionibus orbium coelestium praefatione“ (Ind. lect., Brunsb. 1859); „Zur Geschichte des Kopernikanischen Systems“, (4 Artikel, in der Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, 1861—1866); in Zusammenhang damit steht auch der Aufsatz: „Rhetikus über Preußen und seine Gönner in Preußen“ (ibid. 1864). In der Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands erschien ferner noch von ihm die Abhandlung: „Ursprung und Bedeutung des Bernsteinnamens Elektron“ (1859, mit einer Zugabe über „Gintaras und Eridanos“ 1860). Endlich sind noch auf philologischem Gebiete seine Studien zu Aeschylus zu nennen: „De Aeschyli locis Agam. 3 et Eumen. 80. commentatio“ (Ind. lect., Brunsb. 1865); „Bemerkungen zum Prolog und zur Parodos des Aeschyleischen Agamemnon“ (Braunsb. 1867).

J. Bender, Leben des Professors Dr. Franz Beckmann; Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, IV. Bd. (1867—1869), S. 657—672. — J. Bender, Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland (Braunsberg 1868), S. 172. (Darnach bei E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., Neue Folge, Münster 1881, S. 11 f.) — F. Michelis, Memoria Francisci Beckmanni, Brunsbergae 1869, Index lect. — F. Hipler, Bibliotheca Warmiensis I (Braunsberg 1872), S. 316.

Lauchert.

Beeger: Julius B., geboren am 24. October 1829, † am 2. Juni 1899; verdienter Volksschulpädagog und Comeniusforscher. B. war zu Großgrabe in der Oberlausitz geboren. Er widmete sich dem Berufe eines Volksschullehrers und wurde für diesen auf dem Freiherrlich v. Fletcher'schen Seminare zu Dresden vorgebildet. Seine erste praktische Thätigkeit fand er als Schulvicar zu Hermsdorf (1850) und wurde von da 1851 als Lehrer nach Dippoldiswalde versetzt. Sein lebhafter Drang nach vertiefter Geistesbildung fand neue Nahrung, als er 1857 Lehrer in Leipzig ward. Nach bestandener Reifeprüfung am Gymnasium (1862) besuchte er hier sechs Semester hindurch Universitätsvorlesungen und stand bald in erster Reihe unter den Leipziger Lehrern, denen die Förderung des Volksschullehrerstandes in geistiger wie in äußerer Hinsicht Herzenssache war. Ging es dabei nicht immer ohne scharfe Opposition gegen den bestehenden Zustand ab, so war doch gerade B. gewissenhaft bemüht, den Blick seiner Standesgenossen stets auf die Pflege der idealen Interessen als das höchste Ziel gerichtet zu halten. In diesem Sinne betheiligte er sich lebhaft am Lehrervereinswesen, in dem er bald einen weit über die Grenzen seiner sächsischen Heimath hinaus geachteten Platz einnahm. Er war ein angesehenes Mitglied des Deutschen Lehrervereines und des unter seiner Mitwirkung begründeten Deutschen Lehrertages, in dessen Versammlungen er wiederholt den Vorsitz führte. Bei der Gedächtnißfeier des Joh. Amos Comenius an dessen damals noch irrthümlich auf den 15. November 1871 verlegtem zweihundertjährigem Todestage (Comenius starb bereits am

15. November 1670) im Leipziger Lehrervereine regte er die Einrichtung einer pädagogischen Centralbibliothek als „Comeniusstiftung“ an. Unter seiner Leitung nach dem Plane des Gymnasialdirectors Dr. Gideon Vogt zu Kassel alsbald ins Leben gerufen, gedieh dies treffliche Institut bis zu Beeger's Abgange auf einen Bestand von mehr als 60000 Bänden. Ueberhaupt hat B. für die Erneuerung des Andenkens an den großen mährischen Pädagogen, obwol seinerseits gänzlich frei von dessen mystischem Hange, unter den deutschen Volksschullehrern einflußreich und maßgebend gewirkt. Er schloß sich unter den Ersten dem Aufrufe Ludwig Keller's zur Begründung einer großen Comeniusgesellschaft an, nahm im J. 1892 an der constituirenden Versammlung dieser Gesellschaft zu Berlin theil und wurde in den Vorstand gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Ostern 1893 trat er in den Ruhestand und zog sich auf sein Besitzthum zu Nieder-Poyritz bei Dresden zurück, wo er, immer in emsiger Thätigkeit für die Ideale seines Lebens, noch sechs Jahre der Stille genoß. Dort starb er am 2. Juni 1899. Seine Gattin war ihm bereits einige Jahre zuvor durch den Tod entrissen.

Außer einer stattlichen Reihe von Aufsätzen und Flugschriften über Schul- und Lehrerstandesfragen und der von ihm geleiteten Zeitschrift „Pädagogische Revue“ (Leipzig seit 1885) veröffentlichte Julius Beeger: „Comenius' Große Unterrichtslehre“ (deutsch; 5. Auflage, das. 1891. Mit Biographie des Comenius von Fr. Zoubek) und „Comenius' kleinere Schriften“ (deutsch; 2. Auflage das. 1883); ferner die fleißige Uebersicht: „Die pädagogischen Bibliotheken, Schulmuseen und Lehrmittelausstellungen der Welt“ (das. 1893).

Sander.

Beetz: Dr. Wilhelm v. B., Physiker, geboren am 27. März 1822 zu Berlin, † am 22. Januar 1866 zu München, hatte das Glück schon sehr früh, unmittelbar nach Beendigung des Elementarschulunterrichts, auf dem s. Z. berühmten Köllnischen Realgymnasium unter den Lehrern der Physik August und Seebeck einen außerordentlich anregenden Unterricht auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu genießen und sich für die Universität vorzubilden, welche er in Berlin 1840 bezog. In der Absicht sich der Chemie zu widmen, betrieb er zuerst das Studium dieser Wissenschaft unter Heinr. Rose und Mitscherlich. Seine angeborene Vorliebe für Physik aber, in hohem Maaße durch die Vorlesungen bei Magnus, Poggendorff, Rieß, Erman und Dirichlet geweckt und gefördert, führte ihn dem Studium der Physik mit solchem Eifer zu, daß er bereits am Schlusse seiner Studienzeit (1843) als Assistent in das Laboratorium von Magnus aufgenommen werden konnte, das als Schule zahlreicher tüchtiger Physiker große Bedeutung hatte. Nach Beendigung seiner Studien erhielt B. gleichzeitig eine Berufung als Chemiker nach Edinburg und als Physiker an das Cadettenhaus in Berlin. Er entschied sich für letztere Lehrstelle (an einer Anstalt, an welcher zugleich sein Vater Lehrer der Geographie war) und somit zugleich endgültig für seinen zukünftigen Beruf als Physiker. Schon zu Beginn desselben nahm er an einer folgenreichen That theil, nämlich an der Gründung der Berliner physikalischen Gesellschaft, so daß Beetz, Brücke, Heintz, Karsten und Knoblauch als Stifter einer Gesellschaft zu gelten haben und mit den bald eintretenden Männern Clausius, Helmholtz, Lamont, Quincke und Wiedemann einen Bund bildeten, dem später fast jeder deutsche Physiker angehörte. B. übernahm zugleich die Redaction der von dieser Gesellschaft ins Leben gerufenen „Fortschritte der Physik“, welche die physikalische Litteratur der ganzen Welt zu einem Jahresbericht vereinigten und zu großem Ansehen gelangten. Nachdem B. sodann 1844 promovirt, 1845 die venia legendi an der Berliner Universität erworben und 1850 die Professur am Cadettencorps erhalten hatte, folgte er 1856 einem Rufe

als Professor der Physik an die Universität Bern, die er 1858 mit Erlangen vertauschte.

Als 1868 die polytechnische Schule zu München mit ganz neuer Organisation ins Leben trat, wurde B. für den physikalischen Unterricht an derselben gewonnen und ihm zugleich Gelegenheit gegeben, mit Aufwendung reicher Mittel ein physikalisches Institut von Grund aus neu und mustergültig einzurichten und infolge des großen Aufschwunges der Technik eine große Zahl von Studirenden für das tiefergehende Studium der technischen Wissenschaften auf dem Gebiete physikalischen Wissens und Forschens vorzubereiten. Außerdem trug B. während seiner 17jährigen Thätigkeit an dieser Anstalt auch ein Triennium (1874—1877) die Ehre und die Last des Directors.

B. war mit einer außergewöhnlich großen Lehrbegabung ausgestattet, ein ruhiger vorzüglicher Experimentator und daher als Lehrer ebenso erfolgreich als geschätzt. Sein Wissenschafts- und Forschungsgebiet war sehr ausgedehnt; seine früheren chemischen Studien legten ihm indessen das Grenzgebiet Chemie-Physik, insbesondere die Elektrochemie nahe, während zugleich die Zeitströmung ihn zum eifrigen Mitarbeiter auf dem Gebiete der Elektricitätslehre, namentlich des Galvanismus machte, dem die Physik werthvolle Aufschlüsse über verschiedene Vorgänge verdankt, zu welchen B. durch geistreiche Experimentaluntersuchungen gelangte. Hierher gehören u. a. jene Untersuchungen, welche die Vorstellungen über die Elektricitätsleitung klärten, vor allem aber diejenigen, welche die Bestätigung von der Theorie Ampère's erbrachten, „daß der Magnetismus auf elektrische Ströme zurückzuführen sei“.

Da B. als Lehrer einer technischen Hochschule die Entwicklung der Technik unmittelbar vor Augen hatte, so konnte es bei seinem hohen Interesse für alle Fortschritte nicht ausbleiben, daß er mit großem Eifer namentlich jene Errungenschaften verfolgte, welche mit der Fortentwicklung der Physik in Wechselwirkung stehen. In hervorragender Weise zeigt sich dieser Eifer bei jenen zahlreichen Veranstaltungen, welche mit der Elektrotechnik zusammenhängen. Sein Besuch der elektrischen Ausstellung in Paris 1881, für die er vom deutschen Reiche als Preisrichter ernannt war und wo man ihn zum Vicepräsidenten einer Abtheilung wählte, hatte die hauptsächlich von B. geleiteten elektrotechnischen Versuche im Münchner Glaspalast zur Folge, aus denen sich die epochemachende elektrische Ausstellung zu München 1882 entwickelte. B. leitete diese Ausstellung als Vorsitzender des Ausstellungscomités mit solcher Umsicht und Gewandtheit, daß die Ergebnisse derselben nicht nur nach jeder Richtung zufrieden stellten, sondern die Ausstellung selbst als erste ihrer Art zum Markstein der Elektrotechnik wurde. Namentlich gebührt B. das Verdienst, bei dieser Gelegenheit Männer der Wissenschaft und Praxis versammelt zu haben, welche mit vereinten Kräften die verschiedenartig gestalteten Messungsmethoden auf dem Gebiete der Elektrotechnik in ein festgefügtes System brachten, welches dauernd bestehen dürfte. B. hat bei dieser Gelegenheit die schwierige Untersuchung des Leitungsmaterials selbst eingehend durchgeführt.

Da B. 1869 zum Mitglied der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, so ist es begreiflich, daß er von 1869 an die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hauptsächlich in den Sitzungsberichten dieser Körperschaft niederlegte; nebenbei finden sich auch Veröffentlichungen in den Annalen der Physik. Im ganzen veröffentlichte B. mehr als 50 Aufsätze, unter welchen diejenigen von den Untersuchungen über Thermosäulen, die mechanischen und elektrischen Eigenschaften der Kohle, den Einfluß von Stimmgabelbewegungen auf deren Tonhöhe und die Farbe des Wassers zum Theil ganz neue Ansichten vertreten. Sein kleiner „Leitfaden der Physik“, welcher eine musterhafte gedrängte

Darstellung dieser Wissenschaft bietet, erschien in acht Auflagen. Der inhaltreiche, 1884 erschienene Bericht über die Münchner Elektricitätsausstellung, welcher u. a. eine systematische Prüfung der neueren Mittel für die Hervorbringung elektrischer Ströme und elektrischen Lichtes und der Beschaffenheit der Leitungsmaterialien enthält, ist eine der letzten Arbeiten von B., dem vor allem nachzurühmen ist, daß er dem Zeitgeist zu folgen verstand und durch seine emsige Thätigkeit als Lehrer und Forscher einen erheblichen Beitrag zum Ausbau der Physik lieferte. — Aeußere Anerkennung fand B. durch zahlreiche Ordensverleihungen von Bayern, Preußen, Oesterreich, Frankreich und Italien, unter welchen der kgl. bayerische Kronenorden mit der Verleihung des persönlichen Adels besonders erwähnt werden mag, sowie durch Ernennung zum Ehrenmitgliede und Mitgliede zahlreicher Vereine (Leopoldinisch-Karolinische deutsch. Akad. der Naturf., Akad. d. Wiss. Stockholm, Phys. Ges. Berlin, Naturw. V. Halle, Schweiz. Naturforscher-Ges., Phys.-medic. Soc. Erlangen u. Würzburg, Phys. V. Frankfurt a./M., Naturforsch. Ges. Bern, Elektrotechn. V. Berlin, Soc. nat. d. sciences naturelles etc. Cherbourg etc.). E. v. Hoyer.

Behaghel: Dr. Wilhelm Jakob B., badischer Geheimer Hofrath und Professor der Rechte, wurde geboren 1824 in Elberfeld als Sohn eines Gymnasiallehrers aus einer Pfälzer Familie. Seine Jugendzeit verlebte er in Heidelberg und widmete sich dann zunächst der richterlichen Laufbahn im Großherzogthum Baden, in welcher er zuletzt als Rath am damaligen Hofgericht Mannheim thätig war. Aus dieser Stellung wurde er im Jahre 1861 als ordentlicher Professor auf den Lehrstuhl für französisches und badisches Civilrecht sowie für Proceßrecht an der Universität Freiburg im Breisgau berufen, welchen er bis zu seinem im J. 1896 erfolgten Tode bekleidete.

In der juristischen Litteratur wird sein Handbuch des „badischen bürgerlichen Rechts und des Code Napoléon“ dauernd einen ehrenvollen Platz behaupten, die einzige vollständige und eingehende Behandlung des specifisch badischen Civilrechts, wie es sich auf der Grundlage des code Napoléon unter dem Einfluß der umfangreichen badischen Landesgesetzgebung und seit neuerer Zeit auch der Reichsgesetzgebung gestaltet hatte. Das gründliche und gediegene Werk erlebte drei Auflagen: 1866, 1875 (dazu 1880 nach Inkrafttreten der Reichsjustizgesetze einen Nachtragsband) und 1892, welche Zeugniß ablegen von dem Bestreben des Verfassers, dasselbe stets dem wechselnden Rechtszustande anzupassen. Von vornherein mit besonderer Rücksicht auf die dem Verfasser aus seiner langjährigen eigenen praktischen Thätigkeit wohl vertrauten Bedürfnisse der Praxis geschrieben und in der letzten Auflage durch die umfassende Heranziehung der Rechtsprechung des Reichsgerichts und der badischen Gerichtshöfe für die Praxis noch besonders brauchbar gestaltet, hat dasselbe der badischen Rechtsprechung gute Dienste geleistet. Aber auch als Lehrbuch hat es durch die klare und schlichte Art, wie auch schwierige Materien (z. B. das eheliche Güterrecht) darin behandelt sind, sich wohl bewährt. So ist sich zumal die ältere Generation des badischen Juristenstandes der mannigfachen Förderung durch Behaghel's Buch mit Dankbarkeit bewußt.

Aber B. war nicht bloß als Richter, als akademischer Lehrer und als juristischer Schriftsteller wirksam. Und wenn er neben jenem Hauptwerke nur eine Anzahl kleinerer, ebenfalls dem badischen Landesrecht angehöriger Monographien hinterlassen hat — über den Ehevertrag nach badischem Recht, über die ehelichen Güterverhältnisse der Ausländer, welche während bestehender Ehe in Baden einwandern, über das badische Preßgesetz — so erklärt sich diese Thatsache eben aus der reichen Thätigkeit, welche er auf anderen Gebieten entfaltet hat.

Schon 1863 trat er durch seine Wahl in die II. Kammer in das politische Leben ein. Zehn Jahre später wählte die Freiburger Universität ihn zu ihrem verfassungsmäßigen Vertreter in der I. Kammer und erneuerte diese Wahl später noch zwei Mal. Den parlamentarischen Arbeiten widmete er sich mit Hingabe; sehr häufig findet sich in den Kammerverhandlungen, zumal bei Gesetzesvorlagen juristischen Charakters (wie dem badischen Einführungsgesetz zu den Reichsjustizgesetzen), sein Name als Berichterstatter. Auch in der Generalsynode, in welche das Vertrauen des Großherzogs ihn als eifrigen Protestanten berief, war er ein thätiges Mitglied. Das Stiftungswesen der Universität erfreute sich seiner besonderen Fürsorge. Das musikalische Leben in Baden fand in dem feinsinnigen Musikkenner B. lebhafte Förderung; so stand das erste badische Sängerbundesfest unter seiner Leitung. Er rief die Freiburger Section des deutsch-österreichischen Alpenvereins ins Leben.

Vor allem aber darf unter den zahlreichen gemeinnützigen Unternehmungen, denen B. seine Kräfte lieh, eine nicht übergangen werden, soll Behaghel's Bild nicht unvollständig bleiben: der Schwarzwaldverein, der in ihm 15 Jahre lang einen geradezu idealen Präsidenten besaß, dessen unermüdlicher Thätigkeit jeder Besucher des Schwarzwaldes zu Dank verpflichtet ist und an welche spätere Geschlechter durch den mit Behaghel's Namen dauernd verknüpften prächtigen Aussichtspunkt auf der Höhe des Feldbergs gemahnt werden. War doch ein besonders hervortretender Zug in Behaghel's Wesen seine liebevolle Freude an der Natur, und war er zugleich zur Leitung eines derartigen, die verschiedensten socialen und politischen Kreise umfassenden Vereins durch die anspruchslose, biedere und herzliche Art seines Auftretens in seltenem Maaße geeignet. Bis in seine letzten Lebensjahre war seine weißhaarige Gestalt mit dem wuchtigen Wanderstabe auf den Bergen des Schwarzwalds eine wohlbekannte Erscheinung, und hat diese Seite seiner Wirksamkeit seinen Namen im ganzen badischen Land zu einem wahrhaft volksthümlichen gemacht. R. Merkel.

Behm: Ernst B., Geograph, geboren am 4. Januar 1830 zu Gotha, † ebendaselbst am 15. März 1884. B. wandte sich, nachdem er das Gymnasium in Gotha besucht hatte, naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien in Jena, Würzburg und Berlin zu, erwarb 1853 den medicinischen Doctortitel und bereitete sich durch das Studium von Reisewerken zu einer überseeischen Thätigkeit vor. Diese Beschäftigung belebte seine geographischen Neigungen derart, daß er 1856 in das Geographische Institut von J. Perthes in Gotha eintrat, wo er neben Petermann besonders in der Leitung der „Geographischen Mittheilungen“ thätig war. B. entwickelte sich rasch zu einem vielseitigen Kenner der geographischen Litteratur, wie damals Deutschland keinen Zweiten aufzuweisen hatte, und ergänzte als solcher den genialen, aber unsteten Petermann. In ihm wuchs in der ungemein glücklichen Umgebung des Geographischen Instituts, das damals ein Mittelpunkt aller geographischen Bestrebungen war, der Gelehrte und der Schriftsteller rasch heran. H. Wagner sagt in seinem Nekrolog auf B., daß in den 24 Jahrgängen der „Geographischen Mittheilungen“, die unter Petermann's Namen erschienen, fast alle nicht gezeichneten Aufsätze, Mittheilungen, Besprechungen aus Behm's Feder stammten, daß halbe Bände ihn allein zum Verfasser hatten. Anfänglich verarbeitete B. mit Vorliebe statistische und geographische Thatsachen zu umfassenden Darstellungen, dann arbeitete er sich in die geographischen Entdeckungen ein, die gerade in vollem Zuge waren, und bewährte durch die Gründung des „Geographischen Jahrbuches“ schon 1866 seinen Blick für die Nothwendigkeit der Zusammenfassung der Hülfswissenschaften der Geographie, hier legte er auch den Grund zu den Uebersichten über die Bevölkerung der Erde, die er später als Sonderhefte der Geographischen

Mittheilungen mit H. Wagner zusammen fortsetzte. 1876 trat er in die Redaction des Geographischen Almanaches ein und 1878 übernahm er nach dem frühen Tode Petermann's die Leitung der Geographischen Mittheilungen. Mitten in der erfolgreichen Lösung der Aufgaben, die ihm diese Aemter stellten, starb er langsam an einem Leiden hin, dem die unablässige Arbeit am Studirtisch nicht günstig gewesen war. Die erste größere Arbeit, die Behm's Namen trägt, ist die über die Verbreitung der Culturproducte der V. St. von Amerika (Geogr. Mitth. 1856), ähnlicher Natur ist die über die geographische Verbreitung der Culturproducte Indiens (ebd. 1859, mit Karte von Petermann), der eine allgemeinere sehr eingehende politisch-geographische Arbeit über Indien vorangegangen war (1857). Schon selbständiger ist das Ergänzungsheft über die modernen Verkehrsmittel (1867, mit Karte von Hermann Berghaus), eine viel benutzte, in ihrer Art einzige und auch so nicht wiederholte Arbeit. Eine der werthvollsten Zusammenstellungen über die Wüste und ihre Bewohner ist die Arbeit „Land und Volk der Tebu", die 1862 erschien. 1858 begann er mit einer Uebersicht über Südafrika: „Südafrika im Jahr 1858", seine zusammenfassenden Darstellungen der geographischen Entdeckungen. Wie selbständig und, vermöge gründlicher Studien, überlegen er die verwickeltsten Fragen zu behandeln wußte, zeigt seine große Arbeit von 1872: „Beweise für die Identität des Lualaba mit dem Congo", in der er für den Zusammenhang des Lualaba mit dem Congo zu einer Zeit eintrat, wo die Ansicht des Entdeckers des Lualaba, Livingstone's, daß der Lualaba der oberste Nil sei, noch allgemein getheilt wurde. In der Arbeit „Der Abschluß der Nilquellenfrage" (1876) konnte er auf die Bestätigung seiner Ansicht durch die Entdeckungen hinweisen. Bemerkenswerthe Aufsätze aus den späteren Jahren, wo B. sich mit Vorliebe Asien und Australien zuwandte, sind „Das Quellgebiet des Oxus" (1879), „Der große tibetanische Fluß auf seinem Weg zum Brahmaputra" (1880), „Zur Entdeckungsgeschichte der Westaustralischen Wüste" (1876). Aus der Geographie von Europa behandelte B. nur die politischen Veränderungen auf der Balkanhalbinsel (1878) in einer besonderen Arbeit. In die Erforschung der Polarregionen, des eigentlichen Feldes seines Freundes Petermann, griff er nicht mit selbständigen Arbeiten ein. Dagegen ist Behm's Nekrolog auf Petermann in den Geographischen Mittheilungen von 1878 ein schöner Beitrag zur Geschichte des Geographischen Institutes, der Geographie in den entdeckungsfreudigen fünfziger und sechziger Jahren und nicht zuletzt der beiden Freunde selbst. B. war in erster Linie stiller, gründlicher Gelehrter, dem Bücher und Karten näher standen als die bunte Welt, dessen Arbeiten indessen im Geist und in der Form durchaus nichts von dem Staub der Bücherei anhängt. Das machte die Freude, die B. an den Thatsachen hatte, sein gesunder Sinn für das wirklich Bedeutende in den Dingen und an den Menschen, und ein künstlerischer Zug, der seinen Stil belebt. B. war ein großer, starker, stiller Mann von anspruchslosem Auftreten, sinnend, beobachtend, hell von Auge.

Vgl. H. Wagner's Denkrede auf Behm, Geogr. Mittheilgn. 1884. — Nekrolog mit Bildniß, in der Dtsch. Rundschau f. Geographie 1884.

F. Ratzel.

Behr: Heinrich B., Sänger und Schauspieler, wurde zu Rostock am 2. Juni 1821 geboren. Ursprünglich wollte er Bildhauer werden, entschloß sich aber zur Bühne überzugehen und wandte sich zu diesem Behufe nach Berlin, wo er sich gründlich im Gesang und durch dramatischen Unterricht ausbildete. Durch Meyerbeer und Felix Mendelssohn-Bartholdy empfohlen, erhielt er im J. 1843 eine Stellung als Bassist an der kgl. Oper in Berlin, die er bis zum Jahre 1846 innehatte, in dem er als erster Bassist nach Leipzig berufen wurde.

Hier blieb er, gleichzeitig mit der Regie der Oper betraut, bis zum Jahre 1858. Hierauf übernahm er die Leitung des Stadttheaters in seiner Vaterstadt Rostock und vom Jahre 1860—1864 gemeinsam mit Karl August Ritter diejenige des Bremer Stadttheaters. Vom Jahre 1864—1865 wirkte er als Opernregisseur und Geschäftsführer an der deutschen Oper in Rotterdam, 1865—1866 war er Opernregisseur in Köln, 1866—1869 Director des Stadttheaters in Mainz und 1869—1871 unter Laube und Haase Operndirector in Leipzig. Nachdem er nur kurze Zeit an der Spitze des Victoriatheaters in Berlin gestanden hatte, eröffnete er am 1. September 1872 das neue Stadttheater in Köln. Indessen zog er sich schon im J. 1875 von dieser Thätigkeit wieder zurück und trat damit überhaupt von der Bühne ab, um in Leipzig und zeitweilig auch in Berlin als dramatischer und Gesangslehrer zu wirken. Seine Gattin war Ottilie Benedix, eine Schwester des Lustspieldichters. Als Bühnenleiter war er wegen seiner Liebenswürdigkeit und Gerechtigkeit allgemein beliebt und geachtet. Sein Repertoire war sehr umfassend. Er spielte Heldenväter und komische Rollen und leistete im Buffofache, z. B. als Bürgermeister von Sardam, Waffenschmied und Jupiter Hervorragendes. Sein andauerndes Interesse an der ferneren Ausgestaltung der Leipziger Theaterverhältnisse bekundete er dadurch, daß er Mitte Januar 1881 eine Broschüre unter dem Titel: „Ein Beitrag zur Leipziger Theaterfrage" erscheinen ließ. Er befürwortete darin die Uebernahme des Theaters durch die Stadt und zeigte in einem mit großer Sachkenntniß vom rein fachmännischen Standpunkt ausgearbeiteten „Etat-Entwurf", wie sich die Verwaltung des Theaters durch einen Fachmann gestalten könnte. Er starb in Leipzig am 13. März 1897, kurz nachdem ihm sein gleichnamiger Sohn Heinrich (geboren zu Leipzig am 29. October 1859), der gleichfalls Schauspieler gewesen war, durch den am 10. Januar in Montreux erfolgten Tod entrissen worden war.

Vgl. Neuer Theater-Almanach. Berlin 1898. S. 159, 169 u. 176. — E. Kneschke, Zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. Leipzig 1864. S. 141, 147. — G. H. Müller, Das Stadttheater in Leipzig. Leipzig 1887. Register. H. A. Lier.

Behr: Issachar Falkensohn B., ein polnischer Jude, der deutsch dichtete und die Beachtung selbst bedeutender Männer im vorigen Jahrhundert fand, wurde zu Salantin in Samogitien 1746 geboren. Wie viele seiner gedrückten Glaubensgenossen, widmete er sich in früher Jugend dem Handel. Weniger der Drang nach Bildung, als nach Gelderwerb, wie er in der Ode „an die Hoffnung" gesteht, führte ihn nach Preußen. In Königsberg lernte er die deutsche Sprache aus Wolff's mathematischen Schriften und erhielt Zutritt zu einigen Professoren der Universität. So berichtet Karl Lessing in einem Brief an seinen großen Bruder. Mit Empfehlungen an Moses Mendelssohn kam er 1767 oder 1768 nach Berlin: er durfte mit Mendelssohn's Bekannten und Freunden verkehren. Gewiß lernte er auch Ramler kennen, den er in einer Ode gefeiert hat und den er in einem andern Gedicht, neben Garve und Mendelssohn, „Teutoniens Stolz" nennt. Seine Gedichte schrieb er, wie er selbst berichtet, in den Erholungsstunden, die ihm das Studium der Medicin ließ. In Halle erhielt er 1772 die Doctorwürde. Ob seine Dissertation „Animadversiones quaedam ad illustrandam phrenitidis causam" gedruckt wurde, ist fraglich, denn weder in Berlin noch in Halle ist sie zu finden. Eine Zeit lang wirkte er darauf als Arzt in Hasenpoth in Kurland, 1779 ging er nach Mohilew in Rußland und wirkte nicht lange nachher in Petersburg. Ob er wirklich schon 1781 zu Hasenpoth gestorben, ist nicht sicher genug bezeugt.

Die „Gedichte von einem pohlnischen Juden" sind, ohne Namen, erschienen zu Mitau und Leipzig 1772 (96 S. 8°). Dazu ein Anhang ebenda 1772 (32 S.). Das Büchlein ist selten geworden: die kgl. Bibliothek zu Berlin besitzt es nicht. Ramler nahm zwei Jahre später in seine lyrische Blumenlese die beiden Gedichte Behr's „Schwärmerei" und „Sehnsucht nach dem Frühling" auf. Wie bei anderen Dichtern, verfuhr er auch hier; seine Aenderungen sind nicht immer glücklich zu nennen. Bei aller Begabung fehlte es B. an Ursprünglichkeit. Wäre er ein ursprünglicher Dichter von Kraft, Gluth und Empfindung gewesen, wie hätte er durch Darstellung der Umgebung, in der er aufwuchs und groß geworden war, der Eindrücke, die ihm eine neue Welt gebracht, durch den Muth der Wahrheit ergreifen und erschüttern können! Das hat der junge Goethe gewußt, der in jener bekannten Recension der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" hervorhob, was er von diesen Gedichten erwartet hatte und wie er enttäuscht ward. So hatte B. das glückliche Unglück, von dem jungen Goethe beurtheilt und, wie andere Dichter auch, bei Seite geworfen zu werden. Aber selbst nach Goethe's und Schiller's Auftreten sind seine Gedichte nicht ganz in Vergessenheit gerathen. Denn Friedrich Matthisson hat im 9. Band seiner lyrischen Anthologie, der 1805 in Zürich erschien, außer den beiden von Ramler bevorzugten noch vier Gedichte der Aufnahme für werth gehalten.

Euphorion VII, S. 238—246 vom Unterzeichneten.

Daniel Jacoby.

Behrend: Friedrich Jacob B., Arzt in Berlin, daselbst am 30. Mai 1889 gestorben, stammte aus Neustettin in Pommern, wo er am 12. Juni 1803 geboren wurde. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, trat er 1819 zu Königsberg i. Pr. in ein Handlungshaus, wo er zwei Jahre verblieb, um dann jedoch diese Laufbahn aufzugeben und nach einiger Vorbereitung 1823 in Königsberg das Studium der Heilkunde zu beginnen. Schon während der Studienzeit gewann er mit der Arbeit „De visu talpae Europaeae" (1825) einen Preis; die Doctorwürde erlangte er 1826 mit der Abhandlung „De chymosi pars prior". Nachdem er dann eine zweijährige wissenschaftliche Reise unternommen hatte, ließ er sich 1829 zu Berlin nieder, wo er Oberarzt der Sittenpolizei wurde und bis zu seinem Lebensende verblieb, seit 1876 durch den Titel Geh. Sanitätsrath ausgezeichnet. Behrend's Hauptwirksamkeit bilden die Sammelwerke auf dem Gebiete der Venerie und Prostitution. Auch ist er an der Herausgabe einiger s. Z. viel gelesenen medicinischen Journale (für Kinderkrankheiten zusammen mit A. Hildebrandt. Berlin und Erlangen 1843—72, 59 Bände; für die Staatsarzneikunde von Henke, 30.—44. Jahrg., 1850—64) betheiligt gewesen. Ein nahezu vollständiges Verzeichniß der litterarischen Arbeiten Behrend's findet sich in der sogleich zu nennenden Quelle.

Biogr. Lex. VI, 471. Pagel.

Behrends: Peter Wilhelm B., Theologe und Geschichtsforscher, † 1854, stammte aus einer rechtschaffenen Bürgerfamilie, die ein paar Jahrhunderte lang im braunschweigischen Flecken Kalvörde ansässig gewesen. Er wurde geboren am 27. Juni 1773 in Neuhaldensleben als Sohn eines Bürgers und Brauers Albert Peter B. († am 3. Juli 1791) und seiner zweiten Gemahlin Elisabeth Katharine geborenen Reß († am 19. December 1802), einer Tochter des Pastors W. K. Reß in Uthmöden und Cousin des Wolfenbüttler Propstes J. H. Reß (siehe A. D. B. XXVIII, 249 ff.), die in erster Ehe (1763) an den Brauer und Buchbinder Weber in Neuhaldensleben verheirathet gewesen war. Der Sohn besuchte die Stadtschule zu Neuhaldensleben und bezog am 29. April 1792 die Universität Halle, um sich besonders bei den Professoren

Nösselt, Knapp, Güte und A. H. Niemeyer dem Studium der Theologie zu widmen. Michaelis 1794 kehrte er nach Haus zurück und bestand im Juni 1795 in Magdeburg mit Beifall die theologische Prüfung. Nachdem er dann in Neuhaldensleben Privatunterricht ertheilt und seit dem 5. November als Adjunct des Schulcollegiums gewirkt hatte, wurde er im Juni 1796 Rector der Stadtschule zu Oebisfelde. Hier veröffentlichte er die erste Frucht seiner geschichtlichen Studien, für die er von früher Jugend an lebhafte Neigung besessen hatte, eine Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks Oebisfelde (1798). Er zog schon dadurch die Aufmerksamkeit auf sich und wurde bald nachher durch Vermittlung des Kriegsraths Joh. Albr. Dorguth, Kanonikus zu Walbeck, eines Jugendfreundes seines Oheims, für die Pfarre in Volkmarsdorf im Herzogthume Braunschweig präsentirt, mit der die zu Nordsteimke vereinigt war. Nachdem er auch in Wolfenbüttel ein Examen bestanden hatte, wurde er im Juli 1800 in beiden Kirchen eingeführt. Bald nachher verheirathete er sich mit Sophie Dorothee Elisabeth Dransfeld, der Tochter des Pastors Friedr. Alex. Leop. Dr. zu Wegenstedt, mit der er bis zu ihrem Tode († am 27. December 1845) in glücklichster Ehe lebte. Wiederum durch Vermittlung Dorguth's erhielt B. die Pfarre zu Nordgermersleben im Magdeburgischen, eine Stift Walbeck'sche Patronatsstelle, die er im Januar 1807 antrat und bis in sein hohes Alter in reichem Segen verwaltete. B. nahm in der Theologie einen milden, versöhnlichen Standpunkt ein, der ihn verschiedene Auffassungen verstehen und würdigen und die Union mit Freuden begrüßen ließ. Dabei verleugnete er nirgends die historische Richtung seines Geistes. Er bemühte sich um eine nach Maßgabe der Verhältnisse würdige Instandsetzung der Gotteshäuser und nahm sich mit Eifer überall der Pfarregistraturen an. Der Einführung der altchristlichen Liturgie und Agende, die vieler Orten lebhaften Widerspruch fand, stimmte er freudig zu; durch seine Schrift über den „Ursprung, den Inhalt und die allgemeine Einführung der neuen Kirchen-Agende für die Hof- und Domkirche in Berlin" (1823) erwarb er sich den lebhaften Beifall König Friedrich Wilhelm's III. Auch später (1832) hat er noch eine „Allgemeine altchristlich-evangelische Kirchen-Agende für Pfarrgeistliche" herausgegeben. Andere theologische Arbeiten erschienen daneben. Mit noch größerem Eifer aber setzte er hier seine geschichtlichen Studien fort. Diese waren zunächst Stadt und Amt Neuhaldensleben gewidmet. 1824—26 erschien in zwei Bänden seine Neuhaldenslebensche Kreischronik, die ihm seine Ernennung zum Ehrenbürger seiner Geburtsstadt eintrug und noch 1890, von seinem Enkel Bernh. Rud. B. neu bearbeitet, in zweiter Auflage erschienen ist. Dann waren seine Forschungen hauptsächlich dem Kloster Ludgeri zugewandt, das er vom Gesundbrunnen bei Helmstedt aus, wo er seit 1820 fast jährlich eine Zeit lang verweilte, oft und gern besuchte. Seinem brennenden Eifer ist besonders die Begründung des Ludgerivereins zu danken, der, Protestanten und Katholiken zu friedlicher Arbeit in erfreulicher Weise vereinigend, an der Stelle, wo Ludger die ersten Christen getauft haben soll, am sog. heiligen Born, am 18. September 1845 ein Denkmal errichtete und eine von B. verfaßte Schrift: „Leben des heiligen Ludgerus" ꝛc. (1843) veröffentlichte. Als bald nachher der Marburger Theologe Fr. W. Rettberg den Nachweis führte, daß Ludger in jener Gegend gar nicht gewirkt haben könne, suchte B. ihn zwar zu widerlegen. Aber ohne Erfolg; der methodischen Forschung der neuen Zeit war seine Arbeitsweise nicht mehr gewachsen. Aber trotz seiner kritischen Schwäche wollen wir dennoch seiner schriftstellerischen Thätigkeit auch auf diesem Gebiete dankbar gedenken, die vieles zusammentrug und rettete, vieles der wissenschaftlichen Welt erst zugänglich machte und für geschichtliche Fragen in weiten Kreisen Theilnahme weckte und förderte. Am 27. Juni 1846 beging

B. unter großartiger Betheiligung von den verschiedensten Seiten die Feier seiner 50jährigen Wirksamkeit. Einige Monate darauf (8. November 1846) wurde ihm sein jüngerer Sohn Franz Eduard als Pfarradjunct cum spe succedendi zur Seite gestellt. Als später das Pfarrhaus für zwei Familien zu klein wurde, zog er mit seiner ältesten Tochter Theodore nach Alvensleben, wo er am 27. October 1854 an Altersschwäche gestorben ist. — Ein Verzeichniß von Behrends' Schriften findet sich in der „Feier des fünfzigjährigen Amtsjubiläums P. W. Behrends'“ (1847), S. 87 ff.

Vgl. P. W. Behrends' Geschichte der aus Kalvörde stammenden Familie Behrends (1846), S. 125 ff. P. Zimmermann.

Beierlein: Johann Peter B., hervorragender Forscher auf dem Gebiete der bairischen Münzgeschichte, wurde am 21. December 1802 als Sohn des angesehenen Weinhändlers und Magistratsraths Johann Peter B. und der Frau Anna aus dem Münchener Geschlechte Steigenberger zu Landshut in Niederbaiern geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung, insbesondere im Lateinischen, Französischen und in der Geschichte durch Dr. Martin Münz, Prosector und Professor der Anatomie an der Universität Landshut. Im J. 1819 trat er zur Erlernung der Handelsdisciplinen in das Haus Seb. Pichler sel. Erben in München ein. Nach drei Jahren kehrte er nach Hause zurück um seinen Vater im Geschäft zu unterstützen und in der Mußezeit eifrig die vaterländische Geschichte zu studiren. Der Universitätsbibliothekar Dr. Maurus Harter, ein eifriger Münzensammler, erweckte in B. zuerst den Eifer für das Münzwesen und der Johanniterordenskanzler Fr. Woschitka, der eine große Sammlung bairischer und pfälzischer Münzen besaß, späterhin den Entschluß sich auf Baiern zu beschränken. Nach des Vaters Tode konnte sich B. nur schwer entschließen nach München überzusiedeln, um dort ein zweites, durch frühere Erbschaft angefallenes Weingeschäft zu führen. Seit 1830 war B. mit Thekla Neuhauser, Kaufmannstochter von Landshut in glücklichster Ehe verbunden. B. benützte seine freien Stunden, um unablässig in der bairischen Geschichte, insbesondere in der bairischen Münzgeschichte zu arbeiten und seine Sammlung zu vermehren. 1877 erhielt er das Ritterkreuz des bairischen Michaelordens. Seine Schriften sind meist im „Archiv des historischen Vereins von Oberbayern“ niedergelegt, welchem Verein B. seit 1848 angehörte und zu dessen eifrigsten Mitgliedern er gehörte. Am 13. August 1878 ist der edle, bescheidene Mann und gediegene Forscher in München gestorben. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Nachrichten über Franz Andreas Schega, churbair. Hofmedailleur“ (Oberbayer. Archiv IX); „Regesten ungedruckter Urkunden München betr.“ (Oberbayer. Archiv XI); „Medaillen auf berühmte Bayern“ (5 Lfgn. m. 10 Taf. Oberbayer. Archiv 1848, 51, 52, 54, 66); „Die bayerischen Münzen des Hauses Wittelsbach von dem Ende des 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts 1180—1550“ (m. 9 Taf. Oberbayer. Archiv 1868); „Münzen bayerischer Klöster, Kirchen &c.“ (3 Lfgn. m. 3 Taf. Oberbayer. Archiv 1857, 66, 79). B. hinterließ auch ein umfangreiches Manuscript: „Beschreibung der Münzen und Medaillen des Wittelsbachischen Gesammthauses“, das zu Grunde gelegt ist dem vom kgl. Conservatorium des bayerischen Münzcabinets der Oeffentlichkeit übergebenen Werke: „Die Medaillen und Münzen des Gesammthauses Wittelsbach“, dessen erster Theil (Bayerische Linie, von der Belehnung Otto's I. bis zum Ende der Regierung Max II. Emanuel's) München 1897 erschien.

Johann Peter Beierlein, Nekrolog von H. Riggauer, Histor. Verein von Oberbayern, 41. Jahresbericht für das Jahr 1878.

Hans Riggauer.

Beisbarth: Karl B., Architekt, geboren zu Stuttgart am 30. Januar 1809, † daselbst am 25. November 1878. Den ersten Unterricht in der Baukunst erhielt derselbe durch Oberbaurath Groß, machte dann weitere Studien in Paris 1829—31 unter Isabelle, dann in München 1833—37 unter Gärtner und trat dann eine Studienreise nach Italien an, wo er mit Bienenfleiß unter den größten Entbehrungen Studien sammelte und sich zum hervorragenden Zeichner ausbildete. Nach seiner Zurückkunft erregte zuerst ein stilvolles Wohnhaus, das er sich selbst in seiner Vaterstadt gebaut hatte, die Aufmerksamkeit und bald hatte er sich einen geachteten Namen verschafft, sodaß er vielfach Beschäftigung fand. 1841—44 war er beim Bau des Kunstgebäudes verwendet und dann beim Theaterbau. Hier hat er sich besonders dadurch bleibende Verdienste erworben, daß er mit unermüdlichem Fleiß die Reste des alten herrlichen Lusthauses, welches dem Theaterneubau vollends geopfert werden mußte, aufnahm und durch 478 Zeichnungen verewigte. Diese Zeichnungen bilden jetzt einen Schatz der Bibliothek des kgl. Polytechnikums. Später war er unter Leins auch einer der ausführenden Architekten des von König Wilhelm I. erbauten Königsbaus. Ganz besonders hat B. aber sein zeichnerisches Talent zu Entwürfen und Zeichnungen für Kirchenausstattungen, Kirchengeräthe, Paramente u. dgl. verwerthet. Sowol dem Verein für christliche Kunst als auch dem Württembergischen Alterthums-Verein hat er seine Kräfte gewidmet und vielen Gemeinden mit Rath und That in Kirchenrestaurationsangelegenheiten beigestanden. In Stuttgart hat er die Restauration der Leonhardskirche geleitet, dann für die Stiftskirche die ornamentalen Zeichnungen der von Neher entworfenen Fenster ausgeführt u. dgl. m. Auch manches Werk alter Schnitz- und Bildhauerkunst ist unter seiner Leitung wieder stilgemäß erneuert worden. Von Privatbauten sind noch zu nennen die Villa Single und das Haus Bohnenberger in Stuttgart, ferner in Zürich das von Frl. Escher gestiftete Kinderasyl. Regen Antheil hatte er an den Aufnahmen württembergischer Kunstdenkmäler, welche der Alterthums-Verein herausgab, auch war derselbe Mitarbeiter des von Heideloff und Müller geleiteten Prachtwerkes „Kunst des Mittelalters in Schwaben“. Sein, lange Zeit verfolgter Plan, ein Werk über das Stuttgarter „Lusthaus“ herauszugeben, kam leider nicht zur Ausführung. „Einfacher und arbeitsamer kann kaum ein Leben sein“, schreibt ein Freund in dem ihm im Christlichen Kunstblatt gewidmeten Nachruf. Nie gönnte er sich Ruhe und seine Dienstfertigkeit war auf jede Probe zu stellen, dabei war er von einer Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit, die manchmal rührend war. Er war ein echter Künstler durch und durch, vielfach verkannt, aber innerlich gehoben durch das Bewußtsein, daß das Verständniß für seine Thätigkeit nicht ausbleiben könne, was dann auch eintraf und allerhöchsten Orts anerkannt wurde.

Max Bach.

Beissel: Johann Konrad B., Mystiker und Sectenstifter, einer der deutschen Pilgerväter in den Vereinigten Staaten, wurde 1690 zu Eberbach in der Pfalz als Sohn eines trunksüchtigen Bäckers geboren. Nach dem frühzeitigen Tode beider Eltern verlebte er seine Jugend in sehr kümmerlichen Verhältnissen und eignete sich nur eine sehr mangelhafte Elementarbildung an. Er erlernte dann das Bäckerhandwerk und trieb sich als wandernder Geselle jahrelang in ganz Süddeutschland umher. Auf diesen Fahrten kam er oft in Berührung mit dem damals in Schwaben und in der Pfalz namentlich in Handwerkerkreisen üppig wuchernden Sectenthum. Der häufige Verkehr mit Separatisten der verschiedenartigsten Richtungen und Schattirungen veranlaßte ihn, sich eingehend mit dem Studium der Bibel, sowie mit den Schriften Jakob Böhme's, Johann Georg Gichtel's und anderer Schwärmer zu beschäftigen. Infolge seiner

überaus regen Phantasie gelang es ihm bald, ein neues System der christlichen Lehre zu ersinnen, das er für das Erzeugniß einer übernatürlichen Inspiration hielt, umsomehr als er wegen seiner ungenügenden Bildung die Schwächen und inneren logischen Widersprüche desselben nicht zu durchschauen vermochte. Er trat nun als Erwecker auf, verbreitete seine Ansichten in den Conventikeln der Separatisten, bei denen ihm seine große natürliche Beredsamkeit bedeutendes Ansehen verschaffte, und ließ sich endlich in Heidelberg nieder. Da er aber hier durch Veranstaltung religiöser Versammlungen der Geistlichkeit lästig fiel, wurde er verhaftet und als Pietist ausgewiesen. Er begann nun wieder sein unruhiges Wanderleben und knüpfte persönliche und briefliche Verbindungen mit Sectirern der verschiedensten Bekenntnisse, insbesondere mit den Schwärmern in den Grafschaften Wittgenstein, Berleburg und Isenburg, sowie mit der 1708 durch Alexander Mack zu Schwarzenau in Hessen begründeten Dunkergemeinde an. Da ihm die wiedertäuferische Lehre der letzteren besonders zusagte, suchte er sie auf seinen Wanderungen nach Kräften zu verbreiten, doch gerieth er dadurch häufig in Conflicte mit den geistlichen und weltlichen Behörden, die ihm das Leben derart verbitterten, daß er 1720 beschloß, gemeinsam mit einer Schar von Dunkern nach Pennsylvanien, dem Lande uneingeschränkter Glaubensfreiheit auszuwandern. Er kam glücklich in Philadelphia an, verweilte aber nicht lange, sondern schloß sich der deutschen Dunkergemeinde in dem nahen Germantown an und ernährte sich daselbst durch Handarbeit. Da er jedoch bald durch seine Vorliebe für alttestamentliche Gesetzesstrenge mit seinen Genossen in Zwiespalt gerieth, verließ er sie, zog sich ganz in die Einsamkeit zurück und erbaute sich am Mühlbach (Mill Creek) in Lancaster County eine Hütte. Hier gewann er durch andauernde Beschäftigung mit dem mosaischen Gesetze und durch neue Inspirationen die Ueberzeugung, daß die Christen gleich den Juden nicht den Sonntag, sondern den Sabbath feiern müßten. Nachdem er längere Zeit in völliger Abgeschiedenheit gelebt hatte, erfaßte ihn die Sehnsucht nach religiöser Gemeinschaft. Er zog deshalb nach Bohemia Manor in Cecil County, Maryland, um sich hier der communistisch lebenden Mystikersecte der Labadisten anzuschließen. Doch fand er sich bald enttäuscht und begab sich deshalb wieder nach seiner Einsiedelei am Mühlbach. Hier kam die Erleuchtung über ihn, daß Ehelosigkeit und Klosterleben am sichersten zur Seligkeit führten, und er bemühte sich deshalb, sein Leben nach dem Vorbilde der alten christlichen Asketen in der thebaischen Wüste einzurichten. Der Ruf seines gottseligen Wandels verbreitete sich bald in der ganzen Gegend und gelangte auch zu den Dunkern von Germantown. Diese schickten alsbald Gesandte zu ihm, um ihn zur Rückkehr in ihre Gemeinde einzuladen. Er folgte dieser Aufforderung, verursachte jedoch bald durch seine Lehre von der Nothwendigkeit der alttestamentlichen Sabbathfeier eine Spaltung in der Secte. Um allen Anfeindungen zu entgehen, zog er mit seinen Anhängern aus und gründete 1725 am Flusse Conestoga eine neue Ansiedelung, die er mit Umsicht und Geschick organisirte und der er 7 Jahre lang als Leiter vorstand. Diese Separatisten nannten sich Neudunker oder Siebentäger. Sie führten ein sittenstrenges Leben, feierten ihren Gottesdienst am Sonnabend und empfahlen die Ehelosigkeit, ohne sie indeß unbedingt zu fordern. Um diese Zeit begann B. seine litterarische Thätigkeit. 1728 gab er „99 mystische Sprüche“ zur Verherrlichung des Einsiedlerlebens, sowie ein „Büchlein vom Sabbath“ heraus, in welchem er alle Gründe für die Feier des 7. Tages zusammenstellte. 1730 ließ er bei Benjamin Franklin in Philadelphia unter dem Titel „Göttliche Liebes- und Lobes-Gethöne“ ein zum großen Theil von ihm selbst verfaßtes Gesangbuch für die neue Gemeinde und ein „Ehebüchlein“ drucken, in dem er das Cölibat verherrlichte und für verdienstlich erklärte. Da

diese Lehre aber vielen seiner Anhänger mißfiel, kam es abermals zu Streitigkeiten. B. legte deshalb 1732 sein Vorsteheramt nieder und zog sich nach der 8 Meilen weiter nördlich gelegenen Schlangenhöhle am Flusse Cocalico zurück. Als ihm seine Freunde auch hierher folgten, erbaute er mit ihrer Hülfe das Kloster Ephrata in Lancaster County, Pennsylvanien, das bald ein Sammelpunkt von Schwärmern beiderlei Geschlechts wurde, die hier in Ehelosigkeit lebten, ohne jedoch durch dauernde Gelübde gebunden zu sein. Die Gemeindeglieder nannten sich zionitische Brüder und Schwestern und führten unter Beissel's Leitung nach den Grundsätzen des Communismus ein streng asketisches arbeitsames Leben, das allerdings nicht ohne sittliche Verirrungen blieb. Sie trugen ein genau vorgeschriebenes weißes Ordensgewand, zeitweise auch eine Tonsur, lebten als Vegetarianer und Temperenzler, nahmen ihre Mahlzeiten gemeinsam ein, betrieben verschiedene Handwerke und die Buchdruckerei, pflegten Dichtkunst und Gesang, hielten das Privateigentum für sündlich, feierten mit alttestamentlicher Strenge den Sabbath und tauften sich jährlich von neuem zum Zeichen der Sündenvergebung. Um jede Beziehung zu ihrem früheren Weltleben abzubrechen, nahmen sie beim Eintritt ins Kloster einen neuen Namen an. B. hieß Vater Friedsam Gottrecht. Als Vorsteher der Gemeinde entfaltete er eine äußerst vielseitige Thätigkeit. Er hielt die Gottesdienste ab, leitete mit ausgezeichnetem Geschick den Gesangsunterricht der Brüder und Schwestern, componirte zahlreiche Choräle und Hymnen und dichtete mehrere hundert zum Theil sehr lange, für den Gebrauch seiner Anhänger bestimmte geistliche Lieder. Diese wurden gemeinsam mit den poetischen Erzeugnissen anderer Gemeindeglieder in verschiedenen umfangreichen Gesangbüchern unter den Titeln „Vorspiele der neuen Welt" (1732), „Jacobs Kampff und Ritterplatz" (1736, diese beiden bei Benjamin Franklin in Philadelphia), „Zionitischer Weyrauchs-Hügel oder Myrrhen-Berg, worinnen allerley liebliches und wohlriechendes nach Apotheker-Kunst zubereitetes Rauch-Werk zu finden, bestehend aus allerley Liebes-Würckungen" (1739, bei Christoph Sauer in Germantown), „Das Gesäng der einsamen und verlassenen Turteltaube, nemlich der christlichen Kirche" (1747), „Nachklang zum Gesäng der einsamen Turteltaube" (1755), „Neu vermehrtes Gesäng der einsamen Turteltaube" (1762) und „Paradiesisches Wunderspiel" (1766, diese letzteren sämmtlich im Kloster Ephrata gedruckt), vereinigt. Die meisten dieser Lieder Beissel's sind inhaltsarme handwerksmäßige Reimereien von ermüdender Weitschweifigkeit, unerträglicher Plattheit, widernatürlicher Süßlichkeit und schwülstiger Phrasenhaftigkeit. Trotzdem fanden sie den vollen Beifall seiner Anhänger, ebenso wie seine zahlreichen mystischen Tractate, die er als „Urständliche und erfahrungsvolle hohe Zeugnüsse" (1745), „Theosophische Lectionen" (1752) und als „Dissertation on Man's Fall" (1765) im Kloster drucken ließ. Seine geistlichen Reden erschienen als „Deliciae Ephratenses" erst nach seinem Tode 1773. B. starb am 6. Juli 1768 in Ephrata. Er war trotz seiner mangelhaften Bildung ein Mann von hoher Begabung und ungewöhnlicher Energie, so daß sich die meisten seiner Anhänger seinem Willen unbedingt beugten. Sein Ziel war, dem Christenthum eine neue Form zu geben, deren Grundlagen die Dogmatik der Dunker, die Mystik Jakob Böhme's, die Askese der thebaischen Einsiedler und die Sabbathfeier des alten Bundes bilden sollten. Seine Bestrebungen erregten nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa Aufsehen, so daß sich selbst Voltaire in seinem philosophischen Wörterbuch mit ihnen beschäftigte. Nach seinem Tode verfiel sein Werk. Die Klosterbrüderschaft erhielt sich zwar noch einige Jahrzehnte hindurch, löste sich aber 1814 endgültig auf. Eine Ansiedlung der von ihm gegründeten Siebentäger findet sich noch heute in Snowhill, Franklin County, Pennsylvanien.

Die Hauptquelle für Beissel's Leben ist das 1786 in Ephrata gedruckte Chronicon Ephratense. Kurze Auszüge daraus finden sich bei Löher, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Cincinnati 1847, S. 119 bis 124, ausführlichere bei Seidensticker, Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte, New-York 1885, S. 167—250. Viktor Hantzsch.

Bekkh: Johann Joseph B., auch Beckh und Beek geschrieben, ein Dichter geistlicher Lieder, von dessen Lebensumständen wir fast nichts wissen. Um die Zeit von 1650 bis 1660 war er der Rechte Beflissener und Notar in Straßburg; später finden wir ihn als Secretär in Eckernförde; zuletzt lebte er als Privatmann in Kiel. Seine geistlichen Lieder erschienen in zwei Sammlungen: „Geistliches Echo", Straßburg 1660 und „Sichtbare Eitelkeit und unsichtbare Herrlichkeit", Hamburg 1671. Das Lied: „Laß uns doch nicht begehren, o liebste Seel, in dieser Zeit das, was dich kann beschweren u. s. w." ist im ersten Freylinghausen'schen Gesangbuch (1704) abgedruckt und ist dadurch bekannter geworden. Er selbst urtheilt von seinen Liedern sehr bescheiden. Außer geistlichen Liedern hat er noch einige Schauspiele verfertigt; vgl. Goedeke a. a. O. S. 222.

Molleri Cimbria litterata II, 60. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. w., 3. Aufl., Bd. 3, S. 450 f. — Kirchner und Grischow, Kurzgefaßte Nachricht, S. 4, Nr. 20, — Goedeke [2] III, 179 und 222. l. u.

Belli: Maria B.-Gontard wurde am 30. April 1788 in Frankfurt a. M. als Tochter des reichen, einer Hugenottenfamilie angehörenden Kaufmanns Franz Gontard geboren. In den höchsten Gesellschaftskreisen Frankfurts groß geworden, hat sie viele interessante Persönlichkeiten kennen gelernt und in ihren anziehenden „Lebenserinnerungen" (Frankfurt 1872) interessante Schilderungen des geselligen Lebens der alten Reichsstadt und fürstlich primatischen Residenz gegeben. 1810 heirathete sie den Kaufmann Belli, welcher einer italienischen Familie entstammte, die sich in Frankfurt 1734 niedergelassen hatte. Zahlreiche Reisen führten sie durch ganz Europa; in den Erinnerungen wie in der „Reise nach Constantinopel" (Frankfurt 1846) hat sie hübsch darüber geplaudert. In späteren Lebensjahren vertiefte sie sich in die Geschichte ihrer Vaterstadt; aus deren localem, 1721 zuerst erschienenen Anzeige-Blättchen gab sie 1850—51 unter dem Titel „Leben in Frankfurt a. M." eine Zusammenstellung von localen Vorkommnissen und Personaldaten heraus, die vielfach für die Schilderung Frankfurter Zustände im 18. Jahrhundert, zumal in der Goethe-Litteratur, benutzt und citirt wird. 1870 veröffentlichte sie unter dem Titel „Vor mehr als hundert Jahren" interessante Artikel aus den in Frankfurt 1689—1782 erschienenen Zeitungen. Sie starb, 95 Jahre alt, am 1. Februar 1883. R. Jung.

Below: Gustav Friedrich Eugen v. B., geboren am 7. März 1791 zu Trakehnen in Ostpreußen als Sohn des Landstallmeisters Friedrich K. Ludwig v. B., besuchte von 1805—7 die Militärschule in Berlin und trat 1807 als Lieutenant in die Armee. Als dienstthuender Adjutant in dem Corps des Generals York nahm er Theil an den Feldzügen der Jahre 1812 und 1813. In der Schlacht an der Katzbach erhielt er eine schwere Kopfwunde, die seine dienstliche Wirksamkeit bis nach der Schlacht bei Leipzig unterbrach. Er wohnte sodann dem Feldzug von 1814 in Frankreich im Hauptquartier York's bei und wurde zum Rittmeister ernannt. Im Feldzuge von 1815 ward er als Generalstabsofficier zum Grafen Bülow v. Dennewitz versetzt, in dessen Gefolge er der Schlacht von Belle-Alliance beiwohnte. Nachdem er während des Sommers von 1816 den erkrankten Adjutanten des Kronprinzen vertreten hatte, erhielt er 1820 bei dem von demselben befehligten II. Armeecorps eine Stellung als Generalstabsofficier. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner vom Kronprinzen angeregten

Denkschrift an den Kriegsminister, welche die Nothwendigkeit der Bildung einer preußischen Seewehr zur Küstenvertheidigung nachweist. Nach verschiedenen anderen Stellungen wurde er, als der Kronprinz das II. Armeecorps abgab, wieder in dessen Stab berufen und 1840 mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. Flügeladjutant. Er gehörte zu den Vertrauten des Königs. Am 19. März 1848 wurde er zum Commandanten des königl. Schlosses ernannt. Im Sommer überbrachte er dem Erzherzog Johann nach Wien die Zustimmung Preußens zu der Uebernahme der Reichsverweserschaft und der Errichtung der deutschen Centralgewalt, und im August erhielt er von demselben als Reichsverweser die Vollmacht für Preußen zum Abschluß eines Waffenstillstandes mit Dänemark, welcher im September 1848 zu Malmö zu Stande kam. Er war der Meinung, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes das günstigste waren, was damals für die Herzogthümer erlangt werden konnte, und hob hervor, daß, wenn die europäische Diplomatie die sieben Monate nicht besser benutzte, um einen dauernden Frieden zu Stande zu bringen, dies nicht in der Hand des Militärs lag, der nur zum Abschluß eines Waffenstillstandes, nicht eines Friedens bevollmächtigt war. Im November 1848 wurde er Befehlshaber der ersten Division in Königsberg. Im Mai 1850 wurde er in der schleswig-holsteinschen Sache noch einmal mit den Bedingungen des sog. einfachen Friedens nach Kopenhagen gesandt, ohne jedoch, wie es schien, zu weiteren Verhandlungen in dieser Angelegenheit bevollmächtigt zu sein. Am 30. November 1852 starb er zu Königsberg i. Pr.

Seit 1820 mit einer Gräfin Keyserlingk vermählt und durch sie im Besitz des Gutes Rutzau in Westpreußen, nahm er lebhaften Antheil an den ständischen Verhandlungen der Provinz Preußen. Er wirkte u. a. für Verbesserung der Verkehrswege (Chausseebau) und gehörte zu denjenigen, welche die mangelhafte Vertretung der Städte und Landgemeinden anerkannten und von der Nothwendigkeit einer Umbildung der Provinziallandtage in Reichsstände durchdrungen waren. Als Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt Gedanken über eine Reform der Verfassung aussprach, fanden sie in B. den eifrigsten Interpreten, der es freilich sehr schmerzlich empfand, daß die angekündigten Reformen in den folgenden Jahren nicht durchgeführt wurden. In den Jahren 1840—48 ist er in seiner Stellung am Hofe oft für die Interessen seiner Heimathsprovinz eingetreten und hat ferner mehrfach den Verkehr des Königs mit namhaften Vertretern der constitutionellen Partei der östlichen Provinzen vermittelt. Mit diesen, insbesondere mit Theodor v. Schön, den Brüdern v. Saucken-Julienfelde und v. Saucken-Tarputschen (seinen Schwägern), den Brüdern v. Auerswald, v. Brünneck, v. Vincke-Olbendorf stand er in freundschaftlichen Beziehungen und im Briefwechsel. Als der König im J. 1841 den heftigen Conflict zwischen Schön und dem Minister v. Rochow beizulegen wünschte, wurde B. als Vermittler gebraucht, ohne Zweifel weil ein Freund Schön's am meisten Gewähr für einen Erfolg bot. Seine Verwendung zu diplomatischen Missionen im J. 1848 hängt offenbar auch mit seinem politischen Standpunkt, der Verfassungsreformen geneigt war, zusammen. Vom October 1849 bis zum Schluß im Februar 1850 wohnte B. den Sitzungen der ersten preußischen Kammer bei. Später wurde er durch den Wahlbezirk, in dem er begütert war, in das Volkshaus zu Erfurt sowie in die neue erste preußische Kammer gewählt, wo er jedoch im Januar 1851 gleichzeitig mit den Generalen Rohr und Hüser sein Mandat niederlegte. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. hatte er gebilligt. Dagegen war er über das Zurückweichen Preußens Oesterreich gegenüber entrüstet und sprach in vertrautem Briefe den Wunsch aus, der Prinz von Preußen möge, wenn der König nicht den Notenwechsel abbreche und

zu Felde ziehe, an seine Stelle treten. Auch in andern Punkten war er mit der Politik des damaligen Ministeriums nicht einverstanden. Das persönliche Verhältniß zum König konnte unter diesen Umständen nicht mehr ganz das alte bleiben; doch blieb es äußerlich bis zu Below's Tode ungetrübt.

Nicht geringer als das politische war das litterarische Interesse Below's. Insbesondere liebte er die historische und noch mehr die poetische Litteratur. Er war namentlich ein vorzüglicher Kenner Rabelais' und Fischart's. Seine noch in Rutzau vorhandene Bibliothek ist durch Fischart- und Rabelaisausgaben ausgezeichnet. Nahe Freundschaft, die durch diese Richtung genährt wurde, verband ihn mit dem Freiherrn v. Meusebach; einen Freund und Wohlthäter fand der Rabelais-Uebersetzer G. Regis an ihm. Die litterarischen Interessen Below's haben wol auch das Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. in erster Linie begründet. Er plante eine Polyglotte der deutschen und romanischen Sprichwörter. Doch hat er, von seinen kleinen (im Verein mit Zacher unternommenen) Fischart-Editionen abgesehen, schriftstellerische Thätigkeit auf litterarhistorischem Gebiet nicht mehr entfalten können. Im übrigen hat er nur in den „Hippologischen Blättern" (seine Verdienste um die Pferdezucht, speciell die Vollblutzucht, werden gerühmt) einige Aufsätze veröffentlicht.

Below's ausgedehnter Briefwechsel, dessen Herausgabe der Unterzeichnete vorbereitet, bietet werthvolle Aufklärungen zur Geschichte der Provinz Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zur Geschichte der allgemeinen preußischen Politik in den Jahren 1840—52. Aus der Zeit der Befreiungskriege liegen Tagebücher und Briefe Below's vor. Für die Militärgeschichte ist ferner sein Briefwechsel mit dem als Inspector des Militärunterrichts- und Bildungswesens der preußischen Armee 1834 gestorbenen General v. Valentini von Interesse.

Joh. Gustav Droysen hat für die 10. Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons (Bd. 2, S. 488 f.) einen Artikel über Below verfaßt. — Vgl. ferner: Aus dem Leben des Generals H. v. Brandt, Bd. 2 (Berlin 1869), S. 26 u. 37. — H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh., Bd. 5. G. v. Below.

Benary: Franz Simon Ferdinand B., älterer Bruder des bekannten Philologen Agathon B., Orientalist und Professor der alttestamentlichen Exegese an der Universität Berlin, geboren am 22. März 1805 in Kassel, † am 7. Februar 1880 zu Berlin. Er studirte seit 1824 in Bonn und Halle, seit 1827 in Berlin Theologie und orientalische Sprachen. In Halle war es namentlich der bekannte Orientalist und Professor der alttestamentlichen Theologie Gesenius, der auf den jungen B. nachhaltigen Einfluß gewann und seine wissenschaftliche und theologische Richtung bestimmte. Im J. 1829 trat B., der einer jüdischen Familie entstammte, zum Christenthume über und habilitirte sich noch in demselben Jahre als Privatdocent für orientalische Sprachen an der Berliner Universität. Hier trieb er zunächst mit Erfolg indische Studien, als deren Frucht im J. 1830 eine Ausgabe des sanskritischen Gedichtes Nalodaya erschien, die noch heute von Fachkennern als eine für jene Zeit ganz respectable Leistung gewürdigt wird. Im Anfang der dreißiger Jahre erhielt der jugendliche Gelehrte einen Ruf in eine Professur für orientalische Sprachen nach St. Petersburg, dem er jedoch, vielleicht zu seinem Schaden, nicht Folge leistete. Die Ablehnung soll namentlich auf Veranlassung des damaligen Cultusministers Altenstein erfolgt sein, der den vielversprechenden Gelehrten der Berliner Universität erhalten wollte und ihm, obwol er mehr Philolog als Theolog war, und obwol seine Neigung sich offenkundig mehr dem Indischen als dem Semitischen zugewandt hatte, eine außerordentliche Professur für alttestamentliche

Exegese an der Berliner Universität ertheilte, an der damals der streng confessionalistische E. W. Hengstenberg sein reactionäres Regiment führte und namentlich die alttestamentliche Wissenschaft in die Banden einer orthodox-lutherischen Anschauung einzuzwängen suchte. B. wandte seine Kräfte jetzt der alttestamentlichen Wissenschaft zu, und außer der alttestamentlichen Exegese, die er ganz im Sinne und Geiste seines Meisters Gesenius betrieb, bildeten namentlich die semitischen Sprachen und die semitische Epigraphik den Gegenstand seiner Vorlesungen. Besonders machte er sich um die jungen Theologen dadurch verdient, daß er ihnen tüchtige Kenntnisse auf dem Gebiete des Hebräischen zu vermitteln bemüht war. Im J. 1835 veröffentlichte er eine beachtenswerthe Abhandlung über die Levirats- oder Schwagerehe bei den Hebräern „De Hebraeorum leviratu“ (Berlin, seinem Lehrer Gesenius gewidmet), der als Anhang eine auch separat gedruckte akademische Abhandlung „Conjectanea quaedam in Vetus Testamentum“ (enthaltend exegetische und kritische Bemerkungen zu den Stellen Richt. 5, 13, 2. Sam. 23, 1 7, Hos. 3, 7 4—7, Mich. 2, 8 f. 10, 6, 9 10) beigefügt war. Es geschah namentlich auf Grund dieser Schrift, daß ihm die theologische Facultät der Universität zu Halle, in der auf alttestamentlichem Gebiete Gesenius noch immer die Führung hatte, die theologische Doctorwürde verlieh. Von seinen sonstigen Abhandlungen seien hier besonders die über die auf Cypern gefundenen phönicischen Inschriften (1845) erwähnt. Auf politischem Gebiete that er sich als Mitglied der Fortschrittspartei eifrig hervor. Wegen der Herausgabe einer von ihm in Verbindung mit den Professoren Hotho und (dem ihm innig befreundeten) Vatke geplanten kritischen Zeitschrift gerieth B. in Conflict mit dem Ministerium Eichhorn, worüber er selbst (1844) die betr. Actenstücke veröffentlicht hat. Es war B. nicht vergönnt, einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der alttestamentlichen Disciplin zu üben. Zur engeren theologischen Facultät der Berliner Universität hat er nie gehört; er starb im Alter von 75 Jahren als außerordentlicher Professor.

Vgl. Neue Evangelische Kirchenzeitung 1880, Nr. 7, S. 110.

Baentsch.

Bendel: Franz B., Tonkünstler, geboren zu Schönlinde in Nordböhmen am 23. März 1833 als Sohn des dortigen gleichnamigen Volksschullehrers, von dem der talentreiche Jüngling auch den ersten musikalischen Unterricht erhielt; zu weiterer Ausbildung übergab ihn der Vater an seinen trauten Freund, den schon weithin bekannten Musikpädagogen und Clavierunterricht-Reformator Joseph Proksch, der ihn schließlich an den zu Weimar weilenden Franz Liszt empfahl. Von da aus überging B. 1848 als Musiklehrer zum Grafen Otto Westphalen (späteren preußischen Gesandten in Stockholm); 1862 nach Berlin übersiedelt, wurde B. bald vielgesuchter Clavierlehrer, erhielt auch als solcher Anstellung in der von Kullak errichteten Akademie für Tonkunst. Sein feuriges Temperament trieb ihn nebenbei zu wiederholten Virtuosenfahrten, die ihn zu Ruf brachten. Er eröffnete diese 1863 mit einem selbständigen, höchst ehrenvollen Concerte in Prag. Als Componist hatte sich B. schon 1855 hervorgethan, denn es wurde zur kirchlichen Caecilienfeier der Prager Musikbildungsanstalt von Jos. Proksch eine Messe von ihm aufgeführt, in welche dem Schüler zuliebe der Meister als Offertoriumseinlage das „Vaterunser“ als Vocalnummer vertont hatte.

Seine besondere Vorliebe für Gebirgsreisen erhielt Ausdruck in einer Reihe von Tonstücken, sogenannten Stimmungsbildern, die er zum Theil mit kurzer Inhaltserklärung begleitete, so die „Schweizer Bilder“, (op. 137); „Am Genfersee“ (op. 139); sie sind Ausdruck seines Empfindens während der Wanderung in erfrischender Alpenluft. Mehr romantisch angehaucht sind seine „Sechs

deutschen Märchenbilder" (op. 136), in welchen er, wie ein fachmännisches Urtheil lautet, „unserem inneren Auge die träumerischen, seltsamen und bizarren Scenen dieser Phantasiestücke mit dramatischer Lebendigkeit vorführt". Deutlich tritt in den Tondichtungen dieser Richtung auch die ihm von Liszt eingeflößte Vorliebe für symphonische Behandlung zu Tage. Ebenso zu eigen geworden war ihm die kraftvolle Vortragsweise als Claviervirtuose. Im eigensten Schaffen Bendel's blieb dennoch ein Rest der bei seinem Meister Jos. Proksch empfangenen Lehren wahrnehmbar und zwar als Neigung für das Ernste und Gediegene in der Composition. Belege hierfür sind seine vier Messen, mehrere Symphonien wie eine Anzahl beliebt gewordner Lieder. Vermöge seines durch Liebenswürdigkeit gewinnenden Wesens von Gunst getragen rasch zu ehrenreicher Höhe aufgestiegen, wohl auch nahe seinem Zenith, schnitt ihm unerwartet der Tod das vollständige Erreichen ab. B. erlag zu Berlin am 3. Juli 1874 dem Typhus.

Zu den bereits namhaft gemachten Werken Bendel's sind noch zu verzeichnen: „Souvenir d'Ischl" (op. 105); „Souvenir d'Insbruck" (op. 90); „Wiegenlied", „Der kleine Fähnrich" (op. 107); „3 Charakterstücke" (op. 87); „Consolation" (op. 50); „Songe d'enfant" (op. 18); „L'Etoile du Berger", „Promenade du matin" (op. 118); „Serenade" (op. 31); „Causeries amoureuses. Valse" (op. 68); zwölf Salonstücke, sechs Opernphantasien; „Repertoire de Concert" (op. 124). Als Nachlaßwerke erschienen: Sonate für Clavier und Violine und Trio mit Violine und Violoncell; Phantasien über böhmische Nationallieder (op. 8, 45, 47).

Meyer's Lexikon. — A. Ehrlich, berühmte Clavierspieler der Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1893. — Joseph Proksch, Biographisches Denkmal von Rudolf Müller. Reichenberg 1874. — C. F. Weitzmann, Geschichte des Clavierspiels und der Clavierlitteratur, 2. Ausgabe. Stuttgart 1879.

Rudolf Müller.

Bendemann: Eduard B., Dr. h. c., Porträt- und Historienmaler, wurde zu Berlin am 3. December 1811 als Sohn eines Bankiers geboren und zeigte schon in der Kindheit eine große malerische Begabung, die über seine Bestimmung keinen Zweifel ließ. Nach einer sorgfältigen Erziehung machte er seine ersten künstlerischen Studien unter Leitung des mit seiner Schwester verheiratheten Julius Hübner, ging dann, kaum sechszehn Jahre alt, nach Düsseldorf und machte dort an der Kunstakademie unter W. v. Schadow sehr schnelle Fortschritte, wovon verschiedene Arbeiten, z. B. das vorzügliche Porträt seiner Großmutter (1828) und die Composition „Boas und Ruth" (1830), das beste Zeugniß ablegten. Alle Welt aber setzte er in Erstaunen, als er nach fünfjährigem Studium schon, 1832, ein Meisterwerk zur Ausstellung brachte, das mit einem Schlage seinen Künstlerruf begründete: „Die trauernden Juden im Exil", angeregt durch die Bibel (Psalm 139) sowie durch das damals zur Aufführung gelangte Drama von Fr. v. Uechtritz „Die Babylonier in Jerusalem", das mit der Klage des Jeremias und der Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft endete:

Wein' über die, die weinen fern in Babel.
Ihr Tempel brach, ihr Land ward ach! zu Fabel!
Wein'! es erstarb der heilgen Harfe Ton,
Im Haus Jehovas haust der Spötter Hohn.

Das Bild ist Eigenthum des Städtischen Museums in Köln und durch den Stich von Ruschewehh sowie durch gute Lithographien viel verbreitet und allgemein bekannt geworden. Es muß als eine Schöpfung der älteren Düsseldorfer Schule und für diese als ganz besonders bezeichnend betrachtet werden. So trug es denn auch dem jungen Meister reiche Lorbeeren ein und machte in

kurzem seinen Namen zu einem der gefeiertsten und populärsten der ganzen Schule. Von übereifrigen Lobrednern wurde er sogar mit „Michelangelos Größe“ zusammengestellt; aber diese Uebertreibung hat schon ein Zeitgenosse, Wolfgang Müller von Königswinter, gebührend zurückgewiesen, indem er berechtigter Weise die Bedeutung Bendemann's auf die eines „Idyllenmalers des alten Testaments“ beschränkt, „in welchem die stillen, häuslichen Eigenschaften des jüdischen Familienlebens, ihre Trauer im Exil, ihre Freude bei der Erndte, ihre heimlichen Liebesscenen einen beredten und unübertrefflichen Interpreten gefunden haben“.

Im nächsten Jahre entstand ein zweites größeres Bild „Zwei Mädchen am Brunnen“ und diesem folgten die „Töchter des Serbenfürsten“ (1834), die „Erndte“ und „Hirt und Hirtin“. Bedeutendes Aufsehen erregte wieder, auch auf der Pariser Ausstellung 1837, das Colossalgemälde „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“ (1834), das durch mehrfache Reproductionen nicht minder populär wurde, wie „Die trauernden Juden“. Das Original erwarb König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Im J. 1838 folgte B. einem Ruf als Lehrer an die Kunstakademie zu Dresden, wobei er zugleich den Auftrag erhielt, zwei Säle des Königlichen Schlosses, den Thronsaal sowie den Ball- und Concertsaal, mit Wandgemälden zu schmücken. Nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt in Italien (1841) zum eingehenden Studium der Monumentalmalerei für die Lösung dieser bedeutenden Aufgabe wohl vorbereitet hatte, führte er auf den ihm zur Verfügung gestellten großen Wandflächen die Fresken aus, welche im ersten Saal hauptsächlich Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrich I., des Städteerbauers, und im zweiten Saal das Leben der Griechen in ihren Festen und Spielen zur Anschauung bringen. Ferner entstanden in dieser Zeit noch mehrere Oelbilder, so der „Kaiser Lothar II.“ für den Römer zu Frankfurt, die „Nausikaa“ für König Friedrich Wilhelm IV., „Odysseus und Penelope“ im Museum zu Kassel.

Im J. 1859 wurde B. als Director der Kunstakademie nach Düsseldorf berufen und bekleidete dieses Amt bis 1867, in welchem Jahre er es aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. Auch hier wieder nahmen eine Reihe monumentaler Aufgaben seine Thätigkeit in Anspruch: „Kain und Abel“ für den Schwurgerichtssaal zu Naumburg a. S., der Fries für die Aula der Realschule zu Düsseldorf und die Decoration des ersten Corneliussaales in der Berliner Nationalgalerie. An Oelbildern aus dieser Zeit sind eine „Penelope“ und vor allem die große Composition „Wegführung der Juden in die babylonische Gefangenschaft“ (1872), Eigenthum der Berliner Nationalgalerie, zu nennen. Außerdem malte B. eine große Anzahl vorzüglicher Porträts, unter denen namentlich ein Bildniß seiner Frau, einer Tochter Gottfr. v. Schadow's, mit der er sich 1838 vermählte, hervorzuheben ist. So ist B. in der Fülle seiner Schöpfungen als einer der productivsten Künstler zu betrachten; doch ging auch sein Schaffen mehr in die Breite wie in die Tiefe. Seine Begabung lag hauptsächlich auf dem Felde der Elegie und des Idylls, während die höhere Gattung des packend Dramatischen, des grandios Erhabenen selbst seinem ernstesten Streben und Ringen versagt blieb. Dazu fehlte ihm durchaus der dämonische Charakterzug des Genies, das vor dem qualvoll gewaltigen Kampfe der Urelemente, vor dem Toben wildbewegter Leidenschaften und brutaler Kräfte nicht zurückbebt, sondern mit überlegener selbstherrlicher Kraft hier seine Befreiung und damit die höchsten Triumphe feiert. Mit glücklicherem Erfolge durften nach diesem Lorbeer ein Michelangelo, sowie auch ein Cornelius und ein Rethel ringen.

Mit seiner so gearteten Beanlagung, seinem glänzenden Talente hängt es aufs innigste zusammen, daß B. ein besonders tüchtiger Lehrmeister war und in dieser Bethätigung einen bedeutenden Theil seiner Lebensaufgabe mit glück-

lichstem Erfolge erfüllt hat; während dagegen die größten Künstler in der Regel an solchem Platze nicht nur sich als unbrauchbar erweisen, sondern obendrein für die Erziehung zum Künstlerberuf gefährlich und leicht auch verderblich wirken können. B. aber hatte die Freude, auf diesem Gebiete seiner Thätigkeit, namentlich als Leiter der Düsseldorfer Kunstakademie, die schönsten Früchte reifen zu sehen. Vor allem war es sein Schüler Peter Janssen, den er mit weisem Rath seiner Bestimmung zugeführt hat, um in der Monumentalmalerei das vollendet zu erreichen, was der Meister erstrebte. Mit hervorragender Kunstfertigkeit stellte B. eine große Anzahl Cartons her, darunter die zu Nathan dem Weisen; außerdem viele treffliche Illustrationen und Aquarellbilder. Er starb in Düsseldorf am 27. December 1889. Eduard Daelen.

Bender: Joseph B., zuletzt ordentlicher Professor der Geschichte an dem Lyceum Hosianum zu Braunsberg in Ostpreußen, der zweite unter den hervorragenden und verdienstvollen ermländischen Historikern, welche während des letzten Jahrzehnts hingeschieden sind, war zu Meschede in Westfalen am 31. Juli 1815 geboren und ist am 8. December 1893 in Braunsberg gestorben. Auf dem Gymnasium zu Paderborn vorgebildet, studirte er viertehalb Jahre hindurch in Bonn besonders Geschichte und Philologie, und zwar unter sehr bedeutenden Lehrern jener Jahre, unter Löbell und Hüllmann, Welcker und Ritschl, Lossen und Diez, sodaß er im J. 1840 mit einer philologisch-philosophischen Dissertation promoviren und sogleich die Oberlehrerprüfung bestehen konnte. Als Gymnasiallehrer war B. nacheinander in Arnsberg, Paderborn, zu Konitz in Westpreußen und zuletzt, seit dem October 1846 in Braunsberg thätig. Nach siebzehn Jahren endlich, im Herbst 1863, wurde er als Nachfolger Watterich's in die ordentliche Professur für Geschichte an dem dortigen, aus theologischer und philosophischer Facultät bestehenden Lyceum Hosianum berufen, in welcher Stellung er, nur zuletzt durch ein schweres Augenleiden behindert, bis an sein Ende verblieben ist. Bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctor- und Lehrerjubiläums erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsraths. — Bender's wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich neben einigen Punkten der allgemeinen Geschichte, die er nie ganz aus den Augen verlor, und für welche er auch einige seiner Zeit anerkannte Arbeiten geliefert hat, mit ganz besonderer Vorliebe und mit bedeutendem Erfolge denjenigen Gebieten zu, welche seine Heimath waren oder seine Heimath wurden. Wie er in jüngeren Jahren die westfälische Landesgeschichte zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hatte, wofür die in Buchform (1844 und 1848) erschienenen Geschichten zweier in der Nachbarschaft seiner Vaterstadt gelegenen Städtchen (Warstein und Rüden) Zeugniß ablegen, so widmete er nach seiner Versetzung nach Braunsberg seine wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich der ermländischen und der altpreußischen Vorzeit und ist ihr mit seinem unermüdlichen Fleiß, seiner festen Gewissenhaftigkeit und seinem tief eindringenden Studium immerdar treu geblieben und überaus förderlich gewesen, sowol für die Erforschung und Darstellung der politischen Entwicklung und für verschiedene Gebiete der Culturgeschichte (Münzwesen, Wissenschaft und Litteratur, Buchdruck und Buchhandel, Kunst), wie auch für die vorgeschichtliche Periode. Da B. die reichen Ergebnisse seiner Forschung gewöhnlich nur in Vorträgen und Abhandlungen, höchst selten in Büchern von geringem oder mäßigem Umfange bekannt gegeben hat, so können hier nur die beiden Titel der letzteren, zweier ganz hervorragenden Arbeiten, mitgetheilt werden: „Geschichte der philosophischen und theologischen Studien in Ermland“ (1868), „Ermlands politische und nationale Stellung innerhalb Preußens an den Hauptmomenten seiner früheren Geschichte und Verfassung dargelegt“ (1872). Ein ganz besonderes Verdienst um die Pflege nicht bloß der ermländischen, sondern

auch der altpreußischen Landesgeschichte überhaupt hat sich B. dadurch erworben, daß er, heimischem Beispiele folgend, die Anregung zu dem Vereine für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands gegeben und zur Stiftung desselben (1856) wesentlich mitgewirkt hat: es war die erste streng wissenschaftliche Vereinigung der Art in Altpreußen, ihre zuletzt von B. selbst geleitete Zeitschrift hat mit ihren zwölf Bänden Treffliches geleistet und gewirkt, ihre Ausgaben urkundlicher und schriftstellerischer Quellen können fast als Muster hingestellt werden.

F. Hipler, Geheimrath Joseph Bender. Ein Lebensbild (Ermländ. Zeitschrift X 3, 1894, S. 748—770). Darin werden Bender's eigene „Erinnerungen aus meinem Leben" (bis 1888) und eine Zusammenstellung seiner Arbeiten mitgetheilt. K. Lohmeyer.

Benecke: Levin Anton Wilhelm B., geboren am 17. August 1776 zu Hannover als Sohn eines Kaufmanns. Er widmete sich dem kaufmännischen Beruf und war nach seinen Lehrjahren in Hamburg thätig, wo er sich mit Assekuranz und Bodmerei aus wissenschaftlichem Interesse beschäftigte. Seine Schriften fanden in den Kreisen des Handels vielen Anklang. Die Besetzung Hamburgs durch die Franzosen im J. 1813 zwang ihn als einen der verfolgten Freiheitskämpfer zur Flucht nach England. Dort gründete er eine Fabrikunternehmung in Deptford, die er mit wechselndem Erfolge etwa fünfzehn Jahre fortführte. Während dieser Zeit behandelte er die Fragen der Seeversicherung auch in einem Werke in englischer Sprache: „A treatise on the principles of indemnity in marine assecurance". Seine Schrift wurde auch in das Französische und Italienische übersetzt. Schon frühzeitig war er mit Persönlichkeiten in nahe Beziehung getreten, die eine mystisch-religiöse Richtung verfolgten, namentlich mit Saphir in Hamburg. Sein religiöses Interesse führte ihn dann mehr und mehr zur ausschließlichen Concentration auf theologische Studien. Ihnen widmete er sich vollständig, nachdem er 1828 sein englisches Geschäft seinem Sohne übergeben und sich in Heidelberg niedergelassen hatte. Im Verkehr mit den Heidelberger Professoren Creuzer, Schlosser, Mittermaier u. A. lebte er ganz den Versuchen, seine mystischen Grundanschauungen wissenschaftlich zu fundamentiren. Er starb dort 1837.

Seine Schriften sind: „System des See-Assekuranz- und Bodmerei-Wesens" (5 Bände, Hamburg 1805—1821. — Dasselbe, „vollständig und zeitgemäß umgearbeitet von V. Nolte". Hamburg 1851); „A treatise on the principles of indemnity in marine assecurance" (London 1823); „Der Brief Pauli an die Römer erläutert" (Heidelberg 1831); „Grundzüge der Wahrheit" (Berlin 1838); nachgelassene Bruchstücke religiösen Inhalts als Anhang seiner Biographie beigegeben.

Wilhelm Beneckes Lebensskizze und Briefe. 2 Bände. Dresden 1850. (Als Manuscript gedruckt.) v. Savigny.

Benedek: Ludwig Ritter von B., k. u. k. Feldzeugmeister, geboren im J. 1804 zu Oedenburg als der Sohn eines Arztes, war Zögling der Theresianischen Akademie zu Wiener-Neustadt. Nachdem er am 1. Februar 1825 zum Lieutenant, sechs Jahre später zum Oberlieutenant befördert und längere Zeit im Generalstabe verwendet worden war — ein Beweis, daß seine militärische Ausbildung nicht so mangelhaft gewesen, wie in manchen Werken behauptet wird —, gelang ihm als Oberst die erste hervorragende Waffenthat. Bei den im J. 1846 ausgebrochenen Unruhen in Galizien war er es, der durch einen raschen Angriff bei Gdów und Wieliczka die Insurgenten zersprengte und dem GM. Collin die erfolgreiche Operation gegen Podgorze ermöglichte. Aber nicht nur durch seine Tapferkeit und die Raschheit der Handelns im entscheidenden

Augenblicke schlug er den Aufstand nieder, er vollendete die glückliche Lösung der Aufgabe auch durch weise Mäßigung und beruhigte auf diese Art die aufgeregten Gemüther. Für seine Verdienste bei Unterdrückung dieser Unruhen erhielt B. das Ritterkreuz des Leopoldsordens, die Stadt Lemberg aber ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Am 16. August 1847 zum Commandanten des Infanterieregiments Nr. 33 ernannt, führte er beim Ausbruche der Revolution sein Regiment in wohlgeordnetem Rückzuge von Pavia zur Armee, rückte hierauf in Mantua ein und übernahm den Befehl über eine aus fünf Bataillonen und drei Escadronen zusammengesetzte Brigade. Mit dieser hatte er am 29. Mai Curtatone zu nehmen. Er leitete hier den letzten Sturm in seiner ganzen Ausdehnung und führte seine Aufgabe mit militärisch richtiger Einsicht und zweckmäßiger Verwendung der Geschütze, des Brückenmaterials und der Truppen durch, ohne abzuwarten, bis die Division Schwarzenberg Mortara genommen, wodurch ihm der Angriff erleichtert, aber die Niederlage des Gegners geringer geworden wäre. Ein hervorragendes Verdienst hiebei war es auch, daß er trotz der Schwierigkeit der Aufgabe und des bedeutenden Verlustes mit hartnäckiger Consequenz die wiederholten Angriffe und zuletzt den allgemeinen, gleichzeitigen und entscheidenden Sturm auf die ganze Linie von Curtatone zweckmäßig eingeleitet. Für diese Waffenthat wurde ihm am 14. Juni 1848 das Commandeurkreuz des Leopoldsordens und im Capitel 1848 das Ritterkreuz des Maria Theresienordens verliehen. Ebenso tapfer und umsichtig kämpfte B. in den letzten Schlachten gegen Sardinien. Sein kalter Muth, mit welchem er sich Mortara's bemächtigte und das feindliche Centrum durchbrach, gab den Ausschlag zu dem glänzenden Siege vom 21. März, und bei Novara that er sich derart hervor, daß FM. Radetzky ihn in der Schlachtrelation unter den vorzüglich Ausgezeichneten nannte. Am 4. April 1849 außertourlich zum Generalmajor befördert, übernahm B. eine Brigade beim 1. Reserve-Armeecorps in Ungarn, zeichnete sich wiederholt bei Raab und Komorn, Uj-Szegedin und Szöreg aus und wurde bei diesen Affären dreimal verwundet. Von seinen Wunden geheilt und für seine Leistungen im ungarischen Feldzuge zum Inhaber des 28. Infanterieregiments ernannt und mit dem Militär-Verdienstkreuz ausgezeichnet, wurde B. Chef der Generalstabs-Abtheilung bei der zweiten Armee in Italien. Am 26. October 1852 wurde B. zum Feldmarschallieutenant ernannt, erhielt am 28. Februar 1857 das Commando des II. Corps, am 14. März desselben Jahres die Würde eines geheimen Rathes, übernahm am 27. März 1857 das Commando des IV. und bei Ausbruch des Krieges von 1859 jenes des VIII. Corps, mit welchem er an der Schlacht von Solferino so ruhmvollen Antheil nahm, daß dadurch die Nachtheile des unglücklichen Gesammtausganges dieser Schlacht wesentlich verringert wurden.

Das VIII. Armeecorps hatte in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni bei Pozzolengo gelegen. B. war am 23. Juni krank in Verona zurückgeblieben, Mitternachts jedoch bei seinem Corps eingetroffen, um es bei dem voraussichtlichen Zusammenstoß mit dem Feinde am 24. persönlich in den Kampf zu führen. Auf die nach sechs Uhr Morgens von den Vorposten eingegangene Meldung von dem Anrücken starker feindlicher Colonnen auf der Straße von Rivoltella gegen Pozzolengo, befahl B. sofort den Aufmarsch seines Corps in die Gefechtsstellung. Gleich bei Beginn des Kampfes wurden die Angriffe der Vortruppen der italienischen Divisionen Cucchiari und Mollard entschieden zurückgewiesen, dann rasch die Höhen von San Martino besetzt und wiederholte Angriffe der beiden Divisionen auf diese Stellung so kräftig zurückgeschlagen, daß der Feind um 10 1/2 Uhr Vormittags auf allen Punkten in die Ebene geworfen war und eine längere Gefechtspause eintrat. Von einer Verfolgung des Gegners

mußte wegen des zweifelhaften Verlaufes, den der Kampf bei Solferino zu nehmen schien, zwischen welchem Orte und Cavriana der Feind bereits die Durchbruchsbewegung von Morino her begonnen hatte. B. war daher bedacht, durch Vereinigung seiner Kräfte auf den Höhen von San Martino diese Pivotstellung der Armee soviel nur thunlich zu verstärken. Bald nach Mittag wurde das VIII. Corps neuerdings von den Divisionen Mollard und Cucchiari in der Front, dann auch von den Divisionen Fanti und Durando in der linken Flanke angegriffen, wußte sich aber durch offensive Vorstöße siegreich zu behaupten. Als nach vier Uhr Nachmittags vom Armee-Obercommando in Cavriana der Befehl zum allgemeinen Rückzug hinter den Mincio eintraf, entschied sich B., die vortheilhaften Positionen nicht zu räumen, bevor nicht der Gegner nochmals entschieden abgewiesen und auf diese Weise der Rückzug des V. und VII. Corps gedeckt und günstigere Bedingungen für den eigenen Rückzug geschaffen waren. Auch nach den siegreichen Kämpfen der Brigaden Lippert, Berger und Philippović gegen die nunmehr ununterbrochen erneuten Angriffe des Feindes vermochte B. sich nicht zu entschließen, den anbefohlenen Rückzug auszuführen. Er hielt es für geboten, vorher selbst die letzte Kraft des Gegners zu brechen. Auch beherrschte die Höhe von Casette das ganze Terrain bis zum Monte S. Giacomo und Monte d'Ingrana, von wo es dem Gegner möglich geworden wäre, den österreichischen Truppen empfindliche Verluste beizubringen. Vor allem aber wollte B. die Waffenehre aufrecht erhalten. Nach einem bis gegen Abend währenden hinhaltenden Gefechte setzte B. sich persönlich an die Spitze der Angriffscolonnen, führte sie im Sturme vorwärts und warf die Piemontesen in die Ebene zurück. Bis neun Uhr Abends behielt er die Abtheilungen auf dem Gefechtsfelde und dann erst, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß die Kraft des Gegners vollständig erschöpft sei, führte B. sein Corps in Ruhe und Ordnung nach Pozzolengo und von hier nach einstündiger Rast über den Mincio. Durch diese hartnäckige Behauptung der Stellung von San Martino, sowie Pozzolengo's bis 10 Uhr Abends hatte B. den Gegner verhindert, auf der Straße von Cavallara vorzurücken und sich des Flußüberganges bei Valeggio zu bemächtigen, was den Verlust des größten Theils des Armeetrains verhütete. Auf Einschreiten des Armee-Commandanten, G. d. C. Grafen Schlick, wurde FML. B. am 17. October 1859 zum Commandeur des Maria-Theresienordens promovirt. Mit dieser Waffenthat hatte B. den Gipfel seines Ruhmes erreicht; er war nach dem Kriege der erste Mann im Heere und im Vertrauen des Monarchen, der populärste Soldat in der öffentlichen Meinung, und mehrere Städte, darunter die Stadt Wien, ernannten ihn zum Ehrenbürger. Am 27. November 1859 wurde B. zum Feldzeugmeister befördert, im folgenden Jahre zum Chef des Generalquartiermeisterstabes der Armee und Generalquartiermeister des Kaisers ernannt, am 19. April 1860 mit der politischen Verwaltung und mit der Führung des Generalcommandos in Ungarn betraut, am 20. October desselben Jahres commandirender General im lombardisch-venetianischen Königreiche, Kärnten, Krain, Tirol und im Küstenlande, und am 14. Juni 1862 in Anerkennung der in dieser Eigenschaft geleisteten Dienste mit dem Großkreuze des Leopoldsordens ausgezeichnet. Am 24. November 1864 legte B. seine Stelle als Chef des Generalstabes nieder und blieb auf seinem Posten als commandirender General bis zu dem Momente, da ihn das Vertrauen des Monarchen und die ganze öffentliche Meinung an die Spitze der Nordarmee stellten. Daß er dieser Stellung nicht gewachsen war, hat die Niederlage dieser Armee in dem Kriege gegen Preußen 1866 bewiesen. Mit dieser Niederlage aber schloß auch, wie das officielle Werk „Oesterreichs Kämpfe

im Jahre 1866“ sagt, „eine thatenreiche Laufbahn, die, lange voll Glanz und Ruhm, ein minder tragisches Ende verdient hätte. Das leidenschaftslose, gerechte Urtheil wird über dem Mißgeschicke, das seine letzten Schritte begleitete, der vielen heldenmüthigen, immer glücklichen und vom Erfolge gekrönten Thaten nicht vergessen, die er früher im Dienste des Kaisers vollbracht, und wird ihm, obgleich er der letzten schweren Last erlag, die er nur zögernd auf sich genommen, ein ehrendes Andenken sichern.“ B. wurde am 1. November 1866 in den normalmäßigen Ruhestand übernommen und lebte seither in Graz, wo er am 27. April 1881 starb.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Lukeš, Maria-Theresienorden. — Hirtenfeld, Maria-Theresienorden. — Svoboda, Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt und ihre Zöglinge. Oscar Criste.

Benedict: Sir Julius B., Sohn des jüdischen Bankiers Moses B., evangelisch getauft, geboren am 27. November (nicht am 24.) 1804 zu Stuttgart, † am 5. Juni 1885 zu London. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, und als sich schon früh sein Talent für Musik zeigte, erhielt er beim Concertmeister Abeille Unterricht im Clavierspiel, unter dessen Leitung er bald überraschende Leistungen entwickelte, sodaß er schon mit zwölf Jahren Aufsehen erregte. Dabei wurden die wissenschaftlichen Studien nicht vernachlässigt, sodaß der Vater ihn erst 1819 Nepomuck Hummel in Weimar zum Unterricht in der Musik übergab, worauf er 1820 bei Weber in Dresden Composition studirte. Weber interessirte sich für das Talent und nahm ihn auf allen seinen Reisen als Gefährten mit, sodaß B. überall Zeuge der Triumphe Weber's wurde. In Wien wurde er auf Weber's Empfehlung 1823 Capellmeister der deutschen Oper am Kärntnerthor-Theater, dessen Theaterdirector Barbaja war, der ihn 1825 mit nach Italien nahm und ihm in Neapel an San Carlo die Capellmeisterstelle verschaffte. Hier schrieb er seine ersten Opern über italienische Texte und zwar „Giacinta ed Ernesto“, 1827 in Neapel aufgeführt, und „I Portoghesi in Goa“, die auch mit deutschem Texte 1831 in Stuttgart gegeben wurde, als er seine Heimath besuchte. Beide Opern verrathen nicht den Einfluß Weber's, sondern den von Rossini und zeigen entschiedenes Talent zur Operncomposition; gleichwol hat sich keine seiner Opern, auch nicht der späteren, auf dem Repertoire erhalten. Noch bis zum Jahre 1835 lebte er in Neapel, ging aber in demselben Jahre nach Paris und von hier nach London, wo er festen Fuß faßte und sich eine angesehene Stellung erwarb, sodaß ihn die Engländer ganz als den ihrigen betrachteten, die Königin ihn sogar adelte. Seine erste Einführung in London geschah als Claviervirtuose, als welcher er Bedeutendes leistete und die Hummel'sche Schule mit Geschick mit der Weber'schen feurigen und vollgriffigen Vortragsweise verband. Auch in London trat er sehr bald als Operncomponist auf und erhielt 1836 den Capellmeisterposten an der Opera buffa im Lyceum, wo er die Operette „Un anno ed un giorno“ aufführte. 1838 bekleidete er denselben Posten am Drury-Lane-Theater. Hier brachte er seine erste englische Oper „The gipsy's warning“ („Der Zigeunerin Weissagung“) zur Aufführung, welcher die „Bräute von Venedig“ 1844, „Die Lilie von Killarney“ (englisch „The Lilly of Killarney“) und „Die Kreuzfahrer“ 1846 folgten. „Die Rose von Erin“ wird als ein „liebliches Tonwerk“ bezeichnet, welches auch auf dem Continente vielfach zur Aufführung gelangte, z. B. 1862 noch in Berlin, dennoch aber nicht im Stande war, sich längere Zeit in der Gunst des Publicums zu erhalten. 1850 ging er mit der Sängerin Jenny Lind nach Amerika und concertirte mit ihr in Nordamerika. Es ist die erste vielbesprochene amerikanische Concerttour, die ein unternehmender Amerikaner mit großem Geschrei und reichen Mitteln ins Leben rief und ein

brillantes Geschäft dabei machte, wobei die beiden Concertirenden ebenso reichlich bedacht waren und ein Vermögen mit nach Hause brachten. Nach London 1851 zurückgekehrt, trat er seine Stellung am Drury-Lane-Theater wieder an, wo er unter anderem Weber's „Oberon" mit Recitativen gab, 1859 übernahm er noch die Leitung der Montagsconcerte, dirigirte mehrere Musikfeste in Norwich, wurde Capellmeister des Convent Garden und leitete 1876—1880 die Concerte der Philharmonischen Gesellschaft in Liverpool, ohne seinen Wohnort in London aufzugeben. An Anerkennung seiner Verdienste hat es nicht gefehlt, 1871 wurde er geadelt, von Musikvereinen wurde er zum Präsidenten oder Ehrenmitgliede ernannt und die Potentaten Europa's wetteiferten mit Ordensverleihungen. Ein reichhaltiges Verzeichniß seiner Werke findet man in James D. Brown's „Biographical Dictionary, London 1886. Claviercompositionen erschienen auch vielfach in Deutschland und Wien. Rob. Eitner.

Beneke: Friedrich Wilhelm B., Arzt, als Geh. Medicinalrath und Professor der pathol. Anatomie in Marburg am 16. Decbr. 1882 verstorben, stammte aus Celle in Hannover, wo er am 27. März 1824 geboren war. Er widmete sich seit 1842 dem Studium der Heilkunde in Göttingen und erlangte bereits als Student einen Preis für eine Arbeit, die er in erweiterter Form zum Zweck der Doctorpromotion 1846 unter dem Titel „De ortu et causis monstrorum disquisitio" bei der Facultät einreichte. Darauf ging er noch für ein Semester nach Prag und ließ sich noch 1846 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Als hannoverscher Militärarzt machte er 1848 den schleswig-holsteinischen Feldzug mit, war von 1849—1851 Hausarzt des Deutschen Hospitals in London und prakticirte darauf in Hannover, während er gleichzeitig im Sommer als Regierungs-Badearzt in Rehburg thätig war. 1853 folgte er einem Rufe als Leibarzt des Großherzogs nach Oldenburg, 1855 siedelte er als erster Brunnenarzt nach Nauheim über und erhielt die Berechtigung, nebenher als Docent in Marburg zu wirken. 1858 wurde ihm zugleich mit dem Titel eines Geh. Medicinalrathes die Direction des zunächst versuchsweise errichteten pathologischen Instituts übertragen. 1863 erfolgte Beneke's Ernennung zum außerordentlichen, 1867 zum ordentlichen Professor für pathologische Anatomie und allgemeine Pathologie und zugleich zum Leiter des nunmehr definitiv begründeten pathologisch-anatomischen Instituts. Doch behielt B. auch ferner seine sommerliche Badepraxis in Nauheim bis an sein Lebensende bei. Beneke's schriftstellerische Thätigkeit war eine außerordentlich umfassende und vielseitige. Während die ersten Arbeiten die Ergebnisse chemischer Studien (über den phosphorsauren Kalk, über Oxalurie und dergl.) zum Gegenstande haben, wandte B. später mehr hygienischen und statistischen Untersuchungen sein Interesse zu und veröffentlichte darüber eine große Reihe von Abhandlungen, deren Titel in der unten angegebenen Quelle zu finden sind. Dazwischen laufen dann noch zahlreiche Badeschriften und solche, die sich auf klimatische Curen beziehen. Einige wenige betreffen Themata aus der pathologischen Anatomie und der Krankheitslehre. Interessant ist ein von B. ins Leben gerufenes „Correspondenzblatt des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde" von 1853—1863 in 65 Nummern erschienen und als „Archiv des Vereins für wissenschaftliche Heilkunde" (N. F. Bd. I—III, 1864—1867) fortgesetzt, dann aber eingegangen. Eine der letzten Arbeiten Beneke's galt der in jüngster Zeit besonders in Aufschwung gekommenen und in ihrer Bedeutung allseitig anerkannten Einrichtung der Seehospize.

Biogr. Lex. I, 391. Pagel.

Beneke: Otto Adalbert B., geboren am 5. October 1812 in Hamburg, † ebenda am 9. Februar 1891. Sein Vater war der verdienstvolle und als warm-

herziger Patriot bekannte Oberaltensecretär Dr. Ferdinand B. (s. A. D. B. II, 327). Nach dem Besuch des Johanneums und des Akademischen Gymnasiums seiner Vaterstadt studirte B., der sich anfangs für das Studium der Medicin bestimmt hatte, seit Ostern 1833 zuerst in Berlin und hernach in Heidelberg die Rechtswissenschaft. Am 2. Juni 1836 in Heidelberg zum Doctor der Rechte promovirt, kehrte B. nach Hamburg zurück und ließ sich hier als Advocat nieder. Aber in der Ausübung der Advocatur fand B. keine Befriedigung; die seiner Neigung und Begabung entsprechende Berufsthätigkeit eröffnete sich ihm erst, als er im Juni 1840 in den Dienst des Archivs seiner Vaterstadt eintrat. Damit gelangte er an den Platz, wo seine Individualität sich frei und voll entfalten und er sein Bestes leisten konnte. Mehr als fünfzig Jahre ist das hamburgische Staatsarchiv der Mittelpunkt für Beneke's ganze Wirksamkeit gewesen. Er stand zuerst Lappenberg zur Seite, dem er bald ein hochgeschätzter Mitarbeiter ward. Daß Lappenberg noch in den letzten Jahrzehnten seines Lebens die Muße fand, in so hervorragendem Maaße sich wissenschaftlich zu bethätigen, ist nicht zum wenigsten der hingebenden Arbeit seines jüngeren Genossen zu danken, der im Archiv ihm die nöthige Entlastung verschaffte. Insbesondere gebührt B. auch ein wesentliches Verdienst an der Wiederherstellung des Archivs nach dem Brande in den Maitagen des Jahres 1842, als es galt, die geretteten Bestände neu zu ordnen und die verlorenen nach Möglichkeit zu ersetzen. Als dann Lappenberg zu Ende des Jahres 1863 aus dem Amte schied, ward B. als der gewiesene Nachfolger desselben zum Senatssecretär und Archivar erwählt. Fast ein Menschenalter noch hat B. an der Spitze des Archivs gestanden und die Verwaltung geführt, unter schwierigen Verhältnissen, denn während im Zusammenhang mit der allgemeinen Zunahme der Geschäfte der hamburgischen Staatsverwaltung die an die Thätigkeit des Archivs gestellten Anforderungen sich steigerten und neue Aufgaben hinzutraten, hinderten ungünstige Umstände verschiedener Art die nothwendige weitere Entwicklung und Ausgestaltung desselben. Dadurch erklärt sich auch, daß B., seitdem ihm die Leitung des Archivs oblag, den früher veröffentlichten Werken, durch welche sein Name mit der hamburgischen Geschichte und der deutschen Culturgeschichte dauernd verbunden ist, größere Arbeiten von gleicher Bedeutung nicht mehr hat folgen lassen. Seine drei Hauptwerke: „Hamburgische Geschichten und Sagen", „Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten" und „Von unehrlichen Leuten" erschienen bereits in den Jahren 1854, 1856 und 1863. In den beiden erstgenannten Werken hat B. in einer größeren Anzahl mosaikartig aneinander gereihter Einzeldarstellungen, für welche er den Stoff der Sage und Geschichte der Vaterstadt entnahm, ein lebensvolles Gesammtbild der hamburgischen Vergangenheit dargeboten. Es sind köstliche Volksbücher, wie wenige geeignet, Jung und Alt die Hauptmomente der vaterstädtischen Geschichte und die Eigenart des alten Hamburg zur Anschauung zu bringen. Ein allgemeineres Interesse nimmt das dritte Werk in Anspruch, in welchem B. den großen Kreis von Personen behandelte, die unsern Altvordern als „unehrlich" galten, außer dem fahrenden Volk der Gaukler, Spielleute und Sänger die Schäfer, Bader, Leineweber, Bettelvögte, Scharfrichter, u. A. Das Buch hat als ein werthvoller Beitrag zur deutschen Culturgeschichte allseitig verdiente Anerkennung gefunden. In diesen Schriften zeigt sich B. als ein vortrefflicher Erzähler; seine Darstellung ist anmuthig in Form und Ausdruck und von feinem Humor gewürzt. Das biographische Element nimmt in ihnen einen breiten Raum ein. B. besaß für die Biographie eine besondere Begabung. Er verstand es, die Persönlichkeiten, die er schilderte, in ihrer Eigenart zu erfassen. Denn er war ein sorgfältiger Forscher und verband mit einem großen historischen Anschauungsvermögen eine reiche dichterische Phantasie, welche

die Menschen vergangener Tage mit ihrem Fühlen und Denken vor seinem geistigen Auge wieder feste Gestalt gewinnen ließ. Schon die ersten Veröffentlichungen Beneke's gehörten der Biographie an: es sind die Lebensbilder des hamburgischen Bürgermeisters Johann Heinrich Bartels (1850) und dessen Vaters, des Oberalten Claes Bartels (1851). Beide sind mit vieler Liebe behandelt, denn sie waren alte Hamburger von echtem Schrot und Korn, der Erstere überdies eine geistig höchst bedeutende Persönlichkeit (s. A. D. B. II, 86), deren Leben und Wirken B. seinen Mitbürgern besonders gern vor Augen stellte. Es kam hinzu, daß er die Enkelin des Bürgermeisters Bartels, Marietta Banks, eine Tochter des Syndikus Dr. Edward Banks (s. A. D. B. II, 41), im Jahre 1845 als Gattin heimgeführt hatte. Bereitwillig sagte B. auch seine Mitwirkung bei der Herausgabe der „Allgemeinen Deutschen Biographie" zu. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter an diesem Unternehmen gewesen: mehr als 100 Beiträge hat er geliefert und darin die Lebensbilder von um Hamburg verdienten Männern der verschiedensten Lebensstellung und auch von einigen geistig bedeutenden Frauen gezeichnet. Im Zusammenhang mit Beneke's Vorliebe für die Biographie stand sein Interesse an genealogischer und familiengeschichtlicher Forschung. Eine Fülle von Material hat er dafür im Laufe der Jahre im Archiv zusammengetragen. Er selbst hat die Geschichte und Genealogie der hamburgischen Familie Lorenz Meyer und die der Familie Banks bearbeitet (1861 bezw. 1884) und das Geschlechtsregister der hamburgischen Familie Moller (vom Hirsch) von 1541 unter Hinzufügung eines Urkundenanhangs herausgegeben.

Wird noch der zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze gedacht, welche B. in der Zeitschrift und den Mittheilungen des Vereins für hamburgische Geschichte, sowie in den Tagesblättern veröffentlichte und in denen er die Ergebnisse seiner archivalischen Forschung über die verschiedensten Gegenstände der vaterstädtischen Geschichte niederlegte, ferner seiner selbständig erschienenen kleineren Schriften — „Die literarische Lesegesellschaft von 1790" (1866), „Die hamburgische Turnanstalt von 1816" (1866) und „Der Große Neumarkt in Hamburg" (1873) —, so ist zwar die Reihe der geschichtlichen Publicationen Beneke's erschöpft, aber doch ein guter Theil seiner Wirksamkeit auf historischem Gebiete außer Betracht gelassen und nicht gewürdigt worden. Denn zu berücksichtigen sind noch die zahlreichen Archivalberichte und Gutachten, die B. amtlich zu erstatten hatte und die, nicht zur Veröffentlichung bestimmt, nur in engeren Kreisen bekannt geworden sind. Sie trugen ihm die hohe Anerkennung des Senats ein.

B. war eine vornehme Gelehrtennatur, ein Mann von reichem Geiste und großem Wissen, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, in der Jugend von feurigem und lebhaftem Temperament. Aufgewachsen in den Traditionen althamburgischen Bürgerthums blieb er alle Zeit der überzeugte Vertreter der von altersher überkommenen Zustände und Verhältnisse und vermochte sich nicht mit den Veränderungen zu befreunden, welche in den letzten Jahrzehnten seines Lebens auf politischem und kirchlichem Gebiete für das hamburgische Gemeinwesen vor sich gingen. Eigen war ihm ein stark religiöses Empfinden, gleich der warmen Liebe zur Vaterstadt ein Erbtheil von seinem Vater. In dem Vorworte, das B. der von ihm herausgegebenen Uebersetzung der Erzählung von William Adams „Des alten Mannes Heimath" vorangestellt hat (1859), ist es zum Ausdruck gekommen. Ebenso enthält der Band sinnig und tief empfundener Gedichte, den B. im J. 1855 veröffentlichte, zahlreiche Zeugnisse für das in ihm lebendige christliche Element und sein gläubiges Gottvertrauen. Mit christlicher Ergebung trug er auch das Leiden, das im J. 1881 über ihn verhängt ward, als ein schwerer Schlaganfall seinen Körper lähmte. Aber der Geist war unberührt geblieben, und in der glücklichsten Häuslichkeit lebend vermochte B.

dank der ihm gewidmeten liebevollen Fürsorge noch zehn Jahre in dem ihm theuren Berufe zu wirken und zu schaffen. Auch ward ihm in den letzten Jahren seines Lebens (1886 bezw. 1889) noch die Freude zu Theil, seine drei Hauptwerke, die im Buchhandel lange vergriffen waren, in neuer Auflage erscheinen und mit Beifall begrüßt zu sehen.

Nekrologe in Nr. 119 Hamb. Correspondent v. 17. Febr. 1891, Nr. 38 Hamb. Nachr. v. 13. Febr. 1891, von Dr. W. v. Melle, u. Nr. 34 Hamb. Fremdenbl. v. 10. Febr. 1891. A. Hagedorn.

Benfey: Theodor B., geboren am 28. Januar 1809 in Nörten (Hannover) als Sohn eines jüdischen Kaufmanns, † am 26. Juni 1881 als ordentlicher Professor in Göttingen, besuchte hier das Gymnasium und studirte seit 1824 daselbst und in München classische Philologie. Im J. 1828 wurde er in Göttingen promovirt und habilitirte sich bald nachher ebenda, wandte sich aber 1830 nach Frankfurt a. M., um seinen Lebensunterhalt durch Stundengeben zu erwerben, und ging 1832 nach Heidelberg, um an der dortigen Universität als Privatdocent einzutreten. 1834 kehrte er indessen in seine Stellung in Göttingen zurück, das er, abgesehen von einigen Reisen, nicht wieder verlassen hat. 1840 verheirathete er sich mit Fanny Wallenstein (ein Sohn, vier Töchter), wurde 1848 außerordentlicher Professor und trat in demselben Jahre zum Christenthum über. Seine Ernennung zum Ordinarius erfolgte vierzehn Jahre später (1862), nachdem er inzwischen Mitglied der Münchener und der Berliner Akademie und des Institut de France geworden war. Später wurde er auch in die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die Wiener und die Pesther Akademie, die Royal Asiatic Society und die American Oriental Society aufgenommen.

Benfey's Studien und Vorlesungen richteten sich anfangs auf die classischen Sprachen, wandten sich aber allmählich mehr und mehr der orientalischen Philologie, besonders dem Altindischen, und der vergleichenden Sprachwissenschaft zu, und auf diesen Gebieten, denen er sich seit dem Ende der dreißiger Jahre ausschließlich widmete, hat er als Lehrer hervorragendes geleistet, als Forscher und Schriftsteller bahnbrechende und unvergängliche Werke geschaffen. Die Reihe derselben eröffnete das mit dem Volney'schen Preise gekrönte „Griechische Wurzel-Lexikon“ (1839, 1842) und der Artikel „Indien“ in Ersch' und Gruber's Encyklopädie (1840). Es folgten zunächst: die Untersuchung „Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm“ (1844), welche eine ursprüngliche Verwandtschaft jener mit diesem erwies und wichtige ethnographische Gesichtspunkte aufstellte; „Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar“ (1847) und die außerordentlich schwierige, aber noch heute unentbehrliche und unübertroffene Ausgabe der Hymnen des Sâma-Veda (1848); ferner: das „Handbuch der Sanskritsprache“ (I. Vollständige Grammatik, 1852, welche eine vollständige Darstellung des schwerverständlichen grammatischen Systems Pânini's enthält; II. Chrestomathie, 1853); die „Kurze Sanskrit-Grammatik“ (1855) mit einer Fülle höchst werthvoller sprachvergleichender Bemerkungen und Aufstellungen, sowie das vielleicht bedeutendste Werk Benfey's, das zweibändige „Pantschatantram“ (1859). Im zweiten Bande desselben ist eine Uebersetzung dieser Märchensammlung enthalten, im ersten aber der Satz, daß sehr viele orientalische und occidentalische Märchen aus Indien stammen, in großartiger Weise bewiesen und unwiderleglich gezeigt, daß das „Pantschatantram“ selbst eine Hauptquelle dieser Märchen ist, und auf welchen Wegen, durch welche Werke Märchen aus dem Morgenlande in das Abendland gewandert sind.

In den sechziger Jahren veröffentlichte B. an größeren Werken seine

„Practical Grammar of the Sanskrit Language“ (1863, 1868), sein „Sanskrit English Dictionary“ (1866) und die geistvolle, auf ungeheuren Studien beruhende „Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland“ (1869).

In der Folgezeit ist etwas größeres von B. nicht mehr veröffentlicht. Den größten Theil seiner Kraft nahmen in ihr Studien zu einer ausführlichen Vedengrammatik in Anspruch, die unvollendet und für einen anderen unvollendbar geblieben ist. Außer den erwähnten Werken hat B. eine Fülle von Abhandlungen über Fragen der allgemeinen und der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Sanskritphilologie, der vergleichenden Mythologie u. s. w. und von Recensionen verfaßt, die großentheils selbständigen Werth haben. Eine Zeit lang war er auch Herausgeber einer Zeitschrift: „Orient und Occident“ (1862 bis 1866). Die meisten seiner Aufsätze und Kritiken sind in den Veröffentlichungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften erschienen.

Vgl. den Nekrolog in Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen VIII, 234 ff. und Kleine Schriften von Theodor Benfey, herausgegeben von A. Bezzenberger, 2 Bände (Berlin 1890, 1892), mit dem Bildniß Benfey's, seiner Biographie (von seiner Tochter Meta Benlöw) und einem vollständigen Verzeichniß seiner Schriften. A. Bezzenberger.

Bening: Daniel Heinrich Ludwig B., hannoverscher Verwaltungsbeamter und volkswirthschaftlicher Schriftsteller, geboren am 5. Februar 1801 zu Neuenhaus in der Grafschaft Bentheim, † am 7. März 1895 zu Hannover. Der Vater, Arzt und Landphysicus zu Neuenhaus, war schon gestorben, als der Sohn die Universität bezog. Am 1. Mai 1819 in Göttingen immatriculirt, studirte B. bis 1822 die Rechte, ließ sich dann als Rechtsanwalt in seiner Heimath nieder und wurde 1824 Assessor bei dem standesherrlichen Amte Bentheim. 1832 von den Bentheim'schen Städten in die zweite Kammer gewählt, nahm er an der Berathung des Staatsgrundgesetzes theil, über dessen Entwurf er maßvolle und verständige Kritik übende „Bemerkungen“ im Januar 1832 veröffentlicht hatte. Hervorhebenswerth sind die Wünsche des Verfassers nach einer allgemeinen Rechtsgesetzgebung, darunter auch nach einer allgemeinen Städteordnung, während man in Hannover noch im Zug war und blieb, jeder Stadt ihre eigene Verfassung von Staatswegen zu ertheilen. Bei aller Hochachtung vor der historischen Rechtsschule, den Bannerträgern der kernhaften Legion deutscher Juristen, beklagt er doch ihren bei dem nationalen Hange zu stillsitzender Gemächlichkeit gern befolgten Rath, der darauf hinauslaufe, daß der Deutsche am besten wirke, wenn er nichts thue. Maßvoll, wie er immer blieb, war der Verfasser schon zufrieden, wenn ein Civilgesetzbuch für Hannover und Braunschweig zu Stande käme. In dem nach Verkündigung des Staatsgrundgesetzes einberufenen Landtage wurde B. in die Commission zur Berathung über den Entwurf des Strafgesetzbuches gewählt, der von 1834 ab die Kammern beschäftigte und, als er 1840 Gesetz wurde, schon veraltet war. Die ständische Thätigkeit verschaffte ihm die Beachtung der Regierung. Für die Sorgfalt und den Scharfblick, mit dem v. d. Wisch, seit 1831 Minister des Innern, sein Bureau bildete, beweisen die beiden Namen Lehzen und Bening. Seit 1833 commissarisch, seit 1840 definitiv unter dem Titel eines Kanzleirathes, später Regierungsraths im Ministerium beschäftigt, ist B. besonders an den gesetzgeberischen Arbeiten betheiligt gewesen, welche die Hebung der Landwirthschaft zum Gegenstande hatten, nachdem durch die Ablösungsgesetze von 1831 und 1833 die Grundlage für einen freien Bauernstand geschaffen war. B. begann mit Vorlagen, die Zusammenlegung der Grundstücke und das Verfahren in Gemeinheitstheilungs- und Verkoppelungssachen betreffend, die 1842 als Gesetze

verkündigt wurden und das bisher festgehaltene Princip, wonach Verkoppelungen nur unter Zustimmung aller Betheiligten zulässig waren, überwanden. Dies Gebiet wurde seine Domäne; als Beamter, als Schriftsteller und als Parlamentarier hat er es vertreten; den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hat er im preußischen Abgeordnetenhause einmal den großen deutschen Theilungs- und Verkoppelungsreceß genannt. Die 1842 geschaffene Landescreditanstalt machte den Bauern die Wohlthaten der Ablösungsgesetzgebung erst praktisch zugänglich. Die Regierung berief B. in die Direction des Instituts erst als Mitglied, 1847 bis 1854 dann als deren Haupt. 1851 hat er in dem Archiv der politischen Oekonomie von Rau und Hanssen (IX Heft 3) eine ausführliche Auskunft über Entstehung, Verfassung und Wirksamkeit der Anstalt gegeben. Neben den agrarpolitischen sind auch zahlreiche andere Gegenstände der innern Verwaltung von seiner fleißigen und sorgsamen Hand bearbeitet worden. Es genügt, das Forststrafgesetz und das Polizeistrafgesetzbuch von 1847 zu nennen, die sich in der Praxis vortrefflich bewährt haben. Auch die Gewerbeordnung von 1847, die gegen die Zünfte und die städtischen Vertreter in der Kammer durchgesetzt wurde, war Bening's Werk. Sie beseitigte die Hauptübel des bestehenden Rechts, ließ den Betrieb der meisten Gewerbe auf dem Lande frei und beschränkte den Zunftzwang wenigstens in seiner vollen Ausschließlichkeit, war aber ungeachtet ihrer maßvollen Reform den Pfahlbürgern im Jahre der Freiheit ein Dorn im Auge. Den politischen Stürmen des hannoverschen Verfassungslebens war B. durch seine amtliche Stellung entrückt. Unter dem Wechsel der Ministerien bildeten die Generalsecretäre den festen Punkt. Da Stüve mit der Gewerbeordnung unzufrieden war, lehnte B. es im März 1848 ab, in sein Ministerium als Generalsecretär einzutreten und übernahm denselben Posten im Cultusministerium. Daneben wurde er Generalsecretär des Gesammtministeriums und nachher auch des Staatsraths. Erst 1852 unter dem Minister Hammerstein trat er in das Ministerium des Innern zurück, bis die einbrechende Reaction unter Lütcken die Generalsecretariate zu reformiren für nöthig fand. 1855 schied er aus der Centralverwaltung und wurde mit der Verwaltung des Amts Ilten beauftragt. Kurz vor Eintritt der Octroyirungen vom 1. August 1855 berief man ihn mit v. Borries, Bezin und v. Trampe zu einer geheimen Conferenz in der Verfassungsangelegenheit. Ihr Vorschlag, durch Bildung einer ersten nicht bloß aus den Rittern zusammengesetzten Kammer einen Ausgleich zwischen Landtag und Regierung herbeizuführen, wurde von der Regierung gar nicht ernsthaft behandelt. In seiner Stellung als Amtmann erst in Ilten, nach der Aufhebung dieses Amts in Wennigsen (bei Hannover) hatte B. Gelegenheit, die bäuerlichen Verhältnisse von unten und in der Nähe zu beurtheilen, nachdem er sie so lange von oben und aus der Ferne angesehen hatte. Er gesteht, durch den Wechsel viel gelernt zu haben; vieles Doctrinäre, anscheinend Tiefsinnige sei wie Nebel und Dunst verschwunden. In seiner Stellung als Amtmann trafen ihn die Ereignisse des Jahres 1866. Er war nie ein Particularist gewesen. Als die Regierung das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch nur mit Aenderungen in Hannover einführen wollte, warnte seine Schrift: „Das deutsche Handelsgesetzbuch“ (1863) vor solch zweckwidrigem Beginnen und erinnerte seine Landsleute an den Uhlandschen Vers: Ich laß mirs halt gefallen, Man richtet mir nicht anders an Als meinen Brüdern allen. Schon im October 1866 trat er mit der Schrift hervor: „Hannover bei seiner Vereinigung mit Preußen“. „Jetzt da die Vereinigung mit Preußen feststeht, gilt es zu wahren, was gewahrt zu werden verdient.“ Mit diesem tapfern Wort geht er ans Werk und vergleicht die Zustände hüben und drüben, gerecht und nüchtern abwägend, nach keiner Seite hin übertreibend. Frei von der Selbstzufriedenheit des Kleinstaatlers,

erkannte er, was die Interessen und Aufgaben der deutschen Einigung gebieterisch forderten. Sie kam nicht in der idealen Gestalt der Reichsverfassung von Frankfurt. Er gestand sich: „es hat die Erscheinung fürwahr nicht jetzt die Gestalt des Wunsches“; aber er wußte aus seinem Goethe: „die Gaben kommen von oben herab in ihren eigenen Gestalten“ (Hermann und Dorothea V). Im Herbst 1867 in das preußische Abgeordnetenhaus für seinen Kreis Wennigsen gewählt, betheiligte er sich fleißig an der parlamentarischen Arbeit. Seinem Programm gemäß vertheidigte er bewährte Institutionen Hannovers, so die Aemterverfassung gegen die Landrathseinrichtung, oder er suchte heimische Schäden mit Hülfe der preußischen Gesetzgebung zu bessern, wie er schon im Januar 1868 die jetzt (Frühjahr 1900) zur Ausführung kommende Aufhebung der königlichen Polizeiverwaltung in den hannoverschen Städten (außer Hannover) beantragte. Als Mitglied der Agrarcommission war er auf altgewohntem Felde thätig. Hier galt es, die Ablösung der Reallasten, Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden in den Landestheilen, wo sie noch nicht bestanden, gesetzlich zu begründen, wie in Schleswig-Holstein, oder die begonnenen agrarpolitischen Reformen weiterzuführen, wie die Ablösung der Kirchen und sonstigen geistlichen Stiftungen zustehenden Realberechtigungen wie in Hannover. Schon 1849 in dem Kampf um die Grundrechte hatte er sich für die Verfügungsfreiheit der bäuerlichen Grundeigenthümer neben Festhalten eines gesetzlichen Anerbenrechts ausgesprochen. Dementsprechend drang er jetzt darauf, die seit den Ablösungen an die Stelle des gutsherrlichen Consenses getretene obrigkeitliche Bestätigung, deren Mangel seit einem hannoverschen Gesetze von 1857 die Höfeverträge ungültig machte, zu beseitigen, andrerseits dem Bauer aber auch die Möglichkeit zu eröffnen, seinen Besitz ungetheilt auf einen Erben zu übertragen. Das Höfegesetz von 1874, dem er durch seine Anträge den Weg gebahnt hatte, fand an ihm einen warmen Befürworter. Wasserrecht, Wildschadenersatz, Jagdrecht, Leggewesen mögen als sonstige Objecte seines parlamentarischen Wirkens genannt sein. Das eigentlich politische Gebiet betrat er nur gelegentlich der Regelung der standesherrlichen Rechte des Herzogs von Arenberg-Meppen (1874, 1875). In einem scharfen Kampfe gegen Windthorst, der nur von vertragsmäßiger Aenderung wissen wollte, vertheidigte er den Standpunkt des staatlichen Gesetzgebungsrechts. B. war nichts weniger als ein Freund der Staatsomnipotenz, ebensowenig als des bureaukratischen Wesens, so lange er auch selbst Beamter, erst regierender, dann verwaltender war. Er vindicirt den Landgemeinden einen würdigen Wirkungskreis; hält eine Vergrößerung der hannoverschen Amtsbezirke für möglich, sobald erst einmal die Einwirkung der Behörden in Dingen, für welche sie unnöthig, ja schädlich ist, wie in Gewerbesachen, bäuerlichen Verhältnissen, abgeschafft sein wird. Den Polizeibehörden macht er zum Vorwurf, daß sie ihre Grenzen, namentlich dem öffentlichen Recht gegenüber nicht einzuhalten wissen. Er möchte den Rechtssinn, grade in der Verwaltung, gestärkt sehen. Die strenge Rechtlichkeit, von der er überall geleitet wird, gebietet ihm, wo immer die Aufhebung bestehender Rechte nothwendig wurde, auf Entschädigung zu dringen, auch wenn ein Recht zu Unrecht entstanden sein sollte. Diesen Standpunkt vertritt er insbesondere beim Jagdrechte, dessen Aufhebung er als ein völlig berechtigtes Verlangen der 1848er Bewegung anerkennt und als einen unermeßlich wichtigen Fortschritt preist. Dabei „soll der Jagd ihre Ehre bleiben; sie stärket die Glieder — und die Sinne“. Aber er weiß auch aus der Geschichte der hannoverschen Gesetzgebung, wie eine sonst auf Hebung der Landwirthschaft bedachte Regierung im Jagdwesen unhaltbare Zustände starr festhielt; „denn an Jagd und Jagdrecht knüpfen sich Eifer und Leidenschaft“. B. war ein Mann von munterem, frischen Geiste. Seine Schreibweise sticht

vortheilhaft ab von dem trockenen Tone, in den Verwaltungsbeamte bei ihren Darstellungen leicht verfallen. Er empfand das Bedürfniß, über die Gegenstände seiner Thätigkeit sich öffentlich auszusprechen, nicht um seine Person, seine Verdienste hervorzuheben — sie kommen kaum je zur Sprache —, sondern um das Publicum zu belehren und über die Absichten der Regierung und der Gesetzgebung aufzuklären. Neben Aufsätzen in Rau und Hanssen's Archiv, der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, dem hannoverschen Journal für Landwirthschaft seien hier nur die zwei kleinern Schriften erwähnt, die dem Lieblingsgebiet seines Schaffens galten: „Die Umbildung der ländlichen Zustände infolge der Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen" (1858) und: „Die Bauerhöfe und das Verfügungsrecht darüber" (1862). Bis 1876 gehörte B. dem Abgeordnetenhause, bis 1883 dem Staatsdienste an. Nach 61jähriger Beamtenthätigkeit trat er in den Ruhestand und zog nach Hannover. Der Achtzigjährige blieb voll Theilnahme für geistige Interessen wie zuvor. In der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen Jahrg. 1888 suchte er die Frage: welches Volk hat mit den Sachsen Britannien erobert? durch eine Identificirung der Angeln und Angrivarier zu beantworten: ein dilettantischer Versuch, der das Verdienst hat, eine historisch-ethnographische Widerlegung durch L. Weiland in der Festschrift für G. Hanssen (Tübingen 1889) hervorgerufen zu haben. Eine 1892 veröffentlichte Schrift: „Das deutsche Reichswahlgesetz und seine Umgestaltung", gab den Sorgen Ausdruck, die das Anwachsen der Socialdemokratie im Reichstage dem patriotischen und liberalen Manne verursachte. Seine Verbesserungsvorschläge halten fest an der Allgemeinheit, bekämpfen aber die Gleichheit des Wahlrechts und suchen durch Erhöhung des Alters für die Wahlfähigkeit, öffentliche Abstimmung und gerechtere Vertheilung des Stimmrechts, als sie das preußische Dreiclassen-Wahlsystem in sich schließt, den Bedürfnissen des Staats Genüge zu thun. Bei der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 30. October 1872 verlieh die Göttinger juristische Facultät B. die Doctorwürde. Das Diplom rühmte sein großes Verwaltungstalent, seine Geschicklichkeit und reformatorische Thätigkeit auf dem Felde der Gesetzgebung, seine Wirksamkeit als lehrreicher und scharfsinniger Schriftsteller. Es hätte aber auch der erfahrene Agrarpolitiker Anerkennung verdient, der bei aller Kenntniß des Bestehenden nicht dessen Mängel verkannte und seine Freude hatte an dem Bildungstriebe neuern Rechts, der mit stiller unwiderstehlicher Gewalt das Grundeigenthum wieder rein und frei von allen Lasten zu einem echten Eigenthum zu machen strebt.

Hannov. Courier 1895, 9. März, Nr. 19364. — Oppermann, Geschichte Hannovers I, 300 ff. — v. Hassell, Geschichte des Kgr. Hannover II, 270, 299. — Stüve, Biographie Lehzens (Hs.). — E. v. Meier, Hannov. Verf.- u. Verwaltungsgesch. II, 446, 598. — Verhandlungen des preuß. Abg.-Hauses 1867 u. ff.

F. Frensdorff.

Bennecke: Berthold B. wurde geboren am 27. Februar 1824. Er studirte in Königsberg Medicin und promovirte 1866. Damals befand sich das Photographiren mikroscopischer Objecte noch im Anfangsstadium. B. wandte sich diesem Gebiete zu und übersetzte zunächst das einzig vorhandene Werk über diesen Gegenstand: „Die Photographie als Hülfsmittel mikroscopischer Forschung. Nach dem Französischen von A. Moitessier" (Braunschweig 1868). Er construirte verschiedene Apparate, suchte die bekannten Methoden zu verbessern und photographirte die verschiedensten Objecte. 1870 wurde B. zum Prosector ernannt. Nachdem er den Krieg gegen Frankreich mitgemacht und das eiserne Kreuz erworben hatte, nahm er in Gemeinschaft mit Professor Kupfer die Studien über das Photographiren mikroscopischer Objecte wieder auf. Besonders hervor-

zuheben sind die Photographien über die Entwicklung des Eies, welche er von 5 zu 5 Minuten aufnahm. Mit Professor Kupfer zusammen veröffentlichte er: „Die ersten Entwicklungsvorgänge am Ei der Reptilien“ (Königsberg 1878). Die Studien über die Entwicklung des Eies führten ihn auf das Gebiet der künstlichen Fischzucht, dem er sich mit großem Eifer hingab, sodaß er bald die erste Autorität auf diesem Gebiete wurde. 1877 wurde B. zum außerordentlichen Professor ernannt. 1881 erschien sein verdienstvolles Werk: „Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreußen“ (Königsberg 1881). Dasselbe enthält eine genaue Beschreibung sämmtlicher in Ost- und Westpreußen vorkommender Fische nebst Schilderung ihrer Lebensweise, die verschiedenen Methoden des Fanges und eine besonders werthvolle Abhandlung über die künstliche Fischzucht. 1885 reiste B. nach Italien und arbeitete dort in der zoologischen Station in Neapel. Bei der ungewöhnlich strengen Kälte, welche in diesem Winter in Italien herrschte, zog er sich eine hartnäckige Erkältung zu. Anfang 1886 kehrte er krank nach Königsberg zurück. Ohne auf seinen kranken Körper Rücksicht zu nehmen, widmete er sich völlig seinen wissenschaftlichen Arbeiten, bis am 27. Februar 1886 ein plötzlicher Tod infolge einer heftigen Lungenblutung seinem rastlosen Streben ein Ende machte. W. Heß.

Bentele: Max B., Historienmaler, geboren am 25. Juli 1825 zu Lindenberg (bei Lindau), † am 9. März 1893 ebendaselbst; bildete sich 1841 an der Polytechnischen Schule zu München und seit 1842 an der Akademie unter Clemens Zimmermann, Schlotthauer und Heinrich Heß, auch bei Julius Schnorr und Moriz v. Schwind. Dann assistirte er 1849 dem Maler Aug. Palme bei dessen großen Fresken zu Vierzehnheiligen (bei Bamberg) und führte unter Joh. Schraudolph (1850—52) sieben Fresken im Dom zu Speyer aus. In seiner Heimath malte B. einige kleinere Altarbilder, dann 1855—1856 in Schraudolph's Auftrag und nach dessen Entwürfen die Fresken in den Kirchen zu Bruchsal und Baden-Baden. Ebenso verwendete ihn Eduard v. Steinle bei seinen Wandbildern im Kölner Museum (1861—63). Von da an schuf B. selbständig eigene Compositionen zu großen Deckengemälden und Altarbildern, welche er mit gleich großer technischer Geschicklichkeit in Fresco, Oel und Tempera mit außerordentlichem Fleiße bis zu seinem Lebensende ausführte. Eine ungefähre Uebersicht und Aufzählung seiner Arbeiten findet sich in Nagler-Meyer, Lexikon, 1885, IV, 557 und bei Fr. v. Böttischer, Malerwerke, 1895, I, 80.

Hyac. Holland.

Bentheim: Georg Ferdinand v. B., königlich preußischer General der Infanterie, am 1. November 1807 zu Soldau in Ostpreußen geboren, kam am 8. April 1824 aus dem Cadettencorps zum Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente und verblieb, inzwischen mehrfach außerhalb der Front verwendet, zuletzt als Commandeur des 2. Garderegiments zu Fuß, im Gardecorps bis er im December 1863 das Commando der 21. Infanteriebrigade erhielt. In dieser Zeit hatte er als Compagniechef in seinem Ursprungsregimente am Feldzuge des Jahres 1848 gegen Dänemark in den Elbherzogthümern und im nächstfolgenden an der Niederwerfung des Maiaufstandes in Dresden theilgenommen. Aber schon im Januar 1864 kehrte er zum Gardecorps zurück, indem er an die Spitze der für den Krieg gegen Dänemark mobil gemachten combinirten Garde-Grenadierbrigade berufen wurde, welche außer bei verschiedenen Gefechten in Jütland bei der Erstürmung der Düppelstellung mitwirkte. Nach Friedensschlusse blieb er als Commandeur der 1. combinirten Infanteriebrigade in Schleswig zurück; bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 erhielt er das Commando der 1. combinirten Landwehr-Infanteriedivision des nach Böhmen nachrückenden 1. Reserve-Armeecorps, gelangte aber nicht zu nennenswerther Verwendung vor dem

Feinde. Nach der Heimkehr wurde er Generallieutenant und Commandeur der 1. Division in Königsberg; 1870 rückte er mit der 1. Infanteriedivision nach Frankreich, führte diese in den Kämpfen vor Metz und später auf dem nördlichen Kriegsschauplatze an des mit dem Armeecommando betrauten Generals v. Manteuffel Stelle das Commando des 1. Armeecorps, erwarb beide Classen des Eisernen Kreuzes und den Orden pour le mérite, wurde im Juli 1871 Gouverneur von Metz, trat am 13. März 1873 als General der Infanterie in den Ruhestand, zog sich nach Wiesbaden zurück und ist dort am 23. October 1884 gestorben.

Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen, herausgegeben von H. v. Löbell. XI. Jahrgang 1884, Berlin.

B. v. Poten.

Benz: Severin B., Historienmaler, geboren am 14. März 1834 in Marbach (St. Gallen), † am 2. November 1898 zu München, betrieb zuerst die Kunstschlosserei und besuchte zur weiteren Ausbildung das Polytechnikum zu München, wo er zur Malerei überging und an der Akademie, erst bei Anschütz und seit 1857 bei Piloty, rasche Fortschritte machte. Vorzüglich der religiösen Malerei zugethan, lieferte er seit 1860 viele Kirchen- und Andachtsbilder, darunter eine „Auferstehung" 1863 (Stahlstich von H. Merz), wodurch er sich in Farbe und Technik als einen geschickten Schüler seines Meisters bewährte, welchem B. auch bei der Ausführung mehrerer Fresken, z. B. an der Westseite des Maximilianeums (Kaiser Ludwig d. Baier gründet das Stift zu Etal) assistirte. Als tüchtiger Componist bethätigte sich B. in der historischen Galerie des Nationalmuseums (Kurfürst Max Emanuel belagert 1691 Carmagnola in Piemont) und zeigte seinen Farben- und Formensinn auch mit idyllischen Scenen (Mutterglück) und kühneren Genrebildern (Banditen), insbesondere aber malte er in seiner Heimath viele Bildnisse, aber auch ganze Serien von anziehenden landschaftlichen Aquarellen, nicht allein aus der Schweiz, sondern vom Inn und der Salzach u. s. w. Ein schönes Motiv „Tag an der Elm" gestaltete B. 1884 zu einem großen sonnigen Oelbilde. Eine originelle Landschaft mit der „Flucht nach Aegypten" (1879 und 1883) staffirt, konnte als das ausgesprochene Programm aller Vorzüge dieses im fortwährenden Wechsel seiner Stoffe stets frisch und originell bleibenden Künstlers gelten, welcher schließlich noch an einem großen Genrestücke (Obstverkäuferin) arbeitete, dasselbe aber über zunehmender Kränklichkeit nicht mehr zur Vollendung brachte.

Vgl. Nagler-Meyer, Lexikon, 1885. III, 565. — Nr. 306 d. Allgemeinen Zeitung v. 4. November 1898. — Kunstvereinsbericht f. 1898, S. 71. — Bettelheim, Jahrbuch, 1899, S. 119. Hyac. Holland.

Benzler: (Joh.) Lorenz B., Schriftsteller, besonders Uebersetzer, geboren am 19. Februar 1747 als Sohn des gräfl. Lippischen Hofgerichtsassessors J. L. B. zu Lemgo, † am 3. April 1817 zu Wernigerode. Gut und vielseitig beanlagt und dabei sehr fleißig erwarb er sich frühzeitig gute und mannichfache Kenntnisse, aber sein schwächlicher Körper, besonders sein schlechtes Gehör, erschwerten ihm seinen Entwicklungsgang und den Weg zu einem praktischen Berufe. Zwar bezog er im Herbst 1767 die Universität Leipzig, zunächst um den von ihm hochverehrten Gellert zu hören, aber er sah sich bald veranlaßt, das akademische Studium aufzugeben, weil seine Schwerhörigkeit ihm einen fruchtbaren Besuch der Collegien nicht gestattete. Seitdem ihn Gleim, dem der 20jährige im Januar einen Besuch abstattete, kennen gelernt hatte, blieb dieser dem ideal gerichteten bescheidenen Jünglinge und Manne bis an sein Ende herzlich zugethan. Er ebenso wie Benzler's Jugendfreund und Landsmann Wilh. Dohm, der diesem immerwährenden Dank bewies, weil er auf seine Entwicklung segens-

reich eingewirkt hatte, suchten mit allen Kräften ihrem Freunde zu einer leidlichen Lebensstellung zu verhelfen. Eine versuchte Mitarbeit an Basedow's Unternehmungen wurde bald aufgegeben, weil das Wesen des stürmischen Pädagogen dem Benzler's allzusehr entgegengesetzt war. Kümmerlichen Unterhalt fand er durch Abschreiben und Correcturen und 1773—1783 durch die ihm übertragene Leitung des Lippischen Intelligenzblatts, wobei er bei seiner Mutter wohnte. Vorübergehende Verbesserung seiner Einnahmen, aber keine angemessene Thätigkeit gewährte ihm sein Amt als hessischer Postmeister in Lemgo, wozu er im November 1779 bestellt wurde. Endlich ging ihm im J. 1783 ein lange Zeit mit Sehnsucht gehegter Wunsch in Erfüllung, indem ihn Graf Christian Friedrich zu Stolberg zu seinem Bibliothekar in Wernigerode berief, als welcher er seit August d. J. bis an seinen Tod wirkte. Drei Jahre später ernannte ihn der Graf auch mit dringend wünschenswerther Gehaltserhöhung zu seinem Secretär und ertheilte ihm im J. 1794 den Charakter eines Raths. Neben seiner amtlichen Thätigkeit im engeren Sinne fiel ihm auch die dankbare Aufgabe zu, das gräfliche Paar, besonders die geistig überaus regsame und empfängliche Gräfin und die heranwachsenden gräflichen Töchter ästhetisch zu leiten und ihnen von dem litterarisch Schönen der Zeit das beste mitzutheilen. Auch sonst gehört sein gesammtes bedeutungsvolles Wirken der schönen Litteratur an. Zwar sind darin von ihm freie Schöpfungen nicht zu erwähnen, aber sammelnd, leitend und besonders als Uebersetzer hat er unermüdlich und wirksam gearbeitet. Seine gesammelten Fabeln für Kinder wurden drei Mal aufgelegt: 1770, 1773 und 1800; eine englische Poetical library erschien 1786 und 1787 in zwei Bänden. Bei weitem am fruchtbarsten schaffte er aber von jungen Jahren an bis ins späte Alter durch Uebertragung guter und bedeutender Schriften aus verschiedenen Litteraturen in die deutsche Sprache. Seine älteste Arbeit dieser Art war die Uebersetzung des Dionys von Halikarnaß aus dem Griechischen, Lemgo 1771/72. Mit Kl. Schmidt übersetzte er den Petrarca aus dem Französischen und Italienischen. Aus dem Französischen verdeutschte er verschiedene Schriften, z. B. von St. Martin, Luyack und Turgot, eine „Neue Welt- und Menschengeschichte", Bd. 6—17, Münster 1786—1796. Besonders aber führte er eine längere Reihe guter Schriften aus der englischen Litteratur, theilweise zum ersten Mal, bei uns ein, so Goldsmith, Gesch. der Römer, Shaftesbury's philos. Werke 2. und 3. Bd., die Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten nach dem Annual Register (1779—1786), den Englischen Zuschauer (Spectator) 1782—1783, verschiedene weitere Schriften von Goldsmith, Gulliver, Sterne, Swift u. a. m. Während B. selbst sehr bescheiden von diesen Arbeiten dachte und meist seinen Namen garnicht nannte, rühmen berufene Zeitgenossen, ein Herder, Ramler (der sich mit ihm bei der Uebersetzung des Spectator betheiligte), Dohm, Kleuker und kritische Zeitschriften die Gewandtheit, den Geschmack und die Genauigkeit seiner Verdeutschungen; auch Klopstock zollte ihm Anerkennung. Noch ist zu erwähnen, daß er außer dem Lippischen Intelligenzblatt auch von 1774 bis 1776 das Norddeutsche Wochenblatt für Kinder und von 1797 bis in die westfälische Zeit das Wernigerödische Intelligenzblatt leitete. Neben dieser Thätigkeit als Schriftsteller wirkte B. noch in mehrfacher Weise für die Litteratur seiner Zeit. Er besorgte mit Geschmack und großer Sorgfalt die Drucklegung einer Reihe von Schriften Gleim's, Göckingk's, Justus Möser's u. A., sammelte mit Eifer und Erfolg Abnehmer auf die litterarischen Schriften und Almanachs von Klopstock, Wieland, Gleim, Göckingk, J. H. Voß u. A. und verbreitete den Geschmack für die deutsche Litteratur abgesehen von mündlicher und brieflicher Thätigkeit durch geschickt geleitete Lesezirkel. Ueber die hervorragenden Geister und Werke seiner Zeit, von Klopstock, Lessing, Wieland, Goethe,

Herder gibt er als Zeitgenosse durchweg das Urtheil, welches die spätere Zeit als das richtige anerkannt hat. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse und seines Geschmacks nicht weniger als wegen seines bescheidenen liebenswürdigen Wesens stand er mit dem größten Theil seiner litterarischen Zeitgenossen, einem Herder, Lessing, Wieland, Klopstock, Ramler, J. G. Jacobi, Voß, Boie, Claudius, den Grafen F. L. und Chr. und der Gräfin Katharina zu Stolberg u. A. m. in persönlichem, wenigstens in brieflichem Verkehr. Zu seinen nächsten Freunden aber gehörten Dohm, Gleim, Göckingk und Kleuker. Sein sanftes liebevolles Wesen gab den Anlaß zu verschiedenen ihm gelegentlich ertheilten Benennungen, wie Mirtill, Nathanael, Damon und besonders Lebbaeus — nach einer bekannten Figur in Klopstock's Messias. Von Jugend auf fromm und ideal gerichtet, wuchs er doch mehr und mehr, zumal seit seinem Aufenthalt in Wernigerode, an christlichem Ernst und Erkenntniß. Es ist leicht aus dem Briefwechsel zu entnehmen, daß ihm, wenn er auch alte Freundschaften weitherzig pflegte, doch Männer von tieferem christlichen Gehalt wie Kleuker, Jung-Stilling, Lavater, Ewald, Häfeli, vorübergehend auch der Mystiker Obereit, besonders innerlich nahe standen. Im Preise von Benzler's Kenntnissen, Geschmack, Liebenswürdigkeit und Frömmigkeit äußern sich die Zeitgenossen theilweise mit Ueberschwenglichkeit, am meisten Lavater und Herder. Mit tiefer und froher Begeisterung erlebte B. noch die deutsche Erhebung in den Freiheitskriegen, worüber er sich auch schriftlich mit alten Freunden, wie mit der Gräfin Katharina zu Stolberg, mit deren Bruder Friedrich Leopold und mit Kleuker unterhielt. Benzler's Bild ist öfters gezeichnet und gemalt worden. Eine besonders gute Zeichnung von Lavater's Hand — Profil — befindet sich im Besitz eines Urenkels. Gleim ließ ihn im Frühjahr 1788 für seinen Musentempel malen. Die photographische Nachbildung eines andern Brustbildes im Familienbesitz liegt uns vor. Sie ist im Jahrgang 1894 der Harzzeitschrift im Lichtdruck vervielfältigt und zeigt im Profil eine edle Gesichtsbildung, ernsten Ausdruck und merklich gebogene Nase.

Die Quellen der Benzler'schen Biographie fließen verhältnißmäßig reichlich. Verschiedenes bieten das Archiv und die Fürstlichen Sammlungen zu Wernigerode, werthvolles die des Urenkels Dr. Joh. Benzler in Sterkrade. Benzler's Briefe an Gleim enthält die Gleim'sche Familienstiftung in Halberstadt. Ein ansehnlicher Schatz an Briefen wird auf der Bibliothek der Klosterschule zu Roßleben aufbewahrt; 73 St. Briefe Kleuker's an Benzler beruhen in der Fürstl. Bibl. in Wern. Alle diese Hülfsmittel und was an Gedrucktem bisher vorliegt, ist von uns zu einem größeren Aufsatze in der Zeitschr. des Harzvereins f. Gesch. u. Alterth.-Kunde, 27. Jahrg., 1894, S. 1—90 benutzt worden. Ed. Jacobs.

Berchem: Jacques de B., auch Giachet Berchem, Jacobus van Berghem geschrieben, ein Niederländer aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, der bis vor kurzem für identisch mit Jachet de Mantua gehalten wurde; erst durch Auffindung des Bürgerbriefes des letzteren erfährt man den Familiennamen desselben. Es heißt dort: „Jacobus Collebaudi in Vitré, Diöcese Rennes“ (siehe Näheres in Frz. Xav. Haberl's kirchenmusikalischem Jahrbuche 1891, S. 115, auch Monatshefte für Musikgeschichte 1891, S. 33). Ueber Berchem's Lebensumstände sind wir bisher sehr wenig unterrichtet, da seine Druckwerke keinen Anhaltspunkt bieten. Die einzige Nachricht über ihn gibt Pietro Cinciarino in seinem Introduttorio abbreviato di musica piana 1555, p. 11, wo er sagt, daß B. Organist des Herzogs von Ferrara sei. Diese Nachricht gewinnt noch an Glaubwürdigkeit durch die Dedication der drei Bücher Capricii, die B. obigem Herzoge widmet. Fraglich ist es noch, ob der Jachet da Ferrara: Berchem, Buus oder Jacomo Brumel ist. Bei der Feststellung der Werke der beiden Jachet's ist zu beachten,

daß der Berühmtere und nur mit Jachet oder Giachet gezeichnete stets Jachet de Mantua ist, während B. stets mit Vor- und Zunamen gezeichnet ist. Die Vermuthung liegt nahe, daß er sich nach seinem Geburtsorte Berchem, einem belgischen Flecken bei Antwerpen, genannt hat. Ein genaues Verzeichniß seiner Gesänge findet man in der oben bereits verzeichneten Quelle in den Monatsheften 1889, S. 146. Dort werden zwei Sammlungen Madrigale, die eine zu 5 Stimmen vom Jahre 1546 und die andere zu 4 Stimmen vom Jahre 1556 verzeichnet, auf deren Titeln er Giachet Berchem und Jachet Berchem genannt wird, ferner drei Bücher Capricii von 1561, wo er Jachetto Berchem genannt ist. Außerdem werden dort 55 Gesänge, meistens italienische Madrigale und Canzonen nebst einigen Motetten und 5 Messen verzeichnet, die seinen vollen Namen tragen, während alle anderen, nur mit Jachet gezeichneten, die auf S. 133 ebendort verzeichnet sind, dem Jachet di Mantua angehören. Einige Messen, die sich in alten Sammelwerken finden, zeigen uns B. als den Meister im alten contrapunktischen Kunstsatze.

Rob. Eitner.

Berchtold: Josef B., Jurist, geboren am 20. September 1833 als Sohn eines königl. Braumeisters zu Murnau in Oberbaiern, † zu München am 23. October 1894. Die Gymnasialstudien legte er in München zurück, studirte daselbst vom Herbst 1852 ab die Rechte und setzte dieses Studium, nachdem er im J. 1856 eine Preisfrage gelöst hatte, durch ein königl. Stipendium dazu in die Lage gesetzt, bis zum J. 1859 fort an den Universitäten zu Göttingen und Berlin. Er trat sodann in die juristische Praxis ein, gab sie auf, nachdem er am 31. Mai 1862 zu München den juristischen Doctorgrad und am 28. Juli 1863 die Zulassung als Privatdocent der Rechte erlangt hatte. Schon während der Studienzeit und auch nachher ertheilte er Privatstunden und fungirte auch als Hauslehrer. Dadurch erwarb er ein hervorragendes Lehrtalent. Der 25. October 1867 brachte ihm eine außerordentliche Professur der Rechte zu München, das Jahr 1868 daneben die Professur des Staats- und Völkerrechts an der königl. Kriegsakademie; seine Lehrthätigkeit an der Universität erstreckte sich auf die deutsche Rechtsgeschichte, das Staats-, Völker- und Kirchenrecht. Diese angestrengte zu große Lehrthätigkeit, noch verstärkt durch Privatissima, ließ zu wissenschaftlichen Arbeiten kaum Zeit, woraus sich die große Zeitlücke in diesen erklärt, sie stellte aber auch an die Leistungsfähigkeit Anforderungen, welche es erklärlich machen, daß B. zu beständigen Erkältungen neigte, Bronchialkatarrhen und wiederholten Lungenentzündungen unterworfen wurde. Eine solche führte auch den Tod herbei, der ihn kurz nach dem Antritt des Rectorats der Universität im kräftigsten Mannesalter hinraffte. Als er am 16. April 1873 zum ordentlichen Professor der Rechte ernannt worden war, legte er die Professur an der Kriegsakademie nieder, für seine Gesundheit zu spät. Ueberzeugter und frommer Katholik trat er sofort als entschiedener Gegner der Neuerungen des vatikanischen Concils vom 18. Juli 1870 auf, nahm theil an altkatholischen Congressen und Synoden und blieb bis zum Tode ein thätiges Mitglied der Münchener altkatholischen Gemeinde. Daß die Münchener theologische Facultät den Rector nicht zum Grabe geleitete, war für sie keine Ruhmesthat. B. war als Vater, Gatte und Mensch musterhaft, ein treuer Freund, liebenswürdig, heiter und allgemein beliebt. Schriften außer Aufsätzen: „Die Landeshoheit Oesterreichs nach den echten und unechten Freiheitsbriefen“ (München 1862); „Die Entwicklung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschließlich zum Tode Rudolf's von Habsburg“, I. Thl., 1863, gleich der ersten eine treffliche Arbeit, deren Nichtvollendung zu bedauern ist; „Gutachten der jur. Facultät zu München über die Hohenlohe'schen Concilsfragen“, 1869;

„Die Unvereinbarkeit der neuen päpstlichen Glaubensdecrete mit der bayerischen Staatsverfassung“ (München 1871); „Die Bulle Unam Sanctam, ihre wahre Bedeutung und Tragweite für Staat und Kirche“ (München 1887).

v. Schulte.

Berckholtz: Alexandra v. B., Malerin, geboren am 26. August 1821 zu Riga, erhielt schon in früher Jugend durch Reisen in Italien und Frankreich die erste Anregung zur Kunst, welche durch die besten Lehrer, wie Robert Fleury in Paris (1848), Lauchert und Winterhalter, des Coudres und Canon in Karlsruhe (1854/55) genährt wurde. Seit 1865 in München, übte Piloty's Schule (insbesondere Alexander v. Liezen-Mayer), aber auch das Vorbild der Blumenmalerin Theresa Hegg in Nizza (1877) und des Stilllebenmeisters Adam Kunz weiteren Einfluß. Mit mehr als dilettantischem Vergnügen, mit einem wahren Künstlereifer malte Fräulein v. B. viele sorgfältig ausgeführte Porträts, meist Damen aus der höheren Gesellschaft, wie die leider schon 1857 verstorbene schöne Schwester des Dichters Jos. Victor v. Scheffel, Frau Alexandra v. Bodmann, Sophie Freifrau v. Moltke († am 24. November 1878), letztere eine Schwester unserer Malerin, welche beide in feinsinniger Pflege der Kunst, als Kennerinnen der Musik und begeisterte Freundinnen von Richard Wagner's Tondichtungen im edelsten Wetteifer sich überboten. Als weitere Porträts malte Fräulein v. B. die Gräfin v. Moy, Bertha v. Schilcher, Baronin v. Treuberg, die fascinirende Miß Florence Osborn, Freifrau v. Tiesenhausen und viele andere Zierden der damaligen Salons. Mit gleicher Gediegenheit porträtirte sie auch verschiedene Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, darunter die Schlachtenmaler Feodor Dietz und Alexander v. Kotzebue nebst dem Sprachforscher Philipp Reiff. Daneben pflegte sie das Fach der Stillleben und der Blumenstücke, wobei sie durch geschmackvolles Arrangement und feine Farbenstimmung mit ihren alten und neuen Vorbildern rivalisirte. Niemals ermüdete sie aus den neuesten Erscheinungen des Kunstlebens Nutzen zu ziehen, um sich zu fördern und weiter zu bilden. Mit freudigem Eifer durchkostete sie alle Galerien und Ausstellungen, jedes ehrliche Streben in neidloser Anerkennung schätzend und achtend. Die Erträgnisse ihrer Kunst verwendete sie immer zu charitativen Zwecken und setzte auch einen großen Theil ihrer nicht unbeträchtlichen Mittel daran, verdienten Künstlern unter die Arme zu greifen, verzagte Naturen zu neuer Thätigkeit anzureizen und dem wirklichen Talent die Wege zu bahnen. Die Ausübung dieses ebenso neidenswerthen wie großartigen Mäcenatenthums gehörte zu den stillen Freuden dieser wahrhaft edlen Seele und zwar mit der echt evangelischen Praktik, daß die Linke nicht wußte, was die Rechte that. Gleichmäßig cultivirte sie alle Künste, erquickte sich an den Schöpfungen der neuesten Componisten, wie an den Erzeugnissen der jüngsten Dichter, Dramatiker und Tragöden. In der Ausübung ihrer humanitären Bestrebungen fand sie Trost und Hülfe der eigenen, durch gichtische Veranlagung stetig anwachsenden Leiden, welche nie ihre Geduld beugten, wol aber der Ausübung ihrer Kunst zuletzt lähmend entgegentraten. Sie entschlief am 16. März 1899 zu München. Zeitlebens war sie in unverbrüchlicher Treue ihren Freunden zugethan, eine wahre Trösterin und theilnehmende Beratherin in Freud und Leid, in guten Stunden und in schweren Tagen. Dieselbe echte deutsche Treue kettete sie auch an das kaiserliche Haus und dessen Paladine; mit der gleichen Ehrfurcht hing sie am großherzoglichen Hof von Baden, welches sie als ihre zweite Heimath liebte und schätzte.

Vgl. Jul. Meyer, Künstlerlexikon, 1885. III, 586. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895. I, 84. — Abendblatt Nr. 76 der Allgemeinen Zeitung vom 17. März 1899.

Hyac. Holland.

Verdellé: Johann Baptist V., Historienmaler, geboren am 15. Mai 1813 zu Mainz, erhielt die erste Anregung für die Porträt- und Historienmalerei in Düsseldorf bei Schadow, kam 1840 nach München, wo er einen „Nimrod“ zur Ausstellung brachte, welcher, obwohl erblindet, als leidenschaftlicher Jäger von seinem Sohn den Bogen spannen läßt — noch ganz im Sinne seines Meisters, mit einem besonderen Streben nach Farbe. In diesem Sinne setzte V. seine Studien 1841 zu Paris unter dem Vorbilde von Delaroche und Gleyre fort, bereiste Italien, verweilte zu Florenz und Rom längere Zeit, studirte die Werke des Giulio Romano in Mantua und die Venetianer und setzte sich dann zu München fest, wo er durch sein tieferes blühendes Colorit mehr Aufsehen als Theilnahme erwarb. Hier übte der gewaltige Genelli großen, aber nicht förderlichen Einfluß auf V., noch mehr der ganz von hellenischem Wohlklang getragene Bildhauer Fr. Brugger und der mit regeneratorischer Macht bisweilen vorüberstürmende Rahl. Zu diesem Kreise zählten auch Fr. Pecht, der Landschafter Bernhard Fries, der Architekt Gottfried Neureuther und Prof. Dr. Thomas, der ebenbürtige Schüler des großen „Fragmentisten“ Fallmerayer. In diesem so ziemlich der alten eklektischen Schule der Bologneser Caracci entsprechenden Kreise, bei den neuen „Incamminaten“ fand V. frische Anregung und Aufmunterung, aber leider keinen seinen Kräften entsprechenden Auftrag. Um auch Andere auf diesen mühsam gefundenen Weg zu bringen, begründete V. mit seiner dem feinen Agostino Caracci entsprechenden, vorwiegend doctrinären Begabung eine Privatschule für Zeichner und Maler, aus welcher sehr tüchtige Kräfte, wie Jos. Obwexer, R. von Attlmayer (welcher als reicher Grundbesitzer leider der ausübenden Kunst wieder entsagte), der Genremaler A. Deibl und die nachmals im Gebiete der Plastik so gefeierte Elisabeth Ney, die erste nachwirkende Weihe und gründliche Unterweisung empfingen. Wer auf den so gebahnten Wegen weiter ging, hatte es nicht zu bereuen; gar Mancher, der später hochnäsig auf seinen Lehrer herabsah und ihn schnöde vergaß, hatte ihm doch seine ganze Richtung zu danken. Schon damals trug sich V. vielfach mit religiösen Entwürfen, kam aber erst in regen Fluß, als ihm durch die Bekanntschaft mit dem russischen Oberst Andreas Barischnikoff, einem großen Kenner und Freund der Kunst, die malerische Ausschmückung der neuen griechischen Kirche zu Kasan übertragen wurde (1852—55). Dabei kamen ihm wol seine Erinnerungen aus der Marcuskirche zu statten, doch beengte die byzantinisirende Stilistik den schöpferischen Genius. Freier bewegte sich V. in einem Oelbilde „Christus vor Pilatus“ (1853. Vgl. Deutsch. Kunstblatt. 1854. V, 342) und mit einem in der Cholerazeit von 1854 entstandenen Votivbilde, welches auf der Ausstellung des „Vereins für christliche Kunst“ 1861 abermals in die Oeffentlichkeit kam (vgl. L. Lang, Sonntagsblatt 1861, S. 341), wobei das coloristische Element zur Anerkennung gelangte. Auch „Die heil. Frauen auf dem Wege zum Grabe Christi“ (gestochen 1867 von J. H. L. Petersen) datiren in diese Periode. Darauf folgten mehrere von Julius Grosse in der Neuen Münchner Zeitung (vom 22. März und 4. April 1856) freudig begrüßte Bildnisse, darunter das „mit venetianischer Magie, in leuchtenden Tinten und meisterhafter Modellirung behandelte Porträt einer schönen Frau“ und die ganze Figur eines Weibes, welches die Sandalen löst, um ins Bad zu steigen — eine Schöpfung, worüber der mit seinem Lobe sonst so ängstlich geizende Rahl aus Wien an Genelli (Septbr. 1863) meldete: „Die Gestalt ist so schön erfunden und gut gemalt, daß ich glaube, es sei das Beste, was ich von V. sah“. Vorher gingen die „Vier Jahreszeiten“, welche Baron Sina für seinen Salon erwarb; 1867 erschien Verdellé's „Hagen und die Meerweiber“, 1868 sein „Arion auf dem

Delphin, von Tritonen und Nereiden umgeben", eine „geniale Leistung voll Anmuth, Liebreiz und plastischer Ruhe". Seine bedeutendste Arbeit aber bleibt der auch coloristisch wichtige Cyclus im Münchener Polytechnikum, wo der Künstler in vierzehn Figurenbildern (welche in den Gewölbekappen unmittelbar unter dem Oberlichte des Treppenhauses eingelassen wurden) das große Reich menschlicher Erfindungen in Kunst und Wissenschaft zur Darstellung brachte. Die Compositionen sind dem Renaissance-Charakter des ganzen Bauwerkes gemäß, in das Gewand der griechischen Mythe gekleidet. Das Mittelbild zeigt die Geburt der Athena. Daran reihen sich in mythischen Gruppen die Siege des sinnenden Verstandes und der eindringlichen Herrschaft über rohe Gewalt und hemmende Naturkräfte. Vgl. die Schilderung dieser Bilder von Dr. Thomas (in Beilage Nr. 237 der „Allgemeinen Zeitung" vom 25. August 1871), welcher wol auch die Idee dazu gegeben hatte. Das Colorit war tief und satt, die Formen streng, die Ausführung sehr sorgfältig, obwohl der Beschauer durch einen 10 Meter hohen Zwischenraum davon getrennt bleibt — ein Umstand, welcher das Verständniß erschwert, da eine Reproduction unterblieb. Ein zweiter, größerer Auftrag dieser Art zerrann als Project. B. malte wieder Porträts und entwarf viele Compositionen (ein Project zum Vorhang für das neue Theater in Dresden, eine Oresteia in 6 Blättern; Amor und Psyche nach Apulejus; Nessus reicht der Dejanira das blutige Gewand), ohne jedoch die verdiente Beachtung zu finden. Er blieb im Bann der Ideenmalerei. Der Mann, welcher in München, ebenso wie Schorn und Andere wesentlich mitgewirkt hatte den Umschwung der neueren Technik herbeizuführen, wurde vergessen. Erst galt er als zu archäologisch im Colorit, man warf ihm vor, daß er die Patina der alten Niederländer nachgeahmt habe. Sein redliches Streben blieb unbegriffen. Als er nach längerer Pause wieder einmal ein Zeichen seiner Thätigkeit geben wollte, wies die damals etwas vorlaute einer jüngeren Generation entstammende Jury eine allerdings etwas glatt behandelte Scene „Aus dem Leben der Psyche" vornehm von der Ausstellung zurück. Auf das tiefste verletzt und gekränkt suchte B. in den Wellen der Isar den Tod, in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 1876. Einen Theil seines artistischen Nachlasses erwarb später das historische Archiv der Stadt München (für die sog. Maillinger-Sammlung).

Vgl. Beilage 226 der Allgemeinen Zeitung vom 13. August 1876. — Nr. 4336 d. Neuen Freien Presse, Wien, 20. September 1876. — Lützow's Zeitschrift, 1876. XI, 801. — Nagler-Meyer, Lexikon, 1885. III, 589. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895. I, 81. Hyac. Holland.

Berger: Matthias B., Architekt, wurde am 24. April 1825 in der jetzt zu München gehörigen Vorstadt Au als der Sohn eines Maurerpoliers geboren, erhielt in der Volksschule trefflichen Unterricht durch den wackeren Lehrer Georg Reis († am 12. März 1872), welcher dem aufgeweckten Knaben auch die Rudimente der Zeichnungskunst beibrachte. B. diente dann als Mörtelträger beim Bau der kgl. Hof- und Staatsbibliothek und erregte durch seine schöne Handschrift die Aufmerksamkeit des Directors Fr. v. Gärtner, welcher den intelligenten Jungen schon 1838 in sein Bureau nahm und ihn nicht allein zum Planzeichnen, sondern auch bei Anfertigung von Ueberschlägen und Berechnungen verwendete. Damit ergab sich die neidenswerthe Gelegenheit, nicht allein bei den vielen Projecten seines Meisters, sondern auch bei Ausführung der Bauten, des „Wittelsbacher Palais", der kgl. Villa an der Schwabinger Landstraße (deren späterer Umbau zum Palais des Prinzen Leopold Berger's Werk war), dem „Siegesthor" in der Ludwigsstraße verwendet zu werden. B., welcher sich eine Fülle von theoretischen und praktischen Kenntnissen erworben hatte, bestand 1847 mit glänzendem Erfolg die Prüfung als Civilarchitekt und trat nach dem am

21. April 1847 erfolgten Tode Gärtner's in selbständiger Weise auf. Er entwarf den Plan zur ersten Vergrößerung des Friedhofes in der Au, auch lieferte er die stilgerechten Zeichnungen zu den Gedenktafeln in der Auerkirche für König Ludwig I. und den früh verstorbenen Baumeister Daniel Ohlmüller; 1852 veröffentlichte B. ein Werk mit den Ansichten der merkwürdigsten „Grabmonumente des Münchener Gottesackers" und bethätigte sich mit einer Ansicht des „Siegesthors" als Kupferstecher. Gleichzeitig veröffentlichte B. das damals leider nicht beachtete erste Project zur heutigen „Maximiliansstraße": Er dachte dieselbe in directer Verbindung mit einer später von ihm wirklich erbauten Pfarrkirche zu Haidhausen, welche mit ihrem hochragenden Façadenthurm den imposanten Abschluß bilden sollte; die Achse dieser Prachtstraße hätte sich etwas nach Süden geneigt, während sie später nach Bürklein's Plänen parallel der Mittellinie des Hof- und Nationaltheaters hergestellt wurde und als Schluß die lange Fronte des Maximilianeums erhielt. — Der Grundstein zur Haidhauserkirche wurde nach langen Unterhandlungen am 17. October 1852 gelegt; da die Mittel dazu nur durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden konnten, war die Bauperiode eine langgedehnte; 1863 im Aeußern und 1874 auch im Innern vollendet, konnte die Kirche erst 1879 dem Cultus übergeben werden. Sie ist, völlig aus Backstein und Terracotta, im reinen Spitzbogenstile erbaut, ein höchst achtenswerthes Werk, mit einem schlanken Façadenthurme und zwei sehr wirksamen kleineren Chorthürmen, welche auf besonderen Wunsch König Max II. eingefügt wurden. In dem einschiffigen Langbau, welchem sich ein schmälerer Chor gegen Osten anschließt, sind die Strebepfeiler aus klimatischen Utilitätsgründen nach innen gezogen, aber von einem fortlaufenden Umgang durchbrochen. Die Lichtweite von 18 Meter bleibt nur um 4 Meter hinter der berühmten Spannweite der Münchener Michaelskirche zurück. Zu den drei in weißem Carrara-Marmor weniger wirksamen Altären stiftete ein Haidhauser Bürger das kostbare Material; sie wurden von Jos. Knabl ausgeführt, ebenso die vielen, die Außenseite zierenden Statuen, deren Herstellungskosten der Magistrat übernahm. Trotz der gebieterischen Sparsamkeit erzielte der Baumeister eine treffliche Wirkung, insbesondere durch die originelle Arkatur unter dem Dachaufsatz. — Ebenso brachte B. den Spitzbogenstil bei der 1854 begonnenen Pfarrkirche zu Gaimersheim (nächst Ingolstadt) und mit der 1867—1871 erbauten dreischiffigen Hallenkirche zu Partenkirchen in Anwendung. Im J. 1858 wurde ihm die Restauration der Münchener Frauenkirche übertragen; B. war darauf bedacht, einerseits Alles zu beseitigen, was im Laufe von vier Jahrhunderten in unbefugter Weise das altehrwürdige Bauwerk, wenn auch häufig in sehr wohlwollender Weise, mißstaltet hatte, dann aber die störenden Zuthaten möglichst stilgerecht zu ergänzen und unmittelbar aus dem Charakter des Ganzen mit pietätvollster Treue nachzuschaffen. Vieles dabei gelang ihm in erfreulichster Weise. An die Stelle eines barocken, hölzernen Orgelchores setzte er eine Steinconstruction mit feuersicherer Einwölbung und zwar in so sachgemäßer Uebereinstimmung mit dem älteren Theile der Musiktribüne, daß heute Niemand den Unterschied der Entstehungszeit wahrnehmen dürfte. So erhielt das durch neuere Ansprüche bedeutend erweiterte Instrumentalorchester den längst nöthig gewordenen Raum. B. befreite die durch brutale Holzeinbauten verdeckten Rückwände der Chorstühle mit ihren köstlichen Holzsculpturen; in Uebereinstimmung damit componirte er den mit Flügelthüren ausgestatteten Hochaltar (wozu Moriz v. Schwind und Jos. Knabl möglichst stilgerechte Bildwerke lieferten) und die beiden Seitenaltäre, ebenso die erzbischöfliche Kathedra und die kunstvolle Kanzel, erstere von Wirth, letztere von Sickinger mit bewunderungswürdiger Technik in Eichenholz ausgeführt. Allerlei trübe Erfahrungen mit dem vielköpfigen Restaurations-Comité und mit wohlmeinenden Stiftern,

bewogen den Künstler seine Thätigkeit niederzulegen, worauf Ludwig Foltz, nicht zum Besten der einheitlichen Wirkung, das Ganze vollendete. — Ohne Schwierigkeiten erfolgte die Restauration der Herzogspitalkirche. Nach Berger's Plänen entstanden in und außer der Stadt eine große Anzahl von Profanbauten, das spitzbogige burgartige Haus des Prof. Dr. Sepp in der Schönfeldstraße (vgl. L. Förster's Allg. Bauzeitung, XXIII, 153 ff. und im Abendblatt Nr. 227 der Neuen Münch. Ztg. vom 22. Sept. 1858), das heitere Bijou der Hofschauspielerin Clara Ziegler-Christen (Königinstraße), das Café Danner, wobei B. seine Vorliebe für die Formen des Spitzbogens mit großem Geschick bewies. Als Maurermeister hatte B. den früheren Ostbahnhof hergestellt, später folgte der Bau der neuen Maximilianscaserne auf Oberwiesenfeld und das erzbischöfliche Knabenseminar auf dem Domberge zu Freising. Drei große, bis ins kleinste Detail ausgearbeitete monumentale Projecte für eine neue Synagoge, ein prachtvolles Künstlerhaus und einen Justizpalast scheiterten, weil der Künstler an dem dazu als passend erkannten Terrain unerschütterlich festhielt; sie würden der nach allen Seiten rasch sich ausbreitenden Stadt zur bleibenden Ehre gereicht haben. König Maximilian II. verlieh dem Künstler das Ritterkreuz erster Klasse vom heil. Michael. Berger's unverwüstliche Natur erlag am 30. April 1897 den Folgen der Influenza. Sein gesammter artistischer Nachlaß mit allen Zeichnungen, Skizzen, Entwürfen und Plänen wurde am 28. März 1898 durch Georg Mößel versteigert.

Vgl. Franz v. Reber, Bautechnischer Führer durch München, 1876, S. 123. — Hans Moninger, Fr. v. Gärtner, 1882, S. 105. — Julius Meyer, Künstlerlexikon, 1885. III, 605. — Franz Jakob Schmitt in Nr. 102 d. Augsburger Postztg. vom 7. Mai 1897. — Rechenschaftsbericht des Vereins für christl. Kunst f. 1897, S. 12 ff. — Bettelheim's Biogr. Jahrbuch 1898, S. 164. Hyac. Holland.

Berger: Oskar B., Nervenarzt in Breslau, am 20. November 1844 zu Münsterberg in Schlesien geboren, machte seine Studien in Breslau, Berlin und Wien. Nachdem er am 10. August 1867 in Berlin die Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich als Arzt in Breslau nieder, wo er sich seit 1869 speciell der Nervenheilkunde widmete, als erster Docent für diesen Sonderzweig sich 1873 habilitirte, 1877 leitender Arzt des Breslauer städtischen Armenhauses und 1878 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. B., der infolge eines Nierenleidens am 19. Juli 1885 an Apoplexie zu Ober-Salzbrunn starb, wohin er sich zur Cur begeben hatte, hat in seinem Fach recht bedeutende Leistungen aufzuweisen. Ihm sind verschiedene Bereicherungen unserer Kenntnisse in der Nervenheilkunde zu verdanken, und dieser erheblichen Anzahl von Neuerungen entspricht auch die beträchtliche Zahl von Berger's litterarischen Leistungen, unter denen die Monographie „Die Lähmung des N. thoracicus longus" (Breslau 1873) besonders bekannt und verdienstlich ist. Daneben förderte B. die Lehre von den Gelenkneuralgieen, von den Neuralgieen des Genitalapparats, von den Beschäftigungsneurosen, die Kenntnisse über die Beziehungen der Neuralgieen zur Zuckerharnruhr und Nierenleiden, die Behandlung des Gesichtskrampfes u. v. a. Längere Zeit war B. Mitherausgeber des Erlenmeyer'schen Centralblattes für Nervenheilkunde und Mitarbeiter an dem von Mendel (Berlin) herausgegebenen „Neurologischen Centralblatt".

Biogr. Lex., hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt. I, 406; VI, 479.

Pagel.

Berger: Johann B. Freiherr von der Pleiße, k. u. k. Feldzeugmeister, der tapfersten Einer aus den Reihen der alten kaiserlichen Armee, geboren 1768 zu Nagy Márton, trat am 23. Juli 1786 als Cadett in das

Infanterieregiment Nr. 34, nahm im Türkenkriege 1787—1789 an der Belagerung von Schabacz und Belgrad theil und trug bei Eröffnung der Laufgräben durch sein beherztes Benehmen wesentlich dazu bei, daß die Arbeiten fortgesetzt und die Tranchéen erweitert werden konnten. Nachdem B. am 1. August 1788 zum Fähnrich befördert worden war, kam er am 1. April 1790 als Unterlieutenant zum Wenzel Colloredo-Infanterieregiment (Nr. 56). Während des Krieges gegen die französische Republik zeichnete er sich wiederholt durch Umsicht und hervorragende Tapferkeit aus, namentlich 1793 beim Sturm auf Valenciennes und Dünkirchen, in der Schlacht auf dem camp de César und bei Warwick, 1794 in den Schlachten von Tournai, Charleroi und Fleurus, bei Kaiserslautern und bei Mannheim, 1795 bei der Belagerung und dem Sturm auf Mannheim und 1796 bei Würzburg. In diesem Jahre zum Oberlieutenant, am 11. December 1800 zum Capitänlieutenant befördert, zeichnete er sich in der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden aus, indem er beim allgemeinen Rückzuge an 300 Mann verschiedener Regimenter, die zurückgeblieben waren und sich den verfolgenden feindlichen Reitern ergeben wollten, sammelte, sie zur Vertheidigung aneiferte und sie mitten durch den Feind auf einem zwölfstündigen Umwege glücklich zur Armee brachte. Den Feldzug 1805 in Italien machte B. als Hauptmann mit, und commandirte, vor Beginn des Feldzuges von 1809 zum Major vorgerückt, das zweite Bataillon von Nr. 56, an dessen Spitze er in dem Gefecht bei Hausen schwer verwundet wurde. Am 1. September 1809 wurde B. zum Oberstlieutenant, am 8. October 1813 zum Obersten befördert. Am ersten Tage der Schlacht von Leipzig durchwatete er an der Spitze des ersten Bataillons seines Regiments einen vor der Pleiße befindlichen tiefen Abzugsgraben, um das vom Gegner beim Dorfe Lößnig hartnäckig vertheidigte jenseitige Ufer zu forciren, wurde jedoch hierbei durch zwei Pistolenschüsse verwundet, fiel vom Pferde, das ebenfalls verwundet zusammenbrach, und rettete sich nur dadurch, daß er ins Wasser sprang und dasselbe durchwatete, wobei er beinahe ertrunken wäre. „Herr Oberst Berger von Wenzel Colloredo, der verwundet wurde“, so sagt die Relation des FML. Fürsten Liechtenstein vom 22. October 1813, „verdient, daß seine Bravour, mit der er seiner anvertrauten Mannschaft zum Beispiel war, vorzüglich angeführt werde.“ In dem Gefechte bei St. Julien am 27. Februar 1814 that sich das Regiment Colloredo unter Berger's Führung wiederholt glänzend hervor, in dem Gefechte bei Les Lusiettes, 1. März 1814, schlug B., welcher mit dem zweiten Bataillon und zwei Geschützen auf die Höhen von Tairier eilte, um die rechte Flanke der Stellung zu decken, den Feind mit großem Verluste aus den eben erst eroberten Dörfern Crache und Tairier, behauptete die Höhen gegen die ferneren Angriffe und ließ hier unter dem feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuer die neuen Fahnen seines Regiments feierlich einweihen. Es war ein erhebender Act, als die Krieger, von heiliger Begeisterung ergriffen, sich auf die Kniee warfen und mitten im Kampfgetöse schwuren, die Fahnen mit Blut und Leben zu vertheidigen. An dem neu belebten Muthe seiner Soldaten scheiterte jetzt jeder Versuch des übermächtigen Feindes. Bis tief in die Nacht hinein behauptete Oberst B. seine bisherige Stellung, über welcher die soeben gesegneten Fahnen flatterten. In Anerkennung dieser vielen Verdienste erhielt B. ohne Capitelbeschluß infolge Handschreibens des Kaisers vom 26. März 1814 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens und vom Kaiser Alexander von Rußland den St. Georgsorden vierter Classe. Die statutenmäßige Erhebung in den Freiherrnstand mit dem Prädicate „von der Pleiße“ erfolgte im April 1816. Am 21. Mai 1815 kam B. als Commandant zum Infanterieregiment Splényi Nr. 51, am 29. October 1824 wurde er zum Generalmajor befördert

und kam als Brigadier zuerst nach Cremona, dann nach Mantua, wurde 1826 in der Wiener-Neustädter Akademie angestellt, 1827 aber wieder als Brigadier nach Wien eingetheilt. Im J. 1830 kam B. als Militärcommandant von Tirol nach Innsbruck, wo er am 6. September 1832 zum Feldmarschall-lieutenant avancirte und am 5. Januar 1833 zum zweiten Inhaber des Infanterieregiments Nr. 51 ernannt wurde. Im J. 1837 erhielt B., nachdem er von der Stadt Innsbruck zum Ehrenbürger ernannt und von den Ständen des Landes als „Herr und Landmann“ immatriculirt worden war, das Commando der Festung Temesvár, 1844 jenes von Arad, in welcher Eigenschaft er die Stürme des Revolutionskrieges von 1848—1849 mitmachte. Nach der unvermeidlichen ehrenvollen Capitulation der Festung ernannte Kaiser Franz Joseph am 31. Juli 1849 den 81jährigen Helden zum Feldzeugmeister ad honores und zum geheimen Rath und verlieh ihm das Commandeurkreuz des Leopoldsordens. Gleichzeitig trat B. auch nach 63jährigen, fünf Kaisern treu geleisteten Diensten in den Ruhestand. B. war seit 1836 mit Agnes Gräfin Gleispach vermählt und lebte nach seiner Pensionirung zuerst in Wien, seit dem Jahre 1851 aber in Oedenburg, woselbst er am 2. April 1864 im 96. Lebensjahre starb.

Die Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden und seine Mitglieder. — Maendl, Geschichte des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 51. Oscar Criste.

Berghaus: Heinrich Karl B., namhafter Geograph und außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, ist am 3. Mai 1797 zu Cleve geboren. Sein Vater, Johann Isaak B., ein vielseitig gebildeter und geistig sehr regsamer Mann, der sich durch verschiedene Schriften historischen und mathematischen Inhalts, sowie durch seine Mitarbeit an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ und der „Jenaer Litteraturzeitung“ bekannt gemacht hatte, stand als Finanzcalculator im Dienste der preußischen Regierung und unterrichtete seinen Sohn anfangs selbst. Später siedelte die Familie nach Münster über, wo der Knabe das Gymnasium Paulinum besuchte. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich vorzugsweise mit Mathematik und Geographie, sowie als geschickter Zeichner mit dem Copiren von Landkarten und dem Entwerfen von Festungs- und anderen Bauplänen. Seine ungewöhnliche Fertigkeit im Zeichnen lenkte die Aufmerksamkeit des Domdechanten von Spiegel auf ihn, der sich seiner annahm und sich bemühte, sein vielversprechendes Talent zu weiterer Entfaltung zu bringen. Eine günstige Gelegenheit fand sich bald. Der Kaiser Napoleon hatte zur besseren Durchführung seines Continentalsystems beschlossen, einen Canal anzulegen, welcher Lübeck und Hamburg mit dem Rhein und diesen Strom mit der Maas und mit Paris verbinden sollte. Für die umfangreichen Vorarbeiten zu diesem großen Unternehmen wurden zahlreiche Ingenieure und Zeichner gebraucht. Da es aber an solchen fehlte, wurden auch anderweite geeignet erscheinende Hülfskräfte in Dienst genommen. Spiegel benutzte nun diese Gelegenheit, um den Präfecten des westfälischen Lippe-Departements, den Grafen Dusaillant, auf den jungen B. hinzuweisen. Obwol dieser erst vierzehn Jahre zählte, wurde er, nachdem er eine Prüfung im Zeichnen und Feldmessen mit glücklichem Erfolge bestanden hatte, im Juli 1811 als Zeichner im Bureau des Chef-Ingenieurs des Lippe-Departements angestellt. Er erhielt die Amtsbezeichnung eines Conducteurs für den Brücken- und Straßenbau und wurde mit allerlei geodätischen Hülfsarbeiten beschäftigt. Da er die auf ihn gesetzten Erwartungen übertraf, beförderte man ihn bereits im Frühling des folgenden Jahres zum Geographen dritter Classe. Als solcher betheiligte er sich nicht nur an den Vorarbeiten für den geplanten Canal, sondern er mußte auch eine Reihe von

Straßenbauprojecten entwerfen. Allerdings fand diese Thätigkeit schon nach kurzer Zeit ein unerwartetes Ende, als die französischen Behörden des Lippe-Departements infolge der Völkerschlacht bei Leipzig und der Auflösung des Königreichs Westfalen im November 1813 ihre Geschäfte einstellten. B. fand sich indessen schnell in die neuen Verhältnisse hinein. Er stellte sich der preußischen Militärbehörde zur Verfügung, half bei der Formirung der Landwehr in den Grafschaften Tecklenburg und Lingen und trat im Januar 1814 als Freiwilliger beim Oberkriegscommissariate des Reservearmeecorps ein, welches in Rheinland und Westfalen unter dem Oberbefehle des Prinzen von Hessen-Homburg gebildet wurde. Da aber bereits im Mai der erste Pariser Friede geschlossen wurde, fand er keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Nach dem Frieden begab er sich nach Marburg, um dort seine geographischen und mathematischen Kenntnisse durch Universitätsstudien zu ergänzen. Als der Krieg von neuem ausbrach, trat er bei der preußischen Militär-Oekonomieverwaltung ein und wurde dem Commando des 6. Armeecorps zugetheilt, das unter dem Befehle des Generals Tauenzien nach der Bretagne zog. In Rennes cantonnirend, fand er Gelegenheit, auf Reisen in die Umgebung mancherlei geographische Untersuchungen anzustellen und die verschiedenen Methoden der Terrainaufnahme praktisch auszuüben. In Paris lernte er Alexander von Humboldt kennen, mit dem er länger als vierzig Jahre in freundschaftlichem Verkehr und regem Briefwechsel stand. Nach dem zweiten Pariser Frieden ließ er sich zunächst für kurze Zeit in Weimar nieder, um mit den Leitern des dortigen Geographischen Instituts über die Herstellung verschiedener, von ihm theils schon entworfener, theils geplanter großer Specialkarten, unter denen diejenigen der Niederlande und Frankreichs hervorzuheben sind, zu unterhandeln. Hierauf begab er sich nach Berlin, brachte hier seine akademischen Studien zu einem gewissen Abschluß und fand dann 1816 eine Anstellung als Diätar beim Kriegsministerium, das damals gerade mit der seit 1810 begonnenen, aber während der Freiheitskriege unterbrochenen kartographischen Landesaufnahme von Preußen beschäftigt war. Da er sich mit Geschick an der Förderung dieses umfangreichen Unternehmens betheiligte, wurde er 1818 zum Ingenieurgeographen ernannt. Als solcher hat er drei Jahre lang an der preußischen Generalstabskarte gearbeitet. Im Frühjahre 1821 berief ihn der Minister von Altenstein als Lehrer der praktischen Geometrie, des Situationszeichnens und der Maschinenbaukunde an die Berliner Bauakademie. In dieser Stellung wirkte er 34 Jahre hindurch. 1824 erhielt er den Professortitel. 1828 betheiligte er sich an der Stiftung der noch heute blühenden Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1836 siedelte er, ohne indeß sein Amt aufzugeben, nach Potsdam über. Hier begründete er 1839 unter dem Namen „Geographische Kunstschule" eine bis 1848 bestehende Lehranstalt für angehende Kartographen und Geographen, aus der nicht nur vorzügliche Karten, sondern auch verschiedene Schüler, wie Hermann B., der Neffe des Gründers, August Petermann, sein Pflegesohn, und Henry Lange, hervorgegangen sind, die dem Lehrgeschick und der Methode des Meisters alle Ehre machten. 1855 wurde er, obwol er noch keineswegs an Altersschwäche litt, ohne sein Zuthun auf Betreiben des Ministers von der Heydt pensionirt. Er verließ im folgenden Jahre Berlin und nahm seinen dauernden Aufenthalt in Pommern. Seit 1863 wohnte er in Grünhof bei Stettin. Am 17. Februar 1884 starb er hochbetagt in Stettin.

Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind vor allem seine Karten hervorzuheben. Seiner Mitarbeit an der preußischen Generalstabskarte ist bereits gedacht worden. Selbständige Specialkarten gab er heraus über die Niederlande (1816), Frankreich (1824), Afrika (1825) und die Iberische Halb-

insel (1829). Seit 1830 arbeitete er an einem großen Atlas der außereuropäischen Erdtheile, von dem aber nur die erste Abtheilung unter dem Titel „Atlas von Asia“ in sechs Lieferungen zu 15 Blättern von 1832—1843 bei Perthes in Gotha erschien. Da der Preis von 32 Thalern ein zu hoher war, fand das Werk wenig Absatz und konnte deshalb nicht weitergeführt werden. Dasselbe Schicksal erlebte auch ein zweites großangelegtes Unternehmen, „Allgemeiner Seeatlas oder Sammlung hydrographischer Karten und Beschreibungen der europäischen und amerikanischen Meere für den Gebrauch der Seefahrer“ (Berlin 1832). Es blieb ein Torso und enthielt in den fertig gestellten Lieferungen nur Segelanweisungen für die südliche und westliche Ostsee und den Canal. Um so durchschlagender war der Erfolg eines dritten Werkes, des weltberühmt gewordenen „Physikalischen Atlas“, der von 1837—1848 in 18 Lieferungen zum Preise von 34 1/8 Thalern wiederum bei Perthes in Gotha erschien. Er umfaßte in acht Abtheilungen 93 Karten mit Text. 15 Blätter behandelten die Meteorologie und Klimatologie, 16 die Hydrographie, 15 die Geologie, 5 den Erdmagnetismus, 8 die Pflanzen- und 12 die Thiergeographie, endlich 4 die Anthropologie und 18 die Ethnographie. Den äußerst umfangreichen Stoff für diesen Atlas hatte B. schon seit dem Anfang der zwanziger Jahre gesammelt. Alexander v. Humboldt hatte ihn hierbei fortdauernd mit Material unterstützt, und Adolf Stieler und Friedrich von Stülpnagel hatten Rathschläge für die technische Durchführung ertheilt. Die Zeichnung und der Stich erfolgten zum größten Theil unter Berghaus' persönlicher Leitung in seiner Kunstschule zu Potsdam. Der Atlas verfolgte den Zweck, alle wichtigen Erscheinungen aus dem Gebiete der Geophysik anschaulich und übersichtlich darzustellen. Wegen seiner Eigenartigkeit und seiner trefflichen Ausführung fand er allgemeine Anerkennung, aber auch viele Nachahmer. Eine zweite, verbesserte Auflage erschien 1849—51, eine dritte, durch Hermann B., den Neffen des inzwischen verstorbenen Verfassers, völlig umgearbeitete und wesentlich vermehrte von 1886—1892. Um auch dem größeren Publicum und den Bedürfnissen des Unterrichts entgegenzukommen, gab B. 1840 und dann noch öfters als Supplement zu Stieler's Schulatlas ein Heft von fünf, später sechs Karten zur physikalischen Erdkunde und 1850 unter dem Titel „Physikalischer Schulatlas“ einen Auszug aus dem großen Werke, umfassend 28 Karten mit Text, heraus. Theils gleichzeitig mit dem „Physikalischen Atlas“, theils später, veröffentlichte er auch noch eine „Sammlung hydrographisch-physikalischer Karten der preußischen Seefahrer“ (Berlin 1840—1847), einen „Ethnographischen Specialatlas von Deutschland, insbesondere vom preußischen Staate“ (1848), einen „Atlas der österreichischen Monarchie“ (1850) und eine Karte von Preußen in 11 Blättern (1856). Außerdem verbesserte er die Weyland'sche und die große Reimann'sche Karte von Deutschland, lieferte Beiträge zu Stieler's Handatlas und gab Sohr's Handatlas über alle Theile der Erde neu heraus.

Außer seinen kartographischen Arbeiten hat er noch zahlreiche andere Werke geographischen Inhalts verfaßt. Dieselben ragen zwar nicht durch einen Fülle neuer, eigenartiger Ideen hervor, aber sie stellen ein reiches Quellenmaterial zweckmäßig zusammen und sind in einer allgemein verständlichen, geschmackvollen Form geschrieben. Zunächst machte er sich als Mitarbeiter und Redacteur geographischer Zeitschriften bekannt. Seine ersten Abhandlungen erschienen in Bertuch's Geographischen Ephemeriden. Von 1825—1827 gab er in Stuttgart gemeinsam mit K. Fr. V. Hoffmann, von 1828—1829 allein unter dem Titel „Hertha“ eine Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde heraus. Eine Fortsetzung veröffentlichte er als „Annalen der Völker-, Erd- und Staatenkunde“ von 1829—1843 in Berlin. Ein monatlich erscheinendes „Kosmologisches Journal

für die neueste Kunde des Welt- und Menschenlebens“ mußte er bereits nach der Vollendung des ersten Jahrganges 1829 wieder eingehen lassen. Dagegen brachten es sein „Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde“ auf sieben (Berlin 1829—1835), sein „Almanach, der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet“, auf fünf (Stuttgart und Gotha 1837—1841), seine „Zeitschrift für Erdkunde“ auf zwei (Magdeburg 1847—1848), und seine „Geographischen Jahrbücher“ auf drei Jahrgänge (Gotha 1850—1852). Alle diese periodischen Schriften enthalten eine große Anzahl von Aufsätzen aus seiner Feder. Aber auch nicht wenige andere wissenschaftliche und politische Blätter, namentlich die Allgemeine Zeitung, erfreuten sich seiner Mitarbeit. Außerdem gab er als Zeugnisse seiner ungewöhnlichen Belesenheit und Arbeitskraft eine große Menge meist umfangreicher Werke geographischen Inhalts in rascher Folge heraus. Die lange Reihe wurde eröffnet durch ein Buch über Deutschlands Höhen, das auf mehrere Bände veranschlagt war. Leider blieb es unvollendet, da nur das erste Heft, den fränkischen Jura und das Fichtelgebirge enthaltend, zum Abschlusse kam (Berlin 1831, 2. Auflage 1834). In demselben Jahre erschien auch noch ein volksthümlich gehaltenes, hauptsächlich für Unterrichtszwecke bestimmtes „Lehrbuch der Erdbeschreibung“ (2. Auflage bearbeitet von Fr. Schubart, Berlin 1836). Das nächste Jahr brachte den Anfang eines groß angelegten Lieferungswerkes, das unter dem Titel „Asia“ eine Sammlung von Denkschriften über die Geo- und Hydrographie dieses Erdtheils bot und als erläuternder Text zum Atlas von Asien gedacht war (Berlin 1832—1843). Ein weiteres Sammelwerk, eine „Cabinetsbibliothek der neuesten Reisen und Forschungen im Gebiete der Länder-, Völker- und Staatenkunde“, mußte infolge der Theilnahmlosigkeit des Publicums abgebrochen werden. Der erste Band enthielt ausgewählte Schriften der königlichen Geographischen Gesellschaft in London, aus dem Englischen übersetzt (Berlin 1834), der zweite Friedrich Lütke’s Reisen durch das nördliche Eismeer, aus dem Russischen übersetzt von A. Erman (Berlin 1835). Weniger umfangreich war eine als offenes Sendschreiben an Alexander v. Humboldt gerichtete „Geschichte der barometrischen Höhenbestimmung von Berlin und Dresden, nebst einigen Beiträgen zur Hypsographie und Klimatologie von Norddeutschland überhaupt“ (Berlin 1836). Sehr bekannt wurde sein Name in weiten Kreisen der Gebildeten durch die „Allgemeine Länder- und Völkerkunde“ (Stuttgart 1837 bis 1843, 6 Bände) und den durch zahlreiche Karten und Abbildungen erläuterten „Grundriß der Geographie“ (Breslau 1840—1843, 5 Abtheilungen). Mehr an die Fachgenossen wendete sich eine „Sammlung physikalischer und hydrographischer Beobachtungen“, welche an Bord der kgl. preußischen Seehandlungsschiffe auf ihren Reisen um die Erde und nach Amerika angestellt worden waren. Von diesem Werke erschien nur der erste Theil, welcher die wissenschaftlichen Ergebnisse von sechs Reisen der Schiffe „Mentor“ und „Prinzeß Luise“ um die Erde in den Jahren 1822—1842 zusammenstellte (Breslau 1842). Auf ein ganz anderes Gebiet begab er sich mit seiner anonym herausgekommenen „Statistik des preußischen Staates, Versuch einer Darstellung seiner Grundmacht und Cultur, seiner Verfassung, Regierung und Verwaltung im Lichte der Gegenwart“ (Berlin 1845) und seiner „Ethnographisch-statistischen Darstellung des Deutschen Reiches in tabellarischer Uebersicht“ (Gotha 1848). Während er diese Werke bearbeitete, die ein reiches Zahlenmaterial verwertheten, fühlte er das Bedürfniß, einige Hauptgebiete seiner Wissenschaft in allgemein verständlicher, für die reifere Jugend und das Volk bestimmter Form darzustellen. Auf diese Weise entstanden seine „Allgemeine Staatenkunde“ (Stuttgart 1846) und seine „Grundlinien der physikalischen Erdbeschreibung“ (ebenda 1847). Um dieselbe

Zeit verfaßte er, einem damals rasch zunehmenden Bedürfnisse entgegenkommend, zwei mit Karten ausgestattete Reisehandbücher, einen „Führer im Harz“ (Potsdam 1847) und einen „Sicheren Führer in Deutschland“ (Stuttgart 1847). Daneben versäumte er aber keineswegs seine ernsten wissenschaftlichen Studien, namentlich auf dem Gebiete der Völkerkunde. Als Früchte derselben erschienen in diesen Jahren drei umfangreiche Werke: „Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft und ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht geschildert“ (Brüssel und Leipzig 1847, 2. Aufl. 1851, 3. Aufl. 1853, 4. Aufl. 1861), „Die Baudenkmäler aller Völker der Erde, in getreuen Abbildungen dargestellt und mit Hindeutung auf ihre Entstehung, Bestimmung und geschichtliche Bedeutung geschildert“ (Leipzig 1848 bis 1849, Volksausgabe Brüssel 1862—1863, 2 Bände mit vielen Holzschnitten und 144 Tafeln, bearbeitet nach den 1843 in Paris veröffentlichten Monuments de tous les peuples des Franzosen Hippolyt Ernst Breton) und „Die Grundlinien der Ethnographie“ (Stuttgart 1850, 2. Aufl. 1856). Trotz der außerordentlichen Ansprüche, welche diese Werke an seine Arbeitskraft stellten, fand er noch Muße, eine „Geographisch-statistische Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Auswanderung“ zu vollenden (Gotha 1848). Eine um dieselbe Zeit gemeinsam mit H. Rebau begonnene „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde“ ging bald wieder ein. Sie brachte von B. nur eine neue Ausgabe seiner „Allgemeinen Staatenkunde“ und seiner „Grundlinien der physikalischen Erdbeschreibung“ (Stuttgart 1849, 2. Aufl. 1856). Nach dieser Periode erstaunlicher Fruchtbarkeit in den vierziger Jahren gönnte sich B., um seine Gesundheit zu schonen, etwas mehr Ruhe. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre vollendete er keine größeren Werke, doch schrieb er 1852 auf Wunsch der englisch-ostindischen Compagnie einen „Leitfaden der Geographie“, der in die Hindustanisprache, sowie in verschiedene Tamuli- und Dravidadialekte übersetzt und in den indischen Regierungsschulen eingeführt wurde. Einige Jahre später hatte er wieder zwei umfangreiche Werke abgeschlossen: „Das Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Oberlausitz, eine geographisch-historisch-statistische Beschreibung der Provinz Brandenburg“ (Brandenburg 1856, 3 Bände) und „Was man von der Erde weiß, ein Lesebuch zur Selbstbelehrung für Gebildete aller Stände“ (Berlin 1856—1861). Obwol sich bei ihm allmählich die Beschwerden des Alters einstellten, war er auch weiterhin unermüdlich als Schriftsteller thätig. So veröffentlichte er eine „Beschreibung von Schweden, Norwegen und Dänemark“ (Berlin 1858), im folgenden Jahre anläßlich des Feldzuges in Oberitalien eine „Beschreibung des Kriegsschauplatzes in historischer, topographischer und statistischer Hinsicht“ (Berlin 1859, mit Karte), bald darauf eine „Schilderung Deutschlands und seiner Bewohner zur Selbstbelehrung für gebildete Leser“ (Berlin 1860, 2 Bände), wenige Jahre später seinen „Briefwechsel mit Alexander v. Humboldt aus den Jahren 1825—1858“ (Jena 1863, drei Bände) und anonym die „Memoiren eines Sechsundsechzigjährigen“ (Jena 1863), endlich als Abschluß seiner geographischen Thätigkeit das 13bändige „Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen“, eine topographisch-statistische Beschreibung der einzelnen Kreise (Anklam 1862—1868).

Wenn B. auch vorzugsweise Geograph war, so hat er sich doch auch auf anderen Gebieten litterarisch versucht. Als Historiker hat er eine unvollendet gebliebene „Culturgeschichte des deutschen Volkes in Bildern“ (Potsdam 1847), einen „Abriß der Geschichte der geographischen Entdeckungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (Berlin 1857), einen Band „Kritische Studien zur Weltlage“ (Berlin 1859), dann unter dem Titel „Deutschland seit 100 Jahren“,

eine Geschichte der Gebietseintheilung und der politischen Verfassung des Vaterlandes (Leipzig 1860—1862, 4 Bände), ferner eine Studie über „Blücher als Mitglied der pommerschen Ritterschaft 1777—1817 und beim preußischen Heere am Rhein 1794, nebst einer Reihe von Originalbriefen Blücher's" (Anklam 1863), weiterhin eine biographische Untersuchung über den General York, namentlich über seine Großthat in der Poscheruner Mühle (Anklam 1863), sowie eine „Geschichte der Stadt Stettin" (Wriezen 1876) verfaßt. Als Politiker suchte er kurz vor der Februarrevolution durch eine bald wieder eingegangene Monatsschrift „Der preußische Staatsbürger" seine Ansichten zu verbreiten. Als Sprachforscher endlich hat er durch eine Abhandlung über die ursprüngliche Bedeutung der Ortsnamen (Anklam 1863) und durch sein unvollendet gebliebenes letztes Werk, den „Sprachschatz der Sassen, ein Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in ihren hauptsächlichsten Mundarten" (Brandenburg 1878—1884) sich bekannt gemacht.

Nachrufe in den geographischen Zeitschriften des Jahres 1884, besonders in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, S. 578—580 u. im Ausland S. 201—203 (mit Bildniß). — Justus Perthes in Gotha. Gotha 1885. S. 31 ff. (mit Bildniß). Viktor Hantzsch.

Berghaus: Hermann B., Kartograph, Neffe des gleichfalls als Kartenzeichner berühmten Heinrich B., ist am 16. November 1828 als Sohn eines Pfarrers zu Herford in Westfalen geboren. Nachdem er seine erste Kindheit in dieser Stadt verlebt hatte, wurde sein Vater nach Halle bei Bielefeld versetzt. In der Schule dieses Ortes eignete er sich die Elementarkenntnisse an. In den Mußestunden beschäftigte er sich mit Zeichnen, wofür er eine ausgesprochene Begabung besaß. Seit 1842 besuchte er das Gymnasium zu Herford, wohin sein Vater wieder berufen worden war. Da er aber mehr Geschick und Neigung zu technischen Fertigkeiten als zu den alten Sprachen zeigte, nahm ihn 1845 sein Oheim Heinrich B., der in Potsdam eine Kunstschule begründet hatte, zu sich, um ihn unter seiner persönlichen Leitung zum Kartographen auszubilden. Dieser Anstalt gehörten auch August Petermann, Henry Lange und andere späterhin weit bekannte Kartographen als Schüler an. Hier wurde er nicht nur in die Technik, sondern auch in die Theorie des Kartenentwerfens, namentlich in die verschiedenen Projectionsmethoden gründlich eingeführt. Auch eignete er sich durch den persönlichen Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Geographen, sowie durch ausgebreitete Lectüre geographischer und mathematischer Schriften, unterstützt durch eine ungewöhnliche Arbeitskraft, leichte Auffassungsgabe und ein ausgezeichnetes Gedächtniß eine Fülle von gründlichen und wohlgeordneten Kenntnissen an, die ihm später bei seiner vielseitigen Thätigkeit sehr zu statten kamen. Die erste selbständige Arbeit, die er noch in Potsdam lieferte, war eine vortreffliche Karte von Ober- und Mittelitalien, eine Reduction der fast hundertblättrigen Karte von Orlandini. Nachdem er seine Lehrzeit beendet hatte, berief ihn der Verlagsbuchhändler Wilhelm Perthes in Gotha als Mitarbeiter an seine kartographische Anstalt, die schon damals einen Weltruf genoß. Hier erwartete ihn eine Fülle schwieriger Aufgaben. Zu dem Verlage der Firma gehörten mehrere große Kartenwerke, namentlich Stieler's Handatlas, Heinrich Berghaus' Physikalischer Atlas, Spruner-Menke's Historischer Atlas, sowie die Schulatlanten von Stieler und von Sydow, die sämmtlich unausgesetzt durch Ausscheidung veralteter, Einfügung neuer und Verbesserung der zurückbleibenden Blätter auf der Höhe der Zeit erhalten werden mußten. Für diese Arbeiten war B. der rechte Mann. Unermüdlich war er thätig, Generalstabspublicationen, Meßtischblätter und andere Karten großen Maßstabes zu reduciren. Besonders seit der Begründung von Petermann's Mittheilungen,

deren Hauptzweck darin bestand, die Fortschritte der geographischen Entdeckungen weiteren Kreisen bekannt zu machen und kartographisch wiederzugeben, unternahm er es mit Vorliebe, die Berichte der Forschungsreisenden für die Vervollkommnung der Karten zu verwenden. Auch um die Technik der Kartographie hat er sich verdient gemacht. Vor allem zeichnen sich seine Karten durch genaue und plastisch wirkende Wiedergabe des Bodenreliefs aus. Auch zur Verbesserung der Höhenschichtenkarten durch Auswahl passender Farbentöne unternahm er allerlei von glücklichem Erfolge begleitete Versuche. Um eine möglichst weitgehende Genauigkeit dieser Schichtenkarten zu erzielen, sammelte er alle ihm erreichbaren glaubwürdigen Höhenangaben und veröffentlichte eine Auswahl derselben mehrfach in Behm's Geographischem Jahrbuch. Dieses Höhenmaterial, das im Laufe der Jahre einen außerordentlichen Umfang annahm, hat er auf seinen Karten in umfassendster Weise verwerthet. Seine Specialität waren oro-hydrographische Karten, für die er, ehe er sie begann, jahrelang vorher alle erreichbaren litterarischen Quellen zusammengestellt hatte. Ihrer vorzüglichen Ausführung verdankte es die Perthes'sche Anstalt nicht zum geringsten Theile, daß ihr Weltruf trotz wachsender Konkurrenz gewahrt blieb und daß sie aus vielen ausländischen Staaten Aufträge zur Lieferung von Schulkarten und Schulatlanten erhielt. Die technische Leitung dieses wichtigen Verlagszweiges ruhte in Berghaus' Händen, und er hat sehr viele Blätter dieser Unterrichtswerke selbst gezeichnet, die anderen revidirt und ihre Ausführung überwacht. Mit Erfolg wandte er sich auch der Herstellung von Wandkarten zu. Unter diesen ist seine Weltkarte in Mercator's Projection in acht Blatt, Gotha 1863, hervorzuheben. Sie fand namentlich in ihrer englischen Ausgabe als Chart of the World weite Verbreitung und erlebte zahlreiche Auflagen. Sein letztes Werk, das ihm zugleich ein dauerndes Andenken sichert, ist die Neubearbeitung des von seinem Oheim begründeten, 1848 vollendeten Physikalischen Handatlas, der seit seinem ersten Erscheinen infolge der gewaltigen Fortschritte der physischen Erdkunde nahezu völlig veraltet war. B. sah sich deshalb genöthigt, ihn von Grund aus neu zu gestalten. In jahrelanger Arbeit entwarf er einen Gesammtplan, wählte die Mitarbeiter aus, prüfte deren Zeichnungen und Entwürfe, ergänzte sie, soweit es nöthig erschien, und zeichnete sie dann theilweise selbst ins Reine. 1886 waren die ersten Blätter vollendet, doch sollte er den Abschluß des großen Werkes nicht erleben, da sein seit Jahren überanstrengter Körper allmählich den Dienst versagte. Im Anfang des Jahres 1888 befiel ihn ein langwieriges Augenleiden, das schließlich völlige Erblindung des linken und erhebliche Schwächung des rechten Auges verursachte. Im Spätherbst 1890 gesellte sich zu diesem Uebel, wol als Folge sitzender Lebensweise, eine schwere Unterleibsentzündung, die am 3. December desselben Jahres seinen Tod herbeiführte. — B. war ein stiller, bescheidener Mann ohne gesellige Bedürfnisse und jeder Reclame feind, so daß er, abgesehen von engen Fachkreisen, der Mitwelt fast unbekannt blieb, die seine Arbeiten nicht selten seinem weit bekannteren und eine ausgebreitete litterarische Thätigkeit entfaltenden Oheim Heinrich B. zuschrieb. Schriftstellerisch ist er kaum hervorgetreten, auch Schüler hat er nicht hinterlassen, doch bleibt ihm der Ruhm, eine der Hauptstützen der Perthes'schen geographischen Anstalt und ein bedeutender Kartograph gewesen zu sein, der gleichmäßig auf der Höhe der Wissenschaft wie der Technik stand. In Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn 1868 die philosophische Facultät zu Königsberg zum Ehrendoctor, 1885 Herzog Ernst von Gotha zum Professor. 1881 verlieh ihm der Geographencongreß zu Venedig eine goldene Medaille.

Nekrologe: Petermann's Mittheilungen 1891, 37, I—V (Hermann Wagner); Geographisches Jahrbuch 14, 201; Deutsche Rundschau f. Geogr.

u. Stat. 13, 379; Bulletin soc. geogr. roy. Belge 15, 175; Tijdschrift Nederl. Aardrijksk. Genootsch. (2) 8, 769; Scott. geogr. Magaz. 7, 86; Boll. soc. geogr. Ital. (3) 4, 15. Viktor Hantzsch.

Bergk: Wilhelm Theodor B. ist als Sohn des zu seiner Zeit wohlbekannten Litteraten Johann Adam B. und dessen Gemahlin Wilhelmine geb. Agricola am 22. Mai 1812 zu Leipzig geboren. Auf Gemüth und Charakter des Knaben hatte der Vater den größten Einfluß. Bezeichnend ist, daß er ihm am 11. Juli 1825, wo Theodor in die Thomasschule eintrat, eine schriftliche Ermahnung überreichte „Meinem Theodor bei seinem Eintritt in die Thomasschule zu Leipzig“, in welcher er ihm die Pflichten nahelegte, die ihm oblägen. Bald urtheilten Lehrer Bergk's, daß er der beste Schüler der Classe sei; als er April 1830 mit einem langen, in alcäischen Strophen verfaßten Valedictionsgedicht das Gymnasium verließ, erklärte ihn das ihm als Zeugniß überreichte Diplom für „durchaus würdig zu höheren Studien überzugehen“. Die Vielseitigkeit der Gegenstände, welche B. schon in seiner fünfjährigen Universitätszeit umfaßte, war erstaunlich und die Schlagfertigkeit und der Umfang seines Wissens imponirte nicht nur den Studiengenossen, sondern auch G. Hermann, dem Manne, der für Bergk's Studiengang entscheidend war. Seine kritische Befähigung bewies er schon als Mitglied der griechischen Gesellschaft durch die „Commentatio de Sophoclis fragmentis“, welche er Hermann im J. 1833 zum Geburtstagsgeschenk machte. Bald wandte er sich den griechischen Lyrikern zu, dem Lieblingsstudium seines Lebens, zunächst dem Anakreon, danach den Komikern. Die „Commentationes de reliquiis comoediae Atticae antiquae“, ein noch heute anerkanntes Werk, schrieb er 1838 als Inspectionslehrer auf dem Hallischen Waisenhause. Nach einer kurzen, für ihn wenig erfreulichen Lehrthätigkeit in Neustrelitz ging er noch 1838 an das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin über, wo Meineke eine Reihe ausgezeichneter Männer um sich scharte. Mit den philosophischen Dichtern hatte sich B. schon in Leipzig beschäftigt: in Berlin veröffentlichte er ein bedeutendes Programm über Empedokles. Für Meineke's Fragmenta comicorum aber bearbeitete er jetzt die Fragmente des Aristophanes. Schon Ostern 1840 siedelte er indeß nach Kassel über, um auch dort rüstig weiterzuarbeiten. Immer mehr erweiterte sich sein Studienkreis und vertiefte sich seine Auffassung von der Alterthumswissenschaft, die ihn mehr und mehr Böckh und Welcker näherte. Seine litterargeschichtlichen Neigungen bewies er schon früh durch eine vortreffliche Kritik von O. Müller's griechischer Litteraturgeschichte. Den großen Umfang seines Wissens aber bethätigte er in Marburg, wohin er im J. 1842 an C. F. Hermann's Stelle berufen wurde, durch den umfassenden Kreis seiner Vorlesungen. Er las über Encyklopädie der Philologie, griechische Grammatik, römische und griechische Litteraturgeschichte, griechische Philosophie, Archäologie und antike Kunstgeschichte, und es gibt kaum einen bedeutenderen antiken Schriftsteller, den er im Colleg, Seminar oder in der Societät nicht behandelt hätte. Als Programmatarius hat er in Marburg und später in Halle eine sehr umfangreiche, ihn manchmal bedrückende Thätigkeit entwickeln müssen. Seine zahlreichen Schriften (324 Nummern) findet man im 1. Bande der von mir besorgten Kleinen Schriften (Halle 1884 und 1886) verzeichnet. Die Lyriker förderte B. zunächst noch durch einzelne Schriften, die erste große Ausgabe erschien 1843 ohne die Mitwirkung von Schneidewin, mit dem sie B. nach dessen Wunsch hatte gemeinsam bearbeiten sollen. Alsbald verfaßte dieser eine scharfe Kritik, die beide Gelehrte für immer trennte. Wenn Schneidewin in Einzelheiten auch nicht im Unrecht war, so hatte er die Mängel des Buches doch sehr übertrieben. Sein „Delectus“ ist heute vergessen: Bergk's „Lyriker“ dagegen haben, stetig vervollkommnet (2. Ausg. 1852, 3. Ausg.

1866) die 4. Auflage erlebt (I. 1878, II. III. 1882) und sind bis heute ein Hauptwerk der classischen Philologie. Eine Ergänzung dazu bildet die „Anthologia lyrica" (1853, 1868), worin auch der von B. immer von neuem geförderte Babrius enthalten ist. Bergk's Thätigkeit galt aber nicht bloß dem Hellenismus, auch die römische Philologie verdankt ihm viel, vor allem durch Studien zu Ennius, zu den Bruchstücken der Dramatiker, zu Plautus und den Inschriften. „Aller Orten" zeigte er sich heimisch, „aufräumend und Licht schaffend" (Droysen schon. 1845). Mit welcher Virtuosität er die griechische Sprache beherrschte, bewies er 1845 durch ein die Barbarossasage behandelndes griechisches Gratulationsgedicht an die Königsberger Universität. Eben damals legte er auch den Grund zur Beurtheilung und Erklärung der Erigone des Eratosthenes (1846), zugleich aber führten ihn Ritschl's Arbeiten über den Plautus eben diesem Dichter zu. Namentlich für den Trinummus hat außer Ritschl kein Gelehrter so viel geleistet wie B. Der Komödie blieb er zwar lange getreu, aber sein Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit kamen auch anderen römischen Dichtern, besonders den Fragmenten der Sceniker und Lucrez sowie der Sacralpoesie der Römer zu gute. Obwol B. im Grunde eine reine Gelehrtennatur war, so hatte er doch Veranlassung öffentlich für seine politische Ueberzeugung einzutreten, denn 1847—1849 saß er im hessischen Landtage, 1848 war er in Frankfurt einer der 17 Vertrauensmänner. Er bewährte, durchaus constitutionell gesinnt, in seiner politischen Wirksamkeit dieselbe Klarheit, die ihn auch sonst auszeichnete, gab sie aber mit einiger Enttäuschung auf, um ganz zu seinen gelehrten Studien zurückzukehren. Besonders interessirten ihn in jener Zeit auch archäologische Fragen, ein Feld, das er in Freiburg, wohin er, mehr und mehr unzufrieden mit den Verhältnissen in Hessen, im J. 1852 übersiedelte, weiter pflegte. Als er dorthin ging, schied er zugleich von einem Unternehmen, das er, selbst sein eifrigster Mitarbeiter, mit Cäsar zusammen fast zehn Jahre geleitet hatte, der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft". Noch in Marburg bearbeitete er den Aristophanes für Teubner, in Freiburg den Sophokles für B. Tauchnitz. Auch verfaßte er dort die wichtige Abhandlung „über das älteste Versmaß der Hellenen", eine Vorarbeit für Usener's ‚altgriechischen Versbau'. Recht wohl hat sich B. übrigens, trotz der schönen Natur des Landes in Freiburg bei den geringen Mitteln der Universität und der mangelhaften Vorbereitung der Studirenden nicht gefühlt; vielmehr wartete er auf seinem „äußersten Posten" an Deutschlands Grenze auf bessere Zeiten. Diese kamen, als ihm von Halle die Professur für Eloquenz angeboten wurde. Erst hier eröffnete sich ihm eine befriedigende Lehrthätigkeit: 22 Semester hat er in Halle gelesen und alle wichtigen Gegenstände der classischen Philologie behandelt. Selbst wie wenige zur Emendation befähigt hat er seine Schüler doch nie direct zur Conjecturalkritik angeregt: er wollte vor allem Gymnasiallehrer, nicht Universitätsgelehrte bilden. Bald hatte er Bernhardy überflügelt, und schon deshalb erfüllte sich dessen Hoffnung mit ihm noch eine Strecke Weges zusammenzugehen nicht. Beide waren eigenwillige Naturen: keiner wollte dem anderen den Vorzug einräumen, und darum trennten sich ihre Wege. Auch mit Ritschl zerfiel B., als er aus methodischen Gründen von seinem Standpunkte aus dessen Plautuskritik angriff und gegen ihn in scharfem Tone die Schrift über das auslautende D im Lateinischen schrieb. Sein Amt verpflichtete B. in Halle zu einer umfangreichen officiellen Schriftstellerei: nur sein immenses Wissen erklärt die Mannichfaltigkeit der von ihm bearbeiteten Themen. Leider aber war er durch diese kleinen Aufsätze verhindert, seinem Lieblingsplane näher zu treten, der Abfassung einer griechischen Litteraturgeschichte in größerem Stil. Erst nachdem er seine infolge von Kränklichkeit erbetene Entlassung aus dem Lehr-

amte erhalten und nach Bonn übergesiedelt war, konnte er die Arbeit, die er als Lebensaufgabe betrachtete, in Angriff nehmen. Sie ist unvollendet geblieben: nur einen starken Band hat B. (1872) selbst herausgegeben, die übrigen drei G. Hinrichs (1883, 1884) und ich*) (1886). Scharfsinn in den Combinationen und eine gefällige Darstellung zeichnen auch dieses, freilich ebenfalls von Subjectivismus nicht freie Werk aus, dessen Zweck es sein sollte, „zu erneutem Studium der reichen Schätze dieser unvergleichlichen Litteratur“ anzuregen. Die römische Alterthumsforschung förderte B. in der Bonner Zeit durch die Ausgabe des „Index Augusti rerum a se gestarum“ (1873), in der er wie in der Abhandlung „Inschriften römischer Schleudergeschosse“ (1876) sich gegen Mommsen wandte, sowie durch Arbeiten über Topographie und Geschichte der Rheingegenden in römischer Zeit (1882). Zu letzterer war er angeregt worden als Vicepräsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Er trat aus diesem nachmals aus in Veranlassung eines schweren Streites mit Aus m' Werth, bei dem er wol sachlich, aber nicht der Form nach recht hatte. Vorlesungen an der Bonner Universität hat er bis 1876 gehalten. Immer thätig, hat er sich noch in den letzten Jahren seines Lebens an der Erklärung und Verwerthung neuer Funde, wie der Berliner Fragmente von Aristoteles' Ἀθηναίων πολιτεία, deren Verfasser er zuerst feststellte (1881), des Verzeichnisses der Siege dramatischer Dichter in Athen (1879) und neuentdeckter Bruchstücke griechischer Dichter (1880) mit Erfolg betheiligt. Stets erwägend, was sich ihm an Problemen darbot, hat er allein so viel Schriften nachgelassen, wie mancher tüchtige Gelehrte in seinem ganzen Leben nicht veröffentlicht hat. Kein neuerer Gelehrter kann sich mit B. an Vielseitigkeit messen: die verschiedensten Gebiete hat er miterobert oder wenigstens mitangebaut. Ueberall zu Hause gab er selbst „Goethe'sche Paralipomena“ heraus (1857) und nicht nur die eigentliche Philologie, sondern auch die Epigraphik, Dialektologie und Mythologie hat er gepflegt, aber auch numismatische, chronologische und astronomische Studien, soweit sie die Alterthumswissenschaft angehen, getrieben. — Er hat weder Schule machen wollen, noch sich einer Schule anschließen können. Er war nicht der Mann der sogen. „reinlichen Methode“, die Vorzüge seiner Leistungen beruhen auf umfassender Gelehrsamkeit, Scharfsinn und hervorragender divinatorischer Befähigung. Es ist erstaunlich zu sehen, wie viel Bergk'sche Vermuthungen z. B. im Pindar nachträglich die handschriftliche Bestätigung gefunden haben. — Wissenschaftliche Corporationen verliehen B. früh Auszeichnungen: schon 1844 ward er ordentliches Mitglied des archäologischen Institutes zu Rom, 1845 correspondirendes Mitglied der Berliner, 1860 ordentliches Mitglied der Münchener Akademie, in demselben Jahre auch Correspondent der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1876 ihr auswärtiges Mitglied. 1843 war B. Vorsitzender der Kasseler Philologenversammlung, 1867 Vicepräsident der Hallischen. Viele Jahre ist er Mitglied der königl. wissenschaftlichen Prüfungscommission zu Halle gewesen. — Treu gepflegt von seiner Gemahlin Ida, Meineke's ältester Tochter, die er 1843 heimführte, ist B. am 20. Juli 1881 zu Ragaz sanft entschlafen und dort neben Schelling begraben worden. Seine letzten Lebenstage hat seine Gattin in der von mir für den 2. Band der Kl. Schriften gelieferten ausführlicheren Biographie geschildert. Kinder hat B. nicht gehabt.

Rud. Peppmüller.

Bergmann: Friedrich Wilhelm B., elsässischer Sprachforscher, geboren zu Straßburg am 9. Februar 1812, veröffentlichte als Baccalaureus der Theologie die These „De religione Arabum anteislamica“, studirte dann in

*) Ein Register zu den 3 Bänden von mir und W. Hahn erschien 1894.

Göttingen, wo ihn Ewald und O. Müller besonders anzogen, hierauf in Berlin, endlich in Paris, wo er Silvestre de Sacy und Burnouf näher trat. Der zuletzt genannte wies ihn auf die altnordischen Studien hin. 1838 erschien zu Paris Bergmann's Ausgabe der Poëmes Islandais (Voluspa, Vafthrudnismal, Lokasenna). Die Einleitung gibt gut Auskunft über die Vorgänger; selbständig ist der Nachweis, daß die Liederedda erst nach Snorris Prosawerk gesammelt worden ist; ebenso die Rechtfertigung der vierzeiligen Abtheilung des Fornyrdislag im Gegensatz zu der achtzeiligen bei Rask und den späteren nordischen Herausgebern. Die grammatischen Auseinandersetzungen im Glossar zeigen die Kenntniß sowol des Altnordischen als einer Reihe von indogermanischen und semitischen Sprachen, aber zugleich die Neigung zu höchst gewagter Verallgemeinerung seiner Beobachtungen. Die Wurzel TaNa, die er für *τείνειν*, tendere, Dehnen annimmt, setzt er zusammen aus ta hier und na dort (dem Sinne nach = frz. là); er findet sie wieder im hebräischen Natan geben; er vermuthet zu den einzelnen Lauten entsprechende Geberden, z. B. zu N eine ablehnende Handbewegung von links nach rechts. Diese Neigung, welche ihn von den wissenschaftlichen Fortschritten Anderer nur das annehmen ließ, was zu seinen verwegenen Lehren und Erklärungen paßte, mußte ihn natürlich bald außer Zusammenhang mit den meisten Fachgenossen bringen, von denen Jacob Grimm früher mit ihm correspondirt hatte, später noch Liebrecht und Simrock mit ihm in Verbindung standen. 1838 schon wurde ihm der Lehrstuhl für fremde Sprachen an der Straßburger Faculté des lettres übertragen. 1838 vertheidigte er zwei Doctorthesen, eine Théorie de la quantité prosodique, an deren Schluß er sagt: la prosodie dorénavant est une science, und de linguarum origine atque natura. Seine sprachphilosophischen Studien faßte er zusammen als „Resumé d'études d'Ontologie générale et de linguistique générale", wovon die 3. Auflage Paris 1875 erschien. Die Entwicklungslehre hat B. schon vor seiner Bekanntschaft mit Darwin mit der Sprachgeschichte in Verbindung gebracht, und in die nach französischer Art knappe, lichtvolle, fast mathematische Darstellung manche gute Beobachtung eingekleidet. Hübsch ist auch seine kleine Schrift „La priamèle dans les différentes litteratures anciennes et modernes", Straßburg und Colmar 1868 (Ausschnitt aus der Revue d'Alsace), worin sich wieder seine ausgedehnte Belesenheit und sein geschmackvoller Vortrag zeigt, wenn er auch zu weit geht, indem er den Gebrauch dieser Form durchweg aus dem Indischen ableiten will. In der Revue d'Alsace veröffentlichte er auch kleinere Artikel, über die Amazonen u. s. w., im Bulletin der Société littéraire einen Vortrag über Shakespeare. Seine Eddastudien setzte er im Solarliod 1858 und in Gylfaginning 1861 fort. Den Kreis seiner Vorlesungen dehnte er bis auf das Sanskrit aus, welches er zuerst in Frankreich, abgesehen von Paris, in akademischen Vorträgen behandelte. Seine eigentliche Aufgabe wies ihn, außer dem Deutschen, auch auf das Englische und Italienische hin. Bergmann's Buch, „Dante, sa vie et ses oeuvres", erschien in 2. Auflage 1881; auch hier urtheilte er richtig über fremde Irrthümer, ohne eigene zu vermeiden. Im J. 1861 wurde er ständiger Decan der Facultät: französische, italienische, schwedische Orden, später auch preußische wurden ihm zu Theil. Als 1872 die neue Straßburger Universität die philosophische Facultät, welche bis dahin wesentlich nur ein Anhängsel der protestantisch-theologischen gewesen war, selbständig und mit den höchsten Anforderungen neu gestaltete, trat er zwar in diese über und lehnte ein Anerbieten der französischen Regierung, ihn nach Dijon zu versetzen, ab. Aber neben der jugendlich-kräftigen, geistvollen und namentlich methodischen Thätigkeit W. Scherer's war kein Platz für Bergmann's Wirksamkeit; er ließ sich fünf Jahre später emeritiren. Er hat auch nach 1870 noch eine Reihe weiterer Schriften veröffentlicht, besonders Er-

läuterungen zu Eddaliedern, die er auf seine Kosten drucken ließ und verschenkte; zuletzt, indem er zu Jugendstudien zurückkehrte, Arbeiten über das Hohelied, den Prediger Salomonis, Jonas. Auch die elsässischen Dialektstudien suchte er durch die Ausgabe der „Straßburger Volksgespräche“ 1873 zu fördern, setzte aber leider die z. Th. aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Aufzeichnungen dieser satirischen Fraubasengespräche in eine eigenthümliche Orthographie um. Noch etwa 10 Jahre lebte er im Ruhestand, bis ihn am 14. November 1887 ein Schlaganfall wegraffte. Im Directorium der Augsburgischen Confession, in welches er 1869 gewählt worden war, stand er mit Reuß für die liberale Richtung ein; und von dieser Seite ist das Andenken des persönlich milden und würdigen Mannes biographisch erhalten worden.

Le Progrès religieux, XX^e année, Strasbourg 1887, p. 371—373 (Rod. Reuß). E. Martin.

Bergstraeßer: Arnold B., geboren am 3. October 1841, † am 5. Januar 1897, zählt zu jenen Vertretern des Buchhandels, deren Name dauernd sich erhalten wird. Bergstraeßer's Bedeutung liegt nicht darin, der Inhaber eines großen, nach außen hin mächtig wirkenden Geschäftes gewesen zu sein. Die Schöpfung eines solchen war ihm versagt geblieben und zwar hauptsächlich wol, weil er durch seine Verheirathung in die Bahnen eines mittleren gut fundirten Geschäfts geleitet war. Desto größer und mächtiger aber war der Einfluß, den er sich, vermöge seiner hohen Intelligenz und seiner sonstigen reichen natürlichen Gaben unter den Standesgenossen und im öffentlichen Leben überhaupt zu erwerben wußte. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt und als activer Officier dieser angehörend, mußte er dem ihm lieb gewordenen militärischen Beruf entsagen, da eine im J. 1866 bei Beginn des Krieges davon getragene Verwundung ihn für den ferneren activen Dienst untauglich machte. Er wandte sich dem Buchhandel zu und nach seiner Verlobung mit der Tochter des Buchhändlers Diehl trat er in das Geschäft seines Schwiegervaters ein. Später arbeitete er bei Franz in München, darauf bei K. F. Köhler in Leipzig zur Erweiterung seiner buchhändlerischen Kenntnisse. Nach einem weiteren kurzen Aufenthalte in Berlin kehrte er 1868 nach Darmstadt zurück, um schon am 1. Januar 1869 das Sortimentsgeschäft seines Schwiegervaters für eigene Rechnung zu übernehmen. Seiner ausdauernden Arbeit gelang es, dem Geschäft eine weitere Ausdehnung zu geben und es in der Folge zu der hervorragendsten Sortimentsfirma Darmstadts zu machen. Neben dem Sortiment pflegte er auch gleichzeitig den Verlag, und hier waren es namentlich architektonische und technische Verlagsartikel, welche aus seinem Verlage hervorgingen. Bergstraeßer's Thätigkeit beschränkte sich indessen nicht nur auf den Buchhandel, seine bedeutende persönliche Erscheinung, sein gewinnendes Wesen und vor allem die ihm angeborene Macht der Sprache, über welche er in hohem Maße verfügte, brachten es mit sich, daß er auch im communalen und politischen Leben sich Anerkennung und Werthschätzung verschaffte. Als glühender Vaterlandssohn trat er mit Leib und Seele für die Neugestaltung des Deutschen Reiches ein als eine der glänzendsten Stützen der nationalen liberalen Partei und sein Wirken und Schaffen ist allseitig anerkannt und ausgezeichnet worden. Darmstadt hat besondere Veranlassung, B. zu Dank verpflichtet zu sein, war er es doch, der die damals dem Eingehen nahe Polytechnische Schule vor ihrem Untergang bewahrte und sie kraft seiner Energie zu neuem Leben erweckte. Er war es, der für Bewilligung größerer Mittel und anderer Erweiterungen eintrat, wodurch sie zu einer Akademie umgestaltet wurde und jetzt ohne Frage zu den hervorragendsten Instituten Deutschlands zählt. Buchhändlerisch ist sein Name mit des Buchhandels Entwicklung während der letzten Jahrzehnte unvergänglich verbunden. Als

Vorstand des Börsenvereins und als Mitglied verschiedener Ausschüsse hat er sein kraftvolles Wirken seinem ihm lieb gewordenen Berufe mit einer Zähigkeit, einer Liebe und Sorgfalt gewidmet zu einer Zeit, wo die Organisation desselben in neue Bahnen getrieben wurde. Verhältnißmäßig kurz war die Zeit seiner Schaffensperiode, aber dennoch ermöglichte ihm das Schicksal große Erfolge und Resultate. Sein ganzer Charakter war auf das Große gerichtet. Strenges Pflichtgefühl, ein versöhnender Charakterzug und eine angeborene Widerstandsfähigkeit kennzeichnen das reiche Lebenswerk dieses Mannes. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe die Leitung des Geschäftes, welche im J. 1898 den Verlag von der Firma trennte und diesen an Alfred Kröner in Stuttgart käuflich abtrat, woselbst das Geschäft als „Arnold Bergstraeßer's Verlag“ fortgeführt wird. Karl Fr. Pfau.

Berlage: Anton B., katholischer Theologe, geboren am 21. December 1805 zu Münster, † daselbst am 6. December 1881. Er absolvirte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und begann daselbst im Herbst 1824 die philosophischen und theologischen Studien, die er seit 1826 in Bonn fortsetzte. War er schon in Münster, wo die Philosophie und die Dogmatik damals in den Händen der Hermesianer Esser und Neuhaus war, für das hermesianische System gewonnen worden, so war dies in Bonn unter dem persönlichen Einflusse von Hermes in noch erhöhtem Maße der Fall. Er besaß aber einen zu selbstständigen Geist und zu viel speculative Begabung, als daß er ein blinder Anhänger dieses damals am Rhein herrschenden Systems hätte bleiben können. B. gesteht es später, wenn er in der Vorrede des ersten Bandes seiner Dogmatik (1839) von seiner geistigen Entwicklung spricht, unumwunden zu, daß er mehrere Jahre hindurch „einer der eifrigsten Zuhörer von Hermes“ gewesen sei, daß er ihm auch „in mancherlei Hinsicht verpflichtet“ sei und gegen seine Person eine dankbare Verehrung „stets gehegt habe und hegen werde“ (S. VIII). Aber diese Verehrung, fährt er fort, „hat mich niemals bestimmen können, an seine Unfehlbarkeit zu glauben und das eigene Denken aufgebend, ihm bloß logisch nachzudenken, gleich als habe er schon das Höchste in der Wissenschaft erreicht, und als könne die Aufgabe eines jeden Andern bloß darin bestehen, seine Gedanken wiederzugeben, zum Höchsten sie zu verdeutlichen. Schon das Studium der ungleich geistreicheren und tiefsinnigeren Philosophie von Günther, welches ich damals in Bonn schon begann, mußte mich vor einer solchen Ueberschätzung schützen, und nicht weniger trug dann auch mein Aufenthalt in Tübingen dazu bei, mir jene geistige Unbefangenheit zu bewahren, welche, um in wissenschaftlicher Hinsicht auch nur das Geringste zu leisten, absolut nothwendig ist.“

In der That wurde das Jahr, das er zum Abschlusse seiner Studien in Tübingen zubrachte, 1829—30, entscheidend für seine künftige wissenschaftliche Richtung. Er selbst nennt dieses Jahr, in welchem er besonders durch Drey und Möhler erst in die positive kirchliche Dogmatik eingeführt wurde, „eines der glücklichsten Jahre“ seines Lebens und „wohl das fruchtbarste Jahr“ für seine wissenschaftliche Ausbildung. „Ich kam hier“, bemerkt er weiter (a. a. O., S. IX), „mit Männern in einen lebendigen Verkehr, die, gleich ausgezeichnet durch Charakter wie durch Wissenschaft, die verschiedenartigsten Richtungen in der Theologie repräsentirten, dabei aber durch die Gemeinsamkeit des Zweckes, sowie durch gegenseitige Achtung aufs innigste mit einander verbunden waren, und ich erhielt eine wissenschaftliche Anregung, wie ich sie bis dahin gar nicht erfahren hatte. Hätte ich jemals an die Unfehlbarkeit von Hermes glauben können, gewiß, dieser Glaube hätte hier erschüttert werden müssen. Ich lernte hier nicht nur Ansichten kennen, welche von den bisher gehegten vielfach abwichen und zu einer Prüfung derselben dringend aufforderten, sondern ich wurde auch durch den lebendigen,

persönlichen Verkehr zu einem selbständigeren, wissenschaftlichen Streben allseitig ermuntert und angeregt.“ — Im Herbst 1830 begab er sich nach München, um sich auf die Promotion vorzubereiten, und erhielt hier im J. 1831 die theologische Doctorwürde. Darauf wurde er alsbald, noch als Diakon, im Herbst 1831 als Privatdocent an der theologischen Facultät zu Münster zugelassen, wo er als solcher über Apologetik, Dogmengeschichte und Symbolik las. Die Priesterweihe empfing er am 17. März 1832. Im J. 1835 wurde er außerordentlicher Professor, 1836 ordentlicher Professor der Moral, setzte aber daneben auch den Vortrag der dogmatischen Fächer fort, bis er sich seit 1843, als ihm die Moral abgenommen wurde, den letzteren seiner Neigung entsprechend wieder ausschließlich widmen konnte. Seit 1849 war er Senior der theologischen Facultät und in Wirklichkeit das geistige Haupt derselben. Dreimal war er Rector der Akademie, in den Jahren 1849/50, 1855/56 und 1865/66. Von dem Eindruck seiner Persönlichkeit als Lehrer gibt Hülskamp (am unten angeführten Orte) eine anziehende Schilderung. Im J. 1862 wurde B. vom Papste zum Hausprälaten ernannt.

B. nimmt unter den katholischen Dogmatikern des 19. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein. Sein Hauptwerk, die „Katholische Dogmatik“ erschien in sieben Bänden zu Münster 1839—1864. (Bd. I auch als „Einleitung in die christkatholische Dogmatik“, 1839; Bd. II—VII: „System der katholischen Dogmatik“, 1846, 1848, 1853, 1856, 1858, 1864). Es vertritt im Ganzen den Standpunkt der katholischen Tübinger Schule und ist das einzige umfangreichere, aus dieser Schule hervorgegangene Werk, neben den unvollendet gebliebenen Werken von Kuhn und Staudenmaier, das ganz zu Ende geführt worden ist. Berlage's Hauptstärke liegt nach der Seite der speculativen Begründung der Dogmen; dabei wird sein Werk als „Muster klarer Exposition und eleganter Diction“ gerühmt, zugleich „als bestes Prototyp dessen, was und wie man um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland auf gut kirchlicher Seite dogmatisch lehrte“ (Hülskamp). In der „Einleitung“ (Bd. I) sah er es als seine Aufgabe an, sich mit dem hermesianischen System eingehend auseinanderzusetzen, nachdem er dasselbe seit dem Beginn seiner akademischen Lehrthätigkeit wiederholt geprüft hatte und „zu der festen Ueberzeugung gelangt“ war, „daß es in seiner ganzen Richtung, sowie auch in Hinsicht vieler einzelnen Lehren die Censur verdiene, die ihm vom Oberhaupt der Kirche ist zu theil geworden“ (Vorrede S. X). In anderer Beziehung genügte ihm aber die Einleitung nicht mehr, als er nach 25 Jahren das ganze Werk zum Abschluß gebracht hatte. „Manche Ansichten“, spricht er sich darüber in der Vorrede des VII. Bandes aus (S. V f.), „welche ich in der Einleitung z. B. über den Ursprung der Gottesidee, über die Bedeutung der Gottesbeweise u. s. w. ausgesprochen habe und die einigermaßen mit den Ansichten Kuhn's eine Aehnlichkeit und in demselben Bildungsgange ihren Quell und Ursprung haben, habe ich theils bedeutend modificirt, theils als unbegründet gänzlich aufgegeben, und die Einleitung, aber auch nur diese, wird daher in mehreren Punkten eine gänzliche Umarbeitung erhalten.“ Er dachte nämlich daran, eine neue Auflage vorzubereiten und stellte in derselben Vorrede in Aussicht, der Druck der neubearbeiteten Einleitung, in welcher er sich besonders über das Verhältniß von Glauben und Wissen, Philosophie und Theologie eingehend aussprechen werde, solle noch im Laufe des Jahres (1864) erscheinen. Zur Ausführung kam es indessen weder damals, noch später. — Vor der Dogmatik war das derselben zur Grundlegung dienende Buch erschienen: „Apologetik der Kirche oder Begründung der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums in seiner Fortpflanzung und Entwicklung“ (Münster 1834); dasselbe ist Drey gewidmet. Außerdem umfaßt Berlage's schriftstellerische

Thätigkeit die Abhandlungen: „De Deo incorporeo“ (Habilitationsprogramm, Monasterii 1836), „De peccati notione et natura“ (Monasterii 1837), das Programm zum Index Lectionum für das Wintersemester 1838/39: „De partibus theologiae dogmaticae professoris, ut eas nostra potissimum expostulant tempora“ (Monasterii 1838), den Artikel „Firmung“ in der 1. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte, Bd. IV (1850), S. 74—80, und Artikel über specielle Punkte der Dogmatik und Apologetik in verschiedenen Zeitschriften, Sengler's „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland“, dem Münsterischen „Katholischen Magazin für Wissenschaft und Leben“ (1845—48), der Münsterischen „Katholischen Zeitschrift“ (1851—52); auch Histor.-polit. Blätter Bd. 67 (1871), S. 637 ff.

Hülskamp im Literarischen Handweiser 1881, Nr. 302, Sp. 753—758. — Literarische Rundschau 1882, Nr. 1, Sp. 26. — (H. J. Kappen,) Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner (Münster 1882), S. 108—110, 219. — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller (Münster 1866), S. 21; Neue Folge (1881), S. 16. Lauchert.

Berlepsch: **Karoline** (sie selbst nannte sich Lina) Freifrau v. B., Bellestristin, wurde am 29. April 1829 als Tochter des Advocaten Welebil, den sie jung verlor, zu München geboren. Nach ihrer Vorbildung im dortigen berühmten Institut Ascher machte sie eine ausgezeichnete Staatsprüfung als Sprachlehrerin. Später heirathete sie den Advocaten Künstle. Als auch dieser früh dahinging, griff sie, um bessere Erziehung ihrer Kinder zu ermöglichen, zur Feder, womit sie bald Erfolg und Ansehen erntete, zumal tüchtige Verleger ihre Arbeiten übernahmen. Einen Freiherrn v. Berlepsch zogen diese an, und aus einem Briefwechsel erwuchs die Ehe. Seitdem schrieb sie meistens unter dem Namen B. „Mit Rath und That, soweit es ihre in ausdauerndem Fleiße erworbenen Mittel erlaubten, steuerte sie (in München) der socialen Noth und suchte auch Andere zu gleich löblichen charitativen Leistungen zu gewinnen“; so erließ sie noch in den letzten Jahren ihres Lebens an der weitestsichtbaren bezüglichen Stelle, im „Generalanzeiger der Münchner Neuesten Nachrichten“, öfters bewegliche Aufrufe, für Linderung familiärer Noth zu sammeln. Sie starb in der Vaterstadt, wo sie sich fast immer aufgehalten hatte, am 29. März 1899.

Freifrau v. B. ist während dreißigjähriger Schriftstellerei wesentlich Erzählerin gewesen. An eigenem schuf sie da zuerst, ansprechend, durchweg frauenhaft ohne Weichlichkeit, die Schweizer Novellen „Ledige Leute“ und den Roman „Thalia in der Sommerfrische“, dann „Nebelbilder“ (1869). Hernach beschäftigte sie vielfach „Nacherzählung“ bezw. Bearbeitung englisch-amerikanischer und englischer Vorbilder, vor allem von Agnes Fleming und Mary Holmes. Ihr letztes derartiges Unternehmen, eine vielbändige Serie von Uebersetzungen, wurde beifällig gewürdigt (vgl. z. B. 294. Beil. z. Allg. Ztg. v. 19. Dec. 1896 S. 60). Einen deutlichen Beweis ihrer so fruchtbaren Thätigkeit stellt die in Regensburg erschienene Romanbibliothek dar: bis zu der B. Tode seit 1895 26 Bände! Ihr religiös-sittlicher Standpunkt war gemäßigt katholisch. Auf socialem Felde wirkte sie außer in obgenannter Weise auch litterarisch durch einsichtige Beiträge zur Frauenfrage, welch letztere sie nie aus dem Auge verlor. Das belegt auch der theilweise autobiographische Artikel in der 289. Beilage z. Allg. Ztg. v. 16. Oct. 1875. Obgenannte Aufrufe datirten vom Münchener Heime der B., Lindwurmstraße 22, einer Centrale humanitären Wirkens.

Nachruf in der 75. Beilage zur Allgem. Ztg. v. 1. April 1899 S. 8; kürzere Notizen in vielen katholischen Blättern nach dem Tode. Die Nachschlagwerke, auch die litterarischen, bieten nichts oder Belangloses über sie.

Ludwig Fränkel.

Berlichingen: Friedrich Graf v. B., geboren in Mannheim am 26. Juni 1826, † in Heidelberg am 23. Mai 1887, war der Sohn des badischen Geheimrathes und Kammerherrn Maximilian Freiherrn v. B., und seiner Gemahlin Gräfin Anna zu Leiningen-Billigheim. Nach dem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt und der k. k. Ingenieurakademie in Wien, trat er 1843 in österreichische Militärdienste, in welchen er sich als Lieutenant und seit September 1848 als Oberlieutenant in vielen Gefechten in Italien und im Feldzug gegen die Insurgenten in Ungarn auszeichnete. Bei Szöregh am 11. Juli 1849 verwundet und bald darauf vom Typhus befallen, blieb ihm als Erinnerung an diesen Feldzug ein lästiges Gehörleiden, aber auch als ehrenvolles Zeugniß seiner hervorragenden Leistungen das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdecoration. Nachdem er, 1851 zum Rittmeister befördert, größere Reisen unternommen und als Escadronchef während des Krimkrieges an der Aufstellung eines Theiles der österreichischen Armee in Galizien betheiligt gewesen war, verlobte er sich in Mannheim mit Gräfin Ebba Sparre und nahm seinen Abschied aus der Armee, durch die Kammerherrnwürde ausgezeichnet. In Mannheim, wo er sich häuslich niederließ, beschäftigte B. sich mit historischen Studien, als deren Frucht er die „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie", Leipzig, Brockhaus 1861, veröffentlichte. Er war ein unmittelbarer Nachkomme des Ritters Götz, nach dem er auch seinen ältesten Sohn nannte. Vom Kaiser von Oesterreich erhielt B. 1859 den Titel eines k. k. Majors, vom König von Württemberg, in dessen Land er und seine Familie ebenso wie in Baden begütert waren, wurde er in den Grafenstand erhoben. — Als im J. 1860 in Baden eine neue politische Aera auch neue Kräfte in das öffentliche Leben hereinzog, wählte ihn der grundherrliche Adel unterhalb der Murg in die Erste Kammer, der B. von nun an mit kurzen Unterbrechungen bis 1886, 1879 und 1882 durch großherzogliche Ernennung als zweiter, 1883 bis 1886 als erster Vicepräsident, angehörte. Er stellte sich in den meisten Fragen der inneren Politik auf einen grundsätzlich liberalen Standpunkt und scheute auch nicht davor zurück, mit Angehörigen der entschiedenen Linken in Verbindung zu treten, wenn es sich um die Vertheidigung der Volksrechte handelte, bei welcher er ein streitbarer Gegner der Bureaukratie war. Auch hierarchischen Ansprüchen trat B. scharf entgegen, ohne jedoch, als der „Culturkampf" ausbrach, für die staatlichen Maßregelungen der Kirche und ihrer Diener seine Stimme und seinen Einfluß einzusetzen. Auf dem Gebiete der deutschen Politik stand B. mit seiner ganzen kraftvollen Persönlichkeit im österreichischen Lager, und erst nach dem siegreichen Feldzug von 1870/71 und der Gründung des neuen Deutschen Reiches versöhnte er sich mit der Gewalt der Thatsachen. — In der Ersten Kammer war B. ein eifriger und durch das Feuer seiner Rede und die überzeugungstreue Vertretung seines Standpunktes angesehener und gern gehörter Debatter. Der Bau von Eisenbahnen, besonders auch in den bisher von dem großen Verkehr abgeschlossenen Landestheilen, die Frage der Besteuerung, besonders in ihren Einwirkungen auf die Landwirthschaft, der seine vollsten Sympathien gehörten, das landwirthschaftliche Versicherungswesen, namentlich auf dem Gebiete der Rindvieh- und Pferdezucht, waren die Gegenstände, denen er als Berichterstatter und Redner seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Als Großgrundbesitzer war er ein entschiedener Anhänger und Wortführer einer kräftigen Schutzzollpolitik. Aber es gab kaum eine Frage, die in dem Landtag verhandelt wurde, an der er nicht warmen Antheil nahm, und wo er, obwol stets an seiner Fortbildung arbeitend, des Mangels eines systematischen wissenschaftlichen Unterrichts sich bewußt wurde, verschmähte er nie, Rath und Belehrung der hohen Beamten und gelehrten Universitätsprofessoren, die in der

Ersten Kammer seine Collegen waren, in Anspruch zu nehmen. Vor allen schätzte er Bluntschli um der Fülle seines Wissens, der Klarheit seiner Diction, der Achtung des gesunden Menschenverstandes willen. Aber in verba magistri schwor er nie, in gewissen Dingen blieb B. sein Leben lang ein Outsider. Dem hochgewachsenen kräftigen Mann, der, wo er auch war, durch Lebhaftigkeit, anregende Rede, der auch der Humor nicht fehlte, Unbefangenheit im Verkehre mit Hoch und Nieder, der Mittelpunkt des Kreises war, in dem er sich bewegte, seit 1872 auch in Karlsruhe, wo er, wenn er nicht auf seinen Gütern weilte, seinen Wohnsitz hatte, schien ein hohes Alter in geistiger und körperlicher Rüstigkeit in Aussicht zu stehen. Um so lebhafter empfand man in weiten Kreisen die weit klaffende Lücke, als ein heimtückisches Leiden ihn, noch nicht volle 61 Jahre alt, dahinraffte.

Bad. Biographieen IV, 24 ff. v. Weech.

Berlin: Rudolf B., Augenarzt und als Professor der Augenheilkunde in Rostock am 12. September 1897 gestorben, stammte aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz, wo er am 2. Mai 1833 geboren wurde. Seine Ausbildung erhielt er an den Universitäten von Göttingen, Würzburg, Erlangen und Berlin und die Doctorwürde am 8. August 1858 in Erlangen mit einer Arbeit zur Structurlehre der Gehirnoberfläche. B. widmete sich hierauf dem Specialstudium der Augenheilkunde und trat als Assistenzarzt in die Heilanstalt von A. Pagenstecher in Wiesbaden ein. Später ging er dann noch für einige Zeit als Assistent an der chir. Universitätsklinik nach Tübingen, die damals unter Leitung von P. V. v. Bruns stand. 1861 als Arzt in Stuttgart niedergelassen, gründete B. hier eine Privat-Augenheilanstalt und erhielt 1875 die Stellung als Lehrer der vergleichenden Augenheilkunde an der thierärztlichen Hochschule daselbst. Als 1890 Prof. Zehender in Rostock in den Ruhestand trat, nahm B. den Ruf als dessen Nachfolger an und wirkte hier bis zu seinem Ableben. B. erwarb sich während seiner Wirksamkeit in Rostock um die Hebung des Unterrichts in der Augenheilkunde insofern ein großes Verdienst, als auf seine Veranlassung der Bau einer neuen Universitätsaugenklinik daselbst in die Wege geleitet wurde. Die Wissenschaft und die Praxis der Augenheilkunde selbst förderte er durch eine Reihe von an sich recht verdienstvollen Einzelleistungen, meist in Gestalt der Ergebnisse casuistischer Beobachtungen veröffentlicht: über Erkrankungen der Augenhöhle, Veränderungen am Augapfel nach Verletzungen der Schädeldecke, Erschütterungen der Netzhaut, Weg und Verhalten der Fremdkörper im Glaskörper, über Beschaffenheit und Krankheit der Thränendrüse u. v. a. Auch eine neue Behandlungsmethode des sogen. Entropiums (einwärts gerichteten Augenlids) ist von B. angegeben.

Biogr. Lex. I, 414. — Biogr. Jahrb. u. Deutscher Nekrolog, hrsg. von Bettelheim II, 39. Pagel.

Bernatz: Johann Martin B., Landschaftsmaler, geboren am 22. März 1802 zu Speyer als der Sohn eines Maurermeisters und Schlottsteinfegers, war anfänglich zu der letztgenannten Hantirung des Vaters bestimmt (während der ältere Bruder Matthäus das Baufach erwählte), bis 1826 eine Lungenentzündung der Ausübung dieses Handwerkes Einhalt gebot. Johann Martin B., damals schon ein tüchtiger Zeichner, besuchte mit seinem Bruder die Polytechnische Schule zu Wien, versuchte unter Kellerhofen's Leitung in Speyer die Oelmalerei und ging während seines zweiten Wiener Aufenthaltes (1827—29) zur Architekturmalerei über. Im August 1829 kam er nach München und durchstreifte, um Studien zu sammeln, das altbaierische Hochland und Niederbaiern, woselbst er zu Straubing durch den Regierungspräsidenten von Mulzer beauftragt wurde, verschiedene alte, historisch merkwürdige Denkmale für König Ludwig I. zu

zeichnen. Auch entstanden zahlreiche Oelgemälde und Aquarellen, welche in ihrer Verbindung von Architektur und Landschaft und durch die gewissenhafte Treue und sorgfältige Durchbildung die Aufmerksamkeit des Hofraths und Professors Dr. G. H. v. Schubert erregten, da dieser 1836 für seine längst geplante Orientreise einen tüchtigen Maler und Zeichner als Begleiter suchte. So zog B. mit Schubert und dem so früh vollendeten Dr. Erdl über Konstantinopel durch Kleinasien, Palästina und die Sinai-Halbinsel nach Aegypten, alle merkwürdigen Gegenden, Bauwerke, ihre Ansichten und Trachten mit seinem Stifte festhaltend. Eine Auswahl davon auf 40 Blättern gab B. nach seiner Rückkehr unter dem Titel „Bilder aus dem heiligen Lande, nach der Natur gezeichnet" (Stuttgart 1839 bei Steinkopf) heraus. Infolge dieser musterwürdigen Leistung erging eine Einladung aus England an B., sich mit Dr. Johannes Roth einer nach Ostindien bestimmten Expedition anzuschließen. Als die Reisenden nach halbjähriger Seefahrt zu Neujahr 1841 in Calcutta eintrafen, legten sich unübersteigliche Hindernisse dazwischen. Dagegen betheiligte sich B. im Auftrag der englisch-indischen Regierung an einer wissenschaftlichen Durchforschung Abessiniens. Endlich nach mehr als dreijähriger Abwesenheit kehrte unser Zeichner zurück und publicirte die Früchte seines Fleißes unter dem Titel „Scenes of Ethiopia" (London 1852, in Steindruck des Münchener Peter Herwegen); eine deutsche Bearbeitung erschien zu Stuttgart 1854 und Hamburg 1855 bei R. Besser unter dem Titel: „Bilder aus Aethiopien. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Joh. Martin Bernatz, Maler der brittischen Gesandtschaftsexpedition nach Schoa in den Jahren 1841—43. Gewidmet mit besonderer Erlaubniß der Königin Victoria von England." Das Prachtwerk zerfällt in zwei Abtheilungen: 1. Aden und das heiße vulkanische Tiefland des Danakil. 2. Das Hochland von Süd-Abessinien und Schoa. — Durch Vermittelung von A. v. Humboldt malte B. eine kostbare Sammlung der merkwürdigsten „Skizzen zur Länder- und Völkerkunde" in Oel für das Album König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen. Von da galt B. gleich einer wissenschaftlichen Autorität: Humboldt, Schubert, Barth und Petermann erwiesen ihm Beifall, Anerkennung und Hochachtung; sein Lob verkündeten Karl Ritter und Dr. G. Parthey in Berlin (Vortrag in der Sitzung des Geographischen Vereins vom 15. December 1852). Kein Reisewerk erschien ohne wenigstens mit einigen Illustrationen von seiner Hand, so die „Palästina-Beschreibung" von Fr. Adolf und Otto Strauß („Die Länder der heiligen Schrift, mit 100 Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernatz, Strähuber und Meermann" (Leipzig 1861 ff.), Barth's „Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika" (Gotha 1857), W. v. Harnier's „Reise am oberen Nil" (herausgeg. von Adolf v. Harnier, mit Vorwort von A. Petermann. Darmstadt 1866, mit 27 Blatt in Farbendruck) u. s. w. — Seit 1846 hatte B. sich bleibend zu München niedergelassen. Regelmäßig zeigte er auf den großen Kunstausstellungen (1858 ff.) seine Aquarelle und Oelbilder, z. B. den „Bahr-Assal im vulkanischen Tieflande der Danakil" (1864); „Die nubischen Salzseen", das Prachtbild mit der „Innenansicht der Kirche auf dem Sinai-Kloster" (1871 und 1877), den „Vorhof der Suleiman-Moschee in Constantinopel" (1874). Auch bei der Verloosung zum Besten der allgemeinen deutschen Invalidenstiftung spendete B. eine werthvolle artistische Ehrengabe („Fluß Rori im Hochlande von Schoa"). Uebrigens litt der Künstler doch unter diesen wissenschaftlichen Bestrebungen: seine Bilder trugen vorwiegend das Gepräge der Wahrheit, häufig auf Kosten des malerischen Eindrucks und die Farbe wurde hart und schwer; auch bei der Wiedergabe von architektonischen Denkmalen überwog nicht die poetische Stimmung, sondern die Treue. Was sie also auf der einen Seite für die Wissenschaft gewannen, ging freilich theilweise für die Kunst

verloren. Dessenungeachtet blieben seine überaus fleißigen Arbeiten doch ein Zeugniß und eine Zierde deutscher Ausdauer und Beharrlichkeit. B. entschlief am 19. December 1878 nach längerem, zuletzt schwerem Leiden.

Vgl. die Nekrologe in Beilage 28 d. Allgem. Ztg. v. 28. Januar 1879 u. in Nr. 148 des Augsburger Sammler v. 21. Dcbr. 1878. — Kunstvereins-Bericht f. 1878, S. 74. — Julius Meyer, Künstler-Lexikon, 1885. III, 650. — Müller-Singer, 1895. I, 112. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895. I, 84. Hyac. Holland.

Bernatz: Karl B., Architekt, geboren am 21. Mai 1831 zu Straubing, bildete sich unter dem Einflusse seines Vaters, des nachfolgend genannten Matthäus B., an der Münchener Akademie bei Ziebland, trat als Salinenbeamter in den Staatsdienst zu Reichenhall, nachdem er schon als Praktikant eine große Thätigkeit entwickelt hatte: er leitete den Umbau des Klosters und der Martinskirche zu Dietramszell, die Restauration der Pfarrkirche zu Tölz und fertigte das Project für das dortige Krankenhaus. Während seines Aufenthaltes zu Reichenhall erbaute B. den ersten protestantischen Betsaal und die Villen des Ritter v. Mann und jene herrliche Schöpfung für den Freiherrn v. Karg-Bebenburg, das Forsthaus zu Weißbach bei Lofer und das Salzmagazin zu Laufen, außerdem besorgte B. die Restauration der Apsis und die Erneuerung des Hochaltares für die alte romanische Kirche zu St. Zeno. Im Auftrage des Königs Maximilian entwarf B. auch die Pläne für das neue, auf der Westseite des Starnbergersees über Feldafing zu erbauende Schloß, dessen Ausführung nach rascher Herstellung der Grundmauern durch den frühen Tod des Monarchen ein leider unvollendetes Project verblieb. Nach längeren Studienreisen in Italien (1864 und 1865), Frankreich und den Rheinlanden (1867) kam B. als Bauamtmann nach Augsburg, wo er die Ausführung des dortigen Justizpalastes leitete und die neue dreischiffige Säulenbasilika im benachbarten Friedberg (1871—73) erbaute, ein ganz originelles, im italienisch-romanischen Stile gehaltenes, vielgerühmtes Kunstwerk, welches Ferdinand Wagner mit seinem berühmt gewordenen Freskencyclus schmückte (vgl. Steichele, Das Bisthum Augsburg, 1874, XXIII. Heft, S. 60 ff. u. Johannes Schrott in Beil. Nr. 209 d. Allgem. Ztg. vom 28. Juli 1878). In München wurden ihm die umfangreichen Erweiterungs- und Verbesserungsbauten der oberbairischen Kreisirrenanstalt zu Giesing übertragen, eine Aufgabe, deren sich B. nach einer officiellen Reise in die Schweiz, nach Elsaß-Lothringen und Baden in anerkannter Vortrefflichkeit entledigte, so daß ihm auch die großen Neubauten an der Irrenanstalt zu Erlangen und die ganze Anlage der mit landwirthschaftlichem Betriebe verbundenen Anstalt Gabersee-Pflegham übertragen wurden. Nach einer längeren Wirksamkeit als Regierungs- und Kreisbaurath zu Ansbach wurde B. 1883 nach München und 1887 als Oberbaurath ins Staatsministerium des Innern berufen, wo er vielfach ausgezeichnet und geadelt, nach schweren Leiden am 16. Januar 1898 aus dem thätigen Leben schied.

Vgl. Julius Meyer, Lexikon. Lpz. 1885. III, 651.

Hyac. Holland.

Bernatz: Matthäus B., Hydrotechniker, geboren am 21. April 1800 zu Speyer, der Stammvater einer Künstlerfamilie, welche sich im Wasser- und Hochbau hervorgethan. Zuerst, ebenso wie sein Bruder, der vorgenannte Landschaftsmaler Johann Martin B., im Maurer- und Schlotfegerhandwerk seines Vaters verwendet, studirte er doch am Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt, dann 1821 am k. k. Polytechnischen Institut und der Universität zu Wien, bestand 1825 mit Auszeichnung die Prüfung für den bairischen Staatsdienst, wurde 1827 Bauconducteur in Kempten und 1829 in Straubing, 1834 Bezirksingenieur, Bauinspector in Deggendorf, 1840 Regierungs- und Kreisbaurath in

Landshut. 1855 Oberbaurath an der „Obersten Baubehörde im Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten“, trat 1870 in den Ruhestand und starb am 12. Februar 1882. B. hat als der tüchtigste Hydrotekt seiner Zeit an der Entwicklung des deutschen Flußbauwesens einen hervorragenden Antheil. Er rang mit Uferbauten, Schleußen und anderen Correctiven sozusagen mit der Wasserkraft und machte sich selbe dienstbar. Seine Berechnungen waren immer originell, wirksam und untrüglich. Seinem Willen gehorchte das wildeste Element. In Uferbauten und Brücken und Dämmen überbot er sich selbst; sie bewährten sich im praktischen Verkehr. Das Großherzogthum Baden ehrte frühzeitig seine Verdienste durch Verleihung des Zähringer Löwenordens; Baiern durch das Ritterkreuz I. Classe des Verdienstordens vom heil. Michael. Seine drei Söhne, darunter der vorgenannte Karl B., wendeten sich mit großem Erfolg zum Bauwesen.

Vgl. Jul. Meyer, Lexikon, 1883. III, 651. Hyac. Holland.

Bernays: Jacob B., classischer Philologe, 1824—1881. Den Geburtstag, den er selbst weder auf der Schule noch auf der Universität angegeben hat und auch seine Familie nicht kannte, hat Herr Schulrath Hoche im Geburtsregister der jüdischen Gemeinde zu Hamburg ermittelt*). B. ist danach am 11. September 1824 zu Hamburg geboren, als ältester Sohn des mit einer geb. Berend aus Hannover vermählten dortigen Rabbiners. Der hochgebildete und gründlich gelehrte Vater ließ sich die geistige Entwicklung seines Erstgeborenen besonders angelegen sein; der tägliche Verkehr mit dem Vater und dessen nahem Freunde Dr. M. Isler, dem bekannten Schüler B. G. Niebuhr's, förderte den begabten Knaben zu früher Geistesreife. Hier ist die eigentliche Quelle der geistigen Bildung und Richtung zu suchen, die Bernays' Wesen ausmacht. In den beiden Gelehrtenschulen Hamburgs, dem Johanneum und akademischen Gymnasium, die er zuletzt, im ganzen vier Jahre lang, besuchte, hatte er zwar das Glück, ausgezeichnete und anregende Lehrer zu finden, wie den Thukydidesforscher Ullrich und den mit Religionsgeschichte und Archäologie beschäftigten Chr. Petersen: aber eine merkliche Umlenkung hat B. durch sie nicht erfahren. Mit den beiden classischen Sprachen, in denen er bei Isler den Grund legte, verband der Vater eine gründliche Unterweisung in der hebräischen Sprache und Litteratur, den Talmud eingeschlossen. Der Vater war es auch, der ihn zeitig anleitete, nicht in geläufigen Handbüchern Belehrung zu suchen, sondern auf die grundlegenden Werke früherer Meister, vor allem Joseph Justus Scaliger's zurückzugehn. Der angeregte Verkehr des Hauses brachte von selbst die Bekanntschaft mit den neuen Litteraturen, in erster Linie der englischen und französischen mit sich.

Bis zum zwanzigsten Lebensjahre blieb B. in dieser unvergleichlichen Schule. So war er zu seltener Reife gediehen, als er im J. 1844 (immatriculirt am 29. April) die Universität Bonn bezog. Unter seinen dortigen Lehrern hebt er in dem seiner Dissertation angehängten Lebensabriß den Philosophen Chr. Aug. Brandis, den Historiker Dahlmann, den Orientalisten Freytag hervor. Für die classische Philologie wirkte damals in noch ungetrübter Kraft, erfrischt durch die große griechische Reise (1841—43), reif und abgeklärt wie firner Wein, Friedrich Gottlieb Welcker (geb. am 4. Novbr. 1784). In noch aufsteigender Linie bewegte sich die außerordentliche Kraft Friedrich Ritschl's. Eben 38 Jahre alt geworden, stand Ritschl wie ein Schnitter auf dem Aehrenfeld seiner Plautinischen Forschungen und band die vollen Garben des reichen Ertrags seiner

*) In Brockhaus' Conversationslexikon (13. Aufl.) 2, 859 wird fälschlich der 18. September 1824 als Geburtstag angegeben.

italienischen Reise und der daran sich schließenden, nach allen Seiten, auf Textgeschichte, Sprache, Metrik, Litteratur und Institutionen des Alterthums Licht verbreitenden Studien. Gerade damals, als B. in seine Kreise trat, entfaltete Ritschl eine ungewöhnlich vielseitige und, wie immer und überall, tief eindringende Thätigkeit. Die Parerga zu Plautus und Terenz (Leipzig 1845) gingen ihrem Abschluß entgegen, von der Vorbereitung der Ausgabe des Plautinischen Trinummus zeugten die Programme der Jahre 1844 und 1848; zu einer kritischen Ausgabe von Dionysios' altrömischer Geschichte legten Programme der Jahre 1846—47 den Grund; die alten Studien über die Geschichte der griechischen Grammatiker lebten in dem Abdruck des Etymologicum Angelicanum (1846—47) wieder auf; und daneben liefen die bahnbrechenden Untersuchungen über Varro's Schriftstellerei (1848, Rhein. Museum 6, 481 ff.), über die Loghistorici und die Disciplinarum libri (1845) her — um nur die Hauptsachen zu erwähnen. Wer diesem Manne damals richtig vorbereitet näher trat, der mußte wie mit elementarer Gewalt fortgerissen werden. Das war der Fall bei B. Der Zauber, den Ritschl auf seine Schüler ausübte, war nicht denkbar ohne den Herzensantheil, den er jedem strebsamen Schüler entgegenbrachte. B. wurde bald Ritschl's Lieblingsschüler. Es ist schwer zu sagen, ob der Schüler den Lehrer oder der Lehrer den Schüler mehr ins Herz geschlossen hatte. Auch von Seiten der Commilitonen fehlte es nicht an Anregung. Zu der Garde des philologischen Seminars gehörte noch Leopold Schmidt (promovirt am 25. Juli 1846), der Holländer Eugen Mehler (promovirt am 18. Juli 1846), der Linguist August Schleicher (promovirt am 10. Januar 1846), der spätere Orientalist Max. Enger, der Lucrezforscher Joseph Reisacker (promovirt am 17. December 1847), Anton Lowinski, etwas später auch Georg Bunsen.

Die Luft, in die er eintrat, war geladen mit Elektricität. Sein erstes Semester fiel in den Sommer, in dem die berühmte Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier gewagt wurde, welche die Gründung einer deutschkatholischen Gemeinde durch Ronge veranlaßte. Von Bonn gingen damals die vernichtenden Broschüren Gildemeister's und v. Sybel's aus, welche der rheinische Clerus erst in der Conflictszeit zu vergessen anfing. Männer wie E. M. Arndt und Dahlmann boten wie Säulen dem aufgeklärten Liberalismus der jüngeren Generation Anhalt. Es war zudem die Zeit des jungen Deutschland, der Hallischen Jahrbücher, der vollen Wirkung von D. F. Strauß und L. Feuerbach. Der nahe und rege Verkehr in den Familien hervorragender Professoren, die dem feingebildeten und geistvollen Jüngling das gastliche Haus gern aufthaten, zog ihn in all diese schwebenden Fragen des Tages hinein. Es fehlte darin nicht an geistreichen Damen, die aus dem gleichen Stamme erwachsen waren und unwillkürlich bestimmenden Einfluß auf die jugendlich bildsame Seele des Studenten gewannen. Das Bedürfniß, die politischen, kirchlichen, socialen und wissenschaftlichen Fragen des Tages aufmerksam zu verfolgen und sie mit den geschichtlichen Thatsachen, die ihm sein ausgebreitetes Wissen zur Verfügung stellte, in Zusammenhang zu setzen, muß sich schon damals in ihm befestigt haben. Wenn in späteren Jahren parlamentarische Debatten ihn erregten, pflegte er zu Demosthenes oder Mirabeau zu greifen; der Krieg von 1866 drückte ihm den Thukydides in die Hand. Und bei der bloßen Betrachtung ließ er es nicht bewenden: er stellte auch seine Prognosen; manchen Kassandraruf hat er erschallen lassen, oft mit treffendem Seherblick. Noch eine andere, auch für seine Schriftstellerei wichtige Eigenthümlichkeit glaube ich aus jenen Beziehungen der Universitätszeit herleiten, oder doch wenigstens ihre Befestigung daraus erklären zu müssen: das Bestreben, seine Erkenntnisse, vornehmlich allgemeinere Sätze so lange zu wenden und zu drehen, bis er die bündigste und

treffendste, möglichst pikante Form dafür gefunden hatte. Die hinterlassenen Entwürfe führen anschaulich vor Augen, wie er nicht müde wurde, denselben Satz immer von neuem umzuschreiben, so lange bis ihn die Prägung befriedigte.

In seinen Studien, die B. durch eifrige und ausgebreitete Lectüre förderte, hatte von Anfang an die alte Philosophie, Platon und Aristoteles, die Vorsokratiker und unter ihnen vornehmlich Herakleitos, die Darstellung der Epikureischen Physik bei Lucretius und die stoische Popularphilosophie des Seneca eine centrale Stellung; daneben fesselten ihn sein ganzes Leben hindurch die Berührungen des Judenthums mit der antiken Cultur; auch wichtigere Denkmäler antiker Geschichte, wie Thukydides, Cicero's Briefe, Sallustius und Suetonius haben ihn, wie in der Jugend, so auch im späteren Leben oft von neuem angezogen. Schon im J. 1845 konnte Ritschl eine Preisaufgabe bei der philosophischen Facultät beantragen, die ganz eigentlich auf B. zugeschnitten war, die Erforschung der handschriftlichen Ueberlieferung des Lucretius zu dem Zwecke, für die Herstellung des Textes feste Normen zu gewinnen. Die Liberalität J. Geel's und seine Freundschaft für Ritschl gab B. die Möglichkeit, die beiden entscheidenden Leidener Handschriften in bequemer Muße zu Bonn durchzuarbeiten. So entstand seine erste größere Arbeit, die am 3. August 1846 mit glänzendem Elogium preisgekrönte und — eine seltene Ehre für einen Studenten — im Rheinischen Museum von 1847 (5, 533 ff.) abgedruckte Abhandlung „De emendatione Lucretii“. Durch das Meisterwerk C. Lachmann's (1850) ist diese Jugendarbeit in Schatten gestellt worden, aber es blieb ihr unbestrittenes Verdienst, die wesentlichen Erkenntnisse zuerst entwickelt zu haben. Inzwischen schickte sich B. an, seine Universitätsstudien durch die Erwerbung der Doctorwürde abzuschließen. Zum Stoff der Dissertation wählte er seine schöne Entdeckung, welche für die Analyse der Hippokrateischen Schriftensammlung bahnbrechend gewirkt hat, daß in einem Abschnitt des ersten Buchs von Hippokrates ‚Ueber Diät‘ deutliche Benutzung von Herakleitos vorliege. Die Arbeit erschien als „Heraclitea, particula I.“, die angehängten 12 Thesen zeugen wie die Arbeit selbst von dem weiten Umfang der bisher betriebenen Studien; er vertheidigte sie am 14. März 1848 und erwarb sich damit die Doctorwürde summa cum laude. Noch in demselben Jahre habilitirte sich B. als Privatdocent der classischen Philologie zu Bonn. In dem Colloquium trug er eine Abhandlung „De scriptorum qui fragmenta Heracliti attulerunt auctoritate“ vor, von der er einen Theil später deutsch ausführte, in den „Heraklitischen Studien I“ (Rhein. Museum 1850, Bd. 7, 90 ff.). Leider hat er die Fortsetzung unterlassen. Erst die Entdeckung des Ketzerbuchs des Hippolytos (der Philosophumena des sog. Origenes) veranlaßte ihn 1854 noch einmal auf Herakleitos zurückzukommen, um den neuen Gewinn, der daraus für die Kenntniß des Ephesischen Denkers sich ergab, nachzuweisen (Rhein. Mus. 9, 241 ff.).

Die öffentliche Habilitationsvorlesung, die er am 3. November 1848 in der Aula hielt, handelte De philologiae historia. Auch auf diesem Gebiete war er kein Neuling mehr. Die ausgebreitete und genaue Kenntniß der Geschichte unserer Wissenschaft, welche B. vor allen Zeitgenossen auszeichnete, war schon im Vaterhause begründet und mit den reicheren Mitteln der Universitätsbibliothek auf das eifrigste erweitert worden. Er beschäftigte sich eingehend mit den großen italienischen Humanisten der Renaissance; seine eigentlichen Lieblinge aber waren die großen französischen Philologen des XVI. Jahrhunderts. Das Interesse galt nicht nur den Büchern, sondern vorab den Persönlichkeiten. So wurde er weitergeführt zu den geschichtlichen Verhältnissen und der Litteratur der Zeit. Die Memoirenlitteratur, an der die Franzosen so reich sind, gewann frühe

für ihn besonderen Reiz. Und allmählich mußten diese Interessen sich zu Plänen zusammenschließen für darstellende Werke dieses Gebiets, für die er hervorragend und Niemand mehr als er berufen war.

Von Anfang an, schon als Privatdocent, hat B. seine Pflichten als Lehrer in gleicher Ausdehnung erfüllt wie später als Professor. Er pflegte mit einer meist vierstündigen Privatvorlesung eine bald ein- bald zweistündige öffentliche Vorlesung zu verbinden. In den Hauptvorlesungen behandelte er damals Platon's Gorgias, Aristoteles' Poetik und Politik, Lucretius, Thukydides; in den öffentlichen interpretirte er den Xenophontischen Staat der Athener, Sallustius' Historien, Cicero's Briefe und de legibus. Auch über französische Philologie und Litteratur sprach er einmal; mit Otto Abel zusammen unternahm er philologisch-historische Uebungen. Später fügte er dazu noch Platon's Staat und Sueton's Leben des Augustus. Diese exegetischen Vorlesungen pflegte er so einzurichten, daß er in Einleitung und Excursen allgemeinere Orientirung über dasjenige Gebiet antiken Lebens oder Denkens gab, dem das vorgelegte Schriftwerk angehörte. Diese Begrenzung sagte ihm mehr zu als die Form zusammenhängender systematischer oder geschichtlicher Darstellung, zu der er sich höchstens in kleineren öffentlichen Vorlesungen entschloß. Als er sich einem Collegen gegenüber, der eine Handhabe suchte um B. zu einer ordentlichen Professur für alte Philosophie vorzuschlagen, bereit erklärt hatte Geschichte der alten Philosophie vorzutragen, entsprach er 1868 dieser Verpflichtung in der Weise, daß er auf 4 Blättern ausgewählte Bruchstücke der ältesten griechischen Denker zusammendruckte, die er seinen Hörern als Text für eine öffentliche Vorlesung über die Geschichte der vorsokratischen Philosophie in die Hände gab. Einen besonderen Reiz gab seinen exegetischen Vorträgen die Uebersetzung, worin er gleichzeitig den strengsten Anforderungen an Durchsichtigkeit und Eleganz des deutschen Ausdrucks zu genügen und mit seinem scharfen Sprachgefühl die feinsten Nuancen der Textworte zur Geltung zu bringen wußte. Er war Meister in der Verdeutschung von Prosawerken. Das hatten längst die zahlreichen in seinen Abhandlungen eingelegten Proben gezeigt, ehe er mit seinen Uebersetzungen der drei ersten Bücher der Aristotelischen Politik (1872) und des Lukianischen „Ende des Peregrinus“ (Lukian und die Kyniker, 1879) hervortrat. Die anregende Kraft dieser Vorlesungen, die geistvolle Durchdringung und lichtvolle Beherrschung einer umfassenden Gelehrsamkeit hat auf begabtere Schüler stets nachhaltige Wirkung geübt; erst später, als ihn seine pessimistische Ueberzeugung von dem Niedergange wissenschaftlicher Vorbildung und Strebsamkeit dazu bestimmte immer weniger bei seinen Zuhörern vorauszusetzen, ist es wol vorgekommen, daß er gerade die strebsamsten zurückschreckte. In seiner Docentenzeit hatte er die Genugthuung, die besten der damaligen jungen Philologen um sich zu sammeln. Es genügt an Joh. Vahlen zu erinnern, dessen erfolgreiche Beschäftigung mit Aristoteles' Poetik und Rhetorik sichtlich durch B. geweckt worden ist. Auch Paul Heyse, der 1849 nach Bonn gekommen war um unter Fr. Diez romanistische Studien zu betreiben, trat ihm nahe; aus dem Schülerverhältniß entwickelte sich eine Freundschaft fürs Leben, der Heyse durch die Zueignung seiner deutschen Bearbeitung von Leopardi's Gedichten und Gesprächen an „seinen lieben Freund J. B.“ ein Denkmal gesetzt hat*).

Zu den erfreulichen persönlichen Beziehungen, die ihn schon während der Studentenjahre mit den hervorragendsten Mitgliedern der Universität und deren Familien verknüpft hatten, trat nun der anregende Verkehr in einem Kreise junger Bonner Gelehrter, der sich zu Vorträgen und wissenschaftlichem Austausch

*) Giacomo Leopardi. Deutsch von P. Heyse. Berlin 1878, in 2 Th.

allwöchentlich zu versammeln pflegte. Man nannte sie die „Schwanenritter", weil das an der Sternstraße gelegene Gasthaus zum Schwan ihnen zur Vereinigung diente. Der später so berühmt gewordene Theologe Albrecht Ritschl, der Jurist Hälschner, die Philologen Leopold Schmidt, August Schleicher, Nikolaus Delius, der Philosoph K. Schaarschmidt, der Geologe Römer u. A. sicherten diesem Kreise seine geistige Bedeutung, die sich auch über die Mauern des Schwanen hinaus bemerklich machte. Einen Höhepunkt des Bonner Lebens, auch für B., bildete der Winter 1850—51. Für diese Zeit hatte der Fürst Wied in der an entzückender Stelle des Rheinufers gelegenen Vinea domini Wohnung genommen. Die reizvolle Geselligkeit, die sich hier entfaltete, hatte ihren natürlichen Mittelpunkt in der Fürstin Marie, einer geborenen Prinzessin von Nassau, wenn dazu Geist, Seelenstärke und hoheitsvolle Anmuth sich vereinigen müssen, einer königlichen Frau. In nächster Beziehung zum Hause stand Franz Freiherr v. Roggenbach, der nachmalige badische Minister, und der frühere Studiengenosse Bernays' Georg Bunsen. Der letztere, der mit der ihm eignen Hingebung B. verehrte, wird ihm wol den Zugang zum Wied'schen Hause eröffnet und das freundschaftliche Verhältniß zum Frhrn. v. Roggenbach vermittelt haben, das noch 1879 in der Widmung des Buchs „Lukian und die Kyniker" einen Ausdruck fand. Jedenfalls war es G. Bunsen, der engere Beziehungen zwischen seinem Vater und B. herbeiführte. Christian K. Josias v. Bunsen, damals preußischer Gesandter in London (1848—1854), war eben mit seinem Werke Hippolytus and his age beschäftigt und hatte die ersten Bände dem hoffnungsvollen Freunde seines Sohnes übersandt. Die neuentdeckten Philosophumena des sogen. Origenes (ed. E. Miller Oxon. 1851) oder vielmehr, wie Bunsen sofort zeigte, des Hippolytos, mußten schon als Fundgrube neuer Bruchstücke des Herakleitos B. aufs höchste fesseln. Er folgte in den Herbstferien des Jahres 1851 bereitwillig einer Einladung in das Vaterhaus seines Freundes. Der Aufenthalt bei Bunsen gab B. Gelegenheit viele englische Gelehrte kennen zu lernen und Freunde wie Mark Pattison, dem er später das Buch über die Dialoge des Aristoteles widmete, und Max Müller zu gewinnen. Als Zoll seiner dankbaren Gesinnung hinterließ er die am 26. September 1851 unterzeichnete „Ad Chr. C. J. Bunsenium epistola critica", welche zuerst als Beilage des IV. Bandes des genannten Bunsen'schen Werks erschien, das Ergebniß des ersten Studiums jener Philosophumena. Seitdem ist B. stets in nahem Verhältniß zu Bunsen geblieben. Er lieferte ihm zu dem Werke Egypts place in universal history einen werthvollen Beitrag, indem er ihm eine Textbearbeitung der Reste des Sanchuniathon mit kritischem Apparat und ausführlichem Commentar übersandte: leider hat Bunsen diesen Beitrag nicht unverändert zum Abdruck gebracht, sondern nur frei benutzt in seiner Ausgabe des Sanch., die erst 1867 im fünften Band der englischen Ausgabe erschien; nur der Commentar ist im Entwurf erhalten, die Reinschrift des Ganzen ist bis jetzt nicht aufgefunden worden *). Später nahm B. thätigen Antheil an Bunsen's großem Bibelwerk (Leipzig 1858 ff.); um die Bearbeitung der historischen Bücher des Alten Testaments hat er sich nicht bloß durch technische Revision der Druckbogen verdient gemacht.

Der große politische Umschwung des Jahres 1848 konnte zu der Hoffnung berechtigen, daß die Bedenken, welche bisher die Anstellung von Juden an Schulen und Universitäten verhindert hatten, endgültig gehoben seien. Unter dieser Voraussetzung hatte Ritschl, überzeugt, daß eine Kraft wie B. sich rasch Bahn brechen werde, B. dazu ermuthigt die Docentenlaufbahn zu betreten, ob-

*) Siehe Bernays' Ges. Abhandlungen I, S. V und XXI.

wol B., dessen unbemittelter Vater für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, keinen anderen Rückhalt besaß als das Capital seiner Leistungsfähigkeit. Es konnte keinen bedürfnißloseren Menschen geben als B. war; so gelang es ihm mit den Erträgen seiner Vorlesungen und litterarischen Thätigkeit einigermaßen sich zu erhalten; Ritschl und Welcker zogen ihn überdies in die Redaction des Rheinischen Museum, als dessen Mitherausgeber er in den Jahrgängen VII—IX (1850—54) erscheint, und Ritschl vermittelte ihm den Auftrag zur Textausgabe des Lucretius für die Bibliotheca Teubneriana (1852). Englische Freunde verschafften ihm die lohnende Aufforderung der Clarendon Press in Oxford, eine erklärende Ausgabe des Lucretius zu besorgen. Seine Lage mußte ihn drängen auf den Vorschlag einzugehn. Druckfertig ausgearbeitet hat er, in musterhafter knapper Weise, den Commentar zu den ersten 689 Versen*). Da brach er ab; das Gefühl, Lohnarbeit zu thun, war ihm unerträglich geworden.

Inzwischen hatte die Reaction ihr Haupt erhoben, und das Ministerium v. Raumer ließ keinen Zweifel daran übrig, daß die Hoffnungen, unter denen B. sich habilitirt hatte, unerfüllbar geworden waren; B. erhielt geradezu den Bescheid, daß er auch in der Folge keine Beförderung zu erwarten habe. Als daher gegen Ende des Jahres 1853 an B. die Aufforderung erging an dem Fränckel'schen Rabbiner-Institut (dem „jüdisch-theologischen Seminar") zu Breslau den Lehrstuhl für classische Philologie zu übernehmen, konnte er eine Stellung nicht zurückweisen, die ihn endlich irdischen Sorgen enthob und ihm zugleich die Möglichkeit bot, als akademischer Lehrer weiter zu wirken. Die zu Ostern 1854 angetretene neue Stellung gewährte ihm neben freier Wohnung ein für seine Bedürfnisse mehr als ausreichendes Gehalt. Empfehlungen der Bonner Professoren veranlaßten, daß er ohne Formalitäten in die philosophische Facultät zu Breslau als Docent übertreten konnte. Mit Rücksicht auf seine Amtspflichten und auf schriftstellerische Pläne beschränkte er seine erfolgreiche Wirksamkeit an der Universität auf öffentliche Vorlesungen. Mochte er auch auf den warmen und fördernden persönlichen Verkehr, den er in Bonn genossen hatte, mit Sehnsucht zurückblicken, so fand er doch auch in Breslau freundliche Aufnahme bei Männern, mit denen geistiger Austausch sich ihm lohnte, wie dem Philologen Friedrich Haase und dem geistvollen Historiker der Philosophie Chr. J. Braniß. Die beseelende Kraft für alle voranstrebenden Mitglieder der Universität wurde bald Theodor Mommsen, der, durch die königliche Verfügung vom 15. Februar 1854**) endgültig zum Leiter des Corpus inscriptionum latinarum bestellt, von Zürich zunächst nach Breslau gesetzt wurde, um dort, wie im Verdacht demokratischer Seuche, eine Art Quarantänezeit zu verbringen (1854—58), bevor er nach Berlin gezogen werden konnte. Niemand konnte Mommsen's Persönlichkeit und Bestrebungen ein volleres Verständniß entgegen bringen als B., so hat sich zwischen beiden rasch ein enges Freundschaftsverhältniß gestaltet, das räumliche Trennung überdauerte und in brieflichem Austausch lebendig blieb. Mommsen gab denn auch den Anstoß dazu, daß die ersten Kräfte Breslaus sich zu einer Historisch-philosophischen Gesellschaft vereinigten, die seit 1857 mit Abhandlungen hervortrat. Es ist bei einem Bande geblieben, der in demselben Jahre 1858 abgeschlossen wurde, worin Mommsen nach Berlin übersiedelte. B. war an diesem Bande mit der berühmten Schrift „Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie" ***) betheiligt, welche eine ganze

*) Bernays' Ges. Abhandlungen II, 1—67.

**) Siehe A. Harnack's Geschichte der K. Pr. Akademie der Wissenschaften zu Berlin I, 912, 3.

***) Sonderausgabe Breslau 1857. Neu abgedruckt in dem Buche „Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama von J. B." 1880.

Litteratur über die Streitfrage der Aristotelischen Lehre von der Katharsis hervorgerufen hat.

Zu Breslau war B. auf der Höhe seiner Kraft, und die Gunst der Verhältnisse gestattete vielem, was er längst vorbereitet hatte, Reife und Abschluß zu geben. Das erste was ihm am Herzen lag, war die Fertigstellung des Werks über Joseph Justus Scaliger. Schon zu dem 25jährigen Doctorjubiläum, das F. Ritschl am 11. Juli 1854 beging, konnte er dem verehrten Lehrer den einleitenden Abschnitt mit dem schönen Widmungsbrief übersenden, der mit Recht als classisches Zeugniß für Ritschl's Lehrthätigkeit und Verhältniß zu seinen Schülern betrachtet worden ist. Das fertige Werk erschien 1855 bei demselben Verleger, dem B. seitdem alle selbständig ausgegebenen Schriften übertragen hat, Wilh. Hertz in Berlin. Auf Grund sorgfältigster bio- und bibliographischer Forschungen hat B. darin verstanden, das Forscherleben des großen Gelehrten mit seinen persönlichen Beziehungen und dem Hintergrunde der Zeitgeschichte zu einem fein erwogenen Bilde zusammenzufassen (S. 31—104). Die Darstellung hätte an Frische und Reiz nur gewinnen können, wenn B. von ihr nicht vieles lebensvolle Detail abgetrennt und in die „Belege“ (S. 105—266) verwiesen hätte. Aber diese Scheidung der zusammenhangenden Darstellung und der oft zu Excursen anwachsenden Anmerkungen hat seit dem Scaliger einen wesentlichen Bestandtheil der Form gebildet, welche B. in seinen größeren Schriften anwandte. Der Brauch der Anstalt, woran er wirkte, zum Gedächtnißtag des Stifters (27. Januar) einen Jahresbericht nebst wissenschaftlicher Beilage auszugeben, wurde für B. Veranlassung zur Veröffentlichung zweier ausgezeichneter Abhandlungen „Ueber das Phokylideische Gedicht, ein Beitrag zur hellenistischen Litteratur, Th. Mommsen zugeeignet“ 1856 und „Ueber die Chronik des Sulpicius Severus, ein Beitrag zur Geschichte der classischen und biblischen Studien, Max Müller in Oxford zugeeignet“ 1861. Die classische Philologie beharrte damals noch ausnahmslos in der selbstgenügsamen Abgeschlossenheit eines bevorzugten Reichs der Mitte, und wich ängstlich den Berührungen namentlich mit dem semitischen Orient aus, ohne den doch die geistige Bewegung Alexandrias und der Kaiserzeit unverstanden bleiben mußte. In einer solchen Zeit waren jene beiden Abhandlungen Bernays', auf deren besonderen Inhalt hier nicht näher eingegangen werden kann, eine wissenschaftliche That, und haben, wenn auch erst allmählich, befreiend und vorbildlich gewirkt. Der liebevollen Beschäftigung mit diesen Grenzgebieten, die ihm von früh ungewöhnlich vertraut waren, ist er niemals entfremdet worden, aber in der schriftstellerischen Thätigkeit trat sie seitdem mehr zurück. Dafür trat zunächst Aristoteles in den Vordergrund. Ritschl hatte dem bücherarmen Studenten einst ein Exemplar des ganzen Bekker'schen Aristoteles geschenkt: es konnte nicht leicht eine Gabe besser angewandt sein; sie hat B. sein Leben hindurch begleitet und dazu mitgeholfen uns die reifen Früchte seiner Aristotelischen Studien zu verschaffen. Der Poetik hatten die ersten Arbeiten, der durch die Sicherheit der Methode hinreißende Herstellungsversuch des verlorenen Abschnitts über die Komödie (Rhein. Mus. VIII, 1853) und die glänzende, eben besprochene Schrift über die Katharsis (1857) gegolten. Inzwischen hatte ihn die eindringende Beschäftigung mit den ethischen und politischen Schriften auf die Frage über die exoterischen Schriften des Stagiriten geführt. Durch genaue Interpretation der Aristotelischen Selbstcitate und scharfsinnige Behandlung der bezeugten oder durch Vermuthung gewonnenen Bruchstücke gelang es B. unsere Kenntniß der Aristotelischen Populärschriften d. h. der Dialoge erheblich zu fördern. Das Buch über „die Dialoge des Aristoteles in ihrem Verhältniß zu seinen übrigen Werken“ (1863) und das gleichfalls noch zu Breslau verfaßte „Theophrastos' Schrift über die Frömmig-

keit, ein Beitrag zur Religionsgeschichte“ (1866), worin er an der Hand von Porphyrios’ Auszügen die verlorene Schrift des Theophrastos herstellte und viele belehrende Winke für die antike Religionsgeschichte gab, sind wol die vollendetsten und gehaltvollsten Arbeiten, welche B. in dieser Art verfaßt hat, bewundernswerth durch die stilistische Meisterschaft, mit welcher auch in der philologischen Analyse der Texte der Faden eines größeren Zusammenhangs immer festgehalten wird, dergestalt, daß der wissenschaftlich gebildete Laie mit Genuß zu folgen vermag.

Für die Versagung staatlicher Anerkennung, für getäuschte Hoffnungen konnte B. sich entschädigt fühlen, als er im J. 1865 von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt wurde; er dankte durch die Widmung seines Theophrastos. Aber die Erlösung war nahe. Im Herbste 1865 hatte Ritschl sich genöthigt gesehen den Bonner Lehrstuhl, mit dem er unlöslich verwachsen schien, zu verlassen und einem Rufe nach Leipzig zu folgen. Um die Krise, welche dieser Verlust für Bonn mit sich brachte, zu beschwören, wurde außer anderen Maßnahmen B. als bedeutendster Schüler Ritschl’s nach Bonn gezogen, um dort mit dem Charakter eines außerordentlichen Professors die Universitätsbibliothek zu leiten. Dem am Schluß des Jahres 1865 ergangenen Rufe folgte B. freudig im Frühjahr 1866. Damit hatte er endlich eine ihn befriedigende und seiner würdige Stellung gefunden; er konnte das Horazische bene est, nil amplius oro auf sich anwenden.

Zur Vorstandschaft einer Universitätsbibliothek konnte B. durch seine ungewöhnlich ausgedehnte Gelehrsamkeit und Belesenheit als besonders berufen erscheinen. Wichtiger war es, daß sein Vorgänger Ritschl mit außergewöhnlicher Organisationsgabe, Einsicht und Hingabe Ordnung und Schwung in die Verwaltung der Bibliothek gebracht hatte, und daß B. in dem alten Freunde Prof. K. Schaarschmidt und für die ersten Jahre auch in Dr. Anton Klette ausgezeichnete Beamte vorfand, welche die Ueberlieferung Ritschl’s hochhielten. B. wurde ein sehr pflichtgetreuer Vorstand der ihm anvertrauten Anstalt, aber das Gefühl der Verantwortlichkeit konnte wol seine Initiative lähmen und ihn ängstlich machen. Während Ritschl auf sehr bescheidene Mittel angewiesen war und öfter außerordentliche Zuschüsse erwirken mußte, hatte B. die Freude, während seiner Verwaltung durch die Pütz’sche Stiftung und die Etatserhöhung der 70er Jahre die Betriebssumme erheblich wachsen zu sehn. An jedem Vormittag fand er sich auf der Bibliothek ein um die laufenden Geschäfte zu erledigen und für sich Nachforschungen anzustellen, stets den dort sich einfindenden Collegen, älteren wie jüngeren, freundlich begegnend und bereit ein belehrendes Gespräch anzuknüpfen. Eine halbe Stunde vor dem Mittagsschluß verließ er ebenso regelmäßig die Amtsräume, um einen Gang im anstoßenden Hofgarten zu machen, auf dem man den mittheilsamen und austauschbedürftigen Mann nicht leicht ohne Gesellschaft sah. Nicht minder lag ihm die Lehrthätigkeit am Herzen, die er regelmäßig in der gleichen Ausdehnung ausübte wie vordem als Bonner Docent. Ueber den Umkreis seiner Vorlesungen ist schon S. 396 gesprochen. Sie empfahlen sich nicht nur durch ihren Gehalt, sondern auch durch ihre wohldurchdachte geschmackvolle Form. Er hielt die Nachmittagsstunde 4—5 fest und pflegte den Mittwoch für die öffentliche Vorlesung, die vier übrigen Wochentage (Samstag mußte ausgeschlossen bleiben) für das Privatum zu benutzen.

Die geselligen Verhältnisse, die B. bei seiner Rückkehr nach Bonn vorfand, waren nicht mehr dieselben, deren er einst sich erfreut hatte. Die Schwanenritter hatten sich zerstreut. Zwar manche Persönlichkeiten aus früherer Zeit konnten ihn noch willkommen heißen. Aber mit dem Wechsel der Zeiten war

die geistige Luft, die er früher eingeathmet hatte, eine andere geworden. Der eiserne Gang der Weltgeschichte dröhnte auch in das stille Zimmer des Gelehrten. Statt Kunst und Wissenschaft waren es die politischen und socialen Fragen, welche die Gesellschaft bewegten, und der Zauber geistreicher Geselligkeit erblaßte vor dem Ernst handelnder Willenskräfte. B. mußte sich vereinsamt fühlen. Am nächsten standen ihm wol der damalige Curator der Universität Wilhelm Beseler (1861—84) und der Historiker H. v. Sybel; auch mit seinem ehemaligen Zuhörer F. Bücheler, seitdem dieser nach Bonn gezogen war (1870), liebte er zu verkehren. Für Jüngere wurde ein näheres Verhältniß zu B. durch die oft verletzende Form, mit der sein Selbstbewußtsein sich äußerte, durch die Neigung zu väterlichen Rathschlägen und durch einen mit den Jahren wachsenden und überzeugteren Pessimismus erschwert. Doch war es ihm stets eine sichtliche Freude, wenn ein College in seiner Wohnung vorsprach, die an der Franziskanerstraße gegenüber der Bibliothek lag. Lichtblicke seines Daseins waren die Besuche hervorragender Männer wie D. F. Strauß und Renan, der Austausch mit Johannes Brandis, dem Cabinetssecretär der Kaiserin Augusta, der regelmäßig im Sommer einige Urlaubswochen auf seinem Landhause in der Nähe von Bonn verbrachte († 1873), und der erneute Verkehr mit der inzwischen verwittweten Fürstin von Wied, die in der ersten Hälfte der 70er Jahre während zweier Winter zu Bonn lebte. In Reisen pflegte er nicht Erfrischung zu suchen. Seitdem er an den Rhein zurückgekehrt, hat er den Bereich Bonns nicht mehr verlassen; auch wo er sie als billige Beförderungsmittel in die Nähe hätte benutzen können, mied er Dampfschiff und Eisenbahn.

In behaglicher Arbeit ließ er hier zunächst das im J. 1869 herausgegebene Werk „Die Heraklitischen Briefe, ein Beitrag zur philosophischen und religionsgeschichtlichen Litteratur“ reifen, worin er durch sorgfältige Analyse dieser untergeschobenen Schriftstücke schätzbare Aufklärungen über Lebensverhältnisse und Gedanken seines alten Lieblings zu gewinnen und die Entstehungszeit der Fälschungen aufzuhellen wußte; das Buch ist der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gewidmet, die ihn 1867 zum correspondirenden Mitgliede ernannt hatte. Der große Krieg des Jahres 1870/71, der auch B. mächtig erregte, blieb nicht ohne Einfluß auf seine litterärischen Unternehmungen. Er glaubte seinen bisherigen Leserkreis philologisch-historischen Untersuchungen auf nicht absehbare Zeit entfremdet. So griff er zur Politik und ließ, wie um einen Versuch zu machen, die drei ersten Bücher der Aristotelischen Politik in seiner Uebersetzung erscheinen (1872). Nach unsicherem Tasten griff er endlich 1874 zurück auf einen schon in der Breslauer Zeit vorbereiteten, auch in Bonn zeitweilig ihm wieder näher getretenen Arbeitsstoff, der geschaffen schien wie in einem Brennpunkt die glänzendsten Eigenschaften Bernays' vereinigt glänzen zu lassen. Es war sein alter, liebevoll gepflegter Plan gewesen, Edward Gibbon's Geschichtswerk nach Inhalt und Form zu würdigen. Längst war die Disposition entworfen und zahlreiche Notizen und Gedanken dazu aufgezeichnet. Nun beschloß er den Plan auszuführen. Die Einleitung und einen Theil des ersten Abschnittes führte er in druckreifer Form aus*). Da legte er plötzlich die Feder nieder; er hat seitdem keinen Strich mehr hinzugefügt. Was ihn dazu bestimmte, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht war das Interesse mächtiger, das ihn nun an eine große gelehrte Arbeit, die Ausgabe des Philonischen, von B. für

*) Was von Entwürfen und Aufzeichnungen zu seinem Gibbon sich in Bernays' Nachlasse vorfand, ist in den Ges. Abhandl. 2, 206 ff. nach Anleitung der Disposition geordnet mitgetheilt worden.

unecht erklärten Buchs „Ueber die Unzerstörbarkeit des Weltalls" fesselte. Schon früh hat er sich mit dieser für die Geschichte der griechischen Philosophie bedeutsamen Quellenschrift beschäftigt und darin bereits 1863 in den Monatsberichten der Berliner Akademie durch den schlagenden Nachweis einer Blattversetzung den gestörten Zusammenhang hergestellt. Die Schrift war ihm werth genug um ihn dem Entschluß, Herausgeberthätigkeit Anderen zu überlassen und sich mit dem Lucretius zu begnügen, untreu werden zu lassen. Gestützt auf eine Vergleichung der Mediceischen Handschrift stellte er den vielfach schadhaften Text sauber und lesbar her, verfaßte eine Uebersetzung desselben und begann nun dazu eine ausführliche Abhandlung zu schreiben, worin er die Aufklärung des Gedankengangs und der Absichten des Schriftstellers in kunstvoller Weise mit der Erörterung der in dem Buch berührten Lehren alter Denker verknüpfte. Es war ein großer und lohnender Vorwurf, die Lehren der griechischen Philosophen über die Ewigkeit oder Vergänglichkeit der Welt darzustellen, und keiner war mehr dazu berufen als B. Aber auch hier fehlte zur Durchführung des Planes die Ausdauer. Er hat die Abhandlung bis in den zweiten Haupttheil der Schrift in vollendeter Form ausgearbeitet, um sie dann bei Seite zu legen. Erst nach dem Tode ist dieses Stück aus seinen Papieren dem Druck übergeben worden (Abhandl. der Berl. Akademie 1883). Was er selbst fertig gestellt hatte, Text und Uebersetzung, hatte er nebst kurzem Vorwort bereits 1876 in den Abhandlungen der Berliner Akademie (S. 207 ff.) erscheinen lassen. Danach hat B. nur noch zwei Schriftchen veröffentlicht, beide durch zufällig gefundene Combinationen veranlaßt, die ihn freuten und antrieben, anschließende Gedankenreihen, die ihm längst geläufig waren, auszuführen: seinen „Lucian und die Kyniker" (1879), hervorgerufen durch eine bislang unbeachtet gebliebene Galenstelle über den Kyniker Theagenes, auf die ihn die Lectüre des Amatus Lusitanus geführt hatte, und den „Phokion und seine neueren Beurtheiler, ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Politik" (1881), veranlaßt durch eine Beziehung Mirabeau's auf ein Programm Heyne's, eine überaus geistvolle und fesselnde Darstellung des Verhältnisses der Platonischen und Aristotelischen Schule zur Politik. Eine neue Bearbeitung des Buchs über Scaliger, die er vorzubereiten begonnen hatte, sollte nicht mehr zur Ausführung kommen.

Die Schrift über Phokion hatte er gerade noch die Freude an seine Freunde und Collegen zu vertheilen (11. Mai 1881). Noch nicht eine Woche darauf (16. Mai) warf ihn eine Entzündung der oberen Hirnhaut aufs Krankenlager; schon am 19. traf ihn ein Schlagfluß, der ihm das Bewußtsein raubte und am 26. Mai seinem Leben ein Ende machte. Unter reichem Trauergeleit wurde er bereits am Nachmittag des 27. Mai auf dem neuen Friedhof der jüdischen Gemeinde beigesetzt. Was er sich immer gewünscht hatte, von den Leiden einsamen Alters und dem Rückgang der geistigen Kräfte verschont zu bleiben, das war ihm gewährt.

So war ein ungemein vielseitiges und reiches geistiges Leben abgeschlossen*). Eine lebendig vergegenwärtigende und in die Tiefe dringende Anschauung des classischen Alterthums, nicht nur in seinem geistigen sondern auch in seinem staatlichen Dasein, getragen von einem überaus feinen Sprach- und Stilgefühl; die genaueste, in täglichem Verkehr genährte Kenntniß der religiösen Urkunden und älteren Litteratur des jüdischen Volks; eine damals nicht gewöhnliche Vertrautheit mit dem neuen Testament und den Vätern der christlichen Kirche; eine in das Einzelste gehende Bekanntschaft mit den großen Forschern des XVI.

*) In der folgenden Charakteristik sind einige Stellen der Vorrede zu Bernays' Ges. Abh. I, S. III f. wörtlich benutzt.

und XVII. Jahrhunderts, auf die er schriftlich und mündlich hinzuweisen nicht ermüdete; ein ausgebreitetes Interesse für die großen Gestalten der neueren Geschichte und Litteratur wie Deutschlands, so Englands und Frankreichs: das waren die Grundbestandtheile, die sein Geist verarbeitete und durch ein glückliches Gedächtniß unterstützt in überraschende Beziehungen zu setzen wußte. Die Vereinigung dieser Elemente ist es, die seinen Schriften Inhalt und Farbe, ihm selbst scharf ausgeprägte Individualität gegeben hat.

An den Vorschriften des mosaischen Gesetzes hielt B. mit starrer Strenge fest. Er schnürte täglich den Gebetriemen um Stirn und Arm, er würde am Sabbat niemals den dringendsten Brief eigenhändig geöffnet haben; und wenn er an der Geselligkeit Andersgläubiger theilnahm, begnügte er sich mit Brot, Wein und einem Ei, das Aufmerksamere ihm stillschweigend vorsetzten. Zu seiner philosophischen Bildung und Ueberzeugung schien das nicht zu stimmen. Eine geistreiche Jüdin wollte mir einmal den Widerspruch aus einem mystischen Zug seiner Natur erklären. Sie that ihm damit sehr unrecht. Der scharfe Verstand eines Mannes, der sich an den Werken der französischen Aufklärung erbaute, ließ Mysticismus nicht aufkommen, und die Freiheit mit der er über theologische Dinge dachte, mußte ihn nicht bloß über confessionelles Christenthum, sondern auch über die Enge des mosaischen Gesetzes hinausheben. Es war die Treue für sein Volk und für die Ueberlieferung der Väter, die ihm die strenge Beobachtung des Gesetzes zur Pflicht machte. Dem jüdischen Volk gibt der Glaube und das Gesetz Moses' den Halt der Nationalität: er fühlte klar, daß kein Stein aus diesem Gefüge gelockert oder herausgenommen werden dürfe, wenn man nicht den ganzen Bau zerstören und dem Judenthum die Grundlage seines Daseins entreißen wolle. Bei dieser Gesinnung mußte ihm der Abfall von Glaubensgenossen ein tiefer Schmerz sein, vollends wenn er in der eigenen Familie vorkam. Den Uebertritt des bekannten Bruders Michael zum Christenthum hat er nie verwunden.

So großen Reiz für B. der Verkehr mit geistig angeregten Frauen hatte, der Gedanke einer Verehelichung ist ihm ferne geblieben, wenigstens seitdem seine Verhältnisse das nicht mehr ausschlossen. Er hielt es mit dem „goldenen Büchlein des Theophrast“ und bemitleidete die verheiratheten Collegen um die Hemmnisse, die ihnen Frau und Kinder bereiteten. Von den drei Lebensformen der Aristotelischen Ethik kam für ihn nur das Forscherleben in Betracht, und er hat dies Ideal in einem Maaße verwirklicht wie Wenige seines Jahrhunderts. Er lebte in der That dahin wie ein Weiser des Alterthums. Der ebenmäßige Fluß des äußeren Daseins spiegelte sich wider in einer fast nie getrübten Ruhe und Heiterkeit des Gemüths. Die Treue, womit er am Glauben seines Stammes festhielt, mußte ihn zeitig gewöhnen auf die Ehren dieser Welt zu verzichten. Seit er endlich zu Bonn eine würdige Stellung erhalten hatte, schien er keine Forderung mehr an das Leben zu haben, an das, was die Menschen Leben nennen. Er zog sich davon mehr und mehr zurück. Nicht um Einsiedler zu werden: davor bewahrte ihn seine mittheilsame, liebenswürdig offene Natur; nicht daß er dem äußeren Leben theilnahmlos sich abgewandt hätte: er folgte den politischen Ereignissen stets mit gespannter Aufmerksamkeit und verarbeitete sie in seiner Weise, indem er je nachdem bald Thukydides bald Demosthenes oder Cicero zur Hand nahm um sich die Gegenwart durch die Vergangenheit und umgekehrt verständlich zu machen. Vielmehr um alle Lebenskraft in sich zurückzuwenden und das innere Dasein zu erhöhen. Das eigentliche Bedürfniß seines Lebens war, mit den Größten, die gedacht und geschaffen, sich in Berührung zu halten. Auch die wissenschaftliche Thätigkeit hatte für ihn nur so weit Werth und Reiz, als sie diesem Bedürfniß genüge that; und

schriftstellerische Versuche mußten sich dieses seines Verkehrs mit den Halbgöttern würdig zeigen durch ein Gewand, das ihnen den Zutritt zur besten Gesellschaft öffnete. Aus den Edelsteinen, die sein Spürsinn und Finderglück aus dem Schutt der Ueberlieferung hervorgrub, liebte er und verstand es wie Wenige, durch Schliff und Fassung kleine Kunstwerke zu gestalten. Von seinen Heraclitea bis zu dem Phokion hat er der Oeffentlichkeit keine Arbeit übergeben, die nicht die gleiche durchgeistigte Reife des Inhalts und der Form zeigte. Mindestens ebenso sehr wie die darin gegebenen Belehrungen ist es der Adel dieser Bildung und die Kunst der Darstellung, welche Bernays' Schriften Werth und Dauer verleiht. Die Sammlung von Bernays' kleineren Schriften, die in treuer Freundschaft Th. Mommsen den Verleger als würdiges Denkmal dem Todten zu weihen veranlaßte, kann wie die Weite seines Horizonts, so die Größe auch im Kleinen veranschaulichen.

Bücheler im Rhein. Mus. 36, 480. — K. Schaarschmidt i. d. Kölnischen Zeitung 1881, Nr. 149 vom 30. Mai, und im Biographischen Jahrbuch f. Alterthumskunde (Berlin) 1881, Jahrg. IV, S. 65—83 mit wichtigen originalen Mittheilungen. — Chronol. Uebersicht d. Schriften: Gesammelte Abhandlungen von Jac. Bernays (1885) I, S. X ff.; Verzeichniß des an die Bonner Bibliothek übergegangenen litterar. Nachlasses: ebenda S. XVIII ff.

H. Usener.

Bernays: Michael B., Litterarhistoriker, wurde am 27. November 1834 in Hamburg geboren, wo sein Vater Dr. Isaak B. aus Mainz (1792—1849), der Urheber des von ihm verleugneten „Biblischen Orients" (1821), als glaubens- und satzungsstrenger Rabbiner oder wie er sich lieber nennen hörte: „Chacham" (Weiser) wirkte, ein heftiger Gegner jeder liberalen Neuerung im deutschen Judenthum, A. Geiger und seine Genossen bekämpfend, auch von Heine gescholten (Strodtmann 1, 307). Während der ältere Sohn Jacob, moderner Bildung voll, doch bis zum Tode hartnäckig alle orthodoxen Bräuche festhielt, ging auf den jüngeren nichts von der Art des Vaters über, den er früh verlor. Ein Sturz aus dem Fenster bedrohte das Kind mit Sprachlosigkeit; dann blieb er bei spärlichem Privatunterricht bis ins fünfzehnte Jahr beinah sich selbst überlassen, umfaßte jedoch früh mit liebendem Eifer die Schätze der deutschen Litteratur und der classischen Sprachen, auch durch Jacob's Vorbild angespornt, der aber gleich Anderen Michael in ein Contor zwängen wollte. Endlich setzte er es durch, die beiden obersten Classen des Johanneums zu besuchen: als Kreon bei einer griechischen Aufführung der Antigone und am 31. März 1853 durch die Abiturientenrede über Goethe's Tasso erwies er seine Richtung. Vom Director Kraft warm empfohlen, ging B. nach Bonn, nur dem Namen nach Jurist, obgleich er bei Böcking Institutionen belegte und auch in Heidelberg (Herbst 1853 bis Mai 1856) zunächst in der Rechtsfacultät aus äußeren Gründen eingeschrieben blieb. Verehrungsvoll hielt er sich an Diez und Welcker und dankte am Neckar, ohne in studentischer Jugendlust zu schwelgen, dem unermüdlichsten Privatstudium viel mehr als den Vorlesungen Bähr's und Stark's, Holtzmann's und Häusser's. Schon lange vor seiner am 20. Mai 1856 summa cum laude erfolgten Doctorpromotion haben ihm jüngere Commilitonen für „geistvolle und glänzende" litterarische Privatissima gehuldigt, und sein belehrendes Gespräch, seine Recitationskunst machten überall wohin er kam Aufsehen. In den als Handschrift gedruckten Briefen Levin Goldschmidt's heißt es (Sept. 1855): „Gestern habe ich mein liebes Alexis und Dora vortrefflich lesen hören. Der Student B. war den ganzen Abend bei mir, eine wunderbar früh entwickelter Mensch, bei dem man erkennt, was eigentlicher und eiserner Fleiß vermag. Sein Umgang macht mir nicht nur Vergnügen, er fördert mich auch"; und etwas später: „Immer mehr

erstaune ich über diese eminente Begabung und diese tiefe Bildung", die auch Prof. B. Stark bewundere. Die Beiden sprachen nicht von Goethe und Shakespeare allein, sondern auch von ihrer sehr verschiedenen Stellung zum Judenthum: „B. ist noch Jude", schreibt Goldschmidt im März 1856, „aber er wird es schwerlich bleiben — mit seinem ganzen Wesen dem eigentlich jüdischen Element diametral entgegengesetzt, wenngleich sein äußeres Auftreten noch mitunter an manche jüdische Eigenschaften erinnert." Der bald darauf (21. August) in Mainz vollzogene Uebertritt war die Folge des ernstesten Dranges, sich ganz zur deutsch-protestantischen Bildung zu bekennen. Vortheile der Carrière standen gar nicht in Frage, vielmehr büßte der Convertit Unterstützungen ein, und die nächsten Verwandten sagten sich von ihm los, Jacob verleugnete fortan den Abtrünnigen, selbst die geliebte Mutter hat ihn nie wieder vor sich gelassen, nicht einmal an ihr letztes Bett. B. führte nun lange Jahre als mittelloser Privatgelehrter ein an äußeren Entbehrungen auch für seine recht bescheidenen Ansprüche überreiches Dasein, schriftstellernd, doch nicht zum behenden Journalisten oder zum productiven Autor geboren, in rheinischen Städten und anderswo vortragend, ohne aus der Recitation des Manfred, des selbst verfaßten verbindenden Textes zu Beethoven's Egmont-Musik ein Gewerbe zu machen und die eigenen Themata aus Klopstock, Lessing, Schiller, Goethe den Wünschen des großen Publicums anzubequemen. Sein Schwung packte die Hörer auch bei scheinbar spröden, noch ganz unpopulären Gegenständen, wie dem zweiten Theile des Faust, von dem zu reden selbst den Hirzel und Jahn Verlegenheit war. Solche Wanderpredigten führten nach Frankfurt, Karlsruhe, Bremen, nach Lübeck, wo Geibel, nach Stuttgart, wo der ihm als Lyriker besonders werthe Mörike gegrüßt ward, nach Weimar zu Schöll, Köhler, Mildes. Er behielt seinen Sitz in Bonn, nahe verbunden mit Otto Jahn, dessen reiche Bibliothek aushalf, wenn der eigene wachsende Vorrath versagte. Goethe stand im Mittelpunkt ihrer gemeinsamen Interessen, wie auch das im Goethe-Jahrbuch 1900 unter den Briefen an S. Hirzel gedruckte Project eines Buchs über die Lyrik zeigt, während der Umgang mit Delius das Studium Shakespeare's förderte und die philologisch-historische Blüthe Bonns ein altes Streben stärkte. Tief prägte sich ihm Dahlmann's Persönlichkeit ein. Die Verlobung mit Arndt's Enkelin Lotte wurde gelöst. Auf den Markt zu kommen war er gar nicht eilig, sondern gab sich einem ungeheuren Lesen und Lernen hin, auch Nachts keineswegs müde, zum unwilligen Staunen des anwohnenden jungen Botanikers Sachs eine Masse von Poesie und Prosa nach der andern seinem so empfänglichen Gedächtniß einzuprägen. Erst das Wendejahr 1866 brachte die erste selbständige kleine Schrift, der 1868 die zweite folgte, beide Goethe gewidmet und rheinischen Gönnern, Delius und Sybel, zugeeignet. Das Buch über Schlegel's Shakespeare diente im November 1872 zur Habilitation des längst reifen und auf kein gewöhnliches docendo discimus angewiesenen Gelehrten in Leipzig, wohin B. im Juni 1871 übergesiedelt war, mit thätig an der Wochenschrift „Im neuen Reich". Zarncke's Akribie galt damals fast ausschließlich dem Mittelalter, Hildebrand's Wissen und Empfinden zog an der Universität noch keine weiteren Kreise, so daß B. ohne Wettkämpfe mit den Collegen durch seine Fülle der Kenntnisse und seine rauschende Beredsamkeit den größten Lehrerfolg in litterarhistorischen Vorlesungen gewann, zu derselben Zeit, da Scherer in Straßburg eine neue Wendung anbahnte. Sehr kurz war die Leipziger Thätigkeit, sowie der intime Verkehr mit S. Hirzel und seinem Kreis, denn schon im Mai 1873 wurde B. als außerordentlicher Professor für neuere Sprachen und Litteraturen nach München berufen, Ostern 1874 zum Ordinarius ernannt. In Würzburg hatte die philosophische Facultät nach einem letzten Versuch des alternden Auslegers unserer Classiker D.,

ein Katheder zu besetzen, für diesen zu errichtenden Lehrstuhl B. so warm vorgeschlagen, daß man in München diese Kraft lieber nach der Hauptuniversität Bayerns ziehen wollte. B. deutete wohl auch auf einen persönlichen Wunsch des Königs hin und blieb der Begeisterung für Ludwig II. treu, den phantastischen Einsiedler, mit dem er einmal ein Gespräch über Racine und Bossuet geführt hat. Er fühlte sich in München sehr beglückt: seine Lage war endlich sorglos, die Studenten strömten ihm zu und ein engerer Kreis schloß sich fest an den Lehrer, wechselvolle Geselligkeit umfing ihn, mochte er im Hause Kaulbach seiner Rede freien Lauf lassen oder mit hervorragenden Männern, wie Döllinger, Zwiesprache halten, mit Halm Philologisches betreiben, mit Heyse, W. Hertz, Levi zeitweise regen Austausch pflegen. Die bildende Kunst lag ihm ferner, was mit seiner Kurzsichtigkeit zusammenhängen mag, wie auch sein Natursinn dadurch beschränkt war. Er saß als kritischer Hörer im Theater, dem gelegentlich seine Vortragskunst durch Anleitung Einzelner zu Gute kam, und erstreckte den Enthusiasmus für Musik auf die neue Welt Bayreuths; der „Meister“ selbst gab ihm in unvergeßlichen Abendstunden Vorklänge des Parsifal. Sommerreisen führten meist an den Vierwaldstätter oder Genfer See zu dem befreundeten Ehepaar Uhde. Gegen seine neuere Gewohnheit schlug B. im Frühjahr 1880 eine Einladung nach Wien nicht aus und machte dort mit drei Vorträgen solchen Eindruck, daß Vielen der rechte Mann für den schon länger erledigten Lehrstuhl K. Tomaschek's gegeben schien. Nicht bloß in der Studentenschaft und in litterarischen Vereinen regte sich dieser Wunsch, sogar die Fürstin P. M. strengte Alles an, den Unterrichtsminister zu überreden; doch die Berufung blieb aus, und B. hat sie dann nach seiner neidlosen Art einem jüngeren Freund um so herzlicher gegönnt, da er entschlossen war, in München ein neues Leben zu beginnen. Am 4. December 1880 verheirathete er sich mit seiner Landsmännin Luise Uhde, geb. Rübke, die ganz in dem häuslichen Glück, den Interessen und dem Ruhm des Gatten aufging und auch als Wittwe unter den ihr so vertrauten, vor Zerstreuung bewahrten Bücherschätzen sorglich waltet. Eine Tochter und ein Sohn wuchsen aus dieser Ehe heran. Studenten gingen ein und aus, Gäste von nah und fern waren stets willkommen. Kleine Unbilden mochten wohl über der Genugthuung des akademischen Lehrers und dem Behagen des Hauses vergessen werden, so daß es großes Aufsehen erregte, als B. einem schon 1886, im Todesjahre Ludwig's II., bedachten Plan gemäß 1889 um Enthebung von der Professur einkam und nach längeren Verhandlungen im Februar 1890 den dringend gewünschten Abschied erhielt. Am 11. März stand er zum letzten Mal auf dem Katheder. Jahr für Jahr hatten im größten Auditorium viele Hunderte aus allen Facultäten seinen genau vorbereiteten, scheinbar improvisatorisch strömenden Worten gelauscht, die nach kurzer Sammlung, als stärke der Redner sich erst durch ein stilles Gebet, anschwollen und die farbige Darstellung auch ohne Hülfe der herbeigetragenen Bücher mit reichen Proben ausstatteten. Das Interesse für germanische und romanische Litteratur, soweit es nicht K. Hofmann's Erklärungen vor einem zünftigen Häuflein galt oder einer verschwommenen Aesthetik, ist durch B. an der Münchner Universität geweckt und mit dem Einsatz aller Lust und Kraft immer lebendiger geworden. Den eigentlichen Fachstudenten, seinen „jungen Freunden“, war B. über Colleg und Seminar hinaus so zugänglich wie kaum je ein Professor; er zog sie, ohne je mit der Zeit zu kargen, in sein Haus, öffnete ihnen zu freiem Gebrauch die imposante Bibliothek und feierte den Sonntag am liebsten durch zwanglose Privatissima. All das war jetzt vorbei, ein großer Verlust für München, ein schwerer Verzicht für B. selbst. Die Studenten bereiteten ihm Ovationen, zahlreiche Fachgenossen sprachen in einer Adresse ihr Bedauern, aber auch ihre Hoffnung aus, daß die Muße

nun größere, bisher durch das Aufgehen im Lehrberuf vereitelte Werke zeitigen möge. Dieser Grund war neben rein persönlichen schwer in die Wagschale gefallen, doch er ward nicht bloß ein Sporn, sondern auch ein Druck für die neue Freiheit, und mancher vertraute Freund blieb dabei, den Rückzug vom Katheder des so wirksamen Redners an das Pult eines nicht mehr von der Jugend umdrängten, nun zur Schriftstellerei getriebenen Gelehrten als Irrgang zu betrachten.

B., der bei wiederholtem Aufenthalt in Baden-Baden die Huld der Kaiserin Augusta und des Großherzogl. Paares dankbar genossen hatte, wählte sich Karlsruhe zum Wohnsitz. Ein eigenes, nah am Stadtwald gelegenes Haus, dessen Erdgeschoß den Büchern Raum bot, nahm ihn auf. Im engsten Hofkreise trug er häufig vor und würzte daheim die Geselligkeit aus seinen Dichtern. Von nachbarlichen Gelehrten trat ihm A. Holder näher, Besucher aus Heidelberg, Straßburg, München unterbrachen von Zeit zu Zeit das Stillleben, das durch liebreiche Sorge für die Bildung des Stiefsohnes und der eigenen Kinder die rechte Ablenkung von der papierenen Welt erfuhr. War er nun glücklich in dem Sinn: seine Gaben vollwichtig auszuprägen und sich thätig zu manifestiren? oder empfand er, wenn statt des erhofften Hauptwerkes nur „Kleine Schriften“ theils gesammelt, theils neu verfaßt wurden, nicht bloß die oft zugegebene Langsamkeit des Schaffens, sondern halbbewußt auch ein wachsendes Unvermögen, das mit einem vorerst unmerklichen physischen Leiden zusammenhing? Im Winter 1896 auf 97 trat die Herzkrankheit immer heftiger auf, um ihn am 25. Februar hinwegzuraffen. Er ward in Karlsruhe bestattet; sein Münchner Schüler und Nachfolger Muncker sprach pietätvolle Dank- und Scheideworte.

B. äußerte wol, ihm habe dreierlei geschadet: das Declamiren, das Gedächtnis, „der Goetheforscher“. Nun war unleugbar, daß er sehr gern und sehr reichlich declamirte oder wie er es lieber hieß: sagte; doch darf ein hie und da den Menschen leidiges oder von ihnen belächeltes Unmaaß uns daran nicht irre machen, welche Anregungen Jung und Alt, Männer und Frauen aus diesen freien, nie gehaltlos spielenden, wahrhaft interpretirenden Recitationen geschöpft haben, wie Vielen erst durch sie etwa die Wunder der Goethischen „Helena“ aufgegangen sind. Er war ein Meister der Wiedergabe alles Stilisirten, minder wohl des Einfachen, lyrisch Schlichten, unterstützt durch sein mächtiges, zu großem Crescendo und starken Accenten dringendes, in der Höhe wie in der Tiefe wohllautendes Organ, dem nur das gutturale R und die gezogenen „ai“ kleinen Abbruch thaten. Das Gedächtniß, früh geschult und stets geübt, war allerdings stupend: es hielt außer einer Unzahl kürzerer Gedichte und massenhafter Prosastellen auch Werke vom Umfang des ganzen „Faust“ oder „Hermann's und Dorothea's“ u. s. w. zu untrüglicher, nie stockender Reproduction fest, hätte weder dem englischen noch dem Schlegel'schen „Hamlet“ gegenüber versagt und wäre bei Fragen nach Fundort und Wortlaut sammt Varianten sehr selten rathlos gewesen. Von Leuten, die der Tiefe und dem inneren Band dieses Vollbesitzes fern blieben, als Mnemotechniker angestaunt zu werden, mochte B. wol verdrießen, doch eine Gefahr lag wirklich im unübersehbaren Reiche seiner Gedächtnißmacht. Die Kraft barg eine Schwäche, denn Schopenhauer's Streitsatz, viel lesen heiße mit fremden Gedanken denken, traf hier doch so weit zu, daß B. durch den andringenden Schwall von Belegen und Vergleichen in der Selbständigkeit seiner Ideen und der Unbefangenheit eingeengt ward, daß er vor einem Problem, statt die eigene Meinung knapp und klar zu äußern, eher herbeizog, was etwa Humboldt oder Pascal oder Gibbon Verwandtes boten, daß er darum auch am dichterischen Schaffen der Gegenwart nur spärlich theilnahm. Soll endlich der Titel „Goetheforscher“ bloß einen Specialisten be-

zeichnen, so durfte gerade ein in Goethe's Sinn die Weltlitteratur durchspürender und weithin beherrschender Mann, den kein moderner Litterarhistoriker an vielseitiger Gelehrsamkeit übertraf, diesen Namen ablehnen. Wie er besondere Collegia über Shakespeare, Milton, Corneille las und daheim die Divina commedia kundig erläuterte, so war ihm antike Poesie und Prosa im seltensten Maaße geläufig und die Arbeit der Philologen von Erasmus und Scaliger zu Bentley, zu Porson, zu Welcker und Wilamowitz hin wol bekannt. Er war eingelesen in Bossuet wie in Döllinger oder Newman und erstaunlich sattelfest in der europäischen Geschichtschreibung und Aesthetik . .; diese Liste könnte noch lang fortgesetzt werden. Ein solches Aufgehen in der Litteratur ist neidens- und verehrungswürdig, aber man wandert nicht leicht mit so viel Gepäck und ruft wol: Dieu vous fasse la grâce de devenir moins savant! „Beschränkt von diesem Bücherhauf", hat B. mehr gelesen als gelebt und aus den Ueberlieferungen keine Menschen leibhaft beschworen. Es muß gesagt werden, daß er unfähig war, in älteren Aufsätzen sehr leicht erfaßliche Bühnengrößen irgend zu vergegenwärtigen, in Münchner Nachrufen auf R. Wagner und Ludwig II. das Vagste zu überwinden, in der Karlsruher Rede die Person Scheffel's zu zeichnen, und daß ihm die Aufgabe, für diese A. D. B. einen monumentalen Artikel über Goethe zu leisten, ungünstig lag. So ist die verschwiegene philologische Mitarbeit an den köstlichen Bänden „Der junge Goethe" weit ergiebiger, als die wortreiche, doch uncharakteristische, kaum ein Problem aufstellende oder fördernde Predigt vorn, von der auch S. Hirzel sehr wenig erbaut war. Man beobachte die ungeheure Wissensfülle, die „Noten und Citate", die Bernays' Urtheil über Gervinus u. s. w. an irgend ein Allegat heften, die tiefe kundige Liebe, den pastosen Stil in den vier Bänden „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte", deren Herausgabe Witkowski's Mühewaltung 1899 freigebig abgeschlossen hat, und man wird sehen, wie treu B. sich geblieben ist. „Ich hasse das Rhetorische auf dem Katheder", rief er einst einem hospitirenden Collegen beim Fortgehen pathetisch zu, als ob sein Vortrag, gewiß ohne jede bewußte Mache, nicht durch und durch rhetorisch gewesen wäre. B. sprach fesselnder als er schrieb, wußte auch ganz gut, daß die Feierlichkeit des am Erbe des Goethe-Schiller'schen Zeitalters geschulten, in großen Perioden wohlgefalteten Ausdrucks den Leser bei weitem nicht so packe wie sein lebendiges Wort den Hörer. Viel Farbe, wenig Zeichnung; Epitheta gleich „hehr", „überköstlich", gern paarweis in den festlichen Reigen tretend, ohne sondernde Wahl und Abstufung; gar Manches voll und mächtig, Andres unfreiwillig aufgebauscht und an Monotonie streifend. Im Leben bot es den Reiz der Ausnahme, wenn B., dem nie ein vulgäres Wort entsprang und der sich selbst mit litterarhistorischem Scherz humorloser als Gottsched schalt, zum Clavierspiel mit der Bitte trieb: „Theurer L., willst Du nicht die Saiten rühren?" oder bei der Schwierigkeit des Einpackens von einem Mangel der „gabeseligen" Natur sprach. Er posirte nicht, sondern diese gehobene, aller leichten Causerie fremde Redeweise war ihm ganz gleichmäßig unter vier Augen wie im Hörsaal, in der langen, gern mit ein paar amusemens philologiques beschlossenen brieflichen Mittheilung wie im Aufsatz eigen.

Die deutsche Litteraturforschung durch weite vergleichende Umschau und historisch-philologische Methode ausgedehnt und befestigt zu haben, bleibt bei großer Fülle des einzelnen Gewinns sein Verdienst. Was heute für Herder oder F. Schlegel oder Haller geleistet ist, was für Klopstock theilweis und für Wieland zu thun bleibt, hat er auf Grund eindringlicher, fruchtbarer Arbeit als Wegweiser gefordert, Edition und Erläuterung von Werken und Briefen manchmal musterhaft vorgezeichnet, Zusammenhänge zwischen heimischer und fremder Litteratur im einzelnen erschöpft, tiefe Einblicke in Haupturkunden deutscher Dolmetscharbeit

geöffnet. Das kleine Heft „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes", dem eigentlich eine Ausgabe des „Werther" mit allen Lesarten folgen sollte, bot 1866 durch den Nachweis des Himburg'schen Fehlermediums und andrer Verderbnisse die Grundlage zur rechten Uebersicht und Säuberung, was trotz den bis heute wiederholten Betheuerungen Düntzer's noch nicht geschehen war. Dabei suchte B. durch den Vortrag, als werde einem Prüfer die überlieferte Verderbniß auch ohne Kenntniß des Thatbestandes immer anstößiger, das Interesse zu beleben. Seine Einleitung zu Goethe's Briefen an F. A. Wolf ist ein Meisterstück umfassender anmuthiger Gelehrsamkeit. Das Buch „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare", dem die saubere Revision der sogenannten Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung und ergiebige Abhandlungen über allerhand Mißverständnisse darin zur Seite stehen, hat auf Grund der Handschriften, ohne die Varianten insgesammt ausnutzen zu wollen, dargethan, in welchen Stadien von der Göttinger Schülerzeit neben Bürger an und in welcher Entwicklung und Arbeit dies Denkmal errichtet wurde. Gleiches that, die älteren unzulänglichen Versuche musternd, das große Vorwort zur Jubiläumsausgabe der Vossischen Odyssee (1881), und die Wiederherstellung einer ersten Vossischen Ilias aus dem Münchner Manuscript wurde von B. lang geplant. Vor allem lag ihm ein Werk „Homer in der Weltlitteratur" am Herzen, zu dem sich doch wider Erwarten schließlich kaum eine Notiz fand, wie auch die Absicht des in englischer Poesie so beschlagenen Mannes, sich einmal zu den Wordsworth-Schwärmern zu gesellen, nur aus Gesprächen und Briefen hervortritt. Offenbar konnte B. dank seinem präsenten Wissen und festen Gedächtniß Vieles ohne jede Niederschrift bis in den Wortlaut ausbilden und in sich forttragen; brachte er doch als Weimarischer Festredner keine Zeile mit, und der Vortrag über Goethe's Geschichte der Farbenlehre, den er Freunden ganz genau so „andeutete" wie er ihn dann feierlich sprach, wurde leider auch hinterdrein nicht aufgezeichnet.

Was an Bernays' Erscheinung und Gebahren absonderlich war, lehrte die flüchtigste Begegnung, und Anekdoten von einer „naiv grotesken Eitelkeit" liefen auch in Kreisen um, die nicht wußten, daß so ein „War es nicht herrlich?" viel mehr dem Dichter als dem Herold galt und daß die pathetisch geführten Tagebücher auch manches aufrichtige Selbstbekenntniß schwacher Stunden enthielten. Akademischer, überhaupt aller Personalklatsch lag weit von ihm. Er lobte viel lieber als er tadelte, war eher zu nachsichtig, immer hilfsbereit, ein treuer Freund, nie geneigt über Männer, die sich ihm unhold erwiesen, polemisch abzusprechen, der Pflege litterarischer Güter mit heiligem Eifer hingegeben und keineswegs so weltfremd, daß er nicht die politischen, socialen und religiösen Umschwünge als treuer patriotischer Beobachter verfolgt hätte.

Ein Verzeichniß aller Publicationen gibt Witkowski im 2. Bande der „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" (1895—1899), dem eine gute Photographie beigefügt ist (im 4. Bd. findet man Lenbach's Porträt wiedergegeben). Sonst sei hier nur auf Petzet's Lebensbild in Bettelheim's Biographischem Jahrbuch 2, 328 hingewiesen. Erich Schmidt.

Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, geboren zu Meiningen am 17. December 1800, † daselbst am 3. December 1882, selbständiger Regent seines Landes seit seiner Volljährigkeit, seit dem 17. December 1821 bis zu seiner Abdankung am 20. September 1866. Bernhard war der einzige Sohn und das dritte Kind Herzog Georg's I., eines vortrefflichen, überaus populären, patriarchalischen Regenten, und der Herzogin Luise Eleonore geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg. Mit ungeheuchelter, urwüchsiger Freude begrüßten Fürst und Unterthanen des damals nur zwanzig Quadratmeilen großen Herzogthums die Geburt des Erbprinzen. Nach zehn-

jähriger Ehe war dem Herzog als erstes Kind eine Tochter am 13. August 1792 geboren, Adelheid, die spätere Königin von England, und am 25. August 1794 wieder eine Tochter, Ida, nachmalige Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar. Somit hatte sich seit Jahren dem Lande die immer wachsende ernste Besorgniß aufgedrängt, daß es beim Tode des Herzogs an einem directen Erben fehlen werde und dadurch die Selbständigkeit des Herzogthums Meiningen bedroht sei. Um so größer war jetzt die Freude. Auf den ersten Christtag des Jahrhunderts ward die Taufe angesetzt. Der Thüringer gibt viel auf die Ehre der Pathenschaft. Zu dem gerade anwesenden Fürstbischof von Würzburg mit seinem Domcapitel und dem verwandten reformirten Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld wurden die lutherischen Agnaten und die Vertreter des ganzen Landes aus Städten und Dörfern geladen, und es kamen 416 als Vertreter der drei Confessionen und des Landes, und der Prinz erhielt den Namen Freund nach des Vaters Wunsch, daß er als Freund seiner Unterthanen sie als Mitmenschen ehre und liebe und von ihnen als Freund geehrt und geliebt werde. Herzog Georg „der Unvergeßliche“ starb unvermuthet an Lungenentzündung am Weihnachtsabend 1803 mit den prophetischen Worten: „Mein Bernhard wird ein guter Mensch werden und fortbauen, wo ich aufhöre.“ Nach den Ehepacten übernahm die Regentschaft bis zu der nach Hausgesetz mit 21 Jahren eintretenden Volljährigkeit die treffliche Wittwe und Mutter Luise Eleonore, eine Frau klaren Verstandes und frommen, menschenfreundlichen Herzens. Der begabte Prinz, ein besonders schönes Kind, erhielt schon kurz vor erreichtem sechsten Lebensjahr als Erzieher den Consistorialassessor Friedrich Mosengeil (s. A. D. B. XXII, 368), der sich auch als beliebter Schriftsteller einen rühmlichen Namen erworben hat. Sein dem jungen Herzog fast gleichalteriger Sohn und Ernst Wagner, Sohn des herzoglichen Privatsecretärs (s. A. D. B. XL, 486), eines geistreichen Schriftstellers, wurden des ohne Brüder allein stehenden fürstlichen Knaben Spielgefährten und Jugendfreunde. Als nach Napoleon's Sieg bei Jena das ohnehin von den Zeiten Anton Ulrich's her (s. A. D. B. I, 493) tiefverschuldete Land durch Auflegung schwerer Contributionen unerträglich belastet war und die Herzogin-Regentin, eine echt deutsche Frau, 1807 vor dem Gewaltigen huldigend und Hülfe erflehend in Gotha sich demüthigen mußte, hat es sich unauslöschlich dem siebenjährigen Knaben für sein ganzes Leben eingeprägt, wie alles vor dem Gewaltigen kroch und er selber ihm die Hand auf der Mutter Befehl küssen mußte. Als in den letzten Octobertagen 1813 nach der Leipziger Völkerschlacht in und um Meiningen über 70000 Mann lagerten und Kaiser Alexander mit Generalität und Gefolge im Schloß weilte, fand derselbe besonderes Wohlgefallen an dem jungen, schönen Fürsten und nahm ihn mit in seine Zimmer. Als Bernhard dann aber auch während der Toilette nicht weichen wollte, sagte der Zar gutmüthig lächelnd zu seinem aus Bauerbach bei Meiningen stammenden Generaladjutanten Baron Wolzogen auf russisch: „Befreien Sie mich von Ihrem Souverän.“ Die Herzogin erbat an jenem 19. October ihre in Rußland gefangenen Mannschaften vom Kaiser los. Eine neugebildete meiningische Compagnie hatte sich unter Major v. Lynker schon am 13. Februar 1813 bei Schwarzhausen und Winterstein zum Schein gefangen nehmen lassen und focht sofort unter Blücher. Am 24. Januar 1814 ordnete die Herzogin allgemeine Landesbewaffnung mit Landwehr und Landsturm an „zur Führung des großen Kampfes für die Freiheit des deutschen Vaterlandes“, zahlreiche Freiwillige traten ein. Als das Contingent im August 1814 zurückkam, empfing die Herzogin mit ihrem Sohne die einziehenden Sieger bei Einhausen, wo sich, eine Stunde von Meiningen, ein Volksfest entwickelte. Beseeligt von dem Gefühl

der wiedergewonnenen Unabhängigkeit und des nahenden Friedens ließ der Prinz damals an der steilen Wand des Bonifaciusfelsens bei dem Sommerschloß Altenstein, der Stätte seiner Jugendlust und Spiele, in großen ehernen Lettern die Worte anbringen: „Gott, Vaterland, Freiheit, Friede.“ Am 15. October 1815, nach neugefestigtem Frieden, wurde Bernhard in der Meininger Schloßkirche von demselben Hofgeistlichen Vierling öffentlich confirmirt, der ihn getauft, und von den damals anwesenden Pathen waren gegen 300 zugegen, darunter ein 98jähriger Greis. Die Gelübde des Knaben waren und blieben seines Lebens Leitstern, stets hat er sich zu Gottesdienst und Sacrament gehalten und auch bei seinen Beamten darauf gesehen, wie dies der Enkel jenes Geistlichen, Hofprediger A. Schaubach, am Begräbnißtage anerkennen mußte.

Einer der Paladine an jener Tafelrunde Kaiser Alexander's im Meininger Schlosse, Herzog Bernhard von Weimar vermählte sich am 30. Mai 1816 mit des Herzogs jüngerer Schwester Ida und der bis dahin als einziger männlicher Sproß seines Hauses allein dastehende Fürst gewann in dem Schwager einen Lebensfreund, wenn auch freilich dessen Sinn und Lebensschicksale ihn noch lange in die weite Welt hinaustrieben, sogar nach niederländisch Ostindien als commandirenden General der dortigen holländischen Truppen, bevor er, im Haag lebend, die Sommermonate in Liebenstein bei Altenstein zuzubringen pflegte. Dies Jahr schloß schwer durch die drückende Theuerung, welche das Land heimsuchte. Während die Regentin durch landesmütterliche Sorgfalt, die Tochter Prinzessin Adelheid durch Gründung eines Frauenvereins half und linderte, opferte auch der Prinz seine ganzen Baarmittel zur Hülfe der Nothleidenden. Als die Ernteaussichten sich günstig gestalteten, gingen die Herrschaften im Juni 1817 auf ein halbes Jahr nach Genf. B., der fleißig und lernbegierig sich einen guten Schatz von Kenntnissen gesammelt hatte, war von seinem Erzieher Mosengeil begleitet. Das nächste Frühjahr brachte die Verlobung der älteren Schwester Adelheid mit Herzog Wilhelm von Clarence, von 1830—37 (Matrosen-)König von England.

Mitte September 1818 bezog der Herzog die Landesuniversität Jena in Begleitung Mosengeil's und des zum Oberhofmeister ernannten bisherigen Hildburghäuser Regierungspräsidenten Geheimrath Frhr. v. Baumbach, eines kenntnißreichen geachteten Cavaliers von tüchtigem, rechtlichem Charakter. Ein weiterer Begleiter war der geistreiche und umgängliche junge Ad. v. Fischern, den der Prinz besonders liebgewonnen hatte. Da auch Frau v. Baumbach ihr Domicil in Jena aufschlug, hatte der Prinz eine kleine Hofhaltung. Durch offenes freundliches Wesen gewann er sich bald die Herzen und eine angenehme Stellung, da die Mitstudirenden ihn, der trotz seiner ernsten Jugendzeit mit Fröhlichen fröhlich zu sein liebte, gern hatten. Zur Charakterisirung der Jenenser Zeit diene (nach H. Leo, Aus meiner Jugendzeit) jene von der Burschenschaft inscenirte Geburtstagsfeier Blücher's am 16. December 1818, mit dem Schlußsouper auf dem Burgkeller, lediglich dazu bestimmt, den bekannten Burschenschaftler Karl Follenius in nähere Beziehung zum Meininger Herzog zu bringen, der mit Baumbach und Mosengeil ebenso wie Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg geladen war und Follenius zum Tischnachbar erhalten hatte. Doch Follenius zeigte sich wenig gewandt und der Herzog konnte bald merken, daß er da nicht am Platze sei. Der uneingeweihte Schleswig-Holsteiner Lornsen, wie zu einem Hoch aufstehend, rief: „Allen 30 oder 33 deutschen Fürsten ein —“, und setzte sich, den Satz nicht vollendend, während Professor Luden ein Vivat Hoch rief, in das mit den Professoren ein Zehntel der Studenten einstimmte. Beide Fürsten brachen mit ihren Begleitern fast unmittelbar nachher auf und mit ihnen zugleich fast alle Professoren. Selbstverständlich gab es während dieses Jenenser Jahres

viel Verkehr mit dem verwandten Weimarischen Hofe, und Karl August's freie Denkungsart, die schon 1816 zum Erlaß einer liberalen Verfassung geführt hatte, wie überhaupt die ganze dortige Luft wirkte auf des jungen Fürsten nächste politische und geistige Richtung bestimmend ein. Auf Jena folgte ein zweites Studienjahr in dem schönen Heidelberg. Das letzte Jahr vor dem selbständigen Regierungsantritt mußte zur Einführung in die Regierungsgeschäfte dienen. Mit Ernst und Liebe war er bei der Sache, nutzte aber auch die noch nicht geschmälerte größere Bewegungsfreiheit im Sommer 1821 zum Besuch seiner englischen Verwandten. Die Ausbildung war vollendet. Zu wenig war bei dieser das Militärische berücksichtigt. Nie hatte der junge Herzog in größerem Contingent gedient. Am Tage der Volljährigkeit, die nach dem Hausgesetz mit 21 Jahren eintrat, legte die Herzogin-Mutter die Regentschaft nieder und B. übernahm die Regierung. Als Minister fungirte der noch vom Vater 1802 aus Koburg berufene Geheimrath v. Könitz, der als bedeutender Staatsmann gegolten hatte, sich aber thatsächlich als solcher wenig bewies, doch aber als ritterlicher, rechtlicher und wohlwollender Herr beliebt war. Die Zahl hoher Beamter war für das kleine Gebiet mit nur 57 380 Seelen bei 350 000 Gulden Staatseinkünften viel zu groß, dazu die Schuldenmasse enorm, Rechnungswesen und Controle sehr mangelhaft. Oefter mußten zur Zahlung der Gehälter bei Privaten und Juden kleine Anleihen gemacht werden, und dennoch war des Fürsten erste Regentenhandlung ein Steuererlaß, überhaupt ließ er sich von seinem wohlwollenden Herzen anfänglich zu sehr leiten. Nachdem er sich genauer orientirt hatte, begann er aufzuräumen; die Behörden wurden neu organisirt, dabei die Verwaltung vereinfacht und von der Justiz getrennt. Nach Weimarischem Vorbilde war in dem Meiningen benachbarten, noch kleineren Herzogthum Hildburghausen schon 1818 eine Verfassung gegeben, einer der landschaftlichen Deputirten war Dietrich Frhr. v. Stein auf Völkershausen, der nach drei Jahren auch zum Hildburghäuser Landschaftsdirector gewählt wurde und bei der Ordnung der Steuer- und Finanzverhältnisse dort glücklich thätig war. Da diese Stein'sche Familie ihren Winteraufenthalt in Meiningen, der Nachbarstadt ihrer Güter, zu nehmen pflegte und der Herzoglichen Familie sofort näher trat, wurde auch des Herzogs Aufmerksamkeit sofort auf den nur sieben Jahre älteren Hildburghäuser Landstand gerichtet. Auf einer Römhilder Jagd im Herbst 1823 kam der Herzog mit Stein auf das schon mehrmals besprochene Thema einer nothwendigen Reform der landschaftlichen Verfassung und daß er hoffe, Stein in landschaftlichen Angelegenheiten ganz nach Meiningen zu ziehen. Auf diese Anregung hin entwarf Stein ohne Bestellung auf gut Glück ein Grundgesetz für die neue Meininger landschaftliche Verfassung, theilte sie bei einer Frühlingsjagd 1824 dem Fürsten mit, der sie freudig annahm, eifrig studirte, mit den Räthen durchsprach und dem Verfasser endlich den bestimmten Entschluß der Auflösung der alten Landschaft mittheilte und daß das entworfene Grundgesetz mit einigen unwesentlichen Aenderungen erlassen und von Stein als Landtagsmarschall zur Vollziehung gebracht werden sollte. In der bisherigen Landschaft war der Bauernstand gar nicht vertreten und zudem erstreckte sie sich nicht auf das Oberland, den Sonneberg-Schalkauer Bezirk und das Römhildsche. In Meiningen hatte sich, sobald der Herzog ernstlichere Anstalten machte, sofort die Opposition geregt, aber mit den Worten: „Die Bombe soll platzen" kündigte er am 4. September seinen Räthen die Einsetzung einer Organisationscommission unter Stein's Vorsitz an und am 25. September, unmittelbar vor Antritt einer Reise nach England, erhielt die Verfassungsurkunde die herzogliche Unterschrift. Am 17. December 1824 trat feierlichst der erste, aus je sieben erwählten Rittergutsbesitzern, Bürgern und Bauern bestehende Landtag zusammen und zum Schluß

der Thronrede verkündigte Herzog B. seine Verlobung mit Prinzeß Marie von Hessen, der zweiten Tochter des Kurfürsten Wilhelm II. und der Prinzessin Auguste, Schwester Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Trotz der unglücklichen hessischen Familienverhältnisse wurde die Trauung in Kassel am 23. März 1825 mit höchstem Glanz und vielen Aufmerksamkeiten für den Herzog vollzogen. Im Meiningischen gestaltete sich überall der Einzug zu einem herzlichen Familienfest der ganzen Bevölkerung. Die 21jährige Fürstin, welche am Osterfest glückstrahlend in die kleine Residenz einzog und sich sofort durch hingebende Freundlichkeit, mit der sie die Aufrechthaltung fürstlicher Würde stets zu verbinden wußte, allgemeine Verehrung gewann, war ihrem Gemahl von Herzen zugethan und der Herzensbund ist bis in das höchste Alter der Herrschaften für sie selbst und das ganze Land reich gesegnet geblieben. Die Fürstin fand sich leicht und mit Anmuth in die kleinen Verhältnisse, und doch hieß es, Prinz Wilhelm von Preußen, ihr Vetter, der spätere König und Kaiser, würde ihr gern wie sein Herz, so seine Hand geschenkt haben.

In Meiningen machte man weder bei dem Gothaer Thronwechsel 1822, noch bei dem Aussterben dieser ältesten Linie der Nachkommen Ernst's des Frommen am 11. Februar 1825 Theilungspläne, sondern beanspruchte allen Ernstes als nächstälteste Linie das ganze Erbe, während der Herzog von Hildburghausen als Senior der drei Linien die Theilung forderte und der Koburger als Tochtermann des vorletzten Gothaer Herzogs dazu als Erbe des Allodialbesitzes auftrat. Meiningen erließ gleich am Todestage Friedrich's IV. von Gotha-Altenburg ein Besitzergreifungspatent. Es solle zwar von den bisherigen Staatsbehörden zunächst weiter verwaltet werden, ohne daß jedoch einer der drei Herzöge daraus etwas beziehe und „daß durch dies Interimisticum Unsern ausschließlichen Rechten zu der eröffneten Staatssuccession das Mindeste nicht vergeben werden solle". Infolge dieses Patents pflegten die Gothaer den regierenden interimistischen Minister Lindenau „Herzog Bernhard" zu nennen, ein scherzender Beiname, der dem verdienten Staatsmann auch noch in den königlich sächsischen Dienst folgte.

Am 2. April 1826 wurde dem herzoglichen Paar der ersehnte Erbe geboren, aber leider unter größter Todesgefahr der Mutter, auf deren Errettung zu sehen die fragenden Aerzte in erster Linie gewiesen waren. Am 1. Mai wurde der Erbprinz auf den Namen Georg getauft. Erst nach mehr als 17 Jahren, am 6. August 1843, folgte eine Tochter Auguste, die nachmalige Prinzessin Moritz von Altenburg.

Im Jahr der Geburt des Erbprinzen gelangten auch jene schwierigen Theilungsverhandlungen durch den allerseits angerufenen Schiedsspruch des Königs Friedrich August von Sachsen zu einem Abschluß. Der von allen Seiten am meisten angestrebte Hauptantheil, nämlich das Herzogthum Gotha, fiel durch den Spruch der jüngsten Linie Koburg zu, und während Hildburghausen, dessen Finanzen sich damals in sehr bedenklichen Umständen befanden, an Meiningen kam, erhielt die dort bis dahin regierende Linie das reiche Altenburger Land. Meiningen aber, für welches Ministerialrath v. Fischern, des Herzogs Jugend- und Universitätsgefährte, hauptsächlich die Verhandlungen leitete, kam am schlimmsten fort, indem es noch dazu durch die Verbindung der neu hinzukommenden mit den alten Bestandtheilen eine so schmale und langgestreckte Gestalt über den Thüringer Wald hinüber bekam, daß daraus der Verwaltung und rationellen Staatswirthschaft erhebliche Schwierigkeiten entstehen mußten. Herzog B. hatte den Bitten seiner armen Unterländer und seinem Herzen folgend die Abtretung auch nur eines Dorfes verweigert. Zu dem armen unterländischen Landstrich waren außer dem reichen

gesegneten Kamburg ärmere und von der Natur weniger begünstigte Waldbezirke hinzugekommen, wie Hildburghausen, Gräfenthal, Saalfeld, doch das Unterland hatte Verbindung mit dem Oberland erhalten, an Flächengehalt war es von 20 auf 43 Quadratmeilen gewachsen, doch wegen Mangels größerer Städte mit nur 143000 Seelen. Bei der Besitzergreifung am 18. November 1826 sprach der Herzog die ihm persönlich zur höchsten Ehre gereichenden Beweggründe aus: „Geleitet von der Ueberzeugung, daß eine gütliche Uebereinkunft über die streitig gewordene Erbfolge in vieler Hinsicht vortheilhaft und die Verfolgung der Ansprüche im Wege des Processes wenigstens dann vorzuziehen sei, wenn dieselbe nicht das Opfer erheischte, irgend eine Abtretung eines Theils Unsrer bisherigen treuen Unterthanen, die Uns schon so viele Beweise ihrer Liebe und Ergebenheit bezeugt ...." Gegenwärtig, nach strenger unablässiger Arbeit treuer und geschickter Verwaltung bei den durch die industrielle Hebung der Waldbezirke und den gewaltigen Werth rationell bewirthschafteter Wälder und durch die modernen Verkehrsmittel gänzlich geänderten Verhältnissen, wird Niemand mehr des Herzogs damalige Entscheidung kurzsichtig und unstaatsmännisch schelten. Er hat in der That das beste Loos gezogen.

Auf die kurzen, aber grundlegenden ersten Regierungsjahre folgten weitere vierzig Jahre des Ausbaues in Gesetzgebung und Verwaltung. Ein Domänenstreit zieht sich wie ein rother Faden hindurch. Handel und Wandel nöthigten zum Anschluß an die preußische Zollvereinspolitik.

Es war ein Glück, daß Meiningen schon eine wirksame Verfassung hatte, als der Länderanfall die, wie das Beispiel Koburgs und Gothas zeigt, gerade bei kleineren Verhältnissen so schwierige Aufgabe der Assimilirung stellte, ein Glück auch, daß Stein als Meininger Landtagsmarschall und sodann als Ministerialmitglied, in Finanz- und Steuersachen auf richtigen Wegen, die Schäden der Meininger Finanzverwaltung aufgedeckt, aber auch schon gebessert hatte, wenn er auch klagen mußte, daß gerade der gothaische Anfall, auf den er die Hoffnung völliger Heilung der finanziellen Wunde setzte, zunächst mancherlei kostspielige, von ihm deshalb nicht gebilligte Projecte zeitigte und momentane Geldbedrängnisse die angefangene Verbesserung der Finanzverhältnisse störten. Bei der besonderen Schwierigkeit der Angliederung des eines eigenen Hofes höchst ungern beraubten Hildburghausen war Stein's frühere dortige Dienststellung von gutem Nutzen, doch bei den neuen gesetzgeberischen Aufgaben trat nun, zu Stein's lebhaftem Verdruß, ganz in den Vordergrund Geheimrath Dr. Schmidt in Jena, den der Herzog während seiner Jenaer Studienzeit kennen und schätzen gelernt hatte und mit dem er seitdem lebhaft correspondirte, ihn schließlich aber ins Land rief, wie Stein klagt: „Im Sommer 1829 verreiste der Herzog und ließ mich allein mit einer provisorischen Ständeversammlung und einem vom Herzog berufenen, im Lande verhaßten Gesetzfabrikanten, einem Geheimrath S." Stein, der an Schmidt's Charakter kein gutes Haar läßt, schätzt doch dessen früheres Wirken als klug und gediegen, und nach den allerdings zahlreichen Gesetzen und Edicten jener Jahre in Meiningen läßt sich ein allgemeiner Haß im Lande nicht wohl verstehen. Nach der am 23. August 1829 veröffentlichten Verfassung wählten die 3 Stände je 8 Abgeordnete auf 6 Jahre. Das Wahlrecht hatten alle 30 Jahre alten ortsansässigen, directe Steuern zahlenden Christen. Beamte bedurften Genehmigung der Vorgesetzten. Den Landtagsmarschall wählten die Stände. Anklagen gegen Staatsdiener gingen an das Oberappellationsgericht in Jena. Der erste ordentliche Gesammtlandtag wurde am 30. October 1830 eröffnet und tagte bis 21. Februar 1831. Von 1830—48 erschienen an 260 Edicte. Nach Stein's und Baumbach's Rücktritt wurde 1831 die Landesregierung in Verwaltungs-, Finanz- und Forstsenate eingetheilt und

eine Schuldentilgungscommission eingesetzt. Der in Hessen gemaßregelte und durch Vermittelung der Herzogin in die Meininger Regierung als Präsident aufgenommene Friedrich Krafft, später geadelt, zeichnet vom 25. April 1831 an als Minister (neben ihm v. Fischern), obwol er erst, nachdem der fast ganz erblindete Minister v. Könitz im Januar 1832 gestorben war, voll dessen Functionen mit dem Prädicat „Excellenz“ zugetheilt erhielt.

Die Wellen der Pariser Julirevolution 1830 hatten das Herzogthum nur wenig berührt, nur in Eisfeld war es bei einem Waldbußgerichtstag zu offenen Widersetzlichkeiten gekommen, doch die Verführten wurden belehrt und die Rädelsführer auf Ersuchen begnadigt. Eine patriarchalische Ansprache des Herzogs an seine getreuen Unterthanen vom 12. October 1830 genügte: „Haltet Euch zu mir, damit wir, durch Eintracht stark, Aufruhr und Zuchtlosigkeit mit ihren verwüstenden Folgen von uns entfernt halten .... Vertraut mir unbedingt, so wie ich Euch vertraue.“ Im nächsten Jahre jedoch, am 13. August, wurde die Ständeversammlung aufgelöst, weil sie sich außer Stand erklärt hatte, einen auf Grund von Bundestagsentschließungen entworfenen und vorgelegten Gesetzentwurf über Bestimmungen in polizeilichen und gerichtlichen Straffachen seinem ganzen Umfang nach zu prüfen. Am 12. September 1832 erschien dann eine Verordnung „mehrere Bestimmungen über die Zuständigkeit und Besetzung der Gerichte in Untersuchungssachen betr.“. Es war ja eine Bundescommission zur Ueberwachung der Landtage eingesetzt und die Frankfurter Beschlüsse, als Antwort auf das Hambacher Maifest, mußten veröffentlicht werden, mochte auch der Herzog gleichzeitig versichern, daß die Landesverfassung dadurch nicht abgeändert werde. Unter den vom Bunde verbotenen Zeitungen befand sich auch der in Hildburghausen erscheinende Meyer'sche Volksfreund.

Wesentliche Aenderungen in der Regierung erfolgten 1836 durch die Versetzung des Regierungspräsidenten Ministerialrath v. Fischern als Oberlandesgerichtspräsidenten in Hildburghausen und die Berufung des Preuß. Geh. Oberfinanzraths und Vicepräsidenten der Regierung in Münster Albert Vahlkampf zum Chefpräsidenten der drei Verwaltungssenate. Er war ein klarer geistvoller Mann und eine bedeutende Arbeitskraft, voll Energie und Strenge, der dem hergebrachten Schlendrian scharf entgegentrat, hochstehend in der Gunst des Herzogs, der ihn und darnach auch den Assistenzrath Debertshäuser an die Seite Krafft's ins Ministerium berief, auch im Lande und bei der Bürgerschaft trotz seines katholischen Bekenntnisses beliebt. Noch am Schluß des namentlich durch die vom Abgeordneten V. Trinks beantragte und von Vahlkampf gebilligte Zinsreduction der ganzen Staatsschuld wichtigen Landtags von 1837/38 wurde er vom Herzog durch Verleihung des Comthurkreuzes ausgezeichnet, kurz darauf brachte das Regierungsblatt zu allgemeiner Ueberraschung die erbetene Entlassung. Er war wegen eines vom Herzog dem Hofjägermeister v. Gemmingen persönlich ertheilten und von diesem nicht an Vahlkampf als Ressortchef mitgetheilten Urlaubes dem leicht verletzbaren Regenten persönlich, wie freilich einst auch v. Stein, zu schroff gegenübergetreten im Bewußtsein seines Rechtes. Da auf Anregung von V. Trinks und Bürgermeister Döbner, denen es der Herzog lange als Demonstration verdachte, die Residenz dem Entlassenen das Ehrenbürgerdiplom votirte und überreichte, erregte der Vorfall weithin und lange unliebsames Aufsehen. Im Herbst 1840 nahm auch Minister v. Krafft seine Entlassung und zog nach Kassel. Man sagte, mancherlei Differenzen mit dem Herzog, namentlich weil dieser in kritischen Fällen seinen Jugendfreund v. Fischern zu befragen liebte, mit dem aber Krafft in steter Spannung lebte, hätten den Bruch herbeigeführt. Die Stelle wurde aber nur interimistisch besetzt, zunächst durch Debertshäuser und vom 3. Mai 1841 durch v. Fischern, jedoch unter Beibehaltung seiner Gerichts-

präsidentenstellung, bis am 1. December 1843 Geheimrath v. Krafft aus Kassel zurückberufen wurde und am 21. December die Bestallung als Wirkl. Geheimrath und Minister empfing, während v. Fischern unter Rückverlegung seines Wohnsitzes nach Hildburghausen die gleiche Rangerhöhung als Wirkl. Geheimrath und Mitglied des Landesministeriums am gleichen 1. December empfangen hatte. Krafft blieb bis zum 1. November 1847 auf seinem Platze und wurde dann mit der Bemerkung seines Ministerpostens enthoben, daß sich bei vorkommenden wichtigeren Fällen der Herzog auch ferner seines einsichtigen und bewährten Raths bedienen werde.

Im Juni 1847 ward der Landtag wegen Weigerung, die reproponirten Etats anzunehmen, aufgelöst. Bei der Neuwahl wurde wieder der Advocat Trinks wie im Vorjahr gewählt, nachdem ihm seit der Vahlkampf'schen Affaire wie bei seiner Wahl zum Meininger Bürgermeister die Bestätigung, so zum Eintritt als Abgeordneter der Urlaub versagt war. Man stand jetzt schon im Vorgefühl der großen Erschütterungen von 1848, und der Urlaub konnte nicht mehr verweigert werden. An Krafft's Stelle war Geheimrath Frhr. v. Werthern beauftragt worden, ein Ministerium zu bilden. Schon im August 1845 war dieser, bis dahin preußischer Regierungsrath, in die Regierung als Geh. Staatsrath und Mitglied des Hausministeriums berufen. Es stand in ihm in der bewegten Zeit der rechte Mann an der rechten Stelle, nur daß er leider schon am 4. September 1848 infolge einer unbedachten Demonstration des Janhagels vor seinem Hause, obwol Abg. Trinks durch muthiges Dazwischentreten das Aeußerste verhindert hatte, seine Entlassung erbat und erhielt, da auch seine Meinung mit der des Herzogs mannichfach differirt hatte. Gegen Alle gerecht und wohlwollend, so wohlthätig, daß er fast sein ganzes Gehalt für Unterstützungen auszugeben pflegte, wie er auch beim Rücktritt auf jede Pension verzichtete, genoß er die allgemeinste Achtung und das festeste Vertrauen. Alle Kreise waren über das Vorkommniß tief empört, Werthern zog sich zuerst auf seine Güter zurück, trat dann wieder in preußischen Staatsdienst und ist erst kürzlich in Pommern gestorben, bei welchem Anlaß auch Thüringer Blätter seiner dankbar und ehrenvoll gedachten.

Am 17. December 1846 ward das 25jährige Regierungsjubiläum mit Dank gegen Gott gefeiert. „Wenn bei uns auch nicht Alles vollkommen ist, so ist doch Manches besser geworden. Daran haltet fest, daß mich bis an mein Lebensende der redlichste Wille für Euer Wohl beseelen wird und daß die Liebe zu Euch noch die alte, das Vertrauen noch dasselbe ist wie vor Jahren." Das herzliche patriarchalische Vertrauen dieser Ansprache wurde jedoch im Lande nicht mehr ungetheilt mit gleichem Vertrauen erwidert. Der Gesetzgebung fehlte doch bei den rasch wechselnden Systemen der einheitliche Organismus und bei dem steten Beamtenwechsel die gleichheitliche consequente Durchführung. Weder Unterthanen, noch Beamte waren darin und mit einander warm geworden. Wie im Hofstaat waren in der Regierung der Stellungen zu viele. Zu leicht wurde versetzt, pensionirt, zur Disposition gestellt, oben wie unten. Die neuen und die alten Landestheile waren einander, nach Brückner's Landeskunde, mehr oder weniger fremd, theilweise auf einander gespannt und eifersüchtig. Die Behandlung der deutschen Dinge am Bundestag hatte die Entwicklung nach außen und innen gelähmt, in 30 Friedensjahren kein Fortschritt der Volkswohlfahrt, vielmehr Verarmung, von 1828—1849 wuchs die Residenz und größte Stadt des Herzogthums nur von 5426 auf 6451 Seelen. Und doch war Meiningen, noch rechtzeitig einlenkend, in Zoll- und Handelssachen auf rechter und echt nationaler Seite, wie wir jetzt wissen, d. h. mit Preußen gegangen.

Vor dem Gothaer Erbanfall war es, nirgend über die alte Grenzscheide

zwischen Franken und Thüringen nach Norden reichend, ein rein süddeutsches Land. Seit der Einverleibung von Gräfenthal, Saalfeld, Pößneck, Kamburg und Kranichfeld hatte es auch einen nicht mehr in die Mainländer Baierns, sondern nördlich nach Erfurt und Naumburg gravitirenden Kreis. Als Stein 1824 den Plan zu einer Zollvereinigung Meiningens mit Baiern vorgelegt hatte und er auf seinen Vortrag vom Herzog zum König von Baiern entsandt wurde, worauf der bairische Gesandte Graf Luxburg in Meiningen erschien, war dies der Lage entsprechend, aber daß nach Zustandekommen des Bairisch-Württembergischen Zollvereins und noch mehr des Preußisch-Darmstädter, Carlowitz von Koburg und Stein sich in Meiningen dahin vereinigten, mit allen sächsischen Häusern und womöglich mit Kurhessen eine besondere Vereinigung zu schließen, das war nicht wohlgethan. Auf einem Congreß der mitteldeutschen Staaten im Sommer 1828 in Kassel, auf dem Stein als Meininger Abgesandter thätig war, bekam er krasse Eindrücke von der Erbärmlichkeit der Kleinstaaterei, wie die meisten Regierungen aus Souveränitätsängsten weitergreifende Einigungen stören wollten. „Ich war mit einer der Ersten, der unverholen erklärte, daß allgemeine Zollvereinigung, namentlich Verein mit Baiern und Preußen das Ziel unseres Strebens sein müsse und im Widerstreit gelang es wenigstens eine hierauf hinzielende Stelle in die Verfassungsurkunde zu bringen.“ Später schloß Stein in München auf eignes Risico einen Vertrag ab, fand aber in Meiningen keinen Anklang. Krafft vollzog dann die Schwenkung nach Preußen hin. Schon am 15. März 1828 hatte er nach Berlin angedeutet, daß Meiningens Lage wegen der sein Gebiet durchziehenden frequentesten Straßen es über seinen geographischen Umfang hinaus werthvoll mache und daß es bei Würdigung dieser Stellung geneigt sein möchte Darmstadts Beispiel zu folgen. Motz, der hochverdiente Urheber des Zollvereins, hatte dort zunächst nur Spott, die geographische Bedeutung des Herzogthums sei ihm ganz neu, es sei betrübend, wenn solche überspannte Diener dazu beitrügen, daß dem Souveränitätsdünkel ihrer Fürsten auch noch ein Straßendünkel hinzugefügt werde. Am 3. Juli aber wurde mit Meiningen, Tags darauf mit Gotha ein Vertrag geschlossen, „um die Hindernisse zu beseitigen, die vorzüglich durch örtliche Verhältnisse dem Handel und Verkehr entgegenstehen.“ Von Langensalza sollte über Gotha nach Zella St. Blasii, von da über Meiningen an die bairische Grenze nach Würzburg zu und über Suhl, Hildburghausen, Lichtenfels nach Bamberg zu gebaut werden mit preußischem Vorschuß. Dazu wurde völlige Freiheit des Durchfuhrhandels auf dem neuen Straßenzug vereinbart und freier Nachbarverkehr mit dem preußischen Henneberg, auf dessen Umtausch gegen das Koburger Fürstenthum Lichtenberg Preußen daher auch in vollem Bewußtsein von der handelspolitischen Bedeutung dieses Besitzes einzugehen verweigert hatte. Treitschke weist mit Recht darauf hin, daß dieser Straßenzug in der Eisenbahnpolitik des deutschen Reiches eine bedeutsame Rolle gespielt hat, also kann doch von einem Straßendünkel Meiningens keine Rede sein. Treitschke fügt hinzu: „Diese beiden unscheinbaren Verträge haben in Wahrheit den mitteldeutschen Verein vernichtet. Denn erst jetzt erhielt der preußisch-bairische Vertrag praktischen Werth. Motz eilte selbst nach Thüringen, um den raschen Ausbau der Straßen zu fördern. Graf Münster in Hannover bot alle kleinen Künste auf, um den Meininger Herzog durch seine Schwester, die Herzogin von Clarence, von Preußen abzuziehen.“ Dann wird weiter erzählt von dem Junicongreß 1829 der Mitteldeutschen in Kassel, wie Alles gegen die Verräther Meiningen und Gotha getobt habe und Commissäre geschickt wären, die Herzöge zu verwarnen. „Meiningen und Gotha drohten, ihres eigenen Weges zu gehen, wenn der Verein nicht mit Preußen sich verständige.“ Beide

versagten dem neuen mitteldeutschen Vertrage ihre Zustimmung. Der Herzog wußte wol, was er zu thun hatte, thun durfte und thun mußte, weil er wie sein Rathgeber Krafft wol die Bedeutung der Straßenzüge erkannt hatte. Keinerlei Einflüsse vermochten ihn von seiner bewußt eingenommenen Stellung zurückzubringen. Krafft's endlicher Ersatz durch den Preußen v. Werthern, der Eintritt des am 2. April 1847, nach in Leipzig, Bonn und Heidelberg vollendeten Studien, mündig gewordenen Erbprinzen Georg in preußischen Militärdienst und endlich dessen Verheirathung mit der preußischen Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen und der Prinzessin Marianne der Niederlande, am 25. Mai 1850, dies alles ist mit antipreußischer Gesinnung nicht vereinbar. Bei der Verheirathung nahm das junge erbprinzliche Paar im Meininger Residenzschlosse Wohnung, anfänglich war nicht einmal eine besondere Hofhaltung vorgesehen, worin aber rechtzeitig Wandel geschafft wurde. Am 1. April Abends gegen 11 Uhr, kurz vor Anbruch des Geburtstags des Vaters, wurde im Schloß dem Erbprinzen ein Sohn geboren und am 1. Mai vom Großvater über die Taufe gehalten und Bernhard genannt. Oft weilte aber Erbprinz Georg mit seiner Gemahlin in Berlin und Potsdam und that dann stets entsprechend seinem Grade — er war inzwischen zum Major avancirt — militärischen Dienst bei der Garde. In Potsdam ward ihm am 23. September 1853 eine Tochter, Prinzessin Marie, geboren.

Des Erbprinzen Hochzeitstermin bezeichnet zugleich den völligen Abschluß der Meininger revolutionären Periode, denn wenn es auch in Vergleich zu andern Ländern nicht zum Aeußersten gekommen war, hatte es sich doch zeitweise stürmisch angelassen. Der Landtag war gerade versammelt und berieth den Etat, als am 27. Februar 1848 Abends die Pariser Nachrichten bekannt wurden. Sofort erfolgte ein Umschlag der Stimmung. Man forderte Vereinfachung des Staatshaushalts und berührte etwas empfindlich die Domänenfrage. Am 8. März kam eine herzogl. Proposition mit mancherlei Regierungsconcessionen und dazu wurden noch mancherlei Besserungen in Aussicht gestellt. Die Vorlagen und Vorschläge genügten schon nicht mehr. Am Abend des Tages beschloß eine Volksversammlung eine Adresse an den Landtag mit 18 Nummern, ein Märzverein ward gegründet, Bürgerwehr eingerichtet, am zweiten Tage empfing der Herzog eine Deputation und gab die befriedigendsten Zusicherungen, Volksbewaffnung sollte sofort eintreten, das Gesetz vom 26. März 1846 über die Domänen wurde zurückgenommen, so daß der frühere Zustand wieder eintrat. Am ärgsten ging es in Salzungen zu, wo das Proletariat wie eine Räuberbande hauste, so daß durch sofortige Entsendung eines Militärcommandos dem Unfug gesteuert werden mußte. Die Oberländer und namentlich die Sonneberger, auf deren Loyalität der Herzog ganz besonders gebaut hatte, kamen mit den maßlosesten Forderungen und eingeschüchtert durch die Berliner Vorgänge gewährte der Herzog in einer Proclamation vom 20. März: Umgestaltung des Bundes, Preßfreiheit, Schwurgerichte, öffentliches Gerichtsverfahren, Volksbewaffnung, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, Ueberlassung der Domänen, Revision des Wahlgesetzes, Linderung der Forststrafgesetze, Holzabgabe und Waldnutzungen, Ermäßigung des Wildstandes, Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes, besseres Ablösungsgesetz, Salzsteuererlaß. Endlich begannen die Unterländer sich gegen die unersättlichen Oberländer zu regen. Dem Minister, dem der Herzog zu nachgiebig erschien, wurden Hochs gebracht. Des Erbprinzen Geburtstag wurde begeistert gefeiert, Militär und Bürgerwehr paradirten gemeinsam. Da wurde in der Nacht vom 4. auf den 5. April der allerdings schon aus gerichtlicher Veranlassung zur Disposition gestellte Hofmarschall v. Minutoli beim Eintritt in seine Amtswohnung im herzogl. englischen Garten erschossen. Bald ergab

sich, daß der eigene jugendliche Diener einen gleichaltrigen Freund in persönlicher Rache und Habsucht dazu bestimmt hatte. Es wurde als Vorläufer des Classenkampfes in Mord und Todtschlag aufgefaßt und machte auf den Herzog, der mit seinem Sohn ans Sterbelager geeilt war, tiefsten Eindruck. Da wegen des neuen Wahlgesetzes am 1. Juni der Landtag aufgelöst wurde, wuchs die Erregung wieder. Der Herzog eilte selbst, von einem Adjutanten begleitet, ins Oberland, aber sein Empfang in Sonneberg war mehr als kühl, die aufgestellte Bürgerwehr stand bei seinem Erscheinen still, Gewehr bei Fuß. Einlagerung von Meininger Militär stellte die nach des Herzogs sofortigem Aufbruch durch den Uebermuth der bewaffneten Turner gestörte Ruhe wieder her; lange währte es, bis der Herrscher die undankbare Stadt wieder betreten mochte. Am 9. September wurde der Oberst und Generaladjutant v. Speßhardt mit Bildung eines Ministeriums beauftragt, dessen fünf Abtheilungen, unter Aufhebung der Mittelbehörden, mit tüchtigen, meist gemäßigt-liberalen Männern besetzt wurden. Als es auch in Hildburghausen und Saalfeld zu bedeutenden Excessen und Befreiung von Gefangenen kam, wurde endlich der größte Theil des Contingents einberufen und zunächst nach Saalfeld dirigirt. In Hildburghausen sorgte ein Bataillon Baiern energisch für Ruhe, in Meiningen quartierte sich im December ein sächsisches Schützenbataillon ein. Da der Landtag dem Anschluß der Regierung an das Dreikönigsbündniß widersprach und aufgelöst wurde, fiel im weiteren Verfolg am 23. October 1849 auch das Ministerium des populären Speßhardt, und v. Wechmar bekam nun die Aufgabe, die Ueberstürzung in der Gesetzgebung wieder gut zu machen, namentlich in der Domänenfrage, auf welche, da sie erst unter dem Regierungsnachfolger befriedigende Lösung fand, nachdem eine ganze Litteratur darüber entstanden, hier nicht eingegangen zu werden braucht. Wechmar's Entlassung, Ende 1855, geschah wegen Krankheit.

Die Ernennung des Schleswig-Holsteiners v. Harbou, der nach Wechmar 6—7 Jahre hindurch das Ministerium leitete, führt auf des Herzogs Stellung zur schleswig-holsteinschen Frage, die ihm ja schließlich als die eigentliche Veranlassung zu der sich verschärfenden Opposition gegen Preußen persönlich verhängnißvoll werden sollte. Harbou war von 1848—51 Mitglied der Regierung der Elbherzogthümer gewesen und hatte schon im März 1852 als Märtyrer des „bedrängten Bruderstammes", dem Land und seinem Fürsten gleichwillkommen, als Meininger Staatsrath Anstellung gefunden; mit ihm und durch ihn kam Schlaikier an das Hildburghäuser Seminar und schließlich an die Spitze des Schulwesens; auch andere Schleswig-Holsteiner fanden auf seine Empfehlung Anstellung. Zum Cabinetsrath des Herzogs wurde ebenfalls ein Schleswig-Holsteiner, Frhr. v. Liliencron berufen, der in Jena die Professur der deutschen Philologie bekleidete. Herzog Friedrich von Augustenburg ward durch seine Vermählung mit einer Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg im September 1856 dem Herzog durch dessen Mutter verwandt, und als der am 1. März 1855 Wittwer gewordene Erbprinz in zweiter Ehe am 28. October 1858 Prinzessin Feodora aus Langenburg, jüngere Schwester der Herzogin von Augustenburg heimführte, waren die verwandtschaftlichen Bande noch enger geworden. Das Meininger Contingent, dem der Erbprinz als Major aggregirt war, war schon 1849 in Schleswig-Holstein gewesen, und das Interesse wuchs nur, als diese Volkssache nach dem Berliner Frieden preisgegeben ward und die Schleswig-Holsteiner den Befreiungskampf allein fortsetzten. Es eilten auch aus Meiningen ausgediente Mannschaften, namentlich Unterofficiere nach Norden. Als damals im ganzen Lande Gelder und Lazarethgegenstände gesammelt wurden, hatte der Herzog seine Sympathien durch Beiträge zu erkennen gegeben. Es dauerte lange, bis durch König Friedrich's VII. Tod die schleswig-holsteinische Angelegen-

heit wieder in Fluß kam. Harbou war inzwischen durch Patent vom 16. August 1861 plötzlich und überraschend nach einem der ominösen v. Fischern'schen Besuche im Meininger Schlosse entlassen und am 29. October 1861 durch den preußischen Landrath des Mansfelder Kreises v. Krosigk ersetzt. Der nicht in die Oeffentlichkeit gedrungene Grund lag in geheimen Verhandlungen, die Harbou im Landtag über einen Compromiß in der leidigen Domänensache angebahnt hatte. v. Fischern benutzte diesen Anlaß, um seine Gesinnung beim Herzog zu verdächtigen, leider mit einem Erfolg, den später niemand tiefer beklagte, als der Herzog selbst.

Daß bei Harbou's Entlassung schon eine antipreußische Gesinnung des Herzogs mitgewirkt hätte, ist ein um so handgreiflicherer Irrthum, da ja sein Nachfolger v. Krosigk aus preußischem Dienst herübergerufen ward. Doch trat in der That in dieser Periode in des Herzogs politischen Anschauungen eine Wendung ein, die sich allmählich gegen die in Berlin betriebene Politik richtete. Während des österreichischen Krieges gegen Piemont-Frankreich vertrat der Herzog in warmer Sympathie für Oesterreich eifrig das Eintreten des deutschen Bundes für Oesterreich und Preußens Haltung in dieser Sache verstimmte ihn tief. In dem Verhalten Preußens gegen die kleineren Staaten, in den Militärconventionen und Aehnlichem glaubte er mehr und mehr ein Aufsaugungssystem zu sehen, durch welches sich Preußen vergrößere und zugleich der nöthigen Bundesreform nur vorgreife und schade. Eben dies machte ihn gegen das Auftreten des deutschen Nationalvereins so mißtrauisch und ablehnend. Der gewaltige Geist Bismarck's wurde in der Führung Preußens sichtbar, aber der Herzog verstand ihn damals und weiterhin nicht. Getäuscht von dem geschichtlichen ruhmvollen Glanz der Trägerin der alten deutschen Krone, wandten sich seine Blicke immer mehr Oesterreich zu im Gegensatz zu einem Theil seiner Unterthanen. Eine Pößnecker Adresse hatte engsten Anschluß an Preußen für jetzt und für alle Zukunft gefordert, die principielle Antwort des Herzogs vom 31. Juli 1859 sollte keinen Zweifel übrig lassen, daß er über das, was Deutschland fromme, ganz andere Ansichten hege. Infolge einer in Würzburg im November 1859 gehaltenen Ministerialconferenz beantragten Baiern, Sachsen, beide Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Altenburg und Meiningen beim Bunde: Veröffentlichung der Bundestagsverhandlungen, Regelung der Heimathsverhältnisse, ein Bundesgericht, gemeinsames Civil- und Criminalrecht. Von der Fürstenzusammenkunft des Prinzregenten mit Napoleon hielt der Herzog sich zwar fern, verfolgte aber diese Vorgänge mit größter Aufmerksamkeit. Am 12. October 1862, kurz vor der Hochzeit der Prinzessin Auguste mit dem Prinzen Moritz von Altenburg, traf König Wilhelm von Preußen zu kurzem Besuch in Meiningen ein. Wenige Monate später empfing der Erbprinz ein preußisches Generallieutenantspatent und begab sich deshalb im Februar zur Meldung und Danksagung nach Berlin, der Herzog hingegen hielt wiederum wenige Monate danach die Zeit für gekommen, den beiden deutschen Großmächten ein Memoire über eine Bundesreform vorzulegen, an der alle Bundesfürsten sich betheiligen sollten. Die Grundidee war Einführung einer Executive (Centralgewalt) und einheitliche Leitung der deutschen Politik nach außen. Drei Mitglieder, Oesterreich, Preußen und eins der übrigen Königreiche bildeten die Executive, zur Seite ein Fürstenrath mit berathender Stimme. Oder es würde eine Executive von 17 Stimmen nach Kategorien: Oesterreich und Preußen je 5, die vier Königreiche 3, Großherzoge 2, Herzoge 1, Fürsten und freie Städte 1. Der Centralgewalt stände zu Beschlußfassung über Krieg und Frieden und Disposition über die Bundesarmee im Kriegsfall, alles andere verbleibe der Bundesversammlung. Die an den Kaiser von Oesterreich und an den König von Preußen

gerichteten Vorschläge waren von einem weitern Motivirungsschreiben begleitet, es solle ein fürstlich persönliches Element zur Geltung kommen. Es wäre sehr wünschenswerth, daß die Fürsten im patriotischen Sinn und etwaige Opfer minder ängstlich wägend ein solches Werk der Einigung vollbrächten. In Gemeinschaft mit Sr. Majestät dem König von Preußen möchte der Kaiser eine Berathung der deutschen Regierungen, sei es auf einer Fürstenversammlung, durch die beauftragten Minister oder am Bundestag einleiten. Offenbar hing mit diesem Memoire die glanzvolle Aufnahme zusammen, welche der Herzog in Wien am 23. April 1863 und folgenden Tagen fand. Vertraulich wurden ihm hier schon die Entwürfe zu dem im August desselben Jahres nachfolgenden Frankfurter Fürstencongreß mitgetheilt. Auch bei dieser fürstlichen Conferenz trat er besonders eifrig und warm für die Reformsache auf, unterzeichnete auch schließlich am 1. September das nochmalige Collectiversuchen mehrerer Souveräne an Preußen, der Sache zuzutreten. Der Minister v. Krosigk, dem erst zu spät durch einen Verwandten über die antipreußische Tendenz des ganzen Fürstentags die Augen geöffnet sein sollen, erbat sich inmitten der Tagung Urlaub zu einer Rheinreise. Der Herzog übertrug seine Geschäfte Herrn v. Uttenhoven, der dann auch nach Krosigk's Zurdispositionsstellung ihm 1865 als Minister folgte.

F. v. Uttenhoven, Sohn des früheren Consistorialpräsidenten, war bis Ende 1855, als Wechmar wegen Kränklichkeit definitiv entlassen und Harbou auch formell Minister geworden war, Rechtsanwalt und Landmarschall gewesen, damals trat er an Harbou's Stelle als Staatsrath in die Regierung und übernahm dessen Abtheilung für Kirchen- und Schulensachen. Uttenhoven war erprobter treuer Beamter, das personificirte Wohlwollen, aber von Natur schüchternen Wesens und, zumal in bewegter Zeit, an leitender Staatsstelle nicht an seinem Platze. Gerade nach dem Fürstentag aber begannen die wichtigsten Ereignisse sich zu überstürzen. Im September hielt der österreichische Feldmarschalllieutenant v. Paumgartner die übliche Bundesinspection des Meininger Contingents, vom Hofe aufs liebenswürdigste aufgenommen und im Schlosse logirt. Kaum war der Oesterreicher fort, so überreichte der preußische Gesandte Graf Rantzau seine Accreditive; v. Savigny, sein Vorgänger, hatte schon seine Stelle in Brüssel angetreten, seiner Meinung nach persönlich vom Herzog brüskirt, während umgekehrt der Herzog sich gekränkt fühlen zu müssen glaubte. Am 15. October 1863 wurde urplötzlich die schleswig-holsteinsche Frage durch König Friedrich's VII. Tod wieder aufgeworfen. Herzog Friedrich's Anerkennung als Thronerbe von Schleswig-Holstein wurde auch von Meiningen am Bunde und überall nachdrücklichst vertreten. Viele Petitionen aus dem Lande sprachen sich für den Augustenburger aus, die Salzunger und sonstigen Unterländer petitionirten um Verwilligung einer verhältnißentsprechenden Summe auf Staatscredit und für Dispositionsstellung des Contingents. Am 14. December kam Herzog Friedrich zu längerer Besprechung mit Herzog B. nach Meiningen, lebhafte Ovationen wurden ihm bei der Abreise bereitet. Alles wirkte zusammen, da nun der Gang der schleswig-holsteinischen Frage zu der Mißstimmung über die vereitelten Pläne des Fürstentags und der folgenden Ministerconferenzen hinzukam, den Herzog gegen die Politik der Großmächte immer mehr zu erbittern. In Berlin war mißliebig bemerkt, daß der Herzog als Agnat förmlich gegen die Coburger Militärconvention protestirt hatte und daß von allen Thüringer Contingenten allein das Meininger sich nicht den großen preußischen Truppenübungen anschloß; der Landtag hatte wiederholt die Mittel versagt. Die Verdrängung der sächsischen Truppen aus den Elbherzogthümern reizte den Herzog zu zornigen, bei ihm ungewohnten Reden. Alles aber, auch alle Zeitungsstimmen, wurden schon geheim controllirt und in Berlin ins persönliche

Schuldbuch des Herzogs geschrieben. Es folgte das Zerwürfniß der beiden Großmächte. Beide bewarben sich durch Gesandtenreisen um die Einzelhöfe; König Wilhelm schrieb selbst an den Herzog. Aber dieser neigte sich sofort wieder Oesterreich zu, durch das er den durch Preußen gefährdeten Bund gesichert glaubte. Der Augustenburger mit Staatsrath Samwer weilte vom 13.—15. Juni 1866 im Meininger Schloß. Am 14. Juni war die verhängnißvolle Abstimmung des Bundestages, 9 gegen 7 Stimmen. In der 12. Curie wurde Meiningen von Weimar, Gotha und Altenburg überstimmt, seine Stimme galt also thatsächlich für Preußen. Am gleichen Tage ging mit Rücklassung einer Ersatzcompagnie das Meininger Contingent, welches eine der braunschweigischen nachgebildete Uniform erhalten hatte, zufolge des einstimmigen Bundesbeschlusses vom 6. Juni nach dem neutralen Mainz ab und konnte der Herzog nicht mehr darüber verfügen. Preußen hatte erklärt, Meiningen zunächst nicht schützen zu können, es stand den Baiern offen. Von Preußen erging keine Sommation, keine Kriegserklärung, auch kein Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Es war versäumt worden, den Herzog persönlich durch rechtzeitige Berufung und Befragung des Landtags zu decken, auch hatte Oberst v. Buch nicht die nothwendige Instruction erhalten, strict der günstigen Lage entsprechend in Mainz sich mit dem Contingent neutral zu verhalten. Hoffourier Hohlweg brachte den Silberschatz und die Kassenbestände in abenteuerlichen Fahrten nach Baiern, dann zu Rothschild in Frankfurt, endlich in Mainzer Keller. Der Kurfürst von Hessen, den im Vorjahr die Herzogin in Kassel nach langer Trennung besucht hatte, weilte als Gefangener in Wilhelmshöhe und Stettin. Der Herzog mußte gleiches Geschick erwarten, daher mehrfach eilige Entfernung nach Baiern, das erste Mal durch die Werra nach dem leeren Völkershausen zu dem treuen Stein, der nach längerer Gothaer Ministerthätigkeit wieder auch in Meiningen gelebt hatte; das zweite Mal nach Bamberg mit Regierungsbeamten. Bald Baiern, bald wieder Preußen in Meiningen, auch beim Herzog im Schloß, doch nur die auf dem Roßdorfer Schlachtfelde nach dem Treffen vom 4. Juli herrenlos gefundenen Podewilsgewehre der Baiern wurden beschlagnahmt. Die Entscheidung war bei Königgrätz damals schon gefallen. Nach Nikolsburg brachte am 22. Juli Flügeladjutant v. Egloffstein ein würdiges Unterwerfungsschreiben des Herzogs. Die mit Versicherung persönlichen Wohlwollens schließende königliche Antwort vom 27. Juli enthielt den Passus: „Wenn Ich den Nachrichten, die zu Mir gelangt sind, trauen darf, so würden Eure Hoheit beabsichtigen die Regierung des Herzogthums dem Erbprinzen zu übertragen und Ich würde dieß unter den obwaltenden Umständen begreiflich finden, da es dem Prinzen vermöge der Sympathieen für Preußen, welche er noch bei Ausbruch des Krieges bethätigt hat, leichter werden wird jenes Verhältniß auf eine fruchtbringende Weise zu entwickeln".

An eine Abdankung war bisher in Meiningen nicht im entferntesten gedacht. Oberst v. Buch, am 6. August mit Handschreiben des Herzogs, ob nicht für seine vielleicht noch kurze Lebenszeit ihm eingeräumt werden könne, was für den Erbprinzen in Aussicht genommen sei, wurde zwar vom König wohlwollend empfangen, aber an Bismarck gewiesen, der sich aufs schroffste aussprach und die Verhandlungen an Savigny übertragen erklärte, der jedoch nur mit einem höheren Bevollmächtigten verhandeln wollte. Uttenhoven, der schon Anfang August zur Abdankung gerathen hatte, erhielt am 18. August die erbetene Entlassung und v. Buch wurde zum Minister ernannt, Herzog Bernhard's letzter und kürzester Minister. Es wurde der Wechsel in der Person des Unterhändlers dadurch vermieden. Doch vergebens. Savigny erklärte am 25. August, der Herzog könne bleiben, doch ein gewisses Gebiet — es war die reiche Grafschaft Kam-

burg und die schlesische Herrschaft Wangern gemeint — sei abzutreten und 3 Thaler auf den Kopf Contribution zu geben. Für den Herzog, der einst beim Gothaer Erbanfall kein Dorf abtreten wollte, war fernere Ueberlegung unnöthig. Am 7. September erhielt Buch weitere Instructionen und gab an Savigny die Erklärung ab, daß der Herzog, um dem Lande keine weiteren Opfer aufzubürden, zu Gunsten seines Sohnes abdanken wolle. Dabei wurde kurze Frist zur Auseinandersetzung erbeten. Der Erbprinz war zur Unterstützung der Buch'schen Mission nach Berlin gereist und lehnte in kindlicher Liebe die Uebertragung der Regierung ab. Plötzlich rückte am 15. September das 13. westfälische Regiment ein, befehligt, Meiningen bis auf weiteres zu besetzen. Am selben Tage wurde Liliencron mit einer Reclamation des Ministeriums und Handschreiben nach Berlin abgesandt. Auch der Erbprinz schrieb unter Entsendung seines Adjutanten Engel um Contreordre an den König. Liliencron empfing in einer Audienz bei Savigny die Erklärung, daß die Verhandlungen über die Abdankung möglichst beschleunigt werden sollten. Auf das Gesuch um Uebernahme der Vermittlung bei der Auseinandersetzung hatte der König am 18. September telegraphirt: „Fürst Hohenzollern kommt morgen nach Berlin. Ich übertrage ihm Vermittlung. Bis dahin kein übereilter Abschluß. Truppenkosten könnten an Contribution abgerechnet werden und dann keine Abdankung.“ Die Truppen, zwei Bataillone, rückten in die Residenz selbst am 19. September Mittags ein und — am 20. September wurde der Abdankungserlaß publicirt: „An meine getreuen Meininger. Ich trete heute von der Regierung des Landes zurück, das ich 45 Jahre mit Treue und Liebe regiert habe. Ich thue es schmerzlich und tief bewegt. Ich hatte gehofft bis ans Ende meiner Tage Euer Herzog zu bleiben, und nur um Euch vor schwereren Opfern zu bewahren, die ich auf andere Weise von Euch und dem Lande nicht abwenden konnte, entschloß ich mich dazu“. Auf die telegraphische Meldung telegraphirte der König zurück: „Ich bedaure, daß Hoheit meiner Aufforderung nicht nachgekommen sind jenen entscheidenden Schritt aufzuschieben, bis meine Vermittlung eintraf. Ein Vermittler wird bald eintreffen, während ich Euer Hoheit Abdication nunmehr acceptiren muß“. Darauf schrieb der König noch in wohlwollendster Weise und auch an die Herzogin einen langen Brief innigsten Bedauerns. Vieles mußte hier übergangen werden. Es ruht über den Vorgängen noch ein Schleier, der vielleicht bei einer Säcularfeier von Bernhard's Geburt gelöst werden dürfte. Eine gedruckte Darstellung der Abdication, doch ohne Angabe von Verfasser, Verleger und Druckort hatte Eelking vom Herzog in Händen. Sie zerfiel in 2 Theile: Die Abdication und deren Vorgeschichte.

Das Regentenleben „eines der trefflichsten Fürsten Deutschlands, eines wahren Fürsten, dem das Wohl seines Landes Lebensaufgabe gewesen“, nach König Wilhelm's Urtheil, war jäh abgebrochen. Er blieb im Lande, in Meiningen und Sommers in Altenstein. Sorgsam vermieden die Herrschaften alles, was als Demonstration oder Aversion gegen Preußen hätte gedeutet werden können. Die preußischen Officiere wurden auf das freundlichste und zuvorkommendste behandelt und eingeladen. Vor dem Palais in der Bernhardstraße, das er im September 1868 bezog, standen preußische Posten. Um seinem Lande Opfer zu ersparen, die dessen Wohlfahrt auf lange gestört hätten, hatte er sich selbst das schwerste Opfer des Rücktritts auferlegt. Er trug die Zurückgezogenheit in würdiger Ruhe und Haltung. Im großen Kriege 1870/71 nahm er sich theilnehmend der Verwundeten an und am 18. Januar 1871, dem Tage der Kaiserproclamation, sandte er den Soldaten einen festlichen Trunk. Er erlebte auch noch die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit Augusta Victoria von Schleswig=Holstein am 27. Februar 1881. Vertrauensmann der

Augustenburger Familie bei Abfassung der Ehepacten hatte Liliencron sein dürfen. Am 8. December 1882 ward B. in die Fürstengruft der von ihm zur Aufnahme der Gebeine seiner Eltern erbauten Capelle beigesetzt. Noch einmal offenbarte sich bei diesem Anlaß die tiefe Verehrung und allgemeine Liebe, die nach der Abdankung, beim 50jährigen Gedenken seines Regierungsantrittes und bei der goldenen Hochzeit hervorgetreten war. Von seinem trefflichen Leibarzt Domrich berathen, hat er seines Lebens tiefsten Kummer um sechzehn Jahre überleben dürfen. Seine hochverehrte Wittwe, Meiningens Segen, folgte dem Gatten am 1. Januar 1888.

Eine Biographie Bernhard Erich Freund's existirt noch nicht, Vieles, wie das reiche künstlerische, besonders musikalische Leben und Streben am Hofe, auch seine Bauten, selbst sein Wirken für Kirche und Schulen mußten hier übergangen werden, um für die politischen Vorgänge Raum zu behalten. Benutzt ist dankbarst in erster Linie die bloß handschriftliche „Vorarbeit zu einer Biographie des Herzogs Bernhard II. von Meiningen" des Oberstlieutenants Max v. Eelking. — Erinnerungen an Moritz Seebeck von Kuno Fischer. Heidelberg 1886. — Aus dem Leben m. Vaters Dietrich Frhrn. v. Stein von Caroline v. Stein (als Mscr. gedr.). Frankfurt a. M. 1871. — Blätter d. Erinnerung an V. Trinks, Herz. Sachsen-Meining. Appellationsgerichtsrath. Den Freunden des Entschlafenen gewidmet vom Verfasser [C. Trinks]. Hildburghausen 1868. — Familienbuch von Dr. Johannes Schmidt. (Als Mscr. gedr.) Weimar 1897. — Geschichte des Herzoglich Sachsen-Meiningischen Contingents von Max von Eelking, Hauptmann im H. S. Mein. Infanterie-Regiment. Meiningen 1863. — Brückner, Landeskunde des Herzogth. Meiningen I. II. Meiningen 1852 u. 53. — Beiträge z. Geschichte d. Hzgth. S.-Meiningen-Hildburghausen von Ferdinand Trinks, weiland H. S.-M. Geh. Regierungsrath. Meiningen 1893. 14. Heft d. Schriften d. Vereins f. Meiningische Geschichte u. Landeskunde. — Theater u. Musik, Wissenschaft u. Kunst in Meiningen. XVII Artikel von S. [Oberhofmarschall Frhrn. v. Stein in Meiningen] i. d. Meininger Werrazeitung, Oct. u. Nov. 1893. Höchst interessant und wohlunterrichtet. — Worte christlichen Gedächtnisses bei d. Trauerandacht im Hzgl. Palais gesprochen am 8. Dec. 1882 von Hofpred. Karl Schaubach. — Meininger Gesetzsammlung und Regierungsblatt. — Zum Domänenstreit. Uebersicht in Tübinger Zeitschr. f. d. gesammte Staatswiss. 1863, S. 212—304: Die Domänenfrage im Hzgth. S.-Meiningen von Staatsanwalt Heinze in Dresden. — [Vahlkampf] Ueber die Domänenfrage im Hzgth. S.-Meiningen. Darmstadt 1847. — Zachariä, Das rechtliche Verhältniß des fürstl. Kammerguts, insbesondere im Hzgth. S.-Meiningen. Göttingen 1861. (Verf. empfing den Titel als Meininger Staatsrath.) — Geh. Reg.-R. K. Luther, Ueber die rechtliche Natur der Domäne in dem Hzgth. S.-Meiningen. Denkschrift z. Wahrung d. Volksrechte an d. Domänen. I. Meiningen 1857. (Schrift d. Oppositionsführers.) — Dr. E. Oberländer, Die Domänenfrage im Hzgth. S.-Meiningen. Gutachten üb. d. Bericht d. Domänen-Ausschusses. Meiningen 1861. (Ist Regierungsschrift.) — Exceptionsschrift in d. Compromißsache d. Landtags d. Hzgth. S.-Meiningen Klägers gegen S. H. den Herzog von S.-Meiningen, Beklagten betr. die Eigenthumsansprüche des Landes auf einzelne Theile des bisher als Domänengut behandelten Complexes, 6. Nov. 1862. Hildburghausen. 6 Hefte.

W. Germann.

Bernhardi: Felix Theodor von B. ist am 6. November 1802 zu Berlin geboren als dritter Sohn des Sprachforschers und Schulmannes August Ferdinand B. (s. A. D. B. II, 458), † am 12. Februar 1885. Seine Mutter war die Schwester Ludwig Tieck's. Die Ehe seiner Eltern war jedoch keine glückliche und wurde geschieden. Die Mutter übernahm die Erziehung des

jüngsten Sohnes, heirathete später einen Herrn v. Knorring aus Esthland und nahm mit ihm vom Jahre 1805 an ihren Wohnsitz in Rom. In dieser merkwürdigsten Stadt des Welttheils verlebte B. die erste Zeit seiner Kindheit. Von 1805—8 lebten seine Eltern in Wien, vom Herbst 1808 bis zum Frühjahr 1812 in München. Um diese Zeit veranlaßten sowol private Verhältnisse als auch der Ausbruch des russisch-französischen Krieges Herrn v. Knorring auf sein Gut Arroküll in Esthland zurückzukehren, wohin er seine Familie nachkommen ließ. Hier verbrachte B. mit geringen Unterbrechungen, die durch kurze Aufenthalte in Reval bedingt waren, die Zeit bis 1820, und wurde, da sein Stiefvater ihn zu adoptiren wünschte, in dem Glauben erzogen, daß er russischer Unterthan sei und in diesem Sinne sein Leben einzurichten habe. Trotzdem wurde er in dieser baltisch-deutschen Atmosphäre sich früh seiner deutschen Geistesrichtung voll bewußt, und wünschte sich seinem preußischen Vaterlande widmen zu können. Am 1. Juni 1820 starb sein leiblicher Vater. Es scheint, als ob dieser Todesfall für die Familie Knorring die Veranlassung gab, ihren Wohnsitz nach Deutschland zu verlegen, wo B. die Universität besuchen sollte. Sein eigener Wunsch ging dahin, in die preußische Armee einzutreten, doch fügte er sich dem Willen seiner Eltern, die eine schriftstellerische oder diplomatische Laufbahn für ihn in Aussicht genommen hatten. B. bezog daher die Universität Heidelberg, wo er bis zum Schluß des Jahres 1823 verblieb; auf verschiedenen Sommerreisen lernte er den Rhein, Belgien, den Harz, Böhmen und die Schweiz kennen und trat mit den bedeutendsten Persönlichkeiten jener Zeit, unter denen vor allem Goethe zu nennen ist, in vielfache Beziehungen. Viel verkehrte er am badischen Hof, und wurde hier auch mit dem damaligen Baiernkönige bekannt. Zu Beginn des Jahres 1824 begab er sich nach Paris, wo er sechs Monate zubrachte, um dann über die Schweiz und die italienischen Seen nach Mailand zu gehen. Hier brachte er auf Wunsch seiner Eltern mit vielfachen Studien beschäftigt und vielfach in schwierigster ökonomischer Lage — da ihn die Eltern nur unregelmäßig unterstützten — sehr gegen seinen Willen fast sieben volle Jahre zu. Erst im April 1834 konnte er nach Berlin zurückkehren, nachdem er erfahren hatte, daß sein Stiefvater völlig ruinirt, und daß eine Adoption gesetzlich unmöglich sei. Durch den Aufenthalt in Mailand war auch sein väterliches Vermögen stark in Mitleidenschaft gezogen. So sah er sich — der bisher mit den Ansprüchen eines reichen Mannes gelebt hatte, und von seinen Eltern gehindert worden war, eine bestimmte Carrière zu ergreifen — plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, sich selbst im Leben eine Stellung zu erkämpfen. Er zog zunächst mit seinem Onkel Friedrich Tieck zusammen, und unternahm einen ersten Versuch sich schriftstellerisch zu bethätigen. Auf Wunsch der Eltern, die — nachdem sie ihn schon früh veranlaßt hatten sein preußisches Staatsbürgerrecht aufzugeben — an dem Gedanken einer Laufbahn in Rußland festhielten, verfaßte er in französischer Sprache ein Werk über die Beziehungen Rußlands zu Polen, das im Frühjahr 1834 erschien, von dem damaligen russischen Gesandten in Berlin Herrn v. Ribeaupierre dem russischen Staatskanzler Grafen Nesselrode auf das vortheilhafteste empfohlen und in der „Allgemeinen preußischen Staatszeitung“ eingehend und günstig besprochen wurde. Doch blieb der äußere Erfolg auch in Rußland aus. Trotzdem kehrte B., nachdem seine Mutter im Herbst 1833 in Reval gestorben war, auf Wunsch des Stiefvaters noch im Laufe des Jahres 1834 nach Rußland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Petersburg, wo es ihm gelang in der „höchsteigenen Kanzlei S. M. des Kaisers“ eine bescheidene Anstellung zu erlangen, in der er jedoch nicht lange verblieb. Er wurde dann in der kaiserlichen Heraldie angestellt und arbeitete unter dem Grafen Laval für das Journal de St. Petersbourg. Die reiche Muße, die ihm seine amtliche Thätigkeit ließ, benutzte er zu eingehenden

militärischen, germanistischen, heraldischen und staatswissenschaftlichen Studien. Auch trat er mit den bedeutendsten wissenschaftlichen Persönlichkeiten Petersburgs in freundschaftliche Beziehungen; vor allem mit dem Admiral und erstem russischen Weltumsegler Adam Johann v. Krusenstern, mit dem großen Naturforscher Ernst v. Baer, dem greisen Historiker und Numismatiker Krug, dem Mathematiker Fuß, dem Galvanoplastiker Jakobi, dem Sanskritisten Böhtlingk und dem gelehrten Slavisten Kmick.

Diese Männer eröffneten ihm bald die Aussicht zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften gewählt zu werden, wenn er sich durch ein staatswissenschaftliches Werk eine formelle Anwartschaft auf den Eintritt in diese Körperschaft erwürbe. Dieser Anregung verdankt das Buch „Versuch einer Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Eigenthum angeführt werden“ seine Entstehung, das ihn als selbständigen Denker und weitausblickenden Gelehrten zeigte. Es wurde 1848 gedruckt, vermittelte jedoch seinem Verfasser den Eintritt in die Akademie nicht, da persönliche Intriguen, die im wesentlichen von dem unbedeutenden Statistiker Köppen ausgingen, seine Wahl hintertrieben, nachdem Krug und Fuß gestorben waren.

Neben der Arbeit an diesem staatswissenschaftlichen Werk schrieb B. im Auftrage des Ministeriums des Innern in französischer Sprache eine leider verloren gegangene Arbeit über Heraldik und zwar über die Wappenkunde des westlichen und östlichen Europa, sowie den Entwurf einer „Urgeschichte der Deutschen“, ein Werk, das, nicht vollendet, der Oeffentlichkeit entzogen geblieben ist. 1846 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Admirals v. Krusenstern, siedelte nach dem Tode seiner Schwiegereltern im Frühjahr 1851 nach Deutschland über, kaufte sich in Schlesien und zwar in Cunnersdorf im Hirschberger Thale an und lebte nun ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Hier entstand zunächst ein umfassendes fünfbändiges Werk „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll“, das unter diesem Titel dem Wesen nach eine Geschichte der Feldzüge 1812, 1813 und 1814 gibt und den Verfasser sofort in die Reihe der bedeutendsten Historiker Deutschlands stellte. Dann begann er seine „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik“. Unterbrochen wurden diese wissenschaftlichen Arbeiten durch eine vielfach rege politische Thätigkeit, die ihn zunächst mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der altliberalen Partei, dann aber auch mit den leitenden Männern im Staat und in der Armee in nahe Berührung brachte. Mit dem General v. Moltke trat er in einen vielfach regen Gedankenaustausch. Enge Freundschaft verband ihn mit dem Historiker Max Duncker und dem Minister Rudolph v. Auerswald; mit dem General v. Roon unterhielt er dauernd enge Beziehungen; Droysen, Beseler, Treitschke zählten zu seinen Freunden — sehr bald trat er auch mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III., in Beziehungen, die bis zum Tode dieses Fürsten niemals unterbrochen wurden; endlich auch mit dem Prinzen Wilhelm, dem nachmaligen ersten deutschen Kaiser. Lebhaft betheiligte er sich während der Conflictsperiode an dem Streit der Parteien. Er trat in verschiedenen Broschüren für die Reorganisation der Armee in die Schranken, wie sie von der Regierung erstrebt wurde. Auch Herzog Ernst von Coburg-Gotha zog ihn heran. Diese Verbindung führte dazu, daß B. im Herbst 1863 im Interesse und Auftrag des Herzogs Friedrich von Augustenburg nach England ging, um dort dessen politische Bestrebungen zu vertreten; erst im April 1864 kehrte er von dort zurück, trennte sich dann aber von dem Herzog, da er erkannte, daß dieser immer mehr eine antipreußische Richtung einschlug, die dem nationalen Interesse, das für B. einzig maßgebend war, niemals dienlich sein konnte. Durch Vermittlung Moltke's und Roon's knüpfte er nunmehr Beziehungen mit Bismarck an, nachdem er sich

überzeugt hatte, daß dieser zu Anfang seiner Laufbahn so vielfach verkannte Staatsmann gewillt und befähigt war, die deutsche Frage im preußischen Sinne zu lösen. Als dann der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, wurde er auf Vorschlag Moltke's als Vertreter des militärischen Interesses Preußens in das italienische Hauptquartier geschickt — gewiß eine einzigartige Anerkennung der besonderen Stellung, die er, der Civilist, sich in den leitenden Kreisen der preußischen Armee erworben hatte — und machte in demselben den Feldzug 1866 mit. Nach dem Kriege wurde er der Form nach als Militärbevollmächtigter, der Sache nach als politischer Berichterstatter, nach Florenz geschickt, wo er bis zum Sommer 1868 verblieb, um dann im Frühjahr 1869 in gleicher Eigenschaft nach Spanien und Portugal zu gehen, von wo er im Juni 1871 nach Deutschland zurückkehrte, um fortan ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Sie führten ihn im Winter vielfach nach Berlin und erhielten ihn in dauernder Verbindung mit den hervorragendsten wissenschaftlichen Größen Deutschlands. Er arbeitete zunächst an der Fortsetzung seines Werkes über Rußland, das trotzdem leider unvollendet geblieben ist, schrieb unter dem Titel „Friedrich der Große als Feldherr", eine kritische Geschichte der Fridericianischen Kriege, und gab einen Band Reiseerinnerungen aus Spanien heraus. Dazwischen veröffentlichte er mehrere Bände vermischter Schriften, die Aufsätze politischen, historischen, culturhistorischen und biographischen Inhalts enthalten und starb am 12. Februar 1885 nach kurzer Krankheit auf seinem Gute Cunnersdorf in Schlesien, bis an sein Ende im Vollbesitz seiner vollen geistigen Fähigkeiten und einer unerschöpflichen Arbeitsfreudigkeit. Seine Gattin, sowie ein Sohn und eine Tochter waren ihm im Tode vorausgegangen. Die reichen Tagebuchaufzeichnungen, die sich in seinem Nachlasse vorgefunden haben, sind von seinem überlebenden Sohn unter dem Titel „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis" herausgegeben worden und bilden eine der wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte.

Bernhardi's Bedeutung liegt zunächst in seiner Entwicklung und in der Art seiner persönlichen Wirksamkeit. Vollkommener Autodidact, aufgewachsen und erzogen in dem Bildungskreise der Romantiker, denen er durch alle seine Familienbeziehungen angehörte, machte er sich von den Schwächen und ungesunden Tendenzen dieser Richtung vollständig frei, ohne deshalb die Bildungselemente zu verleugnen, die aus diesem Kreise zu gewinnen waren; einen nachhaltigen Einfluß übte dann auf ihn der Verkehr mit Goethe. In Heidelberg studirte er Geschichte, Staatsrecht, Mathematik und neuere Sprachen; während des langjährigen Aufenthalts in Mailand eignete er sich eine genaue Kenntniß der italienischen und spanischen Litteratur an, und studirte vor allem die geschichtliche Entwicklung der bildenden Künste. So erwarb er allmählich, durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß auf das glücklichste unterstützt, eine umfassende universelle Bildung und eine Fülle von Kenntnissen, wie sie nur von Wenigen erreicht wird, vereint mit einer Welt- und Menschenkenntniß, wie sie nur von einem Manne erlangt werden konnte, der das Leben unter den verschiedensten und vielfach heterogensten Gesichtspunkten kennen gelernt, in den verschiedensten Gesellschaftskreisen verkehrt und ihnen allen mit objectivem Sinn und kritischer Beobachtung gegenübergestanden hatte.

Auch in politischer Beziehung machte sich stets die ruhige Objectivität seines Urtheils geltend. Von Jugend auf war sein Sinn auf das Ideale gerichtet; geistiges und sittliches Streben war ihm der Inhalt des Lebens. Die Gesellschaft wie den Einzelnen konnte er sich nicht losgelöst denken von der Allgemeinheit, von den Beziehungen zu Nation und Staat; so stellte sich ihm denn auch die Politik niemals vom Parteistandpunkte dar, sondern sie war ihm ein Streben nach freier Entfaltung der Macht des Staates zur Erreichung und Förderung

sittlicher Zwecke und nationalen Fortschritts. Mit dieser hohen Auffassung verband er ein helles Verständniß für das Reale im Leben und trachtete überall nach dem Wesen der Dinge, ungeblendet durch Schein und Phrase, und immer nur das Mögliche mit ruhiger Mäßigung erstrebend. So war er ein Mann von wahrhaft staatsmännischer Gesinnung und fast antikem Bürgersinn. In diesem Geiste hat er Jahrzehnte lang in seinem Vaterlande segensreich gewirkt in den politischen Kämpfen der Parteien sowol als in den diplomatischen Aufgaben, die an ihn herantraten, nachdem ihm seine wissenschaftlichen Werke auch in dem Kreise der preußischen Staatsmänner Eintritt verschafft hatten. In diesen wissenschaftlichen Werken beruht die andere Seite seiner weitreichenden Bedeutung.

Seine Erstlingsschrift freilich blieb fast unbeachtet, obgleich er eine historisch begründete Auffassung des Polenthums aussprach, die sich seither überall als die richtige und zutreffende erwiesen hat.

Schon sein zweites in der Oeffentlichkeit erschienenes Werk dagegen zeigte den Meister, wenn es auch, unter den ungünstigen Verhältnissen des Jahres 1848 veröffentlicht, weder in der damaligen russischen Welt, die wirklicher Wissenschaft stumpfsinnig gegenüberstand, noch in Deutschland die ihm gebührende Beachtung fand, und das nur deshalb, weil es nach den Worten des Dr. Demuth „seine Zeit überragt. Seine Zeitgenossen haben es nicht richtig verstanden, darum haben sie es übersehen. Die Späteren haben es nicht kennen gelernt, weil es Bernhardi unmöglich gewesen ist, sich eine Schule heranzubilden“. Erst heute hat sich die Lehre der Staatswissenschaft auf den Standpunkt erhoben, dessen Grundgedanken B. schon im J. 1848 vorgetragen hatte. Indem er zuerst, wie Dr. F. Demuth sich ausdrückt, „in wissenschaftlicher Weise von Grund aus mit den Vorurtheilen der englischen Lehre aufräumte, hat er sich ein unsterbliches Verdienst erworben, das für ewige Zeiten im Gedächtniß der Wissenschaft bleiben muß“. Er will die Volkswirtschaftslehre als ein Ganzes betrachten, im Gegensatz zu den Engländern, die immer nur den Verkehr im Auge haben, und wie jene von einer real-naturalistischen Weltanschauung ausgehen, ist B. Idealist. „Er betont das Sittliche im Leben, gegenüber dem Geldstandpunkt; er wehrt sich dagegen, daß man das Dasein als ein nur gewerblichen Zwecken dienendes betrachtet. Sein Werk ist von einem tiefen ethischen Ernst durchdrungen. Er will nicht den Dingen ihren Lauf lassen, sondern will sie zu Gunsten der schwächeren Classen lenken. Die Frage ist bei ihm nicht, was bringt diese Maaßregel ein, wie vermehrt sie den Volksreichthum, sondern welchen Einfluß übt sie auf die Macht der Gesellschaft, ihren sittlichen Zweck zu erfüllen.“ Von diesem Gesichtspunkt aus erörtert er die Verhältnisse des Grundbesitzes und des Erwerbslebens, erfaßt schon damals den Socialismus in seiner ganzen Bedeutung und wird damit zum Begründer der modernen Schule, die heute in Schmoller und Wagner ihre bedeutendsten Vertreter hat, während er vielfach ganz irrthümlicher Weise zur deutsch-russischen oder zur historischen Schule gerechnet wird, die er um Haupteslänge überragt.

Ebenso hervorragend, aber auch als epochemachend anerkannt, war Bernhardi's zweites Werk, die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll“. Durch eingehende kritische Forschungen vernichtete er die Legende, die französische Eitelkeit und Parteischreiberei über die Feldzüge 1812, 1813 und 1814 verbreitet hatten, führte überall die Thatsachen auf die geschichtliche Wahrheit zurück, rückte die entscheidende Bedeutung der preußischen Kriegsthaten für die militärischen Erfolge der Freiheitskriege in die richtige Beleuchtung und stellte damit die Geschichte dieser glorreichen Thaten für alle Zeiten maßgebend fest. Zugleich übte er eine Kritik der militärischen Handlungen, die ein tiefes strategisches und philosophisches Verständniß des Krieges

erkennen ließ und Moltke zu der Aeußerung veranlaßte, daß B. der bedeutendste Militärschriftsteller seiner Zeit sei. Diese Auffassung hat dann den Chef des Generalstabes bestimmt, nicht nur seine militärischen Absichten vielfach mit B. zu erörtern, sondern auch 1866 dessen Sendung in das italienische Hauptquartier zu betreiben.

In demselben Geiste, in dem er die Geschichte der Freiheitskriege auf einen ganz neuen historischen Boden gestellt hat, schrieb er dann das Buch über Friedrich den Großen. Auf diesem Gebiete war durch eine litterarische Bewegung, die vom Prinzen Heinrich und seiner Umgebung ausging, der systematische Versuch gemacht worden, den König zu verkleinern und den Prinzen als den eigentlichen Helden des siebenjährigen Krieges hinzustellen. Dieser Legendenbildung trat B. energisch entgegen, führte die Handlungsweise des Prinzen auf das ihr gebührende Niveau zurück und ließ das Heldenthum des Königs in seiner ganzen Größe deutlich hervortreten. Zugleich aber stellte er auch die bleibende Bedeutung der Fridericianischen Kriegführungsweise für die historische Entwicklung der Kriegskunst fest. So hat er durch seine militärischen Werke in der wesentlichsten Weise dazu beigetragen, die gesunde und thatkräftige Auffassung des Krieges, wie sie von Scharnhorst und Gneisenau praktisch geübt, von Clausewitz wissenschaftlich ausgesprochen war, zum Segen der preußischen Armee weiter zu entwickeln und ihr Verständniß in den weitesten Kreisen zu fördern.

In anderem Sinne bedeutend ist das groß angelegte Werk „Rußland und die europäische Politik von 1814—1831“.

B. nimmt in der Reihe der deutschen Geschichtschreiber eine ebenso eigenartige Stellung ein wie als Kriegstheoretiker und Nationalökonom. Nach allen drei Richtungen ist er Autodidact, ohne die Schwächen zu zeigen, die sonst denen anzuheften pflegen, die ohne vorausgegangene Schulung durch ältere Fachgenossen sich ihren eigenen Weg bahnen.

Gegenüber allen vorausgegangenen Darstellungen der Geschichte Rußlands, die in nichtrussischer Sprache erschienen sind, bedeutet das Bernhardi'sche Buch schon deshalb einen ungeheuren Fortschritt, weil es von der sicheren Basis einer intimen Kenntniß der russischen Volksseele und der russischen Gegenwart ausgeht. Die in großen Umrissen hingeworfene Einleitung der Entwicklung Rußlands bis zum Wiener Congreß ist das geistvollste, was wir über die Genesis des heutigen Rußlands besitzen. Nicht auf dem Studium ungedruckter Quellen, wol aber auf der vollen Beherrschung des gedruckten Materials, des russischen wie des abendländischen gegründet, sichtet Bernhardi's Geschichte Rußlands mit scharfer und sicherer Kritik den Stoff. Ohne je an dem Unwesentlichen zu haften, hebt er mit fast untrügerischer Sicherheit die entscheidenden Kennzeichen jeder Periode russischer Vergangenheit hervor, in seinem Urtheil — wie von seinem ethisch-philosophischen Standpunkt aus nicht anders möglich war — entschieden scharf, aber niemals ungerecht. Auch verdient im Hinblick auf den heute noch wogenden Streit über die Frage, ob in der historischen Darstellung die Personen oder die Zustände überwiegen sollen, doch ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß B. in seiner Geschichte Rußlands die allgemein richtige Verbindung zeigt, in welcher die Thätigkeit der handelnden und bestimmenden Persönlichkeiten mit dem wirthschaftlichen und moralischen Fundament der Nation steht, in der und für die sie wirken. Mit der Darstellung des Wiener Congresses zieht B. das urkundliche Material des preußischen Staatsarchivs in den Kreis seiner Studien hinein und gewinnt so einen tieferen Einblick in die Geheimgeschichte der Zeit, als sie seine Vorgänger gewinnen konnten. Dieses preußische Material hat ihm auch für die spätere Zeit zur Verfügung gestanden, allerdings auch nur das preußische, da ihm die Archive der anderen Staaten nicht zugänglich waren.

Daraus ergibt sich nothwendig eine gewisse Einseitigkeit, da das preußische Cabinet nicht annähernd alle Geheimnisse der übrigen Höfe, namentlich nicht des russischen Cabinets kannte. Trotzdem ist man erstaunt, wie richtig B. mit diesem einseitigen Quellenmaterial operirt; er combinirt ungemein glücklich aus seiner Kenntniß der gedruckten historischen Litteratur der anderen Staaten, und ist dabei der erste deutsche Geschichtschreiber, der die Kenntniß der russischen Sprache als unerläßliche Voraussetzung mitbrachte. Noch Hermann hat seine Geschichte Rußlands geschrieben ohne russisch zu verstehen. Leider ist diese bahnbrechende Arbeit Bernhardi's beim Jahre 1822 stecken geblieben, obgleich er seine Sammlungen bereits bis über das Todesjahr Alexander's I. ausgedehnt hatte. Aber auch dieser Torso behält bleibenden Werth und wird, eben weil er das Gepräge seiner besonderen Geistesart trägt, für jeden eine Quelle der Belehrung sein, der Rußland so kennen lernen will, wie es wirklich ist.

B. ist aber nicht bloß hervorragender Geschichtschreiber, sondern durch seine jetzt schon zum größeren Theil herausgegebenen Tagebücher auch eine historische Quelle ersten Ranges für die Geschichte der 40 letzten Jahre seines Lebens geworden. Diese Tagebücher vereinigen eine außerordentlich seltene Combination von Vorzügen: sie sind stets gleichzeitig abgefaßt, meist am Abend des Tages von dem sie erzählen; sie stammen aus der Feder eines Mannes, der mit reifem Urtheil ein fast untrügliches Gedächtniß verband, der seine Eintragungen ohne Nebenabsichten machte und Gelegenheit fand, durch den intimen Verkehr mit den handelnden Persönlichkeiten die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren. Das ist am meisten der Fall, wo er selbst in großen politischen Actionen handelnd auftritt, wie z. B. 1866 und 1867 in Italien. Der historische Werth der Tagebücher schwankt natürlich nach der Bedeutung der Zeit, in die sie fallen und nach dem Charakter der besonderen persönlichen Erlebnisse Bernhardi's. Immer aber ist sein Blick auf das Allgemeine gerichtet, und man möchte auch die zahlreichen anecdotischen Aufzeichnungen nicht missen, weil sie nicht mehr vorstellen wollen, als sie bedeuten, und in ihrer Weise zur Charakteristik der Zeitgeschichte beitragen. Rußland hat B. nie aus den Augen verloren. Was er aus dem Munde des Prinzen Eugen von Württemberg aufgezeichnet hat, die Gespräche mit seinem Schwager Julius v. Krusenstern, die Commentare, mit denen er den Krimkrieg, die Bauernemancipation und so fort begleitet, das Alles hat häufig die Bedeutung eines Schlüssels zum Verständniß der Zeitgeschichte. Schein und Wirklichkeit in der neuen Geschichte Rußlands sind wol von Niemandem in schärferem Contrast einander gegenübergestellt worden.

So steht dieser außerordentliche Mann allerdings als ein Besonderer in der Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft da. Wirthschaftsgeschichte, Kriegsgeschichte, Geschichte der Cultur und der Politik fließen ihm zu einem Ganzen zusammen und auf allen diesen Gebieten bewegt seine Darstellung sich mit gleicher souveräner Sicherheit. Den vollen Umfang seines Könnens und Wissens zu zeigen, dazu reichte auch sein über das gewöhnliche Maaß langes und arbeitskräftiges Leben nicht aus. Er hat es der Generation, die ihn überdauert, überlassen fortzufahren, wo er den Weg wies, und auszubauen, wo er ein Fundament von historischem Quellenmaterial hinterlassen hat.

Generalmajor und Abtheilungschef im Großen Generalstab v. Bernhardi.

Bernhardt: Joseph B., Porträtmaler, geboren am 15. September 1805 zu Theuern bei Amberg als der Sohn eines Rechnungscommissärs. Da der Vater früh starb, so bot der wackere Sohn alles auf, um der Mutter die Sorge für die zahlreiche Familie zu erleichtern, er gab mit dreizehn Jahren Clavierunterricht und übte sich unausgesetzt im Zeichnen. Mit seinen kleinen Erspar-

nissen wagte er sich auf die Münchener Akademie. Nebenbei sein musikalisches Talent weiter bildend, zeichnete er Ansichten der Stadt für einen Verleger, auch später noch eine große Militärparade (1840) und einen Prospect mit der Feldherrnhalle und Theatinerkirche (1850). Durch seine Aquarell-Bildnisse erregte er die Aufmerksamkeit Jos. v. Stieler's, der ihn edelmüthig zu sich nahm, ihn sein Bestes lehrte und so lange im Atelier behielt, bis B. im Stande war, auf eigenen Füßen weiter zu streben. Ein Porträt des stadtbekannten und kunstsinnigen Bäckers Anton Seidl (gestorben am 6. Februar 1869, Vater des Architekten Gabriel Seidl) fand zu Anfang der dreißiger Jahre große Anerkennung im Kunstverein; bald folgten die Bildnisse anderer Persönlichkeiten aus den höheren und höchsten Ständen: der Frau Mathilde Wegmaier (lithogr. von Hanfstängl), des Präsidenten Karl Grafen v. Arco und dessen Gattin (lithogr. von D. Haitz), des Grafen Saporta (lithogr. von Fertig), des Karl Ludwig Freiherrn v. Lotzbeck (lithogr. von Melcher), Sr. k. Hoheit des Prinzen Luitpold, des Herrn Sulpiz Boisserée (Kunstblatt 1842, S. 152), des berühmten Germanisten Andreas Schmeller (1849, lithogr. von Melcher), des Appellrath von Seiffert-Kurz; die Spitzen der Aristokratie, Wissenschaft oder Schönheit, saßen geduldig wartend vor seiner Staffelei Die Bestellungen mehrten sich, auch die Zahl der Schüler. Absonderliche Förderung brachte eine Reise nach Paris. Der vielumworbene und gefeierte Künstler miethete im Neubau des sogenannten Utzschneiderhauses die Bel-Etage und etablirte seine Ateliers auf großem Fuße. Es waren so an zwanzig bis vierundzwanzig Eleven, je ein Quartett in einem Zimmer, untergebracht. Dazu kam aber noch eine große Zahl in der Stadt zerstreuter Schüler und Schülerinnen, welche er fleißig besuchte und corrigirte. Im Hause hielt die Gattin des Künstlers bei Damenporträts strenge Surveillance. Unter den Scholaren herrschte der regste Eifer. B. strebte, um einen Schritt seine Vorgänger überbietend, nach einem tiefen, satten Colorit, wozu die französischen Vorbilder nicht ohne Einfluß blieben. In der Zeit der Restauration malte man die Menschen mit vergnügten, süßen, lächelnden Sonntagsgesichtern, in nagelneu schillernden Gewändern. Gegen B. wurden schon Stimmen laut, ob des allzugroßen „Realismus“, ein Vorwurf, welcher unsere Gegenwart nur heiter stimmt, da wir Asphalt-Experimente lieben und Liebig's Wort vom Zeitalter der Seife verspotten. B. wurde, wie der vielfach verwandte Bildhauer Halbig, des „Naturalismus“ angeklagt, während die Nachwelt seine Büsten unnöthiger Weise als „Haubenstöcke“ verhöhnte. Betreff der „Auffassung“ gehörte B. „zu denen, die mit der Gewalt der Täuschung den Beschauer treffen, aber nicht, indem sie uns bloß ein treues Abbild des äußeren Menschen geben, sondern durch die Offenbarung von Seele und Charakter, so daß der Mensch mit Blick und Mund uns wirklich anspricht“ (vgl. Eggers' „Deutsches Kunstblatt“ 1854 S. 362). Unsere Gegenwart hegt dieselbe Tendenz, nur mit anderen Mitteln. — Was B. sehr zu statten kam, war die wohlthuend ansprechende Routine des feinen Weltmannes und eine männlich schöne Erscheinung. In Repräsentation gewandt und geistvoll in der Rede, auf dem glatten Parquet des Palastes ebenso „zu Hause“ wie im eigenen Atelier, war B. gemacht zum Maler des High-life und des Salons. Er wurde Mode und nach der schnelllebigen Unsitte derselben, ebenso rasch beiseite geschoben, sobald ein anderes Gestirn die Gunst des „bon ton“ genoß. Zwar schuf B. noch viele treffliche Porträts, die des Prinzen Karl von Baiern, der Könige Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II., des Grafen Yrsch nebst Gattin, der Gräfin Falkenhain, geb. Fürstin Oettingen-Wallerstein (lithogr. von Melcher), des Grafen zu Sayn-Wittgenstein (lithogr. von Fertig), der Fürsten von Thurn und Taxis und Hohenlohe-Schillingsfürst, des Tondichters Richard Wagner u. s. w. Es kamen viele Be-

stellungen und Aufträge aus der Ferne, von gekrönten Häuptern und Potentaten, sein Ruf hatte auswärts noch guten Klang, während er in der Heimath schon der Vergessenheit zusteuerte. Seine Schule — treffliche Namen gingen daraus hervor, wie Paul Martin, Jos. Miller, Ludwig Neustätter, Richard Lauchert, Pankraz Körle, G. Sallinger, Jos. Resch, Frl. Mathilde Sprandel aus Neu-Ulm und viele Andere — löste sich auf, der Meister sehnte sich von München weg und ergriff freudig 1865 die Stelle eines Schloßverwalters in Aschaffenburg, anscheinend eine Sinecure, welche ihm jedoch in unerwarteter Weise zu schaffen gab, als 1866 der preußische Generalstab mit täglich etwa 800—900 Mann im königlichen Schlosse einquartirt wurde. Unfähig, allen Anforderungen augenblicklich Genüge zu leisten, rettete ihn nur sein gerade noch rechtzeitig entdeckter „Rother Adler-Orden" vor mehr als unliebsamen Erfahrungen. Dann genoß er das verdiente „otium cum dignitate", ohne den Pinsel niederzulegen, da mannigfaltige Aufträge immer noch an seine Thüre pochten, selbst nachdem B. seines Dienstes enthoben, 1883 nach Nymphenburg übersiedelte, wo ihn unmittelbar vor der Staffelei der Tod am 12. März 1885 überraschte.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch von München. 1845, S. 123. — Raczynski II, 438. — Nagler, Monogrammisten, 1858, I, 692 (Nr. 1568). — Lützow's Zeitschrift, 1885. XX, 477. — Beilage 275 d. Allgem. Ztg. v. 4. October 1885. — Jul. Meyer, Künstler-Lexikon, 1885. III, 657. — Müller-Singer 1895. I, 113. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke, 1895. I, 85.

Hyac. Holland.

Bernoulli: Karl Gustav B., Arzt und Naturforscher, insbesondere Botaniker, stammte aus der bekannten Basler Gelehrtenfamilie und wurde am 24. Januar 1834 in Basel geboren. Nachdem er seit 1852 in Basel, Würzburg, Berlin und Paris Medicin und Naturwissenschaften studirt hatte, promovirte er 1857 in seiner Vaterstadt mit einer Dissertation über die Gefäßkryptogamen der Schweiz. Da er seine Studien von vornherein mit der Absicht betrieben hatte, der Wissenschaft durch Reisen in wenig bekannte Länder zu dienen, eignete er sich auch umfangreiche Sprachkenntnisse an. Indem er nun überlegte, in welchen unerforschten Gegenden er seine Kenntnisse am besten verwerthen könnte, richteten sich seine Blicke vor allem auf seinen Landsmann Werner Munzinger und auf Theodor v. Heuglin, welche seit mehreren Jahren Abessinien und die Küsten des Rothen Meeres untersucht hatten. Als beide ihre große Expedition nach Wadai zur Aufsuchung des verschollenen Eduard Vogel vorbereiteten, wünschte er sich ihnen anzuschließen, mußte aber doch zuletzt auf die geplante Theilnahme verzichten. Er wendete sich deshalb nun nach Mittelamerika und zwar nach Guatemala, auf das ihn bereits früher Alexander v. Humboldt aufmerksam gemacht hatte. Zunächst ließ er sich in der gleichnamigen Hauptstadt, später in dem Provinzialorte Mazatenango am Südfuße der Cordillere und endlich in Retalulen als Arzt nieder. Auch arbeitete er mit Erfolg als Kaffeepflanzer. Da ihn seine ärztliche Praxis nicht sehr in Anspruch nahm, fand er genügende Muße, das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, reiche und werthvolle naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen und namentlich die geographische und botanische Kenntniß des Landes wesentlich zu vervollkommnen. Von seinen zahlreichen Reisen sind besonders drei erwähnenswerth. 1870 besuchte er von Mazatenango aus den Vulkan von Atitlan, zog dann längs der Cordillere nach dem Feuerberge Fuego und bis in die Nähe der Grenze der Republik S. Salvador, wendete sich dann landeinwärts an den Vulkanen S. Catarina und Monterico vorüber nach Esquipulas und durchforschte die wenig bekannten Grenzgebiete zwischen Honduras und Guatemala namentlich in pflanzengeographischer Hinsicht. 1876 bereiste er die nördlichen, 1877 die

westlichen Landschaften von Guatemala und die angrenzende mexikanische Provinz Chiapas bis nach Palenque. Bald darauf wünschte er über Nordamerika nach seiner Heimath zurückzukehren und sich hier dauernd niederzulassen, jedoch starb er unterwegs am 18. Mai 1878 in San Francisco. Seine Reiseberichte sind in den Jahrgängen 1868—1878 von Petermann's Mittheilungen gedruckt.

Fr. Müller, G. B. (Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel, 1878, S. 710—737). Viktor Hantzsch.

Bernstorff: Andreas Gottlieb v. B., braunschweigisch-lüneburgischer Staatsminister in Celle, Hannover und London, am 2. März (20. Februar) 1649 zu Ratzeburg geboren, entstammte der mecklenburgischen Ritterschaft; sein Vater Andreas, braunschweig-wolfenbüttelscher Rath, war Domherr zu Ratzeburg, seine Mutter, Anna Elisabeth, eine Tochter des Ratzeburger Domdechanten Detlef v. Bülow auf Hundorf. Den Vater verlor er früh, der „ernsten, verständigen" Mutter rühmt er in der Selbstbiographie, die er als Greis schrieb, die „große Sorgfalt und genaue Aufsicht" nach, in der sie ihn und seine Brüder erzog. Auch dem Rector des Göttinger Gymnasiums, Heinrich Tolle, dessen Hause und Schule er 1662—64 angehörte, hat er eine dankbare Erinnerung bewahrt. Nachdem er 1665—68 die Universität Helmstedt besucht und dann in Speier, wo sein Vetter Joachim Andreas v. Bernstorff kaiserlicher Kammergerichts-Assessor war, die Praxis des höchsten Gerichtshofs kennen gelernt hatte, erweiterte er seine Welt- und Menschenkenntniß auf einer zweijährigen Cavaliertour (1669—70), die ihn durch Frankreich und Italien führte; über Wien, Dresden und Braunschweig kehrte er nach Ratzeburg heim.

Hier begann er seine öffentliche Thätigkeit im Dienste des Herzogs Christian I. Louis von Mecklenburg-Schwerin. Als dieser für Ludwig XIV. Truppen zum holländischen Kriege warb, stand B. seiner Gemahlin Isabella Angelica de Mortmorency während der kurzen Zeit, da sie in Mecklenburg weilte (1670—72), zur Seite und gab ihr, als sie infolge der Differenzen mit dem Gatten in ihre französische Heimath zurückkehrte, bis Utrecht das Geleit. Auf dem Rückwege besuchte er den cellischen Hof und nahm auf Einladung des Herzogs Georg Wilhelm (s. A. D. B. VIII, 634) dort längeren Aufenthalt. Im Gegensatz zu den französischen Glücksrittern der cellischen Tafelrunde widmete sich der deutsche Edelmann ehrlich dem Dienste seines fürstlichen Gönners. So sehen wir ihn, als Georg Wilhelm unter dem Einfluß seines Kanzlers Schütz dem kaiserlichen Kriegsbunde gegen Frankreich beitrat, in verschiedenen diplomatischen Missionen thätig; dann begleitete er den Herzog auf den Elsässer Kriegsschauplatz (1674); auch an dem Feldzug von 1675, der zur Eroberung von Trier führte, nahm er als sein Kriegsrath und Generalcommissar theil. Noch in demselben Jahr verheirathete er sich mit der Tochter (Jeanette Lucie) des von ihm hochverehrten Kanzlers Schütz, dem er seine politische Schulung verdankte. Dann machte er, nach einer Mission im Haag, auch den Feldzug mit, durch den Georg Wilhelm und seine Alliirten die schwedischen Stiftslande Bremen und Verden eroberten, und hatte nach der Diversion der herzoglichen Truppen an den Mittelrhein, die Winterquartiere derselben in der Wetterau zu reguliren.

Nachdem er so am cellischen Hofe drei Jahre als Volontär sich bewährt hatte, gab der Tod seines Schwiegervaters, des Kanzlers Schütz, um Johannis 1677, dem Herzog Georg Wilhelm den Anlaß, den Achtundzwanzigjährigen zum Geheimen Rath und Amtsnachfolger des Kanzlers zu ernennen. B. hat das politische Geschick, das er seinem Vorgänger und Vorbilde nachrühmt, auch seinerseits bethätigt, allein die reichspatriotische Richtung, die jener der cellischen Politik gegeben, hat er nicht fortzuführen vermocht. Denn einerseits nahm ihm

den leitenden Einfluß, den Schütz auf den Herzog gehabt hatte, die durch jene Politik zur Reichsfürstin und rechten Gemahlin des Herzogs emporgehobene Eleonore d'Olbreuse vorweg und leitete über den Kopf des Ministers durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen eine Annäherung der cellischen Regierung an Frankreich ein. Andererseits aber verstand es die französische Diplomatie, nachdem ihr einmal die Bahn geöffnet war, das aus dem Ehrgeiz Georg Wilhelm's aufwachsende Zerwürfniß mit seinen Alliirten, insbesondere die Rivalität zwischen Braunschweig-Lüneburg und Brandenburg, meisterlich für ihre Zwecke auszubeuten. So erklärt es sich, daß B. zu gleicher Zeit die politisirende Herzogin und das emporstrebende Brandenburg als niederzuringende Rivalen zu hassen und zu bekämpfen begann. Mit dem am 5. Februar 1679 zwischen ihm und dem Grafen Rebenac vereinbarten Sonderfrieden Georgs Wilhelm's mit Frankreich beginnt jenes welfische Gegenspiel gegen Brandenburg, das die Folgezeit beherrscht hat. Die nächste Wirkung desselben war, daß sich der Kurfürst von Brandenburg zum Frieden von St. Germain (1679) bequemen mußte. Dem Ansehen der Herzogin Eleonore aber thaten den ersten Abbruch die schwierigen Verhandlungen, durch die Herzog Ernst August von Hannover, der seit Eleonorens Standeserhöhung seinem Bruder Georg Wilhelm entfremdet war, mit ihm wieder ausgesöhnt wurde. In dem Bruderbunde, der sich durch die Vermählung des hannoverschen Erbprinzen Georg Ludwig mit der einzigen Tochter Georg Wilhelm's (1682) vollends zusammenschloß, gewann B. eine Handhabe gegen die überwiegende Autorität der Herzogin und schuf sich zugleich eine gesicherte Stellung bei dem zur Nachfolge in Celle berufenen und zur Kurwürde (1692) emporsteigenden Hause Hannover. Ganz im Sinne desselben hat er denn auch, als 1694 die Ehe des hannoverschen Kurprinzenpaares zusammenbrach, bei dem erbärmlichen Scheidungsproceß gegen die nach Ahlden verbannte Kurprinzessin mitgewirkt (s. unter Sophie Dorothea A. D. B. XXXIV, 671).

Daß sich inzwischen die cellische Politik von der französischen Freundschaft loslöste und in das entgegengesetzte Lager überging, geschah noch unter Mitwirkung der über die Verfolgung ihrer hugenottischen Glaubensgenossen empörten Herzogin Eleonore; von da an aber sah sie sich mehr und mehr durch den mit der erneuten hannoverschen Freundschaft wachsenden Einfluß Bernstorff's zurückgedrängt. Bereits um 1688 ruhte allein in seinen Händen die ganze Regierung des Herzogthums. Er entfaltete, wie die Acten des hannoverschen Staatsarchivs erweisen, eine ganz außerordentliche Arbeitskraft. Schon die bloße Aufzählung all' der Actionen, auf die er maßgebend Einfluß geübt hat, würde sich zu einer Skizze der ganzen braunschweigisch-lüneburgischen Geschichte dieser Epoche erweitern müssen. Ich beschränke mich deshalb darauf, zu betonen, daß der vornehmste Inhalt dieser wichtigen Epoche seiner Wirksamkeit der Kampf gegen „die große Präpotenz von Frankreich" war. Indem er dadurch der persönlichen Freundschaft, die den Herzog Georg Wilhelm mit Wilhelm III. von Oranien verband, den festesten politischen Untergrund gab, gewann er zugleich einen hervorragenden Antheil an der Befestigung der von Wilhelm III. begründeten Thronfolge des Hauses Hannover in England.

Als dann durch den Tod Georg Wilhelm's (1705) das cellische Fürstenthum mit Hannover vereinigt wurde, trat B. in die hannoversche Regierung über und gewann dank seiner Vergangenheit und seiner Persönlichkeit, wenn er sich auch in der Rangordnung bis zum Tode des Grafen Platen mit der zweiten Stelle beschied, dennoch auch hier sofort eine durchgreifende Autorität. Das zeigte sich insbesondere in der vielen Anfechtungen ausgesetzten Frage der englischen Succession. Während die an erster Stelle zur Thronfolge berufene Mutter Georg Ludwig's, die Kurfürstin Sophie, mit ungeduldiger Lebhaftigkeit sich in die englischen

Parteikämpfe einmischte (s. unter Sophie A. D. B. XXXIV, 665 f.), enthielt sich der von B. berathene Kurfürst jedes Eingriffs in die innern Angelegenheiten Englands und suchte die beste Gewähr seiner Erbfolge nicht sowol in der Pflege der Beziehungen zu den manchem Wechsel der Haltung unterworfenen englischen Staatsmännern als vielmehr in dem unentwegten Kampfe gegen Ludwig XIV., den Protector der aus England verbannten Stuarts; daraus ergab sich der feste Anschluß an den Kaiser und die Holländer während des spanischen Erbfolgekriegs. Dieser weisen Politik Bernstorff's hatte der Kurfürst es zu verdanken, daß er trotz der störenden Einmischung seiner nur von Leibniz berathenen Mutter, die schließlich eine feindselige Haltung der Königin Anna von England zur Folge hatte, dennoch nach deren Tode ohne Kampf den Thron von England als Georg I. besteigen konnte (1714). Man muß sich diese verfehlte Einmischung Leibnizens in die von B. befolgte Politik der Zurückhaltung vor Augen stellen, um das Mißtrauen und die Härte richtig zu würdigen, womit B. dem allerorten betriebsamen und mit der Regierungspolitik nicht immer conformen Gelehrten die Schwingen zu binden bedacht war.

Im J. 1714 folgte B. seinem Herrn nach London, im folgenden Jahre (8. October 1715) wurde er von Kaiser Karl VI. in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und dieser, da seine Söhne vor ihm gestorben waren, zugleich seinem Vetter und Schwiegersohne, dem Kammerherrn Joachim von Bernstorff, verliehen. B. faßte seine neue Londoner Stellung in großem Stile auf, er vermeinte infolge der Doppelherrschaft seines Herrn in England und Deutschland den Westen und Osten Europas dirigiren zu können. Daher erfuhr insbesondere Preußen, zugleich aber auch Dänemark, seine erbitterte Gegnerschaft im nordischen Kriege, die mecklenburgische Ritterschaft andrerseits fand in ihrer Fehde mit Herzog Karl Leopold von Schwerin an ihm den wirksamsten Rückhalt; denn auf Festsetzung der welfischen Herrschaft in Mecklenburg und Pommern lief seine Politik hinaus (s. A. D. B. VII, 645 f.) Dabei aber hat er doch auch das allgemeine deutsche Interesse gegen Schweden und Rußland vertreten. Wie in der auswärtigen Politik, so ertheilte er auch in den innern Angelegenheiten Englands dem Könige seinen Rath ebenso frei, wie er es in Hannover gethan hatte. Mit dem Regimente der parlamentarischen Parteien konnte sich sein erfahrungsstolzes. herrisches Selbstgefühl nicht befreunden. Sagten die Engländer ihm nach, daß er sich für unfehlbar halte, so erging sich B. dafür im Spott über die „unbeschreibliche Menge der Leute, die sich zu allem capabel zu sein einbilden", als eine Eigenthümlichkeit Englands.

Im J. 1717 gelang es den Engländern, die deutschen Minister Georg's I. zu stürzen, auch B. mußte das Feld räumen und erntete für seine langjährigen treuen Dienste die schnödeste Ungnade Georg's. Dennoch bricht kein Wort der Gereiztheit durch die Selbstbiographie hindurch, die er 1717 entworfen hat. Er zog sich auf seine Güter zurück und widmete sich insbesondere der 1694 im Grenzstreit mit Preußen erworbenen Herrschaft Gartow, die er zum Familienfideicommiß erhob (1720). Die Koppel- und Schlagwirthschaft, die er hier zuerst einführte, wurde vorbildlich für den mecklenburgischen Adel, dessen Führer er blieb; recht aus der Seele dieser Junkerschaft heraus war sein Vorkampf für ihre ständische Libertät. Daß er selber über ihre Standesbeschränktheit hoch hinwegsah, erhellt aus den zahllosen Acten, Briefen und Denkschriften von seiner Hand, die das Staatsarchiv zu Hannover verwahrt. Durch eine ausgebreitete Correspondenz blieb er mit den europäischen Staatsmännern seiner Zeit bis an seinen Tod in Beziehung. Er starb am 6. Juli 1726.

Seine drei Söhne waren ihm im Tode vorangegangen. Von seinen vier Töchtern ist die zweite, Charlotte Sophie, durch die Vermählung (1705) mit

ihrem Vetter, dem damaligen Kriegsrath Joachim von Bernstorff, die Ahnfrau des heutigen Grafenhauses geworden; ihrem zweiten Sohne, Hartwig Ernst, verdankt dasselbe seine Erhebung (1767) in den dänischen Grafenstand.

Biograph. Fragmente in Spiel's Vaterl. Archiv des Königreichs Hannover, V (1821). — Selbstbiographie des Ministers A. G. v. B., herausgeg. von Köcher, im 2. Jahresbericht des Kaiser Wilhelms-Gymnasiums zu Hannover (1877). — Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig und Lüneburg, III. — Leibnizens Briefwechsel mit Bernstorff, herausg. von Doebner in der Zeitschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen, 1881. — Droysen, Gesch. der preuß. Politik, IV. — Michael, Englische Geschichte, I. Adolf Köcher.

Bernus: Freiherr Franz Alfred Jacob v. B., 1808—1884, Senator der freien Stadt Frankfurt a. M. B. ist einer der letzten Vertreter jener interessanten Classe von Männern, wie sie in den kleinen deutschen Stadtrepubliken erwuchsen, die als Chefs großer Handelshäuser, als Politiker und Kunstfreunde eine vielseitige Thätigkeit entfalteten. Einen großen Theil seiner Jugend hatte B. im Auslande, besonders in England und Italien, später auch in Rußland zugebracht und frühzeitig mit den Verhältnissen der großen Welt sich vertraut gemacht. Italien, wohin er oft und gern wieder zurückkehrte, verdankte er ein feines Verständniß für Kunst und Litteratur, England den weiten Blick für wirthschaftliche Fragen, wie er damals in Deutschland noch nicht häufig war. Diese seine Fähigkeiten stellte er, 1853 in den Senat gewählt, in den Dienst seiner Vaterstadt. Ihre Entwicklung zur Großstadt voraussehend, war er besonders auf die rechtzeitige Schaffung günstiger Verkehrswege bedacht. Frankfurt verdankt ihm die noch heute den Osten und Westen der Stadt verbindende Mainuferbahn. Für ausreichende Brückenanlagen, damals war die alte Mainbrücke noch die einzige Verbindung der beiden Ufer, war er unermüdlich thätig. Durch Entwürfe und Skizzen, die den jetzt durchgeführten großartigen Brückenbauten vielfach vorarbeiteten, suchte er die so nöthigen Fortschritte auf diesem Gebiete zu fördern, wie er überhaupt jede Frankfurt betreffende Bahn- und Verkehrsfrage ebenso wie die Münzangelegenheiten mit sachkundigem Interesse verfolgte. Die erweiterte Wasserversorgung durch die Erschließung der Quellen des Vogelsberges hatte in ihm den eifrigsten Beförderer. Die energische Thätigkeit im realen Leben beeinträchtigte aber nicht den idealen Sinn, der ihn erfüllte. Sein gastliches Haus war der Sammelpunkt der Frankfurter Kunstwelt.

In treuer Freundschaft waren ihm Männer wie Philipp Veit, Eduard v. Steinle, Moriz v. Schwind verbunden, denen sich besonders Felix Mendelssohn-Bartholdy zugesellte.

Die vaterstädtischen Kunstbestrebungen fanden in Senator B. stets den bereitwilligsten Förderer. Von seiner Antheilnahme an der Goethefeier 1849 zeugen noch die beiden von ihm gestifteten, nach Steinle's Entwürfen ausgeführten Fahnengemälde, die das Stiegenhaus der Frankfurter Stadtbibliothek zieren. Bei der Errichtung des Schillerdenkmals stand er an der Spitze des Comités. Die ideale Auffassungsweise der Dinge, wie sie sich in mancherlei wohlgelungenen, nur für den engeren Freundeskreis bestimmten, dichterischen und schriftstellerischen Versuchen kundgibt, übertrug er auch auf die Politik. Sie war ihm mehr eine Sache des Herzens, des Gemüthes, als des kalt rechnenden Verstandes.

Begeistert für die Einheit und Freiheit aller deutschen Stämme, hatte er schon in den Tagen des Parlaments 1848/49 in freundschaftlichem Verkehr mit den hervorragendsten Männern der Paulskirche gestanden. Dem österreichischen Kaiserhause in treuer Anhänglichkeit ergeben war er als Mitbegründer des Reformvereines ein thätiges Mitglied der großdeutschen Partei. Der Frankfurter Fürstentag des Jahres 1863, bei dem B. die glänzenden Empfangsfeierlichkeiten

der Stadt leitete, brachte ihm zwar die Erhebung in den erblichen österreichischen Freiherrnstand, aber nicht die Erfüllung seiner politischen Wünsche. Die Ereignisse des Jahres 1866 bedeuteten das Ende seiner öffentlichen Thätigkeit.

Obwol nicht blind gegen die Fehler seiner Partei, hielt er doch unbeirrt an ihr fest. Am Tage der Suspension der Verfassung der freien Stadt wurde er nebst seinem Collegen Speltz in kurze Haft genommen und nach Köln abgeführt. Von dort erließen beide ihren Protest gegen die Einverleibung und legten alle ihre Aemter nieder, da sie durch ihren der freien Stadt geleisteten Eid sich dazu verbunden fühlten. Von nun ab lebte B. auf seinem Landsitze, Stift Neuburg bei Heidelberg, seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen und seinen reichen Sammlungen, die er auf seinen vielfachen Reisen eifrig zu vermehren bemüht war. O. Heuer.

Bertelsmann: Karl B., geboren 1791, † 1850, war ursprünglich Buchbinder und gründete im Anfange des 19. Jahrhunderts in Gütersloh die Firma gleichen Namens mit einer kleinen lithographischen Anstalt, der er später eine Buchdruckerei hinzufügte, indem er sich nebenbei auch dem Verlage widmete. Lithographirte Notenhefte, Schulbücher und das (seit 1844) von Volkening herausgegebene Monatsblatt für Westfalen bildeten seine ersten Verlagsartikel. Nach seinem Tode übernahm Heinrich B., geboren 1827, † 1887, das Geschäft, welcher den Grund zu seinem jetzigen Umfange gelegt hat. Er entwickelte eine rastlose Verlegerthätigkeit; so übernahm er allein eine ganze Reihe von Zeitschriften, u. a. das Evangelische Schulblatt von Dörpfeld, Beweis des Glaubens von Andreä und Brachmann 1865 u. a. B. beschäftigte sich vorzugsweise mit theologischer Litteratur und alle Zweige dieses Gebietes sind im Verlagskatalog der Firma vertreten; in zweiter Linie erscheinen pädagogische Schriften, Schulbücher, Philosophie, Geschichte, Philologie, Belletristik und andere Werke zumeist religiösen Sinnes. Mit Vorliebe pflegte B. auch die Herausgabe von Briefwechsel und Biographien hervorragender Männer, welche Gattung sich allmählich zu einem sehr beachtenswerthen Verlagszweige herausbildete. Den eigenen Unternehmungen schlossen sich käufliche Verlagsartikel anderer Firmen an; u. a. erwarb B. 1852 den Verlag von Büschler in Elberfeld, 1861 und 1869 fast den gesammten Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart, 1878 den von G. Löhe in Nürnberg, 1886 den von J. Remak und einen Theil des Ferd. Dümmler'schen Verlages, beide in Berlin, darunter hauptsächlich die Werke der Gebr. Grimm. Die rapide Entwicklung des Verlagsgeschäfts veranlaßte B. zum Verkauf des Sortimentsgeschäfts, sowie der lithographischen Anstalt, so daß er sich hinfort nachdrücklicher dem Verlage und den damit verbundenen technischen Zweigen widmen konnte. Im J. 1887, ein Jahr nach der Feier des 50jährigen Bestehens der Firma wurde B. seinem großen Wirkungskreise entrissen. Das Geschäft ging auf seinen Schwiegersohn J. Mohn über. Karl Fr. Pfau.

Bertheau: Carl B., Schulmann und Theologe, wurde in Hamburg am 13. Juli 1806 geboren und starb daselbst am 7. Juni 1886. Er stammte aus einer Hugenottenfamilie; sein sechster Vorfahr, Samuel B., war nach der Aufhebung des Edicts von Nantes von Chatellerault an der Vienne bei Poitiers nach Hamburg gekommen. Ein Verwandter von ihm, nach mündlicher Tradition in der Familie sein Bruder, René B., war zu derselben Zeit nach London geflohen, wo sein Sohn Charles, 1660 in Montpellier geboren, im J. 1686 zu einem der Pastoren an der französischen Kirche gewählt wurde, welche Anstellung er 44 Jahre bekleidete. Er starb am 26. December 1732 als sehr gefeierter und berühmter Kanzelredner, dessen Predigten auch ins Deutsche übersetzt wurden. Unser B. war von 14 heranwachsenden Kindern das sechste, aus der zweiten Ehe seines Vaters Henry Auguste Bertheau das älteste. In seine Jugend fiel

die entsetzliche Noth, die Hamburg unter dem Drucke der Franzosen erlitt und die in der großen Familie besonders schwer empfunden ward, da diese des bisherigen Wohlstandes verlustig ging. Vom 13. Lebensjahre an besuchte B. das Johanneum, das damals noch unter Gurlitt (s. A. D. B. X, 182) blühte, an dem neben anderen auch Hipp (s. A. D. B. XII, 463) lehrte. Ostern 1824 nahm B. als Primus der Prima graeca sowohl mit einer deutschen als auch mit einer lateinischen Rede, die er für den plötzlich erkrankten Commilitonen übernehmen mußte, von der Schule Abschied. Er sprach über die Folgen der Eroberung Constantinopels durch die Türken für die Ausbreitung der Wissenschaften. Darauf besuchte er noch auf ein Jahr das Akademische Gymnasium. Die Freundschaft, welche B. auf dem Johanneum und hier mit einigen Studirenden wie J. Fr. Voigt, zeitweiligem Mitglied des Reichsoberhandelsgerichtes in Leipzig, mit Joh. Classen, dem Director der Gymnasien in Frankfurt und in Hamburg und mit Wichern geschlossen hatte, dauerte durch das ganze Leben hindurch. Gurlitt hatte schon früher in einem litterarischen Streit mit Claus Harms in Kiel den Rationalismus eifrigst vertheidigt und in den Schulprogrammen von 1821 und 1822 „die theologische Dogmatik des Dr. Wegscheider zum prüfenden Studium für angehende Theologen" empfohlen und seine Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauches beim Studium der Theologie veröffentlicht. Kein Wunder, daß auch B. Ostern 1825 gleich vielen anderen Hamburger Theologen in Halle unter Wegscheider und Gesenius seine Studien begann und nachweislich nicht bei Tholuck hörte, der im Anfang 1826 nach Halle zog. Nach zweijährigem Aufenthalte dort brachte B. die folgenden drei Semester in Heidelberg zu, wo er neben Paulus auch Daub (s. A. D. B. IV, 768) und Umbreit (s. A. D. B. XXXIX, 273) hörte, während er im Hause seines Oheims Jean François Bertheau gastliche Aufnahme gefunden. In Göttingen beschloß B. nach einem halbjährigen Aufenthalt seine Universitätsstudien durch die Promotion zum Dr. phil. am 11. April 1829. Seine Promotionsschrift: „Dissert. inaug. de secundo libro Maccabaeorum" (Gotting. 1829), für die sich Bertheau's Freund Ferd. Hitzig (s. A. D. B. XII, 507) schon im Winter interessirt hatte, ist, nach Kayser, ohne Wissen des Verfassers 1836 noch wieder aufgelegt worden. B. kehrte in die Vaterstadt zurück und bestand, bezeichnend für die Doppelrichtung seines ganzen Lebens, 1829 am 14. September das philologische und am 13. November das theologische Examen. Gleich manchen seiner Hamburger Freunde wie Wichern und Krabbe (s. A. D. B. XVII, 2) rang B. sich los von dem Rationalismus seiner akademischen Jahre und durch zu einem „begeistert ergriffenen biblischen Christenthum". In diese Zeit (1831) fällt auch der Tod seines Vaters, wodurch B. die Hauptstütze der Mutter und der umsichtige Berather des großen Kreises von Geschwistern wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verantwortlichkeit, welche auf dem erst Fünfundzwanzigjährigen ruhte, mit dazu beigetragen hat, der äußern Erscheinung der im Grunde weichen Persönlichkeit das Gepräge strengen Ernstes zu geben. In öffentliche Wirksamkeit trat B., als er um Michaelis 1832 zum Collaborator am Johanneum und ein Jahr darauf auch zum Katecheten — zum nichtordinirten Seelsorger — an den Gefängnissen erwählt wurde. Im Juli 1835 begründete B. sein eigenes Haus durch die Vermählung mit Jeanne Bertheau, der Tochter seines Oheims in Heidelberg. Diese Ehe war gesegnet mit sechs Kindern, deren ältestes der Pastor D. Carl B. in Hamburg ist. Nachdem B. im J. 1856 die treue Lebensgefährtin nach vieljähriger Krankheit durch den Tod verloren, schloß er später im J. 1865 eine zweite Ehe mit der verwittweten Frau Bertha Maria Frauenknecht geb. Mayr aus Memmingen. Bertheau's Thätigkeit wurde einheitlicher, als er am Ende des Jahres 1842 sein Schulamt niederlegte und sich

ganz seinem geistlichen Amte widmete. Da dies aber durch den Mangel der Ordination ihm nur eine beschränkte Wirksamkeit bot, so mußte B. es als eine naturgemäße Beförderung ansehen, als ihn das Scholarchat nach dem Tode des ersten Directors der Realschule des Johanneums zu dessen Nachfolger am 15. März 1845 berief. Hiermit war B. in die Stellung eingetreten, die er bis zum Schluß des Jahres 1872 bekleidete, an die Spitze der Schule, der er bereits neun Jahre als Collaborator angehört hatte. Sein Verdienst ist es, die Realschule, etwa der späteren sechsclassigen sogenannten höheren Bürgerschule entsprechend, in ein Realgymnasium übergeleitet zu haben. B. hatte sich zwar nach dem Antritt seines Amtes der Gunst des Publicums, aber nicht immer des Scholarchats zu erfreuen. Pläne, die er schon 1856 dieser Behörde vortrug, über den Ausbau der Schule, wurden erst 1868 durch Hinzufügung von Vorschulclassen erfüllt. B. hatte schon vor den auch das Hamburger Schulwesen sehr wesentlich beeinflussenden Ereignissen des Jahres 1866 die Nothwendigkeit erkannt, die damals einzige staatliche Realschule Hamburgs durch Einfügung des lateinischen Unterrichtes und durch Hinzufügung neuer Classen auch für die confirmirte Jugend zu heben. Bereits im October 1865 trat B. an die Behörde mit einem solchen Plan aufs neue heran. Schon zu Ostern 1866 konnte das Schuljahr mit neuem Lehrplan begonnen werden und B. hatte die Genugthuung, daß das Bundeskanzleramt die neuorganisirte Schule schon 1868 als eine Realschule erster Ordnung anerkannte, aus der das gegenwärtige Realgymnasium erwachsen ist. Bertheau's eigentliche und vorzüglichste Bedeutung lag aber wohl in dem erziehlichen Einfluß, den er, ohne viele Worte mündlich oder schriftlich zu machen oder zu erwarten, durch die eigene Pflichterfüllung und unausgesetzte, gewissenhafte Arbeit auf seine Mitarbeiter und durch seine liebevolle und sorgfältige eingehende persönliche Leitung auf die Jugend machte. Namentlich in seinen Religionsstunden trat dies hervor. „Es war ein beständiger Appell ans Gewissen“, bekannte später ein einstmaliger Schüler und College und nachmaliges Mitglied der Oberschulbehörde, „hervorgerufen durch die Totalität seines Wesens.“ Bis zum Schluß des Jahres 1872 verblieb B. in dieser reich gesegneten Stellung, um auf seinen Wunsch alsdann pensionirt zu werden. Während seines Directorats zwar ohne geistliches Amt, hat B. doch weder aufgehört zu predigen, noch eine seelsorgerische Thätigkeit eingestellt. Schon als er Katechet an den Gefängnissen war, wurden seine Predigten gern gehört von einer stets zu ihm haltenden Zuhörerschaft aus den gebildeten Ständen. Seine Predigtgemeinde hat er sich etwa durch vier Jahrzehnte hindurch bewahrt: „er mochte predigen wo und wann er wollte, seine Kirche war immer gedrängt voll“. „Einfach und schlicht, ohne jeden unnöthigen rhetorischen Schmuck, aber in classisch gediegener Form und durchwärmt von eigener, innerer christlicher Lebenserfahrung, wußte er dem Worte des Heils Eingang in die Herzen seiner Zuhörer zu verschaffen.“ Hatte er als Katechet sich der Hülfe bedürftigster und geistlich verlassenster Menschen seelsorgerlich anzunehmen, so war es ihm in der Zeit seines Schuldirectorates eine seiner liebsten Arbeiten, für die entlassenen Sträflinge zu sorgen. B. hatte es zuerst wieder angeregt, einen Verein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge ins Leben zu rufen, nachdem ein früherer Versuch, etwas der Art zu Stande zu bringen, vordem, daß er Katechet an den Strafanstalten war, mißlungen war. Im J. 1839 gehörte B. mit zu den Gründern des Vereins und ist in demselben und zwar als am meisten thätiges Mitglied bis zu seiner letzten Krankheit wirksam gewesen. Diese Thätigkeit leitete B. auch dazu, sich an den Werken der inneren Mission zu betheiligen. In den Verwaltungsausschuß des Vereins für innere Mission wurde er nach seiner Pensionirung im J. 1872 gewählt, da man mit Recht meinte, er habe

nun Zeit, sich an den Arbeiten zu betheiligen. Das Präsidium dieses Ausschusses führte er von 1873—1880. Und als Wichern den Gedanken angeregt hatte, zum ersten Male seit der Reformation eine neue Kirche in der Stadt zu erbauen, war es B., der durch seine Mitwirkung wesentlich den Bau derselben, der Anscharkirche, gefördert hat. Mehrere Jahre hindurch predigte B. alle vierzehn Tage in dieser Kapelle, womit deren Wirksamkeit begann. Bertheau's hervorragende Begabung, durch seine Persönlichkeit einen sittlichen, veredelnden Einfluß zu üben, hinderte ihn nicht an gelehrter Beschäftigung. In den ersten Jahren nach seiner Universitätszeit bildete u. a. Tacitus seine tägliche Lectüre; um auf Confirmationsstunden sich gründlich vorzubereiten, hat er einst das Neue Testament ins Latein übersetzt. Aber schriftstellerisch ist er außer in der genannten Dissertation nur noch in drei Schulprogrammen hervorgetreten, nämlich zu Ostern 1846 in seinem „Bericht über die Realschule des Johanneums", der ausführlich Bertheau's Grundsätze hinsichtlich des Lehrplans, der Methode des Unterrichts und der Disciplin der Schule ausspricht. Dann folgten in den beiden Abhandlungen, zuerst 1854 „Einige Bemerkungen über die Stelle Gal. 2 und ihr Verhältniß zu der Apostelgeschichte" und 1858 „Die Berichte über die apostolischen Gehülfen und Gefährten in der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen, ein Zeugniß für die Authentie dieser Schriften". Beide Arbeiten sind eine Frucht seiner gründlichen Studien für den Religionsunterricht. Die größere Muße, die ihm seine Pensionirung gewährte, verwandte er u. a. auch dazu, die reichhaltige Sammlung älterer ascetischer Schriften der Hamburger Stadtbibliothek zu katalogisiren. — Als B. beim Ausbruch des Krieges 1870 auf einer Ferienreise begriffen war, erlitt er auf dem Bahnhofe zu Rüdesheim durch einen unglücklichen Fall eine schwere Verletzung, die fortan den stattlichen, kräftigen Mann am Gehen behinderte. Namentlich der Umstand, daß er trotz aller Energie zuletzt die Treppen nicht mehr steigen konnte, führte ihn dazu, um seine Entlassung einzukommen. „Ein Director, der in seiner Schule nicht überall hinkommen kann, sobald er will", so sagte er wol, „ist unbrauchbar." Zum Schlusse des Jahres 1872 trat B. in den erbetenen, wohl verdienten Ruhestand. Abgesehen von der Schwierigkeit, sich ungehindert bewegen zu können, war B. nun mehrere Jahre hindurch besonders frisch und thätig, hauptsächlich beschäftigt auf den vorhin angegebenen Gebieten der innern Mission. Die Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums war für den April 1879 schon in Aussicht genommen, als ein Schlaganfall ihn rührte, wodurch ihm die letzten Lebensjahre zu schweren Prüfungsjahren wurden. Aber alles Leid und allen Schmerz der letzten Jahre trug er in dem festen Vertrauen zu der Liebe seines himmlischen Vaters, in dem unerschütterlichen Glauben an seinen Heiland und Erlöser, und in diesem Glauben ist er am 7. Juni 1886, fast achtzigjährig, zum ewigen Frieden eingegangen, den er für sich schon lange ersehnte. — Eine Vereinigung einstmaliger Collegen und Schüler Bertheau's ließ sein wohlgelungenes Bildniß als Relief in weißem Marmor durch den Bildhauer Engelbert Peiffer ausführen, und schmückte damit die Aula des Realgymnasiums.

Nach Mittheilungen der Familien und persönlichen Erinnerungen. Die Citate sind entnommen den beiden Schriften: Theodor Wellig, Zur Erinnerung an Director Dr. Carl Bertheau, Realgymnasium des Johanneums. Hamburg Ostern 1887, und Beilage zu dem Berichte über das 54. Schuljahr. Realgymnasium des Johanneums. Hamburg 1888, woselbst S. 5—18 die Rede von Hauptpastor D. H. Röpe bei der Enthüllung von Bertheau's Bildniß am 28. Nov. 1887 enthalten ist. — Zur Familiengeschichte vgl. Herzog-Hauck, theol. Realencyclopädie den Artikel: Ernst Bertheau. Ueber Charles Bertheau s. auch: Dictionary of National Biography, ed. by Leslie Stephen. Vol. IV. London, Smith Elder & Co. 1885. W. Sillem.

Bertheau: Ernst B., alttestamentlicher Exeget, wurde am 23. November 1812 zu Hamburg geboren. Ueber die Herkunft seiner Familie, seinen Vater u. s. f. vgl. den Artikel Carl B.; der in diesem besprochene Carl B. ist Ernst's älterer Bruder. Ernst besuchte zuerst eine Privatschule und sodann von Johannis 1825 an das Johanneum, von Ostern 1831 an das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt. Wohl vorgebildet ging er Ostern 1832 zum Studium der Theologie und der orientalischen Sprachen nach Berlin, Michaelis 1833 ging er, namentlich um sich unter Heinrich Ewald's (s. A. D. B. VI, 438) Leitung den orientalischen Wissenschaften zu widmen, nach Göttingen; doch vernachlässigte er das Studium der Theologie nicht; namentlich die Vorlesungen von Lücke (s. A. D. B. XIX, 357) und Gieseler (s. A. D. B. IX, 163) wurden ihm wichtig, und zu beiden, besonders zu dem ersteren, trat er auch in ein näheres, persönliches Verhältniß. Er ist von der Zeit an bis zu seinem Tode, beinahe 55 Jahre, in Göttingen geblieben und hat hier später mit Recht für einen echten Göttinger Gelehrten in seiner ganzen Art zu arbeiten und zu leben gegolten. Am 27. Februar 1836 promovirte er zum Doctor der Philosophie. Um diese Zeit suchte Julius Müller (s. A. D. B. XXII, 638), mit dem B. noch in Göttingen zusammen gewesen war, der dann aber einem Rufe nach Marburg gefolgt war, auch B. nach Marburg zu ziehen; er sollte dort „Stipendiatenmajor“ werden. Es scheint besonders Lücke's Rath gewesen zu sein, was ihn veranlaßte, dieser Aufforderung nicht zu folgen, sondern sich in Göttingen weiter auf seine Habilitirung vorzubereiten. Von Michaelis 1836 war er hier Repetent bei der theologischen Facultät; als solcher hielt er schon Vorlesungen und predigte auch mitunter. Die im December 1837 erfolgte Amtsentsetzung der sieben Göttinger Professoren zog ihn um so mehr in Mitleidenschaft, als zu den Entlassenen außer seinem Lehrer Ewald auch die ihm befreundeten Professoren Dahlmann und Jakob Grimm gehörten, während unter andern sein väterlicher Freund Lücke den bekannten Protest nicht mit unterschrieben hatte und deshalb in Göttingen verblieb. B. lernte damals, daß ihre gewissenhafte Ueberzeugung von ihm hochverehrte Männer zu entgegengesetztem Verhalten führen konnte, eine Erfahrung, die sich ihm tief einprägte und seine Stellungnahme auch in theologischen und kirchlichen Streitigkeiten immer eine außerordentlich vorsichtige und maßvolle bleiben ließ, manchmal so sehr, daß seine Freunde sich in ihn nicht zu finden wußten; nur wo er wissenschaftliche oder sittliche Untüchtigkeit entdeckte, wurde sein Urtheil ein entschieden abweisendes. Um Michaelis 1839 habilitirte er sich als Docent für alttestamentliche Exegese und orientalische Sprachen bei der philosophischen Facultät. Als solcher ward er den Fachgenossen bekannt durch sein im J. 1840 veröffentlichtes Werk: „Die sieben Gruppen mosaischer Gesetze in den drei mittleren Büchern des Pentateuch“, auf welches im J. 1842 seine beiden Abhandlungen: „Zur Geschichte der Israeliten“ folgten; in der ersten dieser Abhandlungen legte er Untersuchungen über Gewichte, Münzen und Maaße der Hebräer vor, in der zweiten Forschungen über die Bewohner Palästinas. Schon diese Arbeiten zeigen die vorsichtige und gewissenhafte Art der Forschung, die auch seinen späteren Werken eigen ist; die feststehenden Resultate seiner Untersuchungen hebt er deutlich heraus, aber er hütet sich, auch naheliegende Vermuthungen für mehr auszugeben als sie sind. Am 7. Juli 1842 ward er zum außerordentlichen Professor ernannt; nach der damals in Göttingen bestehenden Sitte gehörte der alttestamentliche Exeget zur philosophischen Facultät. Im J. 1843 gab B. des Gregorius Barhebräus syrische Grammatik mit Uebersetzung und Commentar heraus; nachdem er dann aber sich durch Ferdinand Hitzig zur Mitarbeit an dem von Samuel Hirzel in Leipzig verlegten Kurzgefaßten exegetischen Handbuch zum Alten Testament hatte

bestimmen lassen, hat er nur noch mit der Erklärung des Alten Testamentes und deren Geschichte sich beschäftigende Arbeiten veröffentlicht, während er in seinen Vorlesungen bis zuletzt auch die orientalischen Sprachen, außer dem Hebräischen und Chaldäischen namentlich das Syrische und Arabische, behandelte. Für das exegetische Handbuch lieferte er vier Bände; im J. 1845 erschienen die Bücher Richter und Ruth (2. Aufl. 1883), 1847 die Sprüche Salomo's (in demselben Bande erschien die Erklärung des Prediger Salomo von Hitzig), 1854 die Bücher der Chronik (2. Aufl. 1873) und 1861 die Bücher Esra, Nehemia und Esther. Außer diesen Erklärungen biblischer Bücher hat B. nur noch einige Abhandlungen in Zeitschriften drucken lassen und eine Reihe von Artikeln für die Herzog'sche protestantische Realencyklopädie (1. und 2. Aufl.) und für das Schenkel'sche Bibellexikon geliefert. Unter den Abhandlungen sind besonders zu nennen die über „die der Beschreibung der Lage des Paradieses (im 1. Buch Mose 2, 10—14) zu Grunde liegenden geographischen Anschauungen", welche im J. 1847 in den Göttinger Studien und sodann (1848) auch in besonderem Abdruck erschien; ferner seine Arbeit über „die alttestamentliche Weissagung von Israels Reichsherrlichkeit in seinem Lande", welche in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1859 und 1860 erschien. Mehrfache Berufungen an andere Universitäten lehnte er ab; als im J. 1843 ein Ruf in die theologische Facultät in Marburg an ihn ergangen war, ward er am 5. December 1843 in Göttingen zum Ordinarius in der philosophischen Facultät ernannt. Daß er, obschon seine Vorlesungen und seine ganze Thätigkeit als Docent, namentlich später auch sein alttestamentliches Seminar, hauptsächlich für Theologen bestimmt waren, selbst Mitglied der philosophischen Facultät war und blieb, wurde für ihn persönlich dadurch ausgeglichen, daß er mit den Professoren der Theologie in herzlichster Freundschaft und in wesentlicher Uebereinstimmung in den grundlegenden theologischen und kirchlichen Ueberzeugungen verkehrte, wie ihn denn auch die Göttinger theol. Facultät am 10. März 1861 honoris causa zum Doctor der Theologie ernannte. Auf sein eignes wissenschaftliches Arbeiten wirkte in den letzten Jahrzehnten seines Lebens neben traurigen Erlebnissen in seiner Familie (Tod seiner ersten Frau 1851, Tod der beiden ältesten Kinder 1866 und 1870) der Umstand hemmend ein, daß er immer mehr mit äußeren Geschäften belastet wurde, zu denen ihn sowohl das Vertrauen der Bürger Göttingens als das seiner Collegen heranzog; namentlich wurde er auch von der theologischen Facultät gern als ihr Vertreter in solchen Angelegenheiten verwandt. Mochte B. auch zu diesen Sachen ein besonderes Geschick haben, wie er es ohne Zweifel in seinem klaren Blick und praktischen Sinn und nicht zum mindesten in seiner außerordentlichen Gewissenhaftigkeit hatte, er bedauerte doch später selbst, daß er dadurch, daß er diesen Dingen viel Zeit und Kraft zuzuwenden genöthigt war, an der Vollendung mancher wissenschaftlichen Arbeit behindert worden sei. Doch litten seine Vorlesungen nicht darunter. Unter ihnen hat die historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament ihm immer besondere Freude gemacht; ihr wandte er immer wieder neuen Fleiß zu und sie galt wohl mit Recht für sein bestes Colleg. Vom Jahre 1870 an war er mit an den Arbeiten für die Revision der Luther'schen Bibelübersetzung betheiligt; er war in die Commission für das Alte Testament berufen. An den Commissionssitzungen, die in den Oster- und Michaelisferien in Halle stattzufinden pflegten, nahm er regelmäßig theil; wie vielen anderen ist es auch ihm dabei so gegangen, daß er beim Fortgang der Arbeit immer mehr die Vortrefflichkeit der Arbeit Luther's bewundern lernte. Den Abschluß der Arbeit hat er nicht mehr erlebt. Am 27. Februar 1886 feierte er unter großer Betheiligung sein 50jähriges Doctorjubiläum. Er starb am 17. Mai 1888 nach kurzer Krankheit an einer Lungenentzündung im

76. Jahre. — B. war zweimal verheirathet gewesen; zuerst heirathete er im J. 1844 Lücke's zweite Tochter Agnes; nach deren im September 1851 erfolgtem Tode heirathete er im J. 1855 eine Cousine seiner ersten Frau, Clara, Tochter des bekannten Juristen Etatsrath Burchardi in Kiel, die noch in Göttingen lebt. Aus seiner ersten Ehe hatte er fünf, aus seiner zweiten acht Kinder, von welchen ihn elf überlebten.

Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller I, 239 ff. — Deutsche Encyklopädie II, 509. — Theologische Realencyklopädie, 3. Aufl., 2. Band, S. 645—648. — Meyer u. Tesdorpf, Hamburgische Wappen u. Genealogien. Hamburg 1890, S. 34 u. 37. Carl Bertheau.

Berthelt: Friedrich August B., verdienter Schulmann und fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, ist am 5. Decbr. 1813 in Großröhrsdorf bei Pulsnitz als Sohn eines Lehrers geboren. Seine Jugend verlebte er in größter Dürftigkeit zu Krippen in der Sächsischen Schweiz, wohin sein Vater 1817 übergesiedelt war. Bis zum 15. Lebensjahre besuchte er die Dorfschule seines Vaters, der ihn nebenbei auch in der Musik unterrichtete. Nach seiner Confirmation beschloß er, sich dem Lehrerberufe zu widmen. Nachdem er ein Jahr lang bei dem Pfarrer des Nachbarortes Unterweisung im Latein und in anderen Mittelschulfächern genossen hatte, bezog er 1829 das Lehrerseminar zu Dresden-Friedrichstadt, das er 4 Jahre lang besuchte. Nachdem er im Herbst 1833 die Abgangsprüfung bestanden hatte, wurde er als Elementarlehrer an der mit dem Seminar verbundenen Realschule angestellt. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich eingehend mit Naturwissenschaften, Geographie und Mathematik, sowie mit den philosophischen und pädagogischen Schriften Herbart's, Beneke's und Diesterweg's. Auch betheiligte er sich eifrig an dem Vereinsleben und den Bildungsbestrebungen des Lehrerstandes. 1842 wurde er zum Director der 1. Bezirksschule in Dresden berufen. Da er in dieser Stellung mehrfach Gelegenheit fand, die traurige Lage unbemittelter Lehrerwittwen und -waisen kennen zu lernen, die damals vom Staate nur ungenügend versorgt wurden, gründete er 1844 mit mehreren gleichgesinnten Freunden einen Verein zur Unterstützung der bedrängten Hinterbliebenen der Lehrer, den er in dankbarer Erinnerung an Johann Heinrich Pestalozzi, den Tröster und Berather so vieler Hülfsbedürftigen, den Sächsischen Pestalozziverein nannte. Die Geschäfte dieses Vereins, der noch jetzt mit großem Segen wirkt, hat er in aufopfernder Arbeit mehrere Jahrzehnte hindurch als Vorsitzender geleitet. Nachdem er 1845 seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen hatte, wurde er im folgenden Jahre zum Director der 1. Bürgerschule in Dresden ernannt. Als solcher entwickelte er eine äußerst vielseitige Thätigkeit. Als im Freiheitsjahre 1848 die Lehrer aller Orten begannen, sich zu großen Verbänden zusammenzuschließen, um eine Reihe von Forderungen betreffs der Erhöhung ihrer Bildung und ihrer Besoldung, sowie der Unabhängigkeit der Schule von der Kirche durchzusetzen, begründete er mit mehreren Gesinnungsgenossen den noch heute blühenden Sächsischen Lehrerverein und trat in den Vorstand des neu entstandenen Allgemeinen Deutschen Lehrervereins ein. Er betheiligte sich lebhaft an deren Versammlungen, leitete sie mehrfach als Vorsitzender und hielt Vorträge über allerlei wichtige Fragen des Schulwesens. Auch übernahm er die Redaction der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung und später zeitweilig die der Sächsischen Schulzeitung. Da er sich bei aller Entschiedenheit stets maßvoll verhielt und die Schranken seines Amtes nie überschritt, konnte ihm die Reaction des Jahres 1849 nichts anhaben, und seinem Geschick gelang es, auch die von ihm begründeten Vereine glücklich durch die schwere Zeit hindurchzulenken. In den folgenden Jahrzehnten trat er weniger an die Oeffentlichkeit, vielmehr widmete er sich vorzugsweise seiner amtlichen und litterarischen Thätig-

keit. Als 1874 in Sachsen ein neues Schulgesetz eingeführt wurde, ernannte ihn die Regierung in Anerkennung seiner Verdienste zum Bezirksschulinspector für Dresden mit dem Titel eines Schulraths. Als solcher hat er das Dresdener Schulwesen ein Jahrzehnt hindurch im gemäßigt liberalen Sinne geleitet. Nachdem er 1883 sein 50jähriges Berufsjubiläum als Lehrer gefeiert hatte, sah er sich infolge zunehmender Altersschwäche genöthigt, seinen Abschied zu erbitten. 1885 wurde er mit dem Titel eines Oberschulraths in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Seine letzten Lebensjahre waren durch anhaltende Kränklichkeit getrübt. Er starb am 26. April 1896 zu Dresden.

Seine ungewöhnlich umfangreiche litterarische Thätigkeit begann er im J. 1845. Die meisten seiner Werke, die er theils allein, theils in Gemeinschaft mit seinen Freunden Julius Jäkel, Karl Petermann, Louis Thomas u. A. herausgab, erschienen in mehreren, den Fortschritten der Wissenschaften und der Pädagogik sich anpassenden Bearbeitungen und erlebten zahlreiche, einige sogar über 100 Auflagen. Sie wurden in vielen Schulen Sachsens, der übrigen deutschen Staaten, Oesterreichs und Amerikas mit Nutzen gebraucht und haben hunderttausende von Kindern in die Elemente des Wissens eingeführt. Zuerst erschien ein Leitfaden der Geographie, Geschichte und Verfassung des Königreichs Sachsen und ein Handbuch für Schüler zum Gebrauche beim Unterricht in den gemeinnützigen Kenntnissen. 1848 folgten die Lebensbilder, ein Lesebuch für Volksschulen in 4 Theilen, 1849 Wandtafeln für den Elementarunterricht, 1851 ein Handatlas für Schüler und eine Rechenschule für das Tafelrechnen, 1852 eine Rechenschule für das Kopfrechnen und eine Praktische Anweisung zum deutschen Unterricht, 1853 eine Sammlung biblischer Geschichten, ein Leitfaden der Naturlehre und ein Lehrbuch der Chemie für Schulen und zum Selbstunterrichte, 1854 eine Sammlung poetischer Musterstücke zu Deklamirübungen und ein Leitfaden der Geographie, der auch als Beknopte handleiding tot de wiskundige aardrijkskunde en sterrekunde 1861 ins Holländische übersetzt wurde, 1855 als Ergänzung hierzu eine Geographie in Bildern und charakteristischen Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde, 1856 ein 1. Lesebuch nach der Schreiblesemethode, 1861 eine Pflanzenkunde, endlich 1878 unter dem Titel „Die Muttersprache“ ein Lesebuch für Volksschulen. Außerdem hat B. eine große Zahl von Aufsätzen meist pädagogischen und naturwissenschaftlichen Inhalts in den von ihm redigirten Zeitschriften niedergelegt, meist indeß ohne Angabe seines Namens. Auch verschiedene seiner Vorträge, die er in Lehrervereinen und auf Versammlungen gehalten hat, sind gedruckt.

Nachrufe in der Allg. deutschen Lehrerzeitung, Preuß. Lehrerzeitung und Sächs. Schulzeitung 1896. — Pfeiffer, Die Volksschule des 19. Jahrh. in Biographien hervorragender Schulmänner. — F. A. Berthelt. Hrsg. vom sächs. Pestalozziverein. Leipzig 1900. Viktor Hantzsch.

Berthold: Georg B., geboren am 12. Februar 1845 zu Berlin, studirte in Berlin classische Philologie und nach seiner Rückkehr aus dem deutsch-französischen Kriege Nationalökonomie. Insbesondere wandte er sich statistischen und socialpolitischen Studien zu, trat als Volontär in das Statistische Amt der Stadt Berlin ein und wurde auf Grund einiger größerer Arbeiten über das Armenwesen wissenschaftlicher Hülfsarbeiter und Mitglied desselben bis zu seinem Tode, 11. Juni 1899 in Berlin. Neben seiner hervorragenden litterarischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Armen- und Wohlthätigkeitswesens trat er auf stenographischem Gebiete leitend hervor. Er erlernte 1864 die Arends'sche Stenographie und bildete sich zu einem hervorragenden Praktiker in derselben aus, war auch vielfach litterarisch und propagandistisch thätig, 1872—1878 Vorsitzender der Verbandscommission und 1881—1890 Vorsitzender des Verbandes

Arends'scher Stenographen. Später gab er noch mit Weber den „Schülerfreund" heraus. Zu seinen Ehren ist die Dr. Berthold-Stiftung von dem Arends'schen Verbande begründet. In dem Einigungsausschusse der vocalschreibenden Systeme (Arends-Roller u. s. w.) vertrat er 1897 die altarends'sche Richtung und erklärte sich gegen Annahme der sog. Nationalstenographie. Er schrieb: „Armenlast und Freizügigkeit", 1882; „Vermehrt die Freizügigkeit die Armenlast?" 1884; „Statistik der deutschen Arbeitercolonien", 1885; weitere Arbeiten über Arbeitercolonien 1889, 1891, 1893, 1896; „Die Wohnungsverhältnisse in Berlin", 1886, 1892; „Stenograph. Lese- und Uebungsbuch," 1872, 5. Aufl. 1884; „Die wichtigsten Fragen im Arends'schen System", 1877, 2. Aufl. 1878.

Stenographische Blätter, Berlin, 20. Jahrg. 1899 Nr. 4.

Johnen.

Berthold: Martin B., aus Zittau gebürtig, evangelischer Pfarrer zu Brims im nördlichen Böhmen, schrieb 1582 einen Tractat vom seligen Leben und Sterben der Christen und 1574 eine Predigt vom Donnerwetter, der er ein „Haußliedlein, zu singen im Donner und Ungewitter" beifügte, das gut gemeint ist und deutlich den Einfluß Luther's, aber das Talent des Verfassers in keinem günstigen Lichte zeigt. R. Wolkau.

Beseler: Georg B., Rechtsgelehrter, wurde geboren am 2. November 1809 zu Rödemis bei Husum. Seine Familie stammte aus Hamburg. Sein Vater, Cai Hartwig B., war königlich dänischer Kammerrath und Deichinspector für das Herzogthum Schleswig; seine Mutter war eine Tochter des Chirurgen Jahn in Flensburg. Er hatte sechs Geschwister; am nächsten stand ihm sein um drei Jahre älterer Bruder Wilhelm, „in der Jugend seine beste Stütze, später sein treuester Freund". Nach dem frühen Tode der Eltern nahmen sich Geschwister der Mutter der verwaisten Kinder an: der Syndikus Jahn in Kiel, Vater des bekannten Archäologen Otto Jahn, und die verwittwete Stadtvögtin Jürgensen in Flensburg. Georg wurde zunächst bei einem Lehrer in Husum in Pension gegeben, dort ging er auf die Lateinschule; nach der Confirmation wurde er in Schleswig bei guten Bürgersleuten untergebracht, um die dortige Domschule zu besuchen. In den autobiographischen Aufzeichnungen, die er in hohem Alter niedergeschrieben und veröffentlicht hat („Erlebtes und Erstrebtes. 1809 bis 1859". Berlin 1884), hat er mit knappen, lebensvollen Strichen die frohen Tage der Jugend geschildert, das strebsame und doch freie Leben in der Schule, die, ohne durch pedantische Disciplin und Prüfungszwang zu fesseln, das Beste, was die Schule zu bieten vermag, in reichstem Maaße zu erwecken wußte: Freude am Lernen und Drang nach weiterer Bildung; die schönen oft bei der Tante in Flensburg zugebrachten Ferienzeiten, in denen der gesunde, früh durch Seeluft und Nordweststürme gestählte Knabe sich mit Freude dem Leben in der freien Natur hingab. Ohne äußeren Abschluß — die Noth des Abiturientenexamens war unbekannt — verließ er dann die Schule und wurde Michaelis 1827 an der Kieler Universität als studiosus iuris immatriculirt. Er schwankte zwischen dem Studium der Geschichte und dem der Rechtswissenschaft. Wenn er sich zu diesem entschloß, so bestimmten ihn äußere Gründe, nicht innere Neigung. Die juristischen Vorlesungen zogen ihn nicht im geringsten an; Thibaut's Pandektenlehrbuch war ihm sogar ein Gräuel; nur Dahlmann's Vorträge machten auf ihn Eindruck. Ueberhaupt aber ließ er, wie er selbst erzählt, das Studium zunächst ziemlich Nebensache sein; als Mitglied der Burschenschaft genoß er mit vollen Zügen die Freuden des Studentenlebens; der Burschenschaft und dem Jahn'schen Hause schreibt er es zu, daß dieses „Bummelleben" nicht in Rohheit versank. Nach dem Schluß des vierten Semesters raffte er sich energisch auf; dem Rathe seines Freundes Kierulff folgend

begab er sich nach München und dort hat er ein für ihn äußerst eindrucksvolles und wichtiges Jahr verlebt. Für seine juristische Zukunft war es entscheidend, daß Georg Ludwig v. Maurer's Vorlesungen sein lebhaftes Interesse für das deutsche Recht weckten; im Augenblick fesselte ihn allerdings noch mehr Stahl's Vorlesung über die Methode der römischen Juristen. Außerdem aber erweiterte er seinen Gesichtskreis auch nach anderen Richtungen: er war ein eifriger Zuhörer Schelling's, den er auch persönlich kennen lernte, und in dessen Haus sah er die künstlerischen Größen des damaligen München, Thorwaldsen und Cornelius; mit Genuß und Verständniß gab er sich dem Studium ihrer Werke und der Kunstsammlungen hin. Eine Donaufahrt nach Wien, von wo er zu Fuß durch Steiermark und das Salzkammergut zurückwanderte, beschloß die Münchener Zeit. Im Herbst 1830 kehrte er nach Kiel zum Abschluß der Studien zurück. Michaelis 1831 bestand er das vor den beiden Obergerichten abzulegende Staatsexamen mit gutem Erfolg. Damit war ihm die Justizlaufbahn in den Herzogthümern geöffnet, denn eine weitere Prüfung gab es nicht. Seine Absicht ging dahin, sich in Kiel als Advocat niederzulassen. Wider alles Erwarten traten dem unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Zum ersten Mal griff die Politik in sein Schicksal ein und sogleich in empfindlichster Weise. Gerade zu jener Zeit (Herbst 1830) hatte Jens Uwe Lornsen eine hochgehende politische Bewegung in den Herzogthümern entfacht und die staatsrechtliche Zusammengehörigkeit Schleswig-Holsteins und den Gegensatz der Herzogthümer zu dem unter der lex regia stehenden Königreich Dänemark zum politischen Glaubensbekenntniß der deutschen Patrioten erhoben. B. hatte sich an der von Lornsen hervorgerufenen Agitation persönlich nicht betheiligt, obwol er ihm nahe stand, aber jene Anschauungen vertrat auch er mit vollster Ueberzeugung. Nun übersandte ihm die Regierung zugleich mit der Anzeige, daß sein Gesuch um eine Advocatenbestallung angenommen und diese ausgefertigt sei, in üblicher Weise das Formular des von den Advocaten zu vollziehenden Homagialeides. In diesem Formular (B. hat das ihm übersandte Exemplar lebenslang aufbewahrt und es in „Erlebtes und Erstrebtes“ als Anlage 1 abgedruckt) verpflichtet sich der Schwörende eidlich dem König von Dänemark zu unbedingter Treue. Diesen Eid zu leisten schien B. unmöglich. Denn er schloß die Anerkennung der absoluten Königsherrschaft in sich, und diese galt ja nur in Dänemark auf Grund der lex regia, nicht in den nach eigenen Verfassungsrechten zu regierenden Herzogthümern. So verweigerte er den Eid; auch das Zureden der Freunde, Lornsen's selbst und Hegewisch's, konnte ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen.

Die Advocatur mußte er daran geben; er wandte sich der akademischen Laufbahn zu. Schon vorher, um die Zwischenzeit bis zur Erledigung des Gesuches um Zulassung zur Advocatur auszufüllen, hatte er Repetitoria eröffnet; diese setzte er nun in erweitertem Umfange fort; daneben vertiefte er durch eifriges Studium nordischer und deutscher Rechtsquellen seine Kenntnisse und verfaßte seine Dissertation („De iuramento partium cum consacramentalibus in Slesvico-Holsatia abrogato“, Kiliae 1833), auf Grund deren er 1833 promovirt wurde. Gleich darauf habilitirte er sich und begann mit dem Sommersemester 1833 zu lesen und zwar über schleswig-holsteinisches Privatrecht. Da traf ihn ein neuer Schlag: der König hatte die für die Habilitation nothwendige Bestätigung des Doctordiploms verweigert, und so wurde seine Vorlesung amtlich geschlossen. Zum zweiten Mal erlitt er Schiffbruch, auch die Universitätslaufbahn und damit überhaupt jede Zukunft in seinem engeren Vaterlande wurde ihm unmöglich gemacht. Ein heftiges Nervenfieber ergriff ihn, aber er beugte sich nicht. Lieber gab er die Heimath daran, als daß er

das einmal für Recht Erkannte verleugnete. Er entschloß sich zu dem Versuche, auswärts — schon damals dachte er vor allem an Preußen — die Lehrthätigkeit wieder aufzunehmen und sich zunächst die Wege dazu durch eine größere litterarische Leistung zu ebnen. Er begab sich im Herbst 1833 nach Göttingen, um dort auf der Bibliothek die nöthigen Quellenstudien für sein geplantes Werk anzustellen. Ein glücklicher Stern führte ihn dorthin. Nur ein Jahr blieb er dort; aber es gelang ihm nicht nur, sein wissenschaftliches Ziel in glänzender Weise zu erreichen, sondern vor allem, in einem Kreise von Menschen heimisch zu werden, deren Bekanntschaft und Freundschaft zu den schönsten Besitzthümern seines Lebens wurde. Durch Hegewisch empfohlen trat er bei Dahlmann ein. Schon der Empfehlungsbrief (abgedruckt bei Springer, Dahlmann 1, 409) mußte für ihn das günstigste Vorurtheil erwecken. Denn wenn Hegewisch ihn darin als tüchtig von Kopf und Kenntnissen schilderte, als einen respectablen Charakter, der eine ungewöhnliche Energie bewiesen habe, indem er durch jene Eidesverweigerung eine sichere Aussicht auf gutes Fortkommen opferte; wenn er ihn ein Kieler Product von dem Samen nannte, den die Kieler Blätter ausgestreut hätten: wie hätte nicht dadurch sofort Dahlmann's lebhaftestes Interesse erweckt werden sollen. Auf dieser Grundlage wurde ein Freundschaftsbund errichtet, der aus Beiden trotz des Altersunterschieds treueste Gesinnungsgenossen und, als die Verhältnisse es fügten, auch tapfere Kampfgenossen machte; ohne Schwanken hat er bis zu Dahlmann's Tode bestanden und schließlich einen schönen Ausklang in dem Nachruf gefunden, den B. dem geschiedenen Freunde und Meister widmete (Unsere Zeit 6 [1862], 68—70). Er berichtet hier, daß er ihn in dem Göttinger Jahr täglich gesehen habe. Wie viel er diesem Verkehr verdankte, bezeugte er dadurch, daß er das Werk, das er in Göttingen zur Vollendung brachte, den ersten Band seiner „Lehre von den Erbverträgen“ (Erster Theil: Die Vergabungen von Todeswegen nach dem älteren deutschen Rechte. Göttingen 1835) mit herzlichen Worten Dahlmann widmete. Nicht minder warm gedachte er in dem Vorwort der gütigen Unterstützung, die ihm Jacob Grimm, sein „vielgeliebter Lehrer“ hatte zu Theil werden lassen; auch zu ihm und Wilhelm und ihrem Hause trat er ebenso wie zu dem Dahlmann'schen in engste persönliche Beziehungen. Nimmt man dazu den Verkehr mit Albrecht, Richthofen, Thöl und Anderen, so begreift man, welche langwirkende Eindrücke er von Göttingen mit fortnahm, als er die Stadt Herbst 1834 verließ; nur ungern ließ man ihn ziehen; im Dahlmann'schen Familienkreise zeigte sich eine schmerzliche Lücke; noch längere Zeit hallt in den Briefen die Klage über den Verlust, der Wunsch des Wiedersehens nach (Springer).

B. begab sich, da er in Berlin als einstiger Sprecher der Burschenschaft Schwierigkeiten erwarten zu müssen glaubte, nach Heidelberg, um sich dort auf Grund des zu Weihnachten 1834 ausgegebenen Werkes über die Erbverträge zu habilitiren. Auch in Heidelberg traf er anregende Menschen, Thibaut, Schlosser, Baumstark, Karl Hegel; vor allem knüpfte er mit Gervinus ein inniges Freundschaftsverhältniß an. Seinem Ziel aber, Eröffnung der akademischen Thätigkeit, stellten sich auch hier noch Hindernisse in den Weg. Nachdem er, wie das verlangt wurde, zum zweiten Male promovirt worden war und sich habilitirt hatte, verweigerte diesmal die badische Regierung die Bestätigung, weil er nicht die gehörige Zeit praktischer Beschäftigung nachgewiesen habe. Diese neue unerwartete Hemmung machte den sonst so starken und sicheren Mann völlig muthlos; er ging schon mit dem Gedanken um, die Jurisprudenz an den Nagel zu hängen und noch jetzt ein neues Studium, das des Forstfachs, zu beginnen, als endlich auf Grund von Attesten, die aus Schleswig beschafft worden waren, die Regierung ihre Ansprüche als erfüllt erklärte und die Be-

stätigung ertheilte. So konnte er denn nun endlich, im Sommer 1835, ohne daß eine neue Unterbrechung dazwischen kam, des erreichten Erfolges froh, die Lehrthätigkeit beginnen.

Nur ein froh verlebtes Sommersemester hindurch übte er sie in Heidelberg aus. Im Sommer 1835 bereits erging an ihn der Ruf, eine außerordentliche Professur in Basel zu übernehmen; besonders auf Dahlmann's Zureden leistete er ihm Folge; im Herbst siedelte er über; bald wurde die außerordentliche in eine ordentliche Professur verwandelt. Er hat zwei Jahre Basel angehört. Seine Vorlesungen dort, die er mit einer öffentlichen Antrittsrede „über die Stellung des römischen Rechts zu dem nationalen Recht der germanischen Völker“ (Basel 1836; wieder abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes“ als Anlage 3) eröffnete, erstreckten sich auf Pandekten und deutsches Privatrecht. Daneben arbeitete er den zweiten Band seiner Erbverträge aus. Er wurde Mitglied der juristischen Gesellschaft und hielt in ihr einen Vortrag „über Rechtswissenschaft, Theorie und Praxis“ (handschriftlich vorhanden). Vor allem aber benutzte er auch hier wieder die Gelegenheit, offenen Auges den Umkreis seiner Anschauungen zu erweitern. Er hat es später öfters, zunächst schon in der bald nach dem Fortgang von Basel niedergeschriebenen Vorrede zum zweiten Band der Erbverträge, öffentlich ausgesprochen, wie dankbar er jener guten Stadt für die dort gesammelten Erfahrungen gewesen und geblieben sei, denn dort habe er aus eigner Anschauung die Vorzüge einer freien Rechtsverfassung kennen gelernt. Den Sohn dithmarsischen Landes heimelte das Schweizer Gerichts- und Gemeindewesen an, in dem er das alte deutsche Schöffenthum in moderner Gestalt erkannte. Besonderen Eindruck machte auf ihn die Hegung einer Landesgemeinde in Unterwalden, der er beiwohnte. Daß er auch in Basel persönliche Bekanntschaften förderndster und angenehmster Art machte und daß er als rüstiger Wanderer die Schönheiten des Landes zu genießen wußte, wird man begreiflich finden. Ebenso aber auch, daß er sich schnell entschloß, dem Ruf in die Heimath zu folgen, der aus Rostock, auf hauptsächliches Betreiben Dahlmann's, an ihn erging. Im Herbst 1837 verließ er die Schweiz. Sein Rückweg führte ihn über Göttingen. Kaum war er dort angelangt, als die Katastrophe der Göttinger Sieben erfolgte. Sie machte den tiefsten Eindruck auf ihn, stand er doch zu fast Allen von ihnen in nahesten Beziehungen und theilte er doch mit ihnen durchaus die Gesinnung, die sie zu ihrer That bestimmte. Er hat noch unmittelbar unter der Einwirkung des Erlebnisses von Rostock aus eine Schrift zur Vertheidigung der Freunde herausgegeben: „Zur Beurtheilung der sieben Göttinger Professoren und ihrer Sache“ (Rostock 1838; wieder abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes“ als Anlage 5); nach Springer's Urtheil wirkte sie von den selbständigen Schriften über die Angelegenheit am meisten und besten. Sie ist in Briefform gehalten; der Verfasser fingirt als Adressaten einen auf seinem Landgut lebenden Major außer Diensten, der wie einst im Felde so jetzt im Frieden seine vaterländische Gesinnung bethätigt hat, nämlich durch Betheiligung an der Nationalsubscription für die Göttinger, und der nun als Gegendienst eine nähere Charakteristik jener Männer zu erhalten wünscht. So wird denn jeder der Sieben ausführlich beschrieben; man sieht aus diesen zum Theil begeisterten Schilderungen, welche Weite der Anschauungen und Kenntnisse B. der nahe Verkehr mit jenen Männern eingetragen hatte; nicht allzu häufig wird ein Jurist so warme, aus innerer Ueberzeugung quellende Worte gefunden haben, um Werke wie Grimm's Deutsche Grammatik oder die Historik von Gervinus zu charakterisiren. Daß er mit besonderer Vorliebe bei Dahlmann und dessen Politik verweilte, ist erklärlich genug. Die Schilderungen von Ewald und Weber entwarfen auf seine Bitten die Rostocker Collegen Hävernick und Stannius.

Aber die Briefe enthalten zugleich eine Beurtheilung des Falles selbst. Theils werden die Gesichtspunkte auseinandergesetzt, die ihr allein zu Grunde gelegt werden dürfen, theils werden entgegenstehende Ansichten, wie sie zumal in einigen Preßerzeugnissen zu Tage traten, kritisirt und zwar äußerst scharf. Dabei findet sich die Gelegenheit zu Ausführungen allgemeinerer Art, wie z. B. über die Stellung der deutschen Universitäten und ihrer Angehörigen, über die geschichtliche Bedeutung Göttingens und das grade durch Männer wie die Sieben dort dem alten Hofrathston gegenüber neu eingeführte frischere Leben. Besonders interessant vom biographischen Standpunkt aus sind die lebhaften, sicherlich mit Absicht ein wenig übertriebenen Bemerkungen des fünften Briefes, in denen unter kurzer Charakterisirung der Rechtsentwicklung in Deutschland auf die Thatsache hingewiesen wird, daß bei uns der Jurist so häufig einseitig, pedantisch, spitz sei, daß man sich bei uns recht sehr vorzusehen habe, wenn man einen Juristen fragen wolle, was Recht sei. In diesen Sätzen sprechen sich Ueberzeugungen aus, die, wie zu zeigen sein wird, B. stets erfüllt, ja ihm geradezu seinen wissenschaftlichen Charakter verliehen haben; sie bilden zu einem guten Theil in jedem seiner größeren Werke den ausgesprochenen oder unausgesprochenen Gedankenuntergrund. Hier in den Briefen verräth er uns, wie sehr ihn diese Dinge persönlich berührt, wie sie ihn zeitweis von der Beschäftigung mit unserem Recht geradezu abgestoßen hätten: es würde ihm, wenn er in den ganzen Wirrwarr sehe, oft zu Muthe wie Fausten in der Hexenküche; zuweilen habe er nicht übel Lust, gleich dessen hitzigem Gefährten all die Büchsen und Retorten mit dem Wedel zusammenzuschmeißen; er wolle es im Vertrauen sagen, daß er bei dem Studium der Jurisprudenz mehr Mühe gehabt habe, den Menschen zu bewahren, als den Juristen großzuziehen. Man wird schon hieraus ersehen, daß ein lebendiger, ja leidenschaftlicher Geist aus diesen Briefen spricht; sie sind die einzige Schrift Beseler's, auf die man wenigstens an manchen Stellen die Bezeichnung geistreich anwenden möchte.

Die hannoversche Regierung versuchte für seinen Freimuth Rache zu nehmen und die mecklenburgische Regierung zu bewegen, ihn wegen der Veröffentlichung der Schrift sogleich wieder abzusetzen. Aber es gelang ihr nicht.

Mit der Niederlassung in Rostock im Herbst 1837 beginnt eine Periode ruhiger Gelehrtenthätigkeit, die anhielt, bis die politischen Wogen der deutschen Revolution auch B. vom Schreibtisch und Katheder auf den Kampfplatz des Parlaments riefen. Denn daß er zu Ostern 1842 Rostock mit Greifswald vertauschte, bedeutete keine beträchtliche Aenderung der Lebens- und Arbeitsweise. In diesem Rostocker und Greifswalder Jahrzehnt legte B. vor allem den sicheren Grund seiner wissenschaftlichen Stellung. Er vollendete sein großes Werk über die Erbverträge, dessen zweiten Band er gleich nach seiner Ankunft in Rostock (November 1837) ausgehen lassen konnte (Zweiter Theil, erster Band: allgemeiner Theil, der Erbeinsetzungsvertrag im Allgemeinen. Göttingen 1837), dessen dritten er in Rostock ausarbeitete und 1840 erscheinen ließ (Zweiter Theil, zweiter Band: besondere Arten des Erbeinsatzungsvertrages; der Erbverzicht; Anhang. Göttingen 1840). Das abgeschlossene Werk erwarb sich außerordentliche Anerkennung; am meisten werden seinen Verfasser die wenn auch in manchen Hauptpunkten abweichenden, so doch für ihn äußerst ehrenvollen und glänzenden Besprechungen erfreut haben, die Albrecht veröffentlichte (in den Gött. gel. Anzeigen 1835, St. 54, 55 und in den Krit. Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft 1842, S. 321—353).

Weitere Ziele steckte er sich in der 1843 erschienenen Schrift „Volksrecht und Juristenrecht“ (Leipzig 1843). Auf ihren Inhalt soll später genauer

eingegangen werden. Hier sei nur so viel bemerkt, daß er in ihr gewissermaßen ein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß ablegte. Die Lehre der historischen Schule von der Entstehung des Rechts, die Frage, ob sie ausreiche, die gegenwärtigen Rechtszustände Deutschlands zu erklären, die Untersuchung, ob nicht der Jammer dieser Rechtszustände durch eine zweckentsprechende Ausgestaltung nationaler Rechtsgedanken geheilt und also der künftigen Rechtseinheit Deutschlands durch Reformen des Privatrechts und besonders auch des Proceßrechts und der Gerichtsverfassung vorgearbeitet werden könne und müsse, das waren die Probleme, die in dieser Schrift behandelt wurden. Und zwar behandelt wurden in einer eigenthümlichen, der Sache vielleicht nicht durchaus dienlichen Form. Das zweifellos hervorragend gut geschriebene Buch, das, wie man sieht, vor allem praktische Zwecke verfolgte, auf eine Verbesserung der deutschen Rechtspflege einwirken wollte, ist ein Mittelding zwischen einer auf weitere Kreise berechneten Programmschrift und einer strengen rechtshistorischen und dogmatischen Erörterung einzelner für die Endabsichten des Verfassers entscheidender Punkte. Dadurch erklärt sich einerseits die eine breitere Wirkung erschwerende Umständlichkeit des Vorgehens, und andrerseits die nun doch nicht erschöpfende und auch nicht mit der erforderlichen wissenschaftlichen Kühle angestellte Behandlung der Detailfragen: die rechtsgeschichtlichen und dogmatischen Untersuchungen sind nur für ganz bestimmte Zwecke vorgenommen, werden wenigstens dem Leser nur soweit mitgetheilt, als jene Zwecke es erheischen. So erhalten diese Ausführungen etwas apodiktisches, und der beständig auf sein hohes Ziel gerichtete Blick des Verfassers übersieht auch wohl Lücken und Widersprüche in ihnen, die freilich für das Erreichen jenes Zieles unerheblich sind, aber bei nachprüfender Betrachtung nicht unbeachtet bleiben konnten. Alles das wird es erklären, daß die Wirkung der Schrift keine geringe war. Es mußte Eindruck machen, wenn man in Worten, wie man sie seit Thibaut's warmherzigem Appell vom Jahre 1814 nicht vernommen hatte, die an das deutsche Volk gerichtete Mahnung erschallen hörte, sein deutsches Recht nicht über dem fremden zu vergessen, wenn man den hervorragenden gelehrten Juristen für volksthümliches Recht und volksthümliche Rechtspflege eintreten, für Beseitigung der Schranken kämpfen sah, die das Rechtsbewußtsein des gemeinen Mannes von dem Recht der gelehrten Richter trennten.

Aber ebenso erklärlich war es, daß die wissenschaftlichen Kritiker auf die logischen Schwächen der Schrift hinwiesen. Und nicht verächtliche Recensenten traten auf. Puchta, der die Lehre der historischen Schule vom Gewohnheitsrecht begründet hatte, wandte sich in einer ausführlichen Kritik (Jahrbücher f. wiss. Kritik, Jahrg. 1844, 1. Band, S. 1—30; auch als Sonderabdruck bei Besser in Berlin erschienen) gegen die Grundpfeiler der Beseler'schen Lehre, gegen die Annahme eines besonderen dem Volksrecht gegenüberstehenden Juristenrechts, in der er einen Rückschritt gegenüber der von ihm zur Herrschaft erhobenen Doctrin erblickte. Reinhold Schmid umgekehrt machte es B. zum Vorwurf, daß er sich noch längst nicht genügend aus dem Banne der historischen Schule befreit habe; auch nahm er ihm gegenüber das römische Recht in Schutz und erklärte es für wichtiger, die juristische Methode zu verbessern als ältere deutsche Rechtsinstitute neu beleben zu wollen (Kritische Jahrbücher f. deutsche Rechtswissenschaft, 8. Jahrg., 15. Band, 1844, S. 385—420). Carl Georg v. Wächter kritisirte in seiner Schrift über das gemeine Recht (Gemeines Recht Deutschlands insbesondere Gemeines deutsches Strafrecht. Leipzig 1844, S. 184—204) Beseler's allerdings ziemlich anfechtbare Gegenüberstellung von unbedingt und bedingt gemeinem Recht und seine Erörterungen über die Bedeutung der Reception. Am schärfsten, oder wie B. sagt, am grimmigsten, erhob sich gegen ihn in einer

eigenen Abhandlung sein alter Göttinger Freund Thöl. B. macht der Thöl'schen Kritik den Vorwurf einer scharfsinnig nörgelnden Weise; und man wird zugeben müssen, daß der eigentliche Hauptinhalt der Beseler'schen Schrift, ihr wesentlich praktischer Zweck, ihr warmes Eintreten für nothwendige Reformen, vor allem die wenn auch noch unklare so doch darum nicht minder verdienstliche und zukunftsreiche Hervorhebung gewisser bisher unbeachtet gebliebener deutscher Rechtsbegriffe von Thöl vollkommen übersehen wurden. Thöl's scharfer Verstand legte an die dogmatischen Ansichten Beseler's den rein logischen Maßstab an, mit dem ausgesprochenen Zweck, den von B. angebotenen neuen Begriffen den Eingang zu wehren („Volksrecht. Juristenrecht. Genossenschaften. Stände. Gemeines Recht." Rostock und Schwerin 1846). Er war sicher auch hier öfters überscharf; aber man kann wol fragen, ob ohne derartige scharfe Entgegnungen B. dazu gelangt wäre, an seinen Ansichten später diejenigen Modificationen vorzunehmen, die ihnen erst zu ihrem weitreichenden Einfluß verholfen haben.

B. sah sich nur durch Puchta's Kritik zu einer Entgegnung veranlaßt („Volksrecht und Juristenrecht. Erster Nachtrag. G. F. Puchta." Leipzig 1844). Er suchte in ihr die einzelnen von Puchta erhobenen Vorwürfe der Reihe nach zu widerlegen und hielt mit Entschiedenheit seine Rechtslehre aufrecht, die er der historischen als eine nationale entgegenstellte. Aber seine Antikritik war weniger eine sachliche Auseinandersetzung als eine höchst leidenschaftliche, persönliche Polemik. Man wird kaum unbedingt behaupten können, daß Puchta dazu Anlaß gegeben hatte. Puchta hatte gewiß nicht ohne Selbstbewußtsein (B. nannte es Hochmuth) gesprochen; am schärfsten wol gegen die praktischen Vorschläge betreffend die Einführung der Schöffengerichte, bei welcher Gelegenheit er es einen schwer zu entschuldigenden Leichtsinn genannt hatte, zu behaupten, es herrsche gegen die mit Juristen besetzten Gerichte eine allgemeine Mißstimmung. Offenbar aber verwundete und empörte es B., daß Puchta, eins der Häupter der historischen Schule, in völliger Kühle über die Fragen hinwegging, die ihn selbst so heftig bewegten, deren praktische Lösung ihm für die Zukunft des deutschen Volkes als Aufgabe von dringendster Wichtigkeit erschien. Statt dessen zu sehen, wie sie durch rein begriffliche Erörterungen als unberechtigt, als nicht vorhanden abgethan wurden, das schmerzte und verletzte ihn, wie ihn auch der kühle und für jene praktischen Punkte unempfängliche Dank schmerzte und verletzte, den ihm Savigny schrieb (der Brief abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes" als Anlage 7). So erklärt es sich, wenn er in seiner Antikritik der gegnerischen Meinung jede Berechtigung absprach und kurzweg erklärte, man könne ihn nicht widerlegen, denn für ihn kämpfe die Macht der Wahrheit, die in ihm lebendige Ueberzeugung, daß es sich um die höchsten Interessen der Nation handle. So erklärt sich die Leidenschaftlichkeit der Ausfälle gegen Puchta, die in der am Schluß nach Lessing'schem Vorbild angefügten persönlichen Ansprache sich zu Sätzen steigern wie folgendem: „Sie haben geglaubt, in eitler Verblendung über die Ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel mit hohler Sophistik und kleinlichem Witz einen Mann niedertreten zu können, dem es um die Wahrheit Ernst ist ....; wenn Sie nicht ganz in Hochmuth und Selbstsucht versunken sind, so müssen sie jetzt fühlen, daß Ihr Angriff mißlungen ist".

B. ließ diesem ersten gegen Puchta gerichteten Nachtrag zu seinem Buch keinen weiteren folgen. Er sah ein, daß er hitziger als nöthig geworden war; er kam, „von Natur zu persönlichem Streit wenig aufgelegt, zu dem Entschluß, statt sich im Einzelkampf zu verbeißen, lieber durch eine neue Leistung seine Ansichten tiefer zu begründen und weiter zu entwickeln". So entstand das Hauptwerk Beseler's, das geraume Zeit hindurch die führende Stellung in der germanistischen Dogmatik einnahm: das „System des deutschen Privatrechts" („System des gemeinen

deutschen Privatrechts". Erster Band. Leipzig 1847. Zweiter Band. Ebenda 1853. Dritter Band. Berlin 1855. Zweite Auflage in einem Bande. Berlin 1866. Dritte Auflage, ein Band in zwei Abtheilungen. Berlin 1873. Vierte Auflage, ebenso. Ebenda 1885). Der erste Band gehört noch ganz der ersten Greifswalder Zeit an; er erschien 1847.

Neben diesen großen Werken verdanken auch noch eine Reihe kleiner Arbeiten dem Rostock-Greifswalder Jahrzehnt ihre Entstehung. In der Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, in deren Redaction er 1845 neben Reyscher und Wilda eintrat, veröffentlichte er 1845 in dem ersten von ihm mitredigirten Bande (dem neunten der Zeitschrift) die wichtige Abhandlung „von den Testamentsvollziehern" (Band 9, 1845, S. 144—228); daselbst im zehnten Bande 1846 die „über die gerichtliche Auflassung in dem mecklenburgischen Hypothekenrecht" (Band 10, 1846, S. 105—138). Gelegentlich übte er auch den Beruf des Recensenten; so zeigte er in den Berliner Jahrbüchern f. wissenschaftliche Kritik (Jahrg. 1839, 1. Band, Sp. 209—214, 217—229) die Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts von Phillips an, in den Kritischen Jahrbüchern f. deutsche Rechtswissenschaft (8. Jahrg., 16. Band, 1844, S. 581—598) in einer sehr ausführlichen Besprechung Runde's deutsches eheliches Güterrecht.

Neben der schriftstellerischen nahm die Lehrthätigkeit ihren regelrechten Fortgang. Seine Vorlesungen erhielten einen festen, in gleichmäßiger Folge durchmessenen Kreislauf: in Greifswald las er über deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und deutsches Staatsrecht; dazu kamen Vorlesungen über Landwirthschaftsrecht an der Akademie Eldena. Bemerkenswerth ist es, daß er neben den Vorlesungen bereits in Greifswald juristische Uebungen einzurichten begann, die er dann mit Staatshülfe in ein deutschrechtliches Seminar umbildete; es war das Vorbild für manche ähnliche Einrichtungen anderwärts.

Es lag in Beseler's zu praktischer Bethätigung besonders befähigten Natur, nicht im Lehrberuf allein seine akademischen Pflichten zu erblicken. Er betheiligte sich mit Vorliebe an dem corporativen Leben der Universität. Zumal in Greifswald nahm er in dieser Beziehung eine einflußreiche Stellung ein. Er war erst durch wiederholtes Bitten des Ministers Eichhorn dazu bewogen worden, Rostock zu verlassen; er that es nur, weil ihm der Minister mittheilte, daß er besondere Zwecke mit der Berufung verfolge, daß er durch ihn neues Leben in Greifswald zu erwecken wünsche. In der That gelang es B., zumal die juristische Facultät durch die Berufung von Männern wie Planck, Otto Mejer, Windscheid, Bekker u. A. ansehnlich zu heben. Sicherlich aber war es nicht die Gunst des Ministers, der er schon 1841 die Verleihung des Titels eines Geheimen Justizrathes verdankte, was ihm Ansehen verschaffte, sondern in erster Linie seine Achtung und Ehrfurcht gebietende, Vertrauen erweckende Persönlichkeit; zwei Mal stand er in Greifswald als Rector an der Spitze der Universität. Und weit über die Universität hinaus erstreckten sich seine Interessen und sein Einfluß. Sein Lebensziel und -zweck, für deutsches Recht und für die Verbesserung der deutschen Rechtszustände zu wirken, suchte er zu fördern, wo immer die Gelegenheit sich bot. In dieser Absicht übernahm er die Mitredaction der genannten deutschrechtlichen Zeitschrift, betheiligte er sich vor allem auch an den Germanistenversammlungen zu Frankfurt a. M. und Lübeck 1846 und 1847, auf denen die Frage der Reform des deutschen Rechts fast den breitesten Raum einnahm. In Frankfurt war er neben Reyscher Vicepräsident der juristischen Section; auf seinen Antrag beschäftigte man sich mit dem Plane, eine Sammlung der neuesten deutschen Gesetze von 1815 zu veranstalten, den man dann freilich in Lübeck fallen lassen mußte; er

gehörte der Commission für die Geschworenengerichte an und wurde in Lübeck in die Commission gewählt, die man zur Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs betr. die ehelichen Güterrechte niedersetzte. Zur weiteren Verfolgung dieser hoffnungsfreudig begonnenen Arbeiten ist es ja nicht gekommen. Aber einer Natur wie B. war wie jede andere so auch diese Gelegenheit willkommen, mit seinen Gedanken vor die Oeffentlichkeit zu treten. In diesem Sinne suchte er denn auch stets Fühlung mit der Praxis zu gewinnen und zu behalten; er begrüßte die Verlegung des mecklenburgischen Oberappellationsgerichtes von Parchim nach Rostock mit Freude; er nahm in Rostock und Greifswald mit Eifer an den Verhandlungen der Spruchcollegia der Facultäten Theil und begann damit, einzelne vom germanistischen Standpunkt aus interessante Erkenntnisse in der Zeitschrift f. deutsches Recht zu veröffentlichen (Band 9, 1845, S. 487—496: Uebertragung des Eigenthums der Waare durch Aushändigung des Conossements; Band 18, 1858, S. 294—300: Das Setzen eines Schiffes zu Gelde). Endlich setzte bereits in Rostock die wichtige und einflußreiche Thätigkeit ein, die er durch Ertheilung von Rechtsgutachten ausübte; es mag hier die umfangreiche Eingabe genannt werden, die er für die Gutsbesitzer bürgerlichen Standes in Mecklenburg an den Landesherrn verfaßte (Rostock 1841, wieder abgedruckt als Anlage 6 in „Erlebtes und Erstrebtes"); sie enthält eindringende rechtshistorische Untersuchungen über die Entwicklung der mecklenburgischen „Ritterschaft".

Fügen wir hinzu, daß B. aus seiner 1839 mit Emilie Karsten geschlossenen Ehe reiches und ungetrübtes häusliches Glück erblühte, so sieht man, daß jenen stillen Rostocker und Greifswalder Universitätsjahren nichts an innerer und äußerer Befriedigung fehlte. Sie gingen 1847 zu Ende und ein neuer Lebensabschnitt, der aufregendste, thatenreichste, ruhmvollste begann.

Von jeher hatte B. an den öffentlichen Dingen den lebhaftesten Antheil genommen; der raschere Gang, den die Ereignisse seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. annahmen, steigerte seine Theilnahme auf das höchste. Zunächst lag ihm, wie erklärlich, das Schicksal seiner Heimath, die Zukunft Schleswig-Holsteins, am Herzen. In ihrem Dienst war es, daß er das Werk seines Freundes Lornsen über „die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" veröffentlichte (Jena 1841), das ihm dieser kurz vor seinem Tode „vertrauensvoll zur getreuen Hand" übergeben hatte; einleitungsweise versah er es mit einer schönen Charakteristik des trotz allen Mißgeschicks bis zuletzt von Zukunftsglauben erfüllten Patrioten; so erzielte die Schrift eine außerordentlich tiefe politische Wirkung in den Herzogthümern. Selbständig griff er in den immer hitziger werdenden Streit der Meinungen zum ersten Mal mit dem Vortrage ein, den er auf dem ersten Germanistentag zu Frankfurt über die schleswig-holsteinische Angelegenheit hielt (gedruckt in den Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt a. M. 1847, S. 18—32). In diesem Vortrage, der der erste der auf der Versammlung gehaltenen war und durch sein Thema wie durch die entschiedene Sprache auch diesen Germanistenverhandlungen sogleich jenen der damaligen Zeit überhaupt eigenthümlichen, in einer Verbindung von Wissenschaft und Politik beruhenden Charakter aufprägte, unterzog er das dem berüchtigten Königsbrief zu Grunde liegende, von der dänischen Regierung verbreitete Commissionsgutachten einer eingehenden kritischen Prüfung; auf das schlagendste wurde die dänische Behauptung widerlegt, daß das Herzogthum Schleswig jemals in das Königreich incorporirt worden sei. Immerhin bezweckte der Vortrag nur eine lediglich wissenschaftliche Erörterung der Frage; er war noch kein Stück rein praktischer Politik.

In sie trat B. damit ein, daß er die in Greifswald auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten des deutschen Volkes für die Frankfurter National-

versammlung annahm. Er hat in jenem an Talenten und Charakteren so reichen ersten deutschen Parlament eine hervorragende Stellung eingenommen und wiederholt durch seinen Einfluß wichtige Entscheidungen herbeigeführt. Vor allem bedeutend war sein Antheil an der Ausarbeitung der Reichsverfassung. Er war eine der Stützen der „erbkaiserlichen" Partei, er gehörte zum rechten Centrum, dem sog. Casino; er bildete mit Dahlmann, neben dem er im Parlament saß, mit Droysen, mit dem er eine Zeit lang zusammen wohnte, und mit Waitz jene Gruppe von Professoren, die, wie er später sagte („Erlebtes und Erstrebtes" S. 62), dafür verantwortlich gemacht zu werden pflegte, wenn es in den parlamentarischen Arbeiten nicht nach Wunsch ging. Doch die Geschichte hat längst ihr Urtheil dahin gesprochen, daß, wenn in Frankfurt überhaupt etwas erreicht wurde und einer glücklicheren Zukunft wichtige Vorarbeiten geliefert worden sind, dies der keineswegs unpraktischen Thätigkeit jener Gelehrten und ihrer Genossen verdankt wird. Am 18. Mai zog B. mit Dahlmann in die Paulskirche ein, sprach sogleich am folgenden Tage zu dem Raveaux'schen Antrage, der bekanntlich sofort die Frage nach dem Verhältniß zwischen Frankfurt und den Regierungen der Einzelstaaten aufrollte, eilte mit Dahlmann noch am gleichen Tage nach Darmstadt, um Heinrich v. Gagern zur Uebernahme des Präsidiums zu bewegen, und trat dann in den Verfassungsausschuß ein, um hier als „treuester und wichtigster Genosse Dahlmann's" (Springer) zu wirken. Wenn man die von Droysen herausgegebenen, allerdings nur bis in den October 1848 reichenden Berichte über die Verhandlungen des Verfassungsausschusses durchblättert, so tritt einem die überaus eifrige und unverdrossene Thätigkeit entgegen, die B. hier entwickelte. Laube und Haym haben sie lebendig geschildert; Haym hebt hervor, wie der Greifswalder Professor die eigentliche Seele aller Verhandlungen gewesen sei; einen unerschöpflichen Schatz juristischer und staatsrechtlicher Kenntnisse habe er mitgebracht, und sein treffendes Urtheil, den größten Verhältnissen gewachsen, sei so wenig ermüdet wie seine Arbeitskraft an den kleinsten Dingen, an den häklichsten Fragen. Er bewies das zunächst in der vom 25. Mai bis zum 10. Juni andauernden Berathung der Grundrechte. Täglich griff er in die Discussion ein, sei es mit kurzen Bemerkungen, sei es in ausführlichen Darlegungen, wie er denn z. B. Gelegenheit nahm, die ihn auch wissenschaftlich besonders nahe berührenden Fragen des Genossenschaftswesens, der fideicommissarischen Befugniß des Adels, des nothwendig zu verstärkenden Laienelements in der Rechtsprechung eingehend zu erörtern. Nach dem Schluß der Berathungen wurden B. und Droysen beauftragt, das durch die Discussionen und Abstimmungen gewonnene Resultat zu redigiren; ihre Vorlage (bei Droysen als Anlage 4 abgedruckt) wurde dann noch einmal im Ausschuß durchgesprochen und darauf endgültig wiederum von B. und Droysen redigirt (Anlage 5); B. verfaßte zu diesem definitiven Entwurf der „Grundrechte des deutschen Volkes" den eingehenden motivirten Bericht (dieser auch in „Erlebtes und Erstrebtes" als Anlage 8 abgedruckt). Nun aber begann für B. die Hauptarbeit; denn er wurde vom Ausschuß als Berichterstatter über die Grundrechte für das Plenum bestellt. Damit trat er denn, wie Laube sagt, in eine Kampfesarbeit ein, die länger denn ein Vierteljahr anhielt, und ganz geeignet war, auch einen kräftigen Mann zu zerreiben. Aber er bestand den Kampf mit deutscher Nachhaltigkeit und Zähigkeit, wie ihn nur ein Mann bestehen konnte, der mit gründlichen und mannichfaltigen Kräften der Bildung und mit seltener Ruhe des Gemüths ausgestattet war (Laube). Unermüdlich und unerschütterlich war er in seiner Vertheidigung der Vorlage nach rechts und nach links; bald in einleitender Rede die Discussion eröffnend, bald in kurzen Zwischenbemerkungen Irrthümern und Verdrehungen entgegen-

tretend, bald zum Schluß eines Abschnitts die Ergebnisse der Debatten ausführlich und objectiv zusammenfassend. Mit einer großen Eröffnungsrede (abgedruckt bei Mollat S. 100—106) legte er am 3. Juli den gesammten Entwurf der Grundrechte vor; dann sprach er im Lauf der Verhandlungen insbesondere über das Reichsbürgerrecht (am 17. Juli), ganz besonders ausführlich und eindringlich am 2. August über den Art. II, § 6 betreffend die Gleichheit vor dem Gesetz, wobei er sich gegen Jacob Grimm's Rede vom vorigen Tage wandte, die die Abschaffnung des Adels empfohlen hatte (Beseler's Rede abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes“ als Anlage 9); später folgten noch größere Reden über Preßfreiheit (18. August), über Kirche und Staat (28. August und 8. September), über Unverletzlichkeit des Eigenthums (28. September), Enteignung und Ablösung (5. October), Lehen, Fideicommisse und Stammgüter (12. October).

Wie man sieht, gebührt B. an der Feststellung der oft verspotteten Frankfurter Grundrechte ein hauptsächliches Verdienst. Gewiß wurde mit ihrer lang sich hinziehenden Berathung viel kostbare Zeit verschwendet; aber die mächtige Strömung, die Deutschland ergriffen hatte, verlangte gebieterisch, daß der nach langer Unterdrückung aufathmenden Nation ein bestimmtes Maaß von Freiheitsrechten gesichert wurde. B. und seine Gesinnungsgenossen haben das ihrige gethan, um utopischen Bestrebungen gegenüber das Erreichbare zum Maßstab zu machen. Mit Recht konnte es B. in seinem Rückblick auf eine Thätigkeit, die ihm zunächst wenig Dank eingetragen hat, aussprechen, daß jene Grundrechte, die Grundrechte des rechten Centrums, nicht zum wenigsten *seine* Grundrechte, im wesentlichen in die modernen deutschen Verfassungen übergegangen seien, auch in die preußische, und daß, wenn jene Verhandlungen nicht in Frankfurt stattgefunden hätten, man später bei der Begründung des norddeutschen Bundes ihnen schwerlich würde aus dem Wege haben gehen können.

Inzwischen bereitete der Verwaltungsausschuß weitere auf die eigentliche Reichsverfassung bezügliche Vorlagen vor. B. wurde mit Dahlmann und Mittermaier in eine Vorcommission gewählt, um einen Entwurf über den Umfang der Centralgewalt auszuarbeiten; sie legten ihren Entwurf dem Ausschuß am 8. Juli vor (bei Droysen Anlage 6). Man berieth ihn in eingehenden Debatten, in denen sich B. besonders ausführlich zu den Fragen über die Militärhoheit, das Associationswesen, die Gesetzgebungsgewalt des Reichs, das Steuer-, Münz- und Bankwesen äußerte, bis zum 18. September. In diesen Debatten wurde der Entwurf der Vorcommission so stark umgestaltet, daß sie, nunmehr durch Soiron und Droysen verstärkt, eine Neuredaction vornehmen mußte. Auf diese Weise entstanden die Entwürfe der beiden ersten Abschnitte der Reichsverfassung: das Reich und die Reichsgewalt. Sie standen im Ausschuß vom 26. September bis zum 3. October zur Verhandlung. In diesen Abschnitten lagen die über die Zukunft des Parlaments und Deutschlands entscheidenden Fragen beschlossen: der wesentlich von Droysen aufgestellte und redigirte Abschnitt das Reich enthielt „die Frage an Oesterreich“; der die Reichsgewalt betreffende die Bestimmung über das Reichsoberhaupt. Kein Wunder, daß sie schon in der Vorcommission und im Ausschuß einen lebhaften Streit der Meinungen erregten; im Plenum verursachten sie die heftigsten Kämpfe. Zunächst trat bei der Berathung des Umfangs des Reichsgebiets die schleswig-holsteinische Angelegenheit von neuem gebieterisch in den Vordergrund. B. hatte schon am 16. September seinen Standpunkt genommen, in jener erregten Debatte, in der der Malmöer Waffenstillstand auf der Tagesordnung stand, und in der Dahlmann der Versammlung die Worte zugerufen hatte, die Ehre Deutschlands stände auf dem Spiel. B. hatte *für* die Bestätigung des Waffenstillstands gestimmt, so schwer es ihm

wurde, sich von Dahlmann zu trennen; aber ihm hätte die Nichtgenehmigung den Bruch zwischen Frankfurt und Berlin, das Scheitern des Verfassungswerkes, die äußerste Gefährdung von Schleswig-Holstein bedeutet. Jetzt rechtfertigte er seinen Standpunkt in einer längeren Rede (am 19. October; abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes" als Anlage 10); er vertheidigte den § 1 der Vorlage, dessen Wortlaut die künftige Regelung der schleswigschen Verhältnisse vorbehielt. Ungleich wichtiger und schwieriger war die Regelung des künftigen Verhältnisses zwischen Oesterreich und dem Reich. Der Entwurf des Ausschusses hatte die Frage kühn und so, wie die spätere Geschichte es auf blutigem Wege vollzogen hat, gelöst. Aber man mußte auf die heftigste Erbitterung der großdeutschen Parteien, auf einen möglichen Untergang des ganzen Verfassungswerkes gefaßt sein, wenn man sogleich in diesem Sinne vorgehen wollte. Daher entschloß man sich zunächst zu laviren, einestheils vor der Entscheidung dieses Cardinalpunktes möglichst viele spätere Theile der Verfassung unter Dach und Fach zu bringen, andrerseits durch persönliche Bearbeitung möglichst viele Mitglieder dem Standpunkt des rechten Centrums anzugliedern, um mit diesen verstärkt dann auch an die alles entscheidende Oberhauptsfrage herantreten zu können. Denn B. und seine Freunde wußten von Anfang an, daß hier, an der Frage nach der Einigung Deutschlands unter preußischer Spitze, in der sie die allein mögliche Lösung erkannten, sich die Scheidung der Geister vollziehen würde und müsse. Freilich erforderte es die Politik, daß sie so lange als möglich mit diesen ihren letzten Gedanken zurückhalten mußten. Wie peinliche Lagen sich daraus ergaben, mußte B. selbst in den mit dem Obersten v. Griesheim geführten Erörterungen über den von ihm und Dahlmann ausgearbeiteten „stramm unitarischen" Entwurf über die militärischen Einrichtungen empfinden und ebenso in einem Gespräch, das er mit dem berühmten französischen Staatsmann Alexis de Tocqueville hatte, der sich von ihm über seine und seiner Partei letzte Ziele unterrichten lassen wollte. B. war es, der einige der erwähnten Vorbereitungshandlungen mit Glück und Geschick zur Ausführung brachte. Er wußte einige 40 Mitglieder des linken Centrums zu bewegen, in ein näheres Cartellverhältniß zum Casino und dem in Verfassungsfragen zu ihm haltenden Landsberg zu treten und damit die Constituirung einer 221 Mitglieder zählenden Reichspartei (Weidenbusch) zu ermöglichen (B. hat die von Biedermann gegen seine Darstellung dieser Verhandlungen erhobenen Einwürfe ausdrücklich zurückgewiesen in den Preußischen Jahrbüchern 54, S. 80 ff.). Die Verhandlungen über den Verfassungsentwurf im Plenum nahmen infolge dieses Schrittes einen gedeihlichen Fortgang; mit beträchtlichen Majoritäten wurden die beiden auf Oesterreich gemünzten Paragraphen des Entwurfs angenommen. Nun aber gab Oesterreich selbst seine Antwort auf die an seine Adresse gerichtete Frage: der Reichstag von Kremsier erklärte die unbedingte Einheit des Kaiserstaates als erste Richtschnur der österreichischen Politik. Damit waren jene bereits angenommenen Verfassungsparagraphen gegenstandslos geworden; sie versagten außerdeutschen Ländern den Eintritt in das Reich, und Oesterreich erklärte eine staatsrechtliche Trennung seiner Territorien für unmöglich. So blieb nur eine Lösung übrig, diejenige, die die erbkaiserliche Partei vertrat: Ausscheiden Oesterreichs aus dem Reich. In diesem Sinne mußte jetzt die Entscheidung herbeigeführt werden. Es war das unmöglich, so lange der Reichsminister v. Schmerling, ein unbedingter Anhänger der Staatseinheit Oesterreichs, die Geschäfte leitete. Man mußte ihn zu stürzen suchen. B. übernahm die undankbare Aufgabe, in der Fraction des Casino gegen Schmerling ein Mißtrauensvotum zu Stande zu bringen; nach hartem Kampfe wurde es angenommen; am folgenden Tage (16. December) schied Schmerling von seinem Posten; Gagern

übernahm das Ministerpräsidium. Damit hatte man sich zwar, wie man wol voraussah, in Schmerling einen heftigen Gegner geschaffen, aber, und darin lag ein großer Erfolg, das Reichsministerium dem österreichischen Einfluß entrissen. Und nun konnte man denn an die Entscheidung „der Frage an Oesterreich" herantreten. Gagern selbst führte sie herbei: er legte dem Parlament sein berühmtes Programm vor, das dem von Kremsier entgegentrat, den Nichteintritt Oesterreichs als nothwendige Folge der Ereignisse aussprach, statt dessen aber eine besondere Regelung des Unionsverhältnisses Oesterreichs zu Deutschland der nächsten Zukunft vorbehielt. In den leidenschaftlichen Debatten, in denen über Gagern's Vorlage gekämpft wurde, bezeichnete Beseler's Rede vom 13. Januar 1849 einen Höhepunkt. Es machte einen gewaltigen Eindruck auf die Versammlung, dem sich auch die Linke, obwol sie es in starkem Gelächter zu verbergen suchte, nicht entziehen konnte, als selbst B., der sonst so nüchterne, kühle Redner, zu flammenden Worten hingerissen wurde: „es ist Sturm in der Luft", so rief er, „Feinde sind ringsum, das Schiff ist in Gefahr! Legen wir Reff in die Segel! Nageln wir die Flagge an den Mast! Heinrich Gagern auf dem Hinterdeck und wir werden den Sieg gewinnen! Und wenn die Welt voll Teufel wäre, es wird uns doch gelingen!" Gagern gewann den Sieg, wenigstens die Annahme seines Programms.

Der Abschnitt „das Reich" war erledigt, andere Abschnitte der Verfassung gleichfalls bereits in Angriff genommen worden, wobei insbesondere die Mediatisirung der Selbständigkeit der kleineren deutschen Staaten heftig erörtert wurde; B. griff als Berichterstatter des Verfassungsausschusses mit einer großen Rede in die Debatte über diese Frage ein (5. December).

Die Hauptsache aber war nunmehr die Reichsoberhauptfrage. Der Verfassungsausschuß hatte in langen Debatten die beiden auf sie bezüglichen Abschnitte des Verfassungsentwurfs („das Reichsoberhaupt" und „der Reichsrath") fertiggestellt, in denen B. nach den großen Reden Dahlmann's, Droysen's, Briegleb's die umständlichste und eindringendste Ausführung aller der Gründe gegeben hatte, die seine Partei für den Erbkaiser und gegen den Turnus und die Trias einzutreten bestimmten, dabei besonders auch die von Waitz angeregten Bedenken beleuchtend und widerlegend. Nun wurde B. vom Ausschuß auch für diese Abschnitte zum Berichterstatter bestellt. Am 15. Januar 1849 legte er sie dem Plenum vor; am 19. Januar wiederholte er im Plenum in großer Rede alles das, was er im Ausschuß zur Vertheidigung ausgeführt hatte. Bekanntlich fiel die Entscheidung über das Oberhaupt noch nicht in der ersten Lesung. Man berieth zunächst die Bestimmungen über den Reichsrath, die B. am 26. Januar erläuterte. Dann nahm man die bisher zurückgestellten Paragraphen der Grundrechte wieder auf; B. ermahnte in den Debatten vom 8. bis 15. Februar, in denen sie erörtert wurden, wiederholt, den politischen Inhalt der Grundrechte nicht mit Bestimmungen über die Verbesserung der socialen Zustände zu vermischen (Haym). Darauf folgte die Berathung des Wahlgesetzes: B. vertheidigte in größerer Rede am 27. Februar seinen Antrag, für das Wahlrecht einen Census aufzustellen, dafür aber die öffentliche Wahl einzuführen. Er drang mit seinen Antrag nicht durch. Bemerkenswerth aber ist seine Rede darum, weil er infolge des spöttischen Verhaltens der Linken, die ihn verhöhnte, als er von germanischer Freiheit redete, einen bei ihm sonst selten vernommenen persönlichen Ton anschlug und davon sprach, wie er als Mann der Wissenschaft durch die Wissenschaft für die Nation zu wirken gesucht habe; er sei Einer von den Professoren, die länger leben würden im Munde des deutschen Volkes als viele von den Mitgliedern der Linken. Diese Worte, die ihm der gerechte Zorn über das ungebührliche Benehmen der radicalen Parteien

in den Mund gab, trugen ihm lauten Beifall auf der Rechten und im Centrum ein; Carl Vogt allerdings begann seine Gegenrede mit der unhöflichen Wendung, die Versammlung möge nicht fürchten, daß er eine von Selbstlob geschwängerte Rede über Professoren halten werde.

Nun kam die zweite Lesung der Verfassung heran. Welcker's berühmter Antrag vom 12. März 1849 schien schneller als man hoffen konnte, die brennendste Frage zur Entscheidung bringen zu sollen; es war ein ungeheurer Triumph für die Parteien des preußischen Erbkaiserthums, daß dieser Gegner, durch die österreichische octroyirte Verfassung aller Illusionen über das erträumte Großdeutschthum beraubt, in seiner großen, gewaltigen Rede seinen Abfall von Oesterreich, seinen Uebergang in das preußische Lager erklärte. Vom 17. bis 22. März fand die hinreißende Debatte über Welcker's Antrag auf das erbliche preußische Kaiserthum statt: Rießer erwies sich nach Beseler's Urtheil als größter Redner der Versammlung. Jedoch der Antrag, der am 12. März seiner Annahme gewiß gewesen wäre, wurde am 22. verworfen. Kein Wunder, daß im Weidenbusch tiefe Niedergeschlagenheit herrschte; aber wie Gagern und Welcker selbst, so warnte auch B. die Parteigenossen vor Verzweiflungsschritten, insbesondere vor dem von Einzelnen vorgeschlagenen Erlaß einer Adresse an das Volk. Es folgten die aufregendsten Tage. Am 27. März wurde über das Vetorecht des Kaisers verhandelt. Das absolute Veto wurde entgegen dem Beschlusse der ersten Lesung mit 90 Stimmen Majorität verworfen, das bloß suspensive angenommen. Auch dies war eine unerwartete Niederlage für die Kaiserpartei. Die Erbitterung der Erbkaiserlichen stieg zur äußersten Höhe, alles stürmte in den Weidenbusch, Muthlosigkeit ergriff die Versammelten; es waren, wie Laube sagt, diese Mittagsstunden im Weidenbusch unwidersprechlich die traurigsten der an Enttäuschungen so reichen Zeit. Da trat B. auf den Rednerplatz und bat um Gehör. Man schwieg, man hörte ihn. Er leugnete nicht, daß Grund vorhanden sei zu tiefster Trauer um das Vaterland. Aber muthlos solle nie eine Schaar von dritthalbhundert deutschen Männern sein. Der endliche Sieg sei nicht unmöglich; die Abstimmung über die entscheidende Frage stehe noch bevor; werde das Erbkaiserthum erlangt, so sei der feste Punkt für die nationale Entwicklung gewonnen. Und, so schloß er, wenn die Erblichkeit fällt, so lassen Sie uns für Lebenslänglichkeit, ja für Zwölfjährigkeit stimmen, damit die Nation sieht: nicht wir sind Schuld am Vereiteln jeder Hoffnung.

So richtete er die Seinen auf, wendete eine Auflösung dicht vor der letzten Schanze ab, die schlimmer gewesen wäre, denn Alles (Laube); am Nachmittage des 27. März wurde der Erbkaiser mit 267 gegen 263 Stimmen angenommen. Am nächsten Tage war die Kaiserwahl. Aber nun kam die bitterste Enttäuschung. B. gehörte der Wahlbotschaft an, die das Parlament nach Berlin schickte, um Friedrich Wilhelm IV. die vollzogene Wahl anzuzeigen. Er traf am 2. April in Berlin ein, wurde noch am Abend dieses Tages zusammen mit Gabriel Rießer (Simson, der Führer der Abordnung, war erkrankt) vom Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg empfangen, der ihnen die Versicherung gab, der König werde die Kaiserkrone annehmen. Er that es nicht, er lehnte sie in nicht mißzuverstehender Weise ab. „Unser schwer geschaffenes Werk war zerschlagen und klirrend fielen die Scherben zu Boden.“ So B. in seinen Erinnerungen („Erlebtes und Erstrebtes“ S. 89). Er ließ sogleich die Hoffnung fahren, daß die deutsche Frage jetzt noch ihre Lösung finden könne. Mit knappen ernsten Worten sprach er das an des erkrankten Simson Stelle den Mitgliedern eines Berliner patriotischen Vereins aus, der die Frankfurter Deputation mit einer ziemlich schwülstigen Ansprache begrüßte: der weitere

Verlauf der Dinge stehe in Gottes Hand; er wolle nicht verhehlen, daß er nicht ohne große Besorgniß in die Zukunft blicke. Unwillig kehrte er nach Frankfurt zurück; es folgten „unsäglich traurige Wochen". Erfolglos bemühte er sich, eine Vertagung der Versammlung durchzusetzen; wenigstens vor übereilten, revolutionären Schritten suchte er sie abzuhalten und mahnte in einer großen Rede am 4. Mai energisch zu verfassungsmäßigem Handeln. Am 19. Mai bestieg er die Tribüne der Paulskirche zum letzten Mal; an die Bekämpfung der gegnerischen auf die Beseitigung der Centralgewalt gerichteten Anträge knüpfte er eine Rechtfertigung der Kaiserpartei und ein letztes Wort der Zuversicht über die zukünftige Entwicklung der deutschen Geschichte (Haym). Dann fand im Weidenbusch die ernste Debatte statt, die den Entschluß zum Austritt für die meisten Mitglieder der Partei zur Reife brachte. Beseler's fast erschöpfende Entwicklung der Frage gab an diesem Tage für die Mehrzahl den Ausschlag. Freilich am nächsten Tage sprach Dahlmann dagegen. Keiner ja war inniger, persönlicher mit dem nun als vergeblich sich erweisenden Versuch der Reichsgründung verbunden, keinem mußte der Verzicht auf ihn schwerer werden. Dann aber entwickelte Droysen in großer Rede von den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten aus noch einmal, was zu thun Pflicht sei. So beschloß man den Austritt. „Es war ein ergreifender Moment", so beschreibt B. selbst die Scene (im Nachruf an Dahlmann und in „Erlebtes und Erstrebtes" S. 91), „als die Mitglieder nach Unterzeichnung der von Max v. Gagern verfaßten Austrittserklärung sich trennten". Dahlmann saß einsam im Nebenzimmer; er konnte sich nicht entschließen, zu unterschreiben, so große Hoffnungen zu Grabe zu tragen. B. trat zu ihm, um ihm Lebewohl zu sagen. Dahlmann sah ihn traurig an, dann stand er rasch, lebhaft erregt auf: „in so schlimmen Zeiten kann nur Einigkeit uns helfen", sagte er und ging hin, um seinen Namen unter die Austrittserklärung zu setzen.

Damit hatte die Frankfurter Periode ihren Abschluß gefunden. An dem Nachspiel der Frankfurter Tragödie, wie B. die Versammlung in Gotha nennt, nahm auch er, obwol ihm die Einladung unerwünscht kam, auf die dringende Bitte des Generals v. Radowitz Theil. Ebenso war er Mitglied des am 20. März 1850 eröffneten Erfurter Parlaments, und zwar als Abgeordneter eines mecklenburgischen Wahlkreises; er betheiligte sich jedoch nur spärlich an den von Anfang an wenig aussichtsreichen Verhandlungen; nur ein Mal kam es zwischen ihm und Stahl zu einer scharfen principiellen Auseinandersetzung.

Um so eifriger war seine Thätigkeit in der preußischen zweiten Kammer, in die er trotz seiner Sehnsucht nach Rückkehr zur akademischen und litterarischen Thätigkeit auf das dringende Verlangen seiner politischen Freunde eintrat und der er als Vertreter des fünften Merseburger Wahlkreises, des Mansfelder See- und Gebirgskreises, vom August 1849 bis zum Mai 1852 angehörte. Er schloß sich der sog. Fraction Helgoland an, in der er zahlreiche Freunde und Gesinnungsgenossen, wie Otto Camphausen, v. Patow, Wentzel, Harkort, Alfred v. Auerswald, v. Saucken-Julienfelde antraf. Auch den Abgeordneten v. Bismarck, der auf der äußersten Rechten saß, lernte er damals kennen: „wir haben die Größe dieses Mannes damals nicht erkannt, wenn auch seine hohe Begabung, seine streitbare Art, sein sanglanter Witz sich bemerkbar genug machten" („Erlebtes und Erstrebtes" S. 96). In der Kammer war man bei Beseler's Eintritt mit der Revision der Verfassung vom 5. December 1848 beschäftigt. Er betheiligte sich wiederholt und zwar öfters mit größeren Reden an den Debatten (so am 22. October 1849 über die Zusammensetzung der ersten Kammer, am 25. Januar 1850 über die königliche Botschaft, betreffend die Revision der

Verfassung). Außerdem aber fand er Gelegenheit, als Radowitz der Kammer seinen Rechenschaftsbericht über die deutsche Politik der Regierung ablegte und dabei den zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Vertrag über die Einsetzung einer provisorischen Bundescommission (das sog. Interim) bekannt machte, in einer ausführlichen Rede die in jenem Vertrage vollzogene Preisgabe des von der Regierung früher eingenommenen Standpunktes anzugreifen und dabei noch einmal das Verhältniß zwischen den beiden deutschen Großmächten und die von seiner Partei in Frankfurt für die Regelung dieses Verhältnisses erstrebte Lösung auf das eingehendste darzulegen („Erlebtes und Erstrebtes“, Anlage 12). Freilich, seine Warnungen waren ohne Erfolg: die preußische Politik verließ die Bahnen des Jahres 1848 definitiv, setzte vielmehr den mit dem Interim betretenen Weg fort, der in kurzer Frist nach Olmütz führte. B. hat auch noch in den beiden folgenden Sessionen in großen allgemeinen politischen Reden seine Stimme gegen diese neupreußische Politik erhoben: am 10. April 1851 sprach er über den Eintritt Preußens in den reactivirten Bundestag; am 30. Januar 1852 vertheidigte er den von ihm gestellten Antrag, das Verhältniß der Bundesversammlung zur preußischen Verfassung betreffend; aber sein Antrag wurde abgelehnt, und er gab es nunmehr auf, die auswärtige Politik Preußens mit einer doch nutzlosen Kritik zu begleiten. Dafür bemühte er sich, wenigstens für die innere thätig zu sein und hier so viel wie irgend möglich der vordringenden Reaction Widerstand entgegenzusetzen. In diesem Sinn bekämpfte er die Preßpolitik der Regierung (15. Januar 1851) und machte er die Ausweisung Haym's, des Redacteurs der Constitutionellen Zeitung, zum Gegenstand einer Interpellation, die er in einer scharfen Rede begründete (22. November 1850); in diesem Sinne verlangte er die Vorlage eines Gesetzentwurfs über Ministerverantwortlichkeit (1. Februar 1851), die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit (5. April 1851), betheiligte er sich insbesondere an den lange sich hinziehenden Verhandlungen über die vorläufige Verordnung vom 3. Januar 1849, die das mündliche und öffentliche Verfahren mit Geschworenen in Untersuchungssachen eingeführt hatte (2. bis 19. März 1852), setzte er der Kammer eindringlich die Bedeutung der Familienfideicommisse auseinander (24. März 1852), unterzog er in großer Rede die Reactivirung der Kreis- und Provinzialstände einer scharfen Kritik, wobei er nicht umhin konnte, die gesammte Politik des Ministeriums Manteuffel noch einmal auf das gründlichste zu verurtheilen (10. Mai 1852). Sein Unmuth über die Führung der öffentlichen Angelegenheiten wurde immer größer; er stimmte völlig dem harten Urtheil bei, das Max Duncker damals in seiner zündenden Broschüre: „Vier Monate auswärtiger Politik“ über Preußen fällte; B. hatte das Manuscript juristisch revidirt, um es vor dem Angriff der Staatsanwaltschaft zu sichern. Er hatte schon 1851 mit Duncker, Simson, Vincke das Mandat niederlegen wollen; wenn er es noch ein Jahr beibehielt trotz der immer hoffnungsloser werdenden Stimmung, so geschah es hauptsächlich, weil ihm die Erledigung einer parlamentarischen Arbeit wirklich am Herzen lag, nämlich die Abfassung des Preußischen Strafgesetzbuches. Und er hatte die Genugthuung, hauptsächlich durch seine Thätigkeit den Abschluß dieses wichtigen, seit 1826 in Gang befindlichen, bereits vor der Revolution der Vollendung nahe gewesenen Gesetzgebungswerkes herbeigeführt zu sehen. Er wurde zum Vorsitzenden der Commission der zweiten Kammer ernannt, die zur Berathung des vom Justizminister Simons vorgelegten, von Bischoff als Commissar vertretenen Entwurfs eingesetzt wurde. Seiner geschickten und energischen Leitung verdankte man es, daß die Berathung in 37 Sitzungen vom 4. Januar bis zum 3. März 1851 zum Ende geführt wurde. Auf seine zuerst einiges Erstaunen hervorrufende Veranlassung stellte die Commission den

Antrag auf En bloc-Annahme des Entwurfs im Plenum; und der Antrag wurde angenommen: zweite Kammer und Herrenhaus ertheilten dem Gesetz, wie es aus den Commissionsberathungen hervorgegangen war, ohne Aenderung ihre Zustimmung. Damit hatte Preußen einen bedeutenden gesetzgeberischen Erfolg errungen, der auch für die Zukunft entscheidend wurde: das Preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 bildet die Grundlage und Quelle unseres Reichsstrafgesetzbuches. B. führte das von ihm in den parlamentarischen Hafen gesteuerte Werk auch in die Wissenschaft ein, indem er es mit einem ausführlichen Commentar veröffentlichte, der es sich hauptsächlich zur Aufgabe stellte, seinen Inhalt nach den während der Revision entstandenen Materialien zu erläutern („Commentar über das Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten und das Einführungsgesetz vom 14. April 1851. Nach amtlichen Quellen.“ Leipzig 1851).

Nun aber zog er sich vom activen politischen Leben völlig zurück; im Frühjahr 1852 nahm er die Lehrthätigkeit wieder auf; in ihr und in der Förderung seiner litterarischen Pläne suchte und fand er in den traurigen Zeiten der Reaction Befriedigung und Trost. Mit großer Energie führte er zunächst in verhältnißmäßig kurzer Zeit sein „System des deutschen Privatrechts“ der Vollendung entgegen: 1853 erschien der zweite, 1855 der dritte und letzte Band. Dann ergriff er sogleich einen noch größeren litterarischen Plan: nämlich in Verbindung mit anderen Rechtslehrern eine ausführliche Geschichte des deutschen Rechts zu schreiben. In einer eingehenden Denkschrift (Stellen daraus mitgetheilt in „Erlebtes und Erstrebtes“ S. 108, 109) entwickelte er die leitenden Ideen dieses auf sechs Bände berechneten Grundrisses oder Handbuchs, in dem den Rechtsquellen, dem Staatsrecht, Privatrecht, Proceßrecht, Strafrecht, Kirchenrecht je eine besondere Abtheilung zugewiesen wurde. Er gewann eine Reihe namhafter Glehrter zu Mitarbeitern, Merkel und Stobbe für die Rechtsquellen, Planck für den Proceß, Wilda für das Strafrecht, Richter für das Kirchenrecht; sich selbst behielt er das Staatsrecht vor. Leider aber gerieth das Unternehmen ins Stocken; nur Stobbe's Geschichte der deutschen Rechtsquellen gelangte zur Ausführung; auch Planck's viel später erschienenes deutsches Gerichtsverfahren im Mittelalter geht auf jenen Plan zurück. B. selbst begann eifrig mit den Vorarbeiten für das Staatsrecht; jedoch, obwol er in Greifswald bereits die Ausarbeitung in Angriff genommen hatte, blieb das Werk ungeschrieben; er schiebt die Schuld auf die mit der Versetzung nach Berlin unvermeidlich verbundenen Störungen, den Wiedereintritt in das parlamentarische Leben und die sonstigen vielfachen durch die Berliner Stellung bedingten Verpflichtungen.

Es gehörte mit zu den Zeichen einer neu beginnenden Epoche, daß der Prinzregent Männer wie B. und Droysen an die Berliner Universität berief. Im Frühjahr 1859 leistete B. dem ehrenvollen Rufe Folge; so angenehm die Greifswalder Verhältnisse für ihn gewesen waren — den Höhepunkt der letzten dort verlebten Jahre hatte das im October 1856 gefeierte vierhundertjährige Universitätsjubiläum gebildet, bei dem er, damals Decan der juristischen Facultät, vom König und vom Prinzen von Preußen durch huldvolle Gespräche ausgezeichnet wurde (vgl. „Erlebtes und Erstrebtes“ S. 112—114) —, mit innerer Befriedigung und in dem erhebenden Bewußtsein, an einer aufstrebenden Bewegung theilnehmen zu können, trat er doch nunmehr in den politischen und wissenschaftlichen Mittelpunkt des Staates ein. Wenn auch die Zeit größerer wissenschaftlicher Thaten für ihn vorüber war, so entfaltete er doch in den fast 30 Jahren, die er Berlin angehörte, eine nach den mannichfaltigsten Richtungen hin höchst einflußreiche und bedeutungsvolle Wirksamkeit. Naturgemäß stand die Universität und an ihr die Lehrthätigkeit im Vordergrund seiner Interessen.

Der Kreis seiner Vorlesungen war im wesentlichen der gleiche wie in Greifswald: er las über deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und Handelsrecht, deutsches Staatsrecht; daneben gelegentlich öffentlich über die Geschichte der Reception des römischen Rechts in Deutschland und über das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika; außerdem setzte er die in Greifswald begonnenen germanistischen Uebungen fort, in denen er mit besonderer Vorliebe die mittelalterlichen Rechtsbücher, insbesondere den Sachsenspiegel, interpretiren ließ, und eine große Anzahl von Schülern in den Geist des deutschen Rechtes einführte. Noch in den achtziger Jahren erfolgte eine Neuorganisation dieser Uebungen durch die nach einem von ihm ausgearbeiteten Plane vorgenommene Gründung eines germanistischen Seminars, dessen geschäftsführender Director er wurde. Auch in Berlin widmete er aber seine Kräfte neben der Lehrthätigkeit mit besonderer Vorliebe der administrativen Wirksamkeit in der Selbstverwaltung der Universität. Seine Geschäftsgewandtheit, sein besonnenes Urtheil, seine unbeugsame Charakterfestigkeit sicherten ihm unter den Collegen aller Facultäten eine hochangesehene Stellung; drei Mal, 1863, 1866 und 1880 übertrugen sie ihm die Leitung der Universität; in jedem seiner Rectorate feierte er in würdevoller Rede das Gedächtniß des Stifters (Festrede vom 3. August 1863 über die Gesetzgebungsarbeiten unter Friedrich Wilhelm III.; vom 3. August 1866 über die Vorbereitung der Einigung Deutschlands unter Preußen; vom 3. August 1880 über das bürgerliche Gesetzbuch). „Nicht minder sahen die jüngeren Berufsgenossen, sahen auch die Beamten der Universität zu ihm mit niemals wankender Zuversicht empor“ (Gierke). Speciell der juristischen Facultät kam die ausgebreitete Thätigkeit zu gute, die er als Mitglied des Spruchcollegiums entwickelte: im Mai 1859 durch Heffter eingeführt übernahm er im November 1875 als Ordinarius den Vorsitz. Ungemein zahlreich sind die von ihm erstatteten Referate, einige von ihnen Arbeiten beträchtlichen Umfangs. Gerade diese eine Verbindung mit der Rechtspraxis herstellende Thätigkeit war ihm besonders werthvoll und wichtig, zumal wenn es sich um Fragen aus den Specialrechten des deutschen Privatrechts, vor allem um das Privatfürstenrecht, das Recht der Lehen, Fideicommisse und Stammgüter handelte; hatte er ja seit den Erbverträgen gerade diese Materien besonders eingehend durchforscht. Daher galt er denn auch hier für den kundigsten Berather und in zahlreichen Fällen wurde er nicht nur als Mitglied des Spruchcollegiums, sondern auch privatim als Gutachter angerufen. So ist sein Urtheil in einer Reihe wichtiger und interessanter Rechtssachen von maßgebender Bedeutung geworden. Als Beispiel möge der große zwischen Waldeck-Pyrmont und Oldenburg schwebende Rechtsstreit über die Succession in die Grafschaft Holzappel genannt sein, in dem er 1868 und 1872 sehr umfangreiche Gutachten für das Spruchcollegium erstattete: sein für den Kläger (Waldeck) günstiges Urtheil fand zu seiner Freude in dem Erkenntniß des Reichsgerichts vom 19. April 1887 (Entscheidungen in Civilsachen Band 18, Nr. 42) endgültige Bestätigung. Von Gutachten, die er privatim verfaßte, seien genannt: die für die oldenburgische Regierung in der Bentinck'schen Angelegenheit 1859 und 1860 verfaßten drei Erklärungen, das am 6. Mai 1863 dem Ministerpräsidenten Herrn v. Bismarck erstattete Rechtsgutachten über die Ansprüche des preußischen Königshauses auf die Nachfolge in Braunschweig und Hannover, ein gleichfalls Bismarck erstattetes Rechtsgutachten über die eventuelle Competenz des Bundes, Erbfolgestreitigkeiten zwischen deutschen Fürstenhäusern zu entscheiden, vom 24. November 1863; die große am 5. Januar 1883 abgeschlossene Denkschrift über die schwarzburg-stolbergische Erbverbrüderung; das Rechtsgutachten für die Gräfin Kielmannsegge vom 2. April 1884 über die Frage, ob sie als Besitzerin des Stein'schen Familien-

fideicommisses Sitz und Stimme auf dem Communallandtage habe, u. A. Nicht nur bei der Entscheidung streitiger und zweifelhafter Fragen bediente man sich seines Rathes; man nahm seine Mitwirkung auch bei der Errichtung von Statuten in Anspruch, wie das z. B. seitens des Grafen von Stolberg-Wernigerode bei der Aufstellung seines Hausgesetzes 1875 geschah. Alle diese zum Theil auch wissenschaftlich bedeutungsvollen Arbeiten sind ungedruckt; durch den Druck veröffentlicht wurde das dem Verein der deutschen Standesherren erstattete „Rechtsgutachten über die Frage: ob in Privat-Injurien-Klagen gegen deutsche Standesherren diesen das Recht auf Austräge zusteht, und was zu geschehen hat, um dasselbe geltend zu machen" (Donaueschingen 1880).

Neben dieser umfangreichen praktisch-litterarischen Thätigkeit ließ B. aber auch die rein wissenschaftliche Schriftstellerei keineswegs gänzlich ruhen. Die in Greifswald begonnenen und zunächst in Berlin fortgesetzten rechtsgeschichtlichen Studien für die geplante Geschichte des deutschen Staatsrechts verwerthete er, als er die Aussicht jenes große Werk zu schreiben aufgeben mußte, wenigstens zu mehreren einzelnen Abhandlungen. Drei von ihnen widmete er als Festgaben für die Jubiläen von Savigny („Zur Geschichte des deutschen Ständerechts." Berlin 1860), von Bethmann-Hollweg („Der Neubruch nach älterem deutschen Recht" in den Symbolae Bethmanno-Hollwegio oblatae. Berolini 1868, S. 1—22), von Homeyer („Ueber die Gesetzeskraft der Kapitularien" in den Festgaben für Gustaf Homeyer zum 28. Juli 1871. Berlin, S. 1—25); zwei andere veröffentlichte er in der Zeitschrift f. Rechtsgeschichte („Die deutschen Kaiserurkunden als Rechtsquellen", Band 2, 1863, S. 367—409; „Der Judex im bayerischen Volksrecht", Band 9, 1870, S. 244—261). In den preußischen Jahrbüchern gab er in Band 43, 1879, S. 490—500 eine eingehende Besprechung von H. Schulze's Hausgesetzen der regierenden deutschen Fürstenhäuser unter dem Titel „Zum deutschen Fürstenrechte"; in der Wiener Zeitschrift f. das Privat- und öffentliche Recht der Gegenwart veröffentlichte er im 5. Bande, 1878, S. 540—556 einen Aufsatz über „die Familie des hohen Adels als corporative Genossenschaft". Dem Anfange der Berliner Zeit endlich gehören zwei Abhandlungen rein historisch-publicistischen Charakters an („Der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 in seiner rechtlichen Bedeutung geprüft." Berlin 1863 und „Die englisch-französische Garantie vom Jahre 1720." Berlin 1864), in denen er vom völkerrechtlichen Standpunkt aus zwei für das Verhältniß zwischen Dänemark und Schleswig bedeutungsvolle Ereignisse untersuchte, beide Male mit dem gleichen Ergebnisse: den Vertrag von 1852 sowol als die Garantie von 1720 erklärte er für contra bonos mores und also nichtig.

Diese Schriften führen uns zu B. dem Politiker zurück. Bald nach seiner Uebersiedlung nach Berlin wandte er sich, wenn auch zunächst nur vorübergehend, wieder activ der Politik zu, indem er die am 25. October 1860 im 4. Berliner Wahlbezirk mit großer Majorität auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten annahm. In der am 14. Januar 1861 eröffneten Session trat er sogleich bedeutungsvoll hervor, indem er als Berichterstatter der Adreßcommission gewählt die von dieser vorgeschlagene Antwort auf die Thronrede in einer größeren Einleitungsrede begründete (4. Februar) und dann noch wiederholt in der Adreßdebatte verschiedene wichtige Fragen der allgemeinen Politik, die auswärtigen Angelegenheiten, die deutsche, die schleswig-holsteinsche Frage erörterte (5.—8. Februar 1861). Auch im Fortgang der Session ergriff er noch öfters das Wort. Charakteristisch für ihn waren besonders seine Bemerkungen über das Handelsgesetzbuch, in denen er dem verstorbenen Bischoff einen warmen Nachruf widmete und seiner Hoffnung auf künftige völlige Rechtseinheit in Deutschland kräftigen Ausdruck gab (31. Mai), und dann vor allem die Aeußerungen, mit denen er am 28. Mai zu der die

Situation beherrschenden Frage Stellung nahm, nämlich zur Militärreorganisation: er erkannte die Schädlichkeit eines Conflictes wohl und beantragte daher, der Regierung entgegenzukommen und einen Theil der verlangten Kosten im Ordinarium zu bewilligen. Wenn er unter lebhaftem Bravo rechts mit den Worten schloß, es gehöre nicht bloß diplomatische Geschicklichkeit und guter Wille dazu, um große nationale Fragen zu einem glorreichen Ausgange zu bringen; es gehöre dazu eine glückliche Hand und vor allem Charakterstärke und Energie; Gott gebe, daß sie in Preußen nie vermißt werden, so ahnte auch er sicherlich damals nicht, wie nahe der Erfüllung diese Wünsche waren. Aber von der Größe der Gegenwart, von der Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidungen war auch er durchdrungen. Jedoch ihm erschien die von Vincke geleitete Politik der liberalen Parteien, die nothwendig in den Conflict hineinführen mußte, verkehrt und schädlich; da er aber als Liberaler alten Schlages auch den Conservativen sich nicht anzuschließen vermochte, so gab er sein Mandat wieder auf. So hat er denn die entscheidenden Jahre der Reichsgründung nur als Zuschauer miterlebt, aber, wie kaum zu erwähnen nöthig ist, mit dem wärmsten Antheil und Stolz, mit neidloser Bewunderung Andere, Größere das Werk vollführen sehen, an das er einst, vergeblich, seine beste Kraft gesetzt hatte. Nicht, wie so manche seiner schleswig-holsteinischen Landsleute, abseits grollend, sondern mit steigendem Verständniß, von steigender Dankbarkeit für die Gaben des Genius erfüllt hat er Bismarck's Thaten begleitet. Erst 1874 kam er durch die Uebernahme eines Reichstagsmandats wieder in unmittelbare Berührung mit den Staatsgeschäften. Aber er hatte sein lebhaftes Interesse an der Reichsverfassung und an streitigen Fragen des Reichsstaatsrechts schon vorher schriftstellerisch bekundet: einmal durch Erörterungen über „die Reichstagskompetenz", die ihn in einen litterarischen Conflict mit Zachariae und Bähr führten (National-Zeitung vom 4. und 28. Juni 1871; Preußische Jahrbücher Band 28, 1871, S. 184—194), und ferner durch eine Erörterung über „das Reichsmilitärgesetz und das Budgetrecht" (Preußische Jahrbücher 33, 1874, S. 589—601). Er hat dem Reichstag während seiner 2., 3. und 4. Legislaturperiode, in den Jahren 1874—1881 angehört. Sein Eintritt fiel mit den ersten Septennatsverhandlungen zusammen. B. trat in den Kreisen der nationalliberalen Fraction, der er sich angeschlossen hatte, energisch für das Septennat ein. Aus geschäftlichen Gründen, die ihn in einen Gegensatz zu dem Fractionsvorstand brachten, schied er dann im Herbst 1874 bereits aus der Partei wieder aus. Aber wenn er auch infolge dessen nicht mehr in der Lage war, auf die Parteipolitik Einfluß zu üben, und darum z. B. bei den Wahlen für die große Justizcommission auffallender Weise sich übergangen sehen mußte, so hat er doch zumal an der technischen Ausgestaltung der speciell juristischen Materien der Reichsgesetzgebung auf das förderlichste und sachverständigste mitgewirkt. So z. B. an der Strandungsordnung (16. März 1874), dem Gesetz betreffend den Markenschutz (11. November 1874), dem Bankgesetz (18. November 1874), dem Gesetz betreffend das Alter der Großjährigkeit (15. December 1874), an dem Wuchergesetz (7. Mai 1880) u. A. Besonders hervorzuheben ist sein Eintreten für die Handelsgerichte. Dem von ihm gemeinschaftlich mit Goldschmidt eingebrachten Antrag und der großen Rede, mit der er ihn am 17. November 1876 vertheidigte, verdankt man es, daß die von den Fachjuristen bereits zu Wege gebrachte Unterdrückung dieser mit Laien besetzten Gerichte wieder rückgängig gemacht werden konnte. Lebhaft betheiligte er sich auch an den Kämpfen um die Einführung des Socialistengesetzes (16. October 1878), so auch an den Debatten über das Tarifgesetz; besonders war es die sog. Franckenstein'sche Clausel, die ihm verfassungsrechtliche Bedenken erregte; er begründete sie in einer großen Rede am 9. Juli 1879, die er auch gesondert

erscheinen ließ („Rede gegen den Schutzzoll vom 9. Juli 1879.“ Berlin). Fürst Bismarck erhob sich zu einer ausführlichen Widerlegung der Beseler'schen Ansicht, daß durch jene Klausel die Finanzhoheit des Reiches verloren ginge, da „der Herr Vorredner jemand sei, auf dessen Mitwirkung ich seit langer Zeit habe rechnen können, und den ich persönlich hochschätze und verehre“. Auch B. hatte bereits früher einmal Gelegenheit gehabt, seiner Hochschätzung und Verehrung für den Kanzler Ausdruck zu geben: wenige Tage vor jener berühmten Sitzung, in der das Kullmann'sche Attentat zu der drastischen Scene zwischen Bismarck und Windthorst führte, rief B. nach einem brutalen Angriff Windthorst's gegen den Kanzler jenem zu, daß er gern fünf Jahre seines Lebens darum geben würde, wenn er dadurch den Fürsten für die Leitung der Reichspolitik erhalten könnte (24. November 1874). So fühlte sich denn auch Bismarck durch Beseler's Bekämpfung seiner Zoll- und Finanzpolitik keineswegs verletzt, er begrüßte B. vielmehr nach dessen Rede mit den freundlichen Worten: „Kommen Sie her, alter Kriegskamerad, geben Sie mir die Hand!“ (Nach den authentischen Aufzeichnungen bei Poschinger 2, 330.) Immerhin vermochte B. dem Umschwung in der inneren Politik Bismarck's nicht recht zu folgen; „er hielt es schlechthin für verderblich für das politische Leben, wenn der Maßstab für den Patriotismus der Partei oder des Einzelnen an deren wirthschaftliche Ueberzeugungen gelegt werden sollte“; es wurde ihm schwer, den mehr idealistischen Standpunkt der Frankfurter Zeit, dessen damalige Berechtigung unbestreitbar war, mit dem durchaus realistischen der Gegenwart vertauscht zu sehen, dessen geschichtliche Nothwendigkeit er — erklärlich genug — verkannte. So fühlte er doch trotz allem eine gewisse Gegensätzlichkeit zwischen sich und den Männern der neuen Zeit, vor allem Bismarck selbst; eine Gegensätzlichkeit, die aber eben hauptsächlich nur in seinem subjectiven Gefühl sich bemerkbar machte. So konnte er wol gelegentlich (in der Sitzung vom 13. März 1877) in einer gewissen Gereiztheit sich für verpflichtet halten, sich gegen die „herbe Kritik“ zu wenden, die der Reichskanzler gegen die Frankfurter Versammlung ausgesprochen habe, und für sie, für die damalige jugendliche, unfertige, aber ideale Stimmung mildernde Umstände zu plaidiren, worauf Bismarck sofort entgegnete, daß, wenn sich in seine Erwähnung des Frankfurter Reichstages irgend ein Anflug von Herbigkeit gemischt habe, dies durchaus gegen seinen Willen geschehen sei, daß er im Gegentheil den Bestrebungen der damaligen Majorität seine Achtung und Anerkennung ausspreche. Schließlich führte jene Gegensätzlichkeit allerdings doch noch zu einem heftigen Zusammenstoß, und zwar im Herrenhaus. B. war auf Präsentation der Berliner Universität am 30. Januar 1875 in das preußische Herrenhaus berufen worden; seit dem 14. Februar 1882 bis zum Schluß der am 3. Januar 1887 berufenen Session bekleidete er die Würde eines Vicepräsidenten. Auch in dieser Körperschaft betheiligte er sich eifrig an den Arbeiten; zumal an den vorwiegend juristischen Gesetzentwürfen hat er in der Debatte, vor allem in den Commissionen und als Berichterstatter im Plenum mitgewirkt. So an der Vormundschaftsordnung, der Provinzialordnung für die älteren Provinzen, dem preußischen Ausführungsgesetz zum deutschen Gerichtsverfassungsgesetz, an der juristischen Studienordnung, an dem Gesetz betreffend die Fürsorge für die Wittwen und Waisen der unmittelbaren Staatsbeamten und vielen anderen. Auch vertrat er in den Etatsberathungen wiederholt energisch die Interessen der Universität Berlin und drang auf Schaffung von mehr Raum durch Errichtung eines eigenen naturhistorischen Museums. Vor allem betheiligte er sich seit seinem Eintritt an den Debatten über die kirchenpolitischen Gesetze. Schon 1875 hielt er zu dem Gesetzentwurf betreffend die Einstellung der Leistungen

aus Staatsmitteln für die römisch-katholischen Bisthümer und Geistlichen eine längere Rede, in der er, charakteristisch für ihn, den Satz des Sachsenspiegels anführte, daß der Papst unser Land- und Lehnrecht nicht kränken dürfte (1. April); 1880 legte er zu dem Gesetzentwurf betreffend die Bestreitung der Kosten für die Bedürfnisse der Kirchengemeinden auf dem linken Rheinufer unter Anführung von Stellen aus Grimm's Weisthümern die alte deutsche Rechtsanschauung über den Gebrauch der Kirchenglocken auseinander (30. Januar). Er war keineswegs ein unbedingter Anhänger der Falck'schen Kirchenpolitik, deren Tendenz er zwar zustimmte, deren einzelne Schritte aber durchaus nicht seinen Beifall hatten, wie er denn beispielsweise manche zu Gunsten der Altkatholiken gestellte Forderungen in vertraulichen Kreisen als geradezu unerträglich für römische Katholiken bezeichnete (Poschinger). Ebensowenig war er jedoch später mit der Wendung der Regierungspolitik, insbesondere mit dem Eingehen auf die Vermittlung des Bischofs Kopp einverstanden. Er gab seinem Unmuth besonders lebhaften Ausdruck in einer großen Rede am 2. Juli 1883, in der er als guter Protestant gegen die „höchst traurige" Gesetzesvorlage der Regierung Verwahrung einlegte und es aussprach, daß bei der Erwägung der von der Regierung beabsichtigten Schritte sein Herz mit Bekümmerniß und Bitterkeit gefüllt sei, ähnlich wie in dem unglücklichen Herbst des Jahres 1850. Doch die Revision der sog. Maigesetze nahm ihren Fortgang; Fürst Bismarck legte dem Herrenhaus im Frühjahr 1886 eine vierte kirchenpolitische Novelle vor, in der insbesondere die Erziehung der Geistlichkeit vom Staat preisgegeben wurde. Auch an diesem Gesetze übte B. eine ernste Kritik (12. April); obwol durch das Zugeständniß der Anzeigepflicht von Seiten der Curie eine entgegenkommende Gesinnung bewiesen und daher auch von der Commission die Annahme des Gesetzes empfohlen worden war, erklärte B., seine protestantische Wahrhaftigkeit verbiete ihm, in einer Frage von solcher Wichtigkeit seine Ueberzeugung zu verleugnen; er müsse gegen die Gesetzesvorlage stimmen. Darauf rechtfertigte Fürst Bismarck in einer außerordentlich großen und großartigen Rede seine Politik und bewirkte damit die Annahme der Vorlage im Herrenhaus. Beseler's Kritik und Bismarck's Rechtfertigung hielten sich diesmal in durchaus sachlichem Tone. Ein Jahr später jedoch, als die fünfte Novelle dem Herrenhaus vorgelegt wurde, erfolgte der persönliche Zusammenstoß zwischen ihnen. Die neue Vorlage, die mit den Trümmern der Maigesetze bis auf wenig bedeutende Reste gründlich aufräumte, insbesondere dem Ordenswesen wieder breiteren Raum gab, gelangte am 23. März 1887 zur Berathung. Auch jetzt wieder sprach B. eindringlich gegen die Genehmigung. er sah gegenüber rein persönlichen Freundschaftsbezeugungen von römischer Seite wesentliche Hoheitsrechte des Staates geopfert, beklagte die Lahmlegung des Universitätsstudiums durch die Priesterseminare, kritisirte die inbezug auf Anzeigepflicht und Strafgewalt gemachten Concessionen und tadelte insbesondere die das protestantische Gefühl verletzende Wiedereinführung des Ordenswesens; auch er wünsche den kirchlichen Frieden, so schloß er, aber nicht nur einen dauerhaften, sondern einen ehrenvollen. In diesen Worten lag ein schwerer, verletzender Tadel der preußischen Politik. Und Bismarck empfand das Verletzende der Kritik äußerst scharf, empfand es vielleicht um so schärfer, als er im Grunde seiner Seele das gleiche protestantische Bewußtsein wie sein Gegner lebendig fühlte. Aber, so sagte er in der Erwiderung, zu der er sich augenblicklich nach dem Schluß der Beseler'schen Rede erhob, er könne weder eine confessionelle, noch eine vom Parteistandpunkt influenzirte Stellung einnehmen, noch eine juristische; seine Stellung sei eine rein politische. Und nun ließ er seinem Gegner eine Abfertigung zu Theil werden, so scharf, wie sie nur aus jener Annahme erklärlich ist, daß in der That auch bei ihm Beseler's Worte

eine verwundbare Stelle seines Innern getroffen hatten, was er aber weder sich noch Anderen zugestehen weder wollte noch durfte. Er habe in seinem Leben mehr Friedensschlüsse als diesen noch in nuce befindlichen abgeschlossen, so sagte er; nie habe er dabei jedermann befriedigt: namentlich glaube er nicht, daß es ihm jemals gelungen sei, das volle Einverständniß des Herrn Vorredners zu irgend einem Vorgehen in seinem Leben zu erlangen. Er sei seit 25 Jahren unter des Vorredners Secirmesser gerathen und Gegenstand seiner Kritik gewesen: „aber eines vollen Beifalls hat sich noch keine Handlung in meinem Leben von seiner Seite erfreut“.

Diese offenbar im Unmuth gesprochenen Worte, die vielen früheren Aeußerungen und Handlungen widersprachen, kränkten gleichwol B. tief; „es war der letzte und vielleicht größte Kummer seines Lebens, daß Fürst Bismarck dies, nur vollster Hingabe für das Staatswohl entsprungene Auftreten dazu benutzte, um B. als einen allezeit kritischen Nörgler zu charakterisiren“ (Poschinger 3, 182). Durch den Eindruck dieser letzten Scene, mit der er sein parlamentarisches Leben schloß, wurde auch die Freude über den herzlichen Brief (vom 20. April 1885) verwischt, in dem Bismarck ihm auf die Glückwünsche der alten Frankfurter zu seinem 70. Geburtstage gedankt und in dem er von der Bedeutung gesprochen hatte, die die Anerkennung von Männern für ihn habe, die von Anbeginn unseres parlamentarischen Lebens mit gleich starker Hingebung für die Einigung unseres Vaterlandes eingetreten seien.

Noch eine andere Sorge erfüllte den Abend seines Lebens. Keiner hatte die künftige Rechtseinheit Deutschlands eifriger ersehnt, für sie lebhafter zu wirken gesucht, als B.; sie vorzubereiten, sie herbeigeführt zu sehen, und zwar in einer dem deutschen Volk und dem deutschen Recht würdigen und heilsamen Weise, war recht eigentlich das Ziel aller seiner wissenschaftlichen Bestrebungen. Es sei hervorgehoben, wie er bereits in der Recension von Runde's ehelichem Güterrecht (1844) sich eingehend über die künftige gesetzgeberische Regelung dieser schwierigen Materie äußerte und schon damals den nachher thatsächlich befolgten Weg empfahl; es sei insbesondere auf die lebhaften Ausführungen in der Schrift über Volksrecht und Juristenrecht hingewiesen (1843): dem Quietismus der historischen Schule gegenüber vindicirte er hier der Gesetzgebung, der Codification die wichtigsten und höchsten Aufgaben des Rechts; schon damals sprach er es aus, daß nur eine Gesammtcodification uns aus unerträglicher Verwirrung befreien könne; und mit weitem Blick schrieb er diesem für Deutschland nothwendigen Werk den Charakter einer politischen Reconstituirung der Nation zu. Gerade darum freilich erklärte er, daß man sich vorläufig gedulden und eine bessere politische Gestaltung Deutschlands abwarten müsse. Als diese nun erreicht oder in näherer Aussicht war, galt sein Mühen vor allem dem Ziele, der neuen Rechtsgestaltung einen deutschen Charakter zu sichern. Nicht nur durch seine allgemeine schriftstellerische und Lehrthätigkeit, sondern auch durch Betheiligung an der praktischen Vorarbeit stellte er sich in den Dienst des Werkes. Auf dem fünften deutschen 1864 zu Braunschweig abgehaltenen Juristentag erstattete er ein eindringendes Gutachten über die Frage, ob das Gewohnheitsrecht als gültige Rechtsquelle anerkannt werden solle (er wollte die derogatorische Kraft des Gewohnheitsrechtes in einer Codification nicht anerkannt wissen). In einer ausführlichen Denkschrift erörterte er die Stellung des bürgerlichen Gesetzbuchs zum Familienrecht des hohen Adels (1877); die von ihm vorgeschlagenen Festsetzungen sind wesentlich in die Artikel 57 und 58 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch aufgenommen worden. In der am 3. August 1880 gehaltenen Rectoratsrede (abgedruckt in „Erlebtes und Erstrebtes“ als Anlage 4) stellte er in bedeutungsvollen Worten die Ziele hin, die

das monumentale Werk nationaler Gesetzgebung erstreben und erreichen müsse. Freilich zur Mitwirkung an der Ausarbeitung war er nicht herangezogen worden, wie ja überhaupt den Universitätslehrern eine ganz auffallende Nichtberücksichtigung zu Theil wurde; keine einzige preußische Universität durfte einen Vertreter in die Commission entsenden. Nun im letzten Jahre seines Lebens erschien der erste Entwurf (1888). Aber anstatt daß er ihm die Erfüllung seiner Lebenshoffnung brachte, enttäuschte er ihn auf das schwerste. „Die Beschäftigung mit ihm bereitete ihm trübe Stunden und schlaflose Nächte. Schien doch die vorgeschlagene Gesetzgebung eigens darauf angelegt, ein gutes Stück seiner Lebensarbeit auszulöschen. Wo er volksthümliches Recht suchte, fand er nichts als abstractes Juristenrecht, statt deutscher Rechtsgedanken traf er fast nur romanistische Schulbegriffe, und von schöpferischer Neubildung im Geiste unserer Zeit vermochte er wenig zu entdecken ... In ein Notizbuch begann er Bemerkungen einzutragen; die unsicheren Züge der einst so festen Hand lassen ahnen, daß ihr bald die Feder für immer entsinken sollte" (Gierke). Vor allem verlangte er eine Revision unter Zuziehung von Sachverständigen aus dem Volke. Seinem Wunsche ist entsprochen worden, und hätte er den zweiten Entwurf und das fertige Gesetzbuch erlebt, so würde er manchen Vorwurf haben zurücknehmen oder mildern können. Freilich läßt sich billig bezweifeln, ob er in dem endlich vollendeten Werk auch nur annähernd seine Ideale verwirklicht gefunden haben würde; sein conservativer, doch wesentlich noch immer in den Bestrebungen einer früheren Zeit wurzelnder Sinn würde wie in der Politik so auch hier nicht im Stande gewesen sein, den berechtigten Forderungen, den verwandelten Anschauungen einer neuen Generation ganz unbefangen Rechnung zu tragen. Eins aber würde ihn sicherlich empört und zu kräftigen Worten, ja wol auch, soweit es möglich gewesen wäre, zu Thaten der Abwehr bestimmt haben: die im Gefolge des Bürgerlichen Gesetzbuchs den deutschen Universitäten bescheerte Neuordnung des juristischen Studiums. Er, der im J. 1873 auf das entschiedenste, vielleicht allzu conservativ, für Beibehaltung der lateinischen Sprache bei juristischen Promotionen und Habilitationen sich ausgesprochen hatte, würde den jetzt vollzogenen Bruch mit der geschichtlichen Tradition, die zu befürchtende Verwandlung des wissenschaftlichen Studiums in eine Abrichtung für die Praxis, die in der drohenden Zulassung der Realgymnasialabiturienten ihre Krönung erhalten zu sollen scheint, auf das schärfste verurtheilt, er würde in ihr eine nicht zu überschätzende Gefahr für die Zukunft der deutschen Jurisprudenz, für die Cultur der deutschen Nation erblickt haben.

Doch trotz solcher vielleicht unvermeidlicher Schatten konnte er mit Befriedigung und im Bewußtsein treu erfüllter und von Erfolg gekrönter Arbeit auf sein Leben zurückblicken. Und er that es und gestaltete diesen Rückblick, zumal den auf die Jahre des Werdens und Kämpfens, durch die Bitte Max Duncker's bestimmt zu dem anmuthigen, schlichten aber lebensvollen, knappen aber charakteristischen Stück Selbstbiographie, mit dem er 1884 seine Freunde und Verehrer beschenkte („Erlebtes und Erstrebtes" 1884). Und mit welcher Anhänglichkeit und Liebe der große Kreis derselben an ihm hing, das erfuhr er auf das schönste bei der Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums, die er am 6. Januar 1885 inmitten seiner Berufsgenossen, seiner Freunde und seiner Familie in ungebrochener aufrechter Kraft beging. Gierke sagt, daß es allen Theilnehmern der schönen Feier unvergeßlich bleiben werde, wie unter vielen Anderen die alten Kampfgenossen Waitz und Max Duncker (von Droysen hatte er im Sommer vorher schon Abschied nehmen müssen) den Freund begrüßten und die Erinnerung treuer Gemeinschaft in bewegter Vergangenheit weckten. Ein dauerndes Denkmal dieses seines Ehrentages setzten ihm seine Berliner

Collegen Brunner, Hinschius, Pernice, Bernstein, Cosack, Ryck, Eck, Goldschmidt, Gneist und Mommsen, indem sie ihm eine Festschrift juristischer Abhandlungen widmeten, unter denen die von Gneist die in manchem Betracht einflußreichste Schrift des Gefeierten zum Ausgang nahm und die „Lehre vom Volksrecht, Gewohnheitsrecht und Juristenrecht" weiterzubilden suchte. Und sein hervorragendster Schüler, der Ausbreiter und Weiterführer seiner Gedanken, Otto Gierke, der ihm bereits den ersten Band seines großen Werkes über das deutsche Genossenschaftsrecht im J. 1868 zugeschrieben hatte, brachte ihm, „dem Meister der Wissenschaft des vaterländischen Rechts, dem Erforscher und Wiedererwecker deutscher Rechtsgedanken" als schönstes Jubiläumsgeschenk sein neuestes Buch über die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung.

Nach der Feier freilich begannen seine Kräfte merklich abzunehmen. Als bald darauf der Tod die alten Freunde Waitz und Duncker kurz hintereinander abrief, überkam auch ihn das Gefühl des bevorstehenden Abschieds (Gierke). Er mußte die Vorlesungen einstellen, hielt aber gleichwol noch in den beiden letzten Semestern Uebungen im germanistischen Seminar ab. Bis zuletzt erfüllte er die Pflichten des Berufes, nahm er Theil an den Facultätsverhandlungen; sein letzter Gang in Berlin führte ihn am 1. August 1888 bei der Rectorwahl noch einmal in das Universitätsgebäude. Dann verließ er Berlin; wie er schon vorher die lange bewohnten Räume in der Eichhornstraße mit einer am Canal gelegenen Wohnung vertauscht hatte, um dem Grünen näher zu sein, so hoffte er jetzt in den Wäldern des Harzes Erholung finden zu können. Aber seine Kräfte waren erschöpft: am 28. August 1888 endete zu Harzburg im Kreise der Seinen ein sanfter Tod sein Leben.

Es wird angebracht sein, Beseler's Bedeutung für die deutsche Rechtswissenschaft noch mit einigen zusammenfassenden Worten zu bezeichnen. Denn so wichtig zumal 1848 seine politische Thätigkeit war, so hohen Werth er selbst dieser Seite seiner Wirksamkeit beilegte, seine wissenschaftlichen Leistungen bildeten doch die Grundlagen seiner Stellung und als Mann des deutschen Rechts wird er am längsten in dem Gedächtniß kommender Geschlechter weiterleben.

Man kann seine Stellung in der Wissenschaft vom deutschen Recht vielleicht am besten erklären, wenn man darauf hinweist, daß er auch als Jurist in erster und letzter Linie Politiker war. Er war nicht Rechtshistoriker, wie Eichhorn, nicht Antiquar, wie Jacob Grimm, nicht Dogmatiker, wie Albrecht, nicht Philolog, wie Homeyer, sondern er faßte das Recht als ein Feld der praktischen Politik auf. Was ihm schon als Studenten beim Studium der deutschen Rechtszustände zuerst und entscheidend in die Augen fiel, das war ihre Jämmerlichkeit, ihre Unerträglichkeit, die Nothwendigkeit, sie zu verbessern. Wie ist es möglich, daß ein so schlechtes Rechtsinstitut, wie die Erbverträge, die weder dem alten deutschen noch dem römischen Recht bekannt waren, sich in Deutschland festsetzen konnten, so fragte er sich. Die Antwort gab ihm die Geschichte des deutschen Rechts, die Geschichte der Reception der fremden Rechte. Er betrachtete diese entscheidende Thatsache der deutschen Rechtsentwicklung vom Standpunkt eines hochgestimmten Nationalismus aus, der bei dem früh mit nationalem Stolz erfüllten Schleswig-Holsteiner, bei dem Schüler Dahlmann's und Jacob Grimm's erklärlich war und den wir heute als einen besonders kräftigen und thatenreichen Ausläufer der Romantik verstehen lernen. Die Reception bedeutete ihm einen so starken Bruch in der Entwicklung des deutschen Rechts, daß er für die auf sie folgenden Jahrhunderte der deutschen Rechtsgeschichte die Lehre der historischen Schule von der Entstehung des Rechts für nicht mehr anwendbar hielt. Nur an einigen wenigen Punkten fand auch jetzt noch eine weitere organische Fortbildung deutscher Rechtsgedanken statt; bei weitem in den meisten

Fällen führte das fremde Recht fremde Elemente ein, die das deutsche Recht auch da, wo sie es nicht völlig verdrängten, auf das stärkste beeinflußten; was auf diese Weise an Rechtssätzen entstand und sich ausbildete, wurde zwar auch geltendes Recht, aber es war kein nationales, kein „deutsches" Recht. Wie man sieht, bedeuteten die Worte „deutsch" und „national" bei B. von Anfang an nach bestimmter Richtung hin ein Werthurtheil, wie er denn auch die Reception ein von jedem Patrioten zu beklagendes Nationalunglück genannt hat (Volksrecht und Juristenrecht S. 42). In der hierin liegenden zweifellos starken Ueberschätzung des nationalen Elements im Recht, in der allzu engen Verknüpfung zwischen dem Recht und dem Nationalcharakter eines Volkes vertrat B. durchaus die Lehren der historischen Schule, bewies er sich insbesondere als Schüler Jacob Grimm's, obwol dieser selbst einen verhältnißmäßig unbefangenen Blick sich bewahrte. Aber B. wurde durch jene Auffassung der Reception und der ihr folgenden Entwicklung zu einem Standpunkt geführt, der wenigstens in seinen Augen von dem der historischen Schule nicht unbeträchtlich abwich: sie ließ ihn die den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung bildende Lehre vom Volksrecht und Juristenrecht aufstellen, die bereits in seinem Werk über die Erbverträge die Grundlage der Untersuchung bildet, die ihn dann in dem ihr eigens gewidmeten Werke zur ausdrücklichen Polemik gegen die historische Schule veranlaßte und die dann endlich im „System des deutschen Privatrechts" mit geringen mehr nur formellen Aenderungen endgültig festgestellt und durch alle Auflagen hindurch fast wörtlich beibehalten wurde. Seine Lehre nun besteht darin (vgl. Zitelmann S. 387, 437 Anm. 194), daß alles ungesetzte Recht — dem gesetzten legte er übrigens mit Recht eine größere Bedeutung bei als die historische Schule — bald vom Volk bald von den Juristen erzeugt wird. Er stellte also neben das Volksrecht als zweite Art des Gewohnheitsrechts das Juristenrecht. Das Volksrecht wiederum ist entweder eigentliches Volksrecht, d. h. durch unmittelbare Beobachtung, durch Anschauung der Rechtsverhältnisse zu erkennendes Recht, das sich wie jedes Gewohnheitsrecht in thatsächlicher Uebung äußert; sein nothwendiges Entstehungserforderniß ist das mit innerer Nothwendigkeit aus dem Geiste des Volkes entspringende Rechtsbewußtsein. Oder das Volksrecht ist Recht, das zwar auch auf dem Rechtsbewußtsein des Volks beruht; aber hier tritt dieses Rechtsbewußtsein nicht unmittelbar, sondern erst durch eine längere Dauer der Uebung, durch eine inveterirte Uebung, erkennbar in die Erscheinung; B. nennt es Herkommen. Dem gegenüber ist das Juristenrecht Recht, das auf der Rechtsüberzeugung des Juristenstandes beruht (Rechtsüberzeugung im Gegensatz zum Rechtsbewußtsein ein durch Reflexion erworbenes Wissen) und, da es stets Herkommen ist (B. betont in der 4. Auflage des „Systems" S. 83, 84 ausdrücklich, daß das Juristenrecht immer Herkommen sei; nach Zitelmann's Darstellung lautete die Beseler'sche Lehre früher entgegengesetzt), in der auf Grund dieser Rechtsüberzeugung befolgten längeren Uebung zu Tage tritt. Offensichtlich beruht diese merkwürdige Gegenüberstellung von einem Recht des Volks und einem Recht der Juristen darauf, daß thatsächlich Zustände besonderer Art zur Höhe einer allgemeine Gültigkeit beanspruchenden Definition erhoben worden sind. Weil in Deutschland in der That die fremdrechtlich gebildeten Juristen der Rechtsentwicklung ihren Stempel aufgedrückt haben, darum stellte B. dem Volksrecht ein Juristenrecht an die Seite. Nur verkannte er dabei völlig, daß wenn unsere Juristen in ihrem Unverständniß Rechtsverhältnisse des deutschen Volkslebens romanistisch behandelten, sie dabei allerdings dem deutschen Recht unendlich schadeten, aus ihm vielfach ein Zwitterding von deutschem und römischem Wesen machten, daß sie aber vom formellen Standpunkt der Lehre von den Rechts-

quellen aus damit nichts anderes thaten als wenn sie gut deutschrechtlich entschieden hätten. Das, was die gelehrten Juristen in Judicatur und Litteratur aus dem deutschen Rechte machten, war, vom Standpunkt der Quellentheorie aus, so gut Volksrecht, wie das, was in den alten Schöffengerichten gefunden worden war; auch die gelehrten Juristen, wenn sie sich dem fremden Recht verkauften, wußten es nicht besser und meinten Recht zu sprechen, wie es in Deutschland eben Rechtens sei. Wenn B. sagt, ihr Juristenrecht habe das Volksrecht verdrängt, so konnte man dem mit Recht entgegenhalten, daß eben ihr Juristenrecht zum großen Theil das damalige Volksrecht gewesen sei; leider, mag man ja hinzufügen, aber es war eben nichts als der mystische Begriff „Volk" der historischen Schule, der zu dieser Hochschätzung des Volksrechts und zu dieser Mißachtung des Juristenrechts führte. Und wie sehr das subjective Werthurtheil maßgebend war, wie wirklich, möchte man sagen, das vom germanistischen Standpunkt aus verwerfliche Gewohnheitsrecht zum Juristenrecht gestempelt wurde, sieht man aus der von B. vorgenommenen Vertheilung der verschiedenen Rechtsinstitute und Rechtssätze zwischen die beiden Kategorien. Zum Volksrecht z. B. stellt er die meisten Sätze des neueren Rechts betreffend die Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern; die Rechtssätze über die Stellung der unehelichen Kinder dagegen seien Juristenrecht; die Rechtsverhältnisse der Dienstmiethe seien Voltsrecht, der Grundsatz der Klagbarkeit aller Verträge Juristenrecht u. s. w. Wenn B. also — und das war die praktische Spitze seiner Theorie — das Volksrecht pflegen, neu beleben, erweitern, das Juristenrecht möglichst zurückdrängen wollte, so hieß und war das nichts anderes als die erstrebte Befreiung unseres modernen Rechts von den ihm nur äußerlich angegliederten fremdrechtlichen Elementen. Und dieser Absicht stimmten ja auch B. viele seiner Gegner (ausdrücklich z. B. Schmid und Wächter), die gegen seine Theorie die gegründetsten Einwendungen erhoben, völlig bei. Das war überhaupt bei diesem Streit das merkwürdige, daß er gleichsam künstlich auf das Gebiet theoretischer Begriffsuntersuchungen verpflanzt und dort ausgekämpft wurde, während es sich um von ihnen ganz unabhängige Reformen des geltenden Rechts handelte. Und darum liegt die dauernde Bedeutung des Streites und insbesondere der Beseler'schen Erörterungen auch viel weniger in den theoretischen Auseinandersetzungen über die Begriffe Volksrecht, Juristenrecht, Herkommen, gemeines Recht, als vielmehr darin, daß er für B. die Gelegenheit wurde, seine Anschauungen über einige Hauptinstitute des „Volksrechts", insbesondere über die deutschrechtliche Genossenschaft ausführlich zu entwickeln und zu immer größerer Bestimmtheit zu gestalten. Er ist damit der Vater der Genossenschaftstheorie geworden und darin liegt vielleicht sein hauptsächlichstes wissenschaftliches Verdienst. Schon in den Erbverträgen (1, 80) hatte er den corporativen Trieb als eigenthümlichen Zug des germanischen Rechts bezeichnet; nun, im Volksrecht und Juristenrecht und dann abschließend im System, führte er in eingehender dogmatischer Begründung (die rechtsgeschichtliche fügte erst später Gierke hinzu) den Begriff der corporativen Genossenschaft, jener deutschrechtlichen juristischen Person, die von der römischen charakteristisch unterschieden ist, wie sie ihrerseits wiederum von den deutschen Gesammthandsverhältnissen sich sondert, in die Wissenschaft ein, nachdem er ihn mit einem gewissen divinatorischen Blick neu entdeckt hatte. Die Lehre von der Genossenschaft, wie er sie schuf und schließlich formulirte, trug zunächst noch unleugbare Mängel an sich und die Gegner haben lange Zeit hindurch diese Mängel benutzt, um sie völlig zurückzuweisen. Aber in Beseler's Forderung, daß über die romanistische Theorie hinweg unmittelbar an das germanische Volksrecht angeknüpft werden müsse, um den Associationsgeist der Nation in dieser Richtung und Gestaltung zu begreifen, lag ein

unzerstörbarer lebenskräftiger Kern, und er ist, wie B. selbst noch miterlebt hat, zu reichster Entfaltung gelangt: Wissenschaft und Gesetzgebung haben in umfänglichstem Maaße seine Gedanken zur Aufhellung rechtsgeschichtlicher und dogmatischer Probleme, zur Schaffung neuer, lebenskräftiger Gesellschaftsformen benutzt; das Bürgerliche Gesetzbuch hat die deutschrechtliche Gesammthand zur Grundlage seines Gesellschaftsrechts gemacht. Man kann wol sagen, daß dieser Sieg deutscher Rechtsgedanken, die nunmehr vom Handelsrecht auf das allgemeine bürgerliche Recht übertragen worden sind, ohne B. nicht errungen worden wäre.

Noch viele andere Theile des deutschen Privatrechts, die Lehre vom Gesammteigenthum, von den Reallasten, dann insbesondere alle jene Partien, die er in der ersten Auflage seines Systems als gemeines Ständerecht dem gemeinen Landrecht, später als die Specialrechte mit Einschluß des Ständerechts dem allgemeinen bürgerlichen Recht gegenüberstellte (insbesondere Adelsrecht, Landwirthschaftsrecht), erfüllte er mit jenem gleichsam instinctiv die deutschen Rechtsgedanken erfassenden Geiste. Nicht daß seine rechtsgeschichtlichen, dogmatischen, systematischen Ansichten überall das Richtige getroffen hätten. Aber er wußte die verschiedensten Erzeugnisse des deutschen Rechts zu einer inneren Einheit zu verbinden und damit in seinem System des deutschen Privatrechts zum ersten Mal einen in gewisser Hinsicht wenigstens dem gemeinen Recht ebenbürtigen Gedankenbau aufzurichten.

Auch dies geschah, um damit zum Abschluß unserer Betrachtungen an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren, in letzter Linie zu praktischen Zwecken. Er sprach in der Vorrede den Wunsch aus, daß sein System auch als Vorarbeit für die Gesetzgebung sich nützlich erweisen möge. Darin sah er seinen besten Lohn. Erklärte er doch gelegentlich ausdrücklich (Volksrecht und Juristenrecht S. 309), man müsse der Ansicht bestimmt entgegentreten, daß die Rechtswissenschaft ein selbständiges, vom praktischen Leben unabhängiges Ziel in sich trage. Das mag von einem allgemeinsten Gesichtspunkt aus zu bestreiten sein; Beseler's ruhmvolles Wirken aber hat darin bestanden: er hat gekämpft für sein deutsches Recht, und damit für sein Volk, zu allen Zeiten seines Lebens, in allen Richtungen seiner ausgebreiteten Wirksamkeit. So wird er in der Geschichte weiter leben: eine Gestalt, wie wir sie dem alten Schöffen Eike von Repgow zuschreiben mögen: nichts Blendendes war an ihr; er war kein begeisternder Redner, kein hinreißender Schriftsteller, aber er war ein charaktervoller, zielbewußter, energischer deutscher Mann; hinter der gemessenen Würde des äußeren Auftretens verbarg sich das wärmste und treueste Gemüth, aus dem edlen Antlitz sprach Klugheit und Güte, der imponirende Ausdruck einer festen, geschlossenen, von hohen Gedanken erfüllten Persönlichkeit.

Gierke i. d. Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, 10. Bd., germanistische Abtheilung, 1889, S. 1—24. — Goldschmidt in seiner Zeitschrift f. Handelsrecht, Bd. 36, 1889, S. 1—5. — Droysen, Die Verhandlungen des Verfassungs-Ausschusses der deutschen Nationalversammlung. Erster Theil. Leipzig 1849. — Haym, Die deutsche Nationalversammlung. Drei Theile. Frankfurt, Berlin 1849, 1850. — Laube, Das erste deutsche Parlament. Drei Bände. Leipzig 1849. — Mollat, Reden und Redner d. ersten deutschen Parlaments. Osterwieck 1895. — v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Drei Bände. Breslau 1894, 1895, 1896. — Springer, Friedrich Christoph Dahlmann. Zwei Bände. Leipzig 1870, 1872. — Zitelmann, Gewohnheitsrecht und Irrthum. Archiv f. civilistische Praxis. Bd. 66, 1882, S. 323—468.

R. Hübner.

Beseler: Wilhelm Hartwig B., der älteste Sohn des späteren Kammerraths Cay Hartwig B. und seiner Frau Sophia Magdalene geb. Jahn, ward am 3. März 1806 auf dem Schlosse Marienhausen in Jever (Großherzogthum Oldenburg) geboren. Schon als zweijähriger Knabe kam er mit seinen Eltern nach Rödemis bei Husum, wo sein Vater als Deichinspector für das Herzogthum Schleswig Wohnung nahm und eine ländliche Besitzung hatte. Auf den gelehrten Schulen in Husum und dann in Schleswig gebildet, studirte er von dem Jahre 1823 an in Kiel und von 1825—1827 in Heidelberg die Rechtswissenschaft und bestand 1827 seine Staatsprüfung auf Gottorp mit dem zweiten Charakter „mit sehr rühmlicher Auszeichnung". Er ließ sich alsdann als Advocat in der Stadt Schleswig nieder, ward 1830 Notar, 1832 Ober- und Landgerichtsadvocat und gehörte zu den Stiftern des Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Advocatenvereins, zu dessen Vicepräsident er 1844 gewählt ward. Als solcher vertheidigte er den Landinspector und Koogbesitzer Tiedemann gegen die Anklage des „Majestätsverbrechens" und veröffentlichte die Acten (Schleswig 1844) in ausführlicher Denkschrift.

Schon als Student mit dem fröhlichen Glauben an Deutschlands Einheit und Freiheit erfüllt, stand er in Schleswig mitten in der Bewegung, die sich an den Namen Lornsen knüpft. Zu einer Zeit, wo die gesonderten Stände die Vorkämpfer des Landesrechts waren, wo die Bitte um gemeinsame Vertretung beider Herzogthümer und Herstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes immer dringender an die Regierung herantrat, war auch er zu der Erkenntniß gelangt, daß die Durchführung dieser Forderung der längst bestehenden Gemeinsamkeit aller öffentlichen Rechtsverhältnisse erst die nöthige Sicherheit und Dauer verleihen werde. Sein erstes öffentliches Hervortreten knüpft sich an das bekannte Schleswigsche Sängerfest (23.—25. Juli 1844), wo zuerst die schleswig-holsteinische Fahne entfaltet und zum ersten Male das Schleswig-Holstein-Lied gesungen ward; hier rief er in öffentlicher Rede das Volk zum „Kampf für Wahrheit, Recht und Freiheit des Landes" auf. Im J. 1844 von der Stadt Tondern zum Vertreter gewählt, übernahm er bald in der Schleswigschen Ständeversammlung, ähnlich wie Graf Reventlou in Itzehoe, die Führung. Wie er der Ueberzeugung lebte, daß „die wahre Freiheit nur in der strengsten Aufrechterhaltung der Gesetze bestehe" und dem gemäßigten Liberalismus jener Zeit huldigend als Verfechter der Grundsätze bürgerlicher Freiheit auftrat, so stellte er andrerseits in politischer Beziehung nicht sowol die Frage des fürstlichen Erbrechts als vielmehr die untrennbare Verbindung beider Lande in die erste Linie und hielt dabei die unter dänischer Herrschaft gefährdete Zukunft Schleswigs allein durch eine enge Verbindung mit Deutschland d. h. durch Aufnahme in den deutschen Bund gesichert. Daraus erklärt sich einerseits sein Gegensatz zu dem Herzog Christian August von Augustenburg, der während seiner späteren Thätigkeit mehrfach scharf zu Tage trat, andrerseits jener Aufsehen erregende, später wieder von ihm zurückgenommene Vorschlag in der Ständeversammlung, das Amt Hadersleben mit dem Königreich zu vereinigen, um die schwierige Sprachsache zu beseitigen und das übrige Herzogthum, wenn auch mit Opfern, eng mit Holstein und Deutschland zu verbinden.

Als nach dem „offenen Briefe" Christian's VIII. (8. Juli 1846), worin das ganze Herzogthum Schleswig und ein nicht näher bestimmter Theil Holsteins für das dänische Königsgesetz in Anspruch genommen ward, die schleswigschen Stände am 21. October 1846 zusammentraten, ward B. fast einstimmig zum Präsidenten erwählt. Stattlich in seiner äußeren Erscheinung, würdevoll und gemessen in seinem Auftreten, leitete er die Berathungen mit jener vornehmen Ruhe, die sein ganzes Wesen kennzeichnete. Die kaltblütige Entschiedenheit

und die schneidige Schärfe, womit er dem königl. Bevollmächtigten, dem Regierungspräsidenten v. Scheel, entgegentrat, machte ihn zum volksthümlichsten Manne im Herzogthum Schleswig. Nicht leicht wird es etwas geben, was seine Persönlichkeit und seine politischen Ueberzeugungen schärfer bezeichnet, als die berühmte Sitzung, wo er den Präsidentenstuhl verließ, um seine Stellung zu dem Antrag des Abgeordneten Gülich, in dem die Entlassung des Ministers Grafen v. Moltke gefordert ward, näher darzulegen: „Ohne Urtheilspruch", erklärte er unter anderem, „ist der Amtmann Graf v. Brockdorff in Neumünster entlassen, weil er nicht versucht hat, eine Volksversammlung aus einander zu treiben, die sich streng in dem Rahmen des Gesetzes gehalten. Die Grundpfeiler des Staates sind erschüttert, wenn der Justizbeamte nicht mehr unantastbar dasteht, wenn der Stand der Richter nicht mehr geschützt erscheint. Ich liebe die Freiheit wie ein Mann und nicht wie ein Eunuch; wohl ist mir bekannt, daß von gewissen Seiten allen freiheitlichen Bestrebungen entgegengehalten wird, man wolle in die Hesperidengärten französischer Gleichheit und Freiheit eindringen, und man finde statt des Ersehnten nur Centralisation und Polizeigewalt; — in meiner Brust schlägt ein deutsches Herz; ich will die Freiheit, wie sie dem innersten Wesen unserer deutschen Nation entspricht; ich will politische Garantien, staatliche Einrichtungen, welche vor allen Dingen die individuelle Unabhängigkeit und persönliche Freiheit sicher stellen; ich hasse als freiheitsliebender Mann mehr als alles die polizeiliche Bevormundung und Unterdrückung des Volkes; ich bin aus Ueberzeugung ein Freund der monarchischen Staatsform; ich wünsche daher nicht nur, weil ich dem Volke angehöre, daß der Antrag angenommen wird, auch der Monarchie wegen wünsche ich es. Wer wäre so kurzsichtig, daß er nicht in der Uebereinstimmung der Regierung mit dem Geiste des Volkes die festesten Grundpfeiler des Thrones sähe? Ich beschwöre den durchlauchtigsten Inhaber der erblichen Virilstimme (Herzog Christian August), daß er eingedenk sei seines Ahnherrn Christian I., welcher die Rechte und Freiheiten dieser Lande schützen zu wollen, feierlich gelobt hat, — ich wende mich an alle Repräsentanten des Kerns unseres Volkes, des Bürger- und Bauernstandes, mit der inständigen Bitte, ein freimüthiges Urtheil über das Regiment, wie es jetzt bei uns eingeführt ist, auszusprechen; wir müssen in aller Ehrerbietung vor den Thron Sr. Majestät treten und thun, was unsere Pflicht ist, nämlich dem Landesherrn die Wahrheit sagen." Der Ausgang der ständischen Verhandlungen war derselbe wie in Holstein. Als der königliche Bevollmächtigte die beschlossene Adresse gegen den offenen Brief an den Präsidenten B. zurücksandte, die Bitte um Einführung einer gemeinsamen Verfassung und um Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund anzunehmen sich weigerte, verließen alle Mitglieder bis auf sechs unter Protest die Versammlung. Am 14. December schloß B. die letzte Sitzung; er hatte als Präsident bis ans Ende ausgeharrt.

Wie früher in Neumünster, wo eine Volksversammlung unter seinem Vorsitz stattgefunden hatte (20. Juli 1846), um gegen den „offenen Brief" Protest zu erheben, so unterließ er auch jetzt, wo die Stimme der Stände verstummt war, keine Gelegenheit sich an den öffentlichen Versammlungen zu betheiligen, wie in Dithmarschen. Um den gefährlichen Mann aus der Ständeversammlung zu entfernen, hatte die Regierung ihn in Anklagestand versetzt (25. August) wegen seiner Leitung der Neumünsterschen Versammlung und sich geweigert, ihm die Annahme seiner Neuwahl zum Deputirten der Stände zu gestatten. Um seine politische Thätigkeit unbehinderter als bisher fortsetzen zu können, nahm er seinen Abschied als Advocat, den er am 3. December 1847 empfing. Durch Unterstützung aus Deutschland und der Heimath ward er zugleich in die Lage versetzt, in völliger Unabhängigkeit zu leben. Mittlerweile hatte die Empfindung

von der drohenden Nähe hereinbrechenden Unheils die Führer der beiden Ständeversammlungen zu einem bedeutsamen Schritte gedrängt. Wollten sie weitere Uebergriffe, ja Vergewaltigung abwehren, so mußten sie sich über geeignete Maßnahmen verständigen, die im äußersten Falle zur Anwendung gelangen sollten. Im Spätherbst des Jahres 1847, wahrscheinlich Ende October, erschien Graf Reventlou in Schleswig; im Hause Beseler's, auf dem sogenannten Herrenstall, fand die entscheidende Berathung zwischen beiden Männern statt. Hinzugezogen ward zuletzt auf Beseler's Vorschlag allein der damalige Rittmeister v. Fürsen-Bachmann (1894 als Oberst a. D. in Schleswig gestorben). Aus den Mittheilungen, die mir über die Besprechung geworden sind, hebe ich nur hervor, daß die Besetzung Rendsburgs, des festen Waffenplatzes in den Herzogthümern, als die erste Bedingung eines erfolgreichen Widerstandes gegen Vergewaltigung betrachtet und die Proclamirung einer provisorischen Regierung eventuell als nothwendig bezeichnet ward. Die Durchführung dieser Maßregel kam rascher, als beide Männer erwarten konnten; der plötzliche Tod Christian's VIII. (20. Januar 1848), der Ausbruch der französischen Revolution und insbesondere die revolutionäre Bewegung in Kopenhagen, Ereignisse, die nicht vorauszusehen waren, beschleunigten in überraschender Weise die Entscheidung.

Auf einer Versammlung in Kiel (17. Febr. 1848) sprach sich B. dagegen aus, die Wahl von „erfahrenen Männern“ vorzunehmen, die in Kopenhagen einen von König Friedrich VII. vorgelegten, schon von seinem Vater entworfenen Verfassungsentwurf prüfen sollten. Als am 18. März 1848 70 Mitglieder beider Ständeversammlungen ohne landesherrliche Berufung, aber mit sozusagen nachträglicher Erlaubniß der Regierung zu Rendsburg unter Beseler's Vorsitz zusammentraten und fünf erfahrene Männer unter Widerspruch Reventlou's nach Kopenhagen gesandt wurden, um dem Landesherrn die formulirten Wünsche seiner deutschen Unterthanen vorzulegen, wurde B. zugleich mit Reventlou und Bargum beauftragt, die Versammlung ständischer Mitglieder im Falle, daß die politische Lage es nöthig machte, von neuem zu berufen. Die Ereignisse überstürzten sich fortan. Am Morgen des 23. März erfuhr B. in Schleswig durch den Hardesvogt Jakobsen die aufrührerischen Vorgänge in Kopenhagen vom 21. März; er eilte sofort nach Kiel, und hier trat dann in der Nacht vom 23. auf den 24. März die provisorische Regierung ins Leben. Mit Reventlou war B. auch darin einverstanden, daß das Wort von dem „unfreien Landesherrn“, wie es die berühmte Proclamation vom 24. März aussprach, durch die Lage gerechtfertigt werde. Es galt mit den Rechten und Freiheiten der Herzogthümer auch die ihres königlichen Herzogs gegen die Dänen zu vertheidigen, einerseits die alten Landesrechte gegen das Eiderdänenthum zu schützen, andrerseits die schleswig-holsteinische Frage rein zu halten von allen überstürzenden Bestrebungen, die eine völlige Trennung von Dänemark zum Ziele nehmen mußte. Demgemäß hat B. auch die Sachlage mit den Worten, die er nach Besetzung Rendsburgs an den Hardesvogt Jakobsen richtete, durchaus richtig bezeichnet: „Wenn wir nicht die Legitimität aufrechterhalten hätten, wären wir innerhalb drei Tagen landflüchtig in Hamburg gewesen“.

Die provisorische Regierung, deren Präsident B. war, war nur von siebenmonatlicher Dauer. Aus seiner Thätigkeit während derselben heben wir hervor, wie er infolge des unerwarteten Rückzugs Wrangel's aus Jütland (21. Mai) in das deutsche Hauptquartier eilte, ohne doch etwas anderes als bedeutungslose Zusicherungen zu erhalten; wie er dann nach Rückkehr des Grafen Reventlou aus Berlin sich nach Frankfurt begab, um dort persönlich das Wiedervorrücken der Armee zu betreiben. Am 8. Juli eilte er wieder in das Hauptquartier Wrangel's, um genaueres über den Stand der Waffenstillstandsunterhandlungen

zu erfahren. Hier, wo man vor allem an den militärischen Bestimmungen des Malmöer Entwurfs Anstoß nahm, fand er mit seinem Begleiter Schleiden freundliche Aufnahme. Die Bedenken des Generals wurden noch verstärkt, als B. ihn daran erinnerte, daß er nicht bloß preußischer General, sondern zugleich Bundesfeldherr sei und als solcher ohne den Vorbehalt der Genehmigung des soeben gewählten Reichsverwesers unmöglich abschließen könne. Am 27. Juli war er wieder in Frankfurt, um so viel wie möglich der Mißstimmung zwischen Preußen und der Centralgewalt entgegenzuwirken. Vergeblich waren alle Bemühungen, die Bedingungen des Malmöer Vertrags (26. August) zu verbessern. Am 19. October 1848 erschien B. Namens der provisorischen Regierung in der Mitte der Landesversammlung, um den Bestimmungen des Malmöer Waffenstillstands gemäß ihr Amt in die Hände einer neuen „gemeinsamen Regierung" niederzulegen und zugleich, die Summe ihrer Thätigkeit ziehend, ihr Verhalten mitten unter den Kriegsläuften vor Land und Volk zu rechtfertigen; er durfte hinzeigen auf die Ruhe und Ordnung, die im Lande geherrscht; wol mochte er Klage führen über den geringen Einfluß der provisorischen Regierung auf den Gang der europäischen Verhältnisse, nachdem die schleswig-holsteinsche Frage einmal eine europäische geworden; aber er konnte doch auf die Achtung hinweisen, die sich die Regierung in allen Stürmen durch ihre Haltung erworben; er durfte von der weisen Mäßigung zeugen, welche die Versammlung von Anfang an an den Tag gelegt, die Einigkeit zwischen Regierung und Landesvertretung rühmen selbst in bösen Tagen, wo man fürchten mußte, von Leidenschaften auseinandergerissen zu werden. Am 22. October trat B. mit den übrigen Mitgliedern der provisorischen Regierung ins Privatleben zurück. Mittlerweile war er am 1. October 1848 von Rendsburg zum Mitgliede der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt gewählt. Am 16. November reiste er dorthin ab. Prophetisch schrieb er damals an einen Freund: „Eine große, schwere Zeit liegt hinter uns; es scheint aber, als wenn das Schwerste noch kommen werde". In Frankfurt zeichnete man ihn schon nach wenigen Tagen durch die Wahl zum Vicepräsidenten aus. Wenn es ihm auch nicht gelang hervorragenden Einfluß auf die Versammlung zu gewinnen, so wurde er doch infolge der Kündigung des Waffenstillstandes seitens Dänemarks (26. März 1849) von der deutschen Centralgewalt mit Reventlou zum Statthalter der Herzogthümer bestellt, mit der Verpflichtung unter Vorbehalt der Rechte des Landesherrn im Namen der Reichsgewalt nach den Bestimmungen des in thatsächlicher Geltung stehenden Staatsgrundgesetzes die Regierung bis zum Schlusse des Friedens zu führen. Es war zu gleicher Zeit die Bestimmung getroffen, daß beide Statthalter sich über ein drittes Mitglied einigen sollten unter der Voraussetzung, daß die Landesversammlung ihr Einverständniß erkläre; indeß konnte infolge verschiedener politischer und persönlicher Anschauungen unter ihnen keine Einigkeit erzielt werden. Während ihrer Amtsführung trat der Einfluß Beseler's gegen Reventlou, der die diplomatischen Angelegenheiten leitete, mehr und mehr zurück; wenn sie auch darin einig blieben, unbeirrt den Standpunkt der Proclamation vom 24. März 1848 festzuhalten und die Personalunion mit Dänemark nicht zu beseitigen, so trat doch gegen Schluß ihrer Amtsführung in ihren Anschauungen, insbesondere inbezug auf die Kriegsführung, mehr und mehr ein Gegensatz zu Tage. Nicht bloß nach dem Frieden von Berlin (2. Juli 1850), der der Statthalterschaft die Aufgabe überließ, den tödtlichen Kampf mit Dänemark mit den eignen Kräften des Landes auszufechten, hat B. sich, freilich vergeblich, bemüht durch sein Erscheinen im Hauptquartier (15. Juli) das Austreten der preußischen Officiere aus der schleswig-holsteinschen Armee zu verhindern; auch nach der Schlacht bei Idstedt im Verein mit Reventlou seine

ganze Kraft daran gesetzt, dem drohenden Ungewitter, das infolge des Tages von Olmütz (28. November 1850) über Schleswig-Holstein hereinbrechen sollte, durch einen neuen Schlag zuvorzukommen und so dem Rechte mit den Waffen die versagte Anerkennung zu verschaffen. Wir heben dies hervor, weil die zunächst bedrohten und darum besonders aufgeregten Südschleswiger früher laut darüber geklagt hatten, daß B., der doch selbst ein Schleswiger sei, nicht energisch genug für den sofortigen thätigen Widerstand eintrete; es war zeitweilig von Demonstration gegen ihn die Rede gewesen. Bezeichnend ist insbesondere sein Verhalten, als die Statthalterschaft am 6. Januar 1851 den Forderungen der österreichischen und preußischen Commissare, den Generalen v. Mensdorff und v. Thümen gegenüberstand; sie stellten für die Unterwerfung eine dreitägige Frist bis zum 9. Januar 2 Uhr Nachmittags, die jedoch später bis zum 11. Nachmittags 2 Uhr verlängert ward, forderten Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug des Heeres hinter die Eider, Entlassung desselben bis auf ein Drittel der Stärke und Auflösung der Landesversammlung; im Fall der Weigerung ward mit dem Einrücken einer preußisch-österreichischen Executionsarmee gedroht. Die alles entscheidende Frage war, wie das Heer sich stellen werde. B. begab sich mit Reventlou am 8. Januar nach Rendsburg, wo ein Kriegsrath zusammenberufen war. Die Officiere, General v. d. Horst an der Spitze, erklärten einen erfolgreichen Widerstand gegen die Dänen und ein von Süden sich näherndes Heer für nicht mehr möglich; viele ihrer Kameraden würden sich weigern, gegen ihre deutschen Landsleute zu fechten. Noch an demselben Tage kehrten B. und Reventlou nach Kiel zurück, um das Gutachten der Officiere dem Staatsrath vorzulegen. Die Mehrheit entschied sich für Unterwerfung. Die Statthalter waren uneinig; Reventlou stand auf Seiten der Mehrheit; B. forderte eine schleunige Geldbewilligung zur energischen Fortführung des Kampfes. So traten sie am 9. Januar vor die Landesversammlung, um mündlich ihre verschiedenen Ansichten dazulegen, B. übergab außerdem ein schriftliches Gutachten; er stützte sich auf die mangelhafte Legitimation der Commissäre, die als Bevollmächtigte Deutschlands nicht zu betrachten seien; für die Erfüllung ihrer Versprechungen fehle jede Gewähr; er hob die günstigen Aussichten hervor, welche die politische Lage für die Fortsetzung des Kampfes noch in diesem Augenblicke böte, sowie die unabsehbaren traurigen Folgen, welche die Unterwerfung unter die Forderungen der Commissäre mit sich bringen würde; das Recht, für das die Herzogthümer sich erhoben, könne, wenn man in ehrenvollem Kampfe unterliege, wol für einige Zeit unterdrückt, aber niemals vernichtet werden. Das Land sei nach göttlichen und menschlichen Rechten verpflichtet, auch angesichts einer drohenden Vernichtung Widerstand zu leisten. B. hoffte noch durch einen kühnen energischen Entschluß eine vollständige Umwälzung der ganzen politischen Lage herbeiführen zu können; dann aber mußte nicht nur die Regierung, sondern das ganze Volk in seiner Vertretung einig sein, um alles zu wagen für das höchste Gut der Unabhängigkeit. Zu einer solchen Einmüthigkeit war aber keine Aussicht mehr: nach ergreifenden Verhandlungen, die bis in den frühen Morgen des 11. Februar dauerten, ergab die Versammlung mit 47 gegen 28 Stimmen sich und zugleich das Land in das unabwendbare Geschick. Die Entscheidung der Landesvertretung ließ B. keine Wahl; er legte noch am selben Tage sein Amt nieder und verließ Kiel. Wol hat man ihn deswegen getadelt; man sagte, er habe seine persönliche Ansicht den Beschlüssen der Versammlung unterordnen müssen, sein unglückliches Vaterland nicht im letzten Augenblick verlassen dürfen; aber das allerdringendste Erforderniß in diesen Tagen, dem er sich fügen mußte, war die Einigkeit der Regierung in den Verhandlungen mit den Bundesbevollmächtigten, und die An-

nahme ist nicht unberechtigt, daß Reventlou nicht anders gehandelt hätte, falls die Entscheidung gegen ihn ausgefallen wäre.

So verließ B. das Land, verfolgt von den Verleumdungen eines preußischen Ministers, der ihn noch in Altona an der Spitze einer unfindbaren demokratisch-revolutionären Partei die Fahne der Empörung erheben sah, als er ruhig mit seiner Familie schon in Braunschweig weilte, wohin ihn der Herzog ausdrücklich eingeladen hatte. Nachdem dann am 1. Februar 1851 die Regierungsgewalt von den Commissaren übernommen und in der Folge Dänemark wieder übergeben war, erfolgte im Mai desselben Jahres Beseler's Landesverweisung, die noch im März 1852 ausdrücklich wiederholt ward. Er lebte mehrere Jahre, von dortigen Freunden unterstützt, in Braunschweig, dann seit 1858 in Heidelberg in ziemlich beschränkten Verhältnissen; vielfach litterarisch thätig, ist er auch in der Verbannung der Rechtsanwalt Schleswig-Holsteins geblieben. Er theilte den „Proceß Gervinus" und die „Verhandlungen vor dem Oberhofgericht zu Mannheim" mit (Braunschweig 1853), schrieb „Zur Schleswig-Holsteinschen Sache im August 1856" (Braunschweig 1856), „Zur Skandinavischen Frage und zur Schleswig-Holsteinischen Sache im Juli 1857" (Braunschweig 1857), „Die Verfassungsfrage in der Holsteinischen Ständeversammlung" (Braunschweig 1859), „Das deutsche Interesse in der Italienischen Frage" (Leipzig 1859), „Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege" (Leipzig 1859), „Mahnruf an das deutsche Volk" (Leipzig 1860), „Zur österreichischen Frage" (Leipzig 1860) und übersetzte Macaulay's Geschichte von England (Braunschweig 1860).

Eine Wendung in seinem Leben trat im J. 1860 ein, wo ihn der König Wilhelm I. unter dem 8. December zum Curator der Universität Bonn und zum Wirkl. Geh. Rath mit dem Prädicat Excellenz ernannte. Wenn auch Conflicte nicht ausblieben, so hat er hier doch bis an seinen Tod eine ihn befriedigende und zugleich segensreiche Wirksamkeit entfaltet und mit der Befreiung seines engeren Vaterlandes auch die Bitterkeit vergessen können, die die Kämpfe des Jahres 1850 und sein Scheiden aus der Heimath in ihm hinterlassen hatten. Auch hat er den Grafen Reventlou noch einmal im Leben wiedergesehen. Um das Jahr 1870 hat Reventlou bei einem Besuche in Bonn ihm die Hand gereicht; sie haben sich über die alten Zeiten und ihren letzten Conflict in längerer Unterredung ausgesprochen und sind in Frieden von einander geschieden. Am 20. Mai 1871 von der juristischen Facultät in Bonn zum Dr. juris ernannt, von dem Könige mit Orden ausgezeichnet, feierte er am 25. October 1883 im Kreise seiner Familie die goldene Hochzeit. Er starb zehn Jahre nach Reventlou's Tode in Bonn am 2. September 1884; seine Leiche ist an der Seite seiner Eltern in Mildstedt in friesischer Erde beigesetzt, deren freiheitsliebender Wahlspruch auch der seine gewesen war. Das ihm und Reventlou zu Ehren in der Stadt Schleswig 1891 errichtete Landesdenkmal bewahrt sein Andenken in der alten Heimath.

Aus seiner früheren politischen Thätigkeit in den Herzogthümern stammen einige seiner Schriften, die für die Beurtheilung seiner Persönlichkeit nicht ohne Bedeutung sind, wie die „Vertheidigungsschrift des Obergerichtsadvokaten Beseler" in „Die Neumünstersche Volksversammlung vor den Schranken des Gerichts; Anklage und Vertheidigung des Obergerichtsadvokaten Beseler in Schleswig" (Lübeck 1847), ferner: „Bemerkungen zu den Erklärungen des Herrn Kammerherrn v. Scheel" (Kieler Corresp.-Bl. 1845, Nr. 23), und die Flugschrift: „Was die Schleswig-Holsteiner ohne Verzug zu thun haben" (Bremen 1848). Ueber seine spätere politische Wirksamkeit in Schleswig-Holstein, besonders aus den Jahren 1848—51, hat er nichts bekannt gemacht; seine Papiere sind laut

testamentarischer Bestimmung unter Siegel gelegt und harren voraussichtlich noch lange der Veröffentlichung.

Außer mancherlei Privatmittheilungen sind benutzt: Die Herzogthümer Schlesw.-Holst. und d. Königr. Dänemark. Aktenmäßige Geschichte d. dän. Politik seit dem Jahre 1806 (von Droysen u. Samwer). Hamburg 1850. — Die Protokolle d. Verhandlungen d. schlesw. Stände (1844—47) und d. Landesversammlung (1848—51). — Aktenstücke z. neuesten schlesw.-holstein. Geschichte. 3 Hefte. Leipzig 1852; anonym v. d. früheren schlesw.-holstein. Staatssekretär, dem Justizr. Schleiden, herausgegeben. — O. Fock, Schlesw.-Holsteinische Erinnerungen. Leipzig 1863. — E. Alberti, Lex. d. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866. Kiel 1867; ferner von 1866—1882. — A. Sach, Graf Friedrich v. Reventlou und Wilhelm Hartwig Beseler. Ein Vortrag. Schleswig 1886. — Rudolph Schleiden, Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Neue Folge 1841—1848; 1848—1849 und 1849—1850. Wiesbaden 1890—1894.

August Sach.

Bessels: Emil B., Nordpolfahrer und Naturforscher, ist 1847 in Heidelberg geboren. Nachdem er in Jena und in seiner Vaterstadt Medicin und Naturwissenschaften studirt hatte, beschloß er, sich ganz der Polarforschung zu widmen. 1869 unternahm er auf Anregung Karl Petermann's gleichzeitig mit den deutschen Nordpolexpeditionen unter Payer und Dorst und den englischen unter Palliser und Lamont auf dem der Firma Rosenthal in Bremen gehörigen Dampfer Albert seine erste Polarfahrt. Er reiste Ende Mai von Bremerhaven ab und beabsichtigte, zunächst ganz Spitzbergen zu umfahren, dann Gillisland zu erforschen, hierauf in der Gegend von Nowaja Semlja eine möglichst hohe Breite zu erreichen, dann die sibirische Küste soweit als möglich zu verfolgen und die dort vorhandenen Mammuthreste zu untersuchen. Jedoch gelang es ihm nicht, diesen groß angelegten Plan völlig durchzuführen. Er fuhr zunächst der norwegischen Küste entlang und hielt sich dann nördlich, erreichte unter 90° 52′ ö. L. bei 80° 14′ die höchste Breite, mußte aber hier infolge ungünstiger Eisverhältnisse umkehren. Nachdem er einen Monat hindurch an der Westküste Spitzbergens gekreuzt hatte, versuchte er, nach Gillisland oder wenigstens nach den Tausend Inseln vorzudringen. Doch gelang ihm beides nicht. Er dampfte deshalb an der Südgrenze des Packeises weiter nach Osten und kam bis zum Kap Nassau auf Nowaja Semlja. Hier mußte er infolge der vorgeschrittenen Jahreszeit umkehren. Nach 122 Tagen traf er Ende September wieder in Bremerhaven ein. Die Ergebnisse dieser Reise waren zwar keine neuen Landentdeckungen, wol aber werthvolle naturwissenschaftliche Sammlungen, meteorologische Beobachtungsreihen, zahlreiche Tiefenmessungen, eine Menge Zeichnungen und der wichtige Nachweis, daß der Golfstrom in dem Meerestheile zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja deutlich wahrnehmbar sei. Einige Zeit nach seiner Rückkehr wurde B. von der Regierung der Vereinigten Staaten aufgefordert, die wissenschaftliche Leitung der von ihr geplanten Nordpolexpedition zu übernehmen, welche die früheren Forschungen der Amerikaner Henry Grinnell, Elisha Kent Kane und Isaak Hayes erweitern sollte. Am 29. Juni 1871 reiste er auf dem Schiffe Polaris, das unter dem Befehle des Capitäns Charles François Hall stand, von New-York ab. Er fuhr zunächst an der Westküste von Grönland hin, um Schlittenhunde und landeskundige Eskimos aufzunehmen, durchquerte dann die Melville-Bai, ließ Cap Parry und den Murchison-Sund rechts liegen, drang in den Smith-Sund ein, ohne Packeis zu finden, besuchte Port Foulke, wo Hayes, und den Rensselaerhafen, wo Kane überwintert hatte, näherte sich dann der Küste von Grinnell-Land und stieß endlich nördlich vom

79. Grad auf die ersten ausgedehnten Eismassen. Doch gelang es ihm, unterstützt von einer südlichen Meeresströmung, dieselben zu umfahren. Ohne wesentliche Hindernisse zu finden, dampfte er durch den Kennedy-Canal, erblickte Cap Bryan, die Petermannhalbinsel und den Petermannfjord und entdeckte nördlich von diesem ein unbekanntes Land, das zu Ehren des Führers der Expedition Hall-Land genannt wurde. Hier erreichten die Reisenden eine Breite von 82° 26′, zu der bisher noch kein Schiff vorgedrungen war. Da aber das Packeis die Weiterfahrt unthunlich erscheinen ließ, suchten sie an der Küste der Polaris-Halbinsel unter 81° 36′ n. Br. eine zur Ueberwinterung geeignete Stelle auf, löschten die Ladung, erbauten sich Schneehütten und richteten ein Observatorium ein, in welchem sie meteorologische, astronomische und magnetische Beobachtungen vornahmen. Auch erforschten sie durch größere und kleinere Schlittenfahrten und Wanderungen die Umgegend und trafen alle Vorbereitungen, um im nächsten Frühjahr einen Vorstoß nach dem Pole wagen zu können. Leider fand Hall im October infolge eines Schlaganfalles seinen Tod, und der Beginn der 132 Tage andauernden Polarnacht zwang die Reisenden, ihre Ausflüge einzustellen. Doch setzten sie ihre wissenschaftlichen Arbeiten fast ununterbrochen fort und beobachteten Temperatur, Druck und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Richtung und Geschwindigkeit des Windes, Himmelsbedeckung und Wolkenzug, die Schwankungen der Magnetnadel und die Schwingungen des Pendels, sowie Nordlichter und Meteore. Im Sommer 1872 nahm B. seine Schlittenreisen und Bootfahrten wieder auf, mußte jedoch infolge der wenig günstigen Eisverhältnisse seinen Vorsatz, den Pol zu erreichen, aufgeben. Er trat deshalb am 12. August die Rückreise an und gelangte durch den Kennedy-Canal und durch Kane's Bassin bis in den Smith-Sund. Hier wurden die Reisenden, als sie sich auf einem Eisfelde in der Nähe ihres Schiffes aufhielten, durch Zerbrechen desselben getrennt. Die eine Abtheilung, aus 19 Personen bestehend, wurde durch eine Meeresströmung sammt ihrer Scholle unaufhaltsam nach Süden getrieben, hatte durch Hunger, Kälte und die Gefahren des arktischen Meeres und der langen Polarnacht unerhörte Leiden auszustehen, gelangte aber trotzdem glücklich bis an die Küste von Labrador und wurde nach 196tägiger Schollenfahrt durch ein Robbenschlägerschiff gerettet. B. war dagegen, nachdem er bei der Zertrümmerung des Eisfeldes den größten Theil seiner Sammlungen und Aufzeichnungen eingebüßt hatte, mit 13 Gefährten glücklich wieder auf die Polaris gelangt. Da dieselbe indeß durch Eispressung schwer beschädigt war und zu sinken drohte, wurde sie auf den Strand gesetzt und verlassen. Die Schiffbrüchigen richteten sich auf der Refuge-Halbinsel zum zweiten Male Winterquartiere ein und nahmen ihre wissenschaftlichen Beobachtungen wieder auf. Als die Polarnacht vergangen war, erbauten sie aus dem Holze des Wracks zwei Boote und ruderten nun längs der grönländischen Küste nach Süden. Bereits nach dreiwöchentlicher Fahrt wurden sie am 23. Juni 1873 in der Melville-Bai von einem schottischen Walfischfänger aufgenommen, der sie nach dem Lancaster-Sund brachte und hier einem anderen schottischen Schiffe übergab, auf dem sie nach Schottland segelten. Von hier aus kehrte B. nach Washington zurück, wo er alsbald die Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Polarisexpedition begann. Als Frucht seiner Arbeit erschien 1876 zu Washington zunächst das umfangreiche, eine gewaltige Fülle von Material verwerthende Werk „Scientific results of the United States Arctic Expedition, Steamer Polaris, C. F. Hall commanding. I: Physical observations“, das die hydrographischen, meteorologischen, astronomischen, magnetischen und Pendelbeobachtungen der Expeditionsunternehmer und eine große Chart of the regions of Smith Sound and Baffin Bay showing the tracks and discoveries of the

U. S. S. Polaris enthielt. Zwei Jahre später folgte ein deutsches Werk „Die Amerikanische Nordpolexpedition“ (Leipzig 1878), das außer einer ausführlichen Schilderung des Verlaufs der Reise auch einen Ueberblick über die wissenschaftlichen Resultate enthält. Als wichtigstes Ergebniß seiner Untersuchungen bezeichnet B. darin, daß er die Inselnatur Grönlands erwiesen und im Kane-Bassin unter 79½° n. Br. das Zusammentreffen einer von Süden kommenden atlantischen und einer nördlichen Fluthwelle beobachtet habe, die er für eine pacifische hielt, die indessen später als die um Grönland herum wieder nach Süden sich wendende atlantische Fluthwelle erkannt wurde. — 1876 erhielt B. von der Regierung der Vereinigten Staaten wiederum den Auftrag, eine Polarexpedition auszuführen, jedoch verunglückte dieselbe gleich im Anfang, indem das Schiff bei der Insel Vancouver scheiterte und die ganze werthvolle Ausrüstung zu Grunde ging. Seitdem lebte er als Secretär der Smithsonian Institution in Washington. 1881 wollte er abermals eine Polarfahrt antreten, deren Kosten durch private Beiträge gedeckt werden sollten, jedoch kam sie nicht zur Ausführung. 1886 erlebte er das Unglück, daß sein Haus in der Nähe von Washington verbrannte. Sein gesammtes Eigenthum, alle seine Bücher, Manuscripte, Zeichnungen und Sammlungen gingen zu Grunde. Er selbst mußte, um sein Leben zu retten, aus dem 2. Stock herunterspringen, verletzte sich aber und litt seitdem an Schlaflosigkeit und Krämpfen. Um durch einen Wechsel in der Lebensweise Besserung zu finden, kehrte er nach Deutschland zurück, starb aber bereits am 30. März 1888 in Stuttgart am Herzschlag. Er war einer der bedeutendsten Polarforscher aller Zeiten. Außer seinen beiden großen Werken hat er eine Menge Aufsätze in deutschen und ausländischen geographischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich in Petermann's Mittheilungen und in den Reports of the U. S. Naval Institution veröffentlicht.

Annual Report of the Secretary of the Navy on the Operations of the Department for the year 1873. Wash. 1874. — Davis, Narrative of the North Polar Expedition in the U. S. S. Polaris. Wash. 1876. — Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik 1888, 4, 139. — Internat. Archiv f. Ethnographie 1888, S. 120. — Geogr. Jahrbuch 14, 201.

Viktor Hantzsch.

Besser: Rudolf B., Verlagsbuchhändler. Er war der Sohn des bekannten Hamburger Buchhändlers J. H. Besser (s. A. D. B. II, 571) und wurde geboren am 6. März 1811. Nachdem er bis zu seiner Confirmation eine Privatschule in Hamburg besucht hatte, trat er als Lehrling in das väterliche Geschäft ein, wo er vier Jahre verblieb. Zu seiner weiteren Ausbildung war er dann zwei Jahre in der Gerold'schen Buchhandlung in Wien und ein Jahr in der Metzler'schen in Stuttgart thätig. Nachdem er sich hierauf einige Zeit in London und Paris aufgehalten hatte, kehrte er in seine Vaterstadt Hamburg zurück und war nach seiner Vermählung mit Julie Wilckens, einer Hamburgerin, von 1836—1853 Theilhaber des früheren väterlichen Geschäftes, das jetzt die Firma Perthes, Besser & Mauke angenommen hatte. Im Jahre 1854 schied er jedoch hier aus und erwarb die Scheitlin'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, gleichzeitig seinen Wohnsitz dorthin verlegend. Als jedoch im J. 1857 Bernhard Perthes, der Gatte seiner Nichte und Inhaber der Geographischen Anstalt „Justus Perthes“ in Gotha, gestorben war, übernahm er 1858 auf Wunsch seiner Verwandten gemeinsam mit dem Buchhändler Adolf Müller die Leitung jenes Geschäftes und siedelte nach Gotha über, seinen eigenen Verlag nebenbei weiter führend. Das Perthes'sche Geschäft, in welchem damals

Petermann, Berghaus, Behm und eine ganze Anzahl anderer wissenschaftlicher und technischer Hauptkräfte thätig waren, „gelangte unter ihrer kundigen, sicheren und thätigen Leitung auf eine Höhe, welche die Augen der ganzen Welt auf sich zog und die wesentlich mit dadurch begründet war, daß nicht Gewinnsucht, sondern das Bestreben, wirklich Gutes zu schaffen, auch wenn es nur mit Opfern geschehen konnte, die Hauptrolle spielte“.

In seinem eigenen Verlage ließ B. besonders theologische und pädagogische Werke erscheinen, so Herzog's Realencyklopädie für die protestantische Theologie, die Schmid'sche Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, die Martensen'schen Bücher u. s. w. — B. war jedoch nicht nur ein vortrefflicher Geschäftsmann, sondern auch ein außerordentlicher Mensch, so daß es in einem Nachrufe mit Recht von ihm heißt: „Alles in ihm war vollendete Harmonie; er besaß Wille und Kraft, Gemüth und Verstand, sittliche Strenge und jene herzentsprossene Heiterkeit, die uns unbewußt, ungewollt erfreut, anregt, in der Erinnerung noch erquickt“.

Als der Erbe der Perthes'schen geographischen Anstalt erwachsen war und die Leitung derselben Ende der siebziger Jahre selbst übernahm, löste B., da er keinen Sohn hinterließ, auch sein Verlagsgeschäft auf. Am 25. December 1880 zerstörte der Tod seiner Gattin seinen glücklichen Ehebund und am 11. August 1883 machte ein Schlagfluß auf einer Erholungsreise in die Schweiz in Engelberg, Kt. Unterwalden, seinem Leben ein Ende.

Börsenblatt f. d. d. Buchhandel, Jahrg. 1895, Nr. 210, S. 3911 und Mittheil. a. d. Familie. **Berbig.**

Beste: August Friedrich **Wilhelm** B., Theologe, wurde am 6. April 1817 zu Wolfenbüttel geboren. Seine Eltern waren der dortige Kaufmann Karl Adolf B. und Konradine Luise Antoinette geb. Bleibtreu, die Tochter des Pastors Karl Philipp Albrecht Bl. zu St. Trinitatis in Wolfenbüttel. Auch der Vater entstammte einer Predigerfamilie und beide Eltern hegten den Wunsch, daß der unter dem Geläute der Osterglocken geborene Sohn gleichfalls Geistlicher werden möchte. Im J. 1821 zogen die Eltern nach Braunschweig, und der Vater starb daselbst schon am 3. October 1822. Unter mancherlei Entbehrungen gelang es der Mutter, dem strebsamen, phantasievollen Knaben eine gelehrte Ausbildung zu verschaffen. Er besuchte seit Ostern 1826 das Katharineum, welches 1828 mit dem Martineum zu einem Gesammtgymnasium vereint wurde, sodann seit Ostern 1835 das Collegium Carolinum, wo die Vorlesungen des Hofrathes Petri über die alte Litteratur ihn besonders fesselten. In dieser Anstalt bestand er auch Ostern 1836 mit vortrefflichem Zeugnisse das Abiturientenexamen und ging nun zum Studium der Theologie und Philologie nach Göttingen, wo hauptsächlich die Theologen Gieseler, Lücke, Ewald, die Philologen Otfried Müller und Schneidewin, die Philosophen Herbart und Ritter, der Historiker Dahlmann, sowie Gervinus und Jacob Grimm seine Lehrer waren. Mehrere Semester gehörte er der philologischen Societät Schneidewin's an. Tief beklagte er die Absetzung der sieben gegen die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes protestirenden Professoren im Wintersemester 1837/38; seine geliebten Lehrer Ewald, Dahlmann, Gervinus und Grimm waren darunter. Trauernd gab er ihnen bis zur hessischen Grenze das Geleite. Im Sommersemester 1838 erlangte er für eine Predigt den homiletischen Preis. Am 10. Mai 1839 bestand er vor dem Consistorium in Wolfenbüttel das theologische Tentamen. Die dabei hervorgetretene Gründlichkeit und Vielseitigkeit seines wissenschaftlichen Strebens hatte ihm die Gunst des Consistorialrathes Ernst Ludwig Theodor Henke, des späteren Marburger Kirchenhistorikers, gewonnen, der ihm durch den Einfluß seines Schwagers, des Stadtdirectors Bode in Braunschweig,

nicht nur eine provisorische Beschäftigung an der dortigen städtischen Bibliothek, sondern auch zu September 1839 eine Hülfslehrerstelle an der westlichen Bürgerschule daselbst verschaffte. Außerdem wurde B. Hauslehrer der Söhne des Weinhändlers Abecken.

Die ersten schriftstellerischen Arbeiten veröffentlichte B. im Braunschweigischen Magazine. Schon im Jahrgange 1839, Nr. 44 und 45 erschienen Beiträge zur Geschichte des Mysticismus zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Hier wurde namentlich auf Grund alter, im städtischen Archive aufgefundener Manuscripte das phantastische Bild des Schwärmers Hans Engelbrecht (s. A. D. B. VI, 130) in lebendigen Zügen entworfen. Im folgenden Jahrgange, Nr. 31—36, erschien als Beitrag zur Religions- und Culturgeschichte eine Abhandlung über die Vorstellungen unserer Väter vom Teufel, mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Der Jahrgang 1841 enthält in Nr. 46—48 „Blicke in die Traumideen unserer Vorfahren, als Beitrag zu der Geschichte des menschlichen Geistes". Am 1. März 1842 wurd die erste selbständige Druckschrift veröffentlicht: „Der Glaube macht selig". Hier wurde jener Grundsatz der evangelischen Kirche, von dem Luther bei seiner Kirchenreformation ausgegangen, so lebendig ans Licht gestellt, daß sowol Henke als auch Professor Tholuck in Halle die Schrift als ein erfreuliches Lebenszeichen aus der braunschweigischen Landeskirche begrüßten. In demselben Jahre war B. der erste Theologe des Landes, welcher für das damals noch so verkannte Werk der Heidenmission eintrat. Er ließ am 24. September 1842 in Nr. 39 des Braunschweigischen Magazins einen Aufsatz erscheinen „über die Pflicht der Theilnahme am Missionswerke. Ein Wort zur besonderen Beherzigung für die Braunschweiger", und hielt am 13. November 1842 in der reformirten Kirche zu Braunschweig eine später gedruckte Missionspredigt, die erste unsres Landes. Um dieselbe Zeit (1. October 1842) kam aus Leipzig in Anerkennung der tüchtigen Arbeit über Hans Engelbrecht, welche später erweitert und umgearbeitet in der Zeitschrift für historische Theologie (1844, Nr. 1) nochmals abgedruckt wurde, die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der dort unter Illgen's Leitung bestehenden historisch-theologischen Gesellschaft.

In dieser Zeit beschäftigte B. sich eingehend mit der Geschichte Katharina's v. Bora, der Gattin Luther's, die seit Walch's gründlicher, aber nur für Gelehrte verständlicher Biographie keine Bearbeitung erfahren hatte. Bereits im Jahrgange 1842 des Braunschweiger Magazins (Nr. 28—30) hatte B. das Leben der vielfach verleumdeten Frau bis zu ihrer Verheirathung dargestellt. Im J. 1843 erschien dann ihr vollständiges Lebensbild bei Richard Mühlmann in Halle. Weiter wurden in den Jahren 1843—45 zahlreiche Beiträge zu den „Vaterländischen Geschichten und Denkwürdigkeiten der Vorzeit der Lande Braunschweig und Hannover", herausgegeben von Wilhelm Görges, geliefert. Auch an der Gründung des theologischen Vereins in der Hauptstadt (10. Febr. 1842) nahm er regen Antheil und wurde im J. 1844 zu dessen Präsidenten erwählt.

Neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit predigte B. sehr häufig in den Kirchen der Stadt Braunschweig zur Aushülfe bei Krankheits- oder Behinderungsfällen der Geistlichen. Auch vor der durch Ronge's Auftreten ins Leben gerufenen deutsch-katholischen Gemeinde, welche ihre Gottesdienste in der Michaeliskirche abhalten durfte, hat er im J. 1845 wiederholt gepredigt. Dagegen hielt er sich von der in Braunschweig hier und da auch von der Geistlichkeit lebhaft begrüßten Bewegung der Lichtfreunde völlig fern. Mitten in jener Zeit, da die Wogen dieser Bewegung auch in unserem Lande am höchsten gingen, veröffentlichte B. sein erstes größeres Werk: „Luthers Glaubenslehre" (Halle

1845). Diese gelehrte und gediegene Arbeit lenkte die Augen der Göttinger Theologen auf ihren ehemaligen Schüler. Es kam von dort eine vom Abt Lücke unterzeichnete Berufung zum theologischen Repetenten und provisorischen zweiten Universitätsprediger daselbst. Aber aus Vorliebe für die Stadt Braunschweig, an die er sich mit allen Fasern seines Herzens gebunden fühlte, zog B. die ihm gleichzeitig angebotene Stelle eines provisorischen Predigers und Seelsorgers an der dortigen Strafanstalt dem Rufe nach Göttingen vor. Am 14. December 1845 wurde er zum Predigtamte vor dem Consistorium in Wolfenbüttel ordinirt und am 21. December in seine neue Stellung eingeführt. Die ihm dabei verwilligte jährliche Remuneration betrug 200 Thaler. Im Winter 1845/46 hielt B. auf Aufforderung des Bürgervereins an 20 Abenden volksthümliche Vorträge aus dem Gebiete der Kirchengeschichte, am Vorabende des dreihundertjährigen Todestages Luther's (17. Febr. 1846) einen solchen über Luther's Kinderzucht, der bald darauf im Drucke erschien. Wenige Wochen später hatte B. einen auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen litterarischen Streit mit Dr. Hanne, dem späteren Greifswalder Professor, der damals als Privatgelehrter in Braunschweig lebte und öffentlich im Bürgerverein behauptet hatte, die vier Evangelien seien erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts abgefaßt. In einem „Sendschreiben an den Bürgerverein" wurden die von Dr. Hanne gegen die Echtheit der Evangelien vorgebrachten Gründe einer allgemeinverständlichen Kritik unterzogen und das frühere Vorhandensein der Evangelien aus Stellen kirchlicher Schriftsteller, die zweifellos im Anfange des zweiten Jahrhunderts gelebt haben, so schlagend nachgewiesen, daß die öffentliche Meinung völlig auf Beste's Seite trat und Hanne jene Behauptung in seinen „Bekenntnissen" (2. Aufl. Hannover), S. 114 f. zurücknahm. In jener Zeit hielt B. auch mehrere Vorträge im Braunschweiger Kunstclub, z. B. über den Mephistopheles in Goethe's Faust. Besonders bedeutungsvoll aber wurde seine Wirksamkeit im Humanitätsverein, welcher angesichts der im Winter 1845/46 ausgebrochenen Hungersnoth am 2. März 1846 zu Wohlthätigkeitszwecken und edler Geselligkeit in Braunschweig von 12 Freunden gegründet wurde und bald hundert, theilweise in litterarischen Kreisen wohlbekannte Männer, z. B. Robert Griepenkerl, Dr. Klencke, Karl Köchy, umfaßte. Bei dem ersten Stiftungsfeste hielt B. als Präsident des Vereines die im Druck erschienene Festrede. 1847 veröffentlichte er auch eine Reihe von Predigten zum Besten der Abgebrannten in Bockenem. Mitten in dieser anregenden Zeit erfolgte seine Ernennung zugleich zum Gefängnißprediger in Wolfenbüttel mit der Bestimmung, hinfort in letzterem Orte zu wohnen (September 1847). Im Hinblick auf die Schulthätigkeit wurde ein Bleiben in Braunschweig bis Ostern 1848 gestattet. Ende Januar 1848 wurde er im Gefängniß zu Wolfenbüttel von einem Pockenkranken angesteckt und kam an den Rand des Grabes. Nach seiner Genesung folgte der Umzug nach Wolfenbüttel, wo er am 29. Juni 1848 am Abend nach der Erwählung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser auf dem Atzumer Berge bei loderndem Freudenfeuer eine unvergessene Rede hielt. In der Wolfenbüttler Stille reifte dann die „Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke", welche 1850 daselbst erschien und 1890 in Braunschweig die dritte Auflage erlebt hat. Gleichzeitig bot die ausgebrochene Cholera, welche auch im Gefängnisse zahlreiche Opfer forderte, Gelegenheit, die Treue als Seelsorger in hohem Maße zu bewähren. Die in dieser schweren Zeit gezeigte Hingabe und eine beim Gustav Adolf-Fest in letzter Stunde übernommene, mit großem Beifall gehörte Festpredigt bewog den Kirchenvorstand der Marienkirche, sich den für damalige Zeiten noch sehr jugendlichen Geistlichen zum Pastor zu erbitten. Das Consistorium ging auf diesen Wunsch ein, und so wurde B. am 1. December

1850 als zweiter Prediger jener Gemeinde eingeführt. Am 6. Juli 1851 verheirathete er sich mit Auguste Henriette Elisabeth Sonnenburg, einer Tochter des am 9. August 1839 verstorbenen Pastors Joh. Christ. Anton Sonnenburg zu Remlingen, welcher bis zu westfälischer Zeit Lehrer an dem 1809 aufgehobenen Gymnasium zu Schöningen gewesen war, dann aber als Mitglied des „Tugendbundes" jahrelang ohne feste Anstellung leben mußte, bis ihm der zurückgekehrte Herzog jene Pfarrstelle verlieh. Mit ihr hat er in innigster Herzensgemeinschaft 37 Jahre lang überaus glücklich gelebt.

Die folgenden Jahre verflossen in anstrengender praktischer Arbeit. Gleich in der ersten Zeit wurde der heute noch bestehende Verein für Armen- und Krankenpflege ins Leben gerufen. Dennoch ruhte die schriftstellerische Thätigkeit nicht. Im Juni 1855 erschien der „Wegweiser zum inneren Frieden", eine mit vielem Beifall aufgenommene Reihe christlicher Meditationen, welcher im folgenden Jahre ins Holländische übersetzt wurde und im J. 1898 die dritte Auflage (Braunschweig) erlebte. Im J. 1856 folgte das umfangreichste Werk: „Die bedeutendsten Kanzelredner der älteren lutherischen Kirche von Luther bis Spener in Biographien und einer Auswahl ihrer Predigten" in drei Bänden, deren letzter erst im J. 1886 vollendet wurde. Durch eine fleißige Benutzung der hinsichtlich der älteren Zeit so reichhaltigen Wolfenbüttler Bibliothek war es möglich, zahlreiche werthvolle, noch völlig unbekannte Predigtproben zu geben, so daß dieses Werk eine Fundgrube für homiletische Uebungen der Studenten wurde, bei welchen es z. B. Ehrenfeuchter in Göttingen benutzte, wie denn auch v. Zezschwitz (Zöckler's Handbuch d. theol. Wissenschaften III) den Werth dieser Arbeit wiederholt hervorhebt.

Unter den mancherlei Mühen und Lasten des Wolfenbüttler Predigerlebens wurde die Sehnsucht nach einem stillen ländlichen Pfarramt immer lebendiger. Deshalb begrüßte B. seine Versetzung als Superintendent nach Wendeburg, einem zwei Stunden von Braunschweig entfernten Dorfe, wo er am 22. Mai 1859 eingeführt wurde. In herzlicher Gemeinschaft mit der dortigen sehr kirchlichen Gemeinde verlebte B. neun überaus glückliche Jahre, bis ihn die Fürsorge für seine beiden heranwachsenden Söhne antrieb, ein Amt in einer Gymnasialstadt zu suchen. Durch das Wohlwollen der kirchlichen Oberbehörde, zugleich aber auch auf Wunsch der Gemeinde, wurde er zum Pastor der Petrigemeinde in Braunschweig ernannt und am 21. Juni 1868 eingeführt. Nun eröffnete sich ihm wiederum neben seinem Amte eine anregende Thätigkeit namentlich durch die Vorträge, welche er vor einem zahlreichen Publicum im Saale des Altstadtrathhauses zum Besten des Gustav Adolf-Vereines zu halten pflegte und die mehrfach im Druck erschienen. Hier wurden Schleiermacher's Leben und Lehre, Schiller's und Goethe's Religion, die unvergänglichen Ideen der alten Philosophie, Goethe's Faust, die romantische Schule und Luther's Entwicklungsgang behandelt. Dazu kamen zahlreiche Festpredigten bei Missions- und Gustav Adolf-Festen an verschiedenen Orten des Landes. Am 17. April 1882 wurde B. zum General- und Stadtsuperintendenten in Braunschweig ernannt. Etwa gleichzeitig wurde er durch landesherrliches Vertrauen zum Mitgliede der herzoglichen Ministerialcommission, Section der geistlichen und Schul-Angelegenheiten, sowie zum Mitgliede der Landessynode berufen. Außerdem trat er in sämmtliche Vorstände der städtischen Schulen als Mitglied ein; auch wählte man ihn zum Vorsitzenden des Gustav Adolf-Orts- und Kreisvereins, des Evangelischen Vereines für Innere Mission, des Vereines für Heidenmission und 1887 auch zum Präsidenten des wissenschaftlich-theologischen Vereines. Zum Lutherjubiläum (10. November 1883) erhielt er auf Antrag sämmtlicher Superintendenten seiner Diöcese die Würde eines Doctors der Theologie. Herzog Wilhelm, dessen Heimgang ihn tief er-

schütterte, verlieh ihm das Ritterkreuz II. Cl. des Ordens Heinrich's des Löwen, der Regent des Landes, Prinz Albrecht von Preußen, das Ritterkreuz I. Cl. und zuletzt das Commandeurkreuz II. Cl. desselben Ordens. Während der Krankheit des Hofpredigers Thiele ließ ihn der Regent zur Beichthandlung aufs Schloß kommen und nahm von seiner Hand mit seinem Hofstaate das heilige Abendmahl. Als die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser und sein Bruder, am 28. November 1886 den Dom besuchten, wurde B. Höchsten Ortes aufgefordert, vor ihnen die Predigt zu halten. Bei solcher Arbeitsfülle wurden die Kräfte des alternden Mannes schnell verzehrt. Nachdem am 10. November 1888 die Gattin heimgegangen, starb B. am 13. Juni 1889 an Gehirnerweichung. In allen Kreisen hatte er sich aufrichtige Anerkennung, ja herzliche Liebe erworben, weil er mit treuem Festhalten an der geschichtlich gegebenen Glaubensgrundlage echt christliche Milde und evangelische Weitherzigkeit verband und bei dem Reichthum seiner Gelehrsamkeit sich eine kindliche Frömmigkeit und lautere Aufrichtigkeit zu bewahren wußte. Seine beiden Söhne durften, der ältere in Wolfenbüttel, der jüngere in Wendeburg und Wolfenbüttel, seine Nachfolger werden.

Vgl. Wilhelm Beste, ein Lebensbild dargestellt von Johannes Beste. Wolfenbüttel 1891. J. Beste.

Beta: Heinrich B. (oder Bettziech-Beta), Nationalökonom und Publicist, hieß eigentlich Bettziech und wurde am 23. März 1813 „in dem armen sächsischen Dorfe“ Werben bei Delitzsch (Prov. Sachsen) geboren. In seinen Adern floß vielleicht, entsprechend der Vergangenheit der Gegend, slavisch-sorbisches Blut. Der Familienname lautete ursprünglich Bettsciech oder Budzitsch; aber deutsch, man kann sagen germanisch fühlte er sein Lebtag vom Wirbel bis zur Zehe, durch Enttäuschungen und Drangsal, trotz Mißverständnisses und Verkennung. Er hat deren übergenug am eigenen Leibe spüren müssen, und doch hat er am Siege seiner Ueberzeugung, an der unverrückbaren Wahrheit der erfaßten Ideen nie gezweifelt. Durchaus deutsch war auch in Gedanke und Schrift seine — des, dem der Versuch, eine Scholle sein eigen zu nennen, rasch mißglückte — Liebe zum Grund und Boden, seine hohe Werthschätzung des Erdreichs und seiner Reichthümer, die ihn zu unablässigem Hinweise auf deren rationelle Ausnutzung trieb, endlich die Abkehr von, leidenschaftliche Warnung vor allen Auswüchsen unmoralischen Geschäftsgebahrens. Das Fehlschlagen aller seiner Versuche, auf einigermaßen sicherer Unterlage zu stehen, verbitterte seine Seele weniger als zu erwarten; aber freilich war der Haß, den diese durch und durch noble Natur allen irgendwie fauligen Zuständen entgegentrug, bitterer, derber als seine Begeisterung für eine gute und edle Sache schwärmerisch und feurig. Warm wurde er jedoch leicht, und diese Eigenschaft zeichnet alle seine Schriften aus und macht sie über ihren vollgültigen sachlichen Gehalt hinaus auf die Dauer zu einer fesselnden Lectüre. Aus einer Familie stammend, die seit jeher Landwirthschaft getrieben hatte, bekundete er für die Bedeutung des „Nährstandes“ immer regsten Sinn, urtheilte er von Haus aus mit naivem Geschmacke und ließ sich darin von keiner noch so einleuchtenden ökonomischen Theorie blenden — er blieb eben im Irrthum Gefühlsmensch. Dessen ungeachtet war er stolz, dem Volke der Denker anzugehören, und die ihm anhaftende lebhafte Phantasie beeinträchtigte die Selbständigkeit seines Ueberlegens kaum. Ein freier, idealer, echtem Fortschritt zugewandter, jeder Gewaltsamkeit abgeneigter, ein durchaus deutscher Geist, deutsch auch darin, daß er allemal bescheiden im Winkel stand, wo es galt, die Minute beim Schopfe zu fassen; und deshalb kam der überaus praktische, aber alles eher als

weltläufige Mann nie auf einen grünen Zweig, und sein ganzes äußeres Dasein deckt sich völlig mit dem Schicksale seiner vielen Pläne und Vorschläge.

Zu Halle a. S. in der Lateinschule der Francke'schen Stiftungen, dann auf der Universität gewann er den gründlichsten Unterbau einer vielseitigen Bildung. 1834—38 studirte er daselbst Philologie, Philosophie und Naturwissenschaften, beeinflußt vom philosophischen Radicalismus Arnold Ruge's, in dessen und Th. Echtermeyer's „Hallischen Jahrbüchern für Kunst und Wissenschaft", dem bekannten Organe der umstürzlerischen Gesellschafts- und Culturkritik, „Beta" (β), ein Jung-Hegelianer wie diese, seit c. 1835 die litterarischen Sporen verdiente. Damals promovirte er, jedenfalls in Halle, und übersiedelte 1838 nach Berlin, wo er die Redaction des litterarisch-kritischen Theils von F. W. Gubitz' „Gesellschafter" zehn Jahre lang führte, nachdem er sich durch kleinere Artikel, z. B. über Lese- und Theatergeschmack, die Unart einer damaligen Wunderkinderdressur, Pianisterei und anderen überspannten schädlichen Virtuosenthums für eine Schriftstellerei, die sich dem Dienste der Oeffentlichkeit und Allgemeinheit widmete, gehörig geschult hatte. Das erste Auftreten mit eigenem Schilde bekam ihm aber schlecht. In den „Erinnerungen eines Flüchtigen" berichtete er später: „Ja, ich kann mir hier öffentlich nachrühmen, daß ich vom König Friedrich Wilhelm IV. selbst der erste Märtyrer der Presse unter seiner Regierung genannt ward, und deren Geschichte — die der neuen Zeit — mit Confiscation meines ersten Buches anfing. In Königsberg ist eine Chronik der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. erschienen, worin die Confiscation des Buches: ‚Das Jubeljahr 1840 und seine Ahnen. Von H. Beta' als erste historische That dieser Regierung verzeichnet steht". Und doch verschwisterte diese, 1840 den angejubelten König begrüßende Schrift, die trotz des ‚imprimatur' der Censur beschlagnahmt wurde, Beta's damalige gemäßigt demokratische Gesinnung mit innigster Hingabe an die Einsicht in die Civilisationskraft des über tausend Jahre christlichen Germanenthums und offenem Glauben an die Mission der Hohenzollern — wem hätte das sympathischer klingen sollen als „dem neuen Romantiker auf dem Throne", dem B. diese Ausgabe dringend anempfahl? Dies Ereigniß discreditirte B. natürlich von vornhinein und lähmte so seine ganze fernere Wirksamkeit. Er steckte sein Wissen und Streben in den Wahn, eine neue Aera, durch harmonische Reform der überkommenen Einrichtungen von oben und unten her, breche herein, und da er das Volk zur Erkenntniß der eigenen Existenzinteressen anzuleiten und zur rechten Theilnahme zu befähigen als sein Hauptziel ersah, so packte ihn nun in erster Linie die sociale Frage. Er ist an ihre Schwierigkeiten niemals mit socialistisch angehauchter Tendenz herangetreten, sondern mit dem Motto: Fleiß, Ehrlichkeit, Vernunft, bedächtiger Fortschritt. Das Werk „Geld und Geist, oder Versuch einer Lösung der arbeitenden Volkskraft" enthält die sachlichen und ethischen Fundamente seiner bezüglichen Absichten. Der Freizügigkeit und einer nichts weniger als nivellirenden Gewerbefreiheit erstand anfangs der vierziger Jahre in B. einer der ersten und energischsten Vorfechter vor breiteren Schichten. Besonders setzte er sich für den Freihandel ein, den er nicht nur als Handelsfreiheit, sondern als eine Summe praktischer Freiheiten des Verkehrslebens verstand, wie es, von rastlosen gleichzielenden Wiederholungen abgesehen, zuerst sein „Freihandels-Katechismus" zusammenfaßte. Mit Director Noak, dem spätern preußischen Abgeordneten John Prince-Smith, Stein u. A., die alle die Sache viel doctrinärer anfaßten, gründete er 1846 zu Berlin den Freihandels-Verein, über den er, ein eifriges Mitglied, später in den genannten „Erinnerungen" bemerkt: „Hier verbrannten wir alle Hoffnungen und Befürchtungen wegen der Revolution und schwelgten in der Heiterkeit und Substantialität ewiger Gesetze des productiven, Mangel und Ueberfluß ausgleichenden Völker-, Cultur- und

Weltlebens. Manche Radikale schwärmten damals für Dampf-Guillotinen: wir hatten die Fülle des Lebens für alle Freunde und Feinde ohne alle Grenzen und begannen den jetzt über ganz Deutschland verbreiteten Vertilgungskrieg gegen die Politik künstlicher Fabrikation von Pestilenz und theurer Zeit. Deshalb konnten wir uns auch an der politischen Revolution nicht betheiligen".

Darüber, daß er im höchsten Grade anrüchig geworden war, trotzdem ihn nur patriotische Absichten beseelten, durfte sich B. weder täuschen noch wundern. Er konnte nicht verlangen, nach den wenigen harmlosen Veröffentlichungen beurtheilt zu werden wie den 1840/41 gedruckten zwei Großoctavbänden „Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung [im vergröberten Versmaße des Urtexts] von Heinr. Beta. Mit einem Vorworte von F. H. v. d. Hagen. Mit Holzschnitten von F. W. Gubitz und unter dessen Leitung gefertigt" — dessen Wesen und Zweck dem Kenner aus den Namen der beiden Mitbetheiligten und Fr. Zarncke's (Nibelungenlied-Ausg.[4] S. LXX) Schweigen außer dem Titel erhellen — oder der Erneuerung alter deutscher Volksbücher, deren mit „Reineke Fuchs" begonnene Serie der Selbstmord des Verlegers abbrach. War er denn nicht der arg subjective Redacteur der „Staffette", die ja zwar alle Probleme der Industrie, Kunst und Wissenschaft, dazu, oft geradezu vorbildlich, alle speciellen städtischen Angelegenheiten — diese noch außerdem in mehreren Heften „Physiologie Berlins" mit dem Finger auf den gesundheitlichen und ästhetischen Bedingungen der Stadterweiterung — mit Ernst oder Humor, immer aber scharf und treffend vor ihr Forum zog, aber ebenso ohne Scheu in die Streitfragen von Handel und Wandel hineinleuchtete? Die ihre harte Geißel des Tadels oder, je nachdem, der Satire, unbarmherzig auf Vorkommnisse der Politik niedersausen ließ wie auf die Rücken der nackt materialistischen Philosophen, etwas milder auf die Vertreter des damals in vielen unreifen Gehirnen spukenden pseudo-Fichte'schen „Pananthropismus" oder den Nietzsche-Vorgänger Max Stirner, den Mann der unersättlich egoistischen Moral („Der Einzige und sein Eigenthum", 1846) und dessen emancipationslüsterne Frau. Ueber ideal ausgedachten, real berechneten Erwägungen und Entwürfen brütete B., der unermüdlich an sich gefeilt und allerlei Anregungen, meistens unter kaustischem Witz gern an Theaterverhältnisse angelehnt, über Tagesfragen verstreut hatte, da ging das gewaltige Gewitter des „tollen Jahres" nieder. Ihn überraschte es nicht, nur täuschte er sich im Erwarten reinigender Wirkung nach seinem Sinne. Der Tod der Gattin mag ihn dem früher so genehmen Umgange mit interessanten Leuten des vormärzlichen Berlin noch mehr entfremdet haben als seine beginnende Verstimmung über Erfolglosigkeit. Griff er nun allerdings auch nicht thätlich in die Revolutionskämpfe ein — was übrigens wol auch seiner Anlage widersprach — so erweist doch die Thatsache, daß „der von Bettziech-Beta redigirte ‚Krakehler' (der eigentliche Vater des ‚Kladderadatsch'), der wegen seines Einflusses und seiner aufregenden Sprache schon im Januar 1849 verboten wurde", als Typus für die vielen unterdrückten Preßpflanzen von 1848 gelten kann (Hnr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 932a), sowie die Polemik, die er, der Verfasser vieler damaliger Flugblätter, mit einer Broschüre an der gruseligen Prophezeiung der „Kreuzzeitung" „Die rothe Fahne wird über ganz Europa wehen" dahin übte, es könne soweit kommen, wofern man das Volk unbefriedigt oder nicht zufrieden lasse, seinen stark nach links verschobenen Standpunkt. Entschlossen, auf dem Lande innere und äußere Ruhe ein Jahr abzuwarten, erkannte er aus der gerichtlichen Untersuchung wegen Aufreizung zum Hochverrathe (jenem Hefte unterlegt) und der Eventualstrafe von 2—9 Jahren Zuchthaus die über seinem Schicksale schwebende Gefahr. Er entzog sich Ende 1850 oder Anfang 51 dieser durch die Flucht nach London, wo ihm nach einigen Wochen

die Zeitung meldete, wie er abwesend und unvertreten von jenem freigesprochen, wegen Preßvergehens zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt sei.

Auf britischem Boden, durch die Anregungen der Riesenstadt zumal, zog er seinen alten Adam aus. Eine kleine, längst verschollene Schrift „Deutschlands Untergang und Aufgang durch Amerika. Von Beta" (Cassel 1851), die die noch in einer politisch-satirischen Posse „Der Genius Octroa" wuchernden Schrullen und Sarkasmen endgültig abgestreift zeigt, stellt ihn uns an diesem Wendepunkte vor: jeder officielle Zwang wird verworfen, „wirkliche Demokratie" nach Art der Cultur des „freien Amerika" empfohlen, viel vom „freien Menschenthum" phantasirt, das „Ruhe und Ordnung, Gewerbe und Handel, Humanität und Lebensgenuß" sei, und am Ende der ideal-communistische Trumpf ausgespielt: „Staat und Kirche werden in dem Grade wahr und wirklich, daß sie jedes Menschen gesellschaftliches Eigenthum mit ausmachen". In London heirathete B. wiederum, eine Landsmännin, und begründete einen Hausstand englischen Stils, ließ auch 1853 den achtjährigen Sohn Ottomar Hnr. nachkommen, der englische Schulen besuchte und dann neben naturwissenschaftlichen Studien unter des Vaters Controlle Uebersetzungen aus dem Englischen für deutsche Verleger, auch Beiträge über Italienisches zum ‚Morning Star' lieferte. B. selbst war während seines Londoner Jahrzehnts journalistisch ungemein fruchtbar. „Die Gartenlaube" (seit 1853) hat er seit Anfang gleichsam mit in ihren Weltruf in die Höhe geschrieben, die Leipziger „Illustrirte Zeitung", das „Magazin für die Literatur des Auslandes" u. a. bediente er außer englischen und andern deutschen Zeitschriften mit regelmäßigen sachkundigen Beiträgen, „aus dem Reichthum und der Fülle von ausländischen und englischen Culturstoffen schöpfend". Er ward dadurch für Deutschland ein allgemein anerkannter, fleißiger Importeur von fremden Gütern, „zum Nutzen, zur Belehrung und zum praktischen Gewinn seiner Leser" („Gartenlaube"-Artikel, s. u.). Die Themata, die er da behandelte, fußten entweder in den Beobachtungen und Erfahrungen, die er in sorgfältigem Studium der englischen Zustände gewonnen hatte, oder es waren sonst Ergebnisse seines volkswirthschaftlichen bezw. volkspsychologischen, sociologischen Tiftelns, wenigstens jenseits des Canals neu befruchtet. Der Erfolg seiner litterarischen Thätigkeit für deutsche Blätter ermöglichte ihm eben jene Pachtmiethe von Häuschen mit Garten, wo er mit Weib und zwei Kindern saß, sogar Wohlthaten gegen Landsleute. Das Deutschthum drüben zu hohem Ansehen zu bringen, andererseits zu treuem Zusammenhalten zu veranlassen, war sein redlichstes Bemühn; repräsentativ gelang dies aufs glänzendste bei der vielbesprochenen Schiller-Säcularfeier 1859 im Crystal Palace, wo G. Kinkel's Rede (mit Kinkel und Dr. Ernst Juch [† Ende Mai 1900 London] hatte B. „Hermann", den Anfang der „Londoner Zeitung", redigirt), Freiligrath's von einem deutschen Vereine gesungene Cantate, der Fackelzug, der erste in England, mit ihrem überaus eindrucksvollen Gelingen anerkanntermaßen wie das ganze grandiose Fest auf sein Conto fielen. Daß dies in dem genannten Riesenetablissement, an dessen Neugestaltung B. als Mittelsmann für deutsche Künstler betheiligt gewesen war, stattfand, nimmt nicht wunder; ebensowenig, daß B. 1856 den starken Band 4 von „Webers illustrirter Reisebibliothek" lieferte: „Der Krystallpalast von Sydenham, seine Kunsthallen, sein Park, seine geologische Insel", in höchst lehr- und gedankenreicher Weise. War B. doch gerade während der großen Weltausstellung — 1853 gab er mit Lothar Bucher die „Ausstellungszeitung" heraus — nach der Themse-Metropole gekommen, wo so mannichfache Ideen seiner Flugschrift „Deutschlands Untergang", soweit sie kosmopolitisches Vorwärtsstreben mittels friedlichen Wettstreits betrafen, in die That umgesetzt erschienen. Seine Bekanntschaft mit dem Director des Ausstellungsgebäudes des Crystal Palace, Ogilvie, ermöglichte später eben jenes imposante Schillerfest.

Ein kühnes Unterfangen, das aber bald durch des Redacteurs Ungeschick zusammenklappte, eine deutsche Ausgabe der „Illustrated London News", beschäftigte ihn einige Zeit. Ein paar Arbeiten für deutsche Verleger warfen soviel ab, daß man, um die Familie zu fristen, ein kleines Geschäft deutscher Spielwaaren etablirte; trotz entbehrungsvollen Ringens — seine zweite Gattin war die Seele — verloren sie durch die Flucht des betreffenden Hausmiethers nach einem halben Jahre Laden und das Erworbene. Erst seit dem wandte er sich ganz der obbezeichneten publicistischen Ausmünzung seiner gründlichen Umschau in Neuenglands Sitte, geistiger, socialer, mercantiler Cultur zu, wobei er immer die vielen conservirten altgermanischen Züge darin als vorbildlich heraushob, selbst auf die Gefahr hin, einzelne mißfallende Dinge mit in Kauf zu nehmen. In dem Sammelbecken seiner hergehörigen Eindrücke, dem überaus fesselnden Buche „Deutsche Früchte aus England. Erinnerungen und Erlebnisse" (nach der Rückkehr 1864 in zwei Bänden veröffentlicht, 2. Ausg. 1867) spricht er über das gerade heute actuelle Thema des Wechselverhältnisses der beiden großen germanischen Nationen: „Man muß Jahre lang alle mögliche Details des englischen und deutschen Lebens in dessen Gegensätzen, Aehnlichkeiten und Einwirkungen hin und her erlebt, durchsprochen, gegen Angriffe vertheidigt und Eins durch das Andere corrigiren und verschönern gelernt haben, um zu würdigen, was ich damit meine, wenn ich für ein lebhaftes, gründliches und vielseitiges Tauschgeschäft zwischen englischer und deutscher Cultur und Lebensweise schwärme. Wir importiren damit durchaus gar nichts Fremdes, denn die Schönheiten dieser englischen Cultur und Lebensweise sind echt germanisch, bei uns verkommen, dort in Freiheit und Pflege zu üppigen Blüthen und Früchten erzogen". Freilich heißt es im Schlußpassus dieses interessanten Memoiren-Werks: „Die Engländer sind uns in Acclimatisirung deutscher Vorzüge weit voraus".

Endlich 1861 mit der allgemeinen Amnestie beim Regierungsantritte Wilhelm's I. von Preußen schlug diesem wackeren deutschen Manne die Stunde der Heimkehr, und er ließ sich mit der Gattin und den zwei noch jugendlichen Kindern wieder in Berlin nieder. Mit frischem Eifer und Muthe führte er hier seine litterarische Thätigkeit fort. Zu den bisher von ihm bedienten deutschen Tagesblättern und Zeitschriften traten neu auffordernde, dazu Correspondenzen für Londoner Journale. Anfangs standen ihm noch die Berührungen und gemeinsamen Interessen Deutschlands und Englands im Vordergrunde; das beweisen auch außer dem genannten Werke von 1864 die zwei Bände Erinnerungen „Aus dem Herzen der Welt" (1866), wo er „zumeist Londoner Zustände und englisches Leben, theils in sehr ansprechender novellistischer Form, theils in einzelnen scharf ausgeführten Skizzen" schildert (Voss. Ztg.). Bald aber schwenkte B. im Stoffe wie in der Richtung seiner Bestrebungen und deren schriftstellerischen Niederschlägen ab. Mag sein, daß sein unleidlicher körperlicher Zustand diesen Umschwung, der freilich weder abrupt noch unmotivirt in ihm vorging, hervorbrachte. Schon seit 1855 war er theilweise gelähmt, und in den 60er Jahren konnte er erst nur an Krücken, dann gar nicht mehr gehen. Diese traurige Lage, durch erneutes Mißgeschick litterarischer Hoffnungen verschärft, traf den Familienvater hart: die aufopfernde Pflege durch seine Gattin, eine wirkliche Lebensgefährtin und in den letzten zehn Jahren sein Secretär, und des heranwachsenden Sohnes, Ottomar Heinrich, wissenschaftliche und litterarische, sich mannichfach in seinen Bahnen bewegende Anfänge waren ihm erfreulicher Trost. Die deutsche Schillerstiftung bewilligte ihm zu einer Badecur einmalig 200 Thlr., und zwar auf Antrag des ehemaligen Schillercomités in Petersburg (B. hatte aus London fleißig für russische Zeitungen correspondirt), das, sein Vorschlagsrecht ausübend, eine regelmäßige jährliche Ehrengabe für B. erbeten hatte.

Trotzdem gerieth dieser in böse Hülflosigkeit, und die unerkenntliche „Gartenlaube“ erließ Frühjahr 1867 einen Aufruf, besser eine Mahnung an die Schillerstiftung, u. d. T. „Ein Märtyrerthum der geistigen Arbeit“. Hatte B. sich schon in London aus Sorge für die Existenz seiner Familie überanstrengt, so versagte in Berlin der abgespannte Körper immer mehr, ohne jedoch die Schaffenslust und den stets reformlustigen Sinn wesentlich zu schwächen. So hat er denn die letzten zehn Jahre, wo zuletzt zunehmende Gicht an Händen und Füßen den zum Rollstuhl Verdammten ganz ans Krankenbett fesselte, in elender leiblicher und pecuniärer Verfassung zugebracht, doch geistig unermüdlich regsam, ungebeugten Gemüths und voll des Glaubens an den Fortschritt, die werbende Kraft der Wahrheit und seine eigenen Reformideen, bis ihn am 31. März 1876 der Tod von seinen Leiden erlöste.

Jenen Uebergang zu neuartigen Themen seines Denkens und Schreibens, der dann die ganze letzte Periode beherrscht, hatte B. etwa 1868 unter seltener Selbstüberwindung vollzogen. Seit diesem Jahre schrieb er eine ganze Anzahl kleinerer und größerer volkswirthschaftlicher Schriften, die sich auf Stadthygiene, Fischzucht und sociale Immoralitäten bezogen. Namentlich zog ihn die gemeinnützige Frage einer rationellen Fischzucht an. Als Ergebnis langjähriger gründlicher Umschau, insbesondere in London, Europas Haupt-Fischstadt, sowie der einschlägigen Litteratur stellte er eine große Fülle von Materialien gesichtet und anschaulich zusammen in dem eingehenden, 28 Capitel langen Werke „Die Bewirthschaftung des Wassers und die Ernten daraus“ (1868). Von dem berühmten Zoologen A. E. Brehm warm bevorwortet und mit 40 Holzschnitten brachte dies das Lehrgebäude einer neuen Wissenschaft, der „Hydronomie“, welchen Untertitel B. 1870 der actuellen Broschüre „Neue Werke und Winke für die Bewirthschaftung des Wassers“ beigab; in letzterer behandelte er Nord- und Ostseefischerei, Friesen und Franzosen, künstliche Austern- und Fischzucht in Amerika, Rath und That aus Oesterreich, die Volks-Auster oder Mießmuschel, den Deutschen Fischerei-Verein und die Hydronomie. Sein Wunsch, diese seine nationalökonomischen Vorschläge den Landwirthen nicht minder als den Uferbewohnern ans Herz zu legen, sowie dem Forum der berufenen Fachleute zu unterbreiten, wurde durch die ersichtliche Rücksicht gekrönt, die ihnen seitens der öffentlichen Maßnahmen überlegter Fischzüchtung geschenkt worden ist. Das Ansehen eines Empfehlers wie Brehm, den das Buch als erstes volksthümliches seines Schlags in Deutschland in Form und Inhalt anheimelte, hätte dem eindrucks-, ja begeisterungsvoll stilisirten Handbuche nachhaltigere Achtung erwirken sollen, zumal vielgelesene Journale, z. B. „Europa“, aber auch angesehene land- und forstwirthschaftliche Fachorgane und „Der Zoologische Garten“ es beifällig recensirten. Um die ihm höchst wichtig scheinende Angelegenheit einem jeden bequem zugänglich zu machen, trug er sie dann noch in kräftigen populären Zügen 1873 in Heft 174 der Virchow-Holtzendorff’schen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge vor: „Der wirthschaftliche Werth der Wassernutzung durch Fischzucht“; mit Recht mißt er sich darin das Verdienst der einschneidendsten Anregungen zur Verbesserung des Betriebs bei, auch das, den „Deutschen Fischerei-Verein“ mittelbar hervorgerufen zu haben. Auf seinem alten Reviere der Communalhygiene sehen wir ihn thätig in der Schrift „Die Stadt-Gifte und deren Umwandlung in neue Geld- und Lebens-Quellen unter Leitung eines deutschen Gesundheits-Parlaments“ (1870), wo ihn sein chemisch durchgebildeter Sohn unterstützte, ferner in Heft 71 der Holtzendorff-Oncken’schen „Deutschen Zeit- und Streitfragen“: „Wohl- und Uebelthäter in unseren Großstädten“ (1875), welches das moralische und materielle Elend des Großstadt-Proletariats, voran seines Abschaums, der Parias der Gesellschaft, warmherzig schildert und

energisch, keineswegs mit den sogenannten „kleinen Mitteln“, beseitigen will, in erster Linie die Wohnungsmisère. Dieselbe furchtlose Offenheit durchdrang ihn auch beim Vorgehen nach zwei anderen Richtungen. Für die eine bemerkt der sachkundige Nekrolog auf B. in der „Staatsbürgerzeitung“: „Welcher, von der Gnade der Zeitungsredacteurs und mehr noch von der Duldung der Zeitungseigenthümer abhängige, arme Litterat hätte wie H. Beta den Muth gehabt, die zersetzende Wirkung der Annonceninteressen auf die Haltung der Presse zu schildern — nicht leise andeutend, sondern in grellen, hell aufflackernden Farben und schlagenden wuchtigen Sentenzen, so daß kein Widerstehen war und trotz aller Opposition wenigstens einige Eigenthümer sich entschließen mußten, der öffentlichen Meinung und dem Andringen ihres Redacteurs nachzugeben. Die Unsittlichkeitsannoncen schwanden eine Zeit lang“ — gemeint ist das 11. Heft der eben genannten Flugschriften-Serie „Deutsche Zeit- und Streitfragen“, „Die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse“ (1872). Den andern Schädling packt das 32. Heft derselben Serie, „Die Dichtkunst der Börse“ (1873), bei den Hörnern, wo B., von Sachkenntniß und Gemüthsdrang zugleich geleitet, die socialen Pflichten der rasch in die Höhe geschossenen Capitalisten — einige Zeit hielt er diesen ihren dann berüchtigten Genossen Dr. H. B. Strousberg als Muster vor Augen — für die Gemeinnützigkeit und die unbemittelte Masse zu fixiren versucht. In dieser Flugschrift S. 6 f. hatte B. sich für die Grundlage seiner Ausführungen auf ein englisches „kleines Bändchen“ gestützt, dessen 4. Auflage er 1874 „auf Veranlassung und mit einem Vorworte von Prof. Dr. Franz v. Holtzendorff“, dem Herausgeber der beiden von B. so eifrig bedienten Broschüren-Serien, deutsch vorlegte, Walter Bagehot's „Lombardstreet. Der Weltmarkt des Geldes in den Londoner Bankhäusern“. Schon in England war B., wie sein Sohn 1899 brieflich es ausdrückt, „nahezu conservativ geworden“; es heißt das bei einem Manne von Beta's vormärzlicher Vergangenheit, unbedingtem Fortschrittsbewußtsein, logischer Forschung ebensowenig irgendwie reactionär wie er überhaupt auf Partei, Fraction oder nur Doctrin jemals eingeschworen war. Ein Demokrat im höchsten Sinne des Wortes, der den Kern der Gesellschaft, die arbeitende Bürgerschaft mit ihren Ablegern bis in die untersten, existenz- und glücklosen Stufen, sich aus eigenem Ansatze wirthschaftlich heben und säubern sehen wollte, fühlte er sich zugleich seit 1871 deutschnational, wobei er „das neue Deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte“ — so der Titel seiner feinsinnigen Programmschrift von 1871 — getreu seinen alten Zielen freiheitlich, modern, social, nicht übermäßig centralisirend sich entwickeln hoffte.

Heinrich B. verdient als ein vielseitiger, überaus kenntnißreicher, ideal gesinnter, weitblickender Nationalökonom und Publicist durchaus deutscher, volksthümlicher Art längst eine würdige Schilderung seines Lebens, eine gerechte Charakteristik seines Strebens. Die vielen ehrenden Abrisse und Nachrufe unmittelbar nach dem Tode konnten das dem verkannten, Jahrzehnte lang geistig und körperlich hart geplagten vortrefflichen Manne widerfahrene Unrecht nicht im geringsten gut machen, und seitdem ist er nahezu verschollen. Und doch war er schon vor einem halben Jahrhunderte der Bannerträger derselben nationalen, antiindividualistischen Socialpolitik, die in unserem Vaterlande jedem ehrlichen Fortschritts- und Volksfreunde aller Parteischattirungen, bewußt oder unbewußt, im Blute steckt. — Für vorstehende Skizze verdanke ich dem Sohne Ottomar außer ein paar directen Notizen den bezeichnenden „Gartenlaube“-Mahnruf für den darbenden „Märtyrer der geistigen Arbeit“, — ds.' (Karl Ruß) gründlichen, liebevollen Aufsatz „Ein deutscher Volksschriftsteller“ i. d. 1. Beilage „Vossische Zeitung“ 1876, Nr. 176, das nachempfindende, wohlmeinende Gedenkblatt Ottomar's i. d. „Staatsbürger-Zeitung“ 1876, S. 203 f. Im übrigen müssen Beta's durchweg originelle und charaktervolle Schriften die Quelle sein,

seine Anschauungen darzulegen. Wenn er S. 14 der Schrift über den Werth der Wassernutzung durch Fischzucht von Jakobi's Erfindung der Befruchtung der Fischeier mittheilt: „Die Sache kam nicht einmal in das allwissende Conversationslexikon", so gilt das auch von B. selbst. Wir begegnen nur 1882 in Bornmüller's Schr.-Lex. S. 66 f. einer kurzen Biographie, einer ebensolchen äußerlichen Inhalts in Brümmer's Lexikon⁴ I, 113 f., wo seine Publicistik gar nicht, sogar die früheren poetischen Reproductionen nur flüchtig erwähnt sind. Beta's Verleger Carl Winter in Heidelberg und J. F. Richter A.-G. Hamburg förderten diesen Artikel, indem sie Publicationen Beta's überließen. Hugo Schramm hat B. (Bettzich) in seiner Fortsetzung von Oettinger's Moniteur des dates VII (1873), S. 23b nachgetragen. Anschauliche begeisterte Schilderung des Londoner Heims und Daseins der Familie bei O. Beta, Deutschlands Verjüngung (1900) I, 17—21 (vgl. S. 29 f.); ebd. VII, 295 f. Wichtiges über H. Beta's Leidensgeschichte und E. Keil's („Gartenlaube") unfeines Verhalten, gegenüber Theodor Fontane's, damaligen Besuchers des Londoner Hauses, Mittheilungen in seinem „Zwischen 20 und 30", S. 61 ff. Ludwig Fränkel.

Bettelheim: Karl B., Arzt und Docent an der medicinischen Facultät in Wien, wurde am 28. September 1840 geboren. Seine medicinischen Studien machte er in Wien und erlangte hier 1866 die Doctorwürde. 1868 trat er als Assistent bei Oppolzer ein, blieb in dieser Stellung bis 1870, übernahm dann die Redaction der „Medic.-chir. Rundschau", die er bis 1878 fortführte, habilitirte sich 1872 als Docent für innere Medicin und erlangte später noch die Stellung als Primararzt am Rudolfiner Hospital. B., der am 27. Juli 1895 starb, war ein fruchtbarer Forscher und tüchtiger Kliniker, der trotz seines kurzen Lebens eine unverhältnißmäßig hohe Anzahl von litterarischen Arbeiten veröffentlicht hat. Ein bis zum Jahre 1883 reichendes Verzeichniß, das gleichzeitig die Gebiete widerspiegelt, in denen B. Verdienstvolles geleistet hat, findet sich in der unten verzeichneten Quelle. Hinzuzufügen wären noch die deutschen Ausgaben zweier ausländischer Werke, nämlich von des Franzosen Lépine's Schrift über Lungenentzündung und von dem Gowers'schen Handbuch der Rückenmarkskrankheiten.

Biogr. Lex., hsg. v. Hirsch-Gurlt I, 440. Pagel.

Betulius: Daniel B., eigentlich Birkner (Birk, ein Dorf bei Wunsiedel), stammte aus Wunsiedel, wo er um das Jahr 1550 geboren sein mag. Er wurde am 24. März 1578 als Cantor in Eger aufgenommen und 1591 zum Condiakon in Eger erwählt, mit welcher Stellung die Verwesung der Pfarrfiliale in Grebendorf verbunden war. Im J. 1603 erhielt er die Pfarre in Frauenreut, wurde aber noch im selben Jahre melancholisch und stürzte sich in den Ziehbrunnen des Pfarrhofes, aus dem man ihn zwar noch lebend herauszog, ohne daß er jedoch jemals wieder vollkommen gesundete. Gestorben ist er am 7. April 1609. Er schrieb eine Comedia de virtute et voluptate „Teutsch in Carmina gestelt", die 1584 oder 1585 gedruckt wurde, von der sich aber kein Exemplar erhalten zu haben scheint; das Stück war dem Stadtrathe von Eger gewidmet, wurde hier öfters aufgeführt und später um ein Nachspiel, „ein klein Tractetlein oder Colloquium, so vier Narren mit eynander halten", vermehrt, das allein uns erhalten blieb und dessen Spitze sich offenbar gegen den Egerer Dichter Clemens Stephani wendet. — Sein gleichnamiger Sohn Daniel B., geboren in Eger, wurde 1604 als Substitut seines Vaters bestellt, und durfte nach einem Beschlusse des Stadtrathes von Eger vom 1. März 1610 die Pfarre Frauenreut verwalten so lang seine Mutter lebte, um so den Lebensunterhalt für seine Familie zu gewinnen. Als die Pfarre wieder besetzt wurde, kam er im Mai 1611 als Pfarrer nach Rebanitz, von wo ihn die Besitzer von Wildstein in gleicher Eigenschaft nach Wildstein beriefen, wo er am 20. October

1613 feierlich installirt wurde. Von hier wurde er 1628 durch die Gegenreformation vertrieben, ging nach Nürnberg, wo er 1632 Diakon an der Kirche zum hl. Geist wurde, und am 27. Mai 1642 starb. Er schrieb „Schola parturientium oder Leichpredigt Frauen Mariae Weickmannin gehalten 1641". Sein Sohn war der bekannte Dichter Siegmund von Birken.

Egerer Rathsprotokolle. — Mittheilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen XXXIII (1895), 322—326. R. Wolkan.

Beust: Friedrich Ferdinand Freiherr, später Graf von B., sächsischer, später österreichischer Staatsmann, geboren in Dresden am 13. Januar 1809, † am 24. October 1886 in Altenberg bei Wien. Sein Vater, der sächsischen Linie des weitverzweigten Geschlechts angehörig, war Kammerherr und Oberhofgerichtsrath in Dresden († 1840), die Mutter eine geborene v. Carlowitz; ein älterer Bruder, Friedrich Constantin, hat sich auf dem Gebiet des Berg- und Salinenwesens, sowie als Geolog einen geachteten Namen erworben. Der jüngste Sohn des Hauses, Friedrich Ferdinand, zeigte von früh an gute Begabung, machte seine Studien erst auf der Dresdener Kreuzschule, dann von 1826—1830 auf den Universitäten Göttingen und Leipzig, bestand mit Auszeichnung seine juristischen Examina und dachte eine Zeit lang selbst daran, sich dem akademischen Lehrberuf zu widmen. Familientradition, der Wunsch des Vaters und wol auch die vorwaltende eigene Neigung entschieden indeß für den Staatsdienst; die diplomatische Laufbahn wurde ins Auge gefaßt. Die Anfänge seiner vorbereitenden Beamtenthätigkeit liegen in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, wo nach dem Ablauf der revolutionären Bewegungen, nach Erlaß der Verfassung vom 4. September 1831 und endlich nach dem Eintritt in den preußisch-deutschen Zollverein für das sächsische Land unter dem „Mitregenten" Friedrich August (König 1836) und dem Ministerium Lindenau eine Reihe friedlich bewegter und ersprießlicher Jahre begann. Der junge Ministerialassessor war von seiner Göttinger Studienzeit her ein wenig liberal-constitutionell angehaucht; aber so ernst meinte er es damit nicht, um sich die Carrière zu verderben, und nachdem er auf einer längeren Reise die Schweiz, Frankreich und England kennen gelernt, wurde ihm 1836 seine erste diplomatische Anstellung zu Theil, er wurde als Legationssecretär der sächsischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben; zwei Jahre später wurde er in der gleichen Eigenschaft nach Paris versetzt. So wenig bedeutend die Stellung eines sächsischen Gesandtschaftssecretärs war, so wußte B. diese diplomatische Lehrzeit doch wohl auszunutzen; besonders der Aufenthalt in Paris, in der Zeit der schweren politischen Krisis von 1840, mußte für einen jungen gut beobachtenden Diplomaten sehr unterrichtend sein. Nach drei Lehrjahren in der französischen Hauptstadt wurde er Ende 1841 bereits als reif erachtet zur Uebernahme eines selbständigen Postens; er wurde als Geschäftsträger nach München versetzt, wo in den folgenden Jahren besonders die Interessen der rührigen sächsischen Eisenbahnpolitik eine geschickte Vertretung erforderten. Der protestantische Vertreter eines katholischen Hofes bei der bairischen Regierung, die damals ganz in der Hand der ultramontanen Partei lag, wußte sich geschmeidig durch alle Schwierigkeiten dieser Stellung hindurchzuwinden, vermied es sich allzusehr um die Angelegenheiten der hartbedrängten bairischen Protestanten zu kümmern, stand mit dem allmächtigen Minister Abel und mit dem päpstlichen Nuntius Viale Prela auf dem besten Fuße und erreichte dadurch für seine politischen Aufgaben, besonders in den Eisenbahnsachen, mancherlei Vortheile. Auch persönlich kam ihm dieses Verhältniß zu statten. Beust verheirathete sich in München 1843 mit einer katholischen Dame, der Tochter des Generals Freiherrn v. Jordan; obgleich er das Versprechen der katholischen Kindererziehung weigerte, erreichte er es doch, daß

die Ehe, allein durch protestantische Trauung, unter zahlreicher katholischer Assistenz vollzogen wurde.

Auf eine schwierigere Probe würde seine diplomatische Geschmeidigkeit durch den Lola-Montez-Sturm und den Sturz der ultramontanen Parteiregierung gestellt worden sein; aber kurz zuvor hatte er München verlassen, er war 1846 zum Minister-Residenten in London ernannt worden. Das war schon eine ansehnlichere Stellung, auf einer der wichtigsten Hochschulen des diplomatischen Dienstes. In den nächsten zwei Jahren lebte sich B. aufs intimste in die englischen Verhältnisse ein; er ist später wiederholt dorthin zurückgekehrt, zuletzt für längere Zeit als österreichischer Botschafter, und der für Deutsche oft nur allzu bestrickende Reiz des englischen Lebens in den höheren Gesellschaftskreisen hat auch auf ihn seine Wirkung geübt; wie eine zweite Heimath, sagt er selbst, sei ihm allmählich England geworden. Damals trat er in London in bedeutende und lehrreiche Verhältnisse ein. Die eigenen sächsischen Gesandtschaftsgeschäfte wollten nicht viel besagen, abgesehen etwa von einem Vertrag über den Schutz des litterarischen Eigenthums, der in jener Zeit abgeschlossen wurde und für den Leipziger Buchhandel von Belang war. Aber welche Fülle von Belehrung bot dem jungen, von begünstigter Stelle aus scharf beobachtenden Staatsmann der Anblick des hochbewegten englischen Parteilebens jener Jahre; B. kam nach London, als der Kampf um die Kornzölle sich seiner Krisis nahte; er sah noch Peel im Ministerium, erlebte den Sieg seiner befreienden Kornbill und den bald darauf folgenden Sturz des Ministers; mit ihm und seinem Gegner Lord Russell, mit Palmerston und dem Herzog von Wellington trat er in persönliche Beziehungen. Vielleicht ist damals, auf englischem Boden, sogar die deutsche Frage, die Frage der deutschen Bundesreform, zum ersten Mal in den Kreis seiner politischen Erwägungen getreten. Denn durch ein eigenthümliches Zusammentreffen persönlicher und dynastischer Beziehungen fügte es sich, daß die seit dem Beginn der vierziger Jahre immer mehr in den Vordergrund tretenden Fragen einer Neugestaltung der deutschen Bundesverfassung auch in den führenden Londoner Kreisen Gegenstand lebhafter Erörterung wurden. Der Prinz-Gemahl der Königin Victoria, der sachsen-coburgische Prinz Albert, so sehr er durch seinen englischen Beruf dem lebendigen Zusammenhang mit den deutschen Angelegenheiten entfremdet war, fühlte sich doch, jetzt wie später, gern als maßgebende Autorität in Fragen der deutschen und der preußischen Politik; mit den Männern seines intimen Vertrauens, mit dem Fürsten von Leiningen (einem Halbbruder der Königin Victoria), mit dem preußischen Gesandten Bunsen, mit dem coburgischen Hausorakel Stockmar wurden die deutschen Fragen eifrig besprochen, und es sind aus diesem Kreis eine Anzahl von Denkschriften hervorgegangen, die eine Stelle haben in der Vorgeschichte der deutschen Verfassungskämpfe der folgenden Jahre. B. gehörte nicht zu dem engeren Kreis dieser Vertrauten, aber an Besprechungen mit ihnen wird es nicht gefehlt haben; Prinz Albert jedenfalls zog ihn in sein Vertrauen und theilte ihm seine schriftlichen Aufzeichnungen über die Reform der deutschen Bundesverfassung mit, vielleicht dieselbe etwas lehrhaft anmaßende und praktisch werthlose Denkschrift vom September 1847, die er auch dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vorlegte. Der sächsische Diplomat vermied es vorsichtig, zu den hier geäußerten wohlmeinenden Reformplänen Stellung zu nehmen; es wird ihm wahrscheinlich schon damals nicht unbekannt geblieben sein, daß an der für die englische auswärtige Politik entscheidenden Stelle, bei dem Minister Palmerston, alle Gedanken an eine straffere politische und handelspolitische Einigung Deutschlands der entschiedensten Antipathie begegneten.

Die gesandtschaftliche Thätigkeit Beust's, so sehr sie der Natur der Sache nach wesentlich nur eine berichterstattende sein konnte, hatte inzwischen die Blicke

der regierenden Kreise in Dresden auf ihn, als eine auch zu höheren Aufgaben befähigte Kraft gerichtet. Die Zeit des politischen Stilllebens war seit dem Beginn der vierziger Jahre auch in Sachsen vorüber; durch mancherlei Vorboten kündigten sich die Stürme der Revolution an. Das gemäßigt reformfreundliche Ministerium Lindenau war schon 1843 gefallen; das straff conservative Ministerium v. Könneritz, das ihm folgte, hielt unter immer wachsenden Schwierigkeiten — schon 1845 kam es zu den bekannten blutigen Unruhen in Leipzig — bis zum März 1848 aus; in das nun unvermeidliche liberale Märzministerium, an dessen Spitze der Advocat und bisherige Kammerpräsident Braun trat, wünschte der König B. als Nachfolger von Könneritz für das Ministerium des Auswärtigen zu berufen. Auf die erste Botschaft eilte B. von London herbei; aber noch ehe er zur Stelle war, hatten sich die Verhältnisse in Dresden geändert; der Drang der Märzstürme forderte eine neue ministerielle Combination, infolge deren der Leipziger Professor und designirte Minister des Inneren von der Pfordten das Ministerium des Cultus und das Auswärtige übernahm. Als B. in Dresden erschien, empfing ihn die Nachricht, daß der ihm zugedachte Posten bereits besetzt sei, zugleich mit der Weisung, sich nicht öffentlich zu zeigen und auf seinen Londoner Posten zurückzukehren. Schließlich glaubte man doch, ihm für diese Fehlgeburt eines Ministeravancements eine Genugthuung schuldig zu sein, und da eben jetzt der Gesandtschaftsposten in Berlin vacant war, wurde ihm im Mai 1848 diese wichtige Stellung übertragen.

So kehrte er zum zweiten Mal in die preußische Hauptstadt zurück, wo er vor zwölf Jahren seine diplomatische Lehrzeit begonnen hatte, und verlebte hier das erschütterungsreiche Jahr. Neben allem anderem blieb ihm bis in späte Zeiten auch die Erinnerung an seine damalige erste Begegnung mit Bismarck lebendig; die beiden Staatsmänner trafen sich zufällig im Hause Savigny's; das Gespräch kam auf die Erschießung Robert Blum's in Wien, und B. sprach die Ansicht aus, daß vom österreichischen Standpunkt aus dieser Act ein politischer Fehler gewesen sei; „ganz falsch", erwiderte der Bismarck vom November 1848, „wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten"; es war dieselbe Stimmung, in welcher Bismarck damals den eben erfolgten friedlichen Einzug Wrangel's in Berlin für einen politischen Fehler erachtete; ein kleines Straßengefecht, infolge dessen Berlin als eroberte Stadt hätte betrachtet werden können, wäre ihm lieber gewesen.

Inzwischen neue Wandlungen in der sächsischen Heimath. Das in sich selbst zwiespältige Märzministerium Braun-Pfordten zeigte sich auf die Dauer der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen. Immer unbändiger drängten in dem bis vor kurzem noch so stillfriedlichen Lande und in dem demokratischen Landtage von 1849 die radicalen Elemente sich vor, die deutsche Frage, die Thätigkeit des Frankfurter Parlaments steigerte die Leidenschaften von Woche zu Woche; zuletzt ergriff das Ministerium die Frage der von der zweiten Kammer geforderten sofortigen Publication der in Frankfurt beschlossenen deutschen Grundrechte als Anlaß zum Rücktritt. Am 24. Februar 1849 ging nach elfmonatlicher Dauer — mit geringem Ruhm — das Märzministerium zu Ende. Die Zusammensetzung der neuen Regierung erfolgte sofort; demokratische Concessionen an die Landtagsmajorität lehnte der König ab, aber ebenso ein Zurückgreifen auf die alten vormärzlichen bureaukratisch-adeligen Elemente. Das neue Ministerium ward aus politisch bisher wenig hervorgetretenen Männern gebildet, bewährten Geschäftsleuten von tüchtiger Arbeitskraft, ein eigentliches Beamtenministerium, als namengebender Chef an der Spitze der Oberappellationsrath Dr. Held. In das Ministerium des Auswärtigen wurde der bisherige Gesandte in Berlin, Beust berufen; auch er ein Mann, der vermöge seiner

langjährigen Abwesenheit im diplomatischen Dienst den Kämpfen des inneren sächsischen Parteilebens bisher äußerlich fern gestanden hatte. Nicht ohne einige Bedenken folgte er dem Ruf; die Gefahr lag nahe genug, daß gegenüber den unberechenbaren Schwierigkeiten der Lage auch dieses Ministerium sich rasch abnutzen und ihn in seinen Mißerfolg hineinziehen werde. Er wagte es dennoch und hat den übernommenen Posten von hier an bis zu der Katastrophe von 1866 behauptet.

Der vierzigjährige Staatsmann, der jetzt das Ministerium des Auswärtigen, nach einigen Monaten auch das des Cultus und Unterrichts übernahm, der bald der volle Vertrauensmann des Königs Friedrich August und das leitende Haupt der sächsischen Regierung wurde, war in der Schule der alten Diplomatie aufgewachsen; nach Naturell, Neigung und allgemeiner Weltansicht ist er eigentlich immer vorwiegend Diplomat geblieben. Eine reiche Lebenserfahrung in der Sphäre der großen Welt war ihm eigen; er kannte die wichtigsten Höfe; von den führenden Staatsmännern der Zeit war er den meisten begegnet, mit vielen hatte er in näherem Verkehr gestanden; die kleinen und die großen Fragen der europäischen Politik waren näher oder ferner in seinen Gesichtskreis getreten. Helläugiges, klar blickendes obersächsisches Naturell und ein glückliches Temperament kamen ihm zu Statten. Es war nichts dämonisch Gewaltsames in ihm; bei allem Ernst in Arbeit und Beruf ein lebensfrohes Kind der Welt, keinem Genusse abhold, ein Meister der Geselligkeit, von gefälligen Lebensformen, witzig und unterhaltend, in Schrift und Rede von verführerisch leichter Productivität, nicht ohne eine gewisse Neigung zu selbstgefälliger Weitschweifigkeit. Seine politischen Grundanschauungen waren im wesentlichen die der diplomatischen Atmosphäre, in der er lebte; er konnte als ein gemäßigt Conservativer gelten, der zeitgemäßen Reformen nicht abgeneigt, zunächst aber entschlossener Gegner der Revolution war. In den Fragen der deutschen Politik steht er nach Tradition und Ueberzeugung auf dem Boden des alten Bundesrechts; seine politischen Sympathien neigen auf die Seite Oesterreichs, Preußen steht er mit allen Vorbehalten der hergebrachten deutschen Mittelstaatspolitik, doch ohne eigentliche Feindseligkeit, gegenüber.

Zunächst hatte das neue Ministerium schwierigste Arbeit daheim. Es begann mit der von Vielen mißbilligten, praktisch im Grunde ziemlich irrelevanten Concession, daß es die von der öffentlichen Meinung geforderte Publication der „Grundrechte“ gewährte, um gegenüber dem Landtag sich den Boden für seine weitere Action zu bereiten. Aber das Mittel blieb ohne Wirkung; immer ungestümer schreitet der tobsüchtige Radicalismus, der jetzt in der sächsischen Hauptstadt eines seiner Hauptquartiere hatte, vorwärts, die gemäßigten Elemente theils mit sich fortreißend, theils einschüchternd — die letzte Entscheidung brachte, hier wie anderwärts, die Krisis der allgemeinen deutschen Frage. Das Frankfurter Parlament hatte sein Verfassungswerk vollendet (28. März 1849); eine Woche später erfolgte die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und dann der bekannte folgenreiche Umschwung, daß die jetzt von den entscheidenden deutschen Regierungen abgelehnte Verfassung mit dem preußischen Erbkaiserthum von der demokratischen Partei als unveräußerliches Eigen des deutschen Volkes erklärt und ihre Durchführung — mit oder noch lieber ohne die preußische Spitze — die Parole neuer Kämpfe wurde, bei denen in Wirklichkeit ein großer Theil der Vorkämpfer für die Frankfurter Verfassung nicht sowol für diese als für viel weiter gehende demokratische und republikanische Ziele stritt.

In Sachsen führte die von der gesammten Bewegungspartei stürmisch geforderte Annahme der Reichsverfassung zu den gewaltsamsten Erschütterungen. Ein Theil der Minister war für Nachgiebigkeit; B. und der resolute Kriegsminister Rabenhorst stimmten für entschlossenen Widerstand gegen diese ohne Mitwirkung der deutschen Fürsten geschaffene Verfassung, deren principielle Anerkennung als ein halber Verzicht auf die Vollsouveränität des sächsischen Königreichs erschien. In dem gleichen Sinne entschied der König. Der preußische Hof selbst ermuthigte den Widerstand, und da die eine Hälfte der sächsischen Armee auf dem Kriegsschauplatz in Holstein sich befand, wurde von Berlin her militärische Hülfe gegen eine etwaige revolutionäre Erhebung angeboten und in Dresden angenommen. Ende April erfolgte die Auflösung der Kammern; die dissentirenden Minister traten aus, Held an der Spitze, an dessen Stelle der geheime Rath Zschinsky trat; das Ministerium des Inneren übernahm der Freiherr v. Friesen, dessen später geschriebene „Erinnerungen aus meinem Leben“ (1880) eine werthvolle, obwol nicht immer einwandfreie Quelle für die sächsische Zeitgeschichte sind.

Eine Woche später, am 3. Mai, brach die Revolution in Dresden aus, ungefähr gleichzeitig mit den Aufständen in der Pfalz und in Baden; die sächsischen Truppen hielten sich tadellos, aber bei ihrer geringen Zahl konnte die Rebellion erst zu Boden geworfen werden, als die schleunig zu Hülfe gerufenen preußischen Truppen in genügender Stärke zur Stelle waren; am 9. Mai war nach heißen Kämpfen der Aufstand bezwungen.

B. hatte, nachdem der König auf die Festung Königstein in Sicherheit gebracht worden war, in diesen gefahrvollen Tagen gemeinsam mit Rabenhorst und Friesen die Stelle der legitimen Regierung in dem nicht von der Insurrection ergriffenen Theil der Hauptstadt muthig und standhaft behauptet: eine Sache, meint er selbst, die kein besonderes Lob verdient, für das Gegentheil hätte es keinen Namen gegeben. Bald sollten seiner Thätigkeit complicirtere Aufgaben gestellt werden.

Die deutsche Frage trat in ein neues Stadium. Alsbald nach dem definitiven Scheitern des Frankfurter Verfassungsprojects begann die preußische Regierung den Versuch, dem Problem von einer andern Seite her beizukommen. Die von Radowitz inspirirte Unionspolitik Friedrich Wilhelm's IV. hatte das Verdienst, an gute altpreußische Traditionen anzuknüpfen, die einst eine gewisse beschränkte Wirkungskraft gezeigt hatten, und sie zu combiniren mit einem Theil der in der Paulskirche zur Anerkennung gelangten neuen Gedanken. Sie verzichtete auf das Erbkaiserthum und begnügte sich mit der „Reichsvorstandschaft“ des Königs von Preußen; sie hielt fest an der Ausschließung Oesterreichs aus dem „engeren Bund“ und gründete diesen auf das Princip des freiwilligen Beitritts der deutschen Staaten; sie wäre eine Form gewesen, in welcher das Einheitsverlangen des deutschen Volkes und der auch von dem Frankfurter Parlament anerkannte Anspruch Preußens auf die politische Führung zu vielleicht ersprießlicher Verwirklichung hätten gelangen können, wenn auf preußischer Seite klarer Wille und fester Entschluß vorhanden gewesen wären. Als sächsischer Bevollmächtigter nahm B. Theil an den Verhandlungen über den neuen preußischen Verfassungsentwurf, aus denen die Unionsverfassung vom 26. Mai 1849 und das Dreikönigsbündniß zwischen Preußen, Sachsen und Hannover hervorgingen. Von den anderen mittelstaatlichen Königreichen hielt sich Baiern, jetzt unter der Führung v. d. Pfordten's, principiell abgeneigt zur Seite; Württemberg hatte in der von ihm ausgesprochenen Anerkennung der Frankfurter Verfassung einen formellen Grund zur Zurückhaltung; Oesterreich war vorläufig noch durch die ungarische Revolution abgehalten, seinen Widerspruch geltend zu machen. Wenn das sächsische Königreich sich jetzt officiell einer poli-

tischen Neugestaltung Deutschlands anschloß, welche mit ansehnlichen Executiv-Vorrechten Preußen an die Spitze stellte, welche Oesterreich ausschloß und welche, besonders bei der Nichtbetheiligung von Baiern, nicht sowol eine Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens darzustellen, als vielmehr nur auf eine beträchtliche Erweiterung der preußischen Machtsphäre in Nord- und Mitteldeutschland hinauszulaufen drohte, so ist selbstverständlich, daß König Friedrich August und sein Minister Beust hierbei nur dem für den Augenblick unwiderstehlichen Druck der preußischen Initiative nachgaben. B. hat die Nothwendigkeit einer gewissen Reform der bisherigen Bundesverfassung schon früh erkannt und anerkannt; aber zugleich lebt er in dem starken Gefühl der historischen Selbstberechtigung und der autonomen Lebensfähigkeit der kleinen und mittleren deutschen Staatsbildungen, wie es durch die früheren Entwicklungen und zuletzt durch die deutsche Bundesverfassung groß gezogen worden war. Die Opfer an Selbständigkeit, welche die jetzige Unionsverfassung den Einzelstaaten auferlegte, waren größer als er sie freiwillig darzubringen gesonnen war; sie erschienen ihm wie eine halbe Mediatisirung des Staates, dessen Politik zu führen er jetzt berufen war; er beugte sich dem Druck der Verhältnisse, aber ein aufrichtiger Freund des preußischen Reformprojectes konnte er nicht sein.

So kam es, daß B. das Dreikönigsbündniß unterzeichnete, das allerdings zunächst nur für die Dauer eines Jahres geschlossen wurde; aber zugleich gab er eine formelle schriftliche Erklärung zu den Acten, des Inhalts, daß Sachsen sich inbetreff der Oberhauptsfrage noch weitere Verhandlungen vorbehalte und daß die sächsische Regierung ihren Beitritt zu dem neuen Bunde nur unter der Voraussetzung ausspreche, daß es gelinge auch Baiern und die Gesammtheit der außer-österreichischen deutschen Staaten zum Eintritt in denselben zu gewinnen.

Es war mit dieser Vorbehaltserklärung (der auch der hannöversche Bevollmächtigte sich anschloß) deutlich ausgesprochen, daß Sachsen sich nicht bedingungslos dem Dreikönigsbündniß verpflichtete; die Möglichkeit eines Rücktritts, die Forderung eventueller „Umgestaltung der Verfassung“ war offengehalten für den Fall, daß Baiern sich definitiv versagte, daß also durch die neue Verfassung eine dauernde Trennung von Nord- und Süddeutschland bewirkt werden würde. Die Behauptung ist nicht aufrecht zu erhalten, daß B. hier von Anfang an ein unehrliches Spiel gespielt habe: es ist unzweifelhaft, daß er die preußische Hegemonie, die die Verfassung vom 26. Mai statuirte, nur mit schwerem Bedenken acceptirte; er wußte, daß die Weigerung Baierns sehr ernsthaft gemeint war und es ist nicht unmöglich, daß er seinen Münchener Collegen v. d. Pfordten in seinem Widerstand bestärkte; er wußte, daß auch Fürst Schwarzenberg in Wien sein letztes Wort noch nicht gesprochen hatte, und er sah voraus, daß nach der endlich doch zu erwartenden Niederwerfung der ungarischen Revolution Oesterreich alsbald den preußisch-deutschen Plänen mit starker Hand entgegentreten werde — aber er hatte mit jenem ausdrücklichen Vorbehalt, der auch in der sächsischen Ratificationsurkunde des Dreikönigsbündnisses wiederholt wurde, dem preußischen Partner seine Karten gezeigt; man hätte in Berlin sofort erkennen müssen, daß Sachsen, ebenso wie Hannover, ein Bundesgenosse war, der ungern in den Bund eintrat und zugleich den Blick auf einen möglichst baldigsten Austritt gerichtet hielt; wollte man die Union ernstlich durchführen, so wäre eine stärkere Vinculirung der beiden Königreiche vor allem erforderlich gewesen. Bei der matten und entschlußlosen Führung der Unionspolitik von Seiten Friedrich Wilhelm's IV., bei dem entschiedenen Festhalten an dem Princip voller Freiwilligkeit des Beitritts unterblieb jeder Versuch dieser Art, man nahm die Vorbehalte ohne Widerspruch an. Nun erfolgte im Sommer 1849 die

Constituirung der Union durch den allmählichen Beitritt der Mehrzahl der deutschen Kleinstaaten; aber in derselben Zeit wurde Ungarn niedergeworfen, Venedig erobert (August 1849); die Schwarzenberg'sche Politik gewann freie Hand, um nun die vorlängst angekündigte Gegenaction gegen Preußen in der deutschen Frage ins Werk zu setzen. Die Wirkung der neuen Constellation zeigte sich bald genug. Es war ein erster Erfolg der Schwarzenberg'schen Politik, daß man in Berlin sich zu der Einrichtung des sog. Interim herbeiließ (30. September), kraft dessen die bisher von dem Reichsverweser Erzherzog Johann geübten Functionen der Bundesexecutivgewalt provisorisch — bis zum 1. Mai 1850 — von Oesterreich und Preußen gemeinsam übernommen werden sollten; es wurde hiermit, wie in anderen gleichzeitigen Erklärungen, von Preußen ausgesprochen, daß es die alte Bundesverfassung von 1815 doch noch als activ und zu Recht bestehend ansehe. Aber gleich darauf ging man in Berlin auch daran, den engeren Bund der Union definitiv zu constituiren durch das Ausschreiben der Wahlen für den weiterhin nach Erfurt zu berufenden Reichstag. Die preußische Politik befand sich auf diese Weise in der unhaltbaren Lage, mit ihrer Action gleichzeitig in zwei entgegengesetzte Systeme deutscher Politik verflochten zu sein; sie suchte das Unvereinbare zu vereinigen.

Hier aber setzte nun der sächsisch-hannöversche Vorbehalt ein. Beide Cabinette erklärten die Berufung des zur Sanction der neuen Verfassung bestimmten Erfurter Reichstags für unzulässig, da die Bedingung des Beitritts von Baiern und Württemberg zur Union nicht erfüllt und auch über die Stellung Oesterreichs zu ihr erst noch zu verhandeln sei. Es kam zu erregten Debatten; die Majorität des Verwaltungsrathes beschloß, entgegen dem Einspruch der beiden Königreiche, die Ausschreibung der Wahlen für das Erfurter Parlament — worauf am 20. October Sachsen und Hannover ihren Austritt aus dem Verwaltungsrath erklärten. Damit war, noch nicht formell, aber thatsächlich der Bruch mit der Union vollzogen; Baiern hatte schon im Juli seine definitive Absage gegeben (v. d. Pfordten trug sich mit ganz anderen Gedanken, eine künftige deutsche Trias lag ihm im Sinn); und nun erschien am 12. November auch der kategorische Protest Schwarzenberg's gegen den preußischen Sonderbund, der gegen die Fundamentalsatzungen der alten Bundesacte verstoße und darum verfassungswidrig sei. Die preußische Union war lahm gelegt, nur auf das Bündniß Preußens mit den deutschen Kleinstaaten gestellt; das Erfurter Parlament, welches man dennoch berief, war, so sehr es sich beeilte die Unionsverfassung durch Enbloc-Annahme in Sicherheit zu bringen, doch eine Fehlgeburt, an der der haltlos hin und her schwankende preußische König selbst schon längst alles Interesse verloren hatte.

An all diesen politischen Evolutionen aufs intimste betheiligt, hatte B. jetzt seine Stellung offen auf der wider die preußisch-deutschen Pläne gerichteten Seite genommen. Mit dem Wiener Cabinet kam er in enge Fühlung, und eine persönliche Begegnung mit Schwarzenberg, der an dem gescheuten sächsischen Minister Gefallen fand und seine Brauchbarkeit erkannte — „mon meilleur lieutenant“ nannte er ihn wol gelegentlich — war nicht ohne Wirkung auf ihn; dem Schwarzenberg'schen Project des „Siebzigmillionenreichs“ freilich, mit dem Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund, hat er damals wol nur aus politischer Courtoisie gegen den mächtigen Freund zeitweilig seine Zustimmung geliehen. Seine eigenen politischen Gedanken sind in erster Reihe darauf gewandt, nur einer Gestaltung der deutschen Verfassungsverhältnisse zuzustimmen, bei welcher die Selbständigkeit der Mittelstaaten völlig gewahrt blieb; darüber hinaus schien dann vielleicht auch eine Neuordnung denkbar, die den deutschen Königreichen einen größeren Antheil an der Centralleitung des Bundes gewährte,

als die alte Bundesverfassung; diese Chance fand ihren Ausdruck in dem unmittelbar nach der Geburt erstickten unmöglichen „Vierkönigsentwurf" vom 27. Februar 1850. Auch der Idee einer deutschen Trias, deren Hauptvertreter sonst der bairische Minister v. d. Pfordten war, stand er nicht fern; bereits in einer Denkschrift vom 28. December 1849 weist er auf die Möglichkeit hin, daß vielleicht schließlich „die beiden deutschen Großmächte sich zu einem Bundesverhältniß mit einem aus dem übrigen Deutschland zu bildenden Bundesstaat verstehen wollen". Neben dem allen lief dann der lange festgehaltene Gedanke her, in einer Art von sächsischer Hausunion die ernestinischen Herzogthümer in Thüringen und vielleicht auch noch andere von den kleinen mitteldeutschen Fürstenthümern zu einem engen Verband unter der Führung des Königreichs Sachsen zusammenzuschließen; mit einem so erweiterten Machtgebiete würde dann Sachsen dieselbe Rolle der leitenden Macht für Mitteldeutschland zugefallen sein, wie sie Preußen im Norden ausübte und Baiern für Süddeutschland beanspruchte.

Am letzten Ende trug über all dieses künstliche Wesen doch die barsche Entschlossenheit der Schwarzenbergischen Politik den Sieg davon. Mit dem 1. Mai 1850 ging das österreichisch-preußische Interim zu Ende; für den 10. Mai lud die Wiener Regierung alle deutschen Staaten ein, bevollmächtigte Gesandte nach Frankfurt a. M. zu schicken, zum Zwecke der Wiederherstellung der legitimen Centralgewalt und geeigneter Verbesserung der alten Bundesverfassung; für dieselben Tage berief König Friedrich Wilhelm IV. auf den Rath des der Union eifrig ergebenen Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg die Fürsten der Unionsstaaten zu einem Congreß nach Berlin. Die Entscheidung mußte fallen zwischen dem reactivirten Bundestag in Frankfurt und der preußisch-deutschen Union. Auf den Rath Beust's lehnte der König von Sachsen den Besuch des Berliner Fürstentags ab; in dem am 16. Mai in Frankfurt constituirten angeblichen „Plenum" des Bundestags nahm auch der sächsische Gesandte seine Stelle ein.

Es ist hier nicht der Ort, die verwickelte deutsche Krisis von 1850 zu erzählen. Sie verlief gleichzeitig mit einer inneren sächsischen Krise, welche neben heftigen Finanzconflicten vornehmlich durch den entschiedenen Gegensatz der theils für die Frankfurter Reichsverfassung, theils für den Anschluß an Preußen und die Union gestimmten Kammern gegen die deutsche Politik der Regierung veranlaßt wurde. Im Juni wurden die nach dem Wahlgesetz von 1848 gewählten Kammern aufgelöst und eine neue Ständeversammlung nach Maßgabe der Verfassung von 1831 zum Zweck der Berathung über ein neues definitives Wahlgesetz berufen; strenge Verordnungen gegen die Presse und das Versammlungsrecht traten hinzu, aber auch die Aufhebung des Belagerungszustandes für Dresden; es war eine Art Staatsstreich, mit dem für Sachsen die allgemeine Reactionsströmung der nächsten Jahre eingeleitet wurde; als Unterrichtsminister hatte B. auch namentlich gegen die „gothaisch" gesinnten Professoren der Leipziger Universität einen heftigen Strauß zu führen.

Als im Herbst dieses schicksalsreichen Jahres mit dem kurhessischen Conflict der Gegensatz zwischen Preußen und der Union auf der einen, Oesterreich und den Mittelstaaten auf der anderen Seite sich zur Entscheidung durch die Waffen zuzuspitzen schien, war es nicht zweifelhaft, auf welcher Seite im Kriegsfall Sachsen stehen würde. Die Verstimmung zwischen Dresden und Berlin nahm zu, die Beziehungen zu dem Wiener Hofe wurden immer intimer. Sachsen konnte bei seiner exponirten Lage sich nicht in so geräuschvollen Herausforderungen gegen Preußen ergehen, wie sie im Süden auf der Königs- und Kaiserzusammenkunft in Bregenz geleistet wurden; aber im Moment der höchsten Spannung wurde

auch in Dresden die Mobilmachung der Armee verfügt, freilich auch schnell wieder rückgängig gemacht. Der Umschwung in Berlin entschied für die friedliche Lösung des Conflictes; mit dem Rücktritt von Radowitz, mit dem Eintritt Manteuffel's, mit den Tagen von Warschau und Olmütz war die Kriegsgefahr beschworen, die Demüthigung Preußens vollendet, Kurhessen und Schleswig-Holstein preisgegeben, die Union aufgelöst, die Wiederherstellung des alten Bundestags anerkannt. Preußen erlangte die einzige Concession, die in der That keine Concession war, daß die Frage der nöthigen Bundesreform vorerst in einer freien Ministerialconferenz aller deutschen Staaten berathen und daß diese Vorberathungen nicht in Wien, sondern in Dresden geführt werden sollten.

Nicht allen Betheiligten war diese friedliche Lösung willkommen. Die Siegeszuversicht in dem österreichisch-mittelstaatlichen Lager war groß, und vielen kam es schwer an, die schon gezückten Waffen ohne Kampf niederzulegen. Auch B. theilte diese Gesinnung; er hatte sich allmählich mit dem Gedanken des Kriegs vertraut gemacht und knüpfte große Hoffnungen an den sicher erwarteten Sieg: „Wäre es zum Krieg gekommen, so würde er noch kürzer gedauert haben als der von 1866“. Als einige Wochen später Schwarzenberg nach Dresden kam, begrüßte er den sächsischen Minister mit den Worten: „Sie hätten lieber gewollt, wir hätten gerauft. Ich auch“. In der That mißbilligte B. aufs entschiedenste die Politik Schwarzenberg's in Olmütz, die vielleicht mehr die des jungen Kaisers Franz Josef als die seinige war: eine günstige Gelegenheit wurde verscherzt; Oesterreich und die deutschen Königreiche waren kriegsbereit, Preußen war es nicht; ein rascher und vollständiger Sieg war mit Sicherheit zu erwarten; man hätte Preußen auch nicht ein einziges Dorf genommen, das hätte schon Kaiser Nicolaus von Rußland nicht geduldet; aber die preußische Politik wäre in ihre Schranken zurückgewiesen worden, „auf zwanzig bis dreißig Jahre hätte man vor Bundesstaat und einheitlicher Spitze Ruhe gehabt“. Statt dessen nun diese Abmachungen von Olmütz, die man in Berlin als eine Demüthigung Preußens ausgibt und die in der That nur ein Zeichen der Schwäche auf Seiten Oesterreichs waren — mir war, erzählt B., als ich die Nachricht von Olmütz erhielt, zu Muthe, „wie einem Whistspieler, der dix-huit à point steht und durch eine Renonce des Partners seinen Robber verliert“. Noch in seinen viel später niedergeschriebenen Lebenserinnerungen kommt er mit Nachdruck auf diese Auffassung der Krisis von 1850 zurück; man darf Zweifel hegen, ob die Wünsche und Hoffnungen Beust's und seiner mittelstaatlichen Collegen für den Fall eines preußischen Unterliegens wirklich so harmlos und bescheiden waren, wie er betheuert; aber inbezug auf seine kriegerische Zuversicht muß man allerdings der Mittheilungen gedenken, die damals der preußische Kriegsminister v. Stockhausen Bismarck über den desperaten Zustand der preußischen Kriegsbereitschaft gemacht hat (Gedanken und Erinnerungen I, 68 ff.).

Am 23. December 1850 wurden die in Olmütz beschlossenen Ministerconferenzen in Dresden eröffnet, die nun über vier Monate lang sich erfolglos um eine Neugestaltung der deutschen Bundesverfassung mühten. Die entscheidenden Resultate fassen sich in zwei Negativen zusammen: es gelang Oesterreich nicht, den Schwarzenbergischen Plan des Eintritts der Gesammtmonarchie in den deutschen Bund durchzusetzen, und es gelang Preußen, trotz der schneidigen Geschicklichkeit seines Gesandten v. Alvensleben, nicht, für seine Forderung der Parität im Bundespräsidium die Zustimmung Oesterreichs zu gewinnen. An diesen beiden Fragen hing das Schicksal der Conferenzen, und da sie sich unlösbar zeigten, so konnte das Ende vorläufig kein anderes sein, als die Rückkehr zu der alten Verfassung, zu Staatenbund und Bundestag, mit den Actenstößen der fruchtlosen Verhandlungen als „schätzbarem Material“, wie Schwarzenberg

resignirt sagte. Am 15. Mai 1851 wurden die Conferenzen geschlossen, die in gewissem Sinne das Ende der Revolutionsära bedeuten; der Bundestag in Frankfurt war wieder das officielle Centrum der deutschen Nation.

B. beobachtet in seinen Lebenserinnerungen über seinen persönlichen Antheil an den Dresdener Conferenzen fast völliges Stillschweigen; wir ersehen aus anderen Quellen, daß es ihm an rührigen Gedanken nicht fehlte, wenn er mit seiner Action auch im zweiten Rang stehen mußte. Den Schwarzenbergischen Plänen diente er, wie v. d. Pfordten, als eifriger Secundant, weil sich in ihnen eine günstige Aussicht auf eine erhöhte Machtstellung und vielleicht selbst Gebietsvergrößerung der Mittelstaaten in dem neuen Bundesstaat zu eröffnen schien: er träumte, erzählt der Herzog Ernst von Coburg-Gotha (II, 20), von einem großen mitteleuropäischen Staatenbund mit Oesterreich, zeigte sich den österreichischen Ideen eines mitteleuropäischen Handels- und Zollsystems geneigt und prophezeite den baldigen Untergang des preußischen Zollvereins als letzter Schranke des großdeutschen Gedankens; in diesem Universalreich werde sich wol auch die Möglichkeit für eine Vergrößerung Sachsens finden; der sächsische Patriotismus fordere die Provinz Sachsen von Preußen zurück u. s. f. Das waren natürlich nur im Gespräch hingeworfene Phantasien; aber sie geben, soweit man die Berichterstattung für völlig zuverlässig halten mag, einen Ausblick auf die innere Gedankenrichtung des ehrgeizigen und phantasievollen Staatsmannes, der dann auch anderseits wieder sich nicht scheute, dem österreichischen Protector gegenüber den liberalen Politiker vorzukehren und gemeinsam mit dem bairischen Collegen ebenso eifrig wie erfolglos für die Schaffung einer, allerdings nur sehr symbolisch gemeinten, Volksvertretung neben dem Bundestag einzutreten. Die völlige Erfolglosigkeit der in der sächsischen Hauptstadt abgehaltenen Conferenzen empfand er als eine Niederlage; aber man war doch den gefährlichen Zumuthungen der preußisch-deutschen Politik fürs erste glücklich entronnen und konnte beruhigt in den sicheren Hafen des alten Frankfurter Bundestages wieder einlaufen.

Ein aufregendes Nachspiel zu allen Verwicklungen dieser Jahre bildete die schwere Zollvereins-Krisis von 1852. Was immer von den angeführten Mittheilungen des Herzogs von Coburg-Gotha über die ausgesprochene Feindseligkeit Beust's gegen den Zollverein zu halten sein mag, so wird die oft gegen ihn erhobene Anklage, daß er in dieser Krisis auf die Sprengung des preußisch-deutschen Zollvereins hingearbeitet habe, kaum aufrechtzuerhalten sein. B. hegte, weniger aus wirthschaftlichen als aus politischen Gründen, den Wunsch, daß der jetzt von Schwarzenberg nachdrücklich betriebene Eintritt Oesterreichs in die handels- und zollpolitische Einigung des übrigen Deutschland zu ermöglichen sein möchte; aber die Schwierigkeiten des Unternehmens entgingen ihm nicht, und wenn darüber die jetzt bestehende und als so ersprießlich erprobte deutsche Zolleinigung in die Brüche gehen sollte, so mußte schon der Hinblick auf die mercantilen und industriellen Interessen seines sächsischen Landes ihn von so gefährlichen Experimenten zurückhalten. Er hat nicht, wie sein panegyrischer Biograph versichert, trotz der preußischen Politik, den Zollverein gerettet (ebensowenig wie später in der Zollkrisis von 1863); aber er hat auch nicht, wie es z. Th. die süddeutschen Staatsmänner thaten, auf das unberechenbare Chaos hingearbeitet, welches die Folge einer Auflösung des Zollvereins gewesen sein würde. Die Entscheidung über die österreichische Frage wurde auf sechs Jahre vertagt und zugleich ein günstiger Handelsvertrag auf zwölf Jahre mit Oesterreich abgeschlossen.

Die Stellung Beust's in Sachsen war jetzt bereits die des eigentlich leitenden Ministers, obwol er erst im October 1858 nach dem Tode v. Zschinsky's formell den Vorsitz im Ministerrath erhielt. Im J. 1853 übernahm er, nach dem Rücktritt Friesen's, das Ministerium des Inneren, mit dem auch das der Polizei verbunden war, und besonders die Ausbildung dieses Institutes und seine kräftige Handhabung ließ er sich eifrig angelegen sein. Es zogen, nach den Aufregungen der letzten Jahre, stillere Zeiten in Sachsen ein, nicht ohne manche nützliche Fortschritte auf dem Gebiete der inneren Gesetzgebung, wie die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit u. a. Im Sommer 1854 verunglückte König Friedrich August auf einer Reise in Tirol; aber der Nachfolger, König Johann, brachte dem bewährten Minister sein volles Vertrauen entgegen. In den Kreisen der politischen Welt genoß B. bereits das Ansehen einer hervorragenden Kraft, in Wien und an den mittelstaatlichen Höfen sehr geschätzt, in Berlin nicht ohne Mißtrauen beobachtet; in den Briefen Bismarck's an Gerlach u. A. kehrt häufig der Wunsch wieder, man müsse diesen „eiteln und boshaften" Intriganten in Dresden womöglich stürzen: „vom Ochsen kann man nichts Anderes erwarten als Rindfleisch, und von Beust nichts Anderes als eine ehrgeizige intrigante Sächsische Hauspolitik"; freilich spricht er in demselben Briefe auch den Satz aus: „unter wahrhaft Deutscher Politik versteht eigentlich jede Regierung etwas Anderes; im Ganzen kann man sagen, daß jeder damit dasjenige bezeichnet, was er von dem Anderen verlangt" — ein Satz, der doch eine Art unbeabsichtigter Rechtfertigung für den Gegner enthält. In ihm selbst aber der lebhafteste Drang zur Bethätigung im Weiteren, auf einem heller beleuchteten Feld als dem der inneren sächsischen Politik.

Die Verwicklungen, welche die orientalische Krisis und der Krimkrieg auch für Deutschland zur Folge hatten, gaben B. bald Gelegenheit zu einer Excursion auf das Gebiet der großen Politik. Nach langen Verhandlungen hatten Oesterreich und Preußen sich zu dem, von Bismarck so energisch verurtheilten, Bündniß vom 20. April 1854 zusammengefunden, worin die beiden deutschen Großmächte eine scharf pointirte Mittelstellung zwischen Rußland auf der einen, den Westmächten auf der anderen Seite einnahmen, und bei der die Aussicht nicht allzu fern lag, daß bei einem Zusammenstoß Oesterreichs und Rußlands in den Donaufürstenthümern Preußen verpflichtet war, dem verbündeten Donaustaat mit bewaffneter Hand zur Seite zu stehen, eventuell, wenn alle Vermittlungsversuche scheiterten, mit Rußland zu brechen und in den großen europäischen Kampf einzutreten. Dieser Bündnißvertrag wurde den einzelnen deutschen Bundesstaaten mitgetheilt und sie zum Beitritt aufgefordert. Hier aber war nun der Punkt gegeben, wo unter der Führung von B. und Pfordten die deutsche Mittelstaatspolitik einsetzen zu können glaubte, um gegenüber dem autoritären Vorgehen der beiden Großmächte nachdrücklich in Erinnerung zu bringen, daß es auch noch andere selbständige deutsche Staaten und in Frankfurt einen Bundestag gebe. Die Minister von sieben Mittelstaaten (den vier Königreichen, nebst den beiden Hessen und Nassau) traten in Bamberg zu einer Conferenz zusammen und einigten sich über ein an Oesterreich und Preußen zu richtendes Actenstück, dessen Abfassung B. übernahm. Diese „Bamberger Note" erkennt die Zweckmäßigkeit des österreichisch-preußischen Bündnisses principiell an, corrigirt aber das Verfahren der beiden Mächte in dem Sinne, daß die Einladung zum Beitritt correct nicht an die einzelnen Bundesstaaten, sondern an den deutschen Bundestag zu richten gewesen wäre; sie wünscht zugleich, dem zu schließenden Bündniß einen weniger specifisch antirussischen Charakter dadurch zu geben, daß bei den zu unternehmenden Vermittlungen nicht nur an Rußland die Aufforderung zur Räumung der Donaufürstenthümer, sondern zugleich auch an die Westmächte die zur Einstellung

der Feindseligkeiten gerichtet werden solle; sie fordert schließlich, daß der deutsche Bund, wenn er dem vorgeschlagenen Bündniß beitritt, auch als selbständige Macht an allen weiteren Verhandlungen betheiligt und speciell auch durch eine eigene Gesandtschaft bei den künftigen Friedensverhandlungen vertreten sein soll. Das hieß in der praktischen Ausführung, daß neben Oesterreich und Preußen als Großmächten auch der deutsche Bund, natürlich durch einen aus den Kreisen der Mittelstaaten hervorgehenden Deputirten, an allen ferneren diplomatischen Actionen und an den Arbeiten eines künftigen europäischen Friedenscongresses theilnehmen sollte; und die Ansicht Beust's war dabei jedenfalls, daß keinem Anderen als ihm diese Aufgabe zufallen könne; worüber man freilich in München anders dachte.

Man hat diese Bamberger Note als das erste officielle Programm der Triaspolitik bezeichnet (das erste war es in der That nicht); wenn sie ein solches war, so brachte sie nur zu Tage, wie ungefährlich und unausführbar doch solche Projecte waren. Man nahm in Oesterreich und in Preußen die mittelstaatliche Note ziemlich gelassen hin; in Wien mit einigem Aerger über die ungewohnte Selbständigkeitsregung; in Berlin fand man den Schritt sogar bequem, um im gegebenen Fall mit dem stricten Neutralitätsverlangen der Mittelstaaten einen Gegendruck ausüben zu können gegen die allzu kriegslustige Stimmung in Wien gegen Rußland; selbst Bismarck war dies Mal mit dem Auftreten des fatalen sächsischen Ministers zufrieden: „ich kann dem staatsmännischen Gebaren und der Courage, mit welcher die Firma Beust, Pfordten et Co. operirt, meine Anerkennung nicht versagen“; eine Gefahr sah er in dem Triaspronunciamento nicht. Beide Mächte aber sprachen im allgemeinen ihre Zustimmung zu den Forderungen der Bamberger aus; darauf hin erfolgte die Beitrittserklärung des Bundestags — und im weiteren haben dann Oesterreich wie Preußen ihre schwankende und wechselvolle Politik in der orientalischen Krisis ohne irgend ersichtliche Rücksicht auf die mittelstaatlichen Velleitäten geführt, während allerdings auch diese fortfuhren, mit geschäftiger und erfolgloser Betriebsamkeit ihre Fäden in das Gewebe der diplomatischen Actionen einzuschlagen.

Für B. hatte dieses Intermezzo noch eine Folge, die ihm jedenfalls sehr willkommen war als eine gute Gelegenheit, sein Licht weithin leuchten zu lassen. Die Bamberger Note fand natürlich in Petersburg vollen Beifall; umso mehr mißfiel sie in London, und der Minister des Auswärtigen Lord Clarendon beging die Ungeschicklichkeit, in einer an seinen Agenten in Dresden gerichteten, zur officiellen Vorlesung bestimmten Depesche (die anderen in Bamberg betheiligten Regierungen blieben verschont) der sächsischen Regierung in sehr anmaßendem Hofmeisterton den Text zu lesen über die unbefugte Einmischung („ill advised interference“) der mittelstaatlichen Minister in die Angelegenheiten der hohen Politik. B. beeilte sich, in einem Schreiben an den sächsischen Ministerresidenten Grafen Vitzthum in London (9. Juli 1854) dem Lord Clarendon eine sehr kräftige Abfertigung zukommen zu lassen und dessen Einmischung in eine rein deutsche Angelegenheit aufs entschiedenste zurückzuweisen. Die Depesche war in würdiger Haltung, aber mit aller gebührenden Schärfe geschrieben; sie würde, wenn etwas kürzer, vielleicht noch wirkungsreicher gewesen sein; aber nicht nur in den Kreisen der „Bamberger“, sondern auch in Berlin wurde sie mit lebhafter Zustimmung aufgenommen, und von Frankfurt her belobte sie sogar Bismarck als „sehr gut geschrieben“, freilich mit dem Zusatz: „sie würde noch besser sein, wenn Sachsen stärker wäre“. Natürlich kam das Actenstück — „ohne mein Zuthun“ (?) — alsbald in die Zeitungen, und so überwiegend die öffentliche Meinung in Deutschland für die Westmächte gestimmt war, so

wurde der schneidige Protest des sächsischen Ministers gegen die englische Anmaßung doch mit großer Genugthuung gelesen und brachte dem Verfasser allgemeine Anerkennung ein.

Im weiteren Fortgang des Orientkrieges hielt Sachsen, ebenso wie die anderen Mittelstaaten, fest an der deutschen Neutralitätspolitik, und allen Versuchen Oesterreichs, hinter dem Rücken Preußens den deutschen Bund für eine Action gegen Rußland zu gewinnen, setzte auch B. sein entschiedenes Veto entgegen. Sein Ehrgeiz wäre es gewesen, bei den Friedensverhandlungen eine Rolle zu spielen. Bald nach dem Fall Sewastopols benutzte er einen Besuch der Pariser Weltausstellung, um sich bei Napoleon III. als geeignete Mittelsperson zwischen Paris und Petersburg zu empfehlen, aber der Versuch scheiterte in Petersburg; später benutzte er den Umstand, daß der sächsische Gesandte in Paris, der Baron v. Seebach, Schwiegersohn des russischen Reichskanzlers Nesselrode war, um eine diplomatische Sendung Seebach's nach Petersburg zu bewirken, die denn in der That von einem gewissen Einfluß auf das Zustandekommen der Friedensunterhandlungen gewesen ist. So erlangte er wenigstens die Genugthuung, daß die sächsische Politik einen kleinen Antheil an dem großen Friedenswerk zu haben schien; die Erreichung des höchsten Ziels, als Vertreter des deutschen Bundes an dem Pariser Friedenscongreß theilnehmen zu dürfen, blieb ihm versagt.

Neue Verwicklungen und schwierige Aufgaben brachte das Jahr 1859 und der französisch-österreichische Krieg in Italien. Die fast allgemein damals in Deutschland — bei den Regierungen wie bei dem Volke — herrschende Sympathie für das durch die Herausforderung Napoleon's III. bedrohte Oesterreich wurde natürlich auch in Dresden getheilt; aber während die stürmisch erregten Stimmungen in Süddeutschland auf eine sofortige Parteinahme des deutschen Bundes hindrängten, schloß sich Sachsen zunächst mehr der in Berlin vorwaltenden Vermittlungsrichtung an, mit der Aussicht jedoch, wie sie auch dort bestand, daß dem von Frankreich und Sardinien angegriffenen Oesterreich die deutsche Bundeshülfe nicht fehlen dürfe. B. entfaltete sofort eine vielgeschäftige diplomatische Thätigkeit; im Laufe des April 1859 war er in Berlin, in München, in Paris, an dem belgischen Hof in Laeken, zuletzt in London; wir haben seine Berichte über diese Reisen; sie waren sehr instructiv für den sächsischen Minister, aber ohne jeden Einfluß auf den Gang der Ereignisse; B. sprach in seiner Audienz bei Napoleon aufs nachdrücklichste aus, daß Frankreich im Kriegsfall auf die Neutralität Deutschlands nicht zu rechnen habe; aber die Entschlüsse Napoleon's wurden dadurch nicht gewandelt. Inzwischen hatte der Wiener Hof durch sein nach Turin gesandtes Ultimatum alle Vermittlungsbemühungen kurz abgeschnitten; drei Tage nach der erfolgten Ablehnung eröffnete Oesterreich den Krieg (29. April 1859), und am 3. Mai verkündete Napoleon III. sein Programm: frei bis zur Adria.

Neben allen diesen Entscheidungen und neben den folgenden Kriegsläufen in Italien nun die verschlungenen Verhandlungen über die Kriegsbereitschaft und das eventuelle Eintreten Preußens und des deutschen Bundes in die Action. Schon am 23. April war in Frankfurt auf Antrag Preußens die Kriegsbereitschaft der deutschen Bundescontingente beschlossen worden; aber von hier aus gehen nun Ansichten und Richtungen weit auseinander. Während die Wiener Staatsmänner in ungeschickt hoffährtigem Tone die Unterstützung der deutschen Bundesgenossen als selbstverständliche Pflichterfüllung forderten und jeder Gegenleistung an Preußen aus dem Wege zu gehen suchten, stellte die preußische Politik des Prinz-Regenten Wilhelm sich auf den Boden der selbständigen Großmacht, unabhängig von den Beschlüssen des Bundestags, und erbot sich zur bewaffneten

Vermittlung mit Mobilisirung seiner ganzen Armee, wobei dann auch die Streitkräfte der übrigen deutschen Bundesstaaten der preußischen Führung untergeben werden müßten. Diesem Plan aber steht nun mit schroffer Ablehnung nicht nur die innerste Gesinnung des Wiener Cabinets, sondern auch die der deutschen Mittelstaaten entgegen. In Dresden wie in München hielt man die Gelegenheit für günstig, um neben Oesterreich und Preußen für den deutschen Bund eine selbständige Action in Anspruch zu nehmen. Auf die nach den ersten französischen Siegen in der Lombardei sich immer mehr erhitzenden antifranzösischen Stimmungen in der Bevölkerung gestützt, arbeiteten die mittelstaatlichen Regierungen in Frankfurt immer dringender auf die Aufstellung einer deutschen Observationsarmee am Rhein hin: am besten gemeinsam mit Preußen, aber falls dieses sich nicht betheiligt, auch allein mit den Contingenten der außerpreußischen Staaten, die auf 200 000 Mann gebracht werden können, und unter einem eigenen Bundesfeldherrn. Also die dritte deutsche Macht, neben Oesterreich und Preußen, in selbständiger militärischer Action; die militärische Trias zunächst, als Vorstufe zu der politischen. Aus den Briefen Beust's ist ersichtlich, wie man die Stellung des Bundesoberfeldherrn Preußen nicht versagen zu können meinte, wenn sie von diesem, nicht erwünschter Weise, begehrt würde; andernfalls wurde an den österreichischen Erzherzog Albrecht oder an den König von Württemberg gedacht, neben den dann der österreichische Feldzeugmeister Heß als „Generallieutenant des Bundes“ treten sollte, und derselbe Heß wurde für diese Charge „auch im Fall einer preußischen Oberbefehlshaberschaft“ in Aussicht genommen (!). Im letzten Hintergrund aller dieser Speculationen stand dann doch immer die Hoffnung, gestützt auch auf die engen freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Prinz-Regenten und dem König Johann von Sachsen, daß man damit schließlich das Widerstreben Preußens überwinden und den Prinz-Regenten zum bundesmäßigen Eintritt in die Action gegen Frankreich fortreißen könne.

Zuletzt wurden auch hier die großen Entscheidungen nicht durch die kleinen Operationen im zweiten Rang herbeigeführt, sondern durch die maßgebenden Interessengegensätze zwischen den beiden deutschen Großmächten. Nach der Schlacht bei Solferino erhob sich der preußische Prinz-Regent zur bewaffneten Vermittlung im Interesse der Integrität des österreichischen Staatsgebietes, er mobilisirte die ganze Armee, aber er forderte zugleich den Oberbefehl über die sämmtlichen deutschen Bundestruppen. Der österreichischen Politik erschien diese Erhöhung Preußens unvereinbar mit der deutschen Machtstellung des Kaiserstaates; lieber verzichtete sie auf die Lombardei, trat diese an Napolon ab, schloß die Präliminarien von Villafranca und wies die preußischen Erbietungen und Forderungen in schroffer Weise zurück. Damit waren für Deutschland die großen Fragen erledigt und die kleinen Nebenfragen stillschweigend bei Seite geschoben; der preußische Vorstoß nach der militärischen Führung war zurückgewiesen, die deutsche Vormachtstellung Oesterreichs behauptet; tiefste Verstimmung zwischen den beiden deutschen Großmächten; die Anläufe mittelstaatlicher Triaspolitik auf dem Boden der Bundestagsverfassung treten — still aber unvergessen — in den Schatten zurück.

Für B. war dieser Ausgang der italienischen Krisis eine Enttäuschung und er war wenig zufrieden mit der Führung der österreichischen Politik. Eine persönliche Genugthuung hatte er indeß davongetragen. Der russische Premierminister Fürst Gortschakoff hatte im Mai 1859 sich gemüssigt gesehen, gegenüber den drängenden mittelstaatlichen Versuchen zur Einführung des deutschen Bundes in die große politische Action, sich an die deutschen Regierungen mit einer Note zu wenden, die in überaus anmaßendem Tone daran zu erinnern sich erlaubte,

daß der deutsche Bund seiner Natur und Verfassung nach eine ausschließlich defensive „Combination“ sei und daß seine jetzige feindliche Haltung gegen Frankreich einen unerlaubten Uebergriff auf ein ihm nicht gestattetes Gebiet darstelle. Die insolente Verwarnung galt natürlich den deutschen Mittelstaaten, und B. fühlte sich berufen, wie fünf Jahre früher dem Lord Clarendon, jetzt dem russischen Premier eine energische Antwort zu Theil werden zu lassen. Seine an den sächsischen Ministerresidenten v. Könneritz in Petersburg gerichtete Note (15. Juni) ist ein vortrefflich geschriebenes Actenstück, worin mit großer Finesse und zugleich mit schneidender Schärfe die Argumentationen Gortschakoff's widerlegt und seine unbefugte Belehrung zurückgewiesen werden. Es ist ja gewiß zu sagen, daß die einen so scharfen Ton anschlagende diplomatische Manifestation des sächsischen Ministers gewissermaßen unter dem Schutz der Kleinheit seines Staates stand — ein gleicher Verkehrston zwischen Großmacht und Großmacht müßte Consequenzen haben — aber immerhin war die Beust'sche Note ein gutes Wort zur rechten Zeit. Sie wurde alsbald bekannt und trug ihrem Verfasser, als deutschem Fürsprecher gegen russischen Uebermuth, die Anerkennung weitester Kreise ein; auch in England klatschte man dies Mal, wo der Streich Rußland galt, Beifall; Prinz Albert sprach seine volle Freude aus über die „vortreffliche Antwort auf die Gortschakoff'sche Flegelei“. B. hatte eine lebhafte Empfänglichkeit für Popularität und verstand es den richtigen Ton dafür anzuschlagen, nicht nur in diplomatischen Noten, sondern auch als geschickter und schwungvoller Redner; als in diesem Jahre die hundertjährige Geburtstagsfeier Schiller's aller Orten in Deutschland in gehobenster Stimmung begangen wurde, ergriff auch er die Gelegenheit, bei der Feier in Dresden dem nationalen Dichter seine Huldigung darzubringen. Seine Schillerrede war eine wirkungsvolle oratorische Leistung, voll Geist und Wärme, und wenn er zuletzt sich mahnend an die Zeitgenossen wandte, denen über der Speculation die Ideale entrückt seien, an diese „Mitwelt, deren Blicke nicht mehr nach den Sternen gerichtet sind, sondern deren Aufmerksamkeit, im Großen und Ganzen gesprochen, mit fieberhafter Spannung am Drahte des Telegraphen und am Druckbogen der Schnellpresse haftet“, so waren das Worte, die bei jenem Anlaß am Platze waren und auch noch für spätere Tage gelten können.

Der Ausgang des italienischen Kriegs versetzte die Fürsten und Staatsmänner der deutschen Mittelstaaten in bedrängte Lage. Sie waren von Oesterreich für das sie so viel zu thun bereit gewesen waren, im Stiche gelassen. Sie waren für den Augenblick den preußischen Führungsansprüchen entgangen; aber seit der „neuen Aera“ wehte von Berlin her ein anderer Wind, noch sehr schwach und wenig aggressiv, aber doch die Besorgniß weckend, daß der schwankende Boden über Nacht sinken und brechen könne. Die Lehren, die der italienische Krieg und die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit dem Napoleonischen Frankreich gegeben hatte über die militärische und politische Ohnmacht des deutschen Bundes, waren allzu eindringlich. Nun entstand der Nationalverein, der die alten unitarischen und kleindeutschen Gedanken von 1849/50 wieder lebendig werden ließ, der die Augen der Nation auf Preußen richtete und von den Regierungen der Mittelstaaten sofort als natürlicher Feind erkannt wurde. Der nationale Gedanke begann sich wieder anspruchsvoll zu regen; es ist eine Zeit der Denkschriften und Programme, der politischen und militärischen Reformprojecte; alle Parteien und Interessen, alle Capacitäten und Velleitäten mischen ihre Stimmen in den allgemeinen Chorus.

Auch die Mittelstaaten gaben ihr Spiel und die Hoffnung auf eine ihren Interessen Gewähr leistende Gestaltung der deutschen Bundesverhältnisse nicht verloren. Mit rühriger Geschäftigkeit waren besonders B. und Pfordten am

Werk. Das Fundament aller dieser Bestrebungen ist der Glaube an die unerschütterliche Rechtsbeständigkeit und an die Leistungsfähigkeit der Bundesverfassung von 1815; aber zugleich erkennt man ihre partielle Unvollkommenheit und das Bedürfniß der Besserung an: kein besseres Mittel, die Bedeutung der Mittelstaaten in den Augen der Nation zu erhöhen, als wenn diese selbst die Frage der Bundesreform in die Hand nehmen, Preußen darin zuvorkommen und allen gefährlichen preußischen Plänen dadurch von vornherein die Spitze abbrechen. Conferenzen folgten auf Conferenzen, in München, in Würzburg; wirkliche Einigkeit aber bestand selbst in der Grundfrage nicht; König Georg von Hannover bestritt überhaupt den Satz, daß die Verfassung von 1815 reformbedürftig sei, Kurhessen stimmte dieser Auffassung bei, Großherzog Friedrich von Baden aber sprach klar und entschlossen den Satz aus, an dem er immer festhielt, daß eine heilsame Bundesreform überhaupt nur denkbar sei als Resultat einer Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich. Schließlich gelang es B. (Sept. 1859), in Verbindung mit den Baiern v. Schrenk und v. d. Pfordten und dem Württemberger v. Hügel, die vier Königreiche nebst Hessen-Darmstadt und Nassau zu einem Antrag beim Bundestag zu einigen, der ohne wesentlichen eigenen positiven Inhalt nur darauf hinauskam, daß die Frage der Reform der Bundeskriegsverfassung der Bundesmilitärcommission zur Berichterstattung überwiesen werden solle. Dem konnte auch Preußen zustimmen, welches aber sofort seine Auffassung von der vorzunehmenden Reform dahin präcisirte, daß bei jedem Bundeskrieg Preußen das Commando über die beiden norddeutschen Bundescorps beanspruche, die beiden süddeutschen Corps unter österreichischen Oberbefehl zu treten hätten, ohne weitere Rücksicht auf Bund und Bundestag. Dieser preußische Vorschlag wurde natürlich unannehmbar befunden, auch von Oesterreich. Immer widerspruchsvoller spitzten sich die Gegensätze zu, verschärft auch durch die streitenden Ansichten über den kurhessischen Verfassungsstreit und die holsteinische Sache. Im November und December 1859 eine neue mittelstaatliche Conferenz in Würzburg; man kam nicht weiter: die Frage der Bundeskriegsverfassung vor allem war und blieb das unlösbare Problem. Im Januar 1860 faßte B. die Anschauungen der „Würzburger" in einer Denkschrift zusammen, die im wesentlichen wieder auf das einzige praktikable Auskunftsmittel hinauskam, daß die militärische Selbständigkeit der Einzelstaaten aufs strengste gewahrt werden müsse und eventuell ihre Contingente als ein eigener dritter Heereskörper, neben dem österreichischen und dem preußischen, zu organisiren seien. Es war nicht daran zu denken, daß Preußen auf solche Gedanken einging; ein unersprießlicher Notenwechsel zwischen Berlin und Dresden stellte nur die Nutzlosigkeit weiterer Verständigungsversuche fest. Auch bei der Fürstenzusammenkunft in Baden (Juni 1860), im Anschluß an den Besuch des Kaisers Napoleon, wurde ein vergeblicher Versuch gemacht; es war über den principiellen Gegensatz nicht hinwegzukommen; der mittelstaatliche Plan der militärischen Trias war für Preußen ebenso unannehmbar, wie die Mittelstaaten die militärische Angliederung ihrer Truppen an die Armeen der beiden Großmächte sich nicht bieten zu lassen entschlossen waren: diese „rein deutschen", an großen geschichtlichen Erinnerungen und Verdiensten so reichen Stämme der Sachsen und Baiern, der Schwaben und Franken sollten, „wenn es sich um die Wehrkraft der Nation und um den Kampf für das Vaterland handelt, nur als Anhängsel der Armeen von Oesterreich und Preußen erscheinen"? Es ist begreiflich, daß diese Regungen eines in sich nicht unberechtigten Stammesselbstgefühls die Fürsten, Staatsmänner und Militärs der deutschen Mittelstaaten mit derselben Ueberzeugungswärme beseelten, wie das starke staatliche Selbstgefühl der preußischen Macht in entgegengesetzter Richtung vorwärts strebte; beide auf das ideale Ziel nationaler

Einheit, Macht und Größe gerichtet — die Entscheidung zwischen ihnen konnten nicht Gründe und Verhandlungen, sondern nur Thaten und unwiderstehliche Erfolge bringen.

Zunächst aber war der Berathungen, Projecte und Experimente noch kein Ende. Seit dem Regierungsantritt Wilhelm's I. in Preußen trat neben der Militärfrage auch die allgemeinere der Bundesreform wieder mehr in den Vordergrund. Im October 1861 trat B. mit einem eigenen Reformproject auf den Plan. Die schaffenslustige Betriebsamkeit und Zuversicht, die ihn beseelte, ließ ihn den Versuch wagen; auch das Drängen der sächsischen Kammern auf ein festes deutsches Programm wies ihn darauf hin, und zudem hatte König Johann den lebhaften persönlichen Wunsch, daß es gerade Sachsen gelingen möchte, eine Verständigung zwischen den beiden befreundeten Höfen von Wien und Berlin herbeizuführen; B. ging diesmal ganz selbständig vor, ohne Fühlung mit den verbündeten „Würzburgern" zu nehmen.

Das Project, von einer ausführlichen Denkschrift begleitet, gibt sich als „zeitgemäße Umgestaltung" von vier Artikeln der alten Bundesacte, deren Bestand im übrigen als unverbrüchlich anerkannt wird. Die Hauptbestimmungen gehen auf die folgenden Sätze hinaus: an Stelle des bisherigen ständigen Bundestags in Frankfurt tritt eine neue Bundesversammlung, von den Vertretern der deutschen Regierungen gebildet, die nur zwei Mal im Jahr zu längstens vierwöchentlicher Sitzung zusammentritt, und zwar ein Mal im Süden, in Regensburg, und ein Mal im Norden, in Hamburg; im ersteren Fall führt Oesterreich, im zweiten Preußen den Vorsitz, und in der fünfmonatlichen Zwischenzeit von einem Bundestag zum andern haben abwechselnd Oesterreich und Preußen die Präsidialgeschäfte desselben wahrzunehmen. In derselben Zwischenzeit tritt eine Bundesexecutiv-Behörde in Wirksamkeit, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich, dem König von Preußen und einem dritten Bundesfürsten, der durch Wahl oder Turnus bestimmt wird; sie hat die Ausführung der Bundestagsbeschlüsse zu überwachen und wird „für den Eintritt außerordentlicher politischer Conjuncturen" mit ausgedehnten Vollmachten, auch militärischer Natur, ausgestattet. Endlich tritt als populäres Element neben den Bundestag eine „Abgeordnetenversammlung", die aber nicht aus freien Wahlen hervorgeht, sondern aus Deputirten der einzelnen deutschen Landtage besteht, also eine Delegirtenversammlung, die nicht in regelmäßigen Fristen, sondern nur nach Bedürfniß auf Berufung des Bundestags zusammentritt, um über vorgelegte Gesetze zu beschließen. Ueber streitige Rechtsfragen zwischen den einzelnen Bundesgliedern, namentlich auch über Conflicte inbetreff der „Anwendung und Auslegung der Verfassungen" in den Einzelstaaten entscheidet ein Bundesgericht.

Man kann sagen, daß dieses Beust'sche Project einige ansprechende Gedanken aufweist, wie die Ersetzung des ewigwährenden Bundestags in Frankfurt durch zwei je vierwöchentliche, schnell arbeitende Bundesconferenzen, wie die Gleichstellung von Oesterreich und Preußen im Bundespräsidium, wie die Herstellung einer Art von Volksvertretung neben dem Bundestag. Es ist nicht schwer, auch die Schwächen des Projectes herauszufinden. B. vertheidigt noch zwanzig Jahre später, als er seine Memoiren schrieb, nachdrücklich die Zweckmäßigkeit seiner Schöpfung; er weist darauf hin, daß Preußen in der wichtigen Frage des alternirenden Bundespräsidiums Genüge gethan sei und ist der Ueberzeugung, daß Oesterreich sich bei dieser Bundesreform besser gestanden haben würde als bei dem Project des Frankfurter Fürstentags von 1863; jedenfalls würde die Maschinerie des Bundes in ein rascheres Tempo gebracht und ihm das Interesse und die Theilnahme der Nation in gesteigertem Maaße gewonnen worden sein.

Indeß, welches immer der Werth dieser klüglichen Combinationen sein mochte, sie fanden an keiner der entscheidenden Stellen Beifall. In den mittelstaatlichen Kreisen war man von dem einseitigen Vorgehen des alten Führers keineswegs erbaut und stellte sich seinen Vorschlägen mit kühler Ablehnung gegenüber; von Baden her erschien ein Gegenproject des Ministers v. Roggenbach, welches, anstreifend an die alten preußischen Unionsgedanken, nur in einer straffen Durchführung des bundesstaatlichen Gedankens das Heil der Zukunft sah; von einem anderen süddeutschen Staatsmann, dem nassauischen Minister Prinzen Wittgenstein, wird das Wort erzählt: „Ja, wie kann man den Bund umgestalten? Wenn man einem Buckligen den Buckel abschneidet, so stirbt er". In Wien, wo B. persönlich das Project präsentirte, nahm man es anfangs mit höflichem Entgegenkommen auf, um es nach näherer Erwägung entschieden zu verwerfen; die Gewährung des Alternates im Bundespräsidium an Preußen war eine Klippe, über die man in der Hofburg nicht hinwegkam; das österreichische Cabinet wies ebenso schroff die Beust'schen Vorschläge wie die Anregungen Roggenbach's zurück; Oesterreich könne und wolle auf seine historische Stellung an der Spitze Deutschlands nicht verzichten und werde etwa wieder auftauchenden preußisch-deutschen Unionsplänen seinen peremtorischen Widerstand entgegensetzen. Damit war die Debatte auf eine andere, die eigentlich entscheidende Frage hinübergelenkt, und als nun auch das preußische Cabinet seine Antwort auf die Beust'sche Frage zu geben hatte, so ging man jetzt entschlossen auf die neue Wendung ein; eine Note des Grafen Bernstorff vom 20. Decbr. 1861 lehnte mit höflicher, etwas spöttischer Anerkennung der staatsmännischen Verdienste des Verfassers die „sinnreichen" sächsischen Vorschläge als unausführbar ab; aber zugleich sprach sie offen aus, daß nach preußischer Auffassung bei der Macht- und Interessenverschiedenheit der deutschen Staaten eine Gesammtföderation überhaupt nicht aufrecht zu erhalten sei und nur eine freie Vereinigung der gleichgearteten Staaten zu einem engeren Bund innerhalb des großen Gesammtbundes angestrebt werden könne.

Damit verkündete Preußen seine Rückkehr zu der alten Unionspolitik, der Gegensatz von kleindeutscher und großdeutscher Politik war von neuem gestellt. Die nächste Folge war, daß unter der Führung Oesterreichs eine Anzahl mittelstaatlicher Regierungen einen gemeinschaftlichen Protest gegen die preußische Kundgebung beschlossen; am 2. Februar 1862 wurde er in „identischen Noten" in Berlin überreicht; eine scharfe Antwort Bernstorff's blieb nicht aus, die Spannung wuchs, und das auf friedlichen Ausgleich bedachte sächsische Reformproject hatte auf diese Weise schließlich den entgegengesetzten Erfolg, daß es die Kluft zwischen den Parteien erweiterte und die Mittelstaaten immer mehr ins österreichische Lager trieb. In der nächsten Zeit ist wenigstens ein Theil des Beust'schen Programms, das Delegirtenproject am Bundestag, noch Gegenstand langwieriger, aber fruchtloser Verhandlungen geworden.

B. war über diesen Ausgang verstimmt; er betheiligte sich nicht an den Berathungen über die identischen Noten, noch an ihrer Uebergabe in Berlin; er hielt den Schritt für nicht opportun; doch trat auch er in einer eigenen Erklärung dem preußischen Programm des engeren Bundes entgegen.

Wenn B. bei diesen Vorgängen sich in einer gewissen Differenz mit seinen mittelstaatlichen Collegen befunden hatte, so war dies noch mehr der Fall bei der bald darauf ausbrechenden neuen Zollvereinskrisis von 1862. Die erste Veranlassung dazu gab der von Preußen für den Zollverein in Aussicht genommene Handelsvertrag mit Frankreich, mit wesentlichen Verkehrserleichterungen und einer Revision des Zolltarifs in gemäßigt freihändlerischem Sinne. Es gab in den Zollvereinsstaaten, besonders in Süddeutschland, eine starke schutzzölln-

rische Partei; indeß würde dieselbe keinen den Vertrag mit Frankreich gefährdenden Einfluß gewonnen haben, wenn nicht eben jetzt noch ein stärkeres Motiv der Zwietracht hinzugetreten wäre. Die österreichische Politik des Grafen Rechberg hielt jetzt die Zeit gekommen, um von neuem die 1853 vertagte Frage des Eintritts von Oesterreich in den preußisch-deutschen Zollverband anzuregen und diesen Eintritt als ein durch jene früheren Verhandlungen bereits erworbenes Recht in Anspruch zu nehmen; zugleich wurde erklärt, daß der mit Frankreich angebahnte Handelsvertrag unvereinbar sei mit den commerciellen und industriellen Interessen des Kaiserstaats und daß daher von diesem Abstand genommen werden müsse, um für Oesterreich den Eintritt in den deutschen Verband möglich zu machen. Es war ein höchst gewaltsamer Angriff auf den Bestand des Oesterreich so verhaßten preußisch-deutschen Zollvereins: falls Oesterreich seine Aufnahme in denselben erzwang, so gewann es nicht nur für sich die erheblichsten ökonomischen Vortheile, sondern es zerstörte auch zugleich den ganzen wirthschaftlichen und politischen Charakter der preußischen Schöpfung, des „ersten Nagels zum Sarge des deutschen Bundes“; falls der Eintritt Oesterreichs nicht zu erwirken war, so galt es, den Zollverein zu sprengen. Und dieses Ziel schien erreichbar. Preußen versagte sich aus allen Gründen, politischen und wirthschaftlichen, principiell dem österreichischen Anspruch; es würde schlimmsten Falles eher die Auflösung des Zollvereins hingenommen, als den Eintritt Oesterreichs zugegeben haben. Ganz entgegengesetzt war die Stimmung in der Mehrzahl der Mittelstaaten; schutzzöllnerische Interessen und österreichische Neigungen standen hier im Bunde; in München und Stuttgart, in Hessen und Nassau wurde der von Preußen vorgelegte französische Handelsvertrag einfach verworfen und damit ausgesprochen, daß man dem Eintritt Oesterreichs in den deutschen Zollverband den Weg offen halte; die preußische Gegenerklärung sprach aus, daß man die Ablehnung des französischen Handelsvertrags als die Einleitung zur Kündigung des Zollvereins ansehe (dessen Bestand allerdings zunächst noch bis zum Ende des Jahres 1865 durch die Verträge gesichert war).

In dieser Krisis war Sachsen der einzige von den Mittelstaaten, der sich auf die Seite Preußens, oder richtiger gesagt, des Zollvereins stellte. Bei allem politischen Antagonismus gegen Preußen war B. keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß für eine Regierung, die den Großhandel von Leipzig und die Blüthe der sächsischen Industrie im Auge zu halten hatte, die Erhaltung des Zollvereins oberstes Gesetz war. Der französische Handelsvertrag wurde in Dresden gebilligt und von dem Landtag einstimmig angenommen; man sprach es hier wie in Berlin offen aus, daß Deutschland und der Zollverein nicht gehalten seien, sich die nothwendigen Fortschritte in seiner Entwicklung zu versagen, weil Oesterreich bei dem rückständigen Charakter seines Wirthschaftslebens noch nicht befähigt sei, in jene höhere Gemeinschaft einzutreten. B. nahm sich mit Eifer der Vermittlung zwischen den feindlichen Lagern an; eine schwierige und z. Th. undankbare Aufgabe. In Wien, München und Stuttgart war man über die preußische Haltung des sächsischen Ministers in dieser Frage ziemlich ungehalten; in Berlin hatte er alle Noth, gegen die schroffe Unnachgiebigkeit des preußischen Cabinets aufzukommen; zuletzt gelang es ihm doch, eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich herbeizuführen, wodurch der Bruch vermieden und die Erhaltung des Zollvereins sichergestellt wurde; bis ins Frühjahr 1865 dauerten die Verhandlungen, und unstreitig hat B. an ihrem befriedigenden Ausgang, der freilich eine ökonomische Lebensfrage für Sachsen bedeutete, einen sehr verdienstlichen Antheil gehabt.

Aber schon waren neue Probleme in den Vordergrund getreten. Das

Capitalereigniß für die deutsche Zukunft hatte sich vollzogen: im September 1862 war Bismarck an die Spitze der preußischen Regierung getreten.

Von der seltsamen, völlig in der Luft schwebenden Angabe Ebeling's, daß König Wilhelm I., bevor er Bismarck berief, an ein Ministerium Beust gedacht, dieser aber den Antrag abgelehnt habe, ist nicht weiter zu reden. Wol aber hatte die Action des sächsischen Ministers in der Zollkrisis zeitweilig eine günstigere Stimmung für seine Person in Berlin aufkommen lassen; König Wilhelm hatte ihm „mit warmem Händedruck“ für seine Thätigkeit gedankt, und Bismarck richtete kurz nach seinem Amtsantritt ein Schreiben von fast intimer Vertraulichkeit an B. (10. Oct. 1862), worin er ihm die Anknüpfung eines fortgesetzten nichtamtlichen brieflichen Verkehrs bietet, die verbreiteten Gerüchte von abenteuerlichen politischen Plänen zurückweist und sogar bei Besprechung des preußischen Verfassungsconflictes an seinen guten Rath appellirt, „den Ihre Erfahrung in ähnlichen Erlebnissen Ihnen eingibt“. Einige Zeit darauf (27. Febr. 1863) ließ Bismarck durch Herrn v. Savigny, der bis vor kurzem preußischer Gesandter in Dresden gewesen war, B. den dringenden Wunsch nach einer mündlichen Aussprache mit ihm vorlegen, mit der Bitte um einen Besuch in Berlin; Savigny fügte hinzu, daß es sich vornehmlich um Fragen der deutschen Bundespolitik handle, für die B. „ein seltenes Verständniß“ habe und in denen man vor allem mit dem sächsischen Cabinet in unmittelbare Fühlung zu treten wünsche. Die gewünschte Reise nach Berlin kam nicht zu Stande; B. trug Bedenken sie zu unternehmen, ohne dem österreichischen und den mittelstaatlichen Höfen eine erläuternde Mittheilung darüber zu machen, und dies wiederum fand Bismarck nicht opportun. Savigny reiste sogar noch einmal nach Dresden, um persönlich die Bedenken Beust's zu widerlegen, und dabei — so erzählt dieser in seinen Lebenserinnerungen — fielen Worte, „obwol sehr verblümt“, welche von B. so verstanden wurden, als ob die Absicht Bismarck's dahin ginge, ihn für den Eintritt in das preußische Ministerium zu gewinnen; er habe, so fügt der Erzähler hinzu, sich sehr vorsichtig zurückgehalten und weitere Eröffnungen seien dann nicht erfolgt. Der sehr problematische Vorgang, über den keinerlei andere Bezeugung vorliegt, der aber offenbar dem Selbstgefühl Beust's sehr schmeichelte, würde ja an und für sich nicht ganz undenkbar sein; eben damals war Bismarck in der Neubildung seines Ministeriums begriffen; die Kräfte, über die er zu verfügen hatte, waren weder sehr zahlreich, noch sehr hervorragend — tauchte etwa einmal vorübergehend bei ihm der Gedanke auf, sich dieses klugen und geriebenen sächsischen Ministers zu bemächtigen, mit dem er in den Grundfragen der inneren Politik ziemlich übereinstimmte, und den er für seine Auffassung der deutschen Politik gewinnen zu können hoffte? So lange nicht anderweitige Bezeugung hinzutritt, wird man die Sache doch bezweifeln müssen; wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß vielleicht ein im Gespräch von Savigny hingeworfenes Wort von rein persönlichem Charakter Anlaß zu dem Mißverständniß gab. Einige Monate später kam B. doch nach Berlin, bald darauf empfing er Bismarck's Gegenbesuch in Dresden; die beiden Staatsmänner verkehrten auf dem freundschaftlichsten Fuße, aber von einem Ministerposten war nicht die Rede.

Bald jedoch gingen die Wege wieder weit auseinander. Der August 1863 brachte die österreichische Improvisation des Frankfurter Fürstentags, mit einem neuen Bundesreformproject. Der damals an vielen Stellen gehegte Verdacht, daß B. dabei die Hand im Spiele gehabt habe, ist unbegründet. Eine patriotische, im Grunde sehr unverfängliche Festrede, die er eben damals auf dem allgemeinen deutschen Turnerfest in Leipzig, in Gegenwart auch sehr zahlreicher

österreichischer Turnerschaaren hielt, wurde ihm in Berlin sehr übel gedeutet als eine auf geheimer Verabredung mit Wien beruhende populäre Demonstration für Oesterreich; auch Bismarck theilte damals das Mißtrauen und sprach es offen gegen B. aus; in den „Gedanken und Erinnerungen“ kommt er darauf nicht mehr zurück. In der That war die sächsische Regierung durch den kühnen österreichischen Handstreich der Berufung des Fürstentags ebenso überrascht, wie alle anderen, glaubte aber, wie alle außer Preußen, dem Rufe des Kaisers Franz Josef sich nicht entziehen zu dürfen: „ein sehr gewagtes Spiel“, schrieb B. an den sächsischen Gesandten in Wien, „da aber einmal gespielt werden soll, werden wir mitspielen“. Gegen das Biegeleben-Fröbel'sche Bundesreformproject, das in Frankfurt vorgelegt wurde, wird er sich schon in jenen Tagen ebenso skeptisch verhalten haben, wie er später in seinen Memoiren es einer scharfen Kritik unterwirft — schon die einseitige Begünstigung Baierns in dem Entwurf mußte als eine empfindliche Zurücksetzung der anderen Königreiche gefühlt erden. Aber die geschickte Inscenesetzung, eine gewisse ehrfürchtige Scheu vor dem kaiserlichen Regisseur und das Gefühl, daß ein Fürstentag nicht so resultatlos wenden dürfe, wie so viele Ministerconferenzen vor ihm, siegte jetzt über viele Bedenken. Auch König Johann von Sachsen stand mit aufrichtiger persönlicher Hingebung an den kaiserlichen Freund in dieser Gesinnung, und dies bestimmte natürlich auch Beust's Verhalten auf dem Fürstentag. Der Verlauf der Verhandlungen über die vorgelegte Reformacte ist hier nicht zu erzählen; König Johann stand an der Spitze der für das österreichische Project gestimmten Majorität, sowie der Großherzog Friedrich von Baden der entschlossene Führer der kleinen Minorität war. In der Weigerung des preußischen Königs, an dem unzeitig übereilten Congreß sich zu betheiligen, lag die Entscheidung über das ganze Unternehmen. Als am 19. August König Johann seine denkwürdige Gesandtschaftsreise nach Baden zu König Wilhelm antrat, um ihn im Namen der versammelten Fürsten zum Erscheinen in Frankfurt einzuladen, war B. in seiner Begleitung. Er hatte eine erregte Unterredung mit Bismarck; das Ende war, daß er, in später Nachtstunde aus dem Schlafe geweckt, aus der Hand des preußischen Ministers das Antwortschreiben König Wilhelm's mit der definitiven Ablehnung entgegenzunehmen hatte, zugleich mit der dringenden Aufforderung, im Interesse der Gesundheit des von der Cur in Gastein kommenden Königs ohne weitere Versuche am nächsten Morgen abzureisen.

Das „gewagte Spiel“ war damit für Oesterreich verloren, so sehr man durch resultatlose Fortsetzung der Verhandlungen die Thatsache zu verschleiern suchte. Es steht dahin, ob B. das Scheitern des Projectes sehr bedauerte. Graf Rechberg aber trug die Einsicht davon, daß ohne Verständigung mit Preußen, auch bei der wohlgesinntesten Mitwirkung der Mittel- und Kleinstaaten, die österreichische Politik nicht weiter komme; und in der That, als kurz nach dem Schluß des Frankfurter Tages auf den Ministerconferenzen in Nürnberg (October 1863) mit der Ausführung der gefaßten Beschlüsse Ernst gemacht werden sollte, zeigte sich alsbald, daß bei den führenden Mittelstaaten bereits der Muth erlahmt war und die Bedenken überwogen: „wenn Ihr es so haben wollt“, sagte Rechberg zu B., „mit Preußen können wir uns auch verständigen“. Eine Drohung, die bald zur Wahrheit werden sollte.

Der schleswig-holsteinsche Conflict trat auf den Plan; er schob scheinbar alle anderen deutschen Fragen in den Hintergrund, in Wirklichkeit rückte er sie alle erst für die Möglichkeit einer Lösung zurecht und bahnte in Verlauf und Folgen der heilvollen Lösung den Weg. Eine der bewunderungswürdigsten staatsmännischen Leistungen, Bismarck's Führung des Kampfes um die Elb-

herzogthümer; sein diplomatisches Meisterstück hat er sie selbst genannt. Aber es war ein großes einsames Meisterwerk, in seinen verschlungenen Gängen lange unverstanden von Freund und Feind — und unverstehbar, bis das glorreiche Ende den verborgenen Sinn offenbarte. Die öffentliche Meinung in Deutschland, hoch erregt als die alte Herzensangelegenheit wieder in Fluß kam, ging ihre anderen Wege, gerade aufs Ziel, wie sie vermeinte, mit enthusiastischer Siegesgewißheit, aber ohne nur den kleinsten Theil der Hemmnisse zu kennen und zu verstehen, welche die allgemeine europäische Lage einem solchen geradlinigen Verfahren entgegensetzte. Als im November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark starb, als sein Glücksburger Nachfolger Christian IX., von dem eiderdänischen Radicalismus gedrängt, der vertragsbrecherischen Vergewaltigung der Herzogthümer freien Lauf ließ, und als dann der Herzog Friedrich von Augustenburg seinen etwas problematischen Erbanspruch auf Schleswig und Holstein verkündigte und den Schutz des deutschen Bundes anrief, da stand das populäre Programm bald fest, im Nationalverein und in der Presse, in den Landtagen, am Bundestag und bei der Mehrzahl der deutschen Höfe, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, dem deutschen Nationalinteresse endlich seine Genugthuung zu verschaffen, die Lösung der Herzogthümer aus dem dänischen Staatsverband zu erzwingen und dem bereitwillig anerkannten Augustenburgischen Prätendenten zu seinem Rechte zu verhelfen.

Die Politik der deutschen Mittelstaaten ergriff mit Eifer die günstige Gelegenheit, der guten Sache und zugleich der eigenen Sache zu dienen, indem sie sich den populären Stimmungen und Forderungen anschloß und sich, an der Spitze der gleichgestimmten kleineren Staaten, in die vorderste Reihe der Kämpfer für das nationale Recht zu stellen suchte. Es war für sie von dem höchsten natürlichen Interesse, daß der deutsche Bund der Initiative und der Führung in dem bevorstehenden Kampfe sich bemächtigte; nahm der Bund die große nationale Action in die Hand, so war damit eine bedeutsame Stärkung der Macht und der Autoriät dieses wankenden Instituts gewonnen, dessen Bestand für sie so unentbehrlich war. Und wenn in den befreiten Elbherzogthümern ein neues deutsches Bundesfürstenthum unter Augustenburgischer Herrschaft etablirt wurde, so war dies ein Machtzuwachs für die mittelstaatliche Partei, der namentlich Preußen gegenüber höchst erwünscht sein mußte.

Die Politik der beiden deutschen Großmächte ging nun aber andere Wege. Es gelang Bismarck, den österreichischen Collegen Rechberg, der seit dem Mißerfolg des Fürstentags ohnedies auf die Mittelstaaten schlecht zu sprechen war, ganz zu seiner Auffassung herüberzuziehen: Preußen und Oesterreich haben als europäische Mächte das Londoner Protokoll von 1852 unterzeichnet, welches die Erbfolgefrage in der dänischen Monarchie zu Gunsten des Hauses Glücksburg regelt; auf Grund desselben ist jetzt Christian IX. König von Dänemark und Herzog von Schleswig und Holstein; aber er hat die Verpflichtungen nicht erfüllt, die ihm das Protokoll inbezug auf die provinzielle Selbständigkeit Schleswigs auferlegt hat; er hat in Holstein einer vertragswidrigen Gewaltherrschaft freien Lauf gelassen und die unauflösliche staatsrechtliche Verbindung der beiden „ungedeelten" Herzogthümer thatsächlich aufzuheben unternommen; ein Verfahren gegen ihn ist daher nothwendig und berechtigt; aber Preußen und Oesterreich als Unterzeichner des Londoner Protokolls, eines europäischen Staatsactes, sind „vorläufig" an dieses gebunden und können zunächst nur einem Verfahren zustimmen, welches Christian IX. als deutschen Bundesfürsten von Holstein anerkennt. Oesterreich und Preußen stellten demgemäß den Antrag auf Bundesexecution gegen den Herzog von Holstein: „sind die deutschen Truppen, schrieb

Bismarck damals vertraulich, erst einmal im Lande, so wird sich alles Weitere finden, und die Situation kann sich in kurzem ändern".

Indem nun die mittelstaatliche Gegenpartei das Londoner Protokoll als unverbindlich erklärte für den deutschen Bund, der demselben nicht beigetreten war, indem sie das Augustenburgische Erbrecht auf Schleswig und Holstein anerkannte, so spitzte sich der Gegensatz zu auf die Frage: Execution oder Occupation, d. h. bundesrechtliches Executivverfahren gegen den als legitimen Inhaber von Holstein betrachteten Herzog-König, zur Erzwingung gewisser Reformforderungen, oder kriegsmäßiges Occupationsverfahren gegen den widerrechtlichen Inhaber der beiden Herzogthümer bis zur definitiven Entscheidung der Erbrechtsfrage. Das eine Verfahren mit kluger Vorsicht zunächst nur einen zweifellos berechtigten ersten Schritt thuend und mit der Festhaltung am Londoner Protokoll jedem Einspruch der dänenfreundlichen Protocollmächte, besonders Englands, vorbeugend; das andere ein offenes Vorgehen direct auf das letzte Ziel, mit fliegenden Fahnen, unter stürmischer Zustimmung der erregten nationalen Begeisterung — und mit sehr geringer Rücksicht auf die trüben Erfahrungen von 1849/50.

Am 7. December fiel die erste Entscheidung in Frankfurt: mit einer Stimme Majorität siegte der preußisch-österreichische Antrag auf Eröffnung des Bundesexecutionsverfahrens in Holstein. Infolge früherer Beschlüsse waren Sachsen und Hannover zur Vollziehung der Execution bestimmt, die nun sofort ins Werk gesetzt wurde. Dem sächsischen General v. Hake wurde das Commando über die Bundesexecutionsarmee übertragen; als die deutschen Truppen die Grenze überschritten, wichen die Dänen ohne Kampf zurück und räumten Holstein — die Aufgabe der Bundesexecution war damit vollbracht, aber die größeren Schwierigkeiten standen noch bevor.

Bei all diesen Verhandlungen und Vorgängen hatte B. seine alte Rolle als Wortführer der mittelstaatlichen Politik mit rührigstem Eifer wieder aufgenommen. Er hatte an König Johann, an dem Kronprinzen Albert und an dem auf eine Politik der nationalen That drängenden sächsischen Landtag festen Rückhalt; mit Schrenck und Pfordten in München, mit Hügel in Stuttgart, mit Roggenbach in Karlsruhe, mit Dalwigk in Darmstadt stand er in unablässigem Verkehr; nicht selten ging von Dresden die Parole aus; den verbündeten Collegen gegenüber erscheint er wiederholt als der gemäßigtere, der noch immer nach Verständigung mit Preußen strebt, der namentlich auch die voreilige Ueberfiedlung des Augustenburgers nach Kiel nicht billigte. Eine kleine Verlegenheit hatte die sächsische Regierung daran, daß sie, wie auch verschiedene andere, 1852 das Londoner Protocoll für ihren Theil formell angenommen hatte; aber eine damals beigefügte Clausel des Vorbehalts für die Entschließungen des Bundestags (der als solcher das Protocoll nicht anerkannt hatte) half über diese Schwierigkeit hinweg. Es ist bezeichnend, daß B. auch jetzt in die Lage kam, eine unziemliche Einmischung des Auslandes mit öffentlichem Eclat zurückzuweisen. Wie in früheren Fällen Clarendon und Gortschakoff, so sah sich jetzt der dänenfreundliche englische Minister John Russell veranlaßt, dem sächsischen Cabinet durch seinen Gesandten Murray in Dresden eine sehr anmaßliche Rüge zu ertheilen über seine schleswig-holsteinsche Politik beim Bundestag und weiter sogar über das angeblich ungebührliche Verhalten der sächsischen Executionstruppen in Holstein in tadelnden und drohenden Ausdrücken Klage zu führen. Besonders die letztere Anschuldigung glaubte B. nicht unerwidert lassen zu dürfen und gab darauf eine „etwas gepfefferte Antwort", worin er dem englischen Geschäftsträger zu Gemüthe führte, daß „das Benehmen der Bundestruppen in einem Bundeslande, in welchem sie sich in Folge eines Bundesbeschlusses befinden, ein Gegenstand ist, der eine fremde Regierung durchaus

nichts angeht", und daß man im übrigen sich durch die englischen Drohungen keineswegs schrecken lasse. Freilich, bemerkte Bismarck, als ihm bald darauf der Briefwechsel bekannt wurde, etwas boshaft, „die sächsische Regierung würde sich weniger unhöflich ausgesprochen haben, wenn England eine benachbarte Macht mit einer großen Armee oder wenn Sachsen ein an der See gelegener Staat wäre".

Für die Mittelstaaten war der Executionsbeschluß vom 7. December eine erste schwere Niederlage; die neue Combination, in welcher die beiden Großmächte verbündet gegen die Mittelstaaten standen, verwirrte alle ihre Kreise. B. eilte nach München, um über einen neuen Actionsplan zu berathen; man konnte sich über nichts weiter verständigen, als daß am Bundestag jetzt sofort die Prüfung des Augustenburgischen Erbrechts vorgenommen werden müsse, nach deren voraussichtlich günstiger Entscheidung dann weitere Schritte zu thun seien. Das hatte gute Wege, aber inzwischen säumte Bismarck nicht, den Gegnern zuvorzukommen und ihnen überhaupt alle weiteren Wege zu verbauen. Am 28. December richteten Oesterreich und Preußen an den Bundestag die Aufforderung, von der dänischen Regierung die sofortige Aufhebung der für Schleswig beschlossenen Incorporationsverfassung und die Erfüllung der Zusagen von 1852 zu verlangen, widrigenfalls der deutsche Bund das Herzogthum als Pfand militärisch besetzen werde. Also: der Bund soll Schleswig occupiren, aber nicht nach seinem alten Programm zum Zwecke der Losreißung desselben von Dänemark und zu Gunsten eines anderen legitimen Prätendenten, sondern nur als Zwangsmittel für die Erfüllung der Verfügungen des Londoner Protokolls, nach welchem Christian IX. legitimer Herzog von Schleswig war; das hieß, es wurde von dem Bundestag das Aufgeben der Basis verlangt, auf dem seine ganze bisherige Action geruht hatte.

Die Entrüstung über die österreichisch-preußische Zumuthung war allgemein, an den mittleren und kleinen Höfen wie in den weitesten Volkskreisen. Am Bundestag war die überwiegende Majorität jetzt gegen den Antrag der Großmächte; man war entschlossen, nicht in die gelegte Falle zu gehen und ahnte nicht, daß die eigentliche Falle auf der anderen Seite gelegt war. In der sicheren Voraussicht der ablehnenden Entscheidung verständigte sich Bismarck mit dem Wiener Cabinet über das dann einzuschlagende Verfahren. Am 14. Januar 1864 fand die Abstimmung über den österreichisch-preußischen Antrag statt, er wurde mit großer Majorität abgelehnt, und sofort folgte hierauf die Erklärung, daß infolge dieses Beschlusses Oesterreich und Preußen als europäische Großmächte vorgehen und Dänemark zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zwingen würden. Mit diesem Schlage war die bundestägliche Politik in der schleswig-holsteinschen Frage thatsächlich mattgesetzt; der Bund hatte seine Executionsarmee in Holstein, aber die eigentlichen Entscheidungen nahmen nun Oesterreich und Preußen in die Hand. Auf das von ihnen in Kopenhagen gestellte Ultimatum erfolgte am 18. Januar die ablehnende Antwort der dänischen Regierung, der Kriegsfall war gegeben, der die Truppen der beiden Verbündeten über das Danewerk nach Düppel und Alsen führen sollte.

Schwer ertrugen die bei Seite geschobenen Mittelstaaten das Scheitern ihrer stolzen Entwürfe. Im ersten Zorn vermaß sich wol B., daß die Bundesexecutionstruppen in Holstein den preußischen und österreichischen Truppen den Durchzug verwehren würden; aber er beeilte sich, diese Donquixoterie selbst wieder abzuleugnen. Die Aufforderung zur Theilnahme der Bundestruppen an dem Feldzug nach Schleswig wurde abgelehnt, und in mißlicher eingeengter Lage behaupteten die sächsischen und hannöverischen Truppen thatenlos ihre Stellung in Holstein, während Preußen und Oesterreicher von Sieg zu Siege schritten.

Die Spannung nahm zeitweilig den drohendsten Charakter an; es war die Rede davon, die in Holstein stehenden sächsischen und hannöverischen Bundesexecutionstruppen durch Theile der süddeutschen Armeecorps zu verstärken und eventuell im Namen des Bundes den Herzog von Augustenburg als legitimen Landesherrn einzusetzen — was natürlich zum offenen Conflict mit Oesterreich und Preußen hätte führen müssen; zu kleinen militärischen Reibereien kam es schon jetzt. Zugleich wurde von München her eine neue mittelstaatliche Conferenz in Würzburg inscenirt. Zuletzt verliefen die Dinge doch gelinder, und besonders in Dresden wurde das Signal zum Einlenken gegeben. Ein vertraulicher Briefwechsel zwischen König Wilhelm von Preußen und dem König Johann bahnte die Verständigung an; zugleich erschien als Vertrauensmann des preußischen Königs der General Edwin v. Manteuffel in Dresden, um Oel auf die bewegten Wogen zu gießen, und wenn dann in einem Gespräch mit B. der politisirende General sich eine der ihm geläufigen Improvisationen erlaubte: der erste Schuß auf preußische Uniformen in Holstein würde zur unmittelbaren Folge die Besetzung Sachsens haben, so blieb diese nicht in seiner Instruction stehende Drohung wol auch nicht ganz ohne Wirkung. Man lenkte in Dresden ein; zum äußersten gedachte König Johann es doch nicht zu treiben, zumal da es unverkennbar war, daß die öffentliche Meinung in Deutschland sich allmählich der Seite zuzuwenden begann, wo deutsche Waffen geführt und deutsche Siege erfochten wurden. Die Krisis ging vorüber, und auch B. schloß sich den versöhnlicheren Ansichten des Königs an.

Ihm ward jetzt an anderer Stelle eine Aufgabe zu Theil, die seinem Ehrgeiz die höchste Befriedigung gewährte. Auf den Antrag Englands trat im April 1864 eine neue Londoner Conferenz zur Schlichtung des deutsch-dänischen Streites zusammen; auch der deutsche Bund erhielt die Aufforderung zur Betheiligung, und auf den Vorschlag Bismarck's wurde B. von dem Bundestag in Frankfurt als Vertreter nach London entsandt, mit Umgehung v. d. Pfordten's, den man in München dafür ins Auge gefaßt hatte. Diese Londoner Mission bildete in den Augen Beust's einen Glanzpunkt seines Lebens; die Vollmacht, mit der er zum Vertreter des deutschen Bundes auf der Conferenz ernannt wurde, hing seitdem unter Glas und Rahmen in seinem Arbeitszimmer. Er durfte sich fühlen als bevollmächtigter Wortführer des officiellen „reinen“ Deutschland bei diesem vornehmen Diplomatencongreß, und zugleich als Vertreter der eigentlichen und offenkundigen nationalen Wünsche, gegenüber den dunklen und unverständlichen Plänen der beiden kriegführenden Großmächte. Eben in diesem Sinne hatte auch Bismarck, wie es scheint, seine Wahl begünstigt: es war ihm erwünscht, wenn auf dem Congreß neben der strengen und nüchternen Diplomatenarbeit auch das deutsche nationale Pathos zu Worte kam, und dafür war der wohlredende und wortreiche sächsische Minister das geeignetste Organ — „Sie sollen, sagte er scherzend zu ihm, in London die Rolle des enfant terrible übernehmen“; der österreichische Minister Graf Rechberg motivirte seine Zustimmung etwas derber: Beust sei geschmeidiger, eitler und verführbarer als v. d. Pfordten und darum vorzuziehen. In der That hat B., mit seiner unendlichen Rührigkeit und Beredsamkeit, auf dem Congreß eine gewisse Rolle gespielt — nur daß die Rolle des Congresses selbst in dem Gang der Ereignisse nur die einer secundären Episode blieb. Kampflustig und schlagfertig focht er manchen Strauß besonders mit den englischen und russischen Bevollmächtigten aus, trat von Anfang an für die völlige und definitive Loslösung der Herzogthümer von Dänemark ein, immer im Hinblick auf das vorbehaltene Augustenburgische Erbrecht, und wußte dabei in den meisten Fällen eine gewisse Linie des äußerlichen Zusammengehens mit den preußischen und österreichischen Gesandten innezuhalten.

Auf die vielverschlungenen Verhandlungen ist hier nicht im einzelnen einzugehen; die Berichte Beust's an den Bundestag, die er in einer (allerdings nicht immer recht verständlichen) Auswahl in seinen Memoiren mittheilt, geben ein sehr lebhaft gefärbtes Bild, etwas allzu lebhaft jedenfalls inbezug auf die Wichtigkeit seiner eigenen Bethätigung, und wenn er später sogar das wichtigste Resultat, die Lossagung Oesterreichs und Preußens von dem Londoner Protokoll von 1852, als sein eigenes Verdienst in Anspruch nimmt, so ist das eine sehr seltsame Verkennung der Thatsachen. Am 25. Juni ging der Congreß zu Ende; er hatte im wesentlichen nichts erreicht, als daß die Gefahr einer europäischen Intervention abgewandt war; von neuem lag die Entscheidung bei den Waffen. Die Wirksamkeit Beust's in London aber hatte in hohem Maaße die populäre Zustimmung in weiten Kreisen gefunden; als er nach Dresden heimkehrte, wurde er von den Behörden feierlich empfangen, von der Bevölkerung mit Fackelzug und Serenade wie ein Triumphator gefeiert.

In Wirklichkeit verlief nun doch alles anders als in den von ihm gewünschten Bahnen. Auf den Schluß des Congresses folgten in raschem Zuge die großen Entscheidungsthatsachen der nächsten Monate: die Eroberung von Alsen, Waffenstillstand und Präliminarien, endlich der Wiener Friede vom 30. October 1864. Die beiden deutschen Großmächte waren Rechtsbesitzer von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Das große nationale Befreiungswerk war vollbracht.

Die Politik des deutschen Bundes und der Mittelstaaten aber hatte völlig Schiffbruch gelitten, und noch in seinen viel später geschriebenen Lebenserinnerungen kann B. nicht umhin, einen elegischen Rückblick auf den Gang dieser Ereignisse zu werfen, deren Resultat ja unverwerflich sei, die aber, besser geleitet, nicht zu dem Krieg von 1866 hätten zu führen brauchen — wenn man seinen Rathschlägen gefolgt wäre, wenn das österreichische Cabinet alsbald nach dem Wiener Frieden den „kühnen Griff" gewagt hätte, sich offen, im Einverständniß mit dem Bundestag und der öffentlichen Meinung, für die Sache des Augustenburgers zu erklären und seine Einsetzung zu erwirken, immerhin auch mit den weitgehendsten Zugeständnissen und Sicherstellungen für Preußen: dann hätte es kein Condominium, keinen Vertrag von Gastein, kein 1866 gegeben.

B. hielt auch in der Folge an dem Programm der Augustenburgischen Erbfolge mit Zähigkeit fest, während sein Kampfgenosse v. d. Pfordten jetzt zeitweilig seine bairischen Machtpläne sogar mit der Zustimmung zu einer preußischen Annexion der Herzogthümer in Einklang zu bringen versuchte. Die Beziehungen zwischen Dresden und Berlin wurden immer gereizter; in Holstein kam es zwischen den preußischen und sächsischen Truppen zu den bedenklichsten Reibungen; die Sachsen mußten auf das kategorische Verlangen des Prinzen Friedrich Karl die Festung Rendsburg räumen, was natürlich wirkungslose Proteste und Verhandlungen am Bundestage zur Folge hatte, wogegen Preußen wieder die Aufgabe der Bundesexecutionstruppen überhaupt für erledigt erklärte und selbst unter Androhung von Selbsthülfe ihren Abzug aus Holstein forderte. In der That war die Abberufung der Bundescontingente nicht mehr zu umgehen. B. bestand darauf, daß sie bundescorrect nur erfolgen könne auf Grund eines formellen Beschlusses des Bundestags; als dieser erfolgt war, verfügte er, daß die sächsischen Truppen nicht auf dem geraden Wege durch preußisches Gebiet heimkehrten, sondern auf einem weiten kostspieligen Umweg über Hannover, Hessen, Thüringen und Baiern; der „Abderitenstreich", wie Treitschke damals die Maßregel nannte, wurde natürlich von der öffentlichen Meinung, und schwerlich ganz mit Unrecht, als eine beleidigende Demonstration gegen Preußen aufgefaßt.

Die Verhandlungen am Bundestag nahmen inzwischen ihren immer mehr erlahmenden Verlauf, während zugleich die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen einen bedenklichen Charakter anzunehmen begannen. B. entfaltete nach wie vor eine unermüdliche Thätigkeit, in Luftstreichen freilich, die niemand trafen; unmittelbar nachdem er persönlich in Wien dem österreichischen Cabinet ein neues Project zur Lösung des Conflictes vorgelegt hatte, wurde er überrascht durch die Kunde, daß Oesterreich und Preußen sich noch einmal ohne sein Zuthun verständigt hatten; der Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865 war geschlossen. Ein Nothbehelf für den Augenblick, zur Hinausschiebung der unvermeidlichen Krisis, aber für die mittelstaatliche Politik ein empfindlicher Schlag, eine neue Documentirung der vollkommenen Ohnmacht des Bundestags. Die Verbitterung zwischen Berlin und Dresden wuchs; der Kampf in der Presse nahm so heftige Formen an, daß es selbst zu diplomatischen Anklagen und Gegenklagen kam, und in den „Preußischen Jahrbüchern“ ließ auf eigene Faust Heinrich v. Treitschke seine wuchtigsten Keulenschläge auf das Haupt des ihm besonders verhaßten sächsischen Ministers niederprasseln.

Die unhaltbaren Zustände, die der Gasteiner Vertrag in den Elbherzogthümern schuf, das unzweideutige Hervortreten der Bismarck'schen Annexionspläne und die immer ersichtlichere Erschütterung des preußisch-österreichischen Bündnisses hatten zur natürlichen Folge eine allmähliche Wiederannäherung Oesterreichs an den Bundestag und die führenden Mittelstaaten. Der Krieg trat in Sicht, und damit die Gewißheit, daß, wenn er geführt werden mußte, er in erster Reihe nicht der schleswig-holsteinschen, sondern der deutschen Frage galt. Ebenso gewiß war, daß in diesem Falle die Mittelstaaten an der Seite Oesterreichs gegen Preußen kämpfen würden; aber man kann nicht behaupten, wie wol geschehen, daß sie Oesterreich systematisch zum Kriege angereizt hätten. In Dresden hat man die Möglichkeit eines Bruches zwischen den beiden Großmächten schon im Januar 1865 ins Auge gefaßt; wie sehr König Johann ein solches „National-Unglück“ scheuen mochte, so schien es doch bei der bedrohten geographischen Lage Sachsens gerathen, für alle Fälle auch jetzt schon an die dann nothwendige Kriegsrüstung zu denken. B. hat eine Zeit lang den unausführbaren Gedanken einer Neutralität des deutschen Bundes bei dem Duell zwischen Oesterreich und Preußen gehegt; man sagte sich bald, daß Bismarck einen solchen papierenen Grenzwall zum Schutz der sächsisch-böhmischen Pässe mit einer Handbewegung über den Haufen werfen würde. Eine andere Möglichkeit war die einer Verständigung zwischen Preußen und den Mittelstaaten. Bismarck glaubte sie finden zu können auf dem Wege eines neuen Bundesreformprogramms, mit Berufung eines deutschen Parlamentes, das er nun in den Vordergrund stellte (Circulardepesche vom 24. März 1866). Bundesreform und Parlament waren zwei Programmworte, die sowol v. d. Pfordten in München, wie B. in Dresden bei früheren Gelegenheiten wiederholt als brauchbar befunden hatten: als jetzt die Initiative Preußens Entscheidung forderte, konnte man sich weder hier noch dort entschließen, vom Worte zur That überzugehen. Mit v. d. Pfordten gab es langwierige schwankende Verhandlungen, deren Resultat schließlich doch die Ablehnung eines Zusammengehens mit Preußen war; in Dresden war man rascher entschlossen: „der Moment eines häuslichen Zwistes in einer Familie, sagte B., ist nicht der geeignete Zeitpunkt um das Haus umzubauen“; der Ministerrath beschloß, daß Sachsen auf dem Boden des geltenden Bundesrechts zu beharren gedenke. Für Sachsen war dieser conservative Standpunkt in der That der natürliche: vor den Augen v. d. Pfordten's konnte Bismarck gewisse Perspectiven aufgehen lassen, auf bairische Führerschaft in Süddeutschland u. dgl., die den Ehrgeiz des bairischen Ministers zu reizen

vermochten; für Sachsen wurde keine Art von Erhöhung geboten; es fiel einfach in die Machtsphäre Preußens, und darum erkannte man in Dresden mit Recht das Beharren bei dem alten schützenden Bundesrecht als die relativ sicherste Politik. Der Standpunkt Beust's läßt sich einfach in der Formel ausdrücken: wenn wir vor die Wahl zwischen Oesterreich und Preußen gestellt werden, so wählen wir zunächst den deutschen Bund; und da nach der Lage der Dinge Oesterreich gleichfalls an der Erhaltung der Bundesverfassung interessirt ist, Preußen aber nicht, so müssen wir, aber erst im Falle des Conflictes, Oesterreich wählen, und der Bund hat die Verpflichtung uns zu schützen.

Unter allen unablässigen Verständigungs-, Aufschubs-, Abrüstungs- und Congreßplänen, welche die erste Hälfte des Jahres 1866 erfüllen, schritt man der großen unaufhaltsamen Krisis entgegen. Noch einmal trat (15. Mai) eine mittelstaatliche Conferenz in Bamberg zusammen; sie constatirte nur, wie zerfahren und entschlußlos die Partei war; B. erhielt den Eindruck, daß Sachsen für den Fall eines preußischen Angriffs der Hülfe Baierns und des Bundes sich nicht völlig versichert halten könne; um so mehr galt es, Sicherheit bei Oesterreich zu suchen. Der vielbesprochene Gablenz'sche Vermittlungsversuch in letzter Stunde (Mai 1866) hatte, als er schon als gescheitert zu betrachten war, noch ein Nachspiel in Dresden. Gablenz legte persönlich B. sein Project vor und bat um seine Vermittlung in Wien: es war eine etwas seltsame Zumuthung, daß der sächsische Minister für dieses Programm eintreten sollte, welches im Grunde auf eine dualistische Neuordnung des deutschen Bundes auf Kosten der Mittelstaaten hinauslief. B. lehnte es einfach ab, das Project zu befürworten (31. Mai), zumal er ganz sicher wußte, daß dies in Wien jetzt ganz aussichtslos sein würde. Zu den persönlichen Verhandlungen zwischen dem König Johann und dem Großherzog Friedrich von Baden, der zu einem letzten Friedensversuch in Pillnitz erschien (2. Juni), scheint B. nicht zugezogen worden zu sein. Inzwischen waren die sächsischen Rüstungen schon längst vollendet, die nöthigen militärischen Vereinbarungen mit den in Böhmen stehenden österreichischen Heerestheilen wurden getroffen. Ein eigentliches politisches Sonderbündniß zwischen Oesterreich und Sachsen ist nicht geschlossen worden; B. hielt, ebenso wie König Johann, consequent daran fest, daß alle weiteren Entscheidungen sich formell nur auf dem Wege der correcten bundesrechtlichen Action bewegen dürften. Wenn aber der Krieg unvermeidlich war, so sah man ihm in den sächsischen politischen und militärischen Kreisen muthig und nicht ohne gute Hoffnung entgegen. Manche zweifelten in seltsamen Illusionen selbst an dem Ernst des preußischen Wollens: vielleicht gibt Bismarck doch noch klein bei, und dann bekommen wir ein neues Olmütz; oder, noch besser, Preußen unterliegt im Kampfe und dann haben wir ein neues Jena; so oder so, „kriegen wir die Großmacht an der Spree am Ende doch noch kurz und klein", schreibt ein angesehener sächsischer Politiker noch im Mai 1866 (Friesen bei Vitzthum). Auch König Johann war, wie es scheint, guter Zuversicht; B. erzählt sogar von einer Unterredung unmittelbar vor Beginn des Krieges, worin ihm der König ausdrücklich erklärte, er wünsche nicht, daß im Fall des zu hoffenden Sieges die Abtretung der Provinz Sachsen von Preußen verlangt werde; das würde nur dazu führen, „alte Feindschaften zu verewigen"; B. behielt sich vor, wenn der Fall eintreten sollte, „die Frage auch nach anderen Gesichtspunkten zu beleuchten".

Die Stellung der sächsischen Politik zu den großen letzten Entscheidungen in Frankfurt war klar vorgezeichnet. B. war scharfsinnig genug, um sofort die bundesrechtliche Uncorrectheit des österreichischen Mobilmachungsantrags vom 11. Juni einzusehen; er richtete noch in letzter Stunde ein abmahnendes Tele-

gramm nach Wien; ebenso wie er noch kurz zuvor dringend die Ablehnung des von Napoleon vorgeschlagenen Congresses widerrathen hatte. Aber bei der Abstimmung am Schicksalstag des 14. Juni gehörte die sächsische Stimme zu der gegen Preußen entscheidenden Majorität. Die Würfel waren gefallen; bereits am folgenden Morgen hatte B. die kategorische Aufforderung des preußischen Gesandten, Grafen Schulenburg, in Dresden entgegenzunehmen, welche auf Reduction der sächsischen Armee auf den Friedensfuß, Abschluß eines Bündnisses mit Preußen, Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes ging. Die Antwort konnte bei consequentem Beharren auf dem bundesrechtlichen Standpunkt nicht anders als ablehnend sein: Sachsen könne nicht einseitig entwaffnen, nachdem der Bundestag in legaler Form die Mobilmachung beschlossen habe; „Bundespflicht und Ehre, sagte König Johann, untersagten ihm die Annahme des angebotenen Bündnisses“. Darauf noch an demselben Tage die preußische Kriegserklärung; die preußischen Truppen überschritten die Grenze, die sächsischen vereinigten sich in Böhmen mit den österreichischen, zum ehrenvollen Antheil an einem nur aus Niederlagen bestehenden Feldzug.

Drei Wochen später war die Schlacht von Königgrätz geschlagen. B. empfing die erschütternde Nachricht aus dem Munde des Kaisers Franz Josef, als er in der Nacht des 3. Juli mit dem König Johann in Wien eintraf. „Der arme deutsche Michel“, sagte er gleich darauf mit nicht gerade sehr monumentalen Worten zu Vitzthum, „der wird dran glauben müssen, dem wird das Fell schön über die Ohren gezogen werden“. Am folgenden Tage nahm er in Schönbrunn an dem entscheidenden Conseil Theil, in welchem die formelle Cession von Venezien an den zur Vermittelung angerufenen Kaiser Napoleon beschlossen wurde. Im Zusammenhang damit stand der kurz darauf von Kaiser Franz Josef an ihn gerichtete Wunsch, sich sofort nach Paris zu begeben, um eine möglichst nachdrückliche Action der französischen Vermittlung zu Gunsten Oesterreichs und Sachsens bei Napoleon zu erwirken. B. übernahm, wie er nicht wol anders konnte, mit Zustimmung des Königs Johann, die heikle Aufgabe; in der Folge wurde ihm daraus in Berlin und in der preußischen Presse ein schwerer Vorwurf gemacht. Die Sendung blieb aber gänzlich erfolglos. Was er, nach seinem eigenen Bericht, von Napoleon verlangte, war, wie er ausdrücklich betheuert, nicht ein Eintreten in den Krieg; es genüge vollkommen, wenn er ein Observationscorps von 100 000 Mann an die Grenze und eine französische Flotte in die Nordsee schicke: das werde der französischen Vermittlung den nöthigen Nachdruck geben; „thun Sie dies nicht“, fügte er nach seinem Bericht wörtlich hinzu, „so werden Sie vielleicht selbst in fünf oder sechs Jahren den Krieg mit Preußen haben, und dann, versichere ich Ihnen, wird ganz Deutschland mit Preußen marschiren“. Die Mühe war vergeblich; wenige Tage zuvor hatte Bismarck das Pariser Terrain durch den Gesandten v. d. Goltz und den Prinzen Reuß völlig für sich occupirt; Napoleon lehnte jede militärische Demonstration ab, B. konnte sich höchstens mit dem Glauben trösten, daß er den Kaiser für die Integrität Sachsens interessirt und dadurch „Sachsen vor der gänzlichen Vernichtung gerettet habe“. Eine freilich sehr anfechtbare Verdienstschätzung; denn wenn Sachsen vor der preußischen Annexion und selbst vor der Abtretung des Leipziger und des Bautzener Kreises (die König Wilhelm aufs dringendste forderte) gerettet wurde, so fiel dabei die französische Fürsprache wol auch ins Gewicht, aber viel entscheidender war das feste Eintreten des Kaisers Franz Josef für seinen treuesten und thätigsten Bundesgenossen, und vor allem das drängende Verlangen Bismarck's, so schnell als möglich zum Abschluß der Friedenspräliminarien zu gelangen, um mit der vollendeten Thatsache sowol dem drohenden russischen Plan eines europäischen Congresses, wie den zu er-

wartenden französischen Compensationsforderungen den Boden abzugraben. So daß in Wirklichkeit die Erhaltung der Integrität Sachsens mehr Bismarck als B. zuzuschreiben wäre; Napoleon hat jedenfalls wiederholt zu erkennen gegeben, daß er gegen eine Annexion des protestantischen Sachsen durch Preußen nichts einwenden würde, wenn man dem katholischen Wettiner dafür etwa ein geeignetes Stück der katholischen preußischen Rheinlande auf dem linken Rheinufer überlassen wollte.

Kurz nachdem B. — schlecht bedankt, wie er klagt — von seiner erfolglosen Pariser Reise zurückgekehrt war, begannen die Friedensverhandlungen in Nikolsburg (22. Juli). B. nahm daran nicht persönlich Theil, die Vertretung der sächsischen Interessen wurde den österreichischen Bevollmächtigten übertragen. Friesen macht in seinen Memoiren ihm darüber heftige Vorwürfe; es ist kaum zu denken, daß Beust's Anwesenheit das Resultat wesentlich anders gestaltet haben würde; wahrscheinlich aber, meint B., hätte Bismarck ihn überhaupt nicht als Unterhändler angenommen, sondern ihn „ohne Umstände nach Spandau abführen lassen“. In den Nikolsburger Präliminarien (26. Juli) wurde die Integrität des Königreichs Sachsen in seinem bisherigen Territorialbestand von Preußen zugestanden; als die weitere Forderung erhoben wurde (angeblich auf französische Anregung), daß es Sachsen freistehen solle, in den zu bildenden Süddeutschen Bund einzutreten, wies Bismarck diesen Gedanken mit einer höchst ungestümen Kraftäußerung als ganz unmöglich zurück: Sachsen tritt in den Norddeutschen Bund ein, über die näheren Bedingungen wird ein Separatfrieden in Berlin verhandelt werden. B. hat nachmals behauptet, daß er diese Forderung inbetreff des Südbundes, deren Unausführbarkeit er klar vorausgesehen, nur als einen Punkt zum Nachlassen in die Verhandlung gebracht habe; er nannte sehr richtig schon damals das ganze Südbundproject „un enfant mort avant de naître“.

Die große Krisis nahte sich ihrem Ende. Es lag nahe, daß B., der in Berlin bestgehaßte und als der gefährlichste betrachtete unter den mittelstaatlichen Ministern, in der neuen Ordnung der Dinge nicht sächsischer Minister bleiben konnte. Der Vorwurf ist ihm nicht zu ersparen, daß er selbst dies langsamer einsah und zögernder zur Ausführung brachte, als unter den gegebenen Umständen angezeigt war. Er trennte sich schwer von seinem Amte; die politische Thätigkeit, das höfische Parquet, der diplomatische Salon waren ihm zum Lebensbedürfniß geworden. Er hegte sogar den Wunsch, daß die Friedensverhandlungen in Berlin ihm übertragen würden und traute sich zu, daß es ihm gelingen werde, Bismarck zu versöhnen und sich mit ihm zu verständigen. Das war eine starke Täuschung; Bismarck forderte kategorisch die Entlassung Beust's vor der Eröffnung der Verhandlungen in Berlin; sie wurden in der Folge von dem Minister v. Friesen und dem Gesandten in Berlin, Grafen Hohenthal geführt. Am 15. August reichte B. sein Entlassungsgesuch ein, welches König Johann am folgenden Tage mit einem Schreiben voll warmer, dankbarer Anerkennung für die geleisteten Dienste beantwortete; die sofortige Veröffentlichung dieses königlichen Lob- und Dankschreibens in den Zeitungen war vielleicht wenig tactvoll, die etwas starke Empfindlichkeit, die man darüber in Berlin affichirte, ist wol mehr als ein diplomatischer Kunstgriff zu verstehen, mit dem man bei den sächsischen Friedensverhandlungen einen Druck auszuüben gedachte.

So ging die siebzehnjährige sächsische Ministerlaufbahn dieses Staatsmanns zu Ende. Der Schwerpunkt seiner politischen Thätigkeit hatte für ihn immer in der Behandlung der deutschen Frage gelegen, und eben hierin war er nach langer, beharrlicher Gegenwehr vollkommen gescheitert. Das Urtheil der Zeit-

genossen über ihn war schwankend, aber im ganzen mehr ungünstig, als anerkennend. In den preußischen Regierungskreisen, in der preußischen und in der nationalen kleindeutschen Presse, bei dem Liberalismus fast aller Schattirungen herrscht ihm gegenüber der Ton der Feindseligkeit oder Geringschätzung: er ist der specifisch „preußenfeindliche" Particularist, er ist leichtfertig und frivol, er ist eitel, von ruhelos geschäftigem Ehrgeiz und von unerträglicher Großmannssucht; Bismarck, der in ihm immer einen, wenn nicht gefährlichen, so doch unbequemen Gegner sah, hat manches mehr harte als gerechte Wort über ihn gesprochen; Treitschke wollte ihn überhaupt nicht als praktischen Staatsmann gelten lassen, er war ihm nur ein eminentes journalistisches Talent, das „seinen Beruf verfehlt hat". In der heißen Atmosphäre großer nationaler Entscheidungskämpfe ist für die gerechte Ruhe abwägenden Urtheils unter den Kämpfern kein Platz; die politische Gegnerschaft, auch zum Haß gesteigert, beherrscht das Urtheil und führt das Wort; es könnte nicht anders sein, aber dieses Wort wird auch nicht das letzte bleiben. Die deutsche Ministerthätigkeit Beust's liegt in den sturmerfüllten deutschen Schicksalsjahren von 1849 bis 1866. Die Sache, für die er an hervorragender Stelle stritt, erlag, und zum Heil des deutschen Volkes; aber ein ehrenwerther und auf rechtlichem Grunde beruhender Kampf war es doch, den die Besiegten geführt hatten. Der Rechtsboden der deutschen Bundesverfassung und die in ihr wurzelnde Autonomie der Mittelstaaten war eine historisch gegebene Thatsache, die ihre äußersten Wurzeln in den entferntesten Jahrhunderten der deutschen Geschichte hatte. Es war kein Frevel, für dieses historische Recht zu kämpfen; es war möglich, diesen Kampf zu führen, mit aufrichtigem Patriotismus und mit aufrichtigem Glauben an die Möglichkeit einer doch endlich zu findenden befriedigenden Reform der deutschen Bundesverfassung. Wie lange hat König Wilhelm an diesem Glauben aus Ueberzeugung festgehalten und wie lange Bismarck mit dieser Möglichkeit unwillig rechnen müssen. Es war ein unberechenbares Elementarereigniß, als endlich die große Ueberzeugung sich zur That umsetzte, daß der deutsche Bund nur zu reformiren sei, indem man ihn zertrümmerte. Die Fürsten und Staatsmänner, die für seine Erhaltung, für das Verbleiben Oesterreichs in dem deutschen Staatsverband, für eine erhöhte Machtstellung der Mittelstaaten sich einsetzten, hatten Pflichten und Rechte, die sie auf den Kampf für das Bestehende gegen eine Neuschöpfung hinwiesen, deren vollen Werth erst der Erfolg ans Licht stellen konnte. In diesem Sinne hat B. als der verpflichtete Minister eines deutschen Mittelstaates gewirkt, der sich bedrohter glauben durfte als mancher andere. Das große nationale Pathos lag nicht auf der Seite dieser Defensivstellung und auch nicht in der Geistesart Beust's; aber Ueberzeugung, Zusammenhang und Consequenz war in seinem Thun; über Kampfesweise und Kampfmittel ist bei so gewaltigen Krisen im einzelnen nicht zu rechten. Geist, Talent und Willenskraft sprachen ihm auch die unbefangeneren Gegner nicht ab, während eine gewisse leichtfertig-geistreiche Petulanz in Rede und Lebensführung ihn zu einem beliebten Gegenstand anecdotischer Mythenbildung in diplomatischen und anderen Kreisen machte. Alles in allem würde er in dem Urtheil der Zeitgenossen vielleicht einen höheren Rang einnehmen, wenn nicht der gigantische Maßstab des schöpferischen deutschen Nationalhelden uns an andere Dimensionen bei der Bewerthung staatsmännischer Größe gewöhnt hätte.

Die politische Laufbahn Beust's war mit seinem Fall in Sachsen nicht zu Ende. Vierzehn Tage nach seiner Entlassung in Dresden empfing er eine Botschaft des Kaisers Franz Josef, der ihn als Minister des Auswärtigen nach Oesterreich berief, und B. nahm ohne Zögern diese Berufung an. So über-

raschend die Wendung kam, so war der Gedanke doch nicht ganz neu; in der diplomatischen Welt waren Gerüchte von einem Uebertritt Beust's in österreichische Dienste schon längst umgegangen; schon 1859 hatte der alte Fürst Metternich Befürchtungen ausgesprochen, daß man etwa „diesen politischen Seiltänzer" zum österreichischen Minister machen möchte; zuletzt waren unmittelbar vor dem Kriege die gleichen Gerüchte wieder aufgetaucht. Jetzt entsprang der Antrag, wie es scheint, der persönlichen Initiative des Kaisers Franz Josef, der die bedeutenden Fähigkeiten des sächsischen Ministers schätzen gelernt hatte und gerade jetzt einer hervorragenden neuen Kraft zur Wiederaufrichtung des erschütterten Kaiserstaates zu bedürfen glaubte; vielleicht war dabei auch die Empfehlung des Kronprinzen Albert von Sachsen von Einfluß gewesen. Aus Rücksicht auf die noch schwebenden österreichischen und sächsischen Friedensverhandlungen mit Preußen und auf die nicht mit Unrecht vermuthete Mißstimmung der Berliner Kreise über die Ernennung Beust's wurde die officielle Verkündigung mehrere Wochen hinausgeschoben; erst am 30. October 1866, mit dem Tage des Prager Friedens, trat der neue Minister des Auswärtigen, unter der Präsidentschaft des im Amt verbleibenden Grafen Belcredi, seinen Posten an.

Fünf Jahre lang hat von hier an B. an der Leitung der österreichischen äußeren und inneren Politik hervorragenden, zum Theil entscheidenden Antheil gehabt. Im Februar 1867 übernahm er, nach dem Rücktritt Belcredi's, das Ministerpräsidium; im Juni desselben Jahres ernannte ihn der Kaiser zum österreichisch-ungarischen Reichskanzler; im December 1868 verlieh er ihm die erbliche Grafenwürde; am 8. November 1871 erhielt B. seine Entlassung und wurde zum Botschafter in London ernannt. In dem Rahmen dieser äußeren Daten liegt eine überaus rege und vielseitige Thätigkeit; mit erstaunlicher Elasticität lebte sich B. in die neuen und schwierigen Aufgaben seines jetzigen Ressorts ein und zeigte sich ihren viel größeren Dimensionen gewachsen. Er war in der großen Politik bisher gleichsam nur ein gelegentlicher Eindringling gewesen; jetzt war er der verantwortliche Minister einer europäischen Großmacht und arbeitete mit deren Hülfsmitteln und Autorität. In dem wirren Gewebe aller österreichischen Staatsfragen hat er in diesen fünf Jahren seine Fäden eingeschlagen, in der inneren und äußeren Politik, in kirchlichen und Verfassungsfragen; eigentlich neue Bahnen hat er nicht gewiesen, aber indem er vorhandenen Gedanken und Strömungen die Wege ebnete und ihnen zum Siege verhalf, erschien er selbst als siegreicher Neuerer.

Vor allem die grundlegende Verfassungsthatsache des neuen Oesterreich ist unlöslich mit seinem Namen verbunden: das System des österreichisch-ungarischen Dualismus, der „Ausgleich" mit Ungarn. Es ist selbstverständlich, daß dieses epochemachende Werk nicht der Initiative Beust's entsprang. Die Ausscheidung der Länder der ungarischen Krone aus dem engeren Einheitsverband der österreichischen Monarchie zu einer autonomen Staatsbildung auf Grund des alten Landesrechts und im Bunde mit der anderen Reichshälfte jenseits der Leitha war schon längst durch die Ereignisse vorbereitet; nach Königgrätz wurde sie eine unvermeidliche, nicht länger aufzuschiebende Nothwendigkeit, eine „Operation auf Tod und Leben"; „als ich kam", sagt B. selbst, „war der halbe Weg schon zurückgelegt". Aber die letzten zur Entscheidung führenden Schritte waren sein Werk, und vielleicht war gerade der neu zwischen die Parteien tretende, gleichsam neutrale Ausländer dafür die geeignetste Person. So kam es im Februar 1867 zu dem vielgelobten und vielgescholtenen „Ausgleich mit Ungarn", auf dem seitdem das Verfassungsleben der dualistischen Monarchie beruht. Die nächste Consequenz war nun auch für die cisleithanischen deutschen und slavischen Lande die

Rückkehr zum constitutionellen Regiment, die Revidirung und Wiederherstellung der von dem Dreigrafenministerium 1865 sistirten Februarverfassung von 1861; das an legislatorischen und Reformverdiensten reiche „Bürgerministerium“, unter dem Vorsitz des Fürsten Carlos Auersperg, begann in glücklichem Zusammenarbeiten mit B. als Reichskanzler die innere Politik in die Bahnen des neuen Verfassungslebens überzuleiten. Vor allem trat nun auch die vorlängst begonnene Agitation gegen das Concordat von 1855 in das entscheidende Stadium; sein Fall war die nothwendige Consequenz der neuen Ordnung der Dinge; eine einfache „Verfassungsfrage“, sagte der Minister Herbst, und unter dem ungemessenen Jubel aller liberalen Elemente wurden noch im J. 1868 die neuen organischen Gesetze votirt und vom Kaiser bestätigt (Ehegesetz, Schulgesetz, interconfessionelles Gesetz), welche das Concordat thatsächlich beseitigten, bevor es im J. 1870, nach der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, für definitiv erloschen erklärt wurde. Für B., als Protestanten, war bei diesen Actionen eine gewisse Zurückhaltung geboten; doch ließ er sich dadurch nicht abhalten, seine entschiedene Ueberzeugung von der Verderblichkeit des Concordats, besonders auch dem Cardinal Rauscher gegenüber, in aller Schärfe auszusprechen; eine an diesen gerichtete Denkschrift, die er zum ersten Mal in seinen Lebenserinnerungen veröffentlicht (II, 146 ff.), zeigt die Entschlossenheit seiner Gesinnung, während er anderseits es seine diplomatische Aufgabe in Rom sein ließ, den nothwendigen Uebergang ohne einen eigentlichen Bruch mit der Curie durchzuführen. Wir dürfen den Antheil Beust's an den weiteren Wandlungen der inneren österreichischen Politik hier übergehen; wenn bald mehr und mehr die slavischen Fragen sich stürmisch in den Vordergrund drängten, so hatte der leitende Minister die Aufgabe, das gegründete Verfassungswerk gegen diesen Ansturm zu vertheidigen; zu einer Entscheidung konnten diese Kämpfe in den Jahren des Beust'schen Ministeriums ebenso wenig gelangen, wie in vielen späteren. Seine Hauptaction aber mußte auf dem Gebiete der auswärtigen Politik liegen.

Daß seine gesammte auswärtige Politik, wie man behauptet hat, beherrscht war von dem Gedanken der Vorbereitung für eine künftige Revanche, dürfte schwer zu erweisen sein; ebenso wenig aber wäre zu behaupten, daß solche Hoffnungen ganz außer dem Bereich seiner Combinationen gelegen hätten; jedenfalls bildeten sie zunächst nur einen sehr fernen Hintergrund. Die erste Aufgabe war, dem politisch so schwer gedemüthigten und jetzt fast ganz isolirten Kaiserstaat wieder Verbindungen und eine angesehene Stellung unter den Großmächten zu verschaffen. Mit einer auffälligen Rührigkeit, wie sie auch seinem Naturell so ganz entspricht, wirft sich B. sofort in alle vorhandenen oder auftauchenden Fragen der großen Politik: es darf keinen Augenblick der Schein aufkommen, als ob Oesterreich, durch seine Niederlagen geschwächt, sich auf sich selbst zurückziehen wolle oder müsse.

Die erste Probe war freilich nicht glücklich, als B. auf Anlaß der 1867 beginnenden orientalischen Wirren mit dem Vorschlag einer Revision des Pariser Vertrags von 1856, besonders inbezug auf die Neutralisirung des schwarzen Meeres und das „widernatürliche“ Verbot der Haltung von Kriegsschiffen auf ihm, hervortrat. Die Anregung war augenscheinlich als Courtoisie für Rußland gedacht, das seinen im Krimkrieg gefaßten Groll gegen Oesterreich noch immer nicht aufgegeben hatte; aber der Annäherungsversuch schlug gänzlich fehl; nicht nur in Paris und London wies man den Antrag zurück, sondern auch das Petersburger Cabinet lehnte die Gefälligkeit kühl ab; der Beust'sche Antrag blieb ohne alle Folgen; drei Jahre später, 1870, nahm Rußland thatsächlich und aus eigener Macht sein Kriegs- und Flottenrecht auf dem schwarzen Meere wieder in Besitz.

Aber auf anderen Gebieten wies die Diplomatie Beust's bessere Erfolge auf, namentlich in der Behandlung der verworrenen Verhältnisse in den Balkanstaaten und bei der Beilegung der kretischen und griechischen Verwicklungen mit der Pforte; von besonderer Wichtigkeit war, daß bei allen diesen Fragen die österreichische Politik mit der französischen sich in bestem Einverständniß befand und eine ziemlich intime Annäherung an Frankreich gewonnen wurde.

Am wichtigsten war die Gestaltung der Verhältnisse zu Preußen und dem Norddeutschen Bund. Auf dem Schlachtfeld von Königgrätz hatte Bismarck das große Zukunftswort gesprochen: „die Streitfrage ist jetzt entschieden, nun gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen". Es lag in der Natur der Dinge, daß dieses Programm nur langsam zur Erfüllung kommen konnte; jedenfalls aber war für die Beschleunigung des Processes es nicht förderlich, daß jetzt B. an der Spitze der österreichischen Regierung stand. Bald nach dessen Ernennung zum Minister wurde Bismarck einmal gefragt, ob er es nicht bereue, durch den Sturz Beust's in Sachsen diesem indirect in Wien in den Sattel geholfen zu haben; er verneinte es; „in Wien wünsche ich ihm alles Glück; übrigens, so lange er das Concordat nicht los wird, ist er nicht zu fürchten". Trotzdem ist es unverkennbar, daß die Erhöhung des alten „Preußenfeindes" Beust in Berlin eine unwillkommene Ueberraschung war; das Concordat wurde er in der That bald los, und daß es ihm gelang, ein gutes Einvernehmen zwischen Oesterreich und dem französischen Hofe anzubahnen, fand man in preußischen Regierungskreisen, wenn nicht gefährlich, so doch unbequem und vielleicht verdächtig; die Berichte des österreichischen Gesandten, Grafen Wimpffen, aus Berlin kommen, vielleicht mit einiger Uebertreibung, immer wieder auf das feindselige Mißtrauen zurück, womit man dort das Wirken und die geheimen Hintergedanken des österreichischen Ministers verfolge.

Es war durch die ganze Lage der Dinge geboten, daß man in Wien sich der preußisch-norddeutschen Regierung gegenüber einer kühlen, beobachtenden, jede Herausforderung vermeidenden Zurückhaltung befleißigen mußte. Bei einzelnen Gelegenheiten wurde doch auch entschiedene Kundgebung des bestehenden Gegensatzes nicht gescheut. Als im März 1867 das Bismarck'sche Meisterstück der geheimen Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten vom August 1866 enthüllt wurde, empfand man in Wien diese Verträge als einen schweren Schlag; gewisse vage Hoffnungen auf den durch den Prager Frieden stipulirten deutschen „Südbund" hatte man doch noch immer gehegt; damit war es nun vorbei. An eine österreichische Gegenwirkung war nicht zu denken; aber in einem zur Mittheilung bestimmten Erlaß an Graf Wimpffen in Berlin (28. März 1867) sprach B. unverholen seine Zweifel an der Rechtsbeständigkeit dieser Verträge aus: Oesterreich würde die Berechtigung zu einem Proteste gegen diese „anticipirte Verletzung des Prager Friedens" (wie er sie später einmal nennt) haben, aber es mache bei der Lage der Dinge von derselben keinen Gebrauch. Noch in seinen Lebenserinnerungen nennt er den genialen Act der Bismarck'schen Politik (über dessen Buchstabengerechtigkeit gegenüber dem Prager Frieden sich ja streiten läßt) „ein Meisterstück deloyaler Handlungsweise und das Aeußerste, was an Machiavellismus geleistet werden konnte"; man erräth aus dem so lange festgehaltenen Ingrimm, wie empfindlich die süddeutschen Verträge damals die Combinationen des Besiegten von 1866 gestört haben mögen.

Einen anderen Anlaß zur Kundgebung kühl zurückhaltender Gesinnung gab B. die vielbesprochene Tauffkirchen'sche Mission (April 1867). Bei Gelegenheit der Luxemburgischen Verwicklungen kam in München in dem Ministerium Hohenlohe der Gedanke auf, daß zwischen den Staaten des projectirten Südbundes und dem Norddeutschen Bunde eine engere internationale Verbindung zu schließen

sei, und daß dieser vereinigte Staatenbund dann das österreichische Cabinet zum Abschluß einer völkerrechtlichen Allianz auffordern könne. B. erwiderte auf die von München her gemachte Eröffnung, daß ein solcher Vorschlag nur zu erörtern sei, wenn er von Preußen gemacht würde und Oesterreich genügende Vortheile biete. Der bairische Ministerialrath Graf Tauffkirchen wurde darauf nach Berlin geschickt, um dort das Project zu fördern, und Bismarck ging darauf ein, zumal da B. gleichzeitig in dem Luxemburger Handel sich entgegenkommend zur Vermittlung erboten hatte. Graf Tauffkirchen wurde bevollmächtigt, im Namen Preußens und Baierns der österreichischen Regierung ein Vertheidigungsbündniß zur Sicherung des europäischen Friedens anzutragen. Es wäre ein wichtiger erster Erfolg im Sinne des Bismarck'schen Programms gewesen. Aber als Tauffkirchen in Wien erschien, lehnte B. das Allianzerbieten einfach ab: die von Bismarck gebotenen Vortheile — Garantie der deutschen Besitzungen für immer und der ungarischen auf eine zu bestimmende Reihe von Jahren — seien für Oesterreich nicht werthvoll genug, um ein solches Bündniß zu rechtfertigen. Der wahre Grund der Ablehnung war, daß eine bindende Allianz mit Preußen weitab von seinem Gedankenkreise lag; dieses jetzt vorgeschlagene Bündniß hätte mehr oder minder eine Spitze gegen Frankreich gehabt, und gerade ein gutes Einverständniß mit dieser Macht war doch — für alle möglichen Fälle — das feststehende Ziel aller seiner Bemühungen. Er verfehlte nicht, dem Herzog von Gramont seine Zurückweisung der Tauffkirchenschen Anträge im Lichte der dankerfüllten Verehrung für die Politik Napoleon's darzustellen: „vor kaum zehn Monaten hat Napoleon Wien und die Unverletzlichkeit unseres Gebietes gerettet, und heute wagt man uns zu einem Bund gegen Frankreich aufzufordern — wie wird Kaiser Franz Josef sich zu einer solchen Ungeheuerlichkeit herbeilassen!" In Paris hörte man solche Betheuerungen gern, in Berlin zog man aus der kleinen Niederlage, welche die Tauffkirchen'sche Mission doch war, die geeigneten Lehren über die verschwiegenen Gedanken der Beust'schen Politik.

Die preußische Allianz war abgelehnt; aber auch zu einem formellen französischen Bündniß, das sich gegen Preußen gerichtet hätte, waren die Umstände noch nicht geeignet. Weder bei dem Condolenzbesuch Napoleon's und der Kaiserin Eugenie in Salzburg (August 1867), aus Anlaß der Katastrophe von Queretaro, noch bei dem Gegenbesuch des Kaisers Franz Josef in Paris (Oct.) ging man über allgemeine unverbindliche politische Besprechungen hinaus; aber in diesen fand man sich vollkommen gleichgesinnt; und wenn in Salzburg B. es als die nächste Aufgabe der österreichischen Politik hinstellte, „durch fortgesetzte Entwicklung eines liberalen und aufrichtig constitutionellen Systems sich die Sympathien des südlichen Deutschlands zu erhalten", so war damit ein vielsagender Vorsatz von nicht bloß innerpolitischem Charakter angedeutet. Das Streben Beust's ging vor allem dahin, einer weiteren Ausdehnung und Befestigung des preußischen Einflusses in Süddeutschland vorzubeugen, den Status quo des Prager Friedens aufrecht und so für Oesterreich die Möglichkeit einer neuen Annäherung an die süddeutschen Staaten offen zu halten. Zu diesem Zwecke bedurfte er des dauernden guten Einverständnisses mit Frankreich; aber zu kriegerischen Abenteuern sich von Napoleon fortreißen zu lassen, lehnte er aufs vorsichtigste ab, schon aus Rücksicht auf die wenig ermuthigende innere Lage Oesterreichs, auf Heer und Finanzen, auf die deutschfreundliche Gesinnung der entscheidenden ungarischen Staatsmänner, auf die abgeneigte Stimmung Rußlands und besonders auch auf die drohende Unsicherheit der orientalischen Verhältnisse in den Balkanländern. In scharf accentuirter Weise ließ er durch Vitzthum in Paris aussprechen (October 1868), daß ein preußisch-französischer

Krieg unfehlbar Süddeutschland in die Arme Preußens treiben und daß es sich dann für Frankreich um Elsaß und Lothringen handeln würde. Auch bei den von Napoleon angeregten Verhandlungen über einen französisch-italienisch-österreichischen Dreibund im Frühjahr 1869 ließ B. keinen Zweifel darüber bestehen, daß für den Fall eines deutsch-französischen Krieges Oesterreich sich das Recht der Neutralität ausdrücklich vorbehalte. Bei dieser Gesinnung war auch ein Nachlassen der Spannung zwischen Wien und Berlin möglich; als im October 1869 der preußische Kronprinz zum Besuch in der Hofburg erschien, erklärte B. zwar offen, daß inbezug auf die süddeutsche Frage die österreichische Politik in ihrer bisherigen Haltung verharren müsse, aber im übrigen wurde der preußische Besuch in Wien als ein verheißungsvoller Anfang der Wiederannäherung betrachtet.

Die große Krisis des deutsch-französischen Krieges brach herein. Die verwickelte Vorgeschichte, in der noch so vieles unklar ist, kann hier nicht erörtert werden. Was B. und die von ihm geleitete österreichische Politik betrifft, so ist, nach den bis jetzt vorliegenden Informationen, die Annahme einer schon seit 1869 bestehenden Kriegsabsicht gegen Preußen im Bunde mit Napoleon eine noch nicht bewiesene Hypothese, trotz der vermeintlichen Enthüllungen Gramont's und auch trotz der in ihrer Bedeutung überschätzten „Feldzugspläne" des Erzherzogs Albrecht und des Generals Lebrun. Die Haltung Beust's dem nahenden französisch-preußischen Zusammenstoß gegenüber war unzweifelhaft bestimmt von entschiedenster Sympathie für Frankreich und von der Erwartung französischer Siege; aber der österreichische Staatsmann hat, im richtig verstandenen Interesse seines Staates, den Krieg nicht gewünscht, hat sich bemüht, ihn zu verhindern und hat bis zuletzt der französischen Regierung keinerlei Zusagen ertheilt, welche sie berechtigt hätten, den Eintritt Oesterreichs in den Kampf gegen Preußen zu fordern oder zu erwarten. Die schon lange zuvor in Aussicht gestellte Neutralität wurde festgehalten, und die begonnenen militärischen Rüstungen sind kein Beweis gegen den Ernst dieser Absicht. Welche Entscheidungen man im Fall durchschlagender französischer Siege etwa in Wien getroffen haben würde, ist unbestimmbar; nachdem die Kriegserklärung ausgesprochen war, sind, wie B. selbst bekennt, „zwar keine bindenden Zusicherungen, wohl aber freundliche Kundgebungen nach Paris gegangen", der österreichische Gesandte Metternich in Paris theilte dem Herzog von Gramont mit, bei dem Stande der Rüstungen könne Oesterreich unmöglich vor Anfang September ins Feld ziehen; es kam B. offenbar darauf an, für den Fall der Niederlage Preußens sich den Weg zu einem französischen Bündniß offen, vorher aber so lange als möglich sich die Hände frei zu halten. Und dies war für den österreichischen Staatsmann keine verwerfliche Politik; eine ausgiebige neue Abrechnung mit Preußen unter günstigen Umständen hätte er nicht anders als willkommen heißen müssen; aber er war von Revanchelust doch nicht so verblendet, um nicht einzusehen, daß die Folgen eines entscheidenden französischen Sieges für Oesterreich ebenso bedenklich werden konnten, wie die eines preußischen.

Der Gang der Ereignisse nöthigte ihn, sich mit den vollendeten Thatsachen abzufinden; eine versuchte Vermittlungsaction der Neutralen, die er eifrig betrieb, kam nicht zu Stande; die Resultate des großen Krieges waren zuletzt doch auch eine schwere Niederlage der österreichischen Politik, mit der Gründung des Deutschen Reiches gingen die letzten Hoffnungen auf eine Wiederanknüpfung näherer Beziehungen zu Süddeutschland unwiederbringlich verloren. B. hat mit der geschmeidigen Anpassungsfähigkeit, die ihm eigen war, sich in die neue Lage zu finden gewußt; er erkannte offen an, daß „die Einigung Deutschlands unter

Preußens Führung ein Act von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der Entwicklung Europa's" sei; die österreichisch-ungarische Monarchie müsse nun sich in ein geeignetes Verhältniß zu der neuen staatlichen Schöpfung setzen. Noch im December 1870 eröffnete B. den entscheidungsvollen Briefwechsel mit Bismarck, der die Einleitung zu der weiterhin immer engeren Annäherung der beiden Mächte wurde; Bismarck kam dem österreichischen Reichskanzler, den er immer als seinen „objectivsten und liebenswürdigsten Gegner verehrt habe", mit ausgestreckter Rechten entgegen und B. schlug eifrig ein. In der österreichischen Delegationssitzung im Juli 1871 verkündete er die neu eingeschlagene Bahn: die aufrichtige Freundschaft zwischen Oesterreich und dem deutschen Reich soll der Anfang werden für ein künftiges „mitteleuropäisches Bollwerk des Friedens". Bald darauf, im August, fanden sich die beiden alten Gegner in Gastein zusammen. B. schildert in seinen Lebenserinnerungen anziehend das dreiwöchentliche Zusammensein mit Bismarck und den fast täglichen Verkehr mit ihm. Zu bindenden politischen Abmachungen war es noch nicht Zeit; aber über die Nothwendigkeit und Natürlichkeit eines engen und hülfreichen Freundschaftsverhältnisses zwischen den beiden Reichen herrschte volle Uebereinstimmung; „die beiderseitigen Ansichten", sagt B., „paßten zu einander, wie der Schlüssel ins Schlüsselloch". Daß ein Größerer ihn meisterte, daß die politische Hauptarbeit seines Lebens gescheitert war, ertrug er ohne allzu schweren Druck; die Unerschütterlichkeit seines Selbstgefühls und die leichtbewegliche Liebenswürdigkeit seines Naturells halfen ihm darüber hinweg; „es war", sagt der Herzog Ernst von Coburg bei anderer Gelegenheit von ihm, „ein klargezeichneter Vorzug seines Wesens, daß er sich von allem doctrinären Eigensinn in der Politik fern hielt; seine Rücksichten auf die Opportunität durfte man jederzeit eher zu hoch als zu niedrig anschlagen". Jedenfalls wäre er jetzt bereit gewesen — mit den selbstverständlichen Vorbehalten natürlich — sich auf den Boden der verwandelten Weltverhältnisse zu stellen und, ohne seine Vergangenheit zu verleugnen, doch die alten Feindschaften bei Seite zu setzen oder sie, soweit thunlich, in neue Freundschaften umzugestalten. Aber die Tage seiner politischen Führerschaft in Oesterreich waren gezählt.

B. hatte den „Ausgleich" mit Ungarn herbeigeführt; die Frage des unfindbaren Ausgleichs mit den Czechen gestaltete sich unendlich schwieriger. Die letzten Monate seines Reichskanzleramtes hatten zum Hauptinhalt die Vertheidigung der gegründeten Verfassung des österreichisch-ungarischen Dualismus gegen den Ansturm des Czechenthums, das seit dem Eintritt des cisleithanischen Ministeriums Hohenwart (Febr. 1871) bereits in bedenklichster Weise Boden gewonnen hatte, mit rücksichtslosem Uebermuth gegen das Deutschthum in Böhmen vorging und sich anschickte, mit den sogenannten „Fundamentalartikeln" vom 10. October 1871 das Reich auf eine neue föderalistische Basis im czechischen Sinn und Interesse zu stellen. Hier hat B., im Bunde mit dem ungarischen Minister Andrássy, seinen letzten großen politischen Kampf geführt, und einen der verdienstlichsten, für die Sache der Verfassung und des Deutschthums gegen die verderblichen Aspirationen des Czechenthums, mit erneuter Concordats- und Revanchepolitik im Hintergrund. Mit dem Fall des Ministeriums Hohenwart (26. October 1871) errang er noch einmal einen vollständigen Sieg; aber es war sein letzter. Wenige Tage darauf (6. Novbr.) erhielt er die Aufforderung des Kaisers, um seine Entlassung einzukommen. Die Gründe der vielleicht nur scheinbar plötzlichen Katastrophe sind nicht völlig ersichtlich. Was B. in seinen Lebenserinnerungen darüber angibt, ist nicht ausreichend und macht den Eindruck absichtlicher Zurückhaltung. Er hatte sich viele Feindschaften zugezogen; wirksamer vielleicht waren die Rivalitäten; ob auch auswärtige Einflüsse dabei mit-

gespielt haben, worüber man Vermuthungen aufstellen könnte, ist bis jetzt nicht zu erkennen. Die Wiener Zeitungen der nächsten Tage brachten eine Blüthenlese von Deutungen, die in ihrer Verschiedenartigkeit zeigen, daß sicheres nicht bekannt war — eine sichere und bedeutsame Thatsache war nur, daß zwei Tage später (8. November) an die Stelle des gestürzten Reichskanzlers (aber ohne diesen in Ungarn mißliebigen Titel) ein magyarischer Staatsmann trat, der Graf Julius Andrássy. Von den meist sympathischen Nachrufen der Wiener Presse für B. sei nur der der „Neuen Freien Presse“ vom 7. November erwähnt: „Beust“, heißt es dort, „steht vorläufig am Ende einer Laufbahn, auf welcher er bisweilen gestrauchelt sein mag, auf die er aber dennoch heute mit einigem Stolze zurückblicken kann. Zerschmettert lag Oesterreich nach dem Kriege mit Deutschland und Italien darnieder. Er richtete es auf, er beseitigte Belcredi's Sistirungspolitik, kehrte zur Verfassung zurück, überwand die ungarische Feindschaft durch den Ausgleich, förderte die freisinnige Revision unserer Staatsgrundgesetze, installirte das erste parlamentarische Ministerium, befreite Oesterreich vom Konkordate, stellte die Freundschaft mit Italien her, erhielt uns den Frieden während des deutsch-französischen Krieges, führte die Versöhnung Oesterreichs mit Deutschland herbei und brachte endlich das czechische Verfassungsproject zu Falle. Seine Erfolge sind groß genug, um heute den leisesten Vorwurf zum Schweigen zu bringen“. Daß es an Stimmen anderen Klanges aus dem czechischen und clerikalen Lager nicht fehlte, war selbstverständlich.

Unmittelbar nach seiner Demission als Reichskanzler wurde B. zum Botschafter in London ernannt und trat sofort diesen neuen Posten an. Seine selbständige politische Laufbahn ist hiermit zu Ende; er hatte die Politik seiner Amtsnachfolger zu vertreten, und diese, Andrássy voran, waren nicht von der Art, um ihn einen eigenen maßgebenden Einfluß gewinnen zu lassen. Wir dürfen über die Jahre, in denen er erst Botschafter in London, dann in Paris war, rasch hinwegblicken. Das diplomatische Metier, an jenen beiden wichtigen Stellen ausgeübt, mochte ihm mit seinem politischen Interesse und mit seinen socialen Reizen eine gewisse Befriedigung bieten; aber die abhängige Stellung war nicht leicht zu ertragen für den, der mit so hohem Selbstgefühl und mit so bewußtem Genuß des Machtbesitzes an der ersten Stelle gestanden hatte. Aber es lag nicht in seiner Natur, der Theilnahme an dem activen politischen Leben freiwillig zu entsagen; er blieb der rührige, vielschreibende Diplomat von vordem; bisweilen allzurührig seinen eigenen Gedanken folgend, wobei es ihm zuletzt in Paris geschah, daß er den Machthabern daheim unbequem wurde; eine rügende Bemerkung, die Bismarck in einer Rede im deutschen Reichstag gegen ihn richtete und gegen die er lebhaft reclamirte, wurde, wie es scheint, die Veranlassung, daß er bald darauf von Paris abberufen und in Ruhestand versetzt wurde (Mai 1882).

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er zumeist auf seiner Besitzung Altenberg an der Donau. In dem stürmisch bewegten österreichischen Parteileben wurde der einst so populäre „Ausländer“ bald ein fast vergessener Mann. Die schwer ertragene Muße des Privatlebens suchte er wol mit der Pflege seiner künstlerischen und litterarischen Neigungen auszufüllen; er war auch in dieser Richtung nicht ohne kleine Talente; es gelang ihm bisweilen ein Vers und in jungen Jahren hatte er sogar Gedichte drucken lassen; auch in leichten musikalischen Compositionen hatte er sich oft versucht. Aber seine Hauptbeschäftigung galt dem Memoirenwerk, das er noch bei Lebzeiten zu veröffentlichen gedachte. Je drückender der unbefriedigende Abschluß seiner Laufbahn auf ihm lastete, um so stärker empfand er das Bedürfniß, der Mit- und Nachwelt einen authentischen Bericht über den ganzen Verlauf seines staatsmännischen Wirkens vorzulegen.

Er war im Besitz umfangreicher zeitgeschichtlicher Materialsammlungen; die Benutzung des Dresdener und des Wiener Archivs wurde ihm gestattet; ein bis in seine letzten Jahre ungeschwächtes Gedächtniß erleichterte ihm die Arbeit. So kamen die „Erinnerungen und Aufzeichnungen aus drei Viertel-Jahrhunderten“ zu Stande. Ihr vorwiegender litterarischer Charakter ist der einer Rechtfertigungsschrift, ja einer Selbstverherrlichung in noch stärkerem Maaße als es bei Memoiren gemeinhin der Fall ist. Es ist ein Uebermaß von eitler Selbstgerechtigkeit darin, die selten einen Irrthum gesteht, aber um so zuversichtlicher über die Fehler und Verschuldungen Anderer Buch führt: der ganze Verlauf der behandelten Jahrzehnte würde ein anderer und heilvollerer geworden sein, wenn man in den entscheidenden Momenten seinen immer bereitwillig ertheilten Rathschlägen gefolgt wäre. Trotz dieser aufdringlichen Einseitigkeit und vielfältiger Ungenauigkeiten im einzelnen gehört das Werk doch zu den werthvolleren Stücken unserer neueren Memoirenlitteratur. Es ist geistvoll und anziehend geschrieben, mit einer Fülle von persönlichem und sachlichem Detail aus den verschiedensten Kreisen der politischen und diplomatischen Welt ausgestattet, mit wichtigen Actenstücken illustrirt; der Verfasser hat einen weiten Ueberblick über Welt und Leben; er ist scharfsinnig, beredt und von reicher Erfahrung; die politischen Grundanschauungen, in denen er steht, sind überwunden; aber da sie, besonders für die Geschichte der deutschen Frage, doch einst ein wichtiges Element waren, so ist es von hohem Werthe, daß diesen Anschauungen hier ein belehrendes Denkmal errichtet worden ist von einem Manne, der ein Menschenalter hindurch einer ihrer hervorragendsten Vertreter war. Die ausführliche Darstellung reicht nur bis zum Ende seiner österreichischen Reichskanzlerschaft; die Schilderung seiner Botschafterthätigkeit in London und Paris blieb unvollendet und ungedruckt.

B. erlebte nicht mehr die Veröffentlichung des Werkes. Im Frühjahr 1886 schloß er es ab, am 24. October erlag er einem Schlaganfall. In seinem Testament bestimmte er für seinen Grabstein die Inschrift: „Friede seiner Asche, Gerechtigkeit seinem Andenken“.

Außer den allgemeinen zeitgeschichtlichen Darstellungen und Materialsammlungen sei hier nur verwiesen auf: v. Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben, 2. Aufl. 1882, und dazu (kritisch) v. Beust, Erinnerungen zu Erinnerungen, 1881. — Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, 1887. — Graf Vitzthum v. Eckstädt, Berlin und Wien 1845—1852, 2. Aufl.; — Derselbe, St. Petersburg und London 1852—1864 (1886); — Derselbe, London, Gastein und Sadowa 1864—1866 (1889). — Rothan, l'Allemagne et l'Italie 1870/71 (1885); — von demselben La France et sa politique extérieure en 1867 (1885) und besonders L'affaire du Luxembourg (1895). — Graf v. Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten, Erinnerungen und Aufzeichnungen, 2 Bde., 1887. — Flathe, Neuere Geschichte Sachsens 1806—1866 (1873). — Biedermann, Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte. — Hassel, Aus dem Leben des Königs Albert von Sachsen I, II (1898 f.). — Friedjung's und Lettow-Vorbeck's Werke über den Krieg von 1866. — W. Rogge, Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart (1873). — Die französische Enthüllungslitteratur von Gramont, Prinz Napoleon, Jarras, Lebrun ꝛc. — Ebeling, Friedrich Ferdinand Graf v. Beust (1870 f.). B. Erdmannsdörffer.

Beyer: August B., Architekt, Professor, geb. am 30. April 1834 zu Künzelsau (Württ.), † am 18. April 1899 in Ulm. Nachdem er seine Lehrzeit als Steinmetz vollendet, besuchte er die Baugewerkenschule in Stuttgart, wo er bis zum Jahre 1854 unter Egle eifrig seinen Studien oblag. Egle erkannte bald

die schon früh sich regende Befähigung des jungen Baubeflissenen und nahm ihn in sein Atelier auf. In diese Zeit fällt Beyer's erste Beschäftigung am Ulmer Münster, mit welchem sein Name für alle Zeiten ruhmwürdig verbunden ist. Egle ließ damals durch zwei seiner Schüler, B. und Rieß, das herrliche Chorgestühl im Ulmer Münster aufnehmen, welche Zeichnungen später als Supplemente zu der kunsthistorischen Beschreibung von Ulm von Haßler erschienen sind. Noch nicht 25 Jahre alt im J. 1858 wurde B. als Lehrer an die Baugewerkenschule in Stuttgart berufen und damit schließt eine harte arbeitsreiche Jugendperiode ab, in welcher er bestrebt war, seine Ausbildung nach allen Richtungen zu fördern und in welcher er jene Stählung seines Charakters und seiner Kraft gewann, die sein späteres Leben und Schaffen prägten. Die Lehrthätigkeit wurde abgelöst durch längere Studienreisen in den Jahren 1861 und 1864 durch Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien und Holland. Und die Belehrung, die er namentlich in den letztgenannten, auch in vorgerückteren Jahren von ihm noch wiederholt aufgesuchten Ländern an den alten Bauwerken sammelte, im Verein mit seiner praktischen Bethätigung an den heimischen Baudenkmälern, gaben ihm jene Sicherheit in der Beherrschung der mittelalterlichen Bauweisen, die ihn wie kaum einen zweiten zur erfolgreichen Durchführung seines späteren großen Lebenswerkes befähigte.

Die rege Bauthätigkeit, welche zu Anfang der 70er Jahre in Stuttgart herrschte, veranlaßte B., sich ganz dem Privatbau zu widmen. Nach einander führte er das Hotel Marquardt, das Königin Olga-Stift, das Reichsbankgebäude, die Bauten des Pragfriedhofs und den 36,5 m hohen Hasenberg-Aussichtsthurm aus. Aber auch der Restauration alter Baulichkeiten widmete sich derselbe mit regem Eifer, so wurde ihm unter anderem die Wiederherstellung des Oettingischen Schlosses Baldern, des v. Reischach'schen Schlosses Nußdorf und des Berlichingen'schen Schlosses Jagthausen übertragen. Eine ungemein anziehende Arbeit war für ihn die Einrichtung und Wiederherstellung der Räume des berühmten Klosters Bebenhausen zu einem königlichen Jagdschloß. Mit vielem Geschick und Verständniß für mittelalterliche Kunst wußte er sich den gegebenen Verhältnissen anzuschließen und den Reiz des Alterthümlichen zu wahren. Am 1. November 1880 starb der Münsterbaumeister Scheu in Ulm, kurz nach Vollendung des zweiten Chorthurms. Als sein Nachfolger wurde im J. 1881 B. berufen und nun tritt in dessen Leben eine Wendung ein, welche ihn aus einem Künstler von Localruf zu einem Künstler von Weltruf machte. 18 Jahre hat B. in Ulm geschaffen und gewirkt, unermüdlich auf- und ausgebaut, dabei schöne und reiche Erfolge gehabt, aber auch herbe Enttäuschungen erlebt. B. stellte vor allem die Gewißheit, den Hauptthurm des Münsters ausbauen zu können, durch Fundament- und Tragkraftuntersuchungen fest. Seine Vorschläge wurden 1882 durch eine Commission von Architekten, worunter Adler, Ferstel, Schmid und Egle sich befanden, geprüft und gutgeheißen, am 30. Juni 1885 begann der Thurmbau, im Frühjahr 1888 war bereits das Octogon vollendet und am 15. Mai 1890 die Kreuzblume aufgesetzt, und das, was man noch vor zehn Jahren fast für unmöglich gehalten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgeführt. B. hatte seine Aufgabe mit der ihm innewohnenden Thatkraft und Besonnenheit glänzend gelöst, für alle Zeiten wird der 161 m hohe Thurm den Ruhm seines Schöpfers in alle Lande verkündigen.

Neben der Vollendung des Ulmer Münsters waren es aber noch zwei andere größere Kirchenbauten, welchen er seine Thätigkeit zugewendet hat. Das ist der Ausbau des Münsters zu Bern und die Restauration der Kilianskirche zu Heilbronn. In Bern war ähnlich wie in Ulm der Thurm unvollendet geblieben und erst B. war es vorbehalten, nach Ueberwindung verschiedener

Schwierigkeiten den Bau zum Abschluß zu bringen. Am 26. April 1889 übernahm derselbe die Fertigstellung sämmtlicher Pläne und die Leitung der Ausführung und am 25. November 1893 fand die feierliche Versetzung des Schlußsteins des Helmes statt. In „herrlicher Vollendung“ steht das Münster seitdem da und wetteifert mit den hochragenden Bergen. In den Jahren 1888—95 leitete B. die Wiederherstellungsarbeiten an der Heilbronner Kilianskirche, einem reichen spätgothischen Bau, dessen 62 m hoher Thurm die ersten noch sehr phantastisch anzuschauenden Renaissancemotive enthält; ein Werk des Hans Schweiner von Weinsberg (1513—29).

Noch bis an das Ende seines Lebens nahm der Ausbau des Ulmer Münsters seine Thätigkeit in Anspruch; seine letzte Arbeit dazu war jene sinnreiche Heizeinrichtung, die vermuthlich mustergültig für die Anlage von Heizungen für große Kirchenräume werden dürfte. Sein Plan für die neue Bauhütte und das Verwaltungsgebäude des Münsters an Stelle des alten Hauses wurde von den Vätern der Stadt leider nicht genehmigt, da sich fast die ganze Einwohnerschaft dagegen auflehnte. Dieses Gebäude sollte dem Münsterplatz gegen Norden einen harmonischen Abschluß in mittelalterlichem Sinne geben und wäre keine „Schändung“, sondern eine Zierde, eine passende und nothwendige Vermittlung zwischen Münster und den anliegenden Häusern der Stadt gewesen.

Aus dem „armen Steinmetzen“ ist mit der Zeit ein berühmter Mann geworden, die großen und zahlreichen Auszeichnungen, die man ihm zugewendet hat, konnten sein bescheidenes und schlichtes Wesen nicht verändern, ein deutscher Steinmetz ist er zeitlebens geblieben. B. war Dr. hon. causa der philosophischen Facultät Tübingen, Ehrenbürger der Stadt Ulm, außerordentliches Mitglied der Akademie für Bauwesen in Berlin, Ehrenritter des Ordens der Württemb. Krone, Ritter I. Classe des Friedrichs-Ordens, Ritter des kgl. bair. Verdienstordens vom hl. Michael III. Classe, Ritter des kgl. preuß. Kronenordens und Inhaber der fürstl. hohenzollernschen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Max Bach.

Beyer: Friedrich Gustav von B., königlich preußischer General der Infanterie, am 26. Februar 1812 zu Berlin, wo sein Vater Geheimer Regierungsrath war, geboren, trat am 21. April 1829 beim 19. Infanterieregimente in das Heer, wurde am 13. December 1830 zum Second-, am 22. März 1846, nachdem er von 1835—1838 die Allgemeine Kriegsschule besucht hatte, zum Premierlieutenant befördert, machte als Brigadeadjutant den Feldzug von 1849 in Baden mit, ward im Juli des nämlichen Jahres zum Generalstabe versetzt, trat 1850 zum Kriegsministerium über, in welchem er, seit 1853 Major, 1855 Chef der Centralabtheilung wurde, und kehrte, nachdem ihm 1859 der Adel verliehen worden war, 1860 als Oberst und Commandeur des 31. Infanterieregiments in den Frontdienst zurück; 1864 wurde er Generalmajor und Commandeur der 32. Infanteriebrigade.

Als der Krieg vom Jahre 1866 bevorstand, erhielt er das Commando einer mit seinem Namen bezeichneten, zumeist aus den preußischen Bundesbesatzungen zusammengestellten Division, welche sich bei Wetzlar sammelte. Sie zählte in 15 Bataillonen, 8 Escadrons und 4 Batterien etwa 19000 Mann. Der erste Theil des Feldzuges brachte ihrem Führer keine Lorbeeren. Am 20. Juni in Kassel dem General Vogel von Falckenstein unterstellt und angewiesen das Entkommen der bei Göttingen stehenden Hannoveraner zu verhindern, verfehlte er — Falckenstein's Befehle wörtlich befolgend, obgleich er wußte, daß dieser von falschen Voraussetzungen ausging — seine Bestimmung vollständig. Der Gegner marschirte an ihm vorbei und er hatte das Nachsehen. Mit den Hannoveranern kam er daher nicht in feindliche Berührung. Nachdem diese am 29. Juni bei

Langensalza capitulirt hatten, fand der Krieg in Süddeutschland seine Fortsetzung. Es war der sogenannte Mainfeldzug. Im ersten Theil desselben, welcher mit der Besetzung von Frankfurt a. M. durch General v. Falckenstein endete, focht die Division Beyer in ihrer Gesammtheit am 10. Juli bei Hammelburg, wo es dem überraschten Gegner indessen gelang, sich ihrer Umfassung zu entziehen; im zweiten Theile, während dessen an Falckenstein's Stelle General Frhr. v. Manteuffel den Oberbefehl führte, kämpfte sie am 25. Juli in dem Gefechte von Helmstadt-Uettingen, welches glücklich für sie verlief (v. Scherff, Die Division Beyer im Mainfeldzuge 1866, Berlin 1898).

Als nach Friedensschlusse der Großherzog Friedrich von Baden sich anschickte, die bei seiner Armeedivision in ihren Grundzügen bereits vorhandenen preußischen Heereseinrichtungen vollständig einzuführen, ging General v. B., zunächst als Militärbevollmächtigter, nach Karlsruhe; am 20. Februar 1868 trat er als Kriegsminister und Generaladjutant des Großherzogs in badische Dienste, um das Werk, bei welchem er bis dahin als Rathgeber thätig gewesen war, selbständig zu leiten und 1870 führte er die Division zum Kriege gegen Frankreich in das Feld. Zunächst im Verbande des dem General v. Werder unterstellten württembergisch-badischen Armeecorps. Nach der Schlacht bei Wörth aber, an welcher die Division nicht theilnahm, wurde er mit dieser entsandt, um Straßburg einzuschließen. Als dieser Auftrag am 13. August erfüllt war, trat er mit ihr unter die Befehle Werder's zurück, welcher den Oberbefehl des zur Belagerung der Festung gebildeten Corps erhalten hatte. Kurze Zeit darauf erkrankte B. und suchte Heilung in der Heimath. Am 12. October übernahm er in Etival von neuem das Commando der im Vormarsche gegen Dijon begriffenen Division, leitete am 30. das Gefecht bei dieser Stadt, welches zur Folge hatte, daß letztere am folgenden Tage durch die Municipalität übergeben wurde, und blieb nun auf dem Kriegsschauplatze bis am 11. December sein Gesundheitszustand ihn nöthigte, denselben zum zweiten Male zu verlassen (Löhlein, Die Operationen der Armee des Generals von Werder, Berlin 1874). Als am 15. Juli 1871 Baden mit Preußen eine Militärconvention schloß, in Gemäßheit deren das Officiercorps in den Verband der preußischen Armee trat, wurde B. zum Gouverneur von Coblenz und Ehrenbreitstein ernannt. Am 11. December 1880 ward ihm der erbetene Abschied bewilligt. Am 7. December 1889 machte zu Leipzig, wo er, ein großer Freund und Kenner der Musik, seinen letzten Wohnsitz genommen hatte, ein Herzschlag seinem Leben ein Ende.

Militär-Wochenblatt Nr. 33. Berlin 1879. B. v. Poten.

Beyer: Wenzel B., Arzt, geboren 1488 zu Elbogen in Böhmen, studirte in Leipzig Medicin, ging dann nach Bologna, wo er den Doctorgrad erwarb, und wurde später Physicus in seiner Vaterstadt, wo er infolge eines Sturzes vom Pferde schon 1526 starb. Sein „Tractatus de thermis Caroli IV. imperatoris, sitis prope Elbogen et vallem s. Joachimi“ (Leipzig 1521), den er dem Grafen Stefan Schlick widmete, ist die erste wissenschaftliche Schrift über die Quellen von Karlsbad, und erfreute sich eines solchen Ansehens, daß sie noch 1614, vermehrt durch Briefe anderer Aerzte über die Quellen der Badestadt, in Leipzig aufgelegt wurde. R. Wolkan.

Beyrich: Clementine B., bekannter unter ihrem Mädchennamen Clementine Helm, den sie als Schriftstellerin führte, wurde am 9. October 1825 zu Delitzsch in der Provinz Sachsen als Tochter eines Kaufmanns geboren. Da ihr Vater frühzeitig starb, nahm sie ihr Onkel, der Schulrath Weiß, zu sich nach Merseburg und ließ ihr eine gute Erziehung zu Theil werden, die in Berlin im Hause des Mineralogen Weiß fortgesetzt wurde. Sie beabsichtigte Lehrerin zu werden und besuchte deshalb die königl. Luisenstiftung in Berlin.

Indessen gab sie diesen Plan wieder auf, als ihr der Professor der Mineralogie, der spätere Geh. Bergrath Beyrich, im J. 1848 seine Hand anbot. Ihre erzieherische Neigung führte sie jedoch dazu, den Versuch zu machen, durch Erzählungen auf die Jugend einzuwirken. Sie veröffentlichte im J. 1859 ein Märchenbuch und ließ im J. 1862 das Buch „Backfischchens Leiden und Freuden“ erscheinen, das von allen ihren Schriften den größten Erfolg hatte, denn es erlebte in 23 Jahren 15 Auflagen. Das hier zum ersten Mal von ihr angeschlagene Thema, die Leiden und Freuden der „höheren“, heranwachsenden Tochter, blieb fortan ihr Lieblingsfeld, das sie fast jedes Jahr in einem neuen Buch behandelte, wobei sie sich selbstverständlich wiederholte und auch Minderwerthiges darbot. Im ganzen brachte sie gegen 40 Jugendschriften zu Stande, die fast sämmtlich eine größere Anzahl von Auflagen erreichten. Sie sind am vollständigsten verzeichnet von Sophie Pataky im Lexikon deutscher Frauen der Feder I, 331, 332. Berlin 1898. Ihre letzte Gabe bildete die Erzählung: „Unser Sonnenschein“. Sie starb wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten am 26. November 1896.

Vgl. A. Hinrichsen, Das literarische Deutschland. 2. Aufl. Berlin 1891. Sp. 117, 118. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog I, 247. Berlin 1897. — Illustrirte Zeitung, Leipzig 1896. Nr. 2789, S. 750. — Wegweiser durch die deutsche Jugendlitteratur. Im Auftrage des Pädagogischen Vereins zu Dresden hsg. v. d. Kommission z. Beurtheilung von Jugendschriften Heft I, 51; Heft III, 51, 52. Leipzig 1881—1887.

H. A. Lier.

Beyrich: Ernst Heinrich B., berühmter Geolog und Paläontolog, geboren am 31. August 1815 in Berlin, entstammt einer angesehenen bürgerlichen Familie, welche sich unter Friedrich dem Großen um die Seidenzucht in der Mark Brandenburg verdient gemacht hatte. Er erhielt seine Vorbildung im Gymnasium zum grauen Kloster, das er schon im 16. Lebensjahr absolvirte. Die beschreibenden Naturwissenschaften hatten den hochbegabten Jüngling frühzeitig gefesselt, doch schwankte er bei Beginn seiner Universitätsstudien noch, ob er sich der Botanik, Zoologie oder Mineralogie widmen wolle. Ausschlaggebend wurde der Einfluß des Mineralogen und Geologen Ch. Samuel Weiß. 1834 begab er sich nach Bonn, um sich von Goldfuß in die Paläontologie einführen zu lassen und bald trat das Interesse für Mineralogie gegenüber der Geologie und Paläontologie in den Hintergrund.

Nach Abschluß seiner Universitätsstudien durchwanderte er zwei Jahre lang in Begleitung seines Freundes Julius Ewald einen großen Theil von Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Oberitalien und erwarb sich 1837 mit einer ausgezeichneten, noch jetzt geschätzten Dissertation über die Goniatiten des rheinischen Schiefergebirges den philosophischen Doctorgrad. Diese Abhandlung brachte B. in Beziehung zu Leopold v. Buch, welcher sich damals ebenfalls mit fossilen Cephalopoden beschäftigte und der vielfache, bis zu Buch's Tode nie unterbrochene Verkehr mit diesem größten Geologen Deutschlands übte auf die wissenschaftliche Thätigkeit des jungen Forschers einen großen Einfluß aus, wenn auch Beyrich's Neigung im Gegensatz zu Leop. v. Buch mehr auf die eingehende und erschöpfende Untersuchung bestimmt begrenzter Aufgaben, als auf die Behandlung allgemeiner Fragen gerichtet war. Im J. 1841 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Berlin und wurde gleichzeitig als Mitarbeiter zu der vom Handelsministerium angeordneten und von H. v. Dechen geleiteten geologischen Landesaufnahme herangezogen. Als Aufnahmsgebiet erhielt B. Schlesien zugewiesen, das bis dahin, abgesehen von einigen beschränkten Districten, wo Kohlen- und Erzbergbau getrieben wurde, geologisch fast ganz

unbekannt war. Nach zweijähriger Arbeit verfaßte er einen Bericht, der für die Gliederung der schlesischen Formationen und die Tektonik des ganzen Landes grundlegend wurde. Die geologische Karte von Niederschlesien ist wenigstens für die mit Sedimentärformationen bedeckten Gebiete von B. allein bearbeitet; in Oberschlesien theilte er sich mit G. Rose, Justus Roth und Runge in die Arbeit. Das Studium der schlesischen Kreidebildungen veranlaßte B. in den folgenden Jahren zu vergleichenden Untersuchungen in der Gegend von Regensburg (1849) und am Harz. Eine geologische Karte des Harzrandes zwischen Halberstadt und Quedlinburg gilt noch jetzt als Muster einer genauen und kritischen Aufnahme und hat die Kenntniß der norddeutschen Kreide sehr wesentlich gefördert. Neben seiner Thätigkeit als Feldgeologe entfaltete B. auch eine bedeutsame Wirksamkeit als Schriftsteller auf paläontologischem Gebiet. Im J. 1845 und 46 erschienen seine Abhandlungen über böhmische Trilobiten und 1853 die erste Abtheilung seiner unvollendet gebliebenen Monographie der Conchylien des norddeutschen Tertiärs. Diese Arbeiten erheben sich durch ihre kritische Schärfe, Feinheit der Beobachtung und präcise Darstellung über die Mehrzahl der zeitgenössischen paläontologischen Publicationen und sind für mehrere Generationen geradezu vorbildlich geworden.

Beyrich's Einfluß auf die Entwicklung der Geologie und Paläontologie wuchs stetig mit seiner äußeren Lebensstellung. 1853 wählte ihn die preuß. Akademie der Wissenschaften zum Mitglied; 1855 wurde er Custos der Mineraliensammlung der Ministerialabtheilung für Berg-, Hütten- und Salinenwesen, 1857 erhielt er den Lehrauftrag für Geologie und Paläontologie an der Bergakademie und wurde gleichzeitig zweiter Custos an der mineralogischen Universitätssammlung; 1865 ordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität und 1875 Director der vereinigten Museen für Naturkunde. Seit 1868 hatte er überdies die wissenschaftliche Leitung der geologischen Aufnahmen des preußischen Staates übernommen und wurde 1873 zweiter Director der neu gegründeten geologischen Landesanstalt für Preußen und die thüringischen Länder. In letzterer Eigenschaft war Beyrich's Eingreifen geradezu bahnbrechend. Er führte für die Darstellung der geologischen Verhältnisse statt der bisher üblichen topographischen Karten im Maßstab 1 : 50 000 oder 1 : 100 000 Meßtischblätter im Maßstab von 1 : 25 000 ein, auf welchen sich auch kleinere tektonische Störungen und die feineren Details des geologischen Baus eintragen ließen. Damit trat nicht nur für Preußen, sondern auch für das übrige Deutschland ein Umschwung in den geologischen Aufnahmen ein, dem man die vorzüglichen, jetzt fast überall existirenden geologischen Karten verdankt. B. selbst hatte sich an der Aufnahme von mehreren Blättern des Harzes persönlich betheiligt und dabei seine Ideen der Darstellung durchgeführt; später widmete er sich ausschließlich der Leitung und Revision der Aufnahms-Geologen, weihte letztere in seine Arbeitsmethode ein und verschaffte dadurch den Karten jenes einheitliche wissenschaftliche Gepräge und jenes hohe Ansehen, dessen sie sich in den weitesten Kreisen zu erfreuen haben. War Beyrich's Einfluß für die Entwicklung der Feldgeologie und geologische Kartirung in Deutschland durchaus maßgebend, so herrschte sein Geist auch in der deutschen geologischen Gesellschaft. Er zählte zu den Gründern dieser einflußreichen, seit 1848 bestehenden Corporation, gehörte ihr anfänglich als Schriftführer und Herausgeber der Zeitschrift und seit 1874—1896 als erster Vorstand an. Die Blüthe und zielbewußte Thätigkeit der deutschen geologischen Gesellschaft ist großentheils das Verdienst Beyrich's. Daß neben einer so ausgedehnten geschäftlichen Thätigkeit die litterarische Production keine sehr umfangreiche sein konnte, ist begreiflich, und in der That steht die Menge der wissenschaftlichen Publicationen Beyrich's in keinem Verhältniß zu seiner

Bedeutung und seinem hohen Ansehen. Aber alle seine geologischen und paläontologischen Arbeiten tragen den Stempel der Meisterschaft. Sein Detailwissen im Gebiete der Paläontologie und Formationslehre war geradezu erstaunlich, seine Litteraturkenntniß umfassend und seine Beobachtung eine so scharfe, daß ihm nichts wesentliches entging. Durch seine scharfe, aber stets wohlbegründete Kritik hat er viele Irrthümer hinweggeräumt. Zu den wichtigsten Arbeiten Beyrich's auf stratigraphischem Gebiet gehört seine bahnbrechende Begründung des Oligocaens (1854), wodurch die Gliederung der Tertiärformation erst ihre definitive Ausgestaltung erhielt, sodann seine Beiträge zur Kenntniß der Kreideformation und des Rothliegenden.

In der Paläontologie fesselten, abgesehen von den bereits erwähnten Arbeiten über Goniatiten, Trilobiten und Tertiärconchylien, hauptsächlich die triasischen Ammoniten und die Crinoideen sein Interesse; aber auch über die Wirbelthiere, namentlich über den Semnopithecus von Pikermi und über fossile paläozoische Fische hat B. belangvolle Abhandlungen veröffentlicht. In späteren Jahren beschäftigte er sich mit Vorliebe in den Alpen. Eine kurze Abhandlung über die Gegend von Vils und Füssen ist reich an neuen Gesichtspunkten und auch in den vicentinischen Alpen hat B. mehrere Jahre hindurch Aufnahmen und großartige Aufsammlungen von Versteinerungen gemacht, über welche leider nichts veröffentlicht wurde. Als Lehrer hatte B. eine bedeutende Wirksamkeit, wenngleich sein leiser, rein sachlicher und im ganzen wenig fesselnder Vortrag nur für Specialisten berechnet war; allein im persönlichen Umgang mit seinen Schülern und in der Art, wie er deren Arbeiten lenkte, zeigte sich sein überlegener Geist, sodaß die Mehrzahl der jetzt in Norddeutschland thätigen Professoren der Geologie zu seinen Schülern gehört. Beyrich's Wirken fehlte die äußere Anerkennung nicht; er war correspondirendes oder Ehrenmitglied der hervorragendsten wissenschaftlichen Corporationen Deutschlands und des Auslandes, hochangesehen bei der preußischen Regierung und verehrt von seinen Fachgenossen und Schülern. In Bologna erhielt er von dem dortigen internationalen Geologencongreß den ehrenvollen Auftrag, gemeinsam mit Hauchecorne die Herausgabe der internationalen geologischen Karte von Europa zu übernehmen und im J. 1885 fungirte er als Präsident des dritten internationalen Geologencongresses in Berlin. B. erfreute sich bis in sein hohes Alter einer seltenen körperlichen und geistigen Frische; er lebte in glücklicher, kinderloser Ehe mit der als Jugendschriftstellerin bekannten Clementine Helm und starb am 9. Juli 1896 sanft und schmerzlos in Berlin. Seine litterarischen Arbeiten sind fast alle in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft und in den Schriften der Berliner Akademie veröffentlicht.

Nekrolog von C. v. Fritsch i. d. Leopoldina 1896, Nr. 7. — W. Dames, Gedächtnißrede auf Ernst Beyrich i. d. Abhdlgn. d. k. preuß. Akad. d. Wiss. Berlin 1898. — E. H. Beyrich. Nekrolog, Jahrbuch d. k. preuß. geolog. Landesanstalt. 1896. XVII. v. Zittel.

Bidder: Friedrich B., namhafter Biologe, wurde am 9. November (28. October) 1810 auf dem Gut Laudohn in Livland geboren, woselbst sein Vater Ernst Christian B. die Stelle eines Oekonomieinspectors einnahm. Später siedelte die Familie Bidder nach Kurland über, und das war der Grund, daß der junge Friedrich B. in das Gymnasium illustre zu Mitau eintrat. Nachdem er im Juli 1828 mit dem Zeugniß der Reife entlassen worden war, bezog er die Universität zu Dorpat und widmete sich dem Studium der Medicin. Während seiner Studien hatte B. sich so vortheilhaft durch seine Gaben, seinen Fleiß und sein Wissen ausgezeichnet, daß er unmittelbar nach seiner Doctorpromotion am 12./24. April 1834 zum außerordentlichen Professor und Pro-

sector gewählt wurde. Zur Vorbereitung auf die Lehrthätigkeit begab sich B. mit Unterstützung der russischen Staatsregierung auf 1½ Jahr ins Ausland. Er reiste im August 1834 nach Berlin, verbrachte daselbst das Wintersemester 1834/35 und das Sommersemester 1835, hörte Vorlesungen bei Ehrenberg, Henle, Schlemm und Joh. Müller und beschäftigte sich insbesondere mit anatomischen und mikroscopischen Studien. Vor allem wirkten anregend und fördernd auf ihn die geistvollen und gründlichen Vorträge Joh. Müller's, dessen B. als seines geliebten und verehrten Lehrers gern und oft gedachte. Nach Abschluß der Studien in Berlin besuchte B. noch einige andere deutsche Universitäten, um deren anatomische Institute kennen zu lernen (Halle und Leipzig), betheiligte sich an der Naturforscherversammlung in Bonn (September 1835) und kehrte im December nach Dorpat zurück, um im Januar 1836 seine Lehrthätigkeit zu beginnen. Ueber ein Menschenalter, 34 Jahre lang, hat B. als Lehrer in Dorpat gewirkt — im December 1869 beschloß er seine akademische Thätigkeit. B. war ein ausgezeichneter Lehrer, seine Vorträge waren anziehend, klar und in der Form vollendet; er verstand es nicht nur, seine Zuhörer für das Vorgetragene zu interessiren, sondern ihnen dasselbe auch einzuprägen.

B. war ein sehr vielseitiger Gelehrter, seine Lehrthätigkeit war eine sehr umfassende. Zum Anatomen hatte er sich ausgebildet: er war seit seiner Anstellung zuerst als Prosector bis Ende 1842, dann als ordentlicher Professor der Anatomie bis Mitte 1843 thätig, leitete die Präparir-Uebungen und hielt Vorlesungen über menschliche und vergleichende Anatomie. Als er aber nach dem Abgang Volkmann's im Mai 1843 zum ordentlichen Professor der Physiologie ernannt worden war, trug er nicht allein Physiologie, sondern auch allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie vor. Erst 1858 konnte er die Vorlesungen über Pathologie und pathologische Anatomie einem jüngeren Collegen, dem damaligen Privatdocenten Dr. A. Böttcher, abtreten. — B. war aber nicht nur ein ausgezeichneter Lehrer, er war auch ein vortrefflicher Forscher, reich an wissenschaftlichen Ideen und Gedanken; er wirkte außerordentlich anregend und befruchtend auf seine Schüler: die stattliche Zahl von 77 Doctordissertationen ist unter seiner Leitung veröffentlicht worden; der Ruhm, den die Dorpater Doctordissertationen jener Zeit genossen haben, ist im wesentlichen Bidder's Arbeit zu verdanken. Aber auch als selbständiger Forscher hat B. auf dem Gebiet der anatomischen und physiologischen Wissenschaft sich einen glänzenden Namen erworben. Es ist hier kein Ort, seine zahlreichen Einzelarbeiten, wie die Abhandlungen in den Zeitschriften aufzuzählen; es seien nur einige genannt, die classische, in Verbindung mit C. Schmidt ausgeführte Arbeit: „Verdauungssäfte und Stoffwechsel" (Mitau und Leipzig 1852), die epochemachenden „Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks" (Leipzig 1857), „Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystems" (Leipzig 1842). In der wissenschaftlichen Welt ist Bidder's Name durch die Untersuchungen über die Verdauungssäfte und den Bau des Rückenmarks bekannt geworden. Sind die daraus gewonnenen Ergebnisse inbetreff des Baus des Rückenmarks heute längst überholt durch die neuen Entdeckungen der rasch vorschreitenden Wissenschaft, haben die damaligen Ergebnisse auch nur historische Bedeutung, so schmälert das den Ruhm Bidder's nicht. Haben doch Bidder's grundlegende Arbeiten nach allen Seiten hin anregend gewirkt!

Aber B. war auch ein gewandter Administrator: viele Jahre lang hat er als Rector das Geschick der Universität Dorpat mit sicherer Hand geleitet — in schwierigen Angelegenheiten, bei Conflicten mit der Regierung wie mit den Studirenden die richtigen Maßregeln ergriffen, um Frieden herbeizuführen und

zu halten. Wenn einst eine Geschichte der Universität Dorpat geschrieben werden wird, so wird Bidder's Verwaltung im glänzendsten Lichte erscheinen.

Aeußere Ehren und Ehrenbezeugungen wurden dem berühmten Forscher und hervorragenden Beamten vielfach zu Theil: B. besaß hohe russische Orden und war Ehrenmitglied verschiedener russischer und deutscher gelehrter Gesellschaften. Er erhielt als erster die Baer-Medaille.

Nachdem B. 1869 seine Lehrthätigkeit aufgegeben hatte, widmete er sich allgemeinen Angelegenheiten. Er war viele Jahre Präsident der Dorpater Naturforscher-Gesellschaft, sowie des Kirchenraths der evangelischen Universitätsgemeinde: eine tief religiös angelegte Natur, hatte er den kirchlichen Angelegenheiten der Universitätsgemeinde eine besonders warme Fürsorge stets zugewandt, er beförderte die Gründung eines Universitätspastorats. In seinem milden Sinn bethätigte er sich auch mit aufopfernder Hingabe am Armenwesen der Stadt Dorpat; er war Präsident des Hülfsvereins und war der Gründer der Kleinkinder-Bewahranstalt. Am 12. April 1884 beging er die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums; am 12. April 1894, bereits schwach und krank, konnte er noch den Tag des 60jährigen Jubiläums erleben. Am 15. August 1894 schied er aus dieser Welt.

Ein Verzeichniß aller seiner Schriften findet sich in den Sapiski der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften XXVI, 285—292.

L. Stieda.

Biedermann: Aloys Emanuel B., Professor der systematischen Theologie in Zürich, der hervorragendste Dogmatiker aus der Junghegelschen Schule und der wissenschaftliche Führer der schweizerischen Reformer, geboren am 2. März 1819, † am 25. Januar 1885. Sein Geburtsort ist Bendlikon am Züricher See. Der Erziehung seines Vaters, der ehedem im russischen und englischen Dienst als Officier gegen Napoleon gefochten, hatte er begeisterte Vaterlandsliebe, unerschütterliche Wahrhaftigkeit, Gottvertrauen und weitherzige Menschenliebe zu verdanken, außerdem auch eine körperliche Rüstigkeit, die ihn die größten Anstrengungen mit Leichtigkeit überwinden ließ. Dem Andenken seines Vaters ist der Aufsatz im Zürcher Taschenbuch 1834 (vgl. Vorträge und Aufsätze S. 313 f.) „Aus dem Leben meines Vaters“ gewidmet. Im J. 1837 bezog B. die Universität Basel; die Gründlichkeit der geschichtlichen Kritik de Wette's fesselte ihn, aber dessen Einfluß wurde von vornherein in kritischer und dogmatischer Beziehung von D. Fr. Strauß weit überwogen. Im Herbst 1839 bezog er die Universität Berlin; mit jugendlicher Begeisterung versenkte er sich in die Philosophie Hegel's, dessen Metaphysik er im Sinne des reinen Monismus auffaßte; indem er jedoch auch für die Philosophie als Ausgangspunkt alles Erkennens die Erfahrung festzustellen suchte, hoffte er die Vermittlung der Speculation und der Religion, des Rationalismus und des Supranaturalismus, gefunden zu haben. In seinen theologischen Studien war ausschließlich J. K. W. Vatke sein Führer. Bereits als Pfarrer von Münchenstein in Baselland (seit 1843) führte er sich als junghegelscher Kämpe ein durch seine Streitschrift „Die freie Theologie oder Philosophie und Christenthum“ (1844); in nahem Anschluß an Feuerbach „objectivirt sich ihm das menschliche Bewußtsein in der Vorstellung Gottes, was ihm sein allgemeines, ewiges, absolutes wahres Wesen ist“, gleichwol aber sucht er die Selbständigkeit der Religion neben der Philosophie dadurch festzuhalten, daß er im Anschluß an Vatke sie als „das praktische Selbstbewußtsein des Absoluten“, als „die praktische Vermittlung des individuellen Subjekts mit seiner Wesensallgemeinheit“ definirt. Der theologische und kirchliche Kampf, den die Schrift hervorrief, führte zur Beseitigung aller rechtlich verbindlichen Bekenntnißgrundlagen in den

schweizerischen Kantonalkirchen. Die von B. und einigen seiner Freunde geleitete Zeitschrift „Die Kirche der Gegenwart“ (1845—1850) führte die wissenschaftlichen Anschauungen in die kirchlichen Kreise über; auch hier die entschiedene Tendenz, die Hegel’sche Philosophie und den Straußischen Kriticismus mit der christlichen Religion zu versöhnen; bei aller Anerkennung der Aufstellungen in Strauß’ ‚Leben Jesu‘ bleibt ihm dies doch „der Grundstock des Capitals, aus dessen Zinsen die religiösen Bedürfnisse der Menschheit befriedigt werden“. In der gehaltvollsten Schrift dieser Jahre: „Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sog. neueste Pantheismus“ (1849) wendet sich B. gegen die Angriffe Romang’s; er sucht seine Anschauungen gegen den Pantheismus abzugrenzen und als echt christlich darzuthun; aber gerade in dieser Hinsicht tritt es auch hervor, daß die Begriffe von Gott und dem ewigen Leben, wie die Speculation sie formulirt, durch tiefe Kluft von dem Gottesglauben und dem Begriff des ewigen Lebens, wie das Evangelium sie verkündet, getrennt sind.

Im J. 1850 übernahm B. ein theologisches Extraordinariat an der Universität zu Zürich mit dem Lehrauftrag in Encyklopädie und Einleitung ins Neue Testament, womit er freiwillig Vorlesungen über religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Themata verband. Im J. 1860 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt; Dogmatik war fortan sein Hauptfach; aber längere Zeit hindurch leitete er daneben den Religionsunterricht an höheren Schulen. Schriftstellerisch war er bis 1849 nur in kleineren Aufsätzen thätig, die fast ausschließlich in den seit 1859 erschienenen „Zeitstimmen für die reformirte Schweiz“ veröffentlicht wurden. Sie zeichnen sich durch gewandte und volksthümliche Sprache aus; das tief religiöse Gemüth des Verfassers tritt wohlthuend darin hervor, ebenso die unablässige Tendenz, nicht zerstörend, sondern bauend auf das religiöse Leben zu wirken. Im J. 1869 erschien Biedermann’s Hauptwerk, in seiner Art ein vollendeter Versuch, auf der Grundlage Hegel’scher Speculation den christlichen Lehrgehalt geschichtlich und speculativ zu entfalten: „Christliche Dogmatik“. Indem wir für den Inhalt und Formirung der einzelnen Lehren auf die in unten angegebener Litteratur erschienenen Darstellungen verweisen, beschränken wir uns auf eine kurze Charakteristik der Anlage des berühmten Werkes. Es ist immerhin bemerkenswerth, daß B. in der Anlage seiner Dogmatik auf das engste an die Dogmatik von Richard Rothe sich anschließt, wie er sie in seinen Vorlesungen stets vorgetragen hat, und wie sie 1870 von Schenkel aus seinem Nachlaß veröffentlicht ist. Rothe faßt die Dogmatik als historische und zugleich speculative Disciplin auf; die Darstellung der sog. Kirchenlehre als des letzten Stadiums der Dogmengeschichte bildet bei der Erörterung jedes Dogmas den ersten Theil; daran schließt sich eine Darstellung der biblischen Lehre, zugleich als Kritik der Kirchenlehre; den dritten Theil bildet die Aufweisung der religiösen Wurzeln und des religiösen Gehalts des Dogmas, während ein vierter Theil auf speculativem Wege einen Neubau des Dogmas versucht. Ganz ähnlich verfährt B., auch darin sich an Rothe anschließend, daß er, wie Rothe die Lehren über Offenbarung und Heilige Schrift als Einleitung voranstellt, über Religion und Offenbarung, über religiöses Erkennen und evangelisches Erkenntnißprincip in der Einleitung handelt. Daß es sich in dieser Parallelisirung Rothe’s und Biedermann’s lediglich um die Form des Aufbaus und der Methode handelt, ist dem Kundigen nicht verborgen. Die Doppelstellung des Verfassers, die überall bei ihm bemerkbar ist, wir meinen das ernste Bemühen, Hegel’sche Metaphysik und christlichen Glauben zu vereinen, beherrscht auch seine Dogmatik. An manchen Punkten, wie in der Gotteslehre und in der Eschatologie, scheint alles auf eine leere logische Formbestimmung hinauszulaufen, während z. B. in der Erlösungslehre der

christliche Glaube das Feld behauptet. Gewiß ist nach B. der wesentliche Inhalt der Soterologie „nicht eine Personalbestimmung der einzigen Person Christi, sondern eine in seiner Person in der Menschheitsgeschichte neu auftretende Idee“, auf Gottes Seite die Idee der Vaterschaft, auf der Menschen Seite die Idee der Gotteskindschaft, aber diese in Christus verwirklichte Idee ist religiös bestimmt, sie ist der Inhalt seines Selbstbewußtseins und die treibende Kraft seiner Wirksamkeit, so daß die geschichtliche Person Jesus Christus „der historische Erlöser für alle Zeiten“, „das für alle Zeit welthistorisch gewährleistende Vorbild für die Wirksamkeit des Erlösungsprincips“, „der Quellpunkt der Wirksamkeit dieses Princips in der Geschichte“ ist.

Die theologische und kirchliche Autorität Biedermann's bewirkte zuerst 1868 in Zürich, 1870 in St. Gallen, Basel, Bern u. a. die kirchliche Anerkennung der Reformer. Es wurde eine doppelte Liturgie in den Festgebeten, den Formularen für Taufe und Abendmahl eingeführt, was zu den schroffsten kirchlichen Parteifehden und zur Auflösung aller kirchlichen Gemeinschaft führte. Dem theologischen Ernst und dem kirchlichen conciliatorischen Sinn Biedermann's war diese Entwicklung in hohem Grade peinlich; und als auf litterarischem Gebiet er den Schmerz erleben mußte, daß der von ihm gefeierte Strauß in seinem Alten und Neuen Glauben das Tafeltuch zerschnitt — „ich gäbe“, schreibt B. an Vatke, „einen Finger meiner rechten Hand darum, Strauß hätte das ominöse Buch nicht geschrieben“ —, daß sodann Ed. v. Hartmann in der 7. Auflage seiner ‚Philosophie des Unbewußten‘ ihn als den Seinigen begrüßte, da sah er sich genöthigt, mit ernstem Mahnwort sich gegen den radicalen kirchlichen Liberalismus zu wenden. Seine Rectoratsrede (1875) über „Strauß und seine Bedeutung für die Theologie“, seine Biographie des Reformpfarrers Heinrich Lang (1876), sein Vortrag: „Unsere Stellung zu Christus“ (1882) und mehrere andere Abhandlungen, die in den „Ausgewählten Vorträgen und Aufsätzen“, hrsg. von J. Kradolfer, (1885) sich finden, geben Zeugniß davon. Von der 2. Auflage seiner „Dogmatik“ (2 Bde., 1884 f.) hat er nur den ersten Band im Druck vollendet gesehen. Ein heftiges Unterleibsleiden führte unerwartet rasch seinen Tod herbei. Mit ruhiger Fassung im Vertrauen auf Gottes sündenvergebende Gnade sah er sein Ende kommen; Worte der Schrift und Paul Gerhardt's Lieder waren seine Erquickung; in wiederholten Gesprächen nahm er Abschied von den Seinen und knüpfte seine Worte an die letzten Worte Jesu am Kreuze an, ohne sich dabei eines Zwiespalts mit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung bewußt zu sein.

Außer zahlreichen kleineren Aufsätzen in „Die Kirche der Gegenwart“, in „Zeitstimmen für die reformirte Schweiz“, in „Jahrbücher für protestantische Theologie“ u. s. w., deren wichtigste in den „Ausgewählten Vorträgen und Aufsätzen“ gesammelt sind, wurden folgende Schriften von B. veröffentlicht: „Die freie Theologie oder Philosophie und Christenthum in Streit und Frieden“ (Tübingen 1844); „Stellung und Aufgabe der Philosophie zu der Theologie. Akademische Antrittsrede“ (Zürich 1850); „Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neueste Pantheismus. Allen Denkenden J. P. Romangs gewidmet“ (Zürich 1849); „Die Pharisäer und Sadducäer. Akademischer Vortrag“ (Zürich 1854); „Leitfaden für den Religionsunterricht an höheren Gymnasien“ (Zürich 1859); „Die Propheten des Alten Bundes. Akademischer Vortrag“ (Winterthur 1860); „Christliche Dogmatik“ (Zürich 1869, 2. Aufl. 2 Bde., Berlin 1884, 1885); „Heinrich Lang“ (Zürich 1876); „Unsere Stellung zu Christus“ (Berlin 1882); „Eine Ehrenrettung“ (Berlin 1885); „Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Mit einer biographischen Einleitung von J. Kradolfer“ (Berlin 1885).

J. J. Oeri, Persönliche Erinnerungen an Biedermann (K. Bl. f. d. ref. Schweiz 1886). — G. Finsler, Geschichte d. theologisch-kirchlichen Entwicklung in d. deutsch-reformirten Schweiz, 1882. — O. Pfleiderer i. d. Preuß. Jahrbüchern 1886, S. 53 f.; — derselbe, Die Entwicklung d. protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant, 1891, S. 139 f. — Mehlhorn i. d. Jahrbüch. f. protest. Theol. 1880, II, 177 f. — Th. Moosherr, A. E. Biedermann nach seiner allgemeinen philosophischen Stellung, 1893. — R. Stähelin, Aloys Emanuel Biedermann i. Realencyklopädie f. protest. Theologie und Kirche, 3. Aufl. hsg. von A. Hauck, 3. Bd., Leipzig 1897, S. 203 f.

E. Chr. Achelis.

Biehler: Hans Alexis von B., königlich preußischer General der Infanterie, am 16. Juni 1818 zu Berlin geboren und am 2. October 1836 bei der Gardepionierabtheilung in den Dienst getreten, am 4. October 1838 zum Officier befördert, war nach mannichfaltiger Verwendung innerhalb und außerhalb der Front, zu welchen letzteren in den Jahren 1852 bis 1853 ein Commando zur Erlernung der französischen Sprache nach Paris gehörte, zum Oberst und zum Inspecteur einer Festungsinspection aufgestiegen als der Krieg von 1866 ausbrach, während dessen er als erster Ingenieurofficier dem Generalcommando des Gardecorps beigegeben war. Der rasche Verlauf des Feldzuges brachte ihm keine Gelegenheit zu nennenswerther Thätigkeit vor dem Feinde. Bei der Mobilmachung für den Krieg gegen Frankreich General geworden und zum Commandeur der Ingenieure und der Pioniere der I. Armee ernannt nahm er mit dieser an den Kämpfen vor Metz, sowie an der Einschließung der Festung und demnächst an zahlreichen Schlachten auf dem nördlichen Kriegsschauplatze theil. Die von ihm während dieser Zeit in seinem ausgedehnten Dienstbereiche an den Tag gelegte Thätigkeit wurde, außer durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Classe, auch durch die Verleihung des Adelstandes anerkannt. Als der General-Inspecteur des Ingenieur- und Pioniercorps und der Festungen General v. Kameke die Geschäfte des Kriegsministeriums übernahm, trat General v. B. an seinen Platz. Diese Stellung hat er bis zum 3. November 1884 bekleidet; dann nöthigte ein körperliches Leiden ihn zum Scheiden aus dem Dienste. Er starb am 30. December 1886 zu Charlottenburg. Sein Name war einem Fort der Festung Koblenz beigelegt worden.

Jahresberichte über die Veränderungen u. Fortschritte im Militärwesen, herausgegeben von H. v. Löbell, XIII. Jahrgang 1886. Berlin.

B. v. Poten.

Bielz: Eduard Albert B., vielseitigster Kenner und thätigster Sammler auf dem Gebiet der siebenbürgischen Naturverhältnisse, ist geboren in Hermannstadt am 4. Februar 1827 und † ebenda als kgl. ungar. Schulinspector i. R. am 27. Mai 1898. Nach Absolvirung des Gymnasiums und des zweijährigen Curses der sächsischen Rechtsakademie in Hermannstadt zunächst kurze Zeit bei der Cameralforstverwaltung bedienstet, trat er bei Ausbruch des Revolutionskrieges 1849 in die österreichische Armee ein, um nach Wiederherstellung der Ruhe wieder in den Civildienst zurückzukehren und zwar nunmehr auf das Gebiet der Finanzverwaltung. 1869 wurde er infolge seiner ausgebreiteten Arbeit auf dem Gebiet der Landeskunde vom Handelsminister in das statistische Landesbureau berufen — wo er bei der Volkszählung des Jahres 1870 in leitender Stellung mitwirkte — darauf zum Ministerialsecretär und Stellvertreter des Amtsvorstandes ernannt. 1873 ernannte ihn der Cultusminister zum kgl. ungar. Schulinspector für das damals noch als politische Einheit bestehende Sachsenland, den sogenannten „Königsboden“ in Siebenbürgen und nach dessen Auflösung 1876 für das neugebildete Hermannstädter Comitat. In dieser

Zeit war B. — nachdem er 1859 und 1860 bei der geologischen Uebersichtsaufnahme Siebenbürgens durch Hauer, Richthofen, Stache und Stur mitgewirkt — auch wiederholt in amtlichem Auftrag bei Grenzregulirungscommissionen gegenüber Rumänien thätig. Eine bei solchem Anlaß empfangene Verletzung eines Auges mit nachfolgender Erkältung führte zur Erblindung zunächst des einen, dann auch des anderen Auges, so daß B. schon 1878 — mit dem Titel eines kgl. Rathes — in den Ruhestand treten mußte.

Wenn B. auch in seiner amtlichen Thätigkeit — namentlich als Statistiker — Werthvolles geleistet hat, so liegt seine eigentliche Bedeutung doch auf dem Gebiet der Naturforschung, in die ihn schon der Vorgang und die Anleitung des Vaters (Michael B., zunächst Pfarrer, dann Begründer der ersten lithographischen Anstalt in Siebenbürgen, als Sammler und Bearbeiter besonders auf dem Gebiete der Mineralogie, Paläontologie und Conchyliologie thätig) einführte. Dazu kam die fördernde Unterstützung des Mineralogen und Paläontologen J. M. Ackner, des Botanikers M. Fuß u. A. Zahlreiche Ausflüge in alle Gegenden Siebenbürgens brachten ihn bald in den Besitz schöner Sammlungen namentlich von Käfern und Schnecken und (schon von 1845 an) in regen Tauschverkehr mit ausländischen Forschern wie Cl. Hampe, G. A. Dohrn u. A. In dem 1849 durch Mich. B., Ackner, L. Neugeboren, Michael und Karl Fuß und Schur gegründeten siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften fiel ihm naturgemäß eine Hauptrolle zu (1851—1870 war er Secretär, von 1874 bis zu seinem Tode Vorstand des Vereines), wie denn die Entwicklung des Vereines mit seinen großen nach manchen Richtungen einzig dastehenden Sammlungen der siebenbürgischen Vorkommnisse hauptsächlich seiner Mitarbeit zu danken ist.

Seine vielseitige, alle Gebiete der heimischen Naturforschung umfassende litterarische Thätigkeit kommt denn auch vor allen Dingen in zahlreichen Artikeln der „Verhandlungen und Mittheilungen des siebenb. Ver. f. Naturwiss." zum Ausdruck. Selbständige Forschungsergebnisse hat er besonders auf dem Gebiete der Conchylien- und der Käferfauna aufzuweisen („Fauna der Land- und Süßwassermollusken Siebenbürgens". Hermannstadt 1867, „Die Erforschung der Käferfauna Siebenbürgens bis zum Schlusse des Jahres 1886", Verh. u. Mitth. d. sieb. Ver. f. Naturw. XXXVII. 1887). Weitere zusammenfassende Darstellungen von ihm sind: „Fauna der Wirbelthiere Siebenbürgens" (Hermannstadt 1856. Eine Neubearbeitung in den „Verh. u. Mitth." von 1888). „Die Gesteine Siebenbürgens" (in Jahrb. d. sieb. Karpathenvereins, III. Bd. 1882 und neu bearbeitet in den Verhdl. u. Mitth. von 1889). Am bedeutendsten ist das die gesammten Verhältnisse Siebenbürgens nach dem damaligen Stande der Forschung vorzüglich zur Darstellung bringende „Handbuch der Landeskunde von Siebenbürgen" (Hermannstadt 1857), eine vollständige „Culturgeographie" des Landes, wie sie seither nicht wieder versucht worden ist. Bereits erblindet veröffentlichte B. 1881 sein „Reisehandbuch für Siebenbürgen" (die 2. Auflage 1885 unter dem Titel „Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende"), welches für seine genaue Kenntniß des Landes und für die Treue der Erinnerung, mit der er alles Gesehene festgehalten, ein beredtes Zeugniß ablegt.

Auch die Sammelthätigkeit und den nach allen Ländern betriebenen Tauschverkehr (namentlich mit Conchylien) hat B., von seinen zahlreichen Bekannten und Freunden (Fachmännern und Dilettanten) unterstützt, bis an sein Lebensende fortgesetzt und auf diese Weise die Bekanntmachung der siebenbürgischen Fauna in weiteren Kreisen wesentlich gefördert. Im ganzen genommen dürfte inbezug auf vielseitige Erkundung und Darstellung der Naturverhältnisse Siebenbürgens B. kaum seinesgleichen finden.

J. Capesius, Ed. Albert Bielz (Verh. u. Mitth. d. siebenb. Ver. f. Naturw. XLVIII. Bd., 1899, S. 1—24). J. Capesius.

Biermann: Karl Eduard B., Landschaftsmaler, wurde am 26. Juli 1803 in Berlin geboren. Seine künstlerische Erziehung erhielt er auf der Akademie seiner Vaterstadt. Ursprünglich, wie der ihm nahe verwandte W. Schirmer, als Porzellanmaler thätig, ließ er sich durch den Hoftheatermaler Gerst bestimmen zur Decorationsmalerei überzugehen. Seitdem blieb die decorative Richtung für seine Kunst bestimmend und machte sich auch in seinen Landschaften, mit denen er seit dem Jahre 1828 auf den akademischen Ausstellungen in Berlin auftrat, kräftig geltend. Zunächst brachte er Ansichten vom Rhein, die „Burgruine Stolzenfels“, „Bingen“ und „Bacharach“ (1828—1830). Dann lernte er die Schweiz kennen und erntete als Maler der Alpenwelt seine ersten Erfolge. Drei dieser Bilder gingen in den Besitz der Berliner Nationalgalerie über: „Das Wetterhorn in der Schweiz“ (1830), „Der Finstermünz-Paß in Tirol“ und „Burgeis in Tirol“ (1832). Sie zeichnen sich durch ungemein treue Wiedergabe des Terrains aus, sind vorzüglich gezeichnet und verrathen eine Vorliebe für eine ernste, beinahe melancholische Farbenstimmung, die durch scharfe Licht- und Schattenbetonung erreicht wird. Eine Studienreise nach Italien begeisterte ihn, die Reize dieses Landes in zum Theil in großem Maßstabe ausgeführten Bildern festzuhalten, in denen es ihm vor allem auf die Beleuchtungseffecte und auf stimmungsvolle Farbengebung bei strenger Beobachtung einer correcten Zeichnung namentlich in den Architekturpartieen ankam. Ein Theil seiner damals entstandenen Gemälde wurde durch Reproductionen vervielfältigt, z. B. der „Dom zu Mailand“ durch eine Radirung von J. Hasse, die „Tasso-Eiche mit Aussicht auf Rom“ durch eine Lithographie von A. Haun und das „Kloster S. Miniato bei Florenz“ durch eine Radirung von H. Fincke und H. Dröhmer. Eine weitere Frucht seiner italienischen Studien bildet die effectvolle Ansicht von Syrakus, mit der er im J. 1868 den griechischen Saal im Neuen Museum zu Berlin ausschmückte. Durch Eduard Hildebrandt auf die Vorzüge des Aquarells für Landschaftsaufnahmen aufmerksam geworden, verlegte sich B. später mit besonderer Liebe auf diesen Zweig der malerischen Technik. Im J. 1852 unternahm er eine Reise nach Dalmatien, in der Absicht, dieses damals noch wenig bekannte Land für die Kunst zu erschließen. Nach seiner Rückkehr von dort trat er mit 16 mit großer Virtuosität ausgeführten Aquarellen hervor, die ihm den Ruf eintrugen, ein bedeutender Maler auf diesem Gebiete zu sein. Neben seiner privaten Thätigkeit wirkte B. Jahrzehnte lang als Lehrer für landschaftliches Zeichnen und Aquarelliren an der Berliner Bauakademie und wurde als solcher schon im J. 1844 durch Verleihung des Professortitels ausgezeichnet. Auch wurde er zum Mitglied der königl. preußischen Akademie ernannt und bekleidete die Stellung eines Ehrenpräsidenten der „Universal Society for the Encouragement of Arts and Industry“ in London. Sein Privatatelier in Berlin gehörte eine Zeit lang zu den besuchtesten der preußischen Hauptstadt. Als er das Alter herannahen sah, entsagte er dem künstlerischen Schaffen. Er starb als ältestes Mitglied der Berliner Künstlerschaft kurz vor Vollendung seines 89. Lebensjahres am 15. Juni 1892 in Berlin. Nach seinem Tode brachte die Verwaltung der Nationalgalerie daselbst seinen künstlerischen Nachlaß zur Ausstellung.

Vgl. A. Rosenberg, Die Berliner Malerschule. 1819—1879. Berlin 1879. S. 92, 332—333; — Derselbe, Geschicht d. modernen Kunst II, 488. Leipzig 1887. — M. Jordan, Katalog d. kgl. National-Galerie zu Berlin I, 14 u. II, 16. 5. Aufl. Berlin 1880. — Kgl. National-Galerie.

Ausstellung d. künstlerischen Nachlasses von Paul Graeb und Karl Eduard Biermann. Berlin 1893, S. 11—16. — Kunstchronik. Leipzig 1892, 93. N. F. III, 508; IV, 330. — Kunst f. Alle VIII, 237. (Absprechende Kritik.)
H. A. Lier.

Biermer: Anton B., Arzt und Kliniker in Breslau, stammte aus Bamberg, woselbst er am 18. October 1827 geboren war. Seine medicinische Ausbildung erhielt er, damals noch als Schüler von Virchow, in Würzburg. Hier erlangte er auch am 12. Februar 1851 die Doctorwürde. Er wandte sich dann ausschließlich der inneren Medicin zu, habilitirte sich für dieses Fach 1855 in Würzburg und folgte 1861 einem Ruf als ordentlicher Professor der medicinischen Klinik nach Bern. Diese Stellung vertauschte er mit der gleichen in Zürich 1867, um endlich im Herbst 1874 in gleicher Eigenschaft nach Breslau überzusiedeln, wo er durch Kränklichkeit gezwungen wurde, sich kurze Zeit vor seinem Ableben emeritiren zu lassen. B. starb am 24. Juni 1892 in einer Heilanstalt zu Schöneberg bei Berlin, wohin er sich zur Cur begeben hatte. Unter den Klinikern der Neuzeit nimmt B. eine ansehnliche Stellung ein. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er hauptsächlich durch seine sehr verdienstvolle, zusammenfassende Abhandlung über die Lehre vom Auswurf (1855), dann durch seine Bearbeitung der Lehre von den „Krankheiten der Bronchien und des Lungenparenchyms“ (für das große von Canstatt-Virchow herausgegebene „Lehrbuch der speciellen Pathologie“). Erwähnenswerth ist, daß B. der Vater einer interessanten, noch heute üblichen Demonstrationsmethode zur Darstellung der Flimmerbewegung ist. In seiner Erstlingsschrift „Ueber die Richtung und Wirkung der Flimmerbewegung auf der Respirationsschleimhaut des Menschen, Kaninchens und Hundes“ zeigte er, daß man die betreffende Bewegung wahrnehmen könne, wenn man nach Eröffnung der Luftröhre Kohlenpulver auf die Schleimhaut streue. Nicht unerheblich ist auch die Entdeckung des nach B. sogenannten Schallwechsels, einer für die Diagnose von Lungenaffectionen, namentlich Höhlenbildungen ganz werthvollen, durch die Percussion zu vermittelnden physikalischen Erscheinung. Kleinere Arbeiten Biermer's betreffen noch Mittheilungen über gewisse Bluterkrankungen, die sog. Leukämie, perniciöse Anämie, ferner über Cholera, Unterleibstyphus u. a. m.

Biogr. Lex. hsg. von A. Hirsch u. Gurlt, I, 452. Pagel.

Biese: Franz B. wurde zu Friedland in Mecklenburg als Sohn eines Organisten am 11. Mai 1803 geboren, studirte in Berlin und Halle Philologie und Philosophie und wurde 1829 an das Joachimsthal'sche Gymnasium berufen, das unter der Leitung Meineke's stand. Die sieben Jahre, welche B. an der Anstalt wirkte, in engem Verkehr mit Collegen wie Ilgen, Passow, Seebeck, Classen, Mützell, inmitten reicher wissenschaftlicher Arbeit, wie sie eben nur durch eine große Bibliothek und durch den anregenden Verkehr mit gleichstrebenden Gelehrten ermöglicht wird, waren in jeder Hinsicht überaus fruchtreich. Als Adjunctus und ordentlicher Lehrer veröffentlichte er 1835 den ersten Band der „Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange und besonderer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauchs, aus dessen Schriften entwickelt“. Das Werk wirkte bahnbrechend für Philologen und Philosophen, machte aber auch den Vertretern der anderen Wissenschaften die Schätze zugänglich, welche in den Werken des größten und vielseitigsten antiken Denkers ruhen. Der König Friedrich Wilhelm III. ernannte den jungen Gelehrten zum Professor, und die Schulbehörde berief ihn zu einem überaus interessanten Wirkungskreis. In Putbus auf Rügen wurde auf Anregung des Fürsten Malte, des genialen Schöpfers des Ortes und der reichen Grafschaft, ein Pädagogium errichtet. Auf daß er die innere Einrichtung der Schule und des Alumnates

leite, ward B. schon ein halbes Jahr vor Eröffnung des Pädagogiums nach Putbus gesandt, im April 1836. Zum Director ward Prof. Dr. Hasenbalg in Stralsund ernannt. Am 7. October begann B. als erster Oberlehrer seine öffentliche Lehrthätigkeit. Anfangs nahm naturgemäß die junge Anstalt seine Thätigkeit ganz in Anspruch; erst als er sie immer frischer emporblühen sah, vermochte er seine früheren Studien wieder aufzunehmen. 1842 erschien der zweite Band der „Philosophie des Aristoteles"; hatte der erste die Logik und Metaphysik behandelt, so schloß dieser mit Erörterung der besonderen Wissenschaften das ganze System ab. Das bedeutsame Werk fand nicht nur seitens der philosophischen Kritik (z. B. Kopp's in den Münch. Gel. Bl. und Ad. Stahr's in den Halleschen Jahrbüchern), sondern auch seitens der Naturforscher die lebendigste Anerkennung. Alexander v. Humboldt, der auch wiederholt im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Putbus weilte und daher in nähere persönliche Beziehungen zu B. trat, übersandte ihm seinen „Kosmos" in Prachtband mit herzlichster und ehrendster Widmung; die Universität Greifswald ernannte ihn 1859 zum Dr. phil. honoris causa.

Nach Abschluß seines Hauptwerkes stellte B. seine wissenschaftliche Arbeit ganz in den Dienst der Schule. 1845 gab er eine „Philosophische Propädeutik", 1846 und 48 ein zweibändiges „Handbuch der Geschichte der deutschen Nationallitteratur" für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten heraus, Werke, die für viele Lehrende und Lernende nützliche und anregende Wegweiser geworden sind. Vor allem aber wirkte B. durch seinen Unterricht selbst, den er besonders im Griechischen und Deutschen der Prima mit ungewöhnlichem Erfolge ertheilte. In den 42 Jahren, die er an dem Pädagogium wirkte, erntete er den reichsten Lohn, den ein Lehrer gewinnen kann, die hingebendste Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler. Väter und Großväter, die zu seinen Füßen einst gesessen hatten, brachten ihm ihre Söhne und Enkel und versicherten ihrem alten Lehrer, mit welcher Andacht sie noch zurückdächten an die weihevollen Stunden, die sie bei ihm erhalten. Denn die große Wirkung auf seine Schüler erklärte sich — wie im Nekrolog gesagt ward — daraus, daß er nicht nur ein kluger und gelehrter Mann war, sondern daß alles, was er lehrte, ihn selbst begeisterte und veredelte; durch das, was er war, zeugte er für den Werth der höheren Bildung.

In Putbus fand somit B. alle Bedingungen eines harmonischen Daseins, nicht nur in der reinen, stählenden Luft, die seiner an sich nur zarten Constitution so heilsam war, und in der schönen landschaftlichen Umgebung, nicht nur in einem reichgesegneten Wirkungskreise, sondern auch in einem überaus glücklichen Familienleben. Einer alten pommerschen Patricierfamilie (Schwing) entnahm er die treue Lebensgefährtin, und sechs Kinder (3 Töchter und 3 Söhne, die auch Philologen wurden) sah er heranblühen.

Er sah Schulräthe, Directoren, Lehrer und Schüler wechseln; er selbst aber vermochte es, trotz wiederholter lockender Anerbietungen, nicht über sich, das ihm so liebe Putbus zu verlassen. Immer gleich frisch und belebt blieb er in seinem geistigen Wesen durch alle die Jahrzehnte hindurch; es war, als ob ihn die Berührung mit der Jugend auch jung erhielte. Da das Zusammenleben in einem Alumnat so viel, viel enger ist als auf den offenen Gymnasien, so spinnen sich die Fäden zwischen Lehrer und Schüler und zwischen den Schülern selbst auch viel fester; hinzukommt, daß das Putbusser Pädagogium aus den besten Adels- und Bürgerfamilien Rügens und Pommerns seine Schülerzahl erhielt und erhält, dadurch schon auch für später ein Zusammenhalten gesicherter wird; sind doch immer in Berlin z. B., in den höheren Beamten- und Officiersstellen zahlreiche Putbusser, die durch monatliche Zusammenkünfte die alten Erinnerungen und Beziehungen stets frisch erhalten und bis zuletzt es sich nicht ver-

sagten, vom „Putbusser Abend“ dem greisen Lehrer den Gruß der Verehrung und Liebe zu entbieten. So ward sein Abschied von der Schule (Herbst 1878) zu einem wahren Festtage, da eine große Zahl früherer Schüler aller Altersstufen herbeieilte, ihre Pietät ihm in jeder erdenklichen Form zu beweisen.

Und als er auch das 50jährige Jubiläum der Anstalt (Oct. 1886) erlebte, wurden ihm neue Beweise rührender Anhänglichkeit zu Theil. Wie er da beim Festmahl das Wort ergriff, da drängte sich in weitem Kreise alles um ihn, und viele würdige Herren in weißem Haar lauschten wieder seinen Worten über die unablässige Arbeit an der eigenen Vollendung, wie sie es vordem vor dem Katheder der Prima gethan. Der Anblick wirkte auf einen anwesenden Bildhauer so ergreifend, daß er die geistbelebten Züge des Greises in einem Reliefbilde fixirte, das neben der Büste des fürstlichen Stifters und einem gleichen Reliefbilde des Directors Hasenbalg eine der werthvollsten Zierden der Aula des Pädagogiums geworden ist. In voller Rüstigkeit feierte B. nicht nur seinen 80., sondern auch seinen 90. Geburtstag; zu jenem widmete ihm sein jüngster Sohn „Die Entwickelung des Naturgefühls“, zu diesem „Die Philosophie des Metaphorischen“. — Trübte sich auch das Augenlicht in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, so blieb sein Geist doch unermüdlich rege und erschlossen für alle Fragen der Wissenschaft und der Politik, aber nicht minder auch heiter, ruhig und fest, wenn auch ihm mancher schwere Verlust (der Gattin, des ältesten Sohnes, des Schwiegersohnes u. s. w.) nicht erspart blieb; in Kindeskindern und Urenkeln sah er sein Geschlecht sich erneuen, und mit großer Ruhe ging er der Zeit „der geistigen Verklärung unseres irdischen Daseins“ entgegen. Am 19. April 1895 entschlief er, wenige Wochen vor seinem 92. Geburtstage, an den Folgen einer Lungenentzündung.

A. B.

Billroth: Theodor B. war gegen Ende des 19. Jahrhunderts der bedeutendste deutsche Chirurg. Er hat seinen äußeren Lebensgang selbst geschildert:

„Christian Albert Theodor B. wurde am 26. April 1829 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater evangelischer Pfarrer war. Die nicht sehr verbreitete Familie Billroth stammt aus Schweden. Die Mutter Billroth's (geborene Nagel) war aus Berlin. Ihre Mutter aus Pommern (eine geborene v. Willich); ihre Mutter (die Urgroßmutter von B.) war eine Französin (geborene v. Beaulieu). B. war der älteste von fünf Knaben. Sein Vater starb bald nach der Geburt der jüngsten Knaben (Zwillinge). Die Erziehung der Kinder wurde allein von der vortrefflichen Mutter, welche als Wittwe in Greifswald lebte, geleitet; sie starb nach langem Leiden 1851 an Phthisis. B. überlebte seine vier Brüder, von welchen drei an Phthisis, einer an Tabes starb. B. genoß seine erste wissenschaftliche Ausbildung auf dem Gymnasium zu Greifswald, von welchem er im J. 1848 mit dem Zeugniß der Reife abging und sich als Student der medicinischen Facultät Greifswald immatriculiren ließ. Unter seinen Commilitonen auf dem Gymnasium befanden sich Max Schultze (später Professor der Anatomie in Bonn, †), Bernhard Schultze (später Professor der Geburtshülfe in Jena) und Hugo Ziemssen (später Professor der medicinischen Klinik in Erlangen und München). B. zeigte auf dem Gymnasium wenig Interesse für die Schulwissenschaften, wenig Talent für Sprachen, gar keines für Mathematik. Geschichte, zumal Litteraturgeschichte, und die alten Dichter vermochten allein ihn zu fesseln; doch leistete er auch darin wegen Mangel an Ausdauer nichts Besseres. Er war ein Gymnasialschüler unter Mittelmäßigkeit. Vor allem zog ihn eine große Liebe zur Musik von den Schularbeiten ab. Eltern und Großeltern beiderseits waren hervorragend musi-

kalisch. B. wurde nur durch das energische Widerstreben und die ernste Erziehung seiner vernünftigen Mutter abgehalten, sich ausschließlich der Musik zu widmen, wofür er ihr später ganz besonders dankbar war. Die Idee, sich dem medicinischen Studium zuzuwenden, wurde theils durch den Einfluß seines Onkels, des mit Recht in seinem Kreise hochgeschätzten Professors der Arzneimittellehre Philipp Seifert in Greifswald, und des seiner Familie nahe befreundeten Professors der Chirurgie Baum in ihm angeregt, theils dadurch, daß seine Privatlehrer, deren er zur Nachhülfe auf dem Gymnasium dringend bedurfte, zufällig immer Mediciner waren.

Ostern 1849 folgte Professor Baum einem Rufe nach Göttingen, und B., der sich im ersten Semester in Greifswald nur mit Musik beschäftigt hatte, folgte ihm, um nun ernsthaft seine medicinischen Studien zu beginnen. Die Göttinger medicinische Facultät war aus hervorragenden Gelehrten zusammengesetzt: Wöhler (Chemie), Wilh. Weber (Physik), Konrad Martin Langenbeck (Anatomie), Rudolf Wagner (Physiologie); dessen Schüler: Frey, Bergmann, Leuckart; auch docirten Frerichs, Lotze (allgem. Pathologie und Psychologie), Fuchs (interne Klinik), Baum (chirurg. Klinik) und Ruete (Ophthalmologie). Diese Männer übten einen gewaltigen Einfluß auf die damals sehr zahlreichen Schüler der medicinischen Facultät der Georgia Augusta aus, es herrschte ein tüchtiger Geist unter den Studenten. B. warf sich unter Leitung dieser Männer mit Eifer und Energie auf das Studium der Naturwissenschaften und der Medicin. Zwei Männer entschieden schon hier über die Richtung seiner späteren Laufbahn und seines späteren Wirkens: Rudolf Wagner und Wilhelm Baum; bei ersterem lernte er die Vorgänge in der Natur sinnig betrachten, und zumal auch mit dem Mikroscop erfolgreich arbeiten; bei letzterem sah er stets die wissenschaftliche und praktische Richtung der Chirurgie im schönsten Verein, und wurde von dem vielseitigen und zugleich gründlichen Wissen Baum's mächtig angezogen. Zugleich pflegte B. in Göttingen auch die Musik eifrig, und fand in dem Hause des dortigen Musikdirectors Arnold Wehner die liebevollste Aufnahme. Theils durch diese künstlerischen Beziehungen, theils durch gleichartige wissenschaftliche Bestrebungen entwickelte sich ein intimes Freundschaftsverhältniß zwischen B. und dem ebenfalls sehr musikalischen Georg Meißner (später Professor der Physiologie in Basel, Freiburg, Göttingen). Beide Freunde arbeiteten privatissime bei R. Wagner, und Beide wurden von ihrem Lehrer aufgefordert, ihn im Herbst 1851 auf einer wissenschaftlichen Reise nach Triest zu begleiten, um dort an einer damaligen histologischen Tagesfrage mitzuarbeiten, nämlich über die Enden und die Anfänge der Nerven, zu welchen der in Triest seitdem nicht vorkommende Zitterrochen willkommenes Material darbot. Auf dieser Reise besuchte Wagner mit seinen Schülern die Universitäten Gießen, Marburg, Heidelberg, Wien. B. lernte dabei die Professoren dieser Universitäten kennen und empfand die ersten mächtigen Eindrücke von den Alpen, Oberitalien und dem mittelländischen Meere.

Von Wien kehrte B. nach Berlin zurück, wo er sich im Herbst 1851 immatriculiren ließ. Durch den in diesem Jahre erlittenen Verlust seiner Mutter, die nur ein äußerst bescheidenes Vermögen hinterlassen hatte, gerieth B. in Gefahr, seine Studien aufgeben zu müssen; durch die Unterstützung seiner Großmutter ward es ihm indeß nicht nur möglich, dieselben zu Ende zu führen, sondern nach ihrer Vollendung auch noch eine wissenschaftliche Reise zu machen.

In Berlin wurde B. vorzüglich durch B. v. Langenbeck, Schönlein, Romberg und Traube gefesselt; letzterer führte ihn in das Gebiet der experimentellen Pathologie ein und gab ihm die Anregung zu seiner Inauguraldissertation:

„De natura et causa pulmonum affectionis, quae nervo utroque vago dissecto exoritur“. B. wurde am 30. September 1852 in Berlin promovirt. Im folgenden Winter absolvirte er seine Militärpflicht und sein Staatsexamen und besuchte zugleich eifrig die Privatklinik Albrecht v. Graefe's, der, eben von seinen Reisen zurückgekehrt, vor einem ganz kleinen Kreise von Zuhörern seine glänzende Laufbahn unter allerlei Schwierigkeiten begann. v. Graefe erinnerte sich später in seiner liebenswürdigen Weise gern seiner ersten Schüler, und beide Männer waren in der Folge freundschaftlichst verbunden.

Nach Beendigung des Staatsexamens zu Ostern 1853 reiste B. nach Wien, wo er mit besonderem Eifer den Cursen von Hebra und Heschl, sowie der Klinik Oppolzer's folgte. Von Wien begab sich B. zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Paris und traf dort mit seinem Lehrer Baum und seinem Freunde G. Meißner (zufällig auch mit v. Pitha und Simon) zusammen. Im Herbst 1853 kehrte B. nach Berlin zurück, um sich als praktischer Arzt dort niederzulassen. Ein Zufall führte ihn (er hatte in zwei Monaten noch keinen einzigen Patienten) zu einem Freunde und Landsmann Dr. C. Fock, welcher kurz zuvor Assistent bei B. v. Langenbeck geworden war. Fock forderte B. auf, sich um eine soeben vacant gewordene Assistentenstelle an der Langenbeck'schen Klinik zu bewerben. B. hatte das Glück, diese Stelle zu bekommen und trat bald darauf in dieselbe ein; damit war sein höchster Wunsch erfüllt; es wurde ihm die Gelegenheit, sich speciell mit Chirurgie zu beschäftigen. Nicht nur das Bestreben, sich die Zufriedenheit seines Lehrers und Chefs zu erwerben, sondern zumal das Wissen und die Kunst seines großen Meisters spornten seine Begeisterung für die Chirurgie und den Ehrgeiz, bald selbständig etwas auf diesem Gebiete zu leisten, aufs höchste an. B. hatte das Glück, mit H. Meckel von Hemsbach, v. Bärensprung, v. Graefe und Wilms in nahe Verbindung zu treten, im Hause Langenbeck's und Johannes Müller's, mit dessen Sohn Max Müller er befreundet war, zu verkehren, und das Wohlwollen dieser Männer sich zu gewinnen. Sehr bald erkannte er, daß es vieler Jahre der Beobachtung und des Studiums selbst in einer so reichhaltigen Klinik wie die Berliner bedürfe, um auf dem Gebiet der praktischen Chirurgie selbständig zu werden, und so wandte er sich zunächst mit besonderem Eifer der pathologischen Histologie zu, welche zu jener Zeit eben in der Entwicklung war. Die Untersuchung der vielen von Langenbeck exstirpirten Geschwülste führte ihn vorerst auf dieses Gebiet, von da auf die allgemeine Histiogenese und Entwicklungsgeschichte und wieder zurück auf die Geschwulstlehre.

Im J. 1856 habilitirte sich B. als Privatdocent für Chirurgie und pathologische Anatomie und hielt im Sommersemester 1856 seine ersten Vorlesungen über pathologische Anatomie, praktische Curse über pathologische Histologie, dann später Vorlesungen über allgemeine und specielle Chirurgie, endlich chirurgische Operationscurse. Im Herbst 1856 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland, England und Schottland. Verschiedene Bewerbungen um Spitalstellen mißglückten in den folgenden Jahren. 1858 erhielt B. einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Greifswald. Doch so sehr er der pathologischen Anatomie und Histologie zugethan war, konnte er sich doch nicht entschließen, seine Carrière als Chirurg aufzugeben, zumal da seine Operationscurse einen außergewöhnlichen Erfolg hatten, und sein gütiger Lehrer Langenbeck ihn auch dann noch in seiner Assistentenstellung beließ, als er sich 1858 mit Christel Michaelis, Tochter des verstorbenen Hofmedicus Michaelis verheirathete; es wurde ihm ausnahmsweise die Erlaubniß ertheilt, außerhalb der Klinik zu wohnen.

Dem väterlichen Wohlwollen und dem Vertrauen, durch welches Langenbeck

B. auszeichnete, und welches er besonders auch dadurch kund gab, daß er ihn so außergewöhnlich lange an seiner Klinik behielt, verdankte B. 1859 einen Ruf als Professor der chirurgischen Klinik nach Zürich, wo er am 1. April 1860 gleich als Professor ordinarius sein neues Amt antrat. Hier kam B. in eine Facultät, welche durch ihre frische und wirkungsvolle Thätigkeit ausgezeichnet war; er arbeitete und lehrte hier 7½ Jahre zusammen mit Griesinger, Biermer, Moleschott, A. Fick, Frey, H. Meyer, Horner, Breslau, Rindfleisch, Eberth und empfing von diesen wie von anderen ausgezeichneten Männern der Universität und des Polytechnikums (Vischer, Lübke, Semper, Gottfried Keller, Osenbrüggen u. A.) mächtige Anregungen nach den verschiedensten wissenschaftlichen Richtungen. B. trat auch mit den hervorragenden Collegen der medicinischen Facultäten der anderen schweizerischen Universitäten (Lücke, Munk, Klebs, Schiff, Aeby, Door in Bern, His und Stein in Basel) bald in nähere Verbindung. In seinem Hause empfing er zumal auch die deutschen Gäste mit offenen Armen und wurde bald näher befreundet mit O. Weber (Heidelberg), R. Volkmann (Halle), Esmarch (Kiel), Simon (Darmstadt, Rostock) u. A.

Nachdem B. 1862 einen Ruf nach Rostock, dann 1864 nach Heidelberg ausgeschlagen hatte, folgte er im Herbst 1867 einer Berufung nach Wien, wo er am 20. August 1867 sein Amt antrat. Diese Berufung war in Wien unter mannichfachen Schwierigkeiten zu Stande gekommen, und B. hatte in den ersten Jahren seiner Thätigkeit manche Hindernisse zu überwinden. Nach dem Abgange Jüngken's wurde B. von der medicinischen Facultät in Berlin primo loco für die Professur der chirurgischen Klinik in der Charité vorgeschlagen; später (1872) erhielt er einen Ruf an die neu gegründete deutsche Universität in Straßburg. Im J. 1870 war B. in den Lazaretten von Weißenburg und Mannheim thätig.

Nach dem Rücktritt Langenbeck's erging noch einmal ein Ruf an ihn nach Berlin unter glänzendsten Bedingungen. Es war ihm jedoch sein Wirkungskreis in Wien, sowie auch das sociale und künstlerische Leben (er war mit Johannes Brahms und Eduard Hanslick besonders befreundet) in der schönen Kaiserstadt zu lieb geworden, als daß er sich hätte entschließen können, Wien zu verlassen. Wenn ihm die Liebe seiner Schüler und das Wohlwollen seiner Freunde bis an sein Ende treu bleiben, dann darf man wol sagen: er war ein glücklicher Mann!

Der Mensch ist ein Theil der gesammten Natur; seine Entwicklung erfolgt nicht sprungweise, sondern langsam aus Vergangenem und Gegenwärtigem. Die Wirkung des Einzelnen auf die Gesellschaft hängt von seinen Ahnen, sowie von den Verhältnissen ab, in welche er hineingeboren, und in welchen er aufgewachsen ist. Diese bilden den Charakter aus, und aus ihm entwickeln sich die Thaten des Mannes.

„Und was man ist, das blieb man Andern schuldig."
(Goethe's Tasso.)

(Wien, im Juni 1880.)"

B. gehörte zu der Generation junger Aerzte, welche zuerst in der modernen deutschen Chirurgie herangebildet waren. Das Eigenthümliche seines Entwicklungsganges lag darin, daß er als Assistent B. Langenbeck's sich nicht sogleich in die klinische Richtung der Chirurgie vertiefte, obschon das reiche Material der Klinik sehr dazu verlockte, sondern zunächst sich mit großem Eifer auf Histologie und pathologische Anatomie warf. Er wurde ein vollendeter Mikroscopiker und mit allen Untersuchungsmethoden aufs innigste vertraut. Dadurch gewann er einen großen Vorsprung vor seinen gleichalterigen Collegen, und man bot ihm als chirurgischen Assistenten sogar die Professur der pathologischen Anatomie

in Greifswald an; jedoch vergeblich. Hinzu kamen ein ausgesprochenes Lehrtalent, infolge dessen er mit seinen Vorlesungen und Operationscursen als Privatdocent in Berlin sehr beliebt wurde; außerdem ein Riesenfleiß. Als er mit 30 Jahren den Ruf als Professor der chirurgischen Klinik in Zürich annahm, hatte er bereits 40 Arbeiten veröffentlicht. Damit fiel die Gründung des Archivs für klinische Chirurgie von B. Langenbeck, redigirt von ihm und Gurlt, zusammen. Mit B. zog die moderne Chirurgie in Zürich ein, und aus dem halben Dutzend von Zuhörern, an welchem im ersten Semester seine Vorlesung über Chirurgie scheiterte, wurden bereits im nächsten Winter 20 Prakticanten. Von 7—8 Uhr war Operationscurs, von 8—9 Vorlesung über allgemeine Chirurgie, um 9 Hospitalvisite, von ½11 bis 12 Klinik, worauf fast regelmäßig bis 1 oder 2 operirt wurde. Bereits um 3 Uhr saß B. wieder am Mikroscop im Hospital, im Experimentirzimmer oder auf der Anatomie; dann begann die litterarische Arbeit. Außer mehreren rein histologischen Arbeiten wurden zunächst seine „Beobachtungsstudien über Wundfieber und accidentelle Wundkrankheiten" (1861, 1864) von größester Bedeutung, indem dieselben, mit Einführung des Thermometers als Untersuchungsmittel in die Chirurgie, eine Umwälzung der Anschauungen über Ursachen und Wesen jener Krankheiten bewirkten. Zwischendurch erschien „Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie" (1863) in Form von Vorlesungen; ein Werk, welches voll neuer Ideen überaus fesselnd und fließend geschrieben, epochemachend und in zehn fremde Sprachen übersetzt wurde. Dann vereinigte sich B. mit Pitha in Wien zur Herausgabe des großen, von verschiedenen Chirurgen bearbeiteten „Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie", dessen erste Lieferungen 1863 erschienen, und welches dann in zweiter Auflage als „Deutsche Chirurgie" unter der Redaction von B. und Lücke fortgeführt wurde. Berufungen nach Rostock und Heidelberg lehnte er in jener Zeit ab; letztere deshalb, weil die von ihm verlangte Reorganisation der praktisch-medicinischen Anstalten nicht bewilligt wurde. In seinen Mußestunden trieb er Musik, componirte Trios und Quartette, lernte Bratsche spielen und hatte allwöchentlich bei sich ein Streichquartett; auch schrieb er Musikreferate für die Neue Züricher Zeitung. Im J. 1866 starb ihm sein einziger Knabe, und eine Berufung nach Leipzig zerschlug sich. Die Zeit in Zürich, wo er hauptsächlich mit dem Professor der Kunstgeschichte Lübke und dem pathologischen Anatomen Rindfleisch befreundet wurde, blieb ihm die Idylle seines Lebens; allein er konnte seinen Wirkungskreis nicht vergrößern und sehnte sich schließlich fort.

Da gelangte nach dem Tode von Schuh an ihn die Berufung nach Wien. Das Professorencollegium hatte sich dahin geeinigt, „jenen Professor der Chirurgie zu wählen, von welchem die größeste Förderung der Wissenschaft zu erwarten steht, der nicht nur in der praktischen Chirurgie, sondern auch in physiologischen und pathologisch-anatomischen Forschungen einen großen Ruf genießt, der als Lehrer, Operateur und Schriftsteller durch besondere Genialität sich schon ausgezeichnet hat, der noch in voller Manneskraft steht und erwarten läßt, die modernste Richtung der Chirurgie in ihren Beziehungen zur Physiologie und pathologischen Anatomie glänzend zu vertreten und geeignet ist, eine chirurgische Schule zu gründen". Am 11. October 1867 hielt B., damals 38 Jahre alt, seine erste Vorlesung in Wien: „Einleitung in die allgemeine Chirurgie". Der Anfang war schwer: B. war ein Preuße, ein Protestant und im ersten Semester unglücklich bei Operationen; auch mußte er, um 300 junge Leute unterrichten zu können, mehr Betten haben, welche andere Chirurgen des Allgemeinen Krankenhauses nur widerwillig abgaben. Allein die Jugend hielt zu ihm; stand er doch selbst mehr im Alter der Docenten, während

alle Professoren in der Facultät alt waren. Die Musik führte ihm zwei Freunde für das ganze Leben zu: Johannes Brahms und Eduard Hanslick. Kaum warm geworden in Wien, schlug die Berliner Facultät ihn für die Professur an der Charité vor, welche jedoch vom Minister ohne weiteres gestrichen wurde (1869). In demselben Jahre erschien sein „Bericht über die chirurgische Klinik in Zürich von 1860 bis 1867", und im nächsten Jahre ein solcher über die in Wien. In diesen trockenen Zahlen liegt Billroth's größestes Verdienst: er war der erste Chirurg, welcher die volle Wahrheit sagte und zum ersten Male alle Mißerfolge ungeschminkt veröffentlichte! Welch ein Mannesmuth gehörte dazu! Jetzt war der drückende Alp von dem Gewissen der Chirurgen hinweggenommen; ein Hospitalbericht nach seinem Muster jagte in Deutschland den anderen; allein es war von nun an kein Verdienst mehr, ehrlich zu sein. Daß Billroth's hochgehaltene Fahne der absoluten Wahrheit für den Aufschwung der Wissenschaft und den sittlichen Ernst der Chirurgen von unberechenbaren Folgen gewesen ist, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Während des deutsch-französischen Krieges war er als Delegirter des österreichisch-patriotischen Hülfsvereins von Wien in den Kriegslazarethen von Weißenburg und Mannheim thätig, von wo er „chirurgische Briefe" veröffentlichte. Dann lehnte er einen Ruf nach Straßburg ab. Inzwischen war Lister's große Entdeckung der antiseptischen Wundbehandlung bekannt geworden, und Billroth's Theorie über das Wundfieber von Stricker aufs heftigste angegriffen. Da er in Lister's Wundbehandlung eine auf sicherer naturwissenschaftlicher Basis fußende Theorie vermißte, stürzte er sich in Untersuchungen über Fäulniß und Vibrionen, wobei er Monate lang 16 bis 18 Stunden des Tages hindurch arbeitete und oft noch spät Nachts am Mikroscope saß, sodaß er, wie er mir schrieb, fürchtete, „sein maltraitirtes Gehirn mache einmal Strike". Dieses titanenhafte Werk über „Coccobacteria septica" (1874), welches von seinem genialen Forschergeist Zeugniß ablegt, hatte ihm nur Enttäuschungen eingebracht, sodaß er sich nicht dazu verstehen konnte, Lister's Wundbehandlung blindlings anzunehmen, während andere deutsche Chirurgen dieselbe frischweg adoptirten und die ersten Früchte davon trugen. Jenes Werk war kaum vollendet, als B. eine neue Arbeit „Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation" begann und 1876 vollendete. Keiner der damaligen Chirurgen wäre wol im Stande gewesen, Arbeiten wie diese beiden zu Stande zu bringen. Letztere, voll herber Wahrheiten über österreichische Verhältnisse, erregte durch die Freiheit der Sprache großes Mißfallen; B. wurde im Abgeordnetenhause als unpatriotisch angegriffen, und politische Blätter, welche einzelne Anmerkungen aus dem Zusammenhang herausrissen, verschrieen ihn als Antisemiten. Als er seinen „Generalbericht über eine 16jährige Thätigkeit in Zürich und Wien" herausgab (1879), ein Werk, welches statistisch seines Gleichen nicht hatte und nach seiner Ansicht das Beste war, was er gemacht hatte, wurde ihm vorgeworfen, daß er der antiseptischen Wundbehandlung feindlich gegenüberstehe und veraltete Anschauungen verträte. Insofern richtig, als die Arbeit zum größesten Theil der vorantiseptischen Zeit angehörte und die neuen Principien nicht genügend zur Geltung gebracht wurden. Allein B. war ein Feind des Uebertreibens; daß er jedoch die großen praktischen Fortschritte der Antiseptik anerkannte, bewies er schon vom nächsten Jahre an durch seine Erweiterungen der operativen Chirurgie. Jene Arbeit sollte, abgesehen von einer Ueberarbeitung seiner Krankheiten der Brustdrüse, unwiderruflich die letzte sein: er glaubte mit seiner wissenschaftlichen Production zu Ende zu sein, da er den Detailarbeiten nicht mehr gerecht werden könne. Infolge dessen überließ er die Herausgabe einer neuen Auflage seiner „Allgemeinen Chirurgie" einem seiner

Schüler. Er wandte sich nun humanitären Aufgaben zu und begründete zunächst den Rudolphiner Verein zur Erbauung eines Krankenhauses behufs Ausbildung von Pflegerinnen. Dieses sein Lieblingswerk, welches auf freiwillige Beiträge gegründet war, und zu dessen Bestem er die „Krankenpflege im Hause und Hospitale“ schrieb (1881), brachte er unter vielen Sorgen fast zur Vollendung. Noch einmal lehnte er nach dem Rücktritt von B. v. Langenbeck eine Berufung nach Berlin ab (1882). Er baute sich in St. Gilgen am St. Wolfgangsee bei Ischl eine Villa, wo er mit Gattin und drei Töchtern in den Sommerferien wohnte. Wie hier an der Eisenbahn durch die „Haltestelle Billroth“, wurde in Australien im Nickel-Bay-District bei Melbourne durch Bezeichnung einer Berghöhe als „Billrothshöhe“ sein Name geographisch verewigt (Ferd. Müller 1881). Während der übrigen Ferien reiste er viel in Italien. Eine schwere Lungenentzündung warf ihn aufs Krankenlager, wobei ganz Wien für sein Leben bangte (1887). Kaum genesen, faßte er neben seiner Berufsarbeit fast gleichzeitig zwei andere, große Unternehmungen ins Auge: den Bau des Hauses für die k. k. Gesellschaft der Aerzte, welches er als Präsident einweihte, und den Neubau seiner Klinik, aus welchem nichts geworden ist. Die friedliche Ruhe des Alters fand B. nicht; ohne Ruh und Rast war ihm jede Grenze unerträglich. Allein die Körperkräfte nahmen allmählich ab, als zu seinem Fettherzen eine chronische Myocarditis hinzutrat. Körperlich gebrochen, aber geistig in voller Frische nahm er, bereits Ehrenmitglied resp. Mitglied von 70 wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen, die großartige akademische Feier zu seiner 25jährigen Thätigkeit an der Wiener Hochschule am 11. October 1892 entgegen. B. starb am 6. Februar 1894 in Abbazia, im 65. Lebensjahre. Von seinem Leichenbegängniß schrieb Brahms an einen Freund: „ich wünschte, Sie könnten sehen, was es heißt, hier geliebt zu sein“. Die Stadt Wien widmete ihm ein Ehrengrab, und in einer Fluth von Nachrufen aus allen Ländern (s. Gurlt in Virchow's Archiv Bd. 139, S. 555) hallte der Schmerz und die Trauer um den Dahingeschiedenen wieder.

Billroth's schriftstellerische Thätigkeit umfaßt 162 Arbeiten; in den bisherigen Zusammenstellungen fehlen seine in Zürich herausgegebenen 12 stereoscopischen Photographien von chirurgischen Kranken (Enke 1867) und die nach seinem Tode von Hanslick herausgegebene Schrift „Wer ist musikalisch?“ Seine Forschungen sind von jeher auf breiter, naturwissenschaftlicher Basis angelegt und haben fast alle Gebiete der Chirurgie mit Fortschritten bereichert; nie galt ihm die Operation als die Seele der Chirurgie. Dabei durchzog ihn ein tief historischer Sinn, welcher, überkommen von seinem Lehrer Baum, ihn vor Ueberhebung schützte. Seine vornehme Natur ließ ihn jederzeit den eigenen Irrthum rückhaltlos eingestehen, und mit rührender Bescheidenheit beurtheilte er stets seine eigenen Leistungen. — Als Lehrer war er frei von jeder Schulmeisterei. Mit viel Temperament schilderte er das Krankheitsbild, unterstützt durch Vorzeigen von Präparaten und Abbildungen. Dann sprang er wol von dem speciellen Fall ab, um bei einem Knochenbruch die Callusbildung, bei einer Verletzung die Wundinfectionskrankheiten zu schildern. Dieses Abweichen von der Schablone machte seine Vorträge überaus reizvoll, indem er statt des geisttödtenden Nachschreibens stets zum eigenen Nachdenken anregte. Er verstand es aus dem Kreise seiner Schüler, welche ihm aus aller Herren Länder zuströmten, die Talente zu entdecken und zur Selbständigkeit zu entwickeln. Dabei gewährte er ihnen volle Freiheit der Forschung und erkannte in seiner meist schriftlich abgegebenen Kritik dieser Arbeiten in erster Linie immer das Tüchtige darin an. Schüler heranzubilden gelang nach seiner Ansicht nicht durch Uebertragung von Erfahrungen und Wissen, sondern weit mehr durch unbewußte Contagion; dazu müsse man

aber selbst noch frisch sein und selbst noch viel arbeiten. Es ist B. wie keinem deutschen Chirurgen, außer seinem Lehrer B. v. Langenbeck, gelungen, eine Schule zu gründen. Aus dieser sind eine große Reihe klinischer Professoren der Chirurgie (in Deutschland Czerny, Mikulicz, v. Eiselsberg; in Oesterreich Gussenbauer, Wölfler, v. Hacker; in Belgien v. Winiwarter; in Holland Salzer, Narath) und viele Hospitalchirurgen hervorgegangen. — Die operative Chirurgie hat er erweitert, wie keiner neben ihm. Er wurde der Schöpfer der Darmchirurgie und eröffnete der Gynäkologie die operative Richtung; seiner Hand gelang die erste Exstirpation eines Kehlkopfs (31. December 1873) und die erste Resection des Magens (29. Januar 1881). Unerreicht war er in der Technik und zumal der chirurgischen Plastik, wie denn überhaupt seine Operationen den Eindruck einer vollendet künstlerischen Leistung machten. Sein Ruf war über die ganze Welt verbreitet und führte ihn nach Alessandrien, Athen, Lissabon, Mailand, Paris, Petersburg.

Engverschlungen mit seiner Wissenschaft war bei ihm die Kunst. Von Jugend auf durchglühte ihn die Leidenschaft zur Musik; Musik war die Welt, in welcher er sich ganz glücklich fühlte. Er wurde ein enthusiastischer Verehrer der Compositionen von Brahms, von denen manche zuerst in Billroth's gastlichem Hause aufgeführt wurden, und von Hanslick's litterarischen Arbeiten.

Und B. als Mensch! Rein und edel blieb er immer sich selber getreu. Offen und wahr gab er stets seinen ganzen Menschen hin, ohne Rücksicht auf sociale Stellung. Im Kampf um Recht und Wahrheit blieb sein willensstarker Charakter unbeugsam, und mit scharnierlosem Rücken wahrte er sich die Unabhängigkeit. Flott und lebensfroh, dabei weltgewandt und freigebig nach allen Seiten, genoß er das Leben in vollen Zügen; Theater und Concerte waren ihm Bedürfniß. Was in seinen Gesichtskreis kam, packte er mit fascinirender Gewalt und eroberte alle Herzen im Sturm; denn der Grundton seiner Seele waren menschliches Empfinden und herzliche Innigkeit. Dafür trugen Alt und Jung ihn zeitlebens auf Händen. Um Billroth's schöne, ideale Gestalt schlingt sich ein Zauberbann, welcher, wie die enthusiastische Aufnahme seiner von mir herausgegebenen „Briefe“ gezeigt hat, diesen geradezu einzigen Menschen unvergeßlich macht! Georg Fischer.

Birch: Felix Victor B.-Hirschfeld wurde am 2. Mai 1842 zu Kluvensiek bei Rendsburg als Sohn eines Landwirths geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Hamburg studirte B.-H. in Leipzig Medicin und wurde daselbst 1867 promovirt. Schon in den letzten Monaten seiner Studienzeit unter Wunderlich's Leitung im Choleraspital zu Leipzig beschäftigt, wurde B.-H. 1867 Assistent E. Wagner's und war als solcher im pathologischen Institut und an der Poliklinik der Universität Leipzig thätig. Vom 1. October 1868 ab war B.-H. ein Jahr lang Hülfsarzt an der Landesanstalt Sonnenstein, dann Assistenzarzt an der gleichartigen Anstalt Colditz, von wo er am 1. Febr. 1870 als Prosector an das Stadtkrankenhaus in Dresden berufen wurde. In dieser Stellung, die er bis zum 1. April 1885 inne hatte, war ihm die Möglichkeit gegeben, sich wissenschaftlich frei zu entfalten. Eine ausgedehnte Praxis, die B.-H. in Dresden sich bald erwarb, setzte ihn in die glückliche Lage, gleichzeitig reiche klinische Erfahrungen zu sammeln. 1871 Lehrer der militärärztlichen Fortbildungscurse, wurde B.-H. 1875 unter Ernennung zum Medicinalrath in das sächsische Landes-Medicinalcollegium berufen. 1881 erhielt er als Oberarzt die Leitung der Irrenabtheilung im Stadtkrankenhaus Dresden und wurde 1885 als Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie und als Director des pathologischen Institutes der Universität nach Leipzig berufen. 1892 erhielt B.-H. Titel und Rang eines Geheimen Medi-

cinalrathes; schon vorher, Anfang des Jahres 1890, entsandte ihn die Universität Leipzig als ihren Vertreter in die 1. Kammer des sächsischen Landtages, der er bis zu seinem Tod angehört hat. B.-H. starb am 19. November 1899 in Leipzig an einem Herz- und Lungenleiden, dessen Grundlagen er sich vor Jahren in Ausübung seines Berufes zugezogen hatte.

Die litterarische Thätigkeit des Verstorbenen war eine fast ausschließlich fachwissenschaftliche.

Für einen größeren Kreis sind neben einigen kleineren gelegentlichen Veröffentlichungen nur zwei Schriften bestimmt: „Ueber den Ursprung der menschlichen Mienensprache mit Berücksichtigung des Darwin'schen Buches: ‚Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen'" (1880) und „Die Bedeutung der Muskelübung für die Gesundheit, besonders der deutschen Jugend" (Vortrag, gehalten in Berlin 1883).

Unter den Arbeiten rein medicinischen Inhaltes sind besonders bemerkenswerth: das „Lehrbuch der allgemeinen und speciellen pathologischen Anatomie" und der „Grundriß der allgemeinen Pathologie". Das Lehrbuch Birch-Hirschfeld's, das 1877 erschien und dessen allgemeiner Theil in 5., dessen specieller Theil in 4. Auflage jetzt vorliegt, charakterisirt so recht die Eigenart des Verfassers.

Meisterhaft hat es B.-H. verstanden, in seinem Lehrbuche umfassende Litteraturkenntniß mit ausgedehnten eigenen Erfahrungen zu vereinen. So ist ein Buch entstanden, das einerseits den klaren Ueberblick des Verfassers über den Stand der gesammten medicinischen Wissenschaft documentirt, anderseits aber das Gepräge des Originellen in hohem Maaße besitzt. Die Verwerthung fremder und eigener Beobachtungen ist dabei so glücklich durchgeführt, daß die ganze Darstellung neben einer tiefen Gründlichkeit überall und immer die Objectivität des Verfassers erkennen läßt. Der im J. 1892 erschienene „Grundriß der allgemeinen Pathologie" lehnt sich vielfach an den allgemeinen Theil des „Lehrbuchs" an, ist jedoch insofern ein völlig selbständiges Werk, als in ihm der allgemeinen Pathologie ein großer Abschnitt gewidmet ist. Im „Grundriß" offenbart sich besonders die Fähigkeit Birch-Hirschfeld's, in compresser Form eine reiche Fülle von theoretischen Erwägungen und praktischen Erfahrungen wiederzugeben. Die übrigen wissenschaftlichen Arbeiten Birch-Hirschfeld's finden sich in medicinischen Zeitschriften und betreffen fast ausschließlich verschiedene Sondergebiete der pathologischen Anatomie bezw. der allgemeinen Pathologie. Eins aber ist ihnen beinahe durchweg gemein: Der Verfasser geht bei seinen Untersuchungen von Beobachtungen am Krankenbette aus und ist stets bestrebt, seine fachwissenschaftlichen Feststellungen und Erörterungen zum Nutzen kranker Menschen zu verwerthen.

Es muß als ein Hauptverdienst Birch-Hirschfeld's bezeichnet werden, daß er sich immer bemüht hat, den Zusammenhang zwischen pathologischer Anatomie und klinischer Medicin aufrecht zu erhalten; mit Nachdruck pflegte er darauf hinzuweisen, daß die erstere ohne letztere ein Fach von rein theoretischer Bedeutung werden müsse, und daß andrerseits die klinische Medicin unter allen Umständen der sicheren Grundlage entbehre, wenn sie nicht auf der pathologischen Anatomie fuße. Und B.-H. war der Mann, diesen Zusammenhang aufrecht zu erhalten; denn er vereinigte in sich den hervorragenden pathologischen Anatomen mit dem bedeutenden Kliniker und ärztlichen Praktiker.

Unter den von B.-H. veröffentlichten Arbeiten sind zunächst mehrere verschiedenen Inhalts zu erwähnen. Hierher gehört die Dissertation des Verstorbenen „über einen Fall von Hirndefect infolge eines Hydrops septi lucidi" (1867). Weiter schließen sich hieran kurze Mittheilungen über einen „Fall von

geheilten Invaginationen des Darmes“ (1869), über „Defect der Milz bei einem Neugeborenen“, über „Lammblut-Transfusion“ (gemeinschaftlich mit Fiedler) 1874, „über einen multiloculären Echinococcus der Leber“ (in Gemeinschaft mit Battmann) 1878, über „die Behandlung des Keuchhustens mit Karbolsäure-Inhalationen“ 1878. Besonders hervorzuheben ist in dieser Gruppe von Publicationen die Arbeit Birch-Hirschfeld's über „die Entstehung der Gelbsucht Neugeborner“ 1882, in der er den sicheren Nachweis führt, daß die Gelbsucht der Neugeborenen auf einer Compression der Gallengänge durch das ödematöse Gewebe der Glisson'schen Kapseln beruht. So wenig auffallender Weise diese Ansicht Birch-Hirschfeld's zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist, so sehr ist das der Fall mit seinen Untersuchungen „über das Verhalten der Leberzellen in der Amyloidleber“ 1887, durch die er die Ansicht E. Wagner's, daß die Leberzellen selbst niemals speckig entarten, endgültig bestätigte.

Eine zweite Reihe von Abhandlungen betreffen Capitel aus der Geschwulstlehre, für die B.-H. bis zuletzt ein lebhaftes Interesse gezeigt hat. In der Arbeit über „die Entwickelung des Hodenkrebses“ 1868 führt der Verfasser den Nachweis, daß die epithelialen Elemente der Hodenkrebse in den Drüsencanälen entstanden sind und spricht sich am Schluß für eine schärfere Begrenzung des Begriffes „Krebs“ aus. In einem Beitrag „zur Kasuistik der Geschwulstembolie“ 1869 schildert B.-H. zwei Fälle von Enchondrom mit Lungenmetastasen und erörtert die Betheiligung des Lungengewebes und farbloser Blutzellen bei der Vergrößerung der secundären Lungengeschwülste. Kurz darauf widmete der Verstorbene seine Aufmerksamkeit der „Cylindromfrage“ 1871, um dann erst viel später wieder mit Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschwulstlehre in die Oeffentlichkeit zu treten, das gleichwol seine Aufmerksamkeit fortgesetzt in Anspruch genommen hatte. So erschien 1894 (in Gemeinschaft mit Döderlein veröffentlicht) die Arbeit: „Embryonale Drüsengeschwulst der Nierengegend“ und 1898 „Sarkomatöse Geschwulst der Niere im Kindesalter“. Der besondere Werth dieser Mittheilungen liegt darin, daß in ihnen der Verfasser, gestützt auf die eigenen und auf fremde Beobachtungen, eine schärfere Abgrenzung der verschiedenartigen Nierengeschwülste durchzuführen sucht.

Das Hauptinteresse Birch-Hirschfeld's war von jeher auf die Infectionskrankheiten gerichtet, und die größere Zahl seiner Publicationen betrifft dieses Gebiet. Schon 1873 sehen wir ihn mit systematischen „Untersuchungen über Pyämie“ beschäftigt; neben dem Nachweis intracellulär gelegener Kokken im Blute Pyämischer sind an diesen Untersuchungen von besonderer Bedeutung die sorgfältigen klinischen und experimentellen Beobachtungen über die Beziehungen des Bakteriengehaltes des Blutes zum Fieberverlaufe, sowie die Erörterungen über das Verhältniß der Pyämie zur Septicämie (putriden Infection). Im Anschluß hieran erschienen 1874 „Studien zur Pathologie der Milz“ und ein Vortrag „über Milzschwellungen“. In der ersterwähnten Mittheilung hebt Verfasser besonders den weitgehenden Parallelismus zwischen Intensität der Milzschwellung und Zahl der im Blute circulirenden Bakterien hervor, versucht auch, seine Aufstellung experimentell zu begründen, besonders noch nach der Seite hin, daß die Milz der Ort ist, wo ins Blut eingespritzte Mikrobien unmittelbar nach der Impfung sich ablagern.

In zwei anderen Arbeiten übergibt B.-H. seine Erfahrungen über „angeborene Syphilis bei Kindern“ der Oeffentlichkeit unter besonderer Berücksichtigung der congenital-luetischen Veränderungen am Pankreas und am Darm.

1873 erscheint ein Vortrag Birch-Hirschfeld's über „Untersuchungen zur Pathologie des Thyphus abdominalis“, in dem er auf Grund von Fütterungsversuchen mit Typhusdejectionen den Nachweis führt, daß die Typhusinfection

nicht durch Einathmung molecularer Körper oder Gase entsteht, sondern durch Einführung der infectiösen Substanz in den Verdauungscanal, dessen unterer Theil der Sitz der primären Typhusinfection sei. Ein Artikel rein histologischen Inhalts belehrt den Leser „über das Verhalten typhöser Narben des Darms“ (1876), und eine 1887 mitgetheilte Abhandlung „über die Züchtung von Typhusbacillen in gefärbten Nährlösungen“ zeigt, daß B.-H. die moderne Bakteriologie nicht nur beherrschte, sondern auch um interessante Beobachtungen zu bereichern im Stande war.

Unter den infectiösen Erkrankungen war es hauptsächlich die Tuberkulose, welcher B.-H. seine Aufmerksamkeit zuwandte. Aufsätze aus dem Jahre 1871 über „Miliartuberkulose nach Epididymitis“ und „über Miliartuberkulose nach Typhus abdominalis“, sowie ein zusammenfassendes Referat über „die neueren Untersuchungen über Tuberkulose“ 1874 befassen sich nicht nur mit der Histologie des Miliartuberkels, sondern beziehen sich theilweise auch auf die Infectionspforten der Tuberkulose. Das Vorkommen einer primären Darmtuberkulose hebt B.-H. schon in einer mit Leonhardi-Aster veröffentlichten Arbeit 1878 hervor, aber erst später widmete er sich systematischen Untersuchungen über das Zustandekommen der tuberkulösen Infection des Menschen. Gewissermaßen als Vorläufer dieser Feststellungen sind die Experimente Birch-Hirschfeld's „über die Pforten der placentaren Infection des Foetus“ (1891) zu bezeichnen, die in überaus klarer Weise darlegen, unter welchen Bedingungen ein Uebergang pathogener Mikrobien von der Mutter auf die Frucht stattfindet.

Hieran schließen sich die unter dem unmittelbaren Einfluß Birch-Hirschfeld's im Leipziger pathologischen Institut entstandenen Arbeiten über intrauterine Infection mit Tuberkelbacillen beim Menschen und beim Rind (1893). Später schuf B.-H. durch sorgfältig studirte Einzelbeobachtungen im Laufe mehrerer Jahre die Grundlagen zu seiner jüngsten und bedeutendsten Publication: „Ueber den Sitz und die Entwickelung der primären Lungentuberkulose“ (Dtsch. Arch. f. klin. Med. 64. 1899). Diese Arbeit ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie völlig neue Anschauungen auf einem Gebiete bringt, das vielfach als hinlänglich aufgeklärt und nicht mehr bearbeitenswerth betrachtet zu werden pflegt. Hervorzuheben ist, daß B.-H. genöthigt war, zur Fundirung seiner Darstellungen sorgfältige, höchst mühsame Untersuchungen über die normale Anatomie des Bronchialbaumes anzustellen, da das hierüber Bekannte zur Erklärung der pathologischen Befunde sich als unzulänglich erwies. Die in Form und Inhalt classische Veröffentlichung schließt mit kurzen Andeutungen über die Beziehung der festgestellten Thatsachen zur Diagnose, Therapie und zum Verlauf der Lungentuberkulose. B.-H. betrachtete selbst seine Arbeit nur als vorläufige Mittheilung; hochfliegende Zukunftspläne beseelten ihn. Und unter dem Einfluß dieser gehobenen Stimmung entstanden die beiden letzten wissenschaftlichen Leistungen Birch-Hirschfeld's: „Untersuchungen über die Wirkung des Giftes der Kreuzotter“ (1899) und der Vortrag: „Medicinische Wissenschaft und Heilkunst“ (Ber. d. Naturforscherversf. München, 1899).

B.-H. war eine kraftvolle Erscheinung mit klarem, ruhigem, ausdrucksvollem Auge und hoher freier Stirn, und wirkte schon durch sein Aeußeres Achtung gebietend und sympathisch. Und diesem Aeußeren entsprach das ganze Wesen Birch-Hirschfeld's. Er war eine in hohem Grade ideal angelegte Natur. Mit herzlichem Wohlwollen begegnete er Allen, die mit ihm in Berührung kamen, und nie konnte er sich dazu verstehen, ein hartes Urtheil über Persönlichkeiten zu fällen. Immer war er bestrebt, die guten Eigenschaften Anderer ins rechte Licht zu setzen. Unwandelbar treu erwies er sich Allen, denen er freundschaftlich zugethan war, mochten es ihm Gleichgestellte sein, oder Jüngere. B.-H. war frei von jeder Kleinlichkeit, doch ging er keineswegs achtlos am

Alltäglichen vorüber, er wußte ihm vielmehr stets neue und interessante Seiten abzugewinnen. Von großer Bescheidenheit in dem, was er sprach und schrieb, besaß B.-H. doch jenes Selbstgefühl, das Männern von seiner Bedeutung so wohl ansteht, ohne aber jemals in Eitelkeit oder Ueberhebung zu verfallen. Selbstlos gönnte er Jedem das Seine, und ohne Neid erkannte er die Erfolge und Verdienste Anderer an. Ein hervorstechender Charakterzug Birch-Hirschfeld's war ein mächtig entwickeltes Gefühl für Recht und Pflicht. So nachsichtsvoll er gegen Andere war, so wenig kannte er Schonung gegen sich selbst, und mit staunenswerther Energie kämpfte er bis zuletzt gegen ein schweres körperliches Leiden an. Für die Schönheiten der Kunst und Natur besaß B.-H. ein warmes Empfinden; mit Vorliebe weilte er in den Bergen Sachsens und Baierns. Seine norddeutsche Heimath liebte er von Herzen und, obwol er sie seit Jahren nicht gesehen hatte, rühmte er gern in packender Schilderung ihre Vorzüge. Klarer Verstand, logisches Denken und ein vortreffliches Gedächtniß waren die hervorragendsten geistigen Eigenschaften Birch-Hirschfeld's. Er besaß ein ausgesprochenes Interesse für litterarische Producte der verschiedensten Art und dabei die Fähigkeit, über Gelesenes klar und übersichtlich zu berichten. Mochte es sich um wissenschaftliche oder nichtwissenschaftliche Aufsätze handeln: immer verstand er es, die Hauptpunkte zu erfassen und kritisch zu beleuchten. Dabei war seine Kritik nie persönlich sondern stets sachlich, und zeugte von dem reifen Urtheil, das er durch umfassende Studien und reiche Beobachtung in der Medicin und auf anderen Gebieten sich erworben hatte.

Das Wort stand B.-H. in hohem Maaße zur Verfügung. Gelegentliche Ansprachen, Tischreden fesselten durch ihre Form, wie durch ihren Gedankenreichthum, und mit feinem Humor, der nicht immer ganz frei war von Sarkasmus, wußte er das, was er sagte, zu würzen. Inhaltlich wie förmlich ebenso vollendet waren die wissenschaftlichen Vorträge Birch-Hirschfeld's. Auch seine Vorlesungen ließen die Eleganz der Sprache nie vermissen, zeichneten sich aber daneben durch klare Disposition und Fülle des Gebotenen aus. Mit hervorragender didaktischer Begabung wußte B.-H. selbst verwickelte Dinge seinen Hörern leicht verständlich zu machen, so daß auch die weniger Fortgeschrittenen unter ihnen aus seinen Vorträgen Nutzen ziehen konnten. R. Kockel.

Birkmeyer: Fritz B., Historienmaler, geboren 1848 zu Rothenburg an der Tauber, absolvirte die Lateinschule, widmete sich der Glasmalerei 1863 im Atelier des (am 12. December 1885 verstorbenen) Bernhard Mittermaier zu Lauingen, besuchte die Kunstschule zu Nürnberg und arbeitete dann wieder zu München in mehreren Glasmalereianstalten. Im J. 1868 trat B. freiwillig in das 12. bair. Infanterieregiment, machte in demselben den Feldzug 1870/71 mit, erhielt im Treffen von Coulmiers (9. November) fünf Verwundungen, an denen er ein halbes Jahr im Spital lag; militäruntauglich erklärt nahm B. die Glasmalerei wieder auf und zeichnete, namentlich im Atelier des Commerzienraths Franz Xaver Zettler, viele Cartons, sowol figürlichen wie ornamentalen Charakters, wobei ihm sein Geschick, im Stile der späteren Spitzbogenzeit und der Renaissance zu arbeiten, sehr zu statten kam. Dazu gehörte eine „Taufe Christi", eine „Magdalena zu den Füßen des Heilands", ein großes Fenster für Wasserburg am Inn, sieben Darstellungen aus der Lebensgeschichte des Apostels Paulus für das Ulmer Münster, für Konstanz u. s. w. Auch ein Porträt des Kaisers Wilhelm I. mit Wappenschildern und Bannerträger (1883). Außerdem lieferte B. Illustrationen zu militärischen Werken und versuchte sich nicht ohne Glück in Oelmalerei. Mit großer Begeisterung erfaßte der vielseitige Künstler die Idee des von Ludwig Stark gedichteten „Rothenburger Festspieles" (1883), entwarf dazu Scenerien und Kostüme, auch ein Erinnerungsblatt mit der Darstellung des „Meistertrunks des Bürgermeisters" und die Bilder zu

Ludwig Stark's Dichtung „Der Jungherr von Rothenburg" (Stuttgart 1891). Damit standen die ernsten Oelbilder „Tilly in Rothenburg" und „Marodeure aus dem dreißigjährigen Kriege" (in Nr. 52 „Ueber Land und Meer" 1889) im Zusammenhang. Seine eigenen Kriegserlebnisse gestaltete B. zu Bildern, unter denen einzelne eine feine Empfindung bewiesen, doch hatte der Maler immer mit einem etwas schwerfälligen Colorit zu kämpfen. Dazu gehören eine „Friedliche Begegnung in der Kriegszeit" (Nr. 29 „Ueber Land und Meer" 1890), eine „Requisition", „Baierische Soldaten vor Paris" („Hurrah Paris!"), ein „Motiv bei Artenay", „Reiter und Wegweiser" (Nr. 13 ebd. 1894), „Auf Vorposten in der Christnacht" (im „Soldatenfreund" 1895); der ergreifende „Todesritt" (ebd.), der „Einzug des Generals von der Tann" („Voilà le Général de Tann!") in St. Ay a. d. Loire im November 1870 und „General von Hartmann bei Moulin de la Tour", beide mit zahlreichem, gleichfalls porträttreuem Gefolge. Auch die Natur und Bewegungen des Pferdes hatte B. genau studirt und sich frühzeitig zu eigen gemacht, gehörte doch die Darstellung einer „Revue" im alten Raupenhelm zu den frühesten Leistungen Birkmeyer's. Ein „Kriegserlebniß aus Foinard" reproducirte die „Kunst für Alle" (vom 15. Januar 1898). Eine sehr charakteristische, friedfertige Scene gestaltete B. aus der „Münchener Wachtparade". Als Freund heiterer Geselligkeit gastete unser Künstler gerne bei den fröhlichen Waldfesten des Gesangvereines „Germania" und schuf ein Banner und einen „Bardenschild", wofür er zum „Edeling" (Ehrenmitglied) ausgerufen wurde. — Am 3. December 1897 besuchte B. die Generalversammlung der Münchener Künstlergenossenschaft; auf dem Heimwege brach er in der ersten Morgenstunde des 4. December, vom Herzschlag getroffen, zusammen; Wiederbelebungsversuche blieben vergeblich. — Eine Serie von früheren Bildern (darunter „Aelteres Militär", eine „Revue", baierische leichte und schwere Reiter, der Einzug König Ludwig's I. in München bei seiner Rückkehr aus Griechenland 1835), neuere Kriegsscenen mit Turkos, Zuaven und Ulanen, auch originelle Genrescenen (Aussegnung eines todten Soldaten durch den Feldkaplan) brachte der Münchener Kunstverein (März 1898) zu Ausstellung und Verkauf. B. lieferte die Illustrationen zu den heiteren „Unter dem Raupenhelm" betitelten Erzählungen aus dem Soldatenleben von Heinrich v. Selbitz (Augsburg 1898, in 2 Bänden). Eine große Sammlung von Waffen, Säbeln, musikalischen Instrumenten, Helmen, Tschakos und Mützen, welche B. mit bairischen, preußischen, österreichischen, französischen und türkischen Uniformen zusammengebracht hatte, ein wahrer Atelierschatz für Schlachtenmaler, wurde am 12. Mai 1898 durch F. Haunschild versteigert.

Vgl. Abendbl. 338 d. Allg. Ztg., 7. Dec. 1897. — Bericht d. Münch. Kunstver. f. 1897, S. 71. — Bettelheim, Biogr. Jahrb. Berlin 1898, S. 166. — Birkmeyers Autobiographie in: Das geistige Deutschland, 1898, S. 55. — Bei Herm. Müller-Bohn, Kaiser Friedrich der Gütige, Berlin 1900, S. 384 u. 385 als Doppelblatt der „Einzug des Generals v. d. Tann" u. S. 390: „Schlacht bei Orléans 4. Dec. 1870, Anmarsch der 2. Baier. Division gegen den linken Flügel des Feindes". Hyac. Holland.

Birmann: Martin B. (ursprünglich Martin Grieder), Theologe, Politiker, Schriftsteller, Mann der Gemeinnützigkeit, geboren am 26. November 1828 zu Rünenberg, Kanton Basel, † am 19. August 1890 in Liestal. Das Kind einer wackeren, aber in sehr knappen Verhältnissen lebenden bäuerlichen Bandweberfamilie, verlebte Grieder eine Jugendzeit, die ihn bei seiner Genügsamkeit nicht allzu schwer drückte, so ärmlich auch die Eltern sich behelfen mußten. Durch die Fürsprache des als Pädagoge hochgeschätzten Schulinspectors des Kantons Basel-Landschaft, Johannes Kettiger (geb. 1802, † 1869: A. D. B. XV, 678—679), der auf den geweckten Schüler aufmerksam geworden

war, konnte dieser erst in die Bezirksschule zu Böckten eintreten, und nachher eröffnete ihm die gleiche Empfehlung die Aufnahme in das Pädagogium in Basel. Allerdings mußte sich der fleißige Jüngling auch hier die längste Zeit kümmerlich behelfen, bis ihn am 27. September 1847 eine plötzlich sich anmeldende Wendung in eine ganz neue Bahn hineinführte. In zwei auf einanderfolgenden Generationen waren Peter Birmann Vater (geb. 1758, † 1844), als Landschafts-Aquarellmaler, Kunstsammler, Kunsthändler, und Samuel Birmann Sohn (geb. 1793), der mit besonderer Vorliebe Hochgebirgslandschaften malte, geachtete Repräsentanten der Kunst in Basel gewesen. Aber Samuel sank in Trübsinn und nahm sich am bezeichneten Tage durch einen Pistolenschuß in seinem Garten das Leben. Der junge Grieder, der bei dem Pächter des Birmann'schen Gutes Unterkunft gefunden hatte, war von ferne Zeuge des Augenblicks gewesen, in dem die Gattin die Leiche des Unglücklichen sah. Nach einigen Wochen vernahm die Wittwe — Juliane, geb. Vischer —, daß der junge Schüler infolge seiner Entbehrungen schwer erkrankt sei. Gleich erkannte sie in ihm den Jungen, der einige Jahre früher, wie er barfuß von der Schule nach Hause ging, zur Erleichterung der an einem steilen Berg schwer ziehenden Pferde, Steine dem Wagen der Eheleute Birmann nachgetragen und unter die Räder gelegt hatte. Anfangs unterstützte Frau Birmann Grieder mittelbar; dann nahm sie am Neujahrstage 1849 den Theologie-Studirenden ganz in ihr Haus, und mit Neujahr 1854 führte er den Namen Birmann, wurde alsbald darauf in Basel in das Bürgerrecht aufgenommen. Inzwischen hatte er in Göttingen seine Studien fortgesetzt und 1852 in Basel seine Prüfung abgelegt, in der Hauptstadt seines Heimathskantons Basel-Landschaft die Ordination empfangen. Allein sein eigentlicher Beruf lag auf dem Felde des Armenerziehungswesens, und auf Kettiger's Rath ernannte die Regierung von Basel-Landschaft ihn zum Armeninspector. Durch den Armenerziehungsverein wurde eine Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben, dann durch den Basler Großfabrikanten Richter-Linder eine ähnliche Stiftung für Mädchen ins Leben gerufen, und auch sonst war Birmann's Thätigkeit groß, Kinder in Versorgungsorte zu bringen; aber ebenso leistete er gerne in der Stadt Basel seine Hülfe. Den politischen Dingen trat er zuerst als Mitglied des Landrathes des Kantons Basel-Landschaft näher, und als Gründer und steter Mitarbeiter der „Basellandschaftlichen Zeitung", als Mitglied wichtiger landräthlicher Commissionen, als Redner übte er einen wesentlichen Einfluß; 1869 wurde er als Vertreter seines Kantons in den schweizerischen Ständerath abgeordnet, wo er gleichfalls sehr bald eine geachtete Stellung einnahm. Denn inzwischen hatte er seinen Wohnsitz von Basel, wo 1859 die „Mutter" B. gestorben war, nach Liestal verlegt. Neben der fortgesetzten, in immer neuen Anregungen, so Erbauung von Kirchen, eines neuen Krankenhauses, sich erweisenden Thätigkeit für das öffentliche Wohl begann B. auch mit bestem Erfolge auf dem historischen Felde zu arbeiten, als Herausgeber von „Blättern zur Heimathkunde von Baselland", und besonders schwebte ihm als Ziel eine Landesgeschichte der Heimath vor. 1885 ertheilte ihm die Universität Basel die Ehrenpromotion als Doctor der Philosophie. Aber der rastlosen Bethätigung setzte in Bern 1887 während der Session der Bundesversammlung — 1884 hatte B. das Präsidium des Ständerathes bekleidet — ein Schlaganfall eine Schranke, und 1889 wiederholte sich in Bern die Erkrankung; acht Monate später folgte nach schweren Leiden der Tod. Sein Grab fand B., wie er verordnet, im Dorfe Kilchberg, bei der Kirche der Heimathgemeinde, deren Bau er wesentlich gefördert hatte. — 1894 erschienen (Basel) in zwei Bänden „Gesammelte Schriften von Martin Birmann". Sein eigenes „Lebensbild", mit der ausführlichen Schilderung des Jugendlebens im

elterlichen Hause, die 1885 geschriebenen von zartester Pietät erfüllten „Blätter der Erinnerung“ an die „Mutter“ Frau Juliana B., Schilderungen aus der eigenen Thätigkeit — so die liebliche Erzählung: „Die Anfänge des Basler Kinderspitals“ —, vorzüglich charakterisirende „Nekrologe“, z. B. Kettiger's, gestalten den ersten Band zu einer der erfreulichsten Erscheinungen der neueren biographischen Litteratur. Der zweite vereinigt Beiträge aus dem „Basler Jahrbuch“, aus Neujahrsblättern von Basel, ferner den höchst interessanten Artikel Ochs der Allgemeinen Deutschen Biographie, die Gedenkschrift zum fünfzigjährigen Bestande von Basel-Landschaft: „Die politische Rechtsgleichheit als leitender Gedanke der Revolution im Kanton Basel 1830 bis 1833“, dann früher nicht gedruckte Anfangscapitel der geplanten Landesgeschichte, und Anderes, das Ganze unter dem Titel: „Zur Geschichte der Landschaft Basel“. Eine bewundernswerthe Objectivität legt hier der Aufsatz: „Der dritte August“ (d. h. 1833) dar, die Schilderung des schauerlich blutigen Schlußtages im Kampfe zwischen Stadt und Landschaft Basel. Die warme mittheilsame Aufrichtigkeit des beredten Mannes, die edle Begeisterung des Menschenfreundes, der mit seinen klugen lebhaften Augen so kräftig in das Leben blickte, treten in allen diesen gesammelten Beiträgen zu Tage. Meyer von Knonau.

Bischoff: Johann Jacob B. wurde am 1. August 1841 in Heidelberg geboren; sein Vater war ein Basler. Seine Schulzeit verlebte B. in Heidelberg. Die Universität besuchte er zuerst in Basel; ging später nach Heidelberg, wurde Privatassistent von Chelius, und war mit diesem auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen im dänischen Kriege thätig. Am 31. August 1864 wurde er auf Grund seiner Schrift „über die Amputation im Tibio-Tarsalgelenke“ in Basel promovirt. Nachher besuchte er noch Berlin und Prag, war vom Mai 1865 bis März 1867 unter Professor Socin als Assistenzarzt der chirurgischen Klinik und der mit ihr verbundenen kleinen geburtshülflichen Abtheilung angestellt und habilitirte sich im Frühjahr 1866 auf Socin's Veranlassung als Privatdocent für Geburtshülfe. Um sich in diesem Fache und in der Gynäkologie noch weiter auszubilden, reiste er zunächst nach Prag (Seyfert, Säxinger), Wien (Braun, Rokitansky), Großbritannien (Spencer Wells, Baker Brown, Burns, Keith, Simpson) und Paris (Depaul, Pajot). 1868 wurde er Vorstand der geburtshülflichen Abtheilung des Basler Spitals, bald darauf Extraordinarius, 1872 Ordinarius und war als solcher 1873 und 1883 Decan der medicinischen Facultät. Seine Spitalthätigkeit dauerte von 1868 bis Ende 1886. Er war nicht ganz frei von hereditärer psychopathischer Belastung, hatte 1882 das Unglück auf der Jagd durch einen Schrotschuß aus großer Nähe schwer verletzt zu werden und kam dadurch an den regelmäßigen Gebrauch narkotischer Mittel, die er auch nicht mehr los wurde. Anfang 1887 gab er wegen zunehmender Schwäche seine Stellungen auf und starb am 26. October 1892 plötzlich an Herzparalyse. Im Sommer 1868 mit Frl. Luise Burkhardt verheirathet, hinterließ er einen Sohn, der sich auch der Medicin widmete.

B. war litterarisch im ganzen wenig productiv. Er hielt aber in der Basler medicinischen Gesellschaft, deren Mitglied er seit 1865, deren Präsident er 1871 war, häufig anregende Vorträge: es sind deren in 18 Jahren 31 verzeichnet. Seine Publicationen bezogen sich auf: das Eindringen der Uterussonde in die Tuben 1872, auf die Prophylaxe des Puerperalfiebers 1875, einen Fall von perniciöser Anämie in der Schwangerschaft 1879, einen günstig verlaufenen Fall von intraarterieller Infusion einer alkalischen Kochsalzlösung bei drohendem Verblutungstode 1881 und eine Notiz über die Castration 1884. — Er hatte eine neue Methode zur Beseitigung des Gebärmuttervorfalls und der Dammdefecte angegeben, war ein sehr gewissenhafter vorzüglicher Operateur, hatte eine

sehr ausgedehnte Privatpraxis und hat als Hebammenlehrer durch seine Curse und die jährlichen Nachprüfungen das Niveau des schweizerischen Hebammenstandes bedeutend zu heben gewußt. Eins seiner Hauptverdienste aber bleibt es, schon 1868 auf seine in England gewonnenen Erfahrungen hin das Lister'sche Verfahren, das erst 1871 publicirt wurde, von der Chirurgie auf das allerdings schwierigere Gebiet der Geburtshülfe übertragen zu haben. Seine Collegen bewunderten in ihm seinen scharfen Verstand, sein gründliches und vielseitiges Wissen, seinen Muth im Handeln, die Sicherheit seiner operativen Technik, aber noch mehr sein ideales, nobles Wesen, seine Gewissenhaftigkeit, sein Wohlwollen, seine Freude daran, Gutes zu thun und seinen Mitmenschen zu dienen.

Dr. Oeri, Nekrolog, vorgetr. am 17. Nov. 1892 (s. Correspondenzbl. f. Schweiz. Aerzte, Jahrg. XXII, 1892) und briefl. Mittheilungen von Prof. Dr. E. Bumm-Basel. F. v. Winckel.

Bischoff: Johann Nikolaus B., Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in München und Mitglied des kgl. Obersten Schulrathes im Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten daselbst, wurde am 11. Februar 1827 in Ansbach geboren und starb in München am 16. Januar 1893. Sein Vater war der sehr geachtete Schlossermeister Johann Bischoff, der seinen Sohn nur unter der Bedingung das kgl. Gymnasium der ehemaligen markgräflichen Residenz besuchen ließ, daß er nebenbei, theils zur Beschaffung des Familienunterhaltes, theils zur eigenen Deckung im Falle der Noth, das Schlossergewerbe bei ihm erlerne. Nachdem Johann B. die Elementarschule und die vier unteren Classen des Gymnasiums, welche damals Lateinschulen genannt wurden, besucht hatte und confirmirt war, also auch die für einen Schlosserlehrling erforderliche körperliche Entwicklung besaß, trat er im Herbst 1840 unter der obenerwähnten Bedingung in die erste oder unterste Gymnasialclasse ein und durchlief diese und die drei folgenden Classen trotz der täglich fünf bis sechs Stunden in Anspruch nehmenden Nebenbeschäftigung mit solchem Erfolge, daß er am 23. August 1844 nach vorausgegangener strenger Prüfung die Befähigungs- und Sittlichkeitsnote „ausgezeichnet“ und von seinem verehrten Lehrer und Rector, Professor Dr. v. Bomhard, noch die besondere Anerkennung erhielt, daß er ein vorzüglicher Lateiner sei.

Im darauf folgenden Herbste bezog B. die Universität München, um an ihr Mathematik zu studiren. Er besuchte zunächst zwei Jahre lang den damals für alle Studirenden obligatorischen „philosophischen Curs“ und erwarb sich am 24. August 1846 auf Grund besonderer Prüfungen das Absolutorium desselben mit der Note der Auszeichnung und der Erlaubniß des Uebertrittes zum Fachstudium. Da in jener Zeit die Mathematik an der genannten Universität nur schwach vertreten war, so wurde er von den paar Vorlesungen über dieses Fach, die er im J. 1846/47 an ihr hören konnte, nur wenig gefördert und er mußte sich deshalb auf die im Herbste 1847 abzulegende mathematische Lehramtsprüfung für Gymnasien hauptsächlich durch Selbststudium vorbereiten. Gleichwol bestand er diese Prüfung mit sehr gutem Erfolge. Da jedoch B. ein einjähriges Fachstudium zur Ausbildung in dem Fache der Mathematik nicht für genügend erachtete, so blieb er im J. 1847/48 um so mehr noch an hiesiger Universität, als zu erwarten stand, daß an derselben demnächst ein tüchtiger junger Mathematiker, der Privatdocent Dr. Ludwig Seidel aus Hof, der seine Studien in Berlin und Königsberg gemacht hatte, als außerordentlicher Professor angestellt werden würde. In der That konnte B. im Sommer 1848 die Vorlesungen Seidel's hören und sich dadurch einen besseren Einblick in das weite Gebiet der Mathematik verschaffen, als ihn Gymnasialunterricht und Selbststudium zu gewähren vermögen.

Für das Jahr 1848/49 ließen sich auch die Mittel beschaffen, auf die hin B. es wagen konnte, im Wintersemester an der Universität Leipzig die Vorlesungen des Prof. Möbius über neuere Geometrie und des Prof. Wilhelm Weber über theoretische Physik, und dann im Sommersemester an der Berliner Universität die Vorträge des Prof. Jacobi über Variationsrechnung und ihre Anwendung auf die isoperimetrischen Aufgaben, dann die von Prof. Dirichlet über Zahlentheorie und hauptsächlich die von Prof. Steiner über ausgewählte Stellen der Geometrie und die neuesten Methoden der synthetischen Geometrie zu hören. Die mit den Vorlesungen verbundenen seminaristischen Uebungen brachten den begabten und eifrigen Studenten mit den damaligen Meistern im mathematischen Fache in nähere Berührung und erweiterten seinen Gesichtskreis in allen Gebieten ihrer Lehrthätigkeit, insbesondere der synthetischen Geometrie, die von da an sein Lieblingsfach wurde. Auch empfing B. in Leipzig und Berlin nachhaltige Anregungen zu eigenen Forschungen im Reiche der inhaltsschwersten und bestbegründeten Wissenschaft, als welche die Mathematik stets galt und gelten wird. Inzwischen war es aber für B. eine dringendere Aufgabe, seinen Lebensunterhalt sicher zu stellen und er that dieses zunächst durch Annahme des Anerbietens, welches ihm der kgl. Hofrath und Professor v. Martius zu München machte, bei ihm als Hauslehrer und Erzieher seines Sohnes einzutreten und nebenbei den gelehrten Vater beim Ordnen seiner aus Brasilien heimgebrachten botanischen Sammlungen zu unterstützen. Diese Beschäftigungen nahmen fast alle freie Zeit des bereits für das mathematische Lehramt an Gymnasien geprüften Candidaten in Anspruch und gestatteten ihm um so weniger sich mit eigenen Forschungen zu befassen, als er sich auch noch auf die Lehramtsprüfungen in reiner Mathematik, darstellender Geometrie und theoretischer Mechanik vorzubereiten hatte. Diese Prüfungen bestand B. im August des Jahres 1851 an der damaligen polytechnischen Centralschule zu München mit dem Erfolge, daß er in jedem der genannten drei Lehrfächer die Note „vorzüglich“ erhielt und schon am 2. April 1852 vom kgl. Staatsministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten dem Rector und Professor Alexander am kgl. Polytechnikum als Assistent und Repetitor für Mathematik zugewiesen wurde. Da Rector Alexander gleichzeitig auch Ministerialreferent über die technischen Schulen in Baiern war, mit Ausnahme der von ihm selbst geleiteten Anstalt, so galt derselbe für Lehramtscandidaten der realen Richtung für eine maßgebende Persönlichkeit, und B. hoffte deshalb zwar nicht auf Bevorzugung, aber doch auf gerechte Anerkennung seiner Leistungen, welche wöchentlich sechs Stunden Vorträge über Trigonometrie, algebraische Analysis und analytische Geometrie, dann sechs weitere Stunden seminaristische Uebungen seiner Zuhörer und überdies noch die Erledigung von allerlei schriftlichen Arbeiten erforderten, welche auch täglich wenigstens eine Stunde Zeit in Anspruch nahmen. Für diese den Aufgaben eines Professors gleichkommenden Leistungen erhielt B. eine jährliche Vergütung von 360 Gulden, was für den Tag nicht einmal einen ganzen Gulden ausmacht. Und diese Vergütung blieb die gleiche vom 1. April 1852 bis zum 1. October 1863, also elf und einhalb Jahre lang! Da kann doch wol von einer Bevorzugung des dem Ministerialreferenten beigegebenen Assistenten und Repetitors keine Rede sein? Wenn man nach dem Grunde der schlechten Bezahlung eines so tüchtigen jungen Lehrers, wie B. es war, fragt, so könnte man zuerst vermuthen, derselbe rühre lediglich von der durch den Minister v. Abel, welcher dem Rector Reindl gegenüber die polytechnischen Schulen für nothwendige Uebel erklärt hatte, begründeten und auch auf das Handelsministerium übergegangenen Verkennung des Werthes der technischen Lehranstalten her; allein in dem vorliegenden Falle lag die nächste Veranlassung zur schlechten

Entlohnung der Dienstleistungen des Assistenten B. in dem Bestreben des Rectors, sich bei der ihm vorgesetzten Centralstelle als tüchtiger Verwalter zu empfehlen, wenn er für den damals schon in Aussicht genommenen Neubau eines Polytechnikums jährliche Erübrigungen an den ohnehin schon zu karg bemessenen Etatsmitteln machte. Daß dieses Verfahren längere Zeit hindurch von oben her geduldet wurde, mag allerdings noch eine Wirkung der Abel-schen Anschauung über die technischen Schulen gewesen sein.

Auf Andringen einiger Professoren der alten polytechnischen Schule zu München, welche die Leistungen Bischoff's zu würdigen verstanden, entschloß sich endlich der Rector Alexander, bei der höchsten Stelle zwar nicht die Verleihung einer außerordentlichen Professur an B., wie dessen Freunde gewünscht hatten, wol aber den Titel Docent und vom 1. October 1863 an einen auf 600 Gulden erhöhten Functionsbezug zu beantragen. Dieser Antrag wurde am 18. Januar 1864 genehmigt, und es war aus der betreffenden höchsten Entschließung deutlich zu erkennen, daß an der polytechnischen Schule für den ausgezeichneten Mathematiker B. eine pragmatische Anstellung als Professor nicht zu hoffen sei. Darauf hin baten zwei andere sachverständige Freunde desselben den Referenten des kgl. Cultusministeriums, den Docenten B. für eine Gymnasialprofessur in Antrag zu bringen; diese gemeinsame Bitte wurde aber zunächst mit der Erklärung abgewiesen, daß sich der Candidat durch seine zwölfjährige Verwendung am Technikum zu sehr in die technische Richtung der Mathematik eingelebt habe, als daß von ihm ein erfolgreicher Unterricht darin am humanistischen Gymnasium zu erwarten sei. Nur nach wiederholter Besprechung dieser Angelegenheit gelang es Bischoff's Freunden, das Vorurtheil des Herrn Referenten über die Beschaffenheit des mathematischen Unterrichts an technischen und gelehrten Mittelschulen zu zerstreuen, und so erfolgte endlich am 24. October 1864 die allerhöchste Ernennung des Docenten B. zum Professor der Mathematik am königl. Gymnasium in Zweibrücken mit einem pragmatischen Gehalte von jährlich 900 Gulden. Diese Stellung hatte er, der infolge des seinem Talente entsprechenden inneren Dranges täglich 15 Stunden arbeitete, in einem Alter von 38 Jahren erreicht. In Zweibrücken konnte B. seine im J. 1858 zu München begonnenen und in den Bänden Nr. 56 bis Nr. 64 des Crelle'schen Journals für reine und angewandte Mathematik gedruckten Abhandlungen ruhig fortsetzen und zu einem gewissen Abschlusse bringen. Sie betreffen im wesentlichen Fragen, welche sich auf die Theorie der algebraischen Curven und Flächen beziehen, können aber hier im Hinblicke auf den Leserkreis der Allgemeinen Deutschen Biographie, der nur sehr wenige Mathematiker zählt, nicht einmal dem Titel nach angeführt werden, da auch schon die meisten Ueberschriften der Bischoff-schen Abhandlungen mathematische Kenntnisse voraussetzen. Wer diese besitzt, mag die im Jahresberichte der Kgl. Technischen Hochschule zu München für 1892/93 veröffentlichte Besprechung der Leistungen des Prof. B. in seinem Fache nachlesen. Zu den vorher in München verfaßten sechs Abhandlungen kam in Zweibrücken die von besonderem Scharfsinn ihres Verfassers zeugende siebente „Ueber algebraische Kurven mit Mittelpunkt“, welche als Programm des kgl. Gymnasiums, an dem B. als Lehrer Vorzügliches leistete, für das Jahr 1865/66 gedruckt wurde, von da aber auch in andere gelehrte Zeitschriften des In- und Auslandes überging. Seine letzte mathematische Arbeit verfaßte B. im J. 1875 wieder in München und zwar in französischer Sprache, da sie für die in Mailand erscheinenden „Annali di Matematica pura ed applicata“ von F. Brioschi und L. Cremona bestimmt war. Werfen wir einen Rückblick auf die vorliegenden acht Abhandlungen von B., denen keine weiteren mehr folgten, so läßt sich von ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß dieselben, wenn sie auch

nicht eigentlich bahnbrechend waren, doch die Grenzen seiner Wissenschaft in den Richtungen, welche Prof. Steiner bezeichnet hatte, weiter als vorher geschehen war, hinausrückten, und dieses geschah nicht nach dem Steiner'schen rein synthetischen Verfahren, sondern durch die elegante rechnerische Methode, wie sie B. bei Prof. Jacobi kennen gelernt hatte.

Ein solcher Mann besaß in jeder Hinsicht die Eigenschaften eines Hochschulprofessors, und ich freue mich heute noch, daß mir im Sommer 1868 durch das besondere Vertrauen des kgl. Staatsministers v. Schlör Gelegenheit gegeben war, neben dem berühmten Heidelberger Universitätsprofessor Otto Hesse auch den damals noch ziemlich unbekannten Gymnasialprofessor Johann Bischoff als Lehrer der Mathematik für die in jenem Jahre zu eröffnende technische Hochschule in München in Vorschlag zu bringen. Dieser Vorschlag fand am 13. August die allerhöchste Genehmigung und damit war B. vom 1. October 1868 ordentlicher Professor der Mathematik mit einem Jahresgehalte von 1400 Gulden, zu dem noch das Collegiengeld von mindestens 400 Gulden und eine Functionszulage von 200 Gulden für die Leitung und Verwaltung der Anstaltsbibliothek kamen. Den Grundstock dieser Bibliothek bildeten zwar die von der alten polytechnischen Schule an sie übergegangenen Bücher; da dieser Stock aber nur sehr unbedeutend war, weil die aus jener hervorgegangene Industrieschule den größten Theil der vorhandenen Büchersammlung erhielt, so erwuchs für den Oberbibliothekar B., dem für das Ausleihgeschäft ein Unterbibliothekar zur Seite stand, die mühsame Aufgabe, die Bibliothek der technischen Hochschule unter Mitwirkung des Directors und der Professoren erst zu schaffen, wofür ihm reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden. Leider war die Verwaltung der Bibliothek, wozu er vermöge seiner Erfahrung, die er als Assistent gemacht hatte, und auf Grund seiner umfassenden Sprachkenntnisse besonders geeignet war, wieder eine starke Belastung für B.; er überwand sie aber mit der ihm eigenen Pflichttreue und Arbeitskraft, sowie in dem erhebenden Bewußtsein, nunmehr eine Stellung erlangt zu haben, welche allen seinen Wünschen entsprach und ihm auch gestattete, in kurzer Zeit die Schulden zu bezahlen, die er behufs Vollendung seiner Studien machen mußte, und die er aus dem bekannten kargen Assistentengehalte unmöglich bezahlen konnte. Im J. 1881, wo B. den ersten musterhaften Katalog drucken ließ, umfaßte die Bibliothek schon 5786 Nummern in 16 000 Bänden, und bei seinem Rücktritte von derselben (1890) etwa 8700 Nummern in 24 000 Bänden. Dabei sind die zahlreichen technischen Werke, welche in den Fachbibliotheken der Abtheilungen und Institute stecken und von den Conservatoren der letzteren verwaltet werden, nicht mitgezählt. Daß aus diesem Nebenamte dem Oberbibliothekar mancherlei Verdrießlichkeiten erwuchsen, war selbstverständlich und kommt überall vor; wer aber andere Bibliotheken gleicher Art gesehen und benützt hatte, sprach gegen den Director die Ueberzeugung aus, daß an keiner derselben eine größere Ordnung und Pünktlichkeit zu finden war als an jener der technischen Hochschule zu München unter Bischoff's Verwaltung. Das Jahr 1872 brachte dem vortrefflichen Gelehrten und Forscher B., der nun 45 Jahre alt war, kurz nach einander zwei Ehrungen: zuerst wurde er im August bei dem großartig gefeierten 400jähr. Stiftungsfeste der Ludwig-Maximilians-Universität von deren philosophischer Facultät zum Ehrendoctor und dann im December von Sr. Majestät dem König zum ordentlichen Mitgliede des von dem kgl. Staatsminister Freiherrn v. Lutz geschaffenen und geleiteten obersten Schulrathes ernannt, dem die fachmännische Leitung und Bearbeitung der Angelegenheiten der humanistischen und technischen Mittelschulen obliegt. In dieser neuen Stellung konnte B. nicht bloß seine zwanzigjährigen reichen Erfahrungen im Lehramte, sondern auch seine

gründlichen Sprachkenntnisse, von denen am Schlusse noch kurz die Rede sein wird, zur Geltung bringen: sei es in den wöchentlichen Sitzungen, welche im Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten stattfanden, oder bei den Schulvisitationen, die eine wesentliche Aufgabe der Mitglieder des Oberschulrathes bilden, oder bei den Berathungen über die Schulordnungen der gelehrten und technischen Mittelschulen, und er that dieses in so einfacher und bescheidener Weise, daß der vorsitzende Herr Staatsminister wiederholt gegen mich, den Verfasser dieser Lebensbeschreibung, äußerte, es sei ihm in seiner langen Ministerlaufbahn noch kein Mann vorgekommen, der bei gleich eminentem Wissen und Können so selbstlos war wie Professor B.

Im J. 1877 hielt sich derselbe in dem Landhause seines Collegen und Freundes Mozet zu Ambach am Starnberger See auf, als er eines Tages plötzlich von Athemnoth befallen wurde, die der herbeigerufene Arzt für eine Folge des im Vorjahre überstandenen Gelenkrheumatismus erklärte. Dieser Anfall war das erste Anzeichen eines an bedeutender Muskelschwäche leidenden Herzens, und von da ab waren die Tage, in denen sich der sonst so rüstige und abgehärtete Mann eines stetigen Wohlseins erfreute, gezählt. Sein Münchener Arzt rieth ihm dringend, die Thätigkeit als Lehrer längere Zeit auszusetzen, aber der seinem Lehrberufe ganz ergebene und von seinen Zuhörern hoch geehrte Professor hielt, den Eisbeutel auf dem Herzen, seine Vorlesungen fort bis zum 20. Juli 1878, wo er wieder nach Ambach ging, um dort Seebäder zu gebrauchen. Aber die hievon und von der reinen Gebirgsluft erwartete gute Wirkung blieb damals und in den folgenden zehn Jahren aus, in denen er unter großen Schmerzen und in gedrückter Stimmung getreulich seines Amtes waltete. Endlich mußte er sich doch entschließen, um Versetzung in den bleibenden Ruhestand zu bitten. Es geschah dieses am 2. April 1888. Das königl. Ministerium gewährte dem Bittsteller zunächst nur einen halbjährigen Urlaub; da sich aber nach Ablauf desselben keine Besserung des Leidens zeigte, so wurde B. infolge hoher Entschließung Sr. K. Hoheit des Prinzregenten unter wohlgefälliger Anerkennung seiner langjährigen ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Unterrichts unter Belassung in seiner Thätigkeit als Oberbibliothekar und Oberschulrath vom 1. November 1888 an in den bleibenden Ruhestand versetzt. Bei diesem Anlasse wollten der Director und die Professoren der technischen Hochschule den scheidenden Collegen durch ein mit ihren Photographien ausgefülltes Album und eine Adresse ehren, und es waren die hiefür erforderlichen ersten Schritte bereits gethan, als ich in meiner Eigenschaft als Director am 13. November einen Brief von B. erhielt, in welchem dieser alle ihm zugedachten Ehren so entschieden ablehnte, daß das beabsichtigte Unternehmen unterbleiben mußte. Uebrigens hätte ich die Ablehnung fast voraussehen können, da B. ungefähr zehn Jahre vorher meine und Professor Seidel's Absicht, ihn zum Mitgliede der K. B. Akademie der Wissenschaften vorzuschlagen, in ähnlicher wirksamer Weise durchkreuzte. In diesem letzteren Falle mag vielleicht doch das Gefühl, daß geschäftliche Arbeiten und Krankheit seine wissenschaftliche Schöpferkraft sehr beeinträchtigt haben, für ihn mitbestimmend gewesen sein. Den Ruhestand als Professor konnte B. kaum ein Jahr lang in erträglicher Gesundheit genießen, denn schon im J. 1889 gesellte sich zu seinem bisherigen Herzleiden noch ein heftiger Influenzaanfall, dessen Nachwehen nie mehr von ihm wichen. Folge davon war, daß er schon 1890 die Function eines Oberbibliothekars und 1891 auch das Ehrenamt eines Mitgliedes des Oberschulrathes niederlegen mußte, nachdem er sich mit Aufbietung aller Kräfte noch tapfer an den damals betriebenen Vorarbeiten zur Reorganisation der bairischen Mittelschulen betheiligt hatte. Alle Mitglieder des Ober-

schulrathes hegten den Wunsch, daß die schon vom kgl. Staatsminister Frhrn. v. Lutz anbefohlene und von ihnen vorgenommene strenge Prüfung des vom Münchener „Verein für Schulreform“ in Vorlage gebrachten Entwurfs einer sogenannten „Einheitsschule“ von B. in einem Memorandum dargelegt werde, weil keines von ihnen gleich umfassende Studien in Mathematik, Naturwissenschaften und Philologie gemacht und praktische Erfahrungen in den Lehrfächern der technischen und gelehrten Mittelschulen sich erworben hätte wie er. Hienach hat der oberste Schulrath den vom genannten Verein vorgelegten Plan einer Neugestaltung der humanistischen Gymnasien, welcher auf der „Einheitsschule“ mit sechs Cursen beruhte, einstimmig verworfen und die Beibehaltung der bisherigen Grundlagen des Studienbetriebs, nämlich die Ertheilung des lateinischen Unterrichts durch alle neun Classen und des griechischen in den oberen sechs Classen unter der Bedingung empfohlen, daß der Umfang des Unterrichts in den alten Sprachen, namentlich der griechischen, wesentlich beschränkt werde. Der Nachfolger des Frhrn. v. Lutz, kgl. Cultusminister v. Müller ging auf die Vorschläge seines Oberschulrathes ein und ließ sie im J. 1891 mit einigen Erweiterungen den damals gepflogenen Schlußverhandlungen dieses begutachtenden Collegiums zu Grunde legen, so daß die neugestalteten technischen und gelehrten Mittelschulen mit dem Studienjahre 1891/92 ins Leben treten konnten und nur noch der Vollzugsbedingungen bedurften, die nach Verfluß eines Jahres ertheilt wurden.

Nunmehr sei auch der außeramtlichen Thätigkeit Bischoff's, nämlich seiner Sprachkenntnisse und litterarischen Arbeiten gedacht. Dabei benützen wir Mittheilungen seines Neffen, des Studienlehrers Dr. Rötter in Bayreuth, in dessen Besitz die hierauf bezüglichen Bücher und Manuscripte des Verstorbenen übergingen. Den von seinem innigst verehrten Lehrer, Rector Dr. v. Bomhard in Ansbach empfangenen Anregungen folgend, blieb B. zeitlebens den classischen Studien treu. Zu einem vorzüglichen Lateiner herangebildet, schrieb er nicht bloß in der Oberclasse des Gymnasiums unter Bomhard's Aufsicht, sondern auch später gern lateinisch, und zwar mit einer Schärfe, Gewandtheit und Kraft des Ausdrucks, um die ihn mancher Philologe beneiden dürfte. Er übersetzte Stücke aus Tyrtaeos in lateinische Distichen und freute sich immer wieder an lateinischer Wiedergabe von Lieblingsstellen deutscher und fremder moderner Classiker. Er war begeistert von Sophokles, Aristophanes, Thukydides, aber Plutarch war sein Liebling. Von den Lateinern liebte er besonders Tacitus und Horaz, die er immer wieder las und stellenweise übersetzte. Dabei beschäftigte er sich viel mit Pausanias, Vergil und Sallust. Rhetoren wie Cicero und Demosthenes, und Poeten wie Euripides und Ovid war er durchaus abhold. Unter seinen Manuscripten befinden sich metrische Uebersetzungen der Wolken des Aristophanes und mehrerer Oden und Episteln des Horaz. Aus Pietät gegen seinen verstorbenen Bruder, den Maler Friedrich B., der auch das Ansbacher Gymnasium besucht und eine hochdeutsche Uebersetzung des niederdeutschen Reineke Fuchs hinterlassen hatte, ging unser B. auch an diese Dichtung, studirte ihre altfranzösischen Originale, arbeitete das Manuscript seines Bruders um und ließ im J. 1884 die erste Hälfte unter dem Titel „Reineke der Fuchs“ bei Th. Riedel in München im Druck erscheinen, seine einzige Veröffentlichung dieser Art. Ein angesehener Recensent sagt von ihr: „Vorliegende Arbeit legt man mit dem Bedauern aus der Hand, daß der Verfasser in ihr nur das erste Buch des Reineke behandelt hat. Derselbe gibt Geist und Form des Originals getreu und in schöner Sprache wieder“. Von seiner Kenntniß der modernen Sprachen führen wir nur folgendes an: er beherrschte das Spanische vollständig und schrieb correct das Französische, Englische und Italienische.

Zum gewandten Ausdruck in den letztgenannten drei Sprachen fehlte es ihm an Uebung, da er die Mittel nicht besaß, um sich einige Zeit in Frankreich, England und Italien aufzuhalten. Alle Hauptwerke der modernen Litteratur waren ihm aus eingehender Lectüre bekannt: so die spanischen Romanzen, die Dichtungen des Cervantes, des Boccaccio und Ariosto, die Werke des Macchiavelli, Voltaire, Rousseau, Pascal, Montesquieu, Rabelais, Molière und Beranger, die Chroniken und Geschichten von Froissart, Joinville, Villehardouin, Guillaume de Tyr u. A., die meisten altfranzösischen contes et fabliaux, die Dramen Shakespeare's, die Werke von Milton, Burns, Swift, Gibbon, Macaulay u. s. w. In dieser vielfachen und vielseitigen Lectüre suchte B. in schlaflosen Nächten, deren er nur zu viele durchzumachen hatte, Vergessen seiner Leiden und Erfrischung des Geistes.

Das häusliche Leben des Verstorbenen war von Anfang an ein höchst einfaches und blieb es bis zum Ende. B. blieb unverheirathet, weil er vor seiner Berufung an die Münchener technische Hochschule die hiefür erforderlichen Geldmittel nicht besaß und nach derselben fast alles, was ihm nach Bestreitung seiner geringen Bedürfnisse übrig blieb, auf Bezahlung seiner schon erwähnten Schulden, dann auf Unterstützungen naher Verwandter und anderer Hülfsbedürftigen verwendet werden mußte. Seinen Haushalt besorgte eine bejahrte brave Frau mit solcher Treue und Pünktlichkeit, daß er ihr, als sie in seinem Dienste das siebzigste Lebensjahr vollendete, ein Geschenk von 1000 Mark machte. Seinen Bruder, den schon genannten Maler Fr. Bischoff, als derselbe erkrankt war und in dem Krankenhause zu Erlangen untergebracht werden mußte, unterhielt er auf seine Kosten, bis er starb; eine Nichte ließ er an der Münchener Frauenarbeitsschule zur Lehrerin für dergleichen Lehranstalten ausbilden, und was er für arme Studirende und Gelehrte, sowie für wohlthätige Vereine that, entzieht sich unserer Kenntniß, da bei ihm die linke Hand nie wissen durfte, was die rechte that. Daß es aber nicht wenig war, was er in dieser Richtung spendete, ist aus einzelnen in Listen verzeichneten Gaben zu schließen. Als B. noch verhältnißmäßig gesund war, verbrachte er in jeder Woche einige Abende in heiterer Gesellschaft guter Freunde, und es war hiebei eine Lust zu sehen, wie er durch geschichtliche und andere Mittheilungen die Unterhaltung zu beleben wußte. Für wahres wissenschaftliches Verdienst hegte B. stets aufrichtige Hochachtung und er trug, soviel er konnte, zur Anerkennung desselben in weiteren Kreisen bei; scheinbare Verdienste aber, die nur auf äußeren Glanz berechnet waren, fanden bei ihm, der von aller Eitelkeit frei war und nur für die Wissenschaft arbeitete, keine Beachtung und manchmal eine schneidige Abfertigung. In den nachgelassenen Uebersetzungen fränkischer Schriftsteller aus den Zeiten der Kreuzzüge ließ er seinen Gefühlen freien Lauf, und was er da niederschrieb, zeugt von tiefer und warmer Empfindung für Freiheit und Menschenwohl und läßt seine Milde und Herzensgüte noch mehr erkennen, als der persönliche Verkehr mit ihm. Bischoff's Name wird in der Geschichte seiner Wissenschaft fortleben und von seinen Verwandten, Freunden, Collegen und Schülern bis an ihr Ende in treuem Andenken bewahrt werden. Seine Beerdigung fand am 18. Januar auf dem nördlichen Kirchhofe in München in feierlicher Weise statt, denn ein ansehnliches Trauergefolge erwies ihm die letzte Ehre und Namens des Lehrkörpers und der Studirenden der technischen Hochschule, ferner im Auftrage des früheren Directors derselben, der durch Unwohlsein verhindert war, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen, endlich von den Mitgliedern der mathematischen Gesellschaft und anderer Vereine wurden Kränze am Grabe niedergelegt, das eine einfache Säule aus Syenit bezeichnet.

Nach eigenen Erlebnissen und mit Benützung von Personalacten, sowie von Aufzeichnungen zweier Neffen des Prof. Bischoff und meines in der Allgemeinen Zeitung vom 4. Febr. 1893 enthaltenen Nachrufs.

Bauernfeind.

Bischoff: Theodor Ludwig Wilhelm B., geboren am 28. October 1807 zu Hannover, † am 5. December 1882 in München, zählt durch seine Sonderabhandlungen über die Entwicklung des Eies sowie die Gestalt und das Gewicht des Gehirns zu den hervorragendsten deutschen Anatomen des 19. Jahrhunderts. Der Trieb zu wissenschaftlicher Bethätigung war ihm angeboren. Sein Vater Christian Heinrich Ernst war Professor der Physiologie am medicinisch-chirurgischen Collegium zu Berlin, später der Pharmakologie und Staatsarzneikunde in Bonn, als Verfasser einer umfangreichen Lehre von den chemischen Heilmitteln, im Bann der Schelling'schen Naturphilosophie befangen (geb. 1781, † 1861). Der Sohn studirte in Bonn, Heidelberg, Berlin, wurde rasch hinter einander Dr. phil. (1829), Dr. med. (1832), Privatdocent in Bonn (1834), dann Professor (1836 a. o., 1843 o.) der Anatomie und Physiologie in Heidelberg. 1843—1854 wirkte er als ord. Professor der Anatomie und (seit 1844) der Physiologie in Gießen, 1854—1878 als Vertreter derselben Fächer in München. Seine wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten fallen in die Jahre 1834—1880. Sie zerfallen sowohl zeitlich als inhaltlich in drei Gruppen. Die des ersten Abschnitts bewegen sich auf dem Gebiete der physiologischen Chemie. Die wichtigste Leistung ist hier die Entdeckung der freien Kohlensäure und des Sauerstoffs im Blute (1837). Diese sowie einschlägige Arbeiten über den Stoffwechsel im Körper (1853) sind auf den innigen Verkehr mit Justus v. Liebig in Gießen zurückzuführen. Als Krönung des edlen Freundschaftsverhältnisses verfaßte B. eine Denkschrift über den Einfluß Liebig's auf die Entwicklung der Physiologie (1874). Die noch in Bonn begonnenen und bis an das Ende seiner amtlichen Thätigkeit in München reichenden Abhandlungen entwicklungsgeschichtlichen Inhalts behandeln die Entwicklungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen (1842), des Kanincheneies (1843), des Hundeeies (1846), des Meerschweinchens (1852), des Reheies (1854), die ersten Vorgänge der Befruchtung (1854), dann historisch-kritische Bemerkungen zu den neuesten Mittheilungen über die erste Entwicklung des Säugethiereies (1877). Der dritte Abschnitt war hauptsächlich Untersuchungen über die Gestalt, das Gewicht, das gegenseitige Verhältniß des Schädels und des Gehirns beim Menschen und den menschenähnlichen Affen gewidmet. Die reichhaltigsten Arbeiten dieses Gebiets sind die Abhandlung über die Schädel der menschenähnlichen Affen nebst 22 Steindrucktafeln mit naturgetreuen Abbildungen (Verlag der kgl. Akademie in München, 1867), dann die sorgfältige Arbeit über das Hirngewicht des Menschen. Ueberdies verfaßte er noch eine Reihe kleinerer Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften. Sie zeichnen sich sämmtlich, wie dies in der Anlage des Verfassers begründet war, durch besondere Gediegenheit aus. Mit großem Eifer widmete sich B. der Vervollständigung der ihm anvertrauten Sammlungen, dem Lehramt und der Ausgestaltung des Prüfungswesens. Die medicinische Prüfungsordnung für die drei bairischen Universitäten vom Jahre 1858, welche bis 1869 gültig war, hatte ihn zum Urheber. Aus dem regen, manchmal im Feuereifer für die Sache voreingenommenen Antheil an ärztlichen Standesfragen erklären sich seine kritischen Bemerkungen über das norddeutsche Reglement für die Prüfung der Aerzte vom 25. September 1869, die ziemlich gleichzeitige Schrift gegen das norddeutsche Gewerbegesetz (1871), dann die gegen das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen (1872).

R. v. Töply.

Bismarck: Otto Eduard Leopold Fürst von B., geboren am 1. April 1815 in Schönhausen, † am 30. Juli 1898 in Friedrichsruh.

Der Ort, von dem die Bismarcks den Namen tragen, liegt links der Elbe, auf altem Sachsenboden, jedoch schon nahe dem Strome, der einst die deutsche und die slavische Race von einander schied; und die Phantasie könnte uns wohl verlocken, die Ahnen des Vorkämpfers unserer Nation, des großen Polenfeindes unter den Colonisatoren zu suchen, die mit Schwert und Pflug gerüstet die deutschen Marken in die Wendengaue vorgeschoben haben. Doch treffen wir den ersten Vorfahren, den die Geschichte nennt, um 1270, Herbert von Bismarck, noch auf der deutschen Seite und unter den Stadtleuten, als wohlbegüterten Aldermann der Wandschneidergilde zu Stendal. Auch seine Söhne und Enkel blieben Städter, Rathsmannen und Mitglieder jener Gilde, und erst ein Urenkel, Claus der Aeltere, hat den Zweig der Familie, den er stiftete, aufs Land hinaus oder auch dahin zurückgeführt. Es geschah nicht freiwillig, sondern infolge des Aufruhrs der Zünfte, die 1345 in Stendal das Stadtregiment gewannen und jenen Bismarck mit anderen Patriciern zum Austritt zwangen. Er blieb darum doch zu seiner Stadt, in der seine Partei bald wieder obsiegte, in Beziehung und hat ihr mit Geld, vielleicht auch mit den Waffen, als Hauptmann des städtischen Heerbanns, gedient; sein Andenken haftet noch an dem Hospital St. Gertrud, das er auf eigenem Grunde vor den Thoren der Stadt erbaute. Als Besitzer der Herrschaft Burgstall, ein paar Meilen südlich von Stendal, mit der ihn Markgraf Ludwig der Aeltere belehnte, unter die „schloßgesessenen" Familien der Altmark erhoben, gehörten er und sein Haus fortan mit den Knesebecks, Jagows, Alvenslebens dem besseren Landadel an. In der wirrenreichen märkischen Geschichte jener Zeit hat sich dieser Ahnherr des Fürsten einen Namen gemacht. Neffe und Freund des Erzbischofs Dietrich von Magdeburg, ward er Hauptmann in dessen Stift; von jeher ein Anhänger des bayrischen Hauses, erscheint er in seinen alten Tagen als Hofmeister des Markgrafen Otto, zu der Zeit, da Kaiser Karl IV. diesem die Marken abgewann. Bemerkenswerth ist die Stellung der Familie in dieser Zeit zur Kirche: Nicolaus ebenso wie sein Vater Rudolf der Aeltere sind ihrem Bann verfallen, letzterer vielleicht darin gestorben; auch gegen zwei Enkel des ersten Besitzers von Burgstall, Claus und Henning v. Bismarck, hat die Geistlichkeit die schon stumpf gewordene Waffe gebraucht. Die Gründe lagen natürlich wesentlich in materiellen Interessen, doch spielen auch Beziehungen hinein, die auf tiefere Conflicte zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt zurückgehen. Rudolf den Aelteren traf der Bann mit dem ganzen Rath seiner Stadt, weil sie eine Schule gegen den Willen des Domcapitels gegründet hatten; und wenn Claus der Aeltere nach dem Tode seines Oheims mit der Magdeburger Pfaffheit anfänglich auch nur um der Ansprüche willen aneinander gerieth, die er oder sie von seiner Hauptmannsstellung her erhoben, so vergiftete sich der Streit für ihn doch dadurch, daß er als Anhänger seines Markgrafen den Pfaffenkaiser gegen sich hatte, der in seinem Feldzuge gegen Otto Roms Hülfe wider alle Bayrischgesinnten „als gegen Meineidige und Verächter der Römischen Kirche" herbeirief.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hauses beginnt mit der Umsiedlung nach Schönhausen. Auch diese aber war nicht ganz freiwillig: erst wiederholtem Andrängen gaben die Bismarcks nach, als sie den wald- und wildreichen Besitz von Burgstall den Hohenzollern überließen und dafür die Güter Schönhausen mit Fischbeck, und Crevese mit Briest und Döbbelin eintauschten. In der Familie hat man sich mit dem Besitzwechsel niemals recht

ausgesöhnt; der Minister hat oft des Verlustes der schönen Forsten, in denen er selbst, denn es sind die um Letzlingen, nur noch als Gast seiner königlichen Herren hat jagen dürfen, mißbilligend und bedauernd gedacht; „rein aus Jagdneid", sagte er einmal halbscherzend bei Tisch in Versailles, hätten die Hohenzollern seine Familie um die schöne Herrschaft gebracht. Ueberhaupt hielten sich die Bismarcks, die mit ihrer Landschaft verwachsen blieben, unter dem neuen Herrscherhause lange fern vom Fürstendienst, mehr wol noch als andere Familien der Altmark. Zwar gehörten sie nicht zu dem Anhang der Quitzows; von den beiden Brüdern Claus und Henning v. Bismarck hat der eine den neuen Markgrafen mit seinem Credit unterstützt, der andere 1414 in dem Lehenhof gesessen, der über Werner v. Holzendorf wegen Aufnahme des flüchtigen Dietrich v. Quitzow das Schuldig aussprach. Aber im Dienste der hohenzollernschen Kurfürsten finden wir durch mehrere Generationen hindurch nur zwei Brüder, und diese nur in geringer Stellung. Im 17. Jahrhundert stellte das Geschlecht manchen Officier, auch diese aber meist in den unteren Rängen. Das Landrathsamt der Altmark, das zwei von der Schönhauser, Einer von der Creveser Linie inne hatten, diente damals noch mehr den ständischen Interessen als denen der Centralregierung. Noch 1722 nennt Friedrich Wilhelm I. die Bismarcks unter den renitenten Adelsgeschlechtern, denen man den Kitzel der Opposition gegen ihren Landesherren austreiben müsse. Zwanzig Jahre später aber vergoß ein Sohn des Hauses sein Blut für die Krone der Hohenzollern. Es war August Friedrich, der Urgroßvater des Fürsten, derselbe, der die pommerschen Güter an sein Haus gebracht hat. Er ward als Oberst der Ansbach-Bayreuther Dragoner bei Chotusitz verwundet; auf dem Transport machten feindliche Husaren den Wehrlosen nieder. Seine Söhne und Enkel dienten sämmtlich in der Armee, auch Karl Wilhelm Ferdinand, der Vater des Fürsten, der noch unter dem großen König eintrat und unter dem Nachfolger den Krieg gegen Frankreich mitmachte. Während aber seine beiden Brüder Berufsofficiere blieben, nahm er nach dem Frieden von Basel als Rittmeister seinen Abschied und lebte fortan, fern vom Hof- und Staatsdienst, wie seine Vorfahren als Landedelmann auf Schönhausen. Auch der Wiederausbruch des Krieges gegen Frankreich bewog ihn nicht, die Waffen wieder zu ergreifen; gerade damals, im J. 1806, gründete er sich vielmehr den Frieden des Hauses; der Fünfunddreißigjährige führte eine um 18 Jahre jürgere Frau aus bürgerlichem Hause, die Tochter des königlichen Cabinetsrathes Mencken heim. Ein Schritt, der, so gefeiert die Schönheit der Demoiselle Mencken und so angesehen übrigens ihr Vater sein mochte, dennoch auffallen muß und wohl als ein Beweis dafür gelten kann, daß auch Herr v. Bismarck selbst bereits in den aufgeklärten Anschauungen aufgewachsen war, die in dem Hause der Braut heimisch waren.

Jugendjahre.

Diese Gesinnung beider Eltern, die ja der Fürst in seinen Denkwürdigkeiten selbst bezeugt hat, trat auch in der Erziehung der Söhne, zumal bei der Wahl ihrer Lehrer zu Tage, als sie den Knaben nach Berlin in das Plamann'sche Institut gaben, das im Sinne der Erziehungsgrundsätze Jahn's und Pestalozzi's seine Zöglinge zu mannhaften Deutschen heranbilden wollte, zu einer Zeit, da die Regierung bereits die Wege der Reaction beschritten hatte. Auch auf dem Gymnasium und in der Pension beim Professor Bonnell athmete Otto v. B. bürgerliche Luft, ja es ging durch diese Kreise,

als er in den höheren Classen war, schon etwas von dem scharfen Hauch, der sich von der Erhebung der Griechen und dem Umsturz des bourbonischen Königsthrones her erhob. In der Seele des Knaben und Jünglings hat sich zwar, wie es scheint, schon frühzeitig etwas wie ein Gegenstreben gegen die Anschauungen und Anordnungen der Eltern geregt, er wäre lieber zu dem Waffenhandwerk der Altvorderen erzogen worden; aber dem mächtigen Andrange der mit der nationalen Bewegung verbündeten liberalen Gedanken konnte er theoretisch nicht viel entgegensetzen, und waren es, wie er selbst erzählt, burschenschaftliche Empfindungen, mit denen er Ostern 1832 die Universität in Göttingen bezog; er hatte fast Lust, in die Burschenschaft einzutreten. Wenn er diese Absicht bald aufgab, so bewog ihn hierzu zunächst der Anstoß, den er an den Umgangsformen ihrer Mitglieder nahm, die sich mit den Gewohnheiten seiner Kreise wenig deckten. Daneben aber irritirte ihn bereits der unreife Radicalismus, der seit der Julirevolution in der Burschenschaft um sich gegriffen und sich gerade in Göttingen, nicht lange bevor B. dahin kam, in einem Studentencrawall Luft gemacht hatte. In sein erstes Semester fiel das Hambacher Fest, in sein drittes der Frankfurter Putsch, die Erstürmung der Hauptwache in der Bundesstadt durch Studenten, unter denen auch zwei Göttinger waren. Beide Ereignisse machten auf B., wie er in den Gedanken und Erinnerungen erzählt, einen abstoßenden Eindruck. Es waren die rheinbündlerischen, kleinstaatlichen Gebiete, in denen die nationale Bewegung besonders hohe Wellen schlug, und der antipreußische Charakter, den sie fast durchweg trug, verletzte den jungen Altmärker, dessen preußisch-monarchische Gefühle durch seine liberale Erziehung doch nicht ausgetilgt waren und sich auf der kleinstaatlichen Universität und in der ihm unsympathischen Umgebung um so stärker geltend machten. Auch das Leben im Corps, dem B. erst im Juli 1832 beitrat, hat, ein wie flotter Bursch er sein mochte, doch nicht tiefer auf seine Anschauungen eingewirkt; Freunde fürs Leben hat er nicht in ihm gewonnen. Den ihm zusagenden Umgang boten ihm mehrere junge Amerikaner, mit denen er sein Englisch übte, den Shakespeare las und den Tag der Unabhängigkeitserklärung ihres Landes feierte. Die nie ausgetragene Wette, die er mit dem Einen von ihnen, Amory Coffin, auf Deutschlands baldige Einigung abschloß, beweist, daß er den Freunden gegenüber sein Nationalgefühl nicht vergaß; andererseits wird man annehmen dürfen, daß sich an ihrem stolzen Vaterlandsempfinden gerade auch sein preußisches Staatsbewußtsein emporgerichtet hat. Mit ihnen blieb er, wie anzunehmen, auch als Corpsstudent im Verkehr, und den ihm liebsten, John Lotrop Motley, fand er in Berlin wieder, wohin er im Herbst 1833 zurückkehrte; er hat dort mit ihm und einem andern Göttinger Freunde, dem Esthländer Graf Keyserling, in demselben Hause, in der verengerten Friedrichsstraße, gewohnt; sie beide sind ihm fürs Leben verbunden geblieben.

Die Richtung, die seine Entwicklung in Göttingen genommen hatte, konnte durch die Eindrücke, die er in Berlin empfing, nur gefördert werden. Den einheimischen Kreisen, in die er dort eintrat, fehlten die bürgerlichen und liberalen Elemente, die ihn auf der Schule und der fremden Universität umgeben hatten. Seinen Umgang bildeten neben jenen Ausländern meist Söhne des preußischen Beamtenadels, wie Canitz, Savigny, Harry von Arnim, die ihm zum Theil von der Schulzeit her bekannt waren und gleich ihm sich dem diplomatischen Dienst widmen wollten. Bei Hof, wo er nach dem ersten Examen Zutritt erhielt, wehte, denn es war die Zeit der erneuten Demagogenverfolgung, eine scharf reactionäre Luft; die Regierung lehnte sich wieder eng an die Ostmächte an und stand den nationalen Hoff-

nungen feindlich gegenüber. Aus dieser Atmosphäre trat B. auch in dem flotten Cavalierleben in Aachen, wo er als Referendar unter dem Oberpräsidium des Grafen Arnim von Boitzenburg arbeitete, nicht heraus, und sie umfing ihn wieder in Potsdam, wohin er sich im Herbst 1837 versetzen ließ, um dort zugleich von Ostern ab bei den Gardejägern sein Jahr abzudienen: Alles Eindrücke, welche die preußische Grundfarbe seiner Empfindung verstärken mußten. An der Absicht, in die Diplomatie einzutreten, hielt er noch fest, obgleich er sein diplomatisches Examen auf den Rath des Ministers Ancillon hinausschob, um sich zunächst die Assessorstellung zu sichern. Es geschah dies vielleicht schon mit im Hinblick auf die mißliche Wendung, welche in der Vermögenslage der Eltern eingetreten war, und die diese noch in demselben Jahre bewog, ihre Söhne aus der Laufbahn, für die sie bestimmt waren, herauszunehmen und sie mit der festgefahrenen Bewirthschaftung der pommerschen Güter zu betrauen. Otto v. B. hat ihren Wunsch gern erfüllt, ja er ist ihnen weiter entgegengekommen als sie verlangten. Sie wären wol bereit gewesen, die Güter dem ältesten Sohn, der es überdies wünschte, allein zu übertragen und den Jüngeren im Staatsdienst zu lassen. Aber die Schreibstubenluft war diesem von jeher zuwider gewesen, und er selbst wollte schon gar nichts anderes werden als Landmann. Vor den Verwandten, die ihn zurückzuhalten suchten, indem sie ihm eine glänzende Laufbahn prophezeiten, begründete er seinen Entschluß auch mit seinem politischen Glauben, der dem von dem Gouvernement anerkannten wesentlich zuwiderlaufe und ihn häufig in Conflicte mit seinen Vorgesetzten oder dem eigenen patriotischen Gewissen bringen würde, in Wendungen, die noch liberal genug lauten und wie ein Nachhall von Gesprächen mit seinen angelsächsischen Freunden klingen. Aber wir werden ihm kaum Unrecht thun, wenn wir sagen, daß es doch weniger die politische Doctrin war, die ihn bestimmte, als die Gefühle stolzer Unabhängigkeit und der angeborene Herrschersinn, dem die Fesseln, in die ihn der preußische Verwaltungsdienst schlug, unerträglich dünkten. Er selbst gesteht, daß er sich von dem Wunsche, ja der Leidenschaft, zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden, nicht frei wisse, und daß manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfassung, wie Peel, O'Connel, Mirabeau, eines Mitarbeiters bei energischen politischen Bewegungen, auf ihn eine, jede Ueberlegung ausschließende Anziehungskraft ausüben würden, wie das Licht auf die Mücke. Aber auf dem breitgetretenen Wege der Beamtencarriere durch Examen und Connexionen wollte er keine Erfolge; in dem engen Gegitter der altpreußischen Bureaukratie konnte dieser junge Aar seine Fittige nicht frei entfalten, und so entriß er sich dem alten Staate, noch bevor dieser in sich selbst zusammenstürzte. Er glaubte damit den Staatsdienst auf immer quittirt zu haben; wie Luther die Einsamkeit des Klosters, so suchte B. die in der Jugend schmerzlich entbehrte Freiheit des Landlebens auf, auch er ohne Ahnung, zu wie großen Dingen ihn das Schicksal bestimmt hatte. „Auf dem Lande“, so schreibt er in seinen Erinnerungen, „dachte ich zu leben und zu sterben, nachdem ich Erfolge in der Landwirthschaft erreicht haben würde, vielleicht auch im Kriege, wenn es einen gäbe. Soweit mir auf dem Lande Ehrgeiz verblieb, war es der des Landwehr-Lieutenants“. Zunächst ließ er sich in das pommersche Jägerbataillon nach Greifswald versetzen, um dort sein Jahr auszudienen und zugleich etwas von der Theorie der Landwirthschaft auf der Akademie zu Eldena zu profitieren. Der Tod seiner längst kränkelnden Mutter zu Neujahr 1839 konnte den gefaßten Entschluß nur verstärken: der Vater siedelte mit der Tochter Malvine nach Schönhausen über,

die Söhne übernahmen zu Ostern die Güter im Naugarder Kreise und richteten zunächst in Kniephof einen gemeinsamen Haushalt ein.

Es war ein Jahr bevor durch den Tod Friedrich Wilhelm's III. für Preußen die Wendung eintrat, vor der der alte König es mit ängstlicher Sorge, aber wachsendem Unvermögen zurückgehalten hatte: die deutsche Bewegung begann den patriarchalischen Staat der Hohenzollern zu überwältigen. Der neue König selbst gab den Anstoß; vom ersten Moment an erfaßte er seine Aufgabe im Sinne des nationalen Gedankens, der ihn seit Jahren, recht im Gegensatz zu seinem Vater, beherrscht hatte. Friedrich Wilhelm IV. glaubte darum nicht den Traditionen und den Rechten seines Hauses untreu zu werden oder die Freundschaft zu den alten Verbündeten Preußens, Rußland und Oesterreich aufgeben zu müssen; er meinte vielmehr Alles vereinigen zu können, die Erfüllung der deutschen Hoffnungen und die Ziele der heiligen Allianz, die Begründung freiheitlicher Institutionen und die Bekämpfung der Revolution, die Zerbrechung der Bureaukratie und die absolute Gewalt seiner Krone. Daß er damit Widersprüche weckte, die unversöhnlich waren und den Staat mit Zersetzung bedrohten, blieb ihm verborgen; es ist ihm selbst dann kaum bewußt geworden, als er von den Geistern, die er losgebunden, zu Boden geworfen war. Zunächst aber trug ihn sein nicht geringes Selbstgefühl und der starke, enthusiastische Glaube an seine Ideale über alle Anfechtung, die er von rechts und links erfuhr, hinweg; er glaubte noch an einen siegreichen Fortschritt seiner Ideen, als er bereits der römischen Curie und der constitutionellen Partei gegenüber in der Niederlage und im vollen Rückzuge war, und wähnte, die Leitung der Dinge noch in der Hand zu haben, als ihn die feindlichen Strömungen schon weit mit sich fortgerissen hatten.

Wie hat sich nun B. zu dem Ideenkreise des Königs, vor allem zu seinen ständischen Projecten gestellt, die ja das Verhältniß des Adels zu der Krone und dem Staate besonders nah berührten und es von Grund aus zu verwandeln drohten? Die wenigen Briefe, die wir von ihm aus diesen Jahren besitzen und die meist an den Vater und die Geschwister gerichtet sind, lassen uns darüber ganz im Stich. Wie lebhaft sie auch seine Persönlichkeit kennzeichnen, den kernigen, an die englischen Vorbilder eines Fielding und Dickens erinnernden Humor, die Männlichkeit und die weltmännisch-freie Art des Auftretens, das frische, urwüchsige Empfinden, die Freude am Landleben, das innige Verhältniß zu den Seinen, vor allem zu der geliebten Schwester, suchen wir doch in ihnen vergebens nach einer Aeußerung, die uns seine Auffassung der staatlichen Verhältnisse verriethe. In den „Gedanken und Erinnerungen" hat B. seine Stimmung zu jener Zeit als eine ständisch-liberale bezeichnet; in Pommern habe er für dieselbe kaum Theilnahme und Verständniß gefunden, in Schönhausen aber die Zustimmung von Kreisgenossen wie Graf Wartensleben-Karow, Schierstädt-Dahlen und Anderen; erst die ihm unsympathische Opposition des Ersten Vereinigten Landtages habe ihn davon abgewandt. In der That macht er noch in einem seiner ersten Briefe vom Vereinigten Landtag einen Unterschied zwischen sich und den Ultra-Conservativen und bemerkt, daß er sich bemühe, sie soviel wie möglich vom Durchgehen und ungeschickten Seitensprüngen abzuhalten. Indessen jener Ausdruck ist zu unbestimmt, als daß damit viel anzufangen wäre. Richtig ist daran, daß der alte Widerwille Bismarck's gegen die Bureaukratie auf dem Lande, z. Th. durch persönliche Erfahrungen, Conflicte, in die er als Stellvertreter seines Bruders als Landrath im Naugarder Kreise mit der Stettiner Regierung gerieth, noch gewachsen war, und daß er niemals ein Anhänger des Absolutismus gewesen ist. Aber Beides theilte er mit dem König und dessen Gesinnungs-

verwandten, den Gerlachs; es gehörte zu den nicht wenigen Punkten, in denen sich die Romantiker und die Liberalen berührten. Vielleicht aber darf man sagen, daß sich die politische Auffassung Bismarck's schon vor dem Vereinigten Landtage mehr nach rechts verschoben hat, und zwar etwa gleichzeitig mit der Abwandlung seiner religiösen Ueberzeugungen, über die uns seine Werbung um die Hand Johanna's v. Puttkamer und die Briefe an die Geliebte jüngst so überraschenden Aufschluß gegeben haben. Den liberalen Anschauungen, in denen er aufgewachsen war, hatte auch die frühere Richtung seiner Religiosität entsprochen. Die Eltern waren beide Kinder der rationalistischen Epoche gewesen. Mit dem Vater hatte B. niemals über Glaubenssachen gesprochen: sein Glaube, schreibt er der Braut, sei wohl nicht der ‚christliche' gewesen; er habe so auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit vertraut, daß ihm alles Andere als dieses Vertrauen überflüssig erschienen sei. Die Mutter erbaute sich gern an Zschokke's „Stunden der Andacht"; dabei schwärmte sie, ein seltsamer Widerspruch, wie der Sohn sagt, zu ihrer sonstigen kalten Verstandesnatur, für Swedenborg, die Seherin von Prevorst und Mesmer'sche Theorien, wie auch für die Phantastik Schubert's und Justinus Kerner's; zur Kirche ging auch sie nicht. Den Confirmandenunterricht hatte B. durch Schleiermacher erhalten; aber an die Confession vermochte ihn der große Theologe nicht zu fesseln; vielmehr hat er sich gleich nach der Einsegnung mit bewußtem Entschluß von dem Glauben seiner Kindheit losgerissen, weiter, als es nun doch seiner Mutter recht war, die ihm ernste Vorstellungen über seinen Unglauben machte; bei Hegel und Spinoza, später, schon auf dem Lande, in Schriften von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer suchte er die Klärung und Beruhigung, die ihm die überlieferte Religion nicht mehr bieten wollte.

Nun aber begannen auch die Illusionen, mit denen er anfangs die Freiheit des Landlebens begrüßt hatte, zu verblassen; weder die Berufsarbeit noch die Vergnügungen, in denen er Zerstreuung suchte, und er scheint es zu Zeiten arg genug getrieben zu haben, noch auch die Reisen, die ihn im Sommer 1842 nach England, Frankreich und der Schweiz, zwei Jahre später nach Norderney führten, vermochten ihn zu befriedigen; einen Versuch, den er 1844 noch einmal mit dem Staatsdienst machte, gab er nach einigen Monaten bei der Regierung in Potsdam wieder auf. So gerieth er in einen Zustand innerer Gährung, peinigender weltschmerzlicher Stimmungen, den er in den Brautbriefen mit sehr dunkeln, vielleicht allzu dunkeln Farben geschildert hat. Denn wenn wir daneben die Briefe halten, die er in den Jahren vor der Verlobung an den Vater und die Geschwister geschrieben, mit ihrer sprudelnden Lebenslust und Laune, der Innigkeit und dem Zartsinn, die jede Zeile athmet, so dürfen wir doch wol sagen, daß der Leidenschaft des Verliebten in dem sonnigen Glück der Brautzeit das frühere Dasein verlassener und friedloser erschien, als es in der That gewesen ist, und daß es mindestens ebenso sehr das Sehnen nach dem Glück des Hauses und der Liebe war, und der unbefriedigte Thatendrang des jungen Feuergeistes, was damals in Bismarck's Seele stürmisch nach Licht und Luft rang, als das Verlangen nach religiöser Belebung.

Die erste Wendung brachte in sein Leben die Erneuerung der Bekanntschaft mit einem Freunde aus den Kinderjahren, Moritz v. Blanckenburg, der in Stettin bei dem Oberlandesgericht arbeitete und als Gutsherr auf Cardemin noch zu den Nachbarn von Kniephof gehörte. Durch ihn kam B. nach Trieglaff, dem Nachbargute von Cardemin, in das Haus Adolf's v. Thadden, mit dessen Tochter Marie sich Blanckenburg im März 1842 verlobte. Thadden war das Haupt eines eng verbundenen Kreises, in dem die Orthodoxie

in Pommern zuerst Wurzel geschlagen hatte; er selbst hatte einen der Keime von Berlin her (denn er war ein Berliner, Sohn eines königlichen Flügeladjutanten, im Cadettenhause erzogen) dorthin übertragen. Es war schon vor mehr als zwanzig Jahren geschehen und eine Ausstrahlung der religiösen Erregung, welche die Epoche der Freiheitskämpfe entbunden hatte. Thadden, der selbst als blutjunger Officier mitgefochten und das Eiserne Kreuz erworben hatte, gehörte zu dem Kreise junger Officiere und Beamten, die wie die Gebrüder Gerlach, Plewe, Lancizolle, Christian Stolberg, theilweise von Schleiermacher angeregt waren, dann aber sich einem confessionell beengten, eifernden Pietismus ergeben hatten. So fromm Thadden übrigens sein mochte, war er doch keineswegs ein Kopfhänger, sondern heitern Sinnes, dem Leben zugewandt, von liebenswürdigem, etwas barockem Humor, wohl vertraut mit der schönen Litteratur; neben dem Neuen Testament hat er im Feldzuge auch Faust und Wallenstein im Tornister getragen; Clemens Brentano war sein Freund. Durch Heirath mit dem gesinnungsverwandten Fräulein v. Oertzen, deren Schwestern sich seinen Freunden Ludwig v. Gerlach und Ernst v. Senfft vermählten, kam er nach Pommern in den Besitz der Trieglaff'schen Güter. Auch die Brüder v. Below, die neben ihm den neuen Geist in Pommern heimisch machten, waren in Berlin erweckt worden. Diese brachten die sectirerischen Tendenzen, die der neuen Bewegung anhafteten, besonders zum Ausdruck; zwei von ihnen wurden Gichtelianer, der dritte hielt sich von jeder kirchlichen Gemeinschaft fern. Auch Thadden sonderte sich von der Kirche ab, so lange sie im Sinne der Aufklärung geleitet wurde: die Predigten seines Pfarrers vermied er; als ihm seine Tochter Marie geboren wurde, mußte sie ihm ein fremder Geistlicher taufen; auch die Sacramente ließ er sich und den Seinen nur von der Hand gläubiger, oft weither geholter Pastoren reichen; den Gottesdienst pflegte er lange ohne Geistlichen in seinem Hause zu feiern, oder er versammelte im Dorf und auf den Nachbargütern die Gläubigen zur Erbauung, mit lautem Singen und Beten; er oder einer seiner adligen Freunde hielten die Predigt. Anfangs geschah Alles unter heftigem Widerstreben des Kirchenregiments; Thadden hat manchen Thaler Strafe wegen unbefugten Gottesdienstes zahlen müssen. Aber er trat aus der Kirche nicht aus, sondern suchte sie von seinen pietistischen Conventikeln her zu erobern. Bald ergriff die Bewegung weitere Kreise; seine Bauern und Tagelöhner, denen er ein wohlwollender und stets hülfsbereiter Herr war, hielten ganz zu ihm; zahlreiche Pastoren schlossen sich an, als einer der ersten ein Pfarrer Dummert in Cammin, den Thadden nach dem Tode des rationalistischen Ortsgeistlichen in Trieglaff zu sich berief. Als B. mit ihm befreundet wurde, stand der gottselige Edelmann auf der Höhe seines Einflusses; zu den kirchlichen Conferenzen, die er Jahr um Jahr in seinem Hause abhielt, strömten Laien und Geistliche von nah und fern zusammen; sein Name war eine Macht geworden und weit über Pommerns Grenze genannt; die Zeit war nicht mehr fern, wo sich die pommersche Kirche in der That mit dem Geiste dieser pietistischen Orthodoxie erfüllen sollte. Dies also war der Kreis, in dem der junge Blanckenburg aufgewachsen war; er hatte sich niemals von ihm losgemacht und trat nun mit ungebrochener Weltanschauung dem zweifelnden, schwankenden Freunde entgegen, eifrig bemüht, ihn zu sich hinüberzuziehen. Zunächst doch ohne Erfolg. Wie wohl sich auch B. in dem nicht nur geistlich, sondern auch litterarisch und politisch angeregten Kreise fühlen mochte, und wie tief der Eindruck war, den das innige, von einer friedevollen Religiosität getragene Zusammenleben dieser Häuser auf sein

unruhvolles und einsames Herz machte, konnte er sich doch nicht entschließen, den stolzen Nacken unter das Joch dieses engen Christenthums zu beugen. Noch im April 1845 lernen wir ihn in seiner skeptisch-ablehnenden Haltung kennen; er sei, schreibt er da mit kühler Ironie an seine Schwester, nach Cardemin geladen zu einem ästhetischen Thee mit Lectüre, Gebet und Ananasbowle. Jedoch was die Freundschaft nicht vermochte, erreichte die Liebe. Zu den ältesten Freunden des Thadden'schen Hauses zählten Heinrich v. Puttkamer auf Reinfeld im Kreise Bütow und seine gestrenge Frau Liutgarde; sie gehörten zu den ganz Frommen, ihre Religiosität war vielleicht noch um einen Grad pietistischer, mehr zum Quietismus hinneigend als die der Thaddens. Wie die Eltern, so waren auch die Töchter eng befreundet; B. mag also Johanna v. Puttkamer in Trieglaff schon bald nachdem er dort eingeführt war gesehen haben, sicherlich aber an dem Tage, da Marie Thadden und Blanckenburg Hochzeit machten, im October 1844. Das hohe Fest endigte mit einem Schauspiel des Schreckens, das allen Theilnehmern unvergeßlich blieb: von dem Feuerwerk, das den Neuvermählten zu Ehren im Parke abgebrannt wurde, flogen Funken auf die vollen Scheuern hinüber, und die von dem Sturm entfachten Flammen legten Hof und Dorf ganz in Asche; kaum daß Wohnhaus und Kirche gerettet wurden. In diesen Stunden der Freude und angstvoller Verwirrung ist vielleicht auch der Funke der Liebe in Bismarck's Herz gefallen. Aber recht gezündet hat er noch nicht; erst nach zwei Jahren ist die stille Gluth in mächtiger Flamme aufgelodert. Bei der weiten Entfernung Reinfelds von Trieglaff und Cardemin war ein häufiges Sehen ausgeschlossen, und im folgenden Herbst, nach dem Tode des Vaters, zog B. nach Schönhausen, wo ihn den größten Theil des Winters hindurch eine Fülle von Geschäften festhielt; unter anderem der Plan einer Reform der Patrimonialgerichte im ständischen Sinne, den er Ludwig v. Gerlach, damals Gerichtspräsidenten in Magdeburg, vorlegte und für den er mit Feuereifer warb und wirkte. Das Amt eines Deichhauptmanns, zu dem man ihn wählte, die Aussicht, in den Provinziallandtag berufen zu werden, schienen ihn auf immer an die Altmark fesseln zu sollen; er fühlte sich in dem neuen arbeitsreichen Wirkungskreis so wohl, daß er bald ernstlich daran dachte, seinen Wohnsitz dauernd auf dem Stammsitz der Familie zu nehmen, und eine neue Gelegenheit, in den Staatsdienst zu gelangen, die ihm sein Freund Senfft-Pilsach verschaffte, er wollte ihn nach Ostpreußen als königlichen Commissarius bei den Meliorationsarbeiten schicken, ausschlug; das bescheidene Loos, das sich ihm in der Heimath bot, verbunden mit der ziemlich sicheren Aussicht, bald in das Landrathsamt seines Kreises zu gelangen, schien ihm mehr werth zu sein, als die Hoffnungen, die ihm sein Gönner und Freund auf eine rasche Beförderung im öffentlichen Dienst machte. Ende Mai kam er auf einige Wochen nach Pommern. Damals ist er, wie es scheint, zu Pfingsten in Cardemin mit dem Fräulein v. Puttkamer zusammengetroffen und ihr im ernsten Gespräch über die sie trennenden religiösen Fragen näher getreten. Entscheidend wurde für ihn der Ausflug, den er im Sommer, schon wieder von Schönhausen aus, mit den Freunden aus Pommern, Blanckenburgs, denen sich Johanna v. Puttkamer angeschlossen hatte, und Anderen (auch ein junger Geistlicher, der spätere Missionsdirector Wangemann, war dabei) in den Harz machte. Dem Glück dieser Tage, deren er noch oft in den Briefen an die Braut mit Worten des Entzückens gedenkt, folgten Wochen schweren Kummers. Der Typhus, der damals in Pommern grassirte und auf den Gütern der Freunde, wie unter den eigenen Leuten Bismarck's in Kniephof schwere Opfer forderte, brach auch in Trieglaff aus; am 13. August erlag ihm der jüngste Sohn Thadden's, der von Stettin, wo er das

Gymnasium besuchte, krank nach Hause gebracht war; bei seiner Pflege steckte sich die Mutter an, legte sich und starb im October; an ihrem Bette holte sich Frau v. Blanckenburg den Keim der Krankheit, und nach schwerem Kampf erlag auch sie der Seuche, am 10. November. Diese trüben Ereignisse, die B., der seit dem Herbst wieder in Pommern war, aufs tiefste erschütterten, haben den Entschluß, der über sein Leben entschied, zur Reife gebracht. Bei der Nachricht von der tödtlichen Erkrankung der geliebten Freundin entrang sich ihm nach langen Jahren wieder das erste Gebet; ihr Tod brach, indem er das Gefühl der Leere, an dem er längst gekrankt, in ihm verdoppelte, die Schranken nieder, die ihn noch von dem Empfinden seiner Freunde trennten. Es war Alles in Allem: tiefes Mitleid mit dem Freunde und der eigene Schmerz, Liebe und Religion, was seine Seele füllte, in einem allmächtigen, ihn ganz bezwingenden Gefühl zusammenfloß und ihm den Muth gab, die strenggläubigen Eltern um die Hand des frommen Mädchens zu bitten. Sehr bald nach dem Tode der Frau v. Blanckenburg, in Zimmerhausen, wohin Puttkamers, vielleicht aus Anlaß des Begräbnisses, gekommen waren, hat er sich der Geliebten offenbart und ist ihrer Liebe gewiß geworden. Dem Vater gegenüber schwieg er noch, jedoch, wie er in dem Werbebrief bekannte, nur weil er mehr zu sagen hatte als er mündlich zusammenfassen konnte. Der Entschluß, den er damals faßte, Kniephof zu verpachten und ganz aus Pommern fortzuziehen, trieb ihn nur umsomehr an, sich Gewißheit zu verschaffen. Schon auf der Rückreise in die Altmark, und doch noch auf pommerscher Erde, von Stettin aus eröffnete er auch ihm sein Herz. Die Antwort, die er nach Schönhausen erbeten hatte, war nicht ganz frei von Zweifeln über den Ernst seiner Bekehrung, erlaubte ihm jedoch zu kommen; es scheint fast, als ob der alte Puritaner mit dem Neophyten noch eine Art Examen habe anstellen wollen. Es muß aber kurz genug ausgefallen sein, denn noch in der Stunde, da B. in Reinfeld eintraf, Dienstag den 12. Januar 1847, hielt er sein Glück in Händen.

Die Revolution.

Diese Beziehungen weisen uns auf Bismarck's Stellung zu den Fragen hin, welche damals das öffentliche Leben Preußens bewegten und in den ständischen Projecten Friedrich Wilhelm's IV. ihre Lösung finden sollten. Von jeher hatte sich der hinterpommersche Adel durch seine Anhänglichkeit an die Krone ausgezeichnet; ja man kann sagen, daß der Gemeingeist in diesen Bezirken der Provinz, wo der Adel noch ganz die sociale Führung hatte, die specifisch preußische Grundfarbe trug; auch die bürgerlichen Kreise, auf dem Lande wie in den Städten, hatten die Traditionen des altprotestantischen, patriarchalischen Königthums fester bewahrt, als es in anderen Provinzen auch des Ostens der Fall war. Gerade die Freunde Bismarck's waren auf dem Vereinigten Landtage die Führer dieser Richtung. Für die ständischen Reformen des Königs hatten sie nicht viel übrig; ihre localen Interessen sahen sie in ihrer Guts- und Kreisverfassung und in dem Stettiner Landtage genügend gewahrt, und ihr politischer Ehrgeiz ward in der Officiers- und Beamtenlaufbahn voll befriedigt. Noch weniger lagen ihnen die allgemein-deutschen Ideen Friedrich Wilhelm's am Herzen; und selbst die separatistische Richtung ihrer Religiosität unterschied sich in ihrem strengen Bekenntnißglauben von dem gemeinchristlichen Ideal, welches die Romantik ihres königlichen Herren anstrebte. Immerhin fühlten sie sich kirchlich und

politisch diesem viel näher als dem auflösenden Liberalismus, der das alte Preußen bedrohte, und die gemeinsame Abneigung hiergegen fesselte sie an ihn und seine Pläne; sie waren bereit sie anzuerkennen, weil der König es wünschte, aber sie hofften, gerade durch ihren Gehorsam ihn von weiteren Concessionen an die vorwärtsdrängenden Parteien zurückzuhalten.

So ungefähr war wol auch die Stimmung, in der B. dem Vereinigten Landtage entgegenging. Es waren die glücklichen Monate, da er mit seiner Braut correspondirte oder, wie im März und April des Jahres, bei ihr verweilen durfte. Er hätte wol Lust gehabt, in der Versammlung mitzuthun, wohin sein Schwiegervater und mancher seiner Freunde berufen wurden, aber da er bei der Uebersiedlung nach Schönhausen aus dem pommerschen Landtage ausgeschieden und in Sachsen nur als Ersatzmann eines Herren v. Brauchitsch fungirte, war dazu wenig Aussicht vorhanden, und andererseits fühlte er sich in Reinfeld bei der Braut und in Schwiegermutters guter Pflege zu behaglich, um sich sonderlich nach den Aufregungen der ständischen Debatten zu sehnen. So war es fast ein Zufall zu nennen, daß er, da Brauchitsch erkrankte, im Mai auf den Schauplatz berufen wurde, auf dem er zuerst die Augen der Welt auf sich lenken und in die Stürme seines Lebens hinaustreten sollte. Seine Stellung war von vornherein gegeben; er stand bei seinen Freunden und zögerte nicht, die gemeinsame Sache in aller Schärfe zu vertreten. Kein Geringerer als Leopold v. Gerlach hat die Disposition zu seiner ersten größeren Rede entworfen, in der er das Gottesgnadenthum der Krone und ihre Prärogative gegenüber den Ständen verfocht; und was er in einer späteren Debatte über Begriff und Aufgaben des christlichen Staates und die Stellung der Juden in ihm sagte, deckte sich fast mit den Erklärungen des pietistischen Ministers v. Thile und streifte nahe an die romantischen Vorstellungen seines königlichen Herren. So kann man den Gegnern nicht Unrecht geben, wenn sie B. mit Männern wie sein Schwiegervater und Thadden-Trieglaff auf eine Stufe stellten und ihn den Häuptern der Junkerpartei, den Ultraroyalisten zurechneten. Dennoch können wir in allen seinen Reden auf dem ersten Vereinigten Landtage schon einen ihm eigenthümlichen Ton wahrnehmen, und dieser kehrt so häufig wieder und wird von ihm so scharf und nachdrücklich angeschlagen, daß man in ihm leicht den Grundton seiner Empfindungen erkennt, neben dem die politische und kirchliche Orthodoxie, zu der er sich bekannte, fast als etwas Willkürliches, Angelerntes erscheinen will. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Berlin, am 17. Mai, kam er damit hervor, in einem kurzen Wort, das er dem ostpreußischen Abgeordneten v. Saucken entgegenwarf, als dieser in der Erhebung von 1813 neben dem Haß gegen die Fremdherrschaft auch den Wunsch nach inneren Freiheiten, nach einer Verfassung als ein wirksames Motiv ansprach: „als ob", rief B. dagegen aus, „die Bewegung von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte, und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen". Es war die Idee des Vaterlandes schlechthin, die er mit jenen Worten heraushob, als der Gemeinsamkeit, die alle Gegensätze in sich schließt, des Machtkreises, in dem alle Interessen und die Ideale der Parteien selbst sich vereinigen müssen. Seine Auffassung war,

ganz abgesehen von ihrem inneren Werth, auch unter dem historischen Gesichtspunkt ohne Frage berechtigter als diejenige, der sein Gegner Worte lieh, und in der sich nur die liberale Legende abspiegelte, die von den Alten wie den Jungen (Saucken selbst war ein Mitkämpfer gewesen) nachgesprochen wurde. Aber freilich bezog sie sich lediglich auf Preußen, und deckte sich mit der allgemeinen Tendenz seiner Partei, den Liberalismus zurückzudrängen. Für ihn war Ausland Alles, was jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle lag. Die Liberalen betonten das preußische Interesse vielleicht minder scharf als es sich mit ihrer Pflicht gegen das Wohl ihres Staates vertrug, aber um so stärker das deutsche, von dem sie doch das preußische umschlossen und getragen sahen. Sie knüpften ihre Bewilligung der Eisenbahnanleihe für Ostpreußen, welche nicht bloß für die Provinz, sondern für den Staat, auch unter dem Gesichtspunkt seiner europäischen Machtstellung, wie B. sofort hervorhob, ein dringendes Bedürfniß war, an die Gewährung ihrer vermeintlichen constitutionellen Rechtsansprüche; aber wenn B. dies Verhalten als den Versuch einer Erpressung brandmarken wollte, so übersah er, daß es für Preußen undenkbar war, die Führung der Nation zu übernehmen, ohne den liberalen Ideen bei sich selbst Raum zu geben. So zeichnet sich bereits in dem ersten Conflict, in den der junge Staatsmann mit der liberalen Majorität der preußischen Stände gerieth, der Kampf der Principien ab, in dem sein Leben aufgehen sollte, und den er in seiner Weise zur Lösung gebracht hat. Er hat ihn damals so wenig als Junker geführt wie jemals später; ausdrücklich berief er sich auf den Einklang seiner Ueberzeugungen mit der altpreußischen Volksmeinung, wie sie zumal in den mittleren Provinzen alle Classen der Bevölkerung beherrsche; nicht für die Privilegien seiner Kaste, sondern für die Macht der Krone, die den Sonderwillen der Junker zerbrochen hatte, trat er ein; aber immerhin war es der Staat, in dem der Adel der Krone zunächst gestanden und sich wenn nicht Vorrechte, so doch Vortheile genug conservirt hatte. Dem König selbst stand B. mit seinem schroffen preußischen Particularismus kaum weniger fern als den Liberalen, da ja auch Friedrich Wilhelm's Politik, wie bemerkt, die deutsch-nationale Idee zum Angelpunkt hatte; und wenn B. sich den ständischen Intentionen des Monarchen anschloß, so leitete ihn dabei wol weniger die Sympathie für Haller'sche Staatslehren als der Wunsch, seinen Herrn vor weiterem Herabgleiten auf der Bahn liberaler Bewilligungen zu bewahren und das preußische Element in seiner Politik zu verstärken. Zunächst blieb diese Berechnung, wenn er sie gemacht hat, ohne Erfolg. Die einmal entfesselte Bewegung ließ sich nicht mehr hemmen und trieb unter dem mitwirkenden Druck der allgemeinen Erschütterung, die das europäische System ergriffen hatte, auch den Staat Friedrich's des Großen der revolutionären Katastrophe zu.

B. war seit dem Schluß des Vereinigten Landtages dem öffentlichen Leben fern geblieben; am 24. Juli hatte er die Geliebte heimgeführt und nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise, auf der er in Venedig mit dem König zusammengetroffen und sehr gütig von ihm aufgenommen war, einen stillen Winter in Schönhausen verlebt. Wir wissen nur von einer kurzen Anwesenheit in der Hauptstadt bald nach Neujahr, wo er sich an Berathungen über die Gründung eines Organs seiner Partei betheiligte. „Von Berlin“, schreibt er noch am 10. Februar, „höre ich garnichts“. Aus dieser Einsamkeit schreckte ihn die Märzrevolution auf: nicht nur seine Partei, sondern die Krone und den Staat selbst, Alles, wofür er gestritten hatte und wofür er lebte, sah er mit einem Schlage im Wanken und vom Untergange bedroht. Oft genug ist die Frage aufgeworfen worden, ob schon damals, wenn nur ein Anderer als Friedrich

Wilhelm IV., wenn ein Staatsmann von Bismarck's Art die Zügel in der Hand gehabt hätte, die Einigung der Nation unter der hohenzollernschen Krone möglich gewesen wäre; und B. selbst ist in seinen Memoiren geneigt, sie zu bejahen. Ohne hier das Für und Wider dieses Problems besprechen zu wollen, müssen wir dagegen doch soviel sagen, daß der Bismarck von 1848 einen solchen Versuch jedenfalls nicht mitgemacht haben würde. Was er in diesen Tagen empfand und wie er handelte, hat er selbst mit hinreißender Kraft geschildert: er hat seine Bauern nach Berlin führen wollen und ist selbst hinübergeeilt, um ihre Hülfe anzubieten, er hat die Gardegenerale, die er in Potsdam traf, Prittwitz und den alten Möllendorff, wie auch Prinz Karl zu bewegen gesucht, den König mit Gewalt aus Berlin fortzubringen, und ein preußisches Banner gegen die erzwungenen Einräumungen aufzupflanzen. In jenem Moment, da die Grundvesten der Monarchie erbebten, dachte B. an alles Andere eher, als Preußens Kraft an die Lösung der deutschen Frage zu setzen; er wollte es vielmehr diesem Schicksal, dem es der König in denselben Stunden auszuliefern drohte (denn es war der Tag des Umrittes durch Berlin) entreißen. Der Kampf gegen die Revolution, die Rettung der preußischen Selbständigkeit war das Ziel aller seiner Gedanken; niemals ist er ein schärferer Gegner der deutschen Bewegung gewesen als in den Wochen, da Preußen in ihren trüben Fluthen begraben zu werden drohte. Es wäre, wenn er die Generale und die Brüder des Königs (denn auch zu Prinz Wilhelm wollte er vordringen, ward aber durch die Prinzessin daran verhindert) mit sich fortgerissen hätte, die Gegenrevolution geworden, der Weg, auf den sich der französische Adel hatte drängen lassen, als die bourbonische Monarchie dem Stoß der Revolution erlegen war. Prinz Karl war von jeher ein Feind der Verfassungsprojecte seines königlichen Bruders gewesen und der starrste Vertheidiger des altpreußischen Systems: aber diesem Vorschlage, der ihm die Rolle eines Prinzen Artois zuschieben wollte, versagte er sich; weil, wie er bemerkte, die Hauptsache in Wahrheit freiwillig von dem Könige schon am Vormittag des 18. März, vor dem Ausbruch des Kampfes eingeräumt wäre. Der Unterschied bourbonischer und der hohenzollernschen Denkweise, altfranzösischer und preußischer Staatsgesinnung wird uns an diesem Worte deutlich. Auch in Preußen hatte der König seine Partei im Stich gelassen: aber statt wie die Privilegirten in Frankreich Vergeltung zu üben und die Krone, die sich der Revolution ergeben hatte, zu bekämpfen, folgten der preußische Adel und sein prinzlicher Führer der Wendung, die Friedrich Wilhelm dem Steuer seines Staates gab; sie fügten sich der Autorität der Krone auch dann noch, als dieselbe ihre Basis verrückte und sich Interessen verband, die sie vorher bekämpft hatte. Keinem ist diese härteste Probe der Königstreue, des Gehorsams bis zur Selbstverleugnung, schwerer geworden als B., und es hat nicht an ihm gelegen, wenn seine Partei einschwenkte und davon abließ, dem König ihren Willen aufzwingen zu wollen. Aber es war auch Niemand von dem Gefühl der Gefahr, die Preußens Krone bedrohte, tiefer durchdrungen als er, und es gab kein Herz, das heißer für Preußens Macht und Ehre schlug, als das seine. Da ihm die Partei nicht folgte, erkannte auch er in dem Willen des Königs seine Schranke. Seine Ansichten hatten nicht gewechselt. In seinem Herzen wohnte tiefe Trauer. Der Schmerz, der ihm Seele und Körper erschütterte, brach heraus, als er am 2. April in dem Vereinigten Landtag, der noch einmal zusammengekommen war, um die Ueberleitung in das constitutionelle System zu vollziehen, auftrat, um fast als Einziger, nur Thadden-Trieglaff und ein paar Nächststehende hielten noch zu ihm, gegen die Adresse zu stimmen, worin die Abgeordneten dem

König den Dank des Landes für die März-Errungenschaften aussprachen: er konnte seine Erklärung, die er unter dem Murren und Gelächter der Versammlung vorbrachte, nicht zu Ende bringen; ein Weinkrampf überfiel ihn und zwang ihn, von der Tribüne herabzusteigen. Den Inhalt der Adresse jedoch nahm er an: weil er, wie er sagte, sich nicht anders helfen konnte, nicht freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände getrieben. Er stimmte gegen sie, weil er nicht danken konnte für das, was ihn mit Schmerz und Ingrimm erfüllte, aber er gab unumwunden zu, daß die Vergangenheit begraben und daß keine menschliche Macht im Stande sei, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen habe. Auch Deutschlands hat er damals gedacht, und gerade bei dem Satze, in dem er von der Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes sprach, erstickte ihm die Stimme: „Wenn es wirklich gelingt", so schloß er, „auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßigen Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!" Es war der Gedanke seiner Jugend; er hatte ihn auch in der Revolution nicht vergessen. Aber er sah die Einheit Deutschlands doch nur in der Einigkeit seiner Fürsten, in der Selbständigkeit mindestens Preußens, und jeder Versuch, der den freien Flug des preußischen Adlers hemmte, fand in ihm einen unversöhnlichen Gegner.

So lange nun die Revolution im Fortschreiten blieb, sah sich B. bei Seite gedrängt. Er räumte nicht das Feld, sondern führte den Kampf mit dem Wort und der Feder, zumal in der Kreuzzeitung, die er jetzt mit seinen Gesinnungsgenossen ins Leben rief, weiter; aber so lange der König sich von der Bewegung treiben ließ, gab es für den starren Preußen keinen Boden, auf dem er hätte stehen können. Bei der Bewerbung um einen Sitz in der Berliner Nationalversammlung, die er mit Nachdruck betrieb, erlag er. Dem König selbst gegenüber verharrte er lange in der frondirenden Haltung, die er noch Ende Juni in jener Scene auf der Terrasse von Sanssouci zum Ausdruck brachte, als er dem Monarchen ins Gesicht hinein den Vorwurf der Schwäche, die er durch die Räumung Berlins bewiesen habe, zu machen wagte. Aber die große Fluth lief so rasch ab wie sie gekommen war. Schon im Sommer 1848 nahm der König den Kampf mit den beiden Parlamenten auf, und alsbald sehen wir B. wieder an seiner Seite. An den „Hof- und Kammerintriguen", die im September zu der Ersetzung des Ministeriums Hansemann-Auerswald durch das des Generals Pfuel führten und, als dieses die Hoffnungen der Reaction täuschte, sofort von ihr wieder aufgenommen wurden, um Brandenburg an die Spitze zu bringen und den Gewaltstreich gegen die Nationalversammlung im November vorzubereiten, hatte er regen, wenn auch nicht den entscheidenden Antheil, der vielmehr dem General v. Gerlach gebührt. Mit diesem trat er in das intimste Verhältniß; er galt nicht bloß als sein Gesinnungsgenosse, sondern er war es. Sein Haß gegen die Bureaukratie war in der Revolution nur gewachsen und blieb Jahre lang in ihm lebendig; noch im Sommer 1850 hat er sie in einem Brief an Wagener als den Krebsschaden an dem Leibe Preußens bezeichnet, der den Staat umbringen werde, wenn er sich nicht durch einen heilsamen Gewittersturm davon befreie. In der Zweiten preußischen Kammer, in die er, ihm selbst unerwartet, im Februar 1849 gewählt wurde, sprach er fast noch schärfer als im Vereinigten Landtage für die eigentlich reactionären Forderungen, den Zunftzwang, die kirchliche Eheschließung und den christlichen Charakter des Staates. Aber sein Richtpol blieb dennoch auch in den Fragen der inneren

Politik der preußische Machtgedanke. Er stellte der constitutionellen Staatslehre nicht eine andere Theorie entgegen, wie Gerlach und der König, sondern die einfache Frage, ob sie für Preußen nützlich oder schädlich sei. Mit ihnen theilte er die Abneigung gegen den „Geheimrathsliberalismus", der Alles nivelliren und centralisiren wolle; und wenn er einmal die französische Freiheit als die chimärische Tochter des Neides bezeichnete oder für das historische Recht der corporativen Verbände und der patriarchalischen Gewalten im Staatsleben eintrat, so wiederholte er damit die Schlagworte der politischen Romantik. Aber sein Haß gegen die Bureaukratie wurzelte tiefer als in den Ideen der Reaction und dem Trotz des Junkers; er bekämpfte in ihr den unpreußischen Geist, der an den eigenen Staat nicht mehr glaubte und darum in dem Moment der Gefahr untreu und verzagt geworden war. Er selbst war an der Stärke Preußens seinen inneren und äußeren Feinden gegenüber keinen Augenblick irre geworden, und er sah garnicht oder wollte nicht sehen, daß der nationalen Bewegung, welche den Staat Friedrich's des Großen aus seinen Fundamenten zu reißen drohte, eine eigenthümliche Berechtigung und Bedeutung zukomme; nicht in den nationalen Principien, die er fast als die Phantasien weniger Ideologen behandelte, sondern in der Entfesselung der socialen Leidenschaften erblickte er die wirksamste Kraft der Revolution. Durch den Nebel der Phrasen, den Rausch der echten oder gemachten Begeisterung, durch alle tumultuarische Verwirrung, der sich Regierungen und Bevölkerungen unterwarfen, hindurch hatte er immer die Realitäten vor Augen, die materiellen Interessen und die socialen Differenzen, den Ehrgeiz der Parteiführer, den Neid und die Begehrlichkeiten der einflußlosen Masse, die historisch gewordenen, in der Gesellschaft und im Staat zusammengefaßten Machtverhältnisse. Gerlach stand er mit solchen Anschauungen immerhin noch näher als dem König, da auch der General die deutsche Politik Friedrich Wilhelm's bekämpfte; Radowitz war ihrer beider Gegner. Und darin lag wol der tiefste Grund, weshalb der Monarch in der Herbstkrisis 1848 es ablehnte, den Mann, der nichts als Preuße sein wollte, in das Ministerium zu nehmen, für das er ihm, es scheint durch Senfft-Pilsach, in Vorschlag gebracht war. Aber die Tapferkeit, womit der altmärkische Junker für das Recht und die Selbständigkeit der Krone stritt, mußte doch Friedrich Wilhelm imponiren; er wußte, daß er sich auf diesen Mann in jedem Fall verlassen konnte.

Ein solcher Moment trat ein im April 1849, als Friedrich Wilhelm die Kaiserkrone von sich wies, die ihm aus dem Schooß des Frankfurter Parlamentes und im Namen der Nation dargeboten wurde. Aber gerade die Art, wie Beide damals die Ablehnung begründet haben, der König in der Ansprache an die Deputation des Reichstages, B. ein paar Wochen später in der preußischen Kammer, zeigt den schneidenden Gegensatz, in dem sie zu einander standen. Friedrich Wilhelm sagte weder Ja noch Nein, und leitete sogar aus dem Antrage der deutschen Volksvertretung ein Anrecht für sich ab, das er, so drückte er sich aus, zu schätzen wisse. B. dagegen schnitt das Tafeltuch mitten durch; mit aller Schärfe betonte er die Unvereinbarkeit des Anerbietens mit den Lebensinteressen Preußens. Beide waren einig in dem Widerspruch gegen eine Verfassung, die den Schwerpunkt der Souveränität in das aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangene Parlament legte und ihren revolutionären Ursprung nirgends verleugnete; aber während den König dennoch der Gedanke lockte, der Nation den Schutz, um den ihre Vertretung bat, gewähren zu können, wollte B. Preußens Schwert nur für Preußen geführt sehen. Er wies das Ziel, in dem sein königlicher Herr sich mit den Parteien der Revolution zusammenfand, die Einigkeit der Nation, nicht zurück, und

wandte seine Rede so, daß es schien, als stelle er sich ganz zum König: man werde, sagte er, die deutsche Frage nur noch mehr verwirren, wenn man in dem Augenblicke, da Europa anfange, sich von dem Taumel der Revolution zu erholen, den Frankfurter Souveränitätsgelüsten, die gerade um ein Jahr zu spät kämen, die Stütze seiner Zustimmung leihe; gerade dann, wenn man ihnen die Unterstützung verweigere, werde Preußen um so eher im Stande sein, die deutsche Einheit auf dem von der Regierung betretenen Wege herbeizuführen. Aber der Weg, den Friedrich Wilhelm zu gehen wünschte, war das nicht. Denn so wenig dieser sich auch zu einem Vasallen des Frankfurter Parlamentes machen und in die Wege Karl Albert's von Sardinien drängen lassen wollte, trieb es ihn doch, und gerade jetzt mehr als je, den Ruhm eines Einigers und Schützers der Nation zu erwerben. Es war eine Politik, die, wie B. später gesagt hat, Stärke für Nimbus weggab, den europäischen Charakter Preußens, die Stellung als Großmacht seinen Verpflichtungen gegen die Nation unterordnete, und darum eben wie mit den eigenen so mit den fremden Interessen unversöhnliche Collisionen herbeiführen mußte. Er dagegen wollte, daß Preußen Preußen bleibe, denn nur dadurch werde es in der Lage sein, Deutschland Gesetze zu geben, statt sie von Andern zu empfangen.

Es versteht sich, daß er mit solchen Ueberzeugungen auch der Unionspolitik des Königs widerstreben mußte, wenn er es auch nach Möglichkeit vermied, sich vor der Oeffentlichkeit als ihren geschworenen Gegner, der er war, zu bekennen. Seinen Standpunkt hat er nirgends schärfer zur Geltung gebracht als in der Rede vom 6. September 1849, als in der Zweiten preußischen Kammer die Unionsverfassung und das Dreikönigsbündniß zur Berathung standen. Formell hielt sich B. auch hier nahe bei der Regierung; er erklärte sich mit dem Commissionsentwurf, soweit er den Vorlagen entspräche, im allgemeinen einverstanden, und betonte, daß er nur dem zweiten Theil, der darüber hinausgehe und die preußischen Kammern schon jetzt an den Beschluß einer zukünftigen Reichsversammlung binden wolle, durchaus widersprechen müsse; er machte sogar seine Verbeugung vor dem Minister, den er in seinem Herzen als des Königs bösen Rathgeber ansah, indem er sagte, daß eine Abweichung in Einzelheiten für ihn kein Grund sein werde, um einem Ministerium seine Unterstützung zu entziehen, in welchem er die Repräsentanten gesellschaftlicher und staatlicher Civilisation gegenüber der Demokratie anerkenne und ehre. Aber wenn er hinzufügte, daß man damit hoffentlich zum letzten Mal die Errungenschaften des preußischen Schwertes weggebe, um die nimmersatten Anforderungen eines Phantoms zu befriedigen, welches unter dem fingirten Namen von Zeitgeist oder öffentlicher Meinung die Vernunft der Fürsten und Völker mit seinem Geschrei betäube, bis jeder sich vor dem Schatten des andern fürchte und vergesse, daß unter der Löwenhaut des Gespenstes ein Wesen stecke von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur, und wenn er ferner die Gefahren, die Schwierigkeiten und die Nachtheile hervorhob, welche der Entwurf Preußen bringen müsse, so sieht man wol, daß die Politik, welche er bekämpfte, die des Generals v. Radowitz und thatsächlich die des Königs selbst war. In der Debatte war mehrfach Friedrich's des Großen gedacht worden, und die Gegner hatten sich für ihr Vorgehen auf ihn berufen. B. bestritt ihnen das Recht zu dieser Gleichstellung und beanspruchte vielmehr seine Auffassung der Aufgabe Preußens mit dem Beispiel des großen Königs zu rechtfertigen. „Friedrich II.", so sagte er, „hätte das Gutachten nicht gemacht; ich glaube vielmehr, daß er sich an die hervorragendste Eigenthümlichkeit preußischer Nationalität, an das

kriegerische Element in ihr gewandt hätte, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unserer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich nun um eine Vertheidigung unsrer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruche mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Oesterreich anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Oesterreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte Preußen im ersten Fall in Gemeinschaft mit Oesterreich, im andern Falle durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu verhelfen, die ihm in Europa gebührt". In diesen Worten sehen wir bereits die Wege angedeutet, auf denen B. seinem Ziele nachgegangen ist. Er hat beide versucht, wechselweise hat er sie verfolgt; er hat den ersten auch dann nicht aus dem Auge verloren, als ihn der zweite gegen Oesterreich führte, ja er hat ihn gerade im Siege wieder aufgesucht und auf ihm erst die stärkste Sicherung für seine Schöpfung gefunden. Mit oder ohne Oesterreich — das ganze Programm seiner deutschen Politik liegt darin beschlossen. Nur daß er in jener großen Rede noch nicht die Consequenz zog, die sich mit Nothwendigkeit aus der zweiten Alternative ergab, daß nämlich der Weg ohne Oesterreich ein Weg gegen Oesterreich werden mußte. Sollen wir darum glauben, daß er noch nicht soweit gedacht, daß er wirklich nach Art des Königs und der Mittelparteien gewähnt hat, Preußen könne die deutsche Hegemonie gewinnen, ohne mit dem Träger der alten Kaiserkrone darüber kämpfen zu müssen? Dann hätte er schwerlich sich auf Friedrich den Großen berufen. Das Beispiel, das er citirt, die Eroberung Schlesiens, zeigt, wohin seine Gedanken zielten. Friedrich Wilhelm IV. hatte es direct abgelehnt, mit dem großen Vorfahr in Parallele gestellt zu werden; „ich bin kein Friedrich der Große", hatte er gesagt. B. dagegen (und der ganze Unterschied der beiden Männer wird uns darin sichtbar) beschwor den Schatten des großen Königs herauf, um die Wege zu bezeichnen, auf denen Preußen zu neuer Größe, an die Spitze Deutschlands gelangen könnte. Jedoch durfte er diese Gedanken noch nicht bis an ihr letztes Ziel entwickeln; die Rücksicht auf seine Partei, auf den König, auf die augenblickliche Lage des Staates selbst gebot ihm, sie in seiner Brust zu verschließen und sie vor sich selbst zu verbergen; denn noch waren die Parteien der Revolution mehr als Preußens Krone die Gegner Oesterreichs, und die Gefahr lag zu nahe, daß man in ihre Wege gerissen würde, wenn man den stolzen Flug wagen wollte, den einst der Adler Friedrich's des Großen genommen hatte. Die Revolution mußte erst besiegt sein, bevor der Boden bereitet war, auf dem sich Bismarck's Politik frei entfalten konnte.

Wenig mehr als ein Jahr war vergangen, als er sich schon vor die Frage gestellt sah, die er im September 1849 noch umgangen hatte. Es war im November 1850, als die Unionspolitik Friedrich Wilhelm's IV., durch die er das deutsche Problem ohne und doch nicht gegen Oesterreich hatte lösen wollen, zu Scheitern ging und Preußen vor die Entscheidung gestellt wurde, ob es vor dem Rivalen zurückweichen oder als Erbe der Revolution den Kampf mit ihm aufnehmen sollte. B., der seit dem Erfurter Parlament, an dem er als

Abgeordneter von Westhavelland theilgenommen, sich im Hintergrund gehalten hatte, war bei seinen Verwandten in Pommern, als er aus der Zeitung den Rücktritt Radowitz', mit dem die Krisis acut wurde, erfuhr. Seine erste Empfindung war heller Jubel: der Mann war fort, in dem er den bösen Genius Preußens erblickt hatte, und der Grund schien frei zu sein, auf dem sich Preußens Politik nach selbstgewählten Gesichtspunkten gestalten konnte. „Lassen Sie jetzt Krieg werden", schrieb er an den befreundeten Redacteur der Kreuzzeitung, Hermann Wagener, „wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen". Aber nur zu bald stellte es sich heraus, daß mit dem Sturz des Ministers die Folgen seiner Politik noch nicht beseitigt waren: Preußens Ehre blieb verpfändet, und die Forderungen, welche Oesterreich in Warschau gestellt hatte und an denen es, da der Zar sie unterstützte, um so fester hielt, drohten sie völlig zu compromittiren. Bis dahin war Bismarck's Standpunkt der Revolution gegenüber in sich gefestigt und klar gewesen; er hatte sich zu jeder Zeit sagen dürfen, daß er die Interessen Preußens am treuesten vertreten, und daß es die Gegner, die Deutsch-Nationalen aller Schattirungen waren, welche von ihnen abwichen. Jetzt aber sah er Preußens Fahne in ihren Händen; in der Gefahr, da es sich um das Ansehen und die Größe des Staates handelte, waren sie zur Stelle, während seine eigenen Gesinnungsgenossen gewillt schienen, das Vaterland der Partei zu opfern. Durfte er ihnen folgen und das Beispiel Friedrich's des Großen bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, um die Kraft Preußens auf seinen Wegen zu bewähren, verleugnen? Schon war die Armee mobil gemacht, und mit jedem Tage verschärfte sich die Lage; von Wien und Petersburg kamen drohende Noten, denen die Meldungen von dem Anhäufen großer Truppenmassen in Böhmen und Polen Nachdruck gaben; in Hessen, wo die Preußen jubelnd empfangen waren, stießen ihre Vorposten mit den Oesterreichern und Bayern zusammen, bei Bronzell kam es zum ersten Gefecht. Unter dem Druck der Kriegsgefahr drohte sich die conservative Partei ganz zu zersetzen; bei den Officieren überwog weitaus die Stimmung, daß man den Fehdehandschuh aufnehmen müsse und die Ehre der Armee nicht abermals preisgeben dürfe. Prinz Wilhelm handelte im Sinne fast aller seiner Kameraden, als er sich dem Ministerium in den Weg warf; durch das ganze Land pflanzte sich die patriotische Erregung fort. B. suchte dennoch den Kopf kühl zu erhalten; schon am 7. November, in dem Brief an Wagener, bemerkte er mit Mißbilligung, wie stark „der deutsche Schwindel und die Wuth auf Oesterreich" selbst in den conservativsten Schichten Pommerns um sich gegriffen habe. Am 14. November traf er in Berlin ein, wohin ihn die Berufung der Kammern und zugleich eine Ordre, sich bei seinem Regiment in Stendal zu stellen, brachten. Sein erster Gang war zu Stockhausen, dem Kriegsminister, der mit Manteuffel noch allein dem Drängen der Kriegspartei im Ministerium widerstand, wol in der Absicht, ihn zu fragen, ob er bleiben oder sich zu seiner Truppe verfügen solle; als er ihn nicht traf, ging er sogleich zu dem Ministerpräsidenten selbst. Dieser bewog ihn, die Fahrt nach Stendal aufzugeben, damit er seinen Einfluß bei den Parteien für den Frieden einsetzen könne. B. hatte anfangs den Eindruck, daß der Krieg noch im weiten Felde sei, und arbeitete unermüdlich daran, die Friedenspartei zu stärken. Aber eine bedingungslose Unterwerfung wollte auch er nicht; der Einmarsch der Oesterreicher und Bayern in Hessen, die Aufstellung von 100 000 Mann zwischen den Ost- und Westprovinzen der Monarchie erschien auch ihm zunächst unerträglich, als eine Forderung der Impertinenz, der man mit dem Appell an die Waffen begegnen müsse. Darüber ge-

rieth er am 21. November mit General Gerlach, dessen Legitimismus auch darin den Oesterreichern Recht geben wollte, hart aneinander; er erklärte, und mit ihm Kleist und Stahl, daß sie in der Kammer gegen die Räumung Hessens sprechen würden. „Ich wurde ganz heftig“, notirt der General in sein Tagebuch, „da ich mich nun auf der Bresche von Allen verlassen sehe“. Jedoch gelang es Gerlach bald, den Freund wieder an sich heranzuziehen. Denn B. mußte sich nun doch sagen, daß der Krieg gegen Oesterreich, der jetzt drohender als je wurde, Preußen in die Wege zurückwerfen würde, die soeben erst durch den Sturz des verhaßten Ministers aufgegeben waren. Es war eine Situation, die gerade für seinen Preußenstolz demüthigend genug war; aber es ging nicht anders: nicht im Kriege, sondern in der Verhandlung von Macht zu Macht lag in diesem Moment die rechte Consequenz seiner Politik, wurden Preußens Interesse und die Unabhängigkeit der Krone am besten gewahrt: man war in eine Sackgasse gerathen, und es gab keinen andern Weg als die Umkehr: sollte der Staat Friedrich's des Großen freie Bahn gewinnen, so mußte das Joch durchschritten werden. B. gewann es über sich, die Politik von Olmütz in der Zweiten Kammer zu vertheidigen. Die Gründe, die er ins Feld führte, beweisen, daß er seinen Boden auch in dieser Krisis behauptet hatte: nicht die Romantik, wie sie sich auch immer geben mochte, ob im reactionären oder liberalen Gewande, sondern ganz allein der staatliche Egoismus war es, an den er appellirte: das sei die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, dadurch unterscheide er sich von einer kleinen Macht, und es sei seiner nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehöre. Die Ziellosigkeit einer Politik, welche Preußen in den Krieg gegen eine übermächtige Coalition, in einen Kampf um Sein und Nichtsein hineinreißen wollte, um Fragen willen, die nicht sein Lebensinteresse berührten, griff er an. So entriß er den Gegnern wieder die Waffe, die sie ihm fast entwunden hatten, als sie den preußischen Patriotismus und das Ehrgefühl der Armee für ihre Ziele zu entflammen suchten. „Die preußische Ehre“, rief er aus, „besteht nach meiner Ueberzeugung nicht darin, daß Preußen überall in Deutschland den Don Quixote spiele für gekränkte Kammer-Celebritäten, welche ihre locale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen andern Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung, daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde“. Es war der „Weg mit Oesterreich“, den er schon ein Jahr zuvor ins Auge gefaßt hatte. Haarscharf war in jenen Worten die Linie gezogen, die in seinem Sinn Preußens und Oesterreichs Interessen band und trennte; sie umschlossen das Programm, mit dem er ein halbes Jahr später nach Frankfurt ging.

Die nationale Idee freilich war darin schlecht gewahrt. Wie sie der belebende Hauch der Revolution gewesen, so war sie mit ihr besiegt worden, und die Geschicke der Nation blieben den Dynastien überliefert, die sich in den alten Zeiten aus ihr erhoben und ihre Bruchtheile um sich gesammelt, mit politischem Sonderleben erfüllt hatten. Die Revolution hatte sie unterwerfen, aus dem Schooße der Nation, unmittelbar aus der Kraft des Volkes heraus die dominirende Gewalt bilden wollen, und war darin gescheitert: weder Worte noch Waffen hatten etwas vermocht, und das Werk von

Frankfurt, dessen Berechtigung die Geschichte von Jahrhunderten und mehr noch die Gegenwart mit ihren Aufgaben bestätigten, in dem die tiefsten und zukunftsreichsten politischen Gedanken Form gefunden, für das die besten Geister der Nation erglühten, konnte fast als ein Phantasiespiel von Doctrinären erscheinen; in die Gluth der Begeisterung war löschend das kalte Eisen der Macht gefahren. Sollte das erhabene Ziel der Patrioten, der deutsche Staat, dennoch gewonnen werden, so blieb nur noch der alte Weg offen, auf dem die Nation seit Jahrhunderten begriffen war, der Kampf der deutschen Mächte gegen einander: nicht auf den Wegen Gagern's und seiner Freunde, mit einer Mischung von Gutwilligkeit und Zwang, sondern ganz allein durch die Waffen, im Kriege von Deutschen gegen Deutsche, durch die freie Entfaltung des staatlichen Egoismus konnte es erobert werden: dem stärksten mußte der Preis zufallen.

Wer das war, hatte die Revolution bereits an den Tag gebracht. Sie war mächtig genug gewesen, um nicht nur die Kleinstaaten zu beugen, zum Theil aus den Fugen zu reißen, sondern auch Oesterreich an den Rand des Verderbens zu führen: Preußen allein war in jedem Moment, von ihrem ersten Anprall an stärker gewesen als sie. Nur durch die russische Hülfe und begünstigt durch die europäische Constellation, welche Frankreich und Preußen auf die conservative Seite geführt hatte, waren die Habsburger gerettet worden: während die preußische Regierung nicht nur mit leichter Mühe die eigenen Rebellen niedergeschlagen und die parlamentarischen Wortthelden und Steuerverweigerer aus ihrem „Hause der Phrasen“ getrieben, sondern zugleich die kleinen Höfe, da ihnen der Boden unter den Füßen entwich und sie in den Wirbeln der Anarchie unterzugehen drohten, aufrecht erhalten hatte. Wenn Friedrich Wilhelm IV. dennoch dem Strome gefolgt war, so hatte er damit mehr den eigenen Wünschen und von außen herantretender Verlockung nachgegeben als der Gefahr, selbst überrannt zu werden: gerade die Macht Preußens war der Pfeiler gewesen, an den die gemäßigten Parteien in Frankfurt sich dem Radicalismus gegenüber angelehnt und um den herum sie ihren nationalen Bau errichtet hatten; und so hatte auch in dem Unionswerk des Königs Preußens Krongewalt der tragende Pfeiler für seinen deutschen Verfassungsbau werden sollen. Beide Pläne waren an derselben Klippe gescheitert, dem Egoismus der particularen Macht: weder hatte sich Friedrich Wilhelm den Frankfurtern noch die Mittelstaaten Preußen gutwillig unterwerfen wollen; wer ihm überhaupt folgte, that es im Angesichte der Noth; sowie der Zwang vorüber, war auch der patriotische Eifer, sogar bei den Kleinen und Kleinsten vergessen. Und so war Preußen isolirt worden; es konnte sich fortan nur noch auf sich selbst verlassen. Es hatte nichts gewonnen, aber auch nichts an Eigenem verloren. Wie B. in seiner Rede vom 3. December bemerkte: weder die materiellen Interessen noch die Integrität seiner Grenzen noch die Sicherheit seiner Verfassung waren angetastet worden. Eroberungen aber hatte ja der König mit der Union nicht machen wollen. B. seinerseits zögerte nicht, und nichts war von seinem Standpunkt aus consequenter, auf diese Möglichkeit hinzuweisen: er wolle, sagte er, nicht erörtern, inwiefern dies zu bedauern sei, und inwiefern jemand einen Krieg vielleicht gern führen könnte, der keinen anderen Grund habe, als daß sein König und Kriegsherr sage: „dies Land gefällt mir, ich will es besitzen“; aber die Frage beschäftige die Versammlung nicht, die Thronrede selbst weise die Möglichkeit von Eroberungen ab, die Adresse der Kammern spreche ihren Dank dafür aus, die Frage bleibe also für jetzt außer Spiel. So war es in der That vor Olmütz gewesen: Preußen hatte seine Bewegungsfreiheit verloren, als es sich statt zum Herren zum Beschützer der Kleinen aufwarf.

Wie demüthigend das Joch von Olmütz sein mochte, der Fesseln wurde der Staat Friedrich's des Großen dadurch ledig, und der preußische Adler konnte seine Fittige wieder frei ausbreiten, dem Ziele zu, das B. ihm bereits im September 1849 gesetzt hatte: „schützend und herrschend von der Memel bis zum Donnersberge, nicht mehr gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von der gleichmachenden Heckenscheere aus Frankfurt".

Schon im Winter, bei den Verhandlungen in Dresden, trat die Besserung der Lage hervor. Schwarzenberg hatte bereits alle Karten in der Hand zu halten geglaubt; mit dem Eintritt des gesammten habsburgischen Länderbesitzes in den Bund wie in den reorganisirten Zollverein, und mit einer Executivgewalt, von der die Kleinstaaten, die Schützlinge Preußens, ausgeschlossen, dieses selbst aber durch die Stimmen der Mittelstaaten, die zu Oesterreich hielten, majorisirt werden könnte, hoffte er den Rivalen niederhalten und die deutschen Kräfte den Interessen Oesterreichs dienstbar machen zu können. Es wäre in der That nicht viel anderes als die Mediatisirung Preußens gewesen; nicht bloß die Hoffnungen der deutschen Patrioten, sondern auch die Ziele des preußischen Ehrgeizes wären vereitelt worden. Indessen hatte der kühne Staatsmann den Bogen doch überspannt. Zunächst schrieen die Kleinen auf, die sich behandelt sahen als wären sie nicht vorhanden; sie drängten sich noch enger als in der Union an Preußen heran. In Berlin selbst setzte man dem vielleicht gefährlichsten Artikel, dem Eintritt Gesammtösterreichs in den Bund, dem man schon in Warschau zugestimmt hatte, keinen Widerstand entgegen, aber um so zäher hielt die Regierung an dem Anspruch auf die Parität im Präsidium des neuen Bundes, in der man ein Aequivalent zu sehen glaubte, fest; am 27. Februar, nachdem man schon in Dresden auseinander gegangen war, kündigte Manteuffel dem österreichischen Collegen an, daß seine Regierung die Gleichberechtigung als unerläßliche Bedingung betrachte und, falls man in Wien auf seinem Willen bestehe, auf den früher von Oesterreich selbst angerufenen Boden der alten Verträge zurücktrete. Dieser Schritt war jedoch vielleicht klüger als sich Friedrich Wilhelm und seine Räthe selbst sagen mochten. Denn die formelle Gleichberechtigung in einem nach Schwarzenberg's Sinn reformirten Bunde hätte für Preußen wenig Werth gehabt gegenüber der Verpflichtung, Oesterreich gegen alle seine Feinde vertheidigen zu müssen; in dem alten Bunde dagegen war das Präsidium Oesterreichs wenig mehr als ein Ehrenrecht gewesen, das dem preußischen Einfluß kaum geschadet hatte. Es lag also jetzt im Vortheil Preußens, eine Vertretung der Nation hergestellt zu sehen, welche die außerdeutschen Länder Habsburgs ausschloß und ihm selbst die Unabhängigkeit seiner Politik einigermaßen gewährleistete. Um so mehr als Oesterreich mit dem Plan seines Siebzigmillionenreichs die anderen Großmächte entschieden gegen sich hatte: weder Zar Nicolaus noch der neue Bonaparte konnten es gern sehen, daß ihrem Ehrgeiz sei es an der Donau, sei es jenseits der Alpen und am Rhein eine so gewaltige Schranke gesetzt würde; und selbst für England konnte unter Palmerston's ausgreifender Politik ein Oesterreich, das die Ziele der althabsburgischen Macht, wie zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, anstrebte, kaum willkommen sein. Die europäische Constellation, die noch vor einem halben Jahre ganz gegen Preußen gestanden hatte und so lange ungünstig gewesen war, als es sich durch die deutsch-nationalen Bestrebungen hatte binden lassen, verschob sich also sofort zu seinen Gunsten, sobald es zu seinen alten Grundlagen zurückkehrte. Friedrich Wilhelm IV. selbst zog diese Consequenz nur ungern und fast wider Willen. Denn er hatte

niemals den deutschen Einfluß Oesterreichs völlig brechen wollen, und die Verbindung, die ihm Schwarzenberg anbot, erschien ihm eher wie ein Trost in seinem Unglück; sein Schmerz war weniger der Vertrag von Olmütz gewesen, in dem er vielmehr schon einen halben Sieg begrüßt hatte, als die Entlassung von Radowitz und der Bankerott seiner Politik, von der er die goldenen Saaten teutscher Herrlichkeit und wahrer Freiheit erhofft hatte. Den Krieg gegen den Kaiser hatte er immer verabscheut, und in der Freundschaft mit ihm sah er nach wie vor einen Damm gegen die Revolution und eine gewisse Gewähr für die nie aufgegebene Hoffnung, seine Ideale trotz alledem noch einmal ins Leben zu führen. So begrüßte er mit Freuden einen Ausweg, auf den Oesterreichs Botschafter in Berlin, Freiherr v. Prokesch gerieth, als die Verhandlung an dem Artikel der Parität zu scheitern drohte und ein scharfer Protest aus Paris und London den Wienern zeigte, wie bedenklich es für sie werden konnte, den Boden der Tractate von 1815 zu verlassen: nämlich durch ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Oesterreich letzterem die Garantie für seine Stellung in Italien zu geben, die es auf dem von Schwarzenberg erstrebten Wege nicht erlangen konnte. Prokesch hatte darin eine Gegenleistung Preußens gegen die Bewilligung der Parität sehen wollen, zu der er Angesichts des zähen Widerspruches in Berlin schließlich hinneigte. Als aber Schwarzenberg auf seiner Forderung bestand, wandte Manteuffel den Gedanken des österreichischen Gesandten dahin, daß er gegen einfache Herstellung des alten Bundestages die Bereitwilligkeit Preußens zu einer solidarischen Vertretung des österreichischen Gesammtbesitzes aussprach. Es begreift sich, daß Schwarzenberg, da er nun einmal die Gefolgschaft von ganz Deutschland nicht erlangen konnte, gerne hierauf einging. Allerdings erlebte er noch einmal eine Enttäuschung, da sich der König am Ende doch nur auf drei Jahre binden wollte und in den österreichischen Entwurf gewisse Artikel hineinbrachte, die in Wien unbequem empfunden wurden: aber immerhin war der Bund, der geheim blieb, für Schwarzenberg's Politik ein bedeutender Gewinn; denn seinen Hauptzweck, die Sicherung Italiens durch preußische Waffenhülfe sah er dadurch fürs erste erreicht; und da Oesterreich in dem alten Bunde die Präsidialgewalt verfassungsgemäß zustand, hoffte er, durch ihre stärkere Ausbildung den Bund allmählich gefügig machen und den Dualismus, den er in der Paritätsforderung gefürchtet hatte, vermeiden zu können. Für Preußen aber war die Allianz nur eine neue selbstgeschmiedete Fessel.

Frankfurt.

So war der Boden beschaffen, auf den B. von dem König, der dabei einem Vorschlage Gerlach's folgte, im Mai 1851 gestellt wurde. Er kam zunächst nur an zweiter Stelle, mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Begleiter des Generals v. Rochow, der seit dem Herbst in Petersburg Gesandter war, aber auf den Wunsch des Königs sich bereit erklärte, die Wiedereinführung Preußens in den Rath Gesammtdeutschlands zu vollziehen; jedoch hatte B. vom König bereits die mündliche Zusage erhalten, daß er, sobald Rochow, was ganz in dessen Wünschen lag, an die Newa zurückkehren würde, die alleinige Vertretung der preußischen Politik in Frankfurt haben sollte. Friedrich Wilhelm glaubte in dem treuen und beredten Vertheidiger des Vertrages von Olmütz den rechten Interpreten seiner Politik gefunden zu

haben. Und in der That kam B. nicht mit der Absicht, alsbald Bresche in das Verhältniß zu Oesterreich zu legen, sondern war ehrlich bereit, die neue Freundschaft zu pflegen. Freilich nur soweit, als sich die Stellung Preußens dabei ungeschmälert behaupten ließ. Er war kühl bis ans Herz hinan, ohne eine Spur von Vertrauen, voll stolzer Zuversicht zu der eigenen Kraft und fest entschlossen, jede Gelegenheit, um das Recht seines Staates zu wahren und seinem Vortheil zu dienen, zu benutzen. So lange nun Rochow da war, der seine Stellung im Sinne des Königs ansah und überhaupt der Initiative entbehrte, hielt er sich zurück; kaum aber sah er sich allein, als er die Oesterreicher spüren ließ, wie er die Freundschaft mit ihnen aufzufassen gesonnen war. Gleich in der ersten Sitzung, an der er als Gesandter theilnahm (27. August 1851), hatte er Lust anzubinden. Der Anlaß war so geringfügig wie möglich. Der englische Gesandte Lord Cowley war von Sardinien beauftragt, bei dem Bunde anzufragen, ob die Person des Herrn v. Pralormo in Paris für die Stellung eines sardinischen Gesandten dem Bunde genehm sei; er hatte sich deshalb an den Präsidialgesandten Grafen Thun gewandt, und dieser ihm eine amtliche Antwort verweigert, da es unangemessen sei, daß Sardinien in dieser innerdeutschen Frage die Vermittlung Englands in Anspruch nehme. B. war sachlich mit dem Vorgehen Thun's ganz einverstanden; aber er empfand es als ungehörig, daß derselbe den Lord zurückgewiesen hatte, ohne erst bei dem Bundestage Rückfrage zu geben; nur der Umstand, daß der Präsidialgesandte seine Mittheilung nach der Erledigung der Sitzungsgeschäfte machte und sie als eine vertrauliche bezeichnete, bewog ihn seine Bedenken zurückzuhalten. Es war, wie man sieht, lediglich eine Formfrage, aber sie traf genau den Punkt, an dem sich die Dresdner Verhandlungen zerstoßen hatten, und führte in den Kern des Gegensatzes ein: die Politik des Königs hatte diesen zu verschleiern gesucht, B. trieb ihn geflissentlich, sowie er nur auftrat, wieder hervor. Auch die Oesterreicher waren nicht gewillt, ihn zu umgehen, sondern es entsprach ganz der rücksichtslosen Art des Fürsten Schwarzenberg, wenn Graf Thun jede Gelegenheit benutzte, um die Leitung des Bundes durch Oesterreich zu markiren. Eben das war die Absicht, die der Präsidialgesandte, in jeder Hinsicht, wie B. einmal schreibt, das Daguerreotyp seines Chefs, mit den souveränen Verkehrsformen verfolgte, die er sich den Collegen gegenüber herausnahm; wenn er z. B. Bismarck auf dessen ersten Besuch im Mai eine Karte schickte, persönlich aber nicht bei ihm erschien und auf keinen weiteren Besuch, auch die officiellen nicht, reagirte, oder wenn er ihn im Vorzimmer lange warten ließ, beim Empfang aber keinen Stuhl anbot, während er selbst mit der Cigarre im Munde sitzen blieb. Er machte es übrigens mit den Andern gerade so; selbst Rochow hatte einmal zwanzig Minuten antichambriren müssen. Bei B. jedoch kam er an den Unrechten. Amtlich machte dieser nichts daraus; nur „zur Erheiterung“ theilte er seinem Chef derartige kleine Erlebnisse mit; er beobachte, schrieb er ihm am 6. September, dieses seltene Exemplar von Diplomat mit der Ruhe des Naturforschers und schmeichle sich, zu seiner gesellschaftlichen Glättung wenigstens ihm selbst gegenüber schon einiges beigetragen zu haben, ohne daß ihr gegenseitiges Verhältniß den freundschaftlichen und vertraulichen Charakter verloren habe. Als es ihm der College gar zu grob machte, wurde er deutlicher und führte eine Aussprache herbei, in der er sich unumwunden über den Mangel an Rücksicht und Höflichkeit beschwerte, den derselbe an den Tag legte. „Er war“, berichtet er darüber dem Minister, „für meine Offenheit auf das vollständigste und über mein Erwarten empfänglich, versprach Abstellung meiner Gravamina, und seitdem geht Alles zwischen uns besser, und er ist, für

mich wenigstens, sehr viel rücksichtsvoller.“ Es war der erste Sieg, den er über Oesterreich erfocht.

Auf sachlichem Gebiet freilich war Graf Thun nicht so leicht gewillt zu weichen, und da auch sein Gegner keinen Zollbreit des eigenen Besitzes aufgab, so war der Kriegszustand vom ersten Tage ab gegeben. Wenn B. selbst für ein loyales Zusammengehen mit Oesterreich war, so bestimmte ihn neben Gesichtspunkten der europäischen Politik vor allem die Gemeinsamkeit der Interessen gegen die Revolution; die Demokratie sollte niedergehalten werden. Dafür schien ihm auch der deutsche Bund dienlich zu sein, über dessen Nutzen für Preußen er im übrigen von vorn herein sehr gering dachte. Indessen gewahrte er bald, daß seine Regierung stark genug sei, um sich auch darin ganz auf sich selbst zu verlassen, ja daß sie unter Umständen sogar noch Vortheil von den Verlegenheiten der Andern haben könne. Er zögerte nicht lange, die Consequenzen daraus zu ziehen; bereits im December 1851 rieth er, finanzielle Nöthe, in welche die kurhessische Regierung durch die Verzögerung der Einführung ihrer neuen reactionären Verfassung zu gerathen drohte, als „Coercitiv“ zu benutzen, um sie in der Frage des Zollvereins von ihrer Neigung, zu Oesterreich abzuschwenken, zu curiren. Und auch in der Auffassung der inneren Politik begann sich eine Wandlung in ihm vorzubereiten. Seine ersten Briefe aus Frankfurt, an Gerlach und den Minister v. Manteuffel, lauteten noch ganz reactionär, im Sinne des Bruches mit der Constitution und des Kampfes mit der Bureaukratie; er tadelte die Lauheit der Regierung, die durch halbe Maßregeln die Opposition ermuthige und die Freunde enttäusche, statt sich auf die eigene Kraft zu verlassen und die Gegner niederzuwerfen. Aber schon im September sprach er gegen seinen Chef, „auf die Gefahr hin, von ihm für einen constitutionellen Renegaten gehalten zu werden“, die Meinung aus, daß ein Gewaltschritt zur Beseitigung der Verfassung, ein formeller Bruch derselben unter den jetzigen Umständen nicht einmal wünschenswerth, geschweige denn nothwendig wäre; die Verfassung habe durch die Art, wie sie sich in den letzten beiden Jahren ausgebildet und interpretirt habe, aufgehört, das Regime an sich zu hemmen und werde mehr und mehr das Gefäß, dem erst die Persönlichkeiten, welche regieren, den Inhalt verleihen. Der Gegensatz zwischen beiden Anschauungen, so schroff er auf den ersten Blick erscheinen mag, tritt dennoch fast zurück, wenn wir das Motiv ins Auge fassen, von dem B. sich in jedem Falle leiten ließ. Es war beide Mal das gleiche: im Juni rieth er zu rücksichtslosem Vorgehen, weil die Regierung stark genug sei, den Widerstand zu brechen, wenn sie nur wolle; im Herbst empfahl er ihr Toleranz, weil sie stark genug sei, ihren Willen auch mit der neuen Verfassung durchzusetzen — vorausgesetzt, wie er hinzufügte, daß sie aus dem angeblichen „Geist“ des constitutionellen Systems keine Verbindlichkeiten für sich selbst erwachsen lasse, vielmehr nur solche Veränderungen des Rechtszustandes anerkenne, welche nach stricter Auslegung der Verfassungsparagraphen, expressis verbis und zweifellos in letzteren ausgesprochen seien. Er näherte sich damit dem Wege der Gothaer, die auf ein zugleich mächtiges und liberales Preußen hinsteuerten, brauchte aber dennoch nicht seinen angestammten Boden zu verlassen. Jene sprachen viel von Preußens Größe, aber sie dachten dabei mehr noch an Deutschland; denn sie wollten Preußens Kraft den nationalen und liberalen Zielen dienstbar machen, mithin Interessen unterwerfen, die ihm ursprünglich und an sich fremd waren: B. hingegen stritt gerade für die Unabhängigkeit der preußischen Krone, und nur weil dieselbe von den liberalen Meinungen nichts zu fürchten habe, rieth er diese daheim zu toleriren und nach außen hin gelegentlich zu fördern;

weniger seine Ueberzeugung hatte sich geändert als seine Taktik. Zugleich bemerkte er, daß Preußen allein in der günstigen Lage sei, nach Belieben der öffentlichen Meinung zu trotzen oder sie für sich auszunutzen. Denn die kleinen Regierungen, die dem Sturm fast erlegen waren, hatten sein Wiedererwachen fast am meisten zu fürchten, sie hatten ein natürliches Interesse an der Reaction, und dies besonders trieb sie auf die Seite Oesterreichs. Und dabei waren sie nicht einmal fähig, die reactionäre Politik resolut durchzuführen; hatten sie sich doch selbst weit eher als die Großstaaten den liberalen Meinungen ergeben, sich in der Zeit, da Preußen und Oesterreich noch absolut regiert waren, damit gebrüstet und die Gunst der öffentlichen Meinung gewonnen; die Bewegung von 1848 hatte ihre Gebiete am frühesten ergriffen, und vor allem ihre Kammerredner waren die Wortführer in Frankfurt gewesen; noch zitterte überall unter ihnen der Boden, und nur die Hoffnung auf die Hülfe der Großmächte konnte ihnen Muth machen, gegen die Demokratie vorzugehen. Daß sie von Wien aus dabei im Stich gelassen würden, brauchten sie nicht zu besorgen, so lange wenigstens Schwarzenberg's Programm intact blieb. Denn für Oesterreich war es von jeher eine Lebensfrage gewesen, die Demokratie zu fesseln, und seit der Revolution hatte es die Freundschaft der Kleinen noch nöthiger als sie die seine. Hier lag, wie B. sehr bald durchschaute, eine der Wurzeln des Zwiespaltes der deutschen Vormächte. Der Rückhalt, den das Donaureich in der vormärzlichen Epoche an dem Bunde mit Rußland und Preußen gehabt hatte, war durch die deutsche Bewegung zerbrochen worden, und die gemeinsame Reaction hatte nicht vermocht das alte Vertrauen wieder herzustellen, die Interessen der drei Mächte waren auseinander gewichen. Das war es, und nicht sowol persönliche Willkür und der Ehrgeiz seiner Staatsmänner, was Oesterreich antrieb, Metternich's Traditionen aufzugeben.

B. war auch in Deutschland bereit mit Oesterreich zu gehen, aber so daß beide Mächte sich in ihren Einfluß theilten; vom europäischen Standpunkt aus, gleichberechtigt, als Großmächte sollten sie über die Geschicke der Nation entscheiden. Daß Oesterreich auch auf diesem Wege große Vortheile gewinnen konnte, lag auf der Hand. Der Bund beider Mächte stellte Deutschland unbedingt zu ihrer Verfügung; die Kleinen hätten es nicht wagen sollen, sich zwischen den beiden Großstaaten zu rühren; auch die revolutionären Elemente in Ungarn und Italien konnten, so lange Preußen treu blieb, niedergehalten werden; die europäische Stellung des von inneren Calamitäten erfüllten Kaiserstaates war mit einem Schlage gesichert, wenn es ihm gelang, sich mit der gesunden preußischen Kraft zu verkoppeln. Und nichts Anderes war es schließlich, was Schwarzenberg wollte. Aber Bedingung Preußens im Sinne Bismarck's war, daß Oesterreich die Grundlagen seiner Politik aufgab, seine alten Traditionen und die neuen Hoffnungen, alle Sympathien und Freundschaften, die ihm in Deutschland daraus erwuchsen, und daß es sich auf den Boden hinüberziehen ließ, der für die Hohenzollern der angestammte war; es wäre in Abhängigkeit gerathen von dem Staat, der auf seine Kosten, im Kampf mit ihm groß geworden war. Und konnte es erwarten, daß die Freundschaft von Dauer sein würde? Doch nur, wenn Preußens Interessen, denn zunächst war dies der gebende und Oesterreich der empfangende Theil, befriedigt wurden. Wo aber konnte dies anders geschehen als in Deutschland, auf dem Felde der alten Rivalität, wo jede Vergrößerung des preußischen Einflusses ein Nachtheil für Oesterreich werden mußte? Und wer garantirte dafür, daß Preußen für alle Zeiten sich an ein Verhältniß fesseln lassen würde, an dem es kein specifisches Interesse hatte? Gerade das Wachsthum seiner Macht in Deutschland hätte seinen

Ehrgeiz und die Hoffnungen der Patrioten, die Alles von der protestantischen Großmacht erwarteten, aufs neue beleben müssen. Später hat sich Oesterreich ja in der That auf diesen Weg verlocken lassen: im Herbst 1863, in der dänischen Frage: es ist derjenige, auf dem es schließlich bis Nikolsburg gelangt ist. Wie hätte man aber diesen Schritt von seinen Staatsmännern unmittelbar nach Olmütz erwarten können, als Preußen besiegt war und die Revolution am Boden lag, Oesterreich aber der Majorität im Bunde, ja selbst noch der Freundschaft mit Rußland sicher zu sein glaubte! Wenn je, so schien jetzt die Zeit für Habsburg gekommen, um auf neuen Wegen dem alten Ziele nachzustreben.

Indessen sollte die Politik des Fürsten v. Schwarzenberg auch seitens der Kleinstaaten bald genug arge Enttäuschungen erleben. Denn wie sehr die deutschen Regierungen nach Wien incliniren mochten, gab es für sie doch Interessen, die sie wider Willen zu Preußen hintrieben. Sie lagen vor allem auf dem wirthschaftlichen Felde, und dies war fast die erste Erfahrung, die B. in Frankfurt machte. „Für sehr nützlich würde ich es halten", so schreibt er in seinem ersten Brief an Gerlach, am 22. Juni, „wenn man sich bei Zeiten mit den deutsch-materiellen Fragen befaßte. Diejenige Stelle, die darin die Initiative ergreift, sei es der Bundestag, der Zollverein oder Preußen allein, wird einen großen Vorsprung in den Sympathien der Betheiligten haben, denn die Sachen, quae numero et pondere dicuntur, sind der Mehrzahl der Deutschen wichtiger als Ihnen und mir, und wenn ich auch eine Gleichheit von Maß, Gewicht, Wechselrecht und anderen derartigen Schnurrpfeifereien nicht sehr hoch anschlage und für schwer ausführbar halte, so sollte man doch den guten Willen zeigen und zu Ehren des Handwerks etwas damit klappern, das heißt mehr von Preußischer als von Bundestäglicher Seite." Gleich die erste Kraftprobe, welche die österreichische Bundespolitik zu bestehen hatte, die Verhandlungen über die Neuordnung des deutschen Zollwesens, sollte zeigen, wie genau in jenen Worten die Verhältnisse charakterisirt waren. Der Plan des Wiener Cabinetts, mit dem es schon im December 1849 hervorgetreten war, ging gerade auf den Punkt los, in dem B. eine Aufgabe für die eigene Politik erkannt hatte; es forderte, daß die Zollgesetzgebung und Zollpolitik zur Bundessache gemacht werde. Im Besitz der Präsidialgewalt hoffte Schwarzenberg so die materielle Grundlage für sein Siebzigmillionenreich zu erreichen; er meinte, dadurch den alten Zollverein mattsetzen und Preußen aus einer seiner sichersten Positionen verdrängen zu können. Die Verhandlungen, die in Dresden fortgeführt und in Frankfurt alsbald wieder aufgenommen waren, verwickelten sich durch den Abschluß eines Handelsvertrags zwischen Preußen und Hannover am 7. September 1851, worin letzteres sich verpflichtete, am 1. Januar 1854 dem alten Zollverein beitreten zu wollen. An sich ein Erfolg der Berliner Regierung, bedeutete dies doch für sie insofern eine Gefahr, als sie zunächst den Zollverein kündigen mußte und dadurch den Intriguen der Oesterreicher Thür und Thor öffnete; was ihnen am Bundestage nicht sogleich gelang, hofften dieselben jetzt auf Sonderwegen zu erreichen; sie machten den Versuch, durch eine Zolleinigung mit den Mittelstaaten ohne Preußen dies auf seinem eigenen Felde zu schlagen. Aber eben da zeigte es sich, wie viel stärker die Position Preußens war. Die deutschen Regierungen mochten so österreichisch gesinnt sein wie sie wollten, die Interessen ihrer Bevölkerungen zeigten sich stärker als ihre Wünsche: in Sachsen dachte kein Mensch an Trennung von Preußen, und die Sympathien, welche die Wiener Vorschläge in Süddeutschland fanden, waren künstlich geschürt und fielen vor dem Gegenfeuer, das B. in der dortigen Presse anrichtete und aufs geschickteste nährte, bald in sich zusammen.

Im Mai 1852 wurden die Verhandlungen nach Wien übertragen, wohin B. als Stellvertreter des Grafen Heinrich v. Arnim auf einige Monate ging; er hatte den Auftrag, statt des Zollvereins einen Handelsvertrag mit Oesterreich zu vereinbaren. Das Feld war dort, dem Ministerium und dem Kaiser selbst gegenüber, viel schwieriger zu halten; B. mußte leiser auftreten als in Frankfurt, zumal da der König mit seiner Mission die Absicht verfolgte, die Schwierigkeiten zu glätten und in freundlichere Verhältnisse zu dem Kaiserhof zu gelangen; aber es gelang dem Gesandten, Offenheit und Entgegenkommen in der Form mit unerschütterlicher Festigkeit in der Sache zu vereinigen; er ließ sich schlechterdings nichts von den Oesterreichern abhandeln. Seine Taktik war, den Conflict lediglich als einen solchen der materiellen Interessen hinzustellen, der das politische System nicht berühre und ein loyales Zusammengehen der beiden Großmächte sehr wohl ermögliche. Umgekehrt verfuhren die habsburgischen Diplomaten; sie verhehlten keinen Augenblick, daß sie sich bei den Verhandlungen ganz von politischen Rücksichten leiten ließen. So schon Thun in Frankfurt, und so der Nachfolger Schwarzenberg's, der im März gestorben war, Graf Buol, in einer Unterredung, die er mit dem preußischen Gesandten am 15. Juni in Wien hatte. Wenn Oesterreich, erklärte der neue Minister, den Handelsvertrag annähme, so würde es sich dadurch selbst inbezug auf Deutschland als Ausland bezeichnen; es sei aber nicht möglich, die Frage lediglich als eine materielle zu betrachten, sie habe ihre unzertrennbare, wenn nicht vorwiegend politische Seite; Oesterreich kämpfe dabei um seinen legitimen politischen Einfluß in Deutschland, und wenn Preußen allein an der Spitze eines ganz Deutschland umfassenden Zollvereins stehe, so werde eine Wiederaufnahme der Unionsbestrebungen der letzten Jahre von Vielen gefürchtet werden. Auch die nationale Saite versuchte Buol anzuschlagen: Preußen trage die Zersetzung in Deutschland hinein, seine Unfreundlichkeit habe ihm bereits die stammverwandten Staaten entfremdet, welche die Zollunion begehrten; aber sie würden sie auch ohne Preußen behaupten, denn Oesterreich würde sich ihren gemeinsamen Interessen nicht entziehen, froh darüber, daß es nicht die Schuld an dem Unglück trage, welches dadurch über Deutschland gebracht würde. B. erwiderte kühl, Preußen habe in den letzten Jahren das Geschäft, Pflichten für Deutschland zu erfüllen, als ein undankbares kennen gelernt, es sei entschlossen, seinen finanziellen und volkswirthschaftlichen Haushalt bürgerlich und praktisch zu regeln; es werde sehr gern denjenigen seiner Bundesgenossen, welche durch die Gleichheit der Interessen dahin getrieben würden, die Thür offen halten, keinesfalls aber um ihren Zutritt durch Concessionen werben, welche außerhalb der für nützlich erkannten Richtung lägen; die königliche Regierung sei weit davon entfernt, denjenigen deutschen Staaten, welchen die handelspolitischen Vorschläge Oesterreichs vortheilhaft erschienen, auch nur den Rath zu deren Nichtannahme zu ertheilen oder dem Verhältniß Oesterreichs zu diesen Staaten „irgendwie eine Richtung zu geben auch nur zu versuchen", welche der Auffassung des kaiserlichen Cabinetts von seinen Bundespflichten nicht entspräche. Er konnte so sprechen, weil er wußte, daß die Kleinstaaten es sich drei Mal überlegen würden, bevor sie sich ohne Preußen mit Oesterreich wirthschaftlich liirten; Buol mußte die Worte wie hellen Spott auf seine Drohungen empfinden. Aber sie entsprachen genau dem Sinn der Bismarckischen Politik. Er wollte in der That nichts als die materiellen Interessen gelten lassen, weil er wußte, daß sie die Kleinstaaten am sichersten heranbrachten; es bedurfte dazu keiner Ueberredung und keines Zwanges; Preußen brauchte nur auf dem Wege zu bleiben, den es längst vor der Revolution beschritten hatte, um in Deutschland vorwärts zu kommen, nur seine eigenen Interessen zu Rathe

ziehen, um die der Kleinstaaten an sich zu fesseln. Für Oesterreich hätte der Handelsvertrag, den das Berliner Cabinett ihm hinhielt, wenn es nichts als die materiellen Interessen ansehen wollte, dieselben oder vielleicht gar bessere Verhältnisse geschaffen als die Zollunion mit den industriell so viel stärkeren deutschen Ländern; aber es gab damit eine der stärksten Waffen preis, um die politische Macht im Bunde zu behaupten; es schied wirklich auf einem der wichtigsten Lebensgebiete aus Deutschland aus; es sanctionirte wirthschaftlich die Trennung, auf welche die Revolution in ihrer ganzen Entwicklung hingesteuert hatte, und die es gerade jetzt rückgängig zu machen suchte. Von außen angesehen, war das österreichische Project das national gefärbtere, und so konnte Buol und Alles was zu Oesterreich hielt in vaterländischen Hochgefühlen schwelgen: B. hatte nichts dagegen einzusetzen, selbst wenn er es gewollt hätte; aber er vermied es sogar solche Intentionen hervorzukehren, denn er konnte sich sagen, daß die kleinen Regierungen den Weg nach Berlin um so eher finden würden, je weniger sie preußische Unionsgelüste zu fürchten hätten.

So war es nun bei allen Fragen, vor die sich unser Held in Frankfurt gestellt sah, von der Höhe der europäischen Politik her bis in das nie abbrechende häusliche Gezänk am Bundestage hinein: eine jede entwickelte sich unter seinen Händen zu einem Kampf um die Macht mit Oesterreich und trieb den althistorischen Gegensatz zwischen den beiden Staaten, den der König zu verwischen bemüht war, von neuem hervor. Viel schärfer als es die Erbkaiserlichen in Frankfurt, geschweige denn Friedrich Wilhelm IV. mit seinen Unionsplänen jemals gewollt hatten. Sie Alle hatten noch immer gehofft die nationale Reform in friedlichem Ausgleich mit Oesterreichs Ansprüchen vollziehen zu können, und das war auch jetzt noch die überwiegende Stimmung des liberalen Deutschlands. Für B. hingegen ergab sich aus jedem dieser Conflicte, daß dies im Rahmen der deutschen Politik unmöglich sei, daß es hier nur galt zu weichen oder „gewichen zu werden“. Er war nach wie vor zu einer Verständigung bereit, im Sinne einer Theilung der Beute; aber niemand sah genauer als er, daß dieser Weg für Oesterreich kaum beschreitbar war, gleichbedeutend mit dem Rückzug aus kaum gewonnenen Positionen, mit dem Aufgeben aller seiner Ueberlieferungen, und daß der Kampf, auf den Alles hindrängte, in der Geschichte der beiden Monarchien gegeben war. Daß Preußens Krone dadurch in Gegensatz mit den nationalen Wünschen und den liberalen Tendenzen gerathen mußte, konnte den alten Gegner der Revolution nicht irre machen; um so weniger, da sich ihm bei jeder Gelegenheit zeigte, daß Preußen trotz alledem mehr auf die Sympathien der Patrioten oder auch auf die Wünsche der Regierungen rechnen konnte als der Staat Metternich's und Schwarzenberg's, und daß es schlimmsten Falls stark genug war, um sich auf sich selbst zurückzuziehen. Es war die Politik der Macht, die er vertrat, gegenüber der Politik des Scheines und der Schwäche. Und selbst den Schein konnte Oesterreich oft nicht behaupten. So in den Verhandlungen über die deutsche Flotte, worin die Sympathien der Patrioten ungewollt den Vorschlägen Preußens zufielen, das von der Revolution her ein sehr ernstes, nur wieder durch den eigenen Vortheil gebotenes Interesse an der deutschen Seewehr genommen, seine Beiträge entrichtet hatte, und auch jetzt für den Schutz der deutschen Küste bereit war; während von Oesterreich nichts eingelaufen noch irgend ein Vorschlag zu erlangen war, der etwas anderes als sein Unvermögen und seinen Widerwillen gegen eine Schöpfung, die in Preußens Machtsphäre fiel, an den Tag gebracht hätte.

Auch den kirchlichen Conflicten, die seit der Revolution wieder breiteren Raum in dem Leben der deutschen Parteien einzunehmen begonnen hatten, schenkte B. frühzeitig seine Aufmerksamkeit. Er war ein zu guter Protestant, um nicht zu wissen, daß ein Staat wie Preußen, der auf dem Grunde der Reformation ruhte, niemals zu einem innern Ausgleich mit dem römischen Geiste gelangen würde, und es konnte ihm nur lieb sein, in der öffentlichen Meinung oder auch an den protestantischen Höfen Hülfe zu finden gegen eine Diplomatie, die im katholischen Lager ihre eifrigsten Parteigänger besaß; bei mehr als einer Gelegenheit, am nachdrücklichsten im badischen Kirchenstreit, trat er auch auf diesem Felde dem Rivalen entgegen. Aber einen maßgebenden Einfluß auf seine Politik räumte er dem religiösen Moment dennoch nicht ein. Es gehörte seiner Natur nach nicht zu den Factoren, mit denen seine Politik rechnete, die nur consolidirte Kräfte anerkannte und die Berührung mit den Schwingungen der öffentlichen Meinung eher vermied als aufsuchte; und er hatte um so weniger Lust dazu, confessionelle Politik zu machen, als er damit in die Wege der Gothaer zu gerathen drohte, deren Hauptstärke sonst doch nicht gerade die Bekenntnißtreue war; ihre Diatriben gegen den Ultramontanismus waren ihm zu nahe verwandt mit ihrem politischen Programm. Vor allem aber, die kirchliche Parteinahme entsprach nicht den Interessen Preußens wie er sie verstand. Die Zeiten, da der confessionelle Hader die Kämpfe der deutschen Fürsten gegen Habsburg beherrscht hatte, waren vorüber, und nur das Princip der „Libertät", wie es in der Diplomatensprache des alten Reiches genannt war, das Machtinteresse der Territorialpolitik war, wenigstens für B., in Geltung geblieben. Wie er darin die alleinige Richtschnur für Preußen sah, so beurtheilte er auch jede andere Macht nach dem Maaße ihrer Kraft und der Bedeutung, die sie dadurch für Preußen gewinnen konnte. Die confessionelle Politik wäre das sicherste Mittel gewesen, um Bayern auf die Seite Oesterreichs zu treiben: B. aber suchte sofort Fühlung mit dem größten der deutschen Mittelstaaten zu gewinnen; er rechnete, wie auch der große König gethan hatte, auf die alte Rivalität zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach und zog bereits gelegentlich in Erwägung, ob nicht die Theilung Deutschlands in eine norddeutsche und süddeutsche Sphäre, wenn es nicht mit Oesterreich ginge, zwischen Berlin und München vereinbart werden könnte. Schon im ersten Jahr bemerkte er mit Genugthuung, daß die Bayern gar nicht unempfänglich für seine Freundlichkeiten waren.

Immerhin war in der ersten Zeit die Position des Präsidialgesandten am Bunde stärker als diejenige seines Rivalen; die Furcht vor neuen Erschütterungen, das Mißtrauen gegen Preußen hielt die Majorität an Oesterreich gefesselt. Aber gleich die erste Krisis der europäischen Politik, der Ausbruch des Krimkrieges, bewies den Kleinen, wie unbequem es für sie werden konnte, sich stets im Fahrwasser der slavisch-magyarischen Großmacht zu halten, und drängte sie näher an den Staat der Hohenzollern heran. Das Interesse, das sie mit diesem gemein hatten, war der Friede, den Oesterreichs Verhalten zu stören drohte. Freilich beschritt auch das Wiener Cabinett nur mit Zagen den Weg, auf den die Westmächte es zu schieben versuchten. Der Bund mit dem Zaren hatte Oesterreich das Uebergewicht in Deutschland verschafft, und es war klar, daß das ganze System Schwarzenberg's erschüttert werden mußte, wenn man jetzt dem Freunde, dem man die Rettung verdankte, den Weg verlegen wollte. Durfte man es wagen, sich auf die liberalen Kräfte, die zum Kriege gegen Rußland drängten, zu stützen, den Zaren schwächen, um den neuen Bonaparte zu stärken, der in jedem Augenblick die „Pandorabüchse von

Italien", wie B. schrieb, zu öffnen in der Lage war? Konnte man überhaupt den inneren Schwierigkeiten, vor allem dem verwirrten Stande der Finanzen gegenüber die Wechselfälle des Krieges auf sich nehmen? Aber auch der Vormarsch der Russen gegen die Donau stellte Oesterreich vor eine Frage der Existenz; unmöglich konnte es mit ansehen, daß der Zar ihm die Lebensader unterbinde, allen Einfluß auf der Balkanhalbinsel an sich reiße. Dieser grausame Zwang seiner Lage, viel mehr als die ungeschickte Hand des Grafen Buol, hat den Donaustaat in die gewundenen Wege, die er im Kriege einhielt, hineingeführt; von übermächtigen Einflüssen umgeben, gerieth er bei der ersten allgemeinen Erschütterung ins Schwanken; er war nicht mächtig genug, um eine feste Bahn zu verfolgen. B. seinerseits übersah die Situation vollkommen, und vom ersten Tage ab war ihm der Weg klar, den er zu gehen hatte. Sein Staat ward durch den Krieg nicht berührt und war stark genug, sich aus der Affaire zu halten, also war Neutralität im Moment für ihn die rechte Politik: so die Summe der Rathschläge, die er seiner Regierung während des Krimkrieges gegeben hat. Es war der Weg, den Preußen schließlich gegangen ist, und der Erfolg war so, wie B. ihn hundert Mal vorausgesagt hatte: das Schwergewicht des kleineren Deutschlands reichte aus, um Oesterreich von dem Kriege zurückzuhalten; zum ersten Mal seit Jahrhunderten blieb Mitteleuropa von einer europäischen Conflagration unberührt und genoß die Segnungen des Friedens, während der Osten und Westen des Erdtheils in wildem Kampfe verstrickt waren. Heute ist Jedermann davon überzeugt, daß es die beste Politik war, die Preußen und die deutschen Kleinstaaten machen konnten; keine andere hat B. in dem letzten russisch-türkischen Kriege verfolgt. Zu jener Zeit aber hat sie die stärksten Anfeindungen erfahren und zwar nicht bloß von Seite der Liberalen, sondern gerade auch in den der Krone näherstehenden Kreisen, und der Kampf in dem eigenen Lager ist für den großen Staatsmann schon damals, wie später so oft, ermüdender und aufreibender gewesen als der mit seinen eigentlichen Gegnern. Denn Friedrich Wilhelm vermochte niemals im Sturme fest zu stehen, und Manteuffel war nicht der Mann, um ihm das Steuer aus den losen Händen zu nehmen; König und Minister ließen sich von den auf sie eindringenden Strömungen bald hierhin, bald dorthin treiben. Die Krisis erreichte ihren Höhepunkt in den ersten Märztagen 1854, als die Westmächte in Petersburg ihr Ultimatum gestellt hatten und im Verein mit Oesterreich die preußische Regierung zum Beitritt aufforderten. Um seinen Freunden zu Hülfe zu kommen, eilte B., der der unheilvollen Entwicklung mit wachsender Angst gefolgt war, selbst nach Berlin; er hatte sich die Einladung durch Gerlach zu verschaffen gewußt. Als er eintraf, war seine Partei fast erlegen, Manteuffel hatte bereits eingewilligt, die Sommation der Mächte in Petersburg unterstützen zu wollen. Nicht am wenigsten den Bemühungen Bismarck's, der mehrere Wochen am Hof blieb, gelang es, die Gefahr abzuwenden; aber schon im April hatten die Gegner im Rath des Königs, an deren Spitze sein eigener Bruder Wilhelm stand, wieder die Oberhand, und das Bündniß mit Oesterreich am 20. jenes Monats drohte ein erster Schritt zu der Vasallenpolitik hin zu sein, in der B. das Unheil Preußens erblickte. Anfang Mai eilte er von neuem hinüber, und wieder war es Gerlach, der seine Berufung, dies Mal mit Umgehung des Ministers, bei dem König durchgesetzt hatte. Doch fand B. das Feld bereits frei, Bunsen und Bonin nicht mehr im Amt und den Prinzen von Preußen nicht mehr bei Hof; an dem Tage, da er eintraf, reiste Wilhelm, fast im erklärten Bruch mit seinem Bruder, nach Baden ab.

Es war die Politik von Olmütz, welche Wilhelm damals fürchtete und bekämpfte. Er war kein Gegner Rußlands, wie die Liberalen, und dachte nicht daran, seinem Schwager, dem er die alte Freundschaft treu bewahrte, den Krieg ins Land zu tragen, wollte ihn vielmehr davor schützen. Aber er fürchtete, daß die Kreuzzeitungspartei den Staat auf die russische Seite hinüberführen und ihn dem Hasse der Nation und der Feindschaft Europas preisgeben würde. Solcher Uebermacht, meinte er, müßten Beide erliegen; Napoleon werde den Krieg über den Rhein tragen, und Preußen verlassen und verachtet seine in einer glorreichen Vergangenheit erworbene Stellung als Vormacht in Deutschland einbüßen. Nur durch den Beitritt zu der Convention könne die Gefahr beschworen werden; man müsse Rußland mit Krieg bedrohen, dann werde es Frieden halten; vor dem vereinigten Willen Europas werde es auf dem Wege, der ihm sonst selbst verderblich werden müsse, einhalten und sich zu einem ehrenvollen Rückzuge entschließen, um dann erst die rechte Frontstellung, mit Oesterreich und Preußen gegen Frankreich, einnehmen zu können. So hoffte also auch er, wie sein Bruder zur Zeit der Union, beides vereinigen zu können, die Freundschaft mit den Ostmächten und Preußens nationale Mission, und übersah ganz, daß er seinen Schwager zunächst doch in dieselbe Lage versetzen wollte, die sich Preußen in Olmütz hatte gefallen lassen müssen. Auch sonst waren seine Ansichten widerspruchsvoll genug; denn im November 1850 hatten doch nicht die Anhänger der Kreuzzeitung, sondern Radowitz und seine Freunde den Staat isolirt, und gerade der Widerstand des Zaren gegen Preußens nationale Politik hatte die Niederlage herbeigeführt: aber sie paßten in ihrem Gemisch von Antipathie gegen russischen und französischen Despotismus mit nationalen Tendenzen zu der Majorität der öffentlichen Gefühle, deren liberale Färbung der Hof von Coblenz angenommen hatte, und trafen andererseits wieder mit dem stärksten Empfinden des Prinzen, seinem preußisch-soldatischen Ehrgefühl, das durch Olmütz tief gedemüthigt war, zusammen. Das war es auch, was ihn bisher von B., mit dem er von Coblenz aus und auf seinen Reisen nach Baden mehrfach zusammengekommen war, ferngehalten hatte. Zwar hatte er den ersten Eindruck, den die Ernennung des Vertheidigers der Politik von Olmütz auf ihn machte, daß sie eine Mediatisirung Preußens unter Oesterreich bedeute, bald fallen lassen müssen, aber viel intimer war das Verhältniß zwischen Beiden kaum geworden. Jetzt, in der Krisis der preußischen Politik, geriethen sie aufs härteste aneinander. Am 4. März, einen Tag nachdem B. in Berlin eingetroffen war, befahl ihn der Prinz zu sich und entwickelte ihm sein System. Der Gesandte zögerte nicht, offen und rückhaltlos seine Gegenansicht vorzutragen. Er wies darauf hin, daß Preußen absolut keinen Kriegsgrund gegen Rußland habe, und kein Interesse an der orientalischen Frage, durch das sich der Bruch mit ihm rechtfertigen lasse; daß ein siegreicher Krieg, zu dem man durch nichts provocirt sei, Preußen nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl des bisherigen Freundes und immerwährenden Nachbarn belade, sondern es auch zwingen werde, die polnische Frage in einer mit den eigenen Interessen erträglichen Form zu lösen; daß man den Krieg überhaupt nur aus Furcht vor Frankreich oder im Liebesdienste Englands und Oesterreichs führen und sich in die Rolle eines indischen Vasallenfürsten oder des York'schen Corps beim Ausbruch des Krieges von 1812 herabdrücken lassen werde. Ja es scheint sogar, daß B. in der denkwürdigen Unterredung, die auf ihn selbst einen tiefen Eindruck gemacht hat, so daß er in den Memoiren ausführlich darüber berichtet, dem Prinzen schon das Gegenbild einer andern Allianz gezeichnet hat: einen Revanchebund des gedemüthigten Rußland mit dem kaiserlichen Frank-

reich, in dem Preußen, wenn es sich jetzt frei halte, der Dritte sein könne; oder daß er doch auf die Vortheile hingewiesen hat, die Preußen, wenn es, nur von seinen eigenen Interessen geleitet, furchtlos seiner Macht vertraue, aus solcher Combination gewinnen könne, sei es auch nur, um damit zu drohen und Oesterreich oder die Kleinstaaten von ähnlichen Gelüsten abzuhalten. Es waren die Grundelemente der Politik, die Wilhelm als König, sobald er sich der Leitung des großen Staatsmannes überlassen, durchgeführt und die ihn auf die Höhe seiner historischen Stellung getragen hat. Damals aber konnte sich der hohe Herr in so außerordentliche Gedankengänge nicht finden. Bei dem Wort von der Furcht und dem Vasallendienst brauste er auf; sein soldatisches Ehrgefühl fand sich verletzt; „von Vasallen und Furcht", so unterbrach er den Gesandten, „ist hier gar keine Rede"; in einem sehr aufgeregten Billet, das er gleich nach der Unterredung an den Chef Bismarck's richtete, nannte er dessen Politik die Politik eines Gymnasiasten. Und doch ist in den Denkschriften und Briefen, die während des Krieges der nimmermüden Feder Bismarck's entflossen, bereits das ganze System seiner Politik in fast lückenloser Vollständigkeit enthalten. Ihr Eckstein war in der That die Freundschaft mit Rußland, und da er darin der Ueberlieferung seiner Partei folgte, konnte er wol den Außenstehenden als ein Führer der Camarilla, als der schroffste der Russenfreunde erscheinen. Niemals war er mit Gerlach enger liirt gewesen; über jede Wendung der königlichen Entschlüsse, die auch nach dem Mai, und so lange der Krieg währte, jedem Lufthauch in der europäischen Politik nachgaben, ward er durch den Freund unterrichtet; und sobald sie die Gefahr witterten, fanden sie einen Vorwand, um ihn an das Hoflager zu bringen, und war er zur Stelle. In der Märzkrisis, als Manteuffel's Tage gezählt schienen, tauchte bei den Heißspornen der Partei der Gedanke auf, ihn zum Nachfolger des Ministers zu machen; wieder war es sein alter Freund Senfft-Pilsach, der ihn dem König in Vorschlag brachte; selbst Gerlach, den der Monarch darum fragte, schien das Mittel zu scharf zu sein, und er rieth davon ab. In Wahrheit jedoch war B. seiner Partei längst entwachsen. Für Gerlach und seine Leute war die Freundschaft mit Rußland ein Glaubenssatz, ein Stück der Parteidoctrin geblieben: es galt ihnen die Bekämpfung der Revolution, so im Innern wie in den Beziehungen der Staatsgewalten zu einander; sie lebten immer noch in den Anschauungen der heiligen Allianz. B. aber hatte jeden Glauben an diese verloren; daß sie nicht mehr existire, war der Punkt, von dem alle seine Berechnungen ausgingen. Seine Sympathie für Rußland trat nirgends über den Kreis der preußischen Interessen hinaus, und er war fern davon, dieselben mit denen der zarischen Politik zu identificiren: „im Gegentheil", schrieb er an Manteuffel während des Krieges, „Rußland hat viel an uns verschuldet"; gegen die Revolution aber brauche Preußen die Hülfe des Zaren nicht, es werde allein mit der eigenen wie mit der deutschen fertig werden. Er wäre auch vor einem Kriege mit Rußland nicht zurückgeschreckt, hätte sich nur für Preußen ein Kampfpreis gezeigt, der ihn lohnte. Aber statt dessen sah er, daß alle Vortheile eines Sieges über das graeco-slavische Kaiserreich den alten Schildhaltern Roms, Oesterreich und den Polen zufallen würden. Diese Ansichten hatte er bereits in den preußischen Revolutionstagen verfochten. Auch damals hatte er darin alle Parteien, von dem äußersten radicalen Flügel her bis in das Ministerium gegen sich gehabt; der König selbst hatte damals die allgemeinen polnischen Sympathien getheilt, und sie hatten seine ersten Schritte in der Revolution geleitet. Die Rebellion in den Ostprovinzen hatte zwar dieselben in Friedrich Wilhelm gedämpft, und selbst die Liberalen waren seither von ihrer Polenschwärmerei einigermaßen geheilt worden,

aber die Tendenzen dieser Politik gingen immer noch in der alten Richtung. Es war das Verhängniß, das von jeher über dem Liberalismus geschwebt hatte: er, der in der nationalen Idee seine eigentliche Basis besaß, seine Rechtfertigung vor Gott und der Welt gefunden hatte, sah sich, sobald er praktisch zu werden versuchte, von ihr abgedrängt und gezwungen, sie zu verleugnen. Was konnte berechtigter sein als der Haß der Patrioten gegen den russischen Despoten, der überall die Saaten der Freiheit niedertrat und sich als der Schutzherr jeder Reaction geberdete: aber der Kampf gegen ihn förderte mit Nothwendigkeit die Mächte, welche Deutschland von jeher die Wege zur nationalen Einheit und Größe verstellt hatten. Der Mann aber, der die deutsche Idee, wo er ihr noch begegnet war, bekämpft hatte, der „verlorene Sohn Deutschlands", wie ihn der alte Führer der Liberalen genannt hatte, er, der nichts als Preußens Macht vor Augen sah, mußte die Nation auf den Weg zurückweisen, auf dem sie in einer tausendjährigen Geschichte, die auf jedem ihrer Blätter von deutscher Kraft und Arbeit redete, Reichthum und Größe erworben hatte. Abermals tritt uns an dieser Stelle die Verwandtschaft zwischen der Politik des Königs und der seiner liberalen Gegner vor Augen: sie waren beide noch Kinder desselben von schwärmerischen Stimmungen beherrschten Zeitalters: erst in B. war die politische Romantik völlig überwunden. Seine Realpolitik, welche die politischen Ideen überall und durchaus den Zwecken der Macht unterwarf, konnte freilich nicht das Ideal seiner Generation zur vollen Entfaltung bringen, aber indem sie Alles an die Größe desjenigen Staates setzte, in welchem die besten Kräfte des deutschen Wesens Macht gewonnen hatten, rettete sie wenigstens einen Theil der nationalen Güter und vermied die Wege, auf denen jene erhabenen, aber die Grenzen der Macht überfliegenden Gedanken zu blendenden Irrlichtern zu werden drohten.

Noch immer wies B. den Gedanken an eine Verständigung mit Oesterreich nicht völlig von sich; aber vor der mathematischen Logik der Thatsachen, um eines seiner Worte zu gebrauchen, schwand ihm mehr und mehr der Glaube an ihre Möglichkeit. „Bei der Bahn", schreibt er an Gerlach zur Zeit des Pariser Congresses, „auf welche die Oestreichische Monarchie gesetzt ist, kann es für Oestreich nur eine Frage der Zeit und der Opportunität sein, wann es den entscheidenden Versuch machen will, uns die Sehnen zu durchschneiden; daß es den Willen dazu hat, ist eine politische Naturnothwendigkeit". Darin liegt die Bedeutung des großen Kriegsfeuers, das im Osten entbrannt war, für die Entwicklung unseres Helden, daß es ihm die Unabwendbarkeit der Geschicke voll zum Bewußtsein brachte; einem Scheinwerfer gleich wies es ihm die Richtung in der Nacht der Zukunft. So galt es denn, sich auf das große Naturereigniß vorzubereiten und Preußen bei Zeiten einen Platz in der Neubildung der europäischen Constellation, die nach dem Kriege erfolgen mußte, zu sichern. Daß die Allianz der Westmächte den Frieden nicht überdauern würde, lag auf der Hand, denn England, das überhaupt mehr aus Rivalität als aus positivem Interesse, um Frankreich nicht allein bei der Schüssel zu lassen, in die orientalische Krisis eingegriffen hatte, konnte nicht wünschen, länger als Complice bei den gefährlichen Absichten des Emporkömmlings zu gelten. Auch Napoleon war darum genöthigt, sich auf dem Festlande nach Bundesgenossen umzusehen. Seine Gedanken waren jetzt auf Italien gerichtet, die Wiege seines Hauses und seiner Pläne, den Machtbereich Oesterreichs, das der Gegner seines großen Vorfahrs gewesen war. Und auf welcher Seite konnte er in diesem Moment auf mehr Theilnahme und Nachsicht rechnen als bei der Macht, die durch Oesterreich zum Lohn dafür, daß sie dasselbe gerettet, verrathen war und in dem alten Alliirten fast den Urheber seiner Niederlage

erblickte! Dies waren nun die allgemeinen Erwägungen, der Gegenstand der öffentlichen Discussion; alle Welt sprach von der Aussicht, daß die beiden Gewaltherrscher an der Seine und der Newa sich verbinden und und die Freiheit Europas knechten könnten. Der besondere Gedanke Bismarck's war, daß er unter Umständen daran dachte, seinem Könige die Stelle als Dritter in diesem Bunde der Mächte des Absolutismus zu verschaffen. Schon vor dem Krimkriege hat er die Möglichkeit solcher Politik erwogen; und dürften wir eine Aeußerung, die er im Herbst 1854 dem russischen Gesandten am Bundestage machte, unbedenklich übernehmen, so hätte er dieselbe schon lange vorher als das eigentliche Ziel und Ideal seiner Politik ins Auge gefaßt. Indessen lag ihm in jenem Moment daran, die Haltung seines Hofes in Petersburg furchtloser und stetiger erscheinen zu lassen als sie war; und wir können wol seinen oft wiederholten Versicherungen gegen Gerlach Glauben schenken, daß ihm der Bund mit dem französischen Thronräuber von Haus aus unsympathisch war. Andrerseits war er nicht gewohnt, Gefühlsgründen, von welcher Seite sie auch kommen mochten, tieferen Einfluß auf seine Erwägungen einzuräumen, und auch die Briefe an Gerlach entbehrten nicht der Tendenz; er kannte den Abscheu des Freundes gegen den neuen Bonaparte, der jenem als die Incarnation aller Mächte der Hölle erschien, und mußte daher, wollte er ihn zu einer Politik bekehren, die den General fast an Haugwitz erinnern wollte, auf seinen Standpunkt eingehen und den harten Realismus der eigenen Pläne schonend verhüllen. Die Bedenken, die ihm selbst gegen eine so außerordentliche Politik aufstiegen, kamen von anderer Seite. Auch er konnte sich die Gefahr nicht verhehlen, die Preußen lief, wenn es sich an die unklare Politik des gekrönten Abenteurers ketten ließ, den das Geschick in die Wege seines Oheims, auch wenn er sie vermeiden wollte, drängen mußte. Nun dachte B. ja auch nicht gerade an einen Zweibund mit dem neuen Cäsar, sondern zunächst nur an die Möglichkeit, daß Rußland, Preußens bester Freund, mit dem napoleonischen Frankreich sich alliiren könnte. In diesem Falle, darin war er fest, durfte Preußen keinem Dritten den Platz an ihrer Seite lassen. Denn dann war die Gefahr da, daß Oesterreich, und daß die deutschen Kleinstaaten sich in den Bund hineindrängten, jenes, um Italien zu sichern, diese, um ihre Existenz, wenn auch in einem neuen Rheinbunde, zu erretten; die deutsche Politik, der einzige Schauplatz, auf dem Preußen auftreten und sich voll zur Geltung bringen konnte, wäre ihm verschlossen, der Weg zur Größe versperrt worden. Es war die Richtung, in welche Graf Cavour in jenen Jahren die Politik seines Staates lenkte. Aber so weit wie der sardinische Staatsmann wäre B. niemals gegangen. Ihre Wege liefen parallel, aber sie fielen nicht zusammen. Viel zu schwach war das Haus Savoyen, um das Ziel, das ihm sein großer Minister stellte, durch sich selbst zu erreichen: es mußte dem Fremden dienstbar werden und ein Stück des nationalen, des eigensten Bodens opfern, um seine Mission zu erfüllen, und es mußte sich selbst aufgeben, um die Krone des geeinten Italiens zu gewinnen. Bismarck's Politik aber gipfelte gerade in der Erhaltung und der Erhöhung der Krone Hohenzollern. Sein König konnte mit Frankreich nur verhandeln wie einst Friedrich der Große, ebenbürtig, als Macht mit der Macht; er konnte Napoleon wol gebrauchen, jedoch niemals seiner Führung sich unterwerfen. Hier aber lag eine Klippe, die zu vermeiden es des geschicktesten Steuermanns und einer Verbindung von Kühnheit und Vorsicht ohne Gleichen bedurfte: es galt, kurz gesagt, den Kaiser um den Lohn zu betrügen, der ihm das Bündniß mit Preußen werth gemacht, um deswillen er demselben wol auch die vergrößerte Macht in Deutschland gegönnt hätte: um das Stück des deutschen Bodens, das Napoleon für seine Hülfe fordern

würde und das er haben mußte, wäre es auch nur, um seinen Thron der eigenen Nation gegenüber zu sichern. Das hatte Friedrich der Große nicht nöthig gehabt; mit vollen Händen hatte er Stücke des Reichs und des eigenen Besitzes am Rhein an die Franzosen wegwerfen oder doch versprechen können, um seinem Staate Schlesien zu gewinnen. Woran aber im 18. Jahrhundert Niemand Anstoß genommen hatte, wäre im Jahrhundert der Nationalitätskämpfe eine Politik des Verrathes geworden; sie hätte nicht nur alle Hoffnungen, die von den Patrioten auf Preußen gesetzt wurden, aufs bitterste enttäuscht, sondern bereits den eigenen Traditionen, die es seit den Befreiungskriegen verfolgte, widersprochen; selbst wenn B. sich persönlich kein Gewissen daraus gemacht hätte, um des Ganzen willen ein Stück zu opfern, er hätte es nicht gedurft: er würde damit erst recht Preußen den Weg zur Macht versperrt, alles Wasser auf die Mühlen der Gegner geleitet, alle deutschen Sympathien ihnen zugewandt, und ihnen die Rolle als Beschützer der nationalen Ehre geradezu aufgedrängt haben. So also ward er doch gezwungen, die Macht der Idee anzuerkennen, in deren Bekämpfung er emporgekommen war und die er so gering einzuschätzen pflegte — noch immer nicht um ihrer selbst willen, sondern weil Preußens Macht nicht gegen sie entwickelt werden konnte.

Zwei Mal hat B. von Frankfurt aus Gelegenheit gehabt, Napoleon zu sprechen, im August 1855 auf einer Besuchsreise zum Grafen Hatzfeld, dem Pariser Gesandten, und im April 1857, als er mit einem amtlichen Auftrag an die Seine geschickt war. Napoleon III. war damals auf der Höhe seines Einflusses; gefürchtet oder umworben von den Mächten und den Parteien Europas, konnte er sich fast als den Schiedsrichter des Erdtheils fühlen. Um so bemerkenswerther war, zumal bei der zweiten Reise, die Zuvorkommenheit, mit der der preußische Gesandte aufgenommen wurde. Hof und Gesellschaft arrangirten ihm glänzende Feste; der Kaiser empfing ihn mehrfach in Audienz und zog ihn in die intimsten Gespräche, deutete ihm seine Absichten auf Italien an und erklärte, daß er an die Rheingrenze (vielleicht eine kleine Grenzberichtigung abgerechnet) nicht denke; das Mittelmeer müsse vielmehr der Schauplatz für Frankreichs Ehrgeiz werden; er erkannte für Preußen die Nothwendigkeit an, sich im Norden und zumal auf der See stärker zu machen: kurz, er gab dem Gesandten auf jede Weise zu verstehen, wie sehr ihm an der Freundschaft mit Preußen liege. In glänzend geschriebenen Memoires und später persönlich berichtete B. über die Pariser Beobachtungen, welche mit seinen eigenen Wünschen so trefflich harmonirten, an seine Regierung. Auch blieb er wirklich mit seinen Vorstellungen nicht ganz ohne Eindruck; sein Chef neigte ihm zu, ebenso dessen Vetter Edwin, der Flügeladjutant, und selbst der König hatte Momente, wo er die verwegenen Rathschläge seines Frankfurter Gesandten den österreichischen Perfidien gegenüber fast als Nothwendigkeit anerkannte; Gerlach bezeichnet sogar einmal den neuen Dreibund als die Ansicht der meisten Personen bei Hof. Er selbst wich nicht von seinen Anschauungen, und vergebens suchte B. ihn zu bekehren. Aber auch der König und der Minister ließen sich an diese Politik nicht fesseln: sie duldeten es, daß der Prinz Jérome, der im Mai 1857 nach Berlin kam, und der Kaiser selbst in der Kreuzzeitung respectlos behandelt wurden, und der Rath, den B. von Paris her gegeben hatte, Napoleon zu einem Besuch in Berlin zu ermuthigen, blieb vollends unberücksichtigt.

Für die Fragen, die bei seinen alten Freunden dominirten, die inneren Verhältnisse, fühlte B. überhaupt nicht mehr Beruf noch Neigung; die Schlagworte der Partei verschwinden ganz aus seinen späteren Briefen;

sie fielen von ihm ab ohne inneren Kampf, ein Beweis, wie wenig sie von jeher sein Wesen ausmachten. Die Verhandlungen in der Zweiten Kammer, in der er zunächst noch geblieben, waren ihm längst langweilig geworden, und die parlamentarischen Intriguen, in denen er einst ganz aufgegangen war, erschienen ihm nun über die Maaßen schaal und unwürdig. Er suchte die Theilnahme an den Sitzungen zu umgehen, indem er sich auf seine Amtsgeschäfte und die Pflichtenconflicte, in die er gerathe, berief; doch war es in Wahrheit die Gleichgültigkeit, die ihn fernhielt, und die Empfindung, daß er mit seinen jetzigen Zielen nicht mehr in die Partei und ihre Interessen hineinpasse. Eine Neuwahl, die ihm seine Wähler angeboten hatten, lehnte er ab. Der König nahm ihm das übel, denn es entsprach sehr wenig den Vorstellungen und Wünschen, die er von B. hegte, er hatte in ihm vorzugsweise den loyalen Vasallen, den Champion seines Systems, seiner inneren Politik erblickt; hierauf weit mehr als auf die Vertretung nach außen war er bedacht, wenn er sich in dem stets bereiten Vertheidiger seiner Kronrechte einen zukünftigen Minister zu erziehen hoffte. Seine Gunst entzog er dem jungen Staatsmann darum noch nicht, dessen Königstreue über jeden Zweifel erhaben war und dessen Klarheit und Energie dem ewig Schwankenden imponirte; er zog ihn bei der Reorganisation der Ersten Kammer zu Rathe und nahm ihn dann ins Herrenhaus, wie auch in den Staatsrath auf; aber schließlich konnte es doch nicht fehlen, daß auch bei Friedrich Wilhelm Argwohn und Verstimmung gegen diese aus den Schranken seiner Politik brechende Genialität Platz griffen. B. glaubte im Herbst 1855 die ersten Anzeichen verminderter königlicher Gunst wahrzunehmen, als er bald nach der Rückkehr von seiner ersten Pariser Reise, die er ohne Rückfrage bei Hof gemacht hatte, dem König in Stolzenfels seine Aufwartung machte und dieser im Gespräch mit ihm es vermied oder vergaß die Politik zu berühren. Er fühlte sich umso mehr verletzt, als er zu bemerken glaubte, daß auch seine Gemahlin von Seiten der königlichen Damen, zumal der Prinzessin von Preußen, und der Hofgesellschaft absichtlich vernachlässigt worden sei. Gerlach, dem er sich darüber alsbald anvertraute, suchte ihn zu beruhigen und den Vorfall auf ein Mißverständniß zu schieben, aber die Differenz lag doch eben tiefer, und der General selbst fühlte nur allzusehr, daß sein Freund und Schüler die alten Gesinnungen nicht mehr theilte und in Wege abwich, auf denen auch er ihm nicht mehr zu folgen vermochte.

Die Erkrankung des Königs konnte das Verhältniß Bismarck's zu seinen Parteifreunden nicht bessern. Ihre Versuche, den Einfluß der Camarilla durch die Verlängerung der Stellvertretung seitens des Prinzen von Preußen und die Vermeidung der Regentschaft zu retten, unterstützte er schon deshalb nicht, weil er ihre Nutzlosigkeit einsah; von dem Prinzen, so schrieb er Gerlach bereits im December 1857, könne ein lebendiges Eingreifen nicht erwartet werden, so lange er nicht sicher sei definitiv zu regieren; nicht der Rechtstitel sei es, welcher die Action der Krone gegenwärtig neutralisire, sondern die Nothwendigkeit, dem König, wenn er die Regierung wieder ergreife, das Concept nicht verdorben zu haben, und ihm nicht Anlaß zu Desavouirungen dessen, was der Prinz inzwischen gethan, zu geben; diese Rücksicht bleibe aber dieselbe, möge der Prinz als Regent oder als Bevollmächtigter die Geschäfte führen. Er sah also auch diese Frage nicht vom Standpunkt der Partei, sondern des Staatsinteresses an: die Neutralisirung der Action der Krone, der Zustand allgemeiner Stagnation und Verknöcherung, den die Unsicherheit der obersten Leitung herbeiführen mußte, war es was er fürchtete; während der Camarilla daran lag, die Verhältnisse so lange als möglich in der Schwebe

zu erhalten. Darum rieth er, als sich die Lage im Sommer verschärfte, dem Prinzen, der ihn mehrmals zu sich nach Baden berief, dazu, die Regentschaft zu übernehmen, die immerhin festere Verhältnisse schaffen mußte und von seiner Partei gerade deshalb bekämpft wurde. Prinz Wilhelm war trotz jenes harten Zusammenstoßes im März 1854 dem Manne, in dem die besten Traditionen seiner eigenen Jugend wieder lebendig geworden waren, nicht gram geblieben. Schon während des Krimkrieges hatte er mehr als einmal Berichte von B. über die politische Lage eingefordert, oder ihn zum Vortrag nach Baden befohlen, auch sonst, auf den Durchreisen durch Frankfurt oder am königlichen Hoflager, bei Manövern und Jagden oft genug Gelegenheit gehabt, sich über die Ansichten des Gesandten zu unterrichten. Daß sie mit denen der Camarilla nicht mehr harmonirten, konnte ihm nicht verborgen bleiben, aber ein rechtes Vertrauen stellte sich damals zwischen Beiden dennoch nicht her. Auch bei den Conferenzen in Baden-Baden im Juli 1858 scheint der Prinz sich mehr über die auswärtige Politik als über die innere Lage des Staates Bismarck's Rath geholt zu haben; und der Systemwechsel, der sich an die Uebernahme der Regentschaft anschloß, wird diesem wol kaum unerwarteter gekommen sein als seinen alten Freunden. Letztere glaubten allgemein, der Schlag sei auch gegen ihn gerichtet; selbst Frau v. B., die mit den Kindern in Pommern gewesen war und nun auf der Rückreise in Berlin, im Brennpunkt der Politik, die Katastrophe der Partei miterlebte, kam ganz niedergedrückt in Frankfurt an, in dem Glauben, ihr Gemahl würde alsbald den Abschied fordern. B. nahm die Sache von Anfang an weniger tragisch; die Ernennung des Fürsten von Hohenzollern zum leitenden Minister schien ihm gleich eine Gewähr dafür zu sein, daß der Prinz Fühlung mit der conservativen Partei halten wolle, und eine schärfere Accentuirung der auswärtigen Politik konnte ihm nur willkommen sein, nachdem gerade in den letzten Jahren die schwächliche Politik des Herrn v. Manteuffel, auf dem Pariser Congreß wie in der Neuenburger Frage, den Staat in tief demüthigende Lagen gebracht hatte. Er hatte fast geringere Besorgniß vor den liberalen Gegnern, als vor diplomatischen Stellenjägern, unter denen ihm Usedom als enragirter Freimaurer und gothaisirender Politiker besonders gefährlich zu sein schien. Ich will nicht entscheiden, ob diese persönlichen Ambitionen, bei denen auch weiblicher Einfluß und Ehrgeiz mitspielten, oder doch mehr Erwägungen politischer Natur den Ausschlag für die Versetzung Bismarck's nach Petersburg gegeben haben; der Gegensatz zwischen seinen und den in Berlin maßgebenden Ansichten über die auswärtige Politik war größer als man sich dort vielleicht bewußt war: aber auch so dürfen wir wohl annehmen, daß es dem Prinzregenten unerwünscht war, den Mann, der bei Olmütz und im Krimkriege so ausgesprochen auf der Gegenseite gestanden hatte, als seinen Vertreter am Bundestage zu haben. Der Erhebung Bismarck's auf den neuen Posten gingen noch einige Wochen der Unruhe voran, die für seine Gemahlin, welche überhaupt nicht aus dem ihr lieb gewordenen Frankfurt fort wollte, schwerer zu ertragen waren, als für ihn selbst. B. hätte minderwerthige Posten, wie Madrid und Brüssel, von denen auch die Rede war, nicht angenommen, denn eine Zurücksetzung wollte er sich nicht gefallen lassen, in solchem Falle war er entschlossen „sich unter die Kanonen von Schönhausen zurückzuziehen"; nicht ohne ein gewisses Behagen dachte er an die Aussicht, wieder den Landjunker spielen und einen durch amtliche Fesseln nicht genirten Kampf gegen die alten Gegner führen zu können. Aber der Gedanke, zu den Freunden an der Newa zu kommen, war ihm von vornherein nicht so ganz unlieb; wenn man ihn im Vordertreffen nicht lassen und überhaupt eine andere Richtung als die seine einschlagen wollte,

so war die Reservestellung in St. Petersburg für ihn selbst wie für die officielle Politik noch immer das Beste. Vielleicht sind es solche Erwägungen gewesen, welche den Prinzen nach langem Schwanken, er war ja kein Mann fester Entschlüsse, dazu brachten, den Petersburger Posten an B. zu übertragen. Der liberale Wind hatte bereits in den obersten Regionen merklich nachgelassen; so sehr, daß sogar Gerlach wieder Zuversicht faßte und Lust bekam, B. als den „Mann des prinzlichen Vertrauens“ an die Regierung zu bringen. Er machte sich, als dieser im Januar nach Berlin kam, sogleich daran, mit ihm und Eberhard Stolberg den Plan einzufädeln: B. selbst sollte mit Karl Goltz, dem Flügeladjutanten, der dem Prinzen immer nahe gestanden hatte, die persönliche Unterhandlung führen; in der Ministerliste, die sie aufsetzten, bekam B. den ersten Platz, als Kriegsminister ward neben Manteuffel und Konstantin Alvensleben Roon, und als Handelsminister, wol auf Bismarck's Vorschlag, Delbrück ins Auge gefaßt. Das war nun freilich doch zu früh gepfiffen, es sollte noch manches Wasser bergab laufen, ehe es zu einem Ministerium Bismarck-Roon kam; als der Prinzregent kurz darauf den Gesandten empfing, schalt er auf die Frondeurs im Herrenhaus und drohte, wie die Liberalen pflegten, mit seiner Abschaffung. Aber zugleich beklagte er sich doch bitter darüber, daß man sein Ministerium für ein anticonservatives halte; das käme nur daher, weil Patow darin sei; der aber sei wider seinen Willen, durch Manteuffel hineingebracht worden.

Bei solcher Gesinnung des regierenden Herrn war natürlich an die Entlassung eines so überzeugten Monarchisten wie B. nicht mehr zu denken. Wenige Tage nach jener Audienz, am 23. Januar, erhielt er seine Bestallung für Petersburg. Die Abreise verzögerte sich noch um mehrere Wochen, da er zunächst nach Frankfurt zurück mußte, um die Uebergabe der Geschäfte an Usedom, der nun wirklich das Ziel seines Ehrgeizes erreichte, zu vollziehen, und überdies durch die Influenza, die ihn und die ganze Familie heimsuchte, zurückgehalten wurde; erst Anfang März, und zwar noch allein, brach er auf, am 29. traf er an seinem neuen Bestimmungsort ein. Die Seinen blieben zunächst in Frankfurt; er dachte sie im Herbst aus Pommern, wohin sie im Sommer zogen, nachzuholen, doch sollte es noch lange dauern, bis er sie Alle in Petersburg bei sich hatte.

Petersburg und Paris. Eintritt ins Ministerium.

In Frankfurt hatte B. auf der Wacht gegen Oesterreich gestanden, in den Jahren, da der Gegensatz zwischen den beiden deutschen Vormächten, der sich in der Revolution fast bis zur Entscheidung durch die Waffen verschärft hatte, wieder halb geschlossen war. Jetzt, wo die aufgeschobenen Fragen aufs neue zur Entscheidung drängten, sah er sich aus dem Brennpunkt der deutschen Politik hinweggeholt und „an der Newa kaltgestellt“. Da uns seine Gesandtschaftsberichte aus Petersburg noch nicht vorliegen, können wir uns nur ein ungefähres Bild von der Politik machen, die er damals seiner Regierung gerathen hat. Immerhin ist soviel deutlich, daß er seine alte Grundlage, die Autonomie der preußischen Politik, auch der neuen Krisis gegenüber behauptete, und daß er sich damit wieder in Gegensatz zu allen Strömungen stellte, welche die öffentliche Meinung in Deutschland beherrschten. Denn wie sich auch immer die deutschen Parteien das Ziel setzen mochten, waren sie doch sämmtlich, auch die Kleindeutschen, mit der Front gegen den Rhein

statt gegen die Donau gerichtet. Das Besondere in B. war wiederum, daß er auch in der italienischen Frage den Feind, dem es galt, ganz allein in Oesterreich erblickte, und daß er nichts mehr fürchtete als daß Preußen sich in den Krieg gegen Frankreich verwickeln lassen könnte. Er wünschte keineswegs die völlige Niederwerfung der habsburgischen Macht, glaubte vielmehr das Mittel in der Hand zu haben, um ihren Besitz nördlich der Alpen zu sichern: aber in Italien sollte sie erliegen; die ganze Wucht des französischen Angriffes wollte er dahin gelenkt sehen. Am weitesten schied ihn diese Ansicht natürlich von seinen alten Freunden, die in den „blödsinnigen Elukubrationen" der Kreuzzeitung, wie er zornig schrieb, zu Worte kamen. Diese sprachen von nichts anderem als von der Pflicht Preußens, die legitimen Rechte Oesterreichs zu vertheidigen und den neuen Bonaparte, der jetzt endlich sein wahres Antlitz enthüllt habe, zu stürzen. Auch in dem preußischen Officiercorps waren solche Stimmungen weit verbreitet. Moltke gab ihnen Anfang Juni gegen Theodor v. Bernhardi Ausdruck: man müsse, sagte er, unbedingt gegen Frankreich losschlagen und dürfe seine Theilnahme an dem Kampfe so wenig von bestimmten Forderungen und Bedingungen abhängig machen als von Eventualitäten; denn man thue, wenn man Frankreich bekämpfe, lediglich, was das eigene Interesse gebiete, und habe folglich garnicht das Recht, von Oesterreich etwas dafür zu fordern. So weit gingen die Gothaer freilich nicht; denn sie sahen wol, daß man dadurch nur Oesterreichs Geschäfte und die der Reaction besorgen werde. Aber anderseits fürchteten sie durch eine Politik der Entschlußlosigkeit und des Hinhaltens es mit dem nationalen Geist zu verderben: um diesem Dilemma zu entgehen, müsse Preußen handeln, in den Krieg gegen Napoleon mit eintreten, seine Hülfe aber von der Bewilligung nationaler Reformen zu Gunsten der preußischen Hegemonie abhängig machen. So dachten, B. selbst nannte sie so, die ehrgeizigsten unter den preußischen Patrioten. Sie nahmen an, wie er noch von Frankfurt aus, im Februar, spottend schrieb, Oesterreich bitte uns dermalen mit der Beredsamkeit eines verschuldeten Cavaliers am Verfalltage um unsern Beistand, und wir brauchten uns nur ein Pfand, auf das wir die Armee herliehen, unter den Schätzen, auf welchen der Bundesdrache liege, auszusuchen. Er meinte schon damals, diese Vorstellungen sanguinischer Borussen wichen sehr von der Wirklichkeit ab, und die Ereignisse gaben seinen Zweifeln bald genug Recht. Aber selbst wenn jene momentanen Erfolg gehabt und Oesterreich sich auf Concessionen in Deutschland gegen preußische Waffenhülfe eingelassen hätte, würde eine solche Politik den Knoten doch nicht gelöst, sondern nur fester geschürzt haben. Es war dieselbe, für die der Liberalismus Preußen im Krimkriege hatte verpflichten wollen, und mit der er in der Revolution so oft Fiasco gemacht hatte: die Politik der halben Entschlüsse, diejenige, mit der schon das Frankfurter Parlament und alle Gothaer von jeher Eindruck zu machen gesucht hatten. Diese Herren wollten Alles zugleich erreichen, die nationale Reform für Deutschland und Italien, und die Schilderhebung gegen Frankreich, und sie dachten sogar noch darüber hinaus an die Abwehr eines russischen Angriffes; „man muß", so erklärte einer ihrer Führer, Max Duncker, in einer Fractionssitzung Anfang Mai, „die Sache mit Frankreich ausfechten, ehe der Kampf mit Rußland heranrückt". Aber damit versperrten sie den Italienern ebensowol den Weg wie sich selbst. Denn ohne Napoleon, das war selbst Garibaldi klar geworden, ließ sich Italiens Einheit nicht erreichen, ihn bekämpfen hieß also Cavour's Werk durchkreuzen; und sobald Oesterreich in der Lombardei Luft bekam, konnte es hoffen, auch nördlich der Alpen wieder freier und fester auftreten zu können, ebensowol seinen Alliirten wie dem Kaiser der Franzosen gegen=

über: aus diesem Cirkel gab es keinen Ausweg. Bismarck's Programm theilte die Arbeit, aber es versprach, jedes Stück um so gründlicher zu erledigen. Indem er es Oesterreich überließ, sein Duell mit Frankreich-Sardinien allein auszufechten, war den Italienern am sichersten geholfen; denn von Rußland bedroht und von England, das unmöglich reactionäre Politik treiben konnte, im Stich gelassen, mußte das Haus Habsburg aller Voraussicht nach erliegen; nur in der Verbindung mit Deutschland konnte es, wie in den alten Jahrhunderten, hoffen südlich der Alpen mächtig zu bleiben. Freilich schien auch B. die Stunde nahe zu sein, wo Preußen zum Hammer werden müsse, um nicht Ambos zu werden; er wollte nicht mehr, wie noch im Krimkriege, die Dinge in der Schwebe lassen; die Haltung der Kleinen, die nationale Erregung, die Wendung in der Politik Napoleon's, vor allem die schlimme Lage Oesterreichs selbst sprachen dagegen. Aber er faßte das Problem an dem umgekehrten Ende an wie die Liberalen. Den ersten Schritt erblickte er in dem Protest gegen jeden Versuch Oesterreichs, Preußen die Schlinge der Bundesrechte um den Nacken zu werfen und es durch Majoritätsbeschlüsse hinter sich her zu ziehen. Weit entfernt, in der Isolirung Preußens eine Gefahr zu sehen, sehnte er vielmehr einen Beschluß des Bundestages herbei, in dem die Berliner Regierung eine Ueberschreitung der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge sehen könnte: „Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, desto besser“, schrieb er an den Minister v. Schleinitz auf die Nachricht, daß die Präsidialmacht in Frankfurt wirklich dahin arbeite. Doch wollte er darum noch nicht die Liberalen um Preußen sammeln, sondern vielmehr zunächst gegen die Ueberhebungen der deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger, preußischer Politik anschlagen. Darin unterschied er sich auch von seinem Nachfolger in Frankfurt, Herrn v. Usedom, der ihm im übrigen recht nahe kam und gleich ihm gegen den Krieg mit Frankreich sprach, dabei aber doch die nationalen und liberalen Stimmungen in Deutschland für Preußen sofort ins Feld zu bringen rieth. B. dagegen dachte in diesem Moment nicht an die Reform, sondern an die Zersprengung des Bundes, nicht an Zusammenfassung, sondern an Zertheilung der deutschen Kräfte. Diesen Sinn hat das oft citirte Wort in dem Brief an den Minister v. Schleinitz: „Das Wort ‚Deutsch‘ für ‚Preußisch‘ möchte ich gern erst dann auf unsre Fahne geschrieben sehn, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unsern übrigen Landsleuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt“. Es war die Politik, die er schon der Revolution gegenüber vertreten hatte, der Kraft und des Kraftbewußtseins, des unbedingten Vertrauens auf Preußens Stärke. Er konnte auch in der Richtung der neuen Aera nichts anderes erblicken, als die alte, die er immer bekämpft hatte. Ihr Stichwort von den „moralischen Eroberungen“ war für ihn nicht geschrieben; noch in den „Gedanken und Erinnerungen“ hat er es dem Grundirrthum der Unionspolitik gleichgesetzt, Erfolge, die nur durch Kampf oder durch Bereitschaft dazu gewonnen werden konnten, durch publicistische, parlamentarische und diplomatische Heucheleien, als den Lohn oratorischer Bethätigung unserer „deutschen Gesinnung“ anstreben zu wollen. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß B. mit manchen Maßregeln, zu denen die Regierung des Prinzregenten griff, harmonirte, daß er z. B. die Rüstungen im Frühjahr und später das Reformproject für die Kriegsverfassung des Bundes lobte und auch die Idee, mit liberalen Institutionen um die deutschen Sympathien zu werben, billigte: über Zweck und

Anwendung dieser Mittel dachte er durchaus verschieden, und der Gegensatz seiner Anschauungen zu denen Wilhelm's war im Grunde noch ganz so unausgeglichen wie zur Zeit jener Audienz vom 4. März 1854. Sofern Beide Preußens Ansehen in Deutschland erhalten und erhöhen wollten, kann man natürlich von der Einheit ihres Zieles sprechen. Aber wer in Deutschland, der zu Preußen hielt, wollte das nicht? Die Tiefe und die Unabwendbarkeit des Conflictes erkannte auch der Prinzregent so wenig oder noch weniger als die Andern außer B., und ebenso war Wilhelm weit entfernt von der Zuversicht zu Preußens Kraft, welche jedes Wort des großen Staatsmannes athmete. Die Furcht, durch eine Politik der Neutralität die Sympathien der Nation zu verlieren und am Ende, wie einst sein Vater, allein der französischen Uebermacht gegenüberstehen zu müssen, war für ihn fast das Hauptmotiv zu den Rüstungen; und wenn er sich dem Liberalismus zugewendet hatte, so war es ebenfalls vor allem in der Meinung geschehen, daß Preußen durch „moralische“ Kräfte ersetzen müsse, was ihm an materiellen fehle. Noch kurz bevor er zur Regierung gekommen war, hatte er es gegen einen alten Freund ausgesprochen, daß die Verfassung das einzige Werbemittel sei, welches Preußen in Deutschland besitze; in allen andern Richtungen, Zollverein, materielle Vortheile u. s. w., würde ihm Oesterreich den Rang ablaufen. Wir wissen, daß B. genau umgekehrt dachte und gerade in der materiellen Kraft, in den „Fleischtöpfen“ Preußens, in der Ueberlegenheit, die es in den Sachen, „quae numero et pondere dicuntur“, über Oesterreich besitze, von jeher das stärkste Lockmittel für die kleinen Regierungen und ihre Bevölkerungen selbst erblickt hatte. Es ist wahr, auch er hatte begonnen, der öffentlichen Meinung mehr Beachtung zu schenken als früher; es war doch ein Factor, mit dem man rechnen mußte, schon damit ihn nicht die Gegner, wie sie bereits wieder versuchten, für sich ausnützten. Aber mehr als eine Hülfskraft sah er in den liberalen Ideen auch jetzt nicht; das meiste davon war ihm doch Mache, Beeinflussung von Oben, Politik und Interesse, der Rest unpraktische Vorschläge gutgesinnter Doctrinäre, das Ganze von zu geringer Eigenmacht, um wirklich gefürchtet zu werden. Er war noch immer bereit, diesen Tendenzen zu trotzen oder, wenn es sein müßte, sie zu verleugnen. Wenn er sie nicht verschmähte, so leitete ihn auch der Gedanke (wir sahen, wie er schon im ersten Jahre seiner Frankfurter Gesandtschaft in ihm auftauchte), daß Preußen unter allen deutschen Staaten am wenigsten von ihnen zu befahren habe, daß es allein in der Lage sei, die Stürme zugleich zu fesseln und zu lösen. Eben weil es stark war, konnte es den Bund mit ihnen eingehen: aber niemals hätte B. geduldet, daß die popularen Leidenschaften seinen Staat aus der Bahn verdrängten, die ihm durch die eingeborenen Interessen vorgezeichnet war. Auch der nationalen Bewegung gegenüber verlor er zu keiner Zeit das Interesse Preußens, seine Stellung als europäische Großmacht aus den Augen, nur von da aus konnte er sich die Lösung der deutschen Frage denken. Eben darum, weil die europäische Constellation günstiger als je zuvor sei, glaubte er den Moment gekommen, um Preußens Lage in Deutschland zu verbessern: in Oesterreich, Frankreich, Rußland, schreibt er, werde man die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig finden, und die Bundesgenossen seien auf dem besten Wege, Preußen vollkommen gerechten Boden dafür zu bieten, ohne daß man ihrem Uebermuthe nachzuhelfen brauche. Stärker kann der Gegensatz, in dem B. zu der herrschenden Richtung stand, gar nicht ausgedrückt werden: wo die Andern lauter Gefahren sahen, erblickte er nichts als Vortheile. Wer war ein größerer Gegner des souveränen Rechtes der Nation gewesen als er! Dennoch kam jetzt den Zielen der Partei, die jenes Wort auf ihre Fahne geschrieben und bis auf die Barrikade dafür ein=

getreten war, Niemand näher. Die Einheit Italiens, die auf seinen Wegen lag, war von jeher ein Programmpunkt der Radicalen gewesen, Cavour und Garibaldi bereits Männer, auf die er zählte. Der Prinzregent entrüstete sich bei dem Gedanken an eine Politik, die auf den Umsturz der Throne hinauslief; der Hülfsvertrag, über den er vor und während des Krieges mit dem Wiener Hof verhandeln ließ, sollte eine Garantie für die italienischen Provinzen und Vasallenstaaten Oesterreichs schaffen; er wünschte, wie in Deutschland, so auch in Italien nur die Reform der bestehenden Verhältnisse, und viel weiter hatten sich in diesem Augenblicke ihr Ziel auch die vorwärtsdrängenden Gruppen des deutschen Liberalismus, selbst die Männer des Nationalvereins noch nicht gesteckt. Auch darin war Bismarck's Politik der der alten Radicalen analog, daß er Frankreichs Freundschaft, auf die in der Revolution auch jene gebaut hatten, nicht verschmähte, und daß auch er vor dem inneren Kriege nicht zurückschreckte. Es ist dies aber nicht bloß ein zufälliges Sichberühren der Gegensätze, sondern eine wirkliche Verwandtschaft, insofern als auch B., gleich den Vorkämpfern der Nationalsouveränität, ein Verächter der Legitimitätsidee war. Die Mittelparteien dagegen verloren sich in lauter Halbheiten und Unmöglichkeiten: ihr Gedanke, die Nation im Kampf gegen den alten Erbfeind am Rhein zu vereinigen, schloß die Waffenerhebung zwischen den deutschen Parteien selbst aus; der Krieg Deutscher gegen Deutsche mußte ihnen als der Frevel aller Frevel erscheinen; sie konnten gar nicht daran denken, einen Staat auf Kosten der andern zu vergrößern; sie mußten wider Willen die Schleppträger des Legitimismus werden. Kein Wunder darum, daß ihre Partei vor allem in den kleinen und kleinsten Staaten Boden fand, und daß sie bei dem ersten Acte des deutschen Einheitskampfes unter der Regie Bismarck's dahinten geblieben sind und sich für die Schaffung eines neuen deutschen Kleinstaates begeistert haben. Nur auf Bismarck's Wegen waren Annexionen möglich, konnte Preußen auf eine Verstärkung seines schmalen Leibes hoffen, und nur seine Politik der Macht und des Schwertes gewährte noch die Aussicht auf das Ziel, welches die Revolutionäre im J. 1848 der Zukunft des Vaterlandes gestellt hatten: die Kraft der Nation in einem Centrum zusammenzufassen. So ist es denn auch kein Zufall gewesen, daß gerade aus den Reihen der extremen Parteien die glühendsten Anhänger und die ersten Propheten des großen Staatsmannes hervorgegangen sind.

Auch dem Prinzregenten lag die Macht der angestammten Krone sehr viel mehr am Herzen als die deutsche Idee, der er sich nur um Preußens willen unterworfen hatte: die Mediatisirung der Monarchie wollte er nicht dulden. Aber er wollte auch die anderen Dynastien nicht schädigen: „die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist", heißt es auch mit Bezug auf sie in dem Programm, das, von seiner Hand geschrieben, die neue Aera eröffnete. Er empfand darin noch ganz legitimistisch, als der Vetter, Freund und Throngenosse, und meinte übrigens, wie gesagt, daß Preußen nicht einmal die genügende Macht besitze, um einen anderen Weg gehen zu können. Und so wollte auch er, nicht viel anders als sein Bruder, den Bund nur reformirend verstärken, Deutschland beschützen, aber nicht erobern.

Eben jetzt schien ihm dieser Moment gekommen zu sein. Mit der Gefahr, die er von Frankreich her wieder im Anzug glaubte, erwachten in ihm die Stimmungen seiner Jugend. Wie damals fühlte er sich und sein Haus getragen von einer nationalen Bewegung, in der sich die verschiedensten Richtungen zusammenfanden; das Herz wurde ihm weit, wenn er daran dachte, in seinem Alter noch das Schwert ziehen und die Armee, der er ein Leben

treuer Pflichterfüllung geweiht hatte, für Deutschlands Recht und Ehre in den Kampf führen zu dürfen; schon im März erklärte er gegen einen Vertrauten, man müsse Oesterreich beistehen, wenn es wirklich angegriffen würde. Er hoffte dabei noch Rußland auf seiner Seite zu haben, und sprach sogar von der Wiederherstellung der heiligen Allianz unter einem andern Namen. Es ist bezeichnend, daß Leopold v. Gerlach mit dieser Politik sympathisirte, und daß die beiden alten Waffengefährten nach so langer Trennung sich in dem Gedanken des Krieges gegen den deutschen Erbfeind, den Unterdrücker des Staates ihrer Jugend wiederfanden. Noch im Mai, nachdem bereits die Oesterreicher ihr Ultimatum gestellt und die Offensive gegen Sardinien ergriffen hatten, sprach sich der Prinz zu jenem dahin aus, daß, sobald die Franzosen die österreichische Grenze überschritten, der Krieg gegeben wäre; der alte General hoffte noch selbst mitgehen zu können, und bot dem Regenten seinen Degen an.

Angesichts solcher Stimmungen an der leitenden Stelle des Staates begreift man die Besorgnisse, von denen B. in dem fernen Petersburg ergriffen wurde. Er fürchtete alles Ernstes, daß man sich in Berlin, wie er Anfang Mai seinem Bruder ingrimmig schrieb, mit dem nachgemachten 1813er von Oesterreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehen werde. Ihm war es zweifellos, daß dann der deutsche Krieg für Napoleon die Hauptsache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich werden, der Sieg aber an Oesterreichs Seite diesem eine Stellung verschaffen würde, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitutionsedict im dreißigjährigen Kriege nicht gehabt habe: „dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolph oder Friedrich II., um uns erst wieder zu emancipiren“.

Es lag nicht an der Berliner Regierung, wenn sich diese Aengste Bismarck's schließlich als grundlos herausstellten. Denn gerade im Mai trat sie aus ihrer Zurückhaltung hervor und bewies durch Kriegsbereitschaft und Mobilmachung, wie ernstlich sie gewillt war, die von ihm so gefürchtete Politik durchzuführen. Aber Oesterreichs Haltung, das jede Zumuthung nationaler Concessionen an Preußen abwehrte und lieber die Lombardei aufgeben wollte, als seinen deutschen Einfluß, dazu die unerwartet schnellen Siege der Franzosen kamen ihm zu Hülfe: der Krieg blieb auf Italien beschränkt. In Berlin mußte man den Vertrag von Villafranca als einen Fehlschlag, eine neue Demüthigung empfinden: man hatte sich in schwere Kosten gestürzt, sich zu kriegerischer Erregung und weitgehenden nationalen Hoffnungen erhoben, und schließlich war Alles verpufft wie ein Feuerwerk. B. dagegen fühlte sich wie von einem Alp befreit: der Kampfplatz in Deutschland war wieder frei, die Frontstellung Preußens gegen Oesterreich verstärkt, und die europäische Constellation so geblieben, wie sie das Ziel, das er der Politik seines Staates setzte, erheischte.

Schon im Herbst schien es, als könnte die Regierung auf eine Politik eingehen, die bei Rußland und Frankreich Anlehnung suchte. B. war im Juli nach Deutschland gekommen, um dort seinen Urlaub zu verleben und noch bei guter Jahreszeit seine Familie an die Newa zu bringen. Statt aber die erhoffte Erholung zu finden, war er an einem rheumatischen Leiden, zu dem er vor Jahren auf einer Jagd in Schweden den Grund gelegt, und das ärztliches Ungeschick noch in Petersburg arg verschlimmert hatte, schwer erkrankt. Durch Bäder in Nauheim und eine Nachcur in Baden-Baden leidlich hergestellt, war er im Begriff, von Reinfeld, wo er Ende September die Seinen wiedergefunden, aufzubrechen, als ihn ein Telegramm des Prinzregenten nach Berlin zurückrief. Es handelte sich um eine Zusammenkunft des Regenten

mit Kaiser Alexander; als Vertreter Preußens am russischen Hoflager erhielt B. den Auftrag, dem Zaren bis Warschau entgegenzufahren und ihn nach Breslau zu geleiten, wo Prinz Wilhelm seinen kaiserlichen Neffen erwartete. Nach den Vorgängen im Sommer konnte die Begegnung wol als Demonstration gegen Oesterreich aufgefaßt werden, und vor allem die Russen bemühten sich sie in dieses Licht zu stellen; Gerlach sah bereits sein altes Schreckgespenst, mit dem ihn B. seit Jahren geängstigt, die Allianz Preußens mit den beiden absolutistischen Kaiserhöfen, vor Augen. B. selbst wußte wol, wie weit seine Regierung von dem Punkt, wo er sie haben wollte, entfernt war, aber die Richtung dahin war eingeschlagen, und so war er denn mit der Verzögerung seiner Reise, so unbequem sie ihm persönlich war, nicht unzufrieden. Noch vor Ende October war er wieder in Reinfeld, am 2. November brach er mit der Familie auf; in 6 bis 7 Tagen, denn von Tauroggen aus war nur mit Wagen oder Schlitten vorwärts zu kommen, hofften sie das Petersburger Winterquartier zu erreichen. Da überfiel ihn unterwegs, in Hohendorf, wo die Reisenden bei den alten Freunden des Puttkamer'schen Hauses, v. Belows, eingekehrt waren, aufs neue schwere Krankheit; eine Lungenentzündung, vielleicht directe Folge des alten Leidens oder eines brutalen Eingriffes des Petersburger Arztes, ergriff ihn mit so heftiger Gewalt, daß er Tage lang fast aufgegeben war. Seine kräftige Natur überwand, aber Monate schweren Siechthums folgten; erst im Februar war er wieder reisefertig. Während er nun nach Petersburg drängte, sprachen die Aerzte von einem Aufenthalt in dem Süden. Zunächst ging B., während die Familie in dem gastlichen Hause blieb, nach Berlin zurück, um weiteren ärztlichen und zugleich ministeriellen Rath zu hören; er meinte nur auf acht Tage, aber wiederum wurden daraus Wochen und Monate. Diesmal waren es noch weniger die Aerzte, die ihn zurückhielten, obgleich auch diese von einer Reise in den Norden nichts wissen wollten und Karlsbad oder Kissingen anriethen, als der Prinz von Preußen, der den wiederholten Bitten des Gesandten, ihn fortzulassen, ein beharrliches und am Ende fast ungnädiges Nein entgegensetzte.

Es waren die Wochen hoher Spannung, in welche die politische Welt Preußens versetzt war, seitdem die Regierung in dem neuen Landtage den Entwurf der Armeereorganisation vorgelegt hatte. Schon war es in der Commission zu heftigen Erklärungen gegen den neuen Kriegsminister gekommen, der mit vorbedachter Schroffheit die Pläne, die er mit dem Prinzregenten entworfen hatte, vertheidigte; auch die Gemäßigtsten unter den Liberalen, die alle Bänke der Kammer füllten, waren erschrocken über die Höhe der Forderungen und den militaristischen Geist, der aus der Vorlage sprach; selbst ein Bernhardi, der sonst in Wort und Schrift für sie eintrat, meinte, daß sie sowol über das Maaß des Nothwendigen als über die disponiblen Mittel des Landes hinausgehe: das Wetterglas der Politik deutete auf Sturm, und die Rathgeber des Regenten, die wie Roon und der Oberst v. Manteuffel die Reform als einen Keil zwischen die Krone und den Liberalismus schieben zu können hofften, lenkten seine Blicke auf den Mann, von dem sie glaubten, daß er mit seiner festen Faust ihren Curs halten würde. Auch Wilhelm wollte den Gedanken, B. ins Ministerium zu ziehen, dem er bisher immer abhold gewesen, nicht mehr ganz von der Hand weisen; denn auch er konnte sich sagen, daß er Niemand finden würde, auf den er sich in der Frage der Reform und allen inneren Stürmen gegenüber unbedingter verlassen könnte. Jedoch scheint von der Candidatur Bismarck's ernstlich nur Ende März die Rede gewesen zu sein, als die Militärcommission den verhängnißvollen Beschluß gefaßt hatte, die

Beibehaltung des alten Systems und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit zu fordern, und zugleich die Haltung Napoleon's in der italienischen Frage, das Wort von den natürlichen Grenzen, das er in einer Erklärung über die Annexion Nizzas und Savoyens äußerte, tiefe Beunruhigung erweckt hatte. B. selbst hatte wenig Lust, in die „Galeere" einzutreten. Petersburg war ihm lieb geworden, er wünschte sich keinen besseren Gesandtschaftsposten, und die politische Lage war zu verworren, um ihn sonderlich locken zu können. Andererseits war er nicht der Mann, um vor der Gefahr zurückzuweichen; es erschien ihm als eine Feigheit, einer so schwierigen und verantwortlichen Situation gegenüber „Nein" zu sagen, wenn man ihm die Pistole mit ja und nein auf die Brust setzen würde: „Kurz, ich thue ehrlich, was ich kann, um unbehelligt nach Petersburg zu gelangen und von dort der Entwicklung in Ergebenheit zuzusehen; wird mir aber der ministerielle Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge über den Zustand seiner Beine nicht abhalten aufzusitzen". Schließlich liefen die Dinge so, daß ihm die Entscheidung erspart blieb. Im Innern gab der Compromiß in der Militärfrage, die provisorische Bewilligung von 9 Millionen Thalern, dem Prinzen die Hoffnung, ohne einen Bruch mit der Volksvertretung, vor dem er zurückscheute, zum Ziel zu gelangen, und von der Seine her wehte nach der rauhen Luft der Märztage bald wieder milder Frühlingsodem; statt mit der Rheingrenze zu drohen, bemühte sich Napoleon um eine Unterredung mit dem Regenten auf deutschem Boden. Damit fiel aber für Wilhelm der Anlaß, an B. zu denken, fort; denn obschon dieser den Minister des Auswärtigen, v. Schleinitz, ersetzen sollte, hatte der Prinz in ihm doch weniger den Rathgeber für seine äußere Politik als den Kampfminister gegen die Opposition erblicken wollen, die ihm auch die Sicherung des Staates nach außen zu bedrohen schien. Inbezug auf das Ausland und die deutsche Frage fühlte er sich immer noch den Liberalen näher, insofern sie gleich ihm ihre nationalen Ziele mit der Gegnerschaft gegen Napoleon combinirten; er fürchtete, durch B. aus den moralischen Eroberungen verdrängt zu werden und damit die Macht Preußens selbst zu gefährden. Auch B. redete nicht einer Verbindung mit Frankreich das Wort; wenn er, wie es heißt, früher einen Moment an ein Zusammengehen mit Piemont gedacht hatte, so schien ihm dies nach der neusten Entwicklung in Italien und Napoleon's Stellungsnahme dazu unthunlich zu sein, und er war bemüht, den Prinzen über seine deutschen Gesinnungen zu beruhigen. Er suchte ihm nur immer Muth einzusprechen: man müsse still halten, gegen einen Angriff aber sich wehren und sich auf die eigene sowie auf die im Nothfall aufzubietende Gesammtkraft Deutschlands verlassen. Aber gerade darum mißfiel ihm der feindselige Ton, in dem sich die der Regierung nahe stehenden Kreise gegen den französischen Kaiser ergingen, sowie die Annäherungsversuche an England, die von Lord Russell sofort zu einer Demonstration im Parlament ausgenutzt und in Petersburg sogleich als eine Verletzung der in Breslau getroffenen Verabredungen empfunden wurden; er hätte viel lieber gesehen, daß man das Anerbieten Napoleon's zu einer Besprechung mit dem Prinzen, das in Berlin unter dem Beifall der Liberalen zwei Mal kühler Ablehnung begegnete, angenommen hätte. Unter diesen Umständen lag seiner Abreise bald nichts mehr im Wege, zumal da auch Schleinitz, der in den kritischen Tagen recht gerne mit ihm getauscht hätte, jetzt, da sich das Gewitter verzogen, es auf seinem Ministersessel wieder ganz behaglich fand.

Froh, der unbequemen Aufgabe ledig geworden zu sein, kehrte B. Berlin den Rücken; am 5. Juni kam er mit den Seinen in Petersburg an. Nach den persönlichen und politischen Krisen des abgelaufenen Jahres thaten ihm

die Ruhe des Familienlebens, das Gefühl fortschreitender Genesung und die herzliche Aufnahme, die er an dem befreundeten Hofe fand, sehr wohl; daß man ihn von Berlin aus in Ruhe ließ und ihm nur amtliche Mittheilungen zuschickte, die den Untergrund der Dinge nicht bloßlegten, war ihm sehr willkommen, da er sich sagte, daß die dort beliebte Politik eine Richtung einhielt, die ihm schwer geworden wäre zu vertreten. „Weit davon, sei es auch bei den blauen Füchsen, hat sein Beruhigendes", schrieb er seinem alten Collegen in Frankfurt, dem Geheimen Legationsrath v. Wentzel auf die Nachricht, daß der Regent den französischen Kaiser statt, wie dieser gebeten und B. gewünscht hatte, allein, an der Spitze der deutschen Fürsten empfangen und damit aus einer Annäherung Preußens eine deutsch-nationale Demonstration gegen Frankreich gemacht habe. Noch bedenklicher erschien ihm, was ihm über die Zusammenkunft des Prinzen mit Kaiser Franz Josef gemeldet wurde; er konnte in der Zusage an Oesterreich, die preußischen Truppen an die Vertheidigung der italienischen Besitzungen des Kaiserhofes zu setzen, nur wieder die unfruchtbare und gefährliche Politik sehen, die er im Jahre vorher und allezeit bekämpft hatte. Seine aufsteigende Besorgniß wurde dies Mal gemildert durch die legitimistische Wendung, welche die Politik der continentalen Höfe im Herbst nahm, als Garibaldi in Neapel eingezogen war und die Revolution in den Kirchenstaat und Venetien zu tragen drohte. Die Russen, welche besonders die Rückwirkung auf Polen fürchten mußten, geriethen in Unruhe, und selbst Napoleon schreckte vor dem stürmischen Fortgang der von ihm entfesselten Bewegung zurück, die ihn mit seinem clerikalen Anhang zu verfeinden und den Ostmächten gegenüber zu isoliren drohte. Die Lage fand ihren Ausdruck in der Zusammenkunft der drei Herrscher des Ostens zu Warschau Ende October, wo Alexander Vorschläge Napoleon's für einen Congreß zur Ordnung der italienischen Verhältnisse vorlegte, ohne übrigens damit Anklang zu finden. B., der daran theilnahm, wird diese Schwenkung, welche die bestehenden Differenzen verhüllte statt sie zu lösen, nur mit halbem Herzen mitgemacht haben; immerhin konnte ihm die Annäherung an Rußland und die freundlichere Stellung zu Frankreich mehr gefallen als die Isolirung Preußens im Frühjahr neben England, und die schroffe Haltung, die der Regent der nationalen Bewegung und den Interessen seiner Mitfürsten zu Liebe im Sommer gegen Napoleon eingenommen hatte. Seine Mitwirkung war vermuthlich nur secundär, und so blieb er auch im Winter ohne festere Fühlung mit der Berliner Politik; seit Monaten, schreibt er im März 1861, habe er keine couriermäßigen Mittheilungen vom Ministerium erhalten.

Unterdessen aber nahm der Conflict zwischen Regierung und Volksvertretung in Preußen schärfere Formen an. Die reactionäre Wendung in der auswärtigen Politik, mit der die trotz des provisorischen Charakters der Kammerbeschlüsse rasch und rücksichtslos durchgeführten Neuformationen in der Armee wie überhaupt die Haltung der höfischen und militärischen Kreise nur zu gut harmonirten, wirkte auf die nationale Bewegung aufstachelnd zurück, und das Beispiel des großen italienischen Ministers, der die Revolution zu benutzen wußte, ohne sich ihr zu unterwerfen, seinem Könige neue Provinzen gewann, ohne doch von den europäischen Cabinetten mehr zu ernten als harte Worte und Proteste, und mit dem nationalen Programm die Ideen des Liberalismus vereinigt hochhielt, wies auch den preußischen Patrioten die Richtung. Die Zurückhaltung, welche sie noch im Sommer 1859 der Erhebung Italiens gegenüber beobachtet hatten, ließ in demselben Maaße nach, je kühler sich die Regierung gegen den Turiner Hof bezeigte, und die Erklärung, welche das neue Haus der Abgeordneten, das im Januar 1861,

gleich nach Wilhelm's I. Thronbesteigung, zusammengetreten war, auf Vincke's Antrag abgab, Preußen habe kein Interesse, sich der Consolidation Italiens zu widersetzen, war bereits die Antwort auf die schroffe Note, die im October von Berlin nach Turin geschickt war. In der deutschen Frage sprach das Haus seinen Dank aus für die Bemühungen des Königs um die Reform der Bundeskriegsverfassung: aber das nationale Bedürfniß fordere mehr, das Hervortreten Preußens und die Gesammtreform der Bundesverfassung. Vergebens suchten die Gemäßigten auf beiden Seiten zu vermitteln: viel zu tief, nicht in den Personen, sondern in den sich bekämpfenden Systemen waren die Gegensätze begründet; von der Spitze her, denn in der Brust Wilhelm's selbst kreuzten sich die feindlichen Strömungen, durchdrangen sie die königliche Familie, das Ministerium und die Kammern, Diplomatie und Verwaltung, Regierende und Regierte. Es waren dieselben, die in der Revolution zu Tage getreten waren, und wie damals umspannten sie die deutschen ebensowol wie die preußischen Verhältnisse, die auswärtige wie die innere Politik. Der Streit über die Heeresverfassung in Preußen war nur ein Theil des allgemeinen Kampfes, eine seiner Erscheinungsformen, allerdings der Punkt, in dem er am heftigsten entbrannt war, bis dann B. unter Nichtachtung der inneren Gegner König und Staat in die Bahnen des Sieges und der Größe hinausriß; nur von der Höhe der deutschen Frage her läßt sich eine objektive Anschauung des Conflictes, in den die preußische Monarchie mit ihrer Volksvertretung gerieth, gewinnen. Von neuem sah sich Preußens Krone vor die Aufgabe gestellt, die in den Tagen von Frankfurt, Erfurt und Olmütz an sie herangetreten, und vor der sie noch immer zurückgewichen war; alle Hoffnungen und Ansprüche, in denen sich die Nation einst berauscht hatte, waren wieder erwacht, die alten Parteien und ihre Programme tauchten auf, und gebieterischer als je zuvor trat an den Staat Friedrich's des Großen die Forderung heran, seine Mission in der Vollendung der deutschen Einheit, in der Schöpfung des nationalen Staates zu erfüllen. Die Zeitgenossen haben den neu entbrannten Streit wohl unter die Formel gebracht, ob Deutschland durch die Freiheit zur Einheit oder durch die Einheit zur Freiheit gelangen müsse; uns aber will er so erscheinen, wie B. ihn schon in der Revolution angesehen hatte: die Frage war es, ob Preußen sein Selbst behaupten oder sich von der Bewegung überwältigen lassen, ob es im Stande sein werde, den Deutschen das Gesetz aufzulegen, oder ob es dasselbe von Andern empfangen werde. Daß der Augenblick zur Action gekommen sei und daß Preußen die Führung in Deutschland gebühre, darüber waren die Parteien bis hoch in die regierenden Kreise hinauf und weit über Preußens Grenzen hinweg einig; auch die conservativen Elemente waren, so wenig ihnen die neue Aera behagte, doch zu gut disciplinirt und ihr preußisches Empfinden zu lebhaft, als daß sie dem Träger der Krone in dem Streben nach Macht hätten in den Weg treten mögen; und selbst die Polen und die Ultramontanen hielten zunächst an sich, da auch sie noch eine Weile mit dem allgemeinen Strome zu gehen hoffen konnten und sich noch nicht zur Seite gedrängt sahen. Aber sobald die Bewegung an den Kern und Charakter der Monarchie, an das specifische Preußenthum rührte und den Staat aus den angeborenen Bahnen verdrängen wollte, begannen die Collisionen. Wo aber gab es ein Organ, in dem sich das Wesen der altpreußischen Monarchie stärker offenbart hätte, als in der Armee? Dort lag der Hebel der Macht, die es zu behaupten oder zu erobern galt. Es war die Institution, der die Krone ihre europäische Stellung verdankte, die ihr auch gegen ihre inneren Gegner von jeher den Sieg gegeben hatte und noch in der Revo-

lution ihr stärkstes Bollwerk gewesen war. Sie mußte dem Liberalismus unterworfen werden, wenn er die deutschen Ziele, wie sie ihm vorschwebten, erreichen wollte. Statt dessen sah er sich vor einen Reformentwurf gestellt, der das Heer dem populären Andrang und dem Getriebe des Parteilebens noch viel weiter als bisher entrücken und es durchweg und unmittelbar an die Person des Herrschers, an die Krone Preußens binden wollte. Die Nothwendigkeit einer Heeresorganisation, welche Geld und Menschenkräfte in höherem Grade als bisher heranzöge, sahen die Liberalen ebensogut ein wie der Regent und seine militärischen Rathgeber; es war fast der Hauptpunkt ihres Programms; sie forderten die Verstärkung der kriegerischen Kraft Preußens, gerade damit sie diesem die Centralgewalt sichern, die Einheit der Nation vollenden und alle ihre Feinde in die Schranken weisen könnten. Mit vollem Recht hatte darum der neue Kriegsminister in der Rede, mit der er den Entwurf in dem Abgeordnetenhaus einbrachte, darauf hinweisen können, daß das Bedürfniß nach einer Reform gleichmäßig von der Regierung wie von der Nation anerkannt werde, und daß damit der politischen Bedeutung des Staates ein größeres, das gebührende Gewicht gegeben werden solle. Wenn die Liberalen gleich anfangs die finanziellen Schwierigkeiten klagend hervorhoben, so wiederholten sie damit nur, was auch die nächsten Freunde der Regierung und die Vertheidiger der Reform selbst empfanden; und wenn sie später ihren Widerstand ganz besonders auf die angeblich unerschwingliche Höhe der Kosten basirten, so war das für sie ein Strategem, das freilich der Regierung gegenüber sich stumpf genug erweisen sollte, ihnen selbst aber zunächst weiten Raum gewann; es war ein Agitationsmittel, so wirksam wie kein anderes, um ihnen die von banausischen Interessen beherrschten Massen zuzutreiben; hätte die Majorität in Preußen wirklich etwas bedeutet, so wäre der Sieg der Linken damit entschieden gewesen. Uebrigens machte gerade die Geldfrage anfangs gar nicht so große Schwierigkeiten; denn gleich nach dem ersten Waffengange bewilligte ja die Kammer der Regierung auf das erste Entgegenkommen hin alles, was sie haben wollte, in einem Compromiß, bei dem der Löwenantheil wahrlich nicht auf der Seite des Liberalismus lag. Damals wollten Männer wie Heinrich v. Sybel, der schon nach einem Jahr zur Opposition übergetreten war und bald unter ihren Führern erschien, noch hoffen, daß die Krone, wenn man ihr nur in der Militärfrage zu Willen sei, alle Erwartungen der Patrioten wahr machen würde. Und daß der Regent, sobald ihm sein Herzenswunsch erfüllt wäre, sich weiter in die liberale Bahn drängen lassen könnte, fürchteten auch die Reactionäre: wie froh war Leopold v. Gerlach, als die Vorlage nicht anstandslos bewilligt war; so habe doch nicht das liberale Ministerium die Gloriole, sie durchgebracht zu haben. Aber zunächst war es die Krone, die den Hauptgewinn davontrug; und indem sie sofort die neuen Regimenter bildete und die Reorganisation in ihrem Sinne begann, schuf sie sich eine Position, aus der sie, wie der Erfolg bald lehrte, nicht wieder zu vertreiben war.

Nichts ist einseitiger, als wenn man den großen Kampf nur nach den technischen Fragen, die dabei zur Sprache kamen, beurtheilen will und ihn als einen Meinungszwist zwischen Fachmännern und Dilettanten auffassen möchte. Daß die Armee durch die Reform schlagfertiger, jünger und selbst wohlfeiler für das Land wurde, braucht nicht mehr gesagt zu werden, nachdem auf hundert Schlachtfeldern der Beweis dafür erbracht worden ist; aber ein Volksheer im Sinne der Opposition oder auch nur der alten Reformer ist sie dadurch nicht geworden, mit wie gutem Recht man sie auch sonst das Volk in Waffen nennen mag; man könnte die Re-

organisation viel eher eine Rückbildung, als eine Fortentwicklung der Principien nennen, von denen Scharnhorst und Boyen ausgegangen waren, und es ist bezeichnend, daß in dem schriftlichen Disput, den Boyen während seines zweiten Ministeriums mit dem Prinzen von Preußen hatte, von beiden Seiten dieselben Motive einander entgegengestellt wurden, welche uns in dem Streit Wilhelm's mit dem Abgeordnetenhause begegnen. Die Macht der Krone erfuhr durch die Reorganisation eine gewaltige Steigerung; die Verschmelzung der Landwehr mit dem stehenden Heer, die Verstärkung des Officiercorps in Linie und Garde, die Vermehrung der Kasernen, die Ausdehnung der Cadettenhäuser und der Unterofficierschulen waren ebensoviele Hebel für die unmittelbare Gewalt des Herrschers, Klammern für den preußischen Particularstaat und, wenigstens im Sinne der Frankfurter und aller liberalen Ideale, Hemmschuhe auf dem Wege zur Einigung der Nation. In dieser Tendenz hat Roon sein Werk von Anfang an betrieben; er faßte dabei nicht bloß die äußeren, sondern gerade auch die inneren Ziele ins Auge: die Landwehr schaffe, daß man im eigenen Hause nicht Herr sei; daß man bei jedem Conflict der Meinungen, in den die Regierung mit den Regierten oder einem Theil derselben gerathe, den Effect berechnen und veranschlagen müsse, den angefochtene Regierungsmaßregeln der äußeren wie der inneren Politik auf den bewaffneten Theil des Volkes, auf die Landwehr, äußern möchten; ihre Existenz binde also der Regierung die Hände, gebe sie den Hetzereien der Parteischreiber preis, mache sie abhängig von dem Winde der öffentlichen Meinung und jedes freie politische Handeln unmöglich — so heißt es gleich in der ersten Denkschrift, die der General im Juli 1858 dem Regenten einreichen mußte, und die ihm den Weg ins Ministerium gebahnt hat. Er war ein Mann recht nach Wilhelm's Herzen, gehorsam, so lange der Regent im liberalen Fahrwasser war, aber mehr noch geeignet und gewillt, ihn im Conflict aufrecht zu erhalten; mit Verachtung und Ingrimm sah er auf die „Demokraten"; als Reactionär bezeichnete er sich selbst gegen Gerlach bei ihrer ersten Begegnung; von der ersten Stunde ab war er der Keil in dem liberalen Ministerium. Wilhelm selbst war niemals bloß von militärischen Zweckmäßigkeitsgründen geleitet gewesen; auch er war ganz davon durchdrungen, daß die Armee, die Schöpfung seiner Vorfahren, in der Hand des Herrschers ruhen, zu seiner unbedingten Verfügung stehen müsse, daß nur so die Freiheit, das heißt doch eben die Souveränität der Krone gewährleistet sei; ja, diese Ueberzeugung war, so darf man sagen, die Basis, auf der sich die Idee der Reform, die er stets mit Recht als seine eigenste bezeichnet hat, in ihm entwickelt hatte. War nun zu erwarten, daß der Fürst, wenn er dies unvergleichliche Instrument der Macht in die Hände bekam, es nach dem Winke der liberalen Partei gebrauchen würde? Daß er die ihr widerstrebenden Elemente, die Kreise, die ihm von jeher die nächsten gewesen, zurückdrängen oder sie zwingen würde, sich den Tendenzen einzufügen, denen er selbst nur widerstrebend folgte? Schon waren dieselben an der Arbeit, um sich die Vortheile, die ihnen die Pläne des Herrschers boten, zu sichern. Sie sahen sofort, daß ihre Stunde gekommen war, und trachteten die Stellung einzunehmen, die die Liberalen zu verscherzen im Begriff standen. Gleich bei den ersten Verhandlungen hatten sie dem Regenten in einer Adresse versichert, daß sie ihn bedingungslos unterstützen würden, nicht ohne die Opponenten zu verdächtigen. Der deutschen Politik Wilhelm's widersprachen sie nicht, wenigstens nicht offen heraus; und nur in Beziehung auf die Grundsteuer, die ihre wirthschaftlichen Interessen störte, war das Herrenhaus, in dem sie herrschten, aufsässig. Als sie aber sahen, daß Wilhelm auch darin keinen Spaß verstand, gaben sie

nach und verpflichteten ihn sich damit um so mehr. Es war die Classe, die seit Jahrhunderten der Dynastie verbunden gewesen war und noch immer im Staate den Vorrang behauptete, meist Familien des kleinen Adels, zumal in den altpreußischen, agrarischen Provinzen. Jedoch waren es viel weniger die wirthschaftlichen Interessen (wählte doch auch das platte Land oppositionell) als eben die sociale Structur des alten Staates, welche durch den politischen Conflict zersetzt wurde. Eine Entwicklung, die schon in der Revolution eingesetzt hatte. Der alte Staat hatte durch seine Stellung über den Parteien die socialen Unterschiede mildern können; er war allmählich stark genug geworden, um sich nicht mehr auf einen besonderen Stand stützen zu brauchen; und so war gerade in seiner letzten Generation, als die bürgerlichen Elemente auch in die höheren Aemter, wenigstens der Verwaltung, mehr und mehr eindrangen, eine Abschwächung des Classenbewußtseins erfolgt, welche bis weit in die Kreise des Adels hinaufreichte. Der Stoß der Revolution, der die Monarchie zwang, sich wieder auf ihre Grundkräfte zu verlassen, hatte Krone und Adel wieder enger zusammengeführt; denn zu welchen Elementen hätte jene eher greifen sollen, als zu denjenigen, mit denen sie das alte Preußen gebaut und regiert, Glanz und Macht von jeher getheilt hatte! So konnte die Partei, welche die Conservirung des alten Preußens auf ihre Fahne schrieb, von den Gegnern mit einem gewissen Recht als die Partei der Junker verschrieen werden; indem sich der Adel zum Schutze des Thrones aufstellte, vertheidigte er zugleich seine eigenen Vorrechte und Ueberlieferungen. Die Diplomatie war ja stets, sowol in der Centralinstanz wie in ihrer Vertretung im Auslande, seine Domäne geblieben. In der inneren Verwaltung war er durch das Ministerium Manteuffel auf jede Weise gefördert worden, die Präsidien und Landrathsämter waren meist in seinen Händen. Noch mehr beherrschte er das Officiercorps, und die Armeereform wurde ganz zu seinen Gunsten durchgeführt: geflissentlich wurden die Landwehrofficiere und die bürgerlichen Officiersaspiranten zurückgesetzt oder abgewiesen, und die obersten Classen der Cadettenhäuser geleert, um den Söhnen der Militärfamilien die neuen Stellen zu sichern; darin dachte einer wie der andere, Moltke geradeso wie Roon und Edwin Manteuffel, wie rücksichtslos letzterer auch als Chef des Militärcabinetts die untauglichen Elemente ausmerzen mochte. So waren also die drei wichtigsten Organe des Staates in den Händen einer Classe, die in ihrer Mehrheit der liberalen Tendenz, der das Ministerium und fast alle Abgeordneten verpflichtet waren, aufs stärkste widerstrebte. Konnten die Liberalen, die nicht einmal den unteren Verwaltungsorganen ihren Willen aufzudrängen vermochten, obschon ihr alter Führer Minister des Innern war, hoffen, diese compacte Macht mit allen ihren Ansprüchen zurückzudrängen und die Krone von ihr loszulösen? Mußten sie nicht vielmehr fürchten, daß die feindliche Partei den Herrscher, sobald er in den Vollbesitz des neuen Bollwerks seiner Krone gelangt war, erst recht mit sich fortziehen würde? Durften sie die legitimste Waffe, die sie besaßen, und die ihnen die Verfassung, auf die doch auch die Krone eingeschworen war, in die Hand gab, fortlegen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie zu gebrauchen? Sie würden die Durchführung ihres Programms in das Belieben des Herrschers gestellt haben: es wäre die Capitulation vor der Schlacht gewesen. Wie weit waren sie doch schon im Mai 1860 von den hochfliegenden Hoffnungen zurückgekommen, mit denen auch die Gemäßigtsten unter ihnen die neue Aera begrüßt hatten! Und was nützte es ihnen, als sie im Compromiß ihre besten Trümpfe von sich gaben? Nur um so stärker stellte sich die Krone auf, nur um so fester verband sie sich mit ihrem conservativen Gefolge.

Noch immer war Wilhelm gewillt, das Programm vom November 1858 so wie er es auslegte zu erfüllen, wahrlich nicht aus besonderer Neigung für die liberale Verfassung, sondern aus Rücksicht auf Preußens Stellung in Deutschland; von der auswärtigen Politik ließ er seine innere beeinflussen. Nun aber hatte das Zusammengehen mit der liberalen Partei in der deutschen Frage Preußen nur in schiefe und gefahrvolle Situationen gebracht; nirgends war man vorwärts gekommen, weder in der Reform der Bundesverfassung noch in der hessischen und holsteinischen Angelegenheit; halbe Anläufe und unausgeführte Entwürfe, Opposition, Isolirung, Enttäuschung drinnen und draußen, das war das Resultat einer Politik, die sich aus den Grenzen des reinpreußischen Interesses entfernt hatte. In Warschau hoffte Wilhelm endlich eine festere Basis gewonnen zu haben: Franz Josef machte Miene den Weg der Reform, auf den der Regent selbst ihn in Teplitz hingewiesen hatte, einzuschlagen, und die humane und friedfertige Persönlichkeit Alexander's II. schien dafür zu bürgen, daß auch in Rußland die reactionäre Politik des alten Zaren keine Stätte mehr finden werde; es mochte scheinen, als würde das Ideal Wilhelm's, die Erneuerung des Bundes der drei Ostmächte in einer moderneren Form, realisirt werden können. Gerade da aber traten ihm die Liberalen schroff entgegen; statt mit den Höfen, sympathisirten sie mit den aufsässigen Unterthanen, den Polen und den Italienern; sie suchten die Regierung vorwärts zu stoßen, ohne ihr doch die Mittel, die sie forderte, zu gewähren. Um so heftiger warf sich Wilhelm, nun von außen leidlich gedeckt, in die entgegengesetzte Richtung. Die ersten Monate seines Königthums waren ganz von den inneren Fragen absorbirt. Es waren, von der Militärreform abgesehen, Conflicte meist dürftigsten Inhaltes, Lappalien nannte sie B., wie der Streit über die Entlassung des Polizeipräsidenten v. Zedlitz, der Proceß des Polizeiraths Stieber, das Duell zwischen Manteuffel und Twesten; aber gerade die Hartnäckigkeit und Verbitterung, womit der König die wenigstens in diesen Fragen sehr berechtigten Anschauungen und Forderungen der Opposition aufnahm, bewiesen, wie weit er von einer Verständigung entfernt war. Daß er nachgeben würde, brauchten die Conservativen kaum noch zu besorgen. Wol aber sahen sie die Gefahr vor Augen, daß der König, alt und leidend wie er war, des Kampfes müde werden und die Flinte ganz ins Korn werfen, die Regierung seinem Sohne abtreten könnte. Denn dann stand zu befürchten, daß die Abgeordneten dem Sohne, der zwar für die Militärreform eintrat, sonst aber mit der Majorität ging, für liberale Concessionen bewilligen würden, was sie jetzt dem Vater versagten. Hiervor die Krone und die eigene Partei zu behüten, sah vor allem Roon als seine Aufgabe an. Mehr als je faßte er sein Werk unter dem Gesichtspunkt der inneren Politik, der Behauptung des alten Königthums gegen den Ansturm der „Demokraten“ auf. Um dies Ziel zu erreichen, benutzte er nicht bloß den Militärconflict, sondern jeden Zwist, in den die öffentliche Meinung mit dem Willen des Monarchen gerieth; auf alle Weise suchte er die Kluft zu vertiefen. Er stritt nicht nur in der Kammer und im Rath der Minister, mit offenem Visir, sondern auch hinter dem Rücken seiner Collegen, in Immediatvorstellungen, die ja wol den Freimuth athmen mögen, der ihnen nachgerühmt wird und zu dem er selbst sich darin bekennt, und jedenfalls die volle und echte Leidenschaft einer geschlossenen und willensstarken Persönlichkeit, die aber auch, wie gar nicht zu verkennen ist, in jedem Satze voll kluger Berechnung auf das Herz und die Eigenart des Königs waren. Roon wollte nicht bloß seinen Herrn in dem Kampfe aufrechterhalten, sondern auch die liberalen Minister stürzen und den Bruch mit den Grundsätzen der neuen Aera herbeiführen: die Vollgewalt des

königlichen Willens, der in der Armee sein stärkstes Fundament hatte, sollte behauptet und fester gegründet werden. Als Officier sprach er zu seinem Kriegsherrn, und den Officiersgehorsam, die Dienertreue, zu der er selbst sich bekannte, forderte er von den Ministern und von Jedermann, der der Krone verpflichtet wäre. Er wußte wohl, wohin er zielte, wenn er den König an seine absoluten Vorfahren, an „Friedrich den Einzigen" und an seinen Vater, „Friedrich Wilhelm den Gerechten", in dem der Sohn das Vorbild aller königlichen Tugenden verehrte, erinnerte, und daß er ihn nicht tiefer treffen und nicht stärker an sich fesseln konnte, als indem er ihn bei seinem Officiersempfinden anfaßte und ihn geradezu vor einer Politik zu warnen wagte, die in der Armee Aergerniß erregen, das Standesgefühl des Officiercorps beleidigen und dadurch die festeste Säule, den ‚rocher de bronze' des Thrones untergraben könnte.

Im Juni 1861, in den Tagen, da sich aus der liberalen, innerlich längst zersetzten Majorität die kleine Gruppe der „Litthauer" loslöste und das Programm der deutschen Fortschrittspartei herausbrachte, schien die Krisis da zu sein, an deren Heraufführung der Minister so lange gearbeitet hatte. Der Anlaß, den er ergriff, war wieder eine an sich untergeordnete Angelegenheit, der Anspruch des Königs, der ihm vielleicht erst von außen inspirirt war, den Antritt seiner Regierung durch eine Huldigung in den alten ständischen Formen, wie sie 1840 sein Bruder vorgenommen hatte, zu feiern. In dem Verfassungsstaat bedeutete dies offenbar eine Anomalie, und im Zusammenhang mit den Parteikämpfen, in denen man begriffen war, einen Affront, den die Conservativen ihren constitutionellen Gegnern zu bieten wagten. Es war daher den liberalen Ministern kaum zu verdenken, daß sie sich gegen den Vorstoß, der sie mit ihren eigenen Parteifreunden zu compromittiren drohte, wehrten. Hier setzte Roon den Hebel an. Er selbst gesteht es zu, daß der König, wenn er ihm dazu riethe, nachgeben würde, zumal da die Königin längst bemüht war, ihren Gemahl zu bewegen, sich mit der Krönung zu begnügen: „aber", so schreibt der Leidenschaftliche, „ich hoffe zu Gott, daß er meine Zunge lähme, bevor sie zustimmt". Er setzte vielmehr alles daran, seinen königlichen Herren aufzustacheln, indem er ihm die Forderung der Majorität im Ministerium als einen neuen Versuch, die Rechte der Krone einzuschränken, darstellte. Am 26. Juni entriß er ihm nach langem Sträuben den Auftrag, nach andern Ministern Umschau zu halten; sofort schrieb er an Präsident v. Möller und Herrn v. Selchow, am nächsten Tage auch an Bismarck. Ob an letzteren direct auf Befehl des Königs, läßt sich nicht ausmachen; doch scheint von ihm gesprochen worden zu sein, und Wilhelm die Erlaubniß, bei ihm anzufragen, gegeben zu haben. An eine völlige Erneuerung des Ministeriums und seine Auslieferung an die Kreuzzeitungspartei dachte der König noch nicht; und so richtete der Kriegsminister seine Hoffnung zunächst nur darauf, die eigene Stellung im Ministerium, in dem er ganz isolirt war, zu verstärken: man müsse, schreibt er an B., den König überzeugen, daß er ohne affichirten Systemwechsel ein Ministerium finden könne, wie er es brauche. Ihm kam es vor allem darauf an, Graf Schwerin als den eigentlichen Träger der liberalen Politik aus dem Rathe des Königs fortzubringen. Da Schleinitz unter allen Umständen, auch abgesehen von der Huldigungsfrage, zum Rücktritt entschlossen schien, so war auch das Auswärtige zu besetzen. Aber dafür war B. nicht der Candidat des Königs; dieser wollte den Gesandten, wenn überhaupt, nur im Innern verwenden, zum Nachfolger Schwerin's machen; und auch Roon wünschte den alten Führer seiner Partei gerade als Kampfgenossen gegen die inneren Gegner zur Seite zu haben. B. war im Begriff, auf Urlaub

nach Pommern zu gehen, wo seine Familie seit dem Frühjahr weilte, als ihn der Hülferuf erreichte. Die Aussicht, statt in die Ferien, die er in Reinfeld mit Kissinger und demnächst im Seebade Stolpmünde zu verbringen hoffte, in den Kampf zu gehen, war ihm garnicht behaglich; mit schrillem Mißklang, schreibt er dem Freunde zurück, töne sein Commando „an die Pferde" in den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhühner einerseits und Wiedersehen mit Frau und Kindern andererseits hinein; er sei geistesträge, matt und kleinmüthig geworden, seit ihm das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen sei. Doch waren es mehr noch die sachlichen Gründe, die sein Bedenken erregten. Der Anlaß schien ihm zu geringfügig zu sein, um deshalb einen Bruch mit der Kammer herbeizuführen, und er konnte sich überhaupt nicht von der praktischen Wichtigkeit des Anspruchs auf die Huldigung überzeugen. Dennoch war er bereit sich auf die gewählte Basis zu stellen, weil daraus nun einmal eine Machtfrage geworden war und er die Krongewalt unter allen Umständen aufrecht erhalten wollte: drücken werde er sich nicht, denn einer Feigheit wolle er sich nicht bewußt sein; er erklärte, auch Schwerin's Posten übernehmen zu wollen. Aber das Programm, auf das fortan die Geschäfte des Ministeriums geführt werden sollten, wollte er wissen, und nicht ohne Bedingungen eintreten; er unterließ nicht, dem Freunde die Differenz, die ihn von dem König trennte, in aller Schärfe zu bezeichnen. Es ist die alte, die wir kennen, die gegensätzliche Auffassung der auswärtigen Politik. Für sie forderte B. eine volle Schwenkung, das Aufgeben der legitimistischen Richtung, die ihr der persönliche Wille Sr. Majestät im Widerspruch zu der constitutionellen Haltung im Innern gegeben habe; denn nur dadurch könne die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie, obschon er an der Zulänglichkeit der Mittel an sich nicht zweifle, sonst auf die Dauer thatsächlich nicht widerstehen werde. Er faßte also auch die innere Politik nur wieder unter dem Gesichtspunkt der auswärtigen Verhältnisse, der Machtstellung Preußens auf, und wollte mit einem Worte die deutsche Frage statt der kümmerlichen Querelen, in denen sich Kraft und Ansehen der Krone verzehrte, in den Mittelpunkt der Action gestellt sehen: man müsse, schreibt er, in der Militärfrage stramm halten, darüber mit der Kammer brechen, sie auflösen, und der Nation dann zeigen, wie der König zu den Leuten stehe. Es war bereits das Programm, mit dem er im September 1862 vor Wilhelm I. getreten ist. „Geht der König", so schreibt er in einem Postscript, das er dem in später Nachtstunde hingeworfenen Brief am folgenden Morgen hinzufügte, „einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an".

Auch dies Mal ward aus dem Plane nichts, da die Krisis noch einmal in einem Vergleich endigte; der König nahm es schließlich hin, daß statt der Huldigung eine feierliche Krönung erfolge, und die liberalen Minister behielten ihre Plätze. Als B. nach Berlin kam, fand er Roon nicht vor. Er wollte auf dessen Rückkehr warten, aber seine Absicht ward von Schleinitz durchkreuzt, der ihm den Befehl gab, sobald als möglich nach Baden-Baden zum König zu reisen. Dort war er in den Tagen vom 11. bis 16. Juli, und erlebte so das Attentat jenes überspannten deutschen Studenten, der als ein deutscher Orsini den greisen Herrscher tödten wollte, weil er nicht genug für die deutsche Einheit thäte. Es war das Ziel, dem B. seinen Herrn im Kampf gegen die Demokratie, die in Baden zum Verbrechen griff, entgegenführen wollte. Eben dort und in dieser Zeit, vielleicht mit unter dem Eindruck jener Frevelthat, hat er es ihm gewiesen, in einer Denkschrift, die er im Entwurf sogleich einreichte und im Herbst ausgearbeitet hat.

Bei der Beurtheilung dieses Schriftstückes, eines der merkwürdigsten, das aus der Feder des großen Staatsmannes geflossen ist, müssen wir im Auge behalten, daß B. dem Monarchen nicht alles so sagen konnte, wie er es fühlte und gethan wissen wollte. Gegen seine Freunde, Roon und v. Below-Hohendorf, ist er schon in dieser Zeit viel weiter herausgegangen; ihnen gegenüber sprach er von der Donquixoterie eines Systems der Solidarität der conservativen Interessen aller Länder, von dem ganz unhistorischen gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, und daß er, der seinem Fürsten treu bis in die Vendée sei, gegen alle anderen in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit fühle, den Finger für sie aufzuheben: der Radicalismus hätte sich kaum stärker ausdrücken können. Was aber B. hier verwarf, waren gerade die Anschauungen des Königs, denen er seit dem Herbst mehr als je folgte. Von ihnen galt es ihn hinwegzubringen. Nur schonend, unter möglichster Verhüllung des Zwiespaltes, der zwischen beiden Denkweisen klaffte, konnte es geschehen: nicht bloß der Staatsmann, sondern auch der Diplomat hat in der Denkschrift die Feder geführt. Dennoch hat B. darin den Zielen seiner Politik nichts vergeben; sie sind im Kern bereits darin enthalten; es lassen sich auch in ihr, wie schon in den Frankfurter Berichten, die Linien verfolgen, die zur Reichsverfassung hinüberführen, und mehr als ein Gedanke derselben läßt sich aus ihr herausschälen. Wie in seinen Frankfurter Memoires geht B. aus von der Abwandlung der europäischen Constellation durch die Auflösung der heiligen Allianz, an deren Wiederaufbau Wilhelm in seiner Weise arbeitete; die Thatsache, daß sie zerstört sei, bleibt der Satz, der Alles trägt. In der Anlehnung des Bundes an das Defensivsystem der drei östlichen Mächte habe Deutschland Bürgschaften des Friedens und der Sicherheit gefunden, über welche manche drückenden Folgen der Zerrissenheit seines Gebietes hätten vergessen werden können; seit ihrer Zertrennung aber machen sich der Bevölkerung in verstärktem Maaße alle die Uebelstände fühlbar, welche aus der unnatürlichen Mannichfaltigkeit der Landesgrenze im Innern Deutschlands hervorgehn und verstärkt werden durch die in früheren Zeiten unbekannte Höhe, auf welche das Souveränitätsbewußtsein der Einzelstaaten sich heut zu Tage gesteigert habe. B. stellt sich also in seiner Betrachtung auf die Seite der Bevölkerungen, nicht der Regierungen, und wendet sich eher gegen diese; der Nation in ihrer Gesammtheit billigt er das Recht zu, Garantien für ihre Sicherheit, und mehr als das, eine Verfassung zu verlangen, die ihr die ihrer Größe und Kraft gebührende Geltung in Europa verschaffe; den Willen zur Macht in ihr erkennt er an. Jedoch unterscheidet er dabei zwischen den Bevölkerungen Preußens und der kleinen Staaten. In letzteren sei das demüthigende Gefühl des Mangels an Würde und Sicherheit nach außen und die Empfindung des Druckes vorherrschend, welchen die Beschränktheit der politischen Lebenskreise auf die Strebsamen und Befähigteren ausübe; das preußische Volk dagegen fühle die Ungerechtigkeit, die darin liege, daß Preußen, da auf Oesterreich kein Verlaß sei, mit seinen 18 Millionen unter höchster Anspannung aller Kräfte für die Vertheidigung eines Gebiets von mehr als 40 Millionen der Hauptsache nach einstehen solle, ohne daß es ein stärkeres Recht am Bunde habe als die kleinen Nachbarstaaten, die es schütze, durch die es aber im Frieden seine materielle Entwicklung beschränkt, seinen Verkehr eingeengt sehe, und von denen es im Kriege, sobald er glücklich verliefe, verlassen werden würde. Aus diesem doppelten Anspruch, der ganzen Nation und der Bevölkerung Preußens, die in diesem Falle mit ihrer Regierung das gleiche Interesse besitze, leitet B. die politischen Rathschläge ab, die er seinem König vorträgt. Der deutsche Bund ist nicht im Stande, den Schutz

und die Macht zu sichern, deren die Nation bedarf und auf die sie ein Recht hat, und jeder Versuch, denselben durch Erweiterung der Befugnisse der Majorität, durch eine andere Vertheilung der Stimmrechte straffer zu gestalten, muß Preußens Lebensinteresse schädigen; es würde niemals dabei seine Rechnung finden; selbst wenn es seiner Bevölkerungsziffer gemäß allein mehr Stimmen erhielte als die Gesammtheit der übrigen rein deutschen Staaten (18 Millionen gegen 17½), so würde durch die mechanische Operation der Zählung eine lebensfähige und am Tage der Gefahr haltbare Einigung schwerlich erreicht werden: „Um einem solchen Ziele näher zu treten, ist vielleicht eine nationale Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundes-Centralbehörde das einzige Bindemittel, welches den divergirenden Tendenzen dynastischer Landespolitik ein ausreichendes Gegengewicht zu geben vermag“. So fügte B. seinem System das Organ ein, das in der Revolution eine Weile Deutschland beherrscht hatte, und dessen schroffster Gegner er selbst gewesen war. Aber auf der Hand liegt, wie sehr es sich in seinen Händen verwandelte, und daß er dem Grundgedanken, von dem er damals geleitet gewesen, nicht untreu geworden war. In dem Wahlsystem, das er vorschlägt, einer Delegirtenversammlung aus den Landtagen, liegt der Unterschied nicht; denn B. ist sehr bald, schon im Januar 1863, am Bundestage für directe Wahlen eingetreten, und schon jetzt scheint ihm, wie die Worte lauten, einiger Zweifel über die Zweckmäßigkeit jenes Wahlmodus, den er um seines conservativen Charakters willen, vielleicht um die Idee dem König vertrauter zu machen, vorschlägt, aufgetaucht zu sein. Nicht in der Form, sondern in dem Zweck und der Competenz seiner Reichsgewalt ist ihr Gegensatz gegen die von 1849 begründet. Die Männer von Frankfurt hatten eine Centralinstanz, einen einheitlich geordneten Willen schaffen wollen, dem jede Einzelmacht, wie groß oder klein sie wäre, unterthan sein sollte. Daran hatten auch die Gothaer und alle Parteien, die jenes Programm annahmen oder fortentwickelten, festgehalten, wie gern sie auch im übrigen dem Hause Hohenzollern die Herrschaft über Deutschland gönnen mochten: das alte Preußen sollte doch nicht mehr bestehen bleiben, sondern in dem neuen Reich mehr oder weniger aufgehen, der gemeinsamen Verfassung sich von innen her unterwerfen. B. dagegen schränkt die Competenz der Vertretung des Volkes auf den Zweck ein, den er ihr gesetzt hat: „die weitesten Grenzen ihrer Wirksamkeit würden immer nur die Bestimmungen über die Wehrkraft des Bundes und die Zoll- und Handelsgesetzgebung mit dem Gebiete der verwandten materiellen Interessen umfassen“; „sodaß“, fügt er hinzu, „die Regierungsgewalt im Innern jedem Staate unverkümmert bliebe“. Nur soweit die Sicherung der nationalen Macht in Frage steht, soll die Selbständigkeit der Staaten im Bunde beeinträchtigt werden, im übrigen ihr Gefüge unberührt bleiben. Nicht in einer den Staaten gegenüber souveränen, aber ihrerseits wieder durch die Nationalvertretung controlirten Centralgewalt sieht B. den tragenden Pfeiler der deutschen Einheit, sondern in einer aus den Regierungen selbst delegirten Centralbehörde, der aber eine Nationalvertretung als Strebe und Stütze an die Seite gestellt sei; als Hülfskraft: nach außen, um die Macht des Ganzen zu sichern, nach innen, um das Auseinanderfallen der Theile zu verhüten, will er die Institution verwenden, welche in der Revolution zur Basis des gesammten Reichsbaus erhoben war. In beiden Organen soll jeder deutsche Staat nach dem Maaße seiner Macht vertreten sein, Regierung und Volk Preußens also den stärksten, den historisch und thatsächlich berechtigten Einfluß ausüben können. Wie die neue Bundescentralbehörde einzurichten, wie sie und die Nationalvertretung auch nur zu erlangen sei, sagt

er nicht, wol aber, daß der Bundestag in seiner jetzigen Einrichtung kaum geeignet sei, um mit parlamentarischen Körperschaften zu verhandeln, und daß weder von Oesterreich noch den übrigen Bundesstaaten die Zustimmung mit der verfassungsmäßigen Stimmeneinhelligkeit zu erwarten wäre; die ehrliche Betheiligung Oesterreichs an derartigen Einrichtungen, heißt es mit einem Seitenblick auf das Werk des Frankfurter Parlaments, würde selbst dann noch kaum ausführbar werden, wenn zwischen den deutschen und den nichtdeutschen Provinzen des Kaiserstaates das Verhältniß einer bloßen Personalunion herzustellen wäre. „Die practische Verwirklichung einer deutschen Nationalvertretung", so wird weiter gefolgert, „hat demnach auf dem bundesverfassungsmäßigen Wege bisher wenig Wahrscheinlichkeit und könnte nur mit einer Umgestaltung der Centralbehörde Hand in Hand gehen". Wir wissen, welchen Weg B. für gangbar und fast schon für den einzig möglichen hielt; seinen Freunden hatte er ihn oft genug, und zuweilen auch den Gegnern offen gezeigt. Aber den Stimmungen und Einflüssen gegenüber, von denen König Wilhelm sich noch beherrschen ließ, hätte er nicht gleich so mit der Thür ins Haus fallen dürfen. In dem ganzen Schriftstück kommt kein Wort von Krieg oder Gewalt vor; alles wird auf Verhandlung oder Verständigung gestellt. Bismarck's Vorschlag läuft auf eine bloße Erklärung am Bunde hinaus, die aber offen und ehrlich abgegeben werden müsse: daß die Verfassung des Bundes sich nicht bewährt habe, einer Reform bedürfe, und daß Preußen entschlossen sei, Vorschläge für eine solche Reform zu machen, durch welche die Mitwirkung einer nationalen Vertretung in Aussicht genommen werde; daß es die freie Einwilligung seiner Mitverbündeten in seine Anträge durch Verhandlungen erstreben, und wenn es sie nicht sofort erlangen, sie von der Zeit erwarten wolle, in der Hoffnung, daß richtigere Ansichten sich allmählich Bahn brechen würden; daß es, bis dieses Ziel erreicht sein werde, in freiwilligen und kündbaren Vereinigungen neben dem Bunde Surrogate für die fehlenden Bundesinstitutionen herzustellen suchen werde. Als ein solches Surrogat schlägt er ein Zollparlament vor, ein Gedanke, den er seit Jahren hegte. Es galt zunächst den König von dem Boden der „moralischen Eroberungen" auf den der Macht- und Interessenpolitik hinüberzuführen, ihn die ersten Schritte machen zu lassen in der neuen Richtung; Zeit und Umstände mochten das Weitere ergeben. Ausdrücklich lehnt B. es ab, eine fertige Vorlage von Reformplänen, den ausgearbeiteten Entwurf einer neuen Bundesverfassung einzubringen, bevor sich das Maaß des Erreichbaren aus den Verhandlungen mit den anderen Bundesregierungen erkennen lasse. Immer wieder betont er das historische und verfassungsmäßige Recht Preußens zu dem Antrag, sowie den friedlichen Zweck, den conservativen Charakter seiner Vorschläge, nicht bloß im Sinne Preußens, sondern der Bundesstaaten selbst, die dadurch erst Sicherung nach außen und innen erlangen würden, und daß diese Pläne nicht über das Bedürfniß, das heißt nicht über das Gebiet der Militäreinrichtungen und der materiellen Interessen hinausgreifen und ihre allmähliche Verwirklichung nur von der freien Entschließung der Bundesstaaten erwartet werden solle. Das Alles war, von Oesterreich abgesehen, durchaus so gemeint wie es geschrieben war; in diesem Sinne sind norddeutsche Bundes- und Reichsverfassung entworfen, und so haben sie sich bewährt. Aber daß dies alles friedlich erlangt werden könnte und von der Erfüllung der Zeiten abgewartet werden sollte, war freilich nicht Bismarck's Meinung.

Ueber die Aufnahme, die er mit seinen Anschauungen in Baden-Baden fand, können wir kaum etwas sagen, nicht einmal, ob Vortrag und Entwurf

vor oder nach dem Attentat Becker's fallen; auch nicht, ob noch von der Uebernahme des Ministeriums des Innern die Rede gewesen ist. Daß die Vorschläge des Gesandten nicht ganz ohne Eindruck blieben, zeigt seine Berufung an das Hoflager nach Coblenz, Ende September; eben dort erhielt er den Befehl, den in Baden überreichten Entwurf auszuarbeiten: offenbar in Parallele mit Conferenzen, die Wilhelm kurz vorher in Ostende mit dem Großherzog von Baden und seinem jungen Minister Freiherrn v. Roggenbach über die deutsche Frage gehabt, und die zu dem Auftrage an den letzteren geführt hatten, seine Ansichten, die auf eine Wiederaufnahme der Unionsverfassung hinausliefen, ebenfalls niederzuschreiben und einzureichen. Wir werden annehmen dürfen, daß B. die Denkschrift, die er in Reinfeld Anfang October ausarbeitete, von dort nach Königsberg gebracht hat, wo er der Krönung beiwohnte. Auch der Gedanke, B. nach Paris zu versetzen, der schon im Juli besprochen wurde, zeigt, daß Wilhelm sich einer Politik, die in dem Verhältniß zu Frankreich ihren Angelpunkt finden mußte, nicht mehr ganz versagte; und wenn er sich von Coblenz aus entschloß, den Besuch, den Napoleon ihm im Sommer zuvor gemacht hatte, spät genug, am 2. October in Compiègne zu erwidern, so können wir auch darin wohl den mitwirkenden Einfluß Bismarck's wahrnehmen.

Ueberhaupt aber kam mit dem Eintritt Bernstorff's in das auswärtige Ministerium, der schon in Baden beschlossen war, in die preußische Politik ein frischerer Zug. Die Art, wie der neue Minister die dänische, die italienische und selbst die deutsche Frage in die Hand nahm, hatte etwas von Bismarck's Art und fand bei diesem, mochten ihm auch Bedenken genug über das richtige Augenmaß seines neuen Chefs kommen, dennoch, wenigstens in seinen Briefen an ihn, Lob und Zustimmung. Der Minister versuchte immerhin eine festere Haltung gegen die Opposition mit schärferer Accentuirung der auswärtigen Politik zu verbinden. Er trat für die Anerkennung Italiens ein und fürchtete sich nicht vor einer Annäherung an Napoleon, die zunächst auf handelspolitischem Gebiet, durch den Handelsvertrag, der im Sommer 1862 perfect wurde, sich fruchtbar erwies, jedoch auch in der dänischen und deutschen Frage für Preußen günstig wirkte. Auf die Dauer war freilich auch Graf Bernstorff den Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten häuften, nicht gewachsen. Sein Auftreten in dem Abgeordnetenhause, wo er von der durch die Wahlen radical gewordenen Opposition Stärkung in seinem Widerstand gegen Oesterreich und die Mittelstaaten erbat, während er in allen inneren Fragen zu den Conservativen hielt, und die Art, wie er gegenüber dem Reformvorschlag des Freiherrn v. Beust und den großdeutschen Tendenzen der Hofburg Bismarck'sche und Unionsideen combinirte, konnte die Verwirrung nur vermehren und war schwerlich nach Bismarck's Herzen.

Mit der Erneuerung und Verschärfung des Conflictes, in den sich vielerlei persönliche Schiebungen und Irrungen mischten, denn Alles war von Intrigue durchsetzt, hängt es offenbar zusammen, daß der Gedanke, B. von Petersburg abzuberufen, endlich festere Form annahm. Auf eine vertrauliche Anfrage, die er am 15. Januar an den Minister richtete, antwortete dieser am 8. Februar, daß er in der That an seine Versetzung denke, zu seinem Bedauern aber noch keine Entscheidung habe herbeiführen können und nicht im Stande sei, ihm Gewißheit zu geben, da die verschiedenartigsten und theilweise sehr starken Einflüsse und Bedenken sich hierbei geltend machten. Kaum war die Krisis eingetreten, als B. den telegraphischen Befehl erhielt, sich sofort zur Abreise bereit zu machen. Die Eilfertigkeit, mit der er citirt wurde, könnte fast darauf deuten, daß man schon wieder damit umging, ihn in das neue Ministerium zu nehmen, wie die

Russen gleich vermutheten; jedoch war das Cabinett nach wenigen Tagen gebildet, und in dem Telegramm war ausdrücklich bemerkt worden, daß Seine Majestät den Gesandten zu anderen diplomatischen Functionen bestimmt habe. Bernstorff entschuldigte die Plötzlichkeit des Entschlusses durch die Nothwendigkeit, den längst vacanten Posten in Constantinopel zu besetzen und Goltz dafür die Petersburger Stelle zu übertragen; für B. selbst konnte er auch jetzt noch nichts weiter in Aussicht stellen, als daß ihm Paris oder London sicher seien, gewährte ihm aber nun doch, was in der That auffallen muß, bereitwilligst die Bitte, seinen Umzug in Ruhe bewerkstelligen zu dürfen; möglich, daß, wie B. und Goltz argwöhnten, in alledem der Wunsch des Ministers mitspielte, sich selbst eine der beiden Stellen vorzubehalten für den Fall, daß ihm der Sitz im Cabinett zu heiß werden würde. Bismarck's Zukunft blieb also bis zu seiner Abreise völlig unklar, und auch nach seiner Ankunft in Berlin (10. Mai) dauerte es noch Wochen, bevor er Gewißheit erhielt. Denn schon hatte auch das neue Ministerium wieder abgewirthschaftet. Die Wahlen hatten die Opposition in überwältigender Majorität zurückgeführt und die Stimmung war auf beiden Seiten gereizter denn je. Zugleich drohte die deutsche Frage an dem hessischen Conflict zu entbrennen; die Verfügung des Kurfürsten vom 26. April, die jede Theilnahme an den Landtagswahlen von der ausdrücklichen Anerkennung der Verfassung von 1860 abhängig machen wollte, ein Bruch nicht nur des Landesrechts, sondern ein Hohn auf Preußen und den Bundestag selbst, hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen. Am 11. Mai, wenige Stunden nach Bismarck's Ankunft, ging der Generaladjutant v. Willisen mit dem Brief des Königs, der den widerspenstigen Herrn zur Beobachtung der Verfassung von 1831 auffordern sollte, nach Kassel ab, um dort, wie bekannt, eine höchst brüske Abfertigung zu erfahren; am 13. nahm der Bundestag das von Wien her beantragte Inhibitorium gegen die Ausführung der hessischen Wahlverordnung an; am 18. forderte Sydow, Preußens Vertreter in Kassel, unter Drohung des Bruchs, die sofortige Entlassung der hessischen Minister, und verließ, als diese verweigert wurde, den kurfürstlichen Hof; dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen folgte in Berlin der Befehl zur Marschbereitschaft zweier Armeecorps. Es war eine Situation ähnlich wie 1850: während die Regierung in Preußen gegen die eigenen Kammern im Felde lag, trat sie für die liberale Opposition in Hessen ein; sie mußte wieder, wie Roon klagte, zugleich für und gegen die „Revolution“ streiten; nur daß dies Mal Oesterreich und der Bund selbst wohl oder übel, um die öffentliche Meinung in Deutschland nicht zu verlieren, mit den Ständen gehen oder doch den Schein davon aufrecht erhalten mußten.

So lagen die Dinge, als an B. abermals der Antrag herankam, in das Ministerium einzutreten, dies Mal ernstlicher als je, in directer Verhandlung mit dem König und mit dem Ziel, den Vorsitz selbst zu übernehmen. Er stellte sich dazu nicht viel anders als vor einem Jahr. Noch immer war die Leitung der Politik weder im Innern noch nach Außen nach seinem Herzen: die Auflösung der Kammer schien ihm zu früh erfolgt, und weder die dänische noch die hessische Frage am rechten Ende angegriffen zu sein; die Situation war verschoben, und wir können es ihm wol glauben, seine Briefe an die Schwester und die Gemahlin lassen keinen Zweifel darüber, daß er auch jetzt mit Unbehagen an die Aussicht dachte, helfend einspringen zu müssen. Aber andrerseits stand zuviel auf dem Spiel, als daß er den Antrag kurzer Hand hätte abweisen dürfen, zumal da er den Weg zu wissen glaubte, auf dem man vorwärts kommen konnte, und die Kraft in sich fühlte, den Wagen in das rechte Geleis zu bringen; daß es ihm warm wurde bei dem Ge-

danken, auszuführen was den Andern mißlungen war, braucht bei einem Manne seines Temperaments nicht weiter gesagt zu werden. Es stieß sich bei ihm überhaupt weniger an dem Ministeramt selbst als an dem Ressort, das er vertreten sollte. Denn König Wilhelm konnte sich auch jetzt noch nicht entschließen, ihm die auswärtige Politik anzuvertrauen. B. erklärte ihm zwar, daß er eventuell den Vorsitz auch ohne ein bestimmtes Portefeuille übernehmen, und daß er einem directen Befehl Sr. Majestät sich niemals entziehen werde, aber seinem Chef verhehlte er nicht, daß er die Stellung, ohne das Ministerium des Auswärtigen zu erhalten, nicht antreten könne; denn er fürchtete, daß es dann, wie er an Roon schrieb, drei Minister des Auswärtigen geben würde, ihn selbst, Bernstorff und — Schleinitz: um den Einflüssen zu begegnen, denen der König von Seiten seiner nächsten Angehörigen ausgesetzt war, mußte B. auch das Amt besitzen, das ihn zur directen Führung der auswärtigen Geschäfte und zum persönlichen Vortrag darüber bei Sr. Majestät berechtigte. Seine Ungewißheit, die durch die Unentschlossenheit des Grafen Bernstorff und durch Ambitionen aller Art (auch Herr v. d. Heydt schielte nach dem Präsidium) vermehrt wurde, dauerte wieder fast bis zum letzten Moment; erst als B. den Minister vor die Alternative stellte, ihm eine Anstellung zu geben oder den Abschied, am 21. Mai, erreichte er seinen Willen. Drei Stunden später konnte ihm Bernstorff die Mittheilung machen, daß Se. Majestät sich für Paris entschieden habe; am nächsten Morgen, auf der Frühlingsparade, bei der B. als Major mitritt, theilte ihm der König die Ernennung persönlich mit.

Ein Definitivum war es dennoch nicht; noch in der Abschiedsaudienz mußte B. dem König versprechen „au qui vive“ zu bleiben; er rechnete darauf, in 8 bis 14 Tagen wieder in Berlin zu sein, und reiste, um nur nicht wieder aufgehalten zu werden, ab, ohne die Seinen, die in Pommern geblieben waren, noch einmal zu sehen. König Wilhelm behielt den Plan unausgesetzt im Auge, aber zum Entschluß vermochte er nicht zu gelangen, obgleich die Kammerverhandlungen immer wilder wurden und der kammerscheue Ministerpräsident definitiv resignirte; nicht einmal den Badeurlaub, um den B. Anfang Juli einkam, wollte er ihm, trotz Bernstorff's warmer Befürwortung, anstandslos bewilligen. Als der Minister dabei abermals von dem Wechsel im Auswärtigen Ministerium anfing, meinte der König, daran habe er nicht gedacht, auch zu dem Gesandten garnicht darüber gesprochen, da er es Bernstorff schuldig zu sein glaube, ihn die schwebenden wichtigen Angelegenheiten erst abmachen zu lassen; er werde überhaupt nur dann an einen Wechsel denken, wenn der Minister selbst es wünsche. Bernstorff wiederholte, daß dies in der That sein bestimmter Wunsch sei, und daß er jedenfalls im Herbst Ruhe haben müsse. Worauf der König: wenn der Minister noch den Handelsvertrag mit Frankreich unterzeichnet habe, so schwebe ja allerdings keine große auswärtige Frage mehr, die überhaupt voraussichtlich in kurzer Zeit gelöst werden könnte. Offenbar war es dem hohen Herrn ein beruhigender Gedanke, Bismarck's Eintritt so lange hinausschieben zu können, bis draußen alles in Ordnung gekommen sei, so daß sich also der neue Minister ganz den inneren Fragen widmen könne. Er war so weit wie je von den politischen Anschauungen und Zielen Bismarck's entfernt. Dafür ist noch eine andere Aeußerung charakteristisch, die er bei jener Gelegenheit that. Bernstorff hatte ihm zwei Schreiben Bismarck's vorgelesen, in denen dieser über eine Unterredung mit Napoleon berichtete, die ihm der Kaiser in Fontainebleau am 27. Juni gewährt habe: er sei dabei etwas in die Lage Joseph's bei der Frau von Potiphar gerathen, da der Kaiser die unzüchtigsten Bündnißvorschläge auf der Zunge gehabt und nur durch Bismarck's Zurückhaltung veranlaßt sei, sich nicht noch deutlicher auszusprechen. Napoleon hatte

nicht geradezu ein Bündniß gegen Oesterreich angeboten, aber sich als einen guten Freund Preußens, einen Liebhaber deutscher, d. h. kleindeutscher Einheitsbestrebungen, mit Ausschluß Oesterreichs, offenbart, und ungefähr dieselben Wünsche geäußert, die B. schon im April 1857 von ihm gehört hatte; und er hatte seine Vorschläge, die auf eine „diplomatische Allianz", ein dauerndes und intimes Freundschaftsverhältniß, unter Abweisung aller Vorurtheile, hinausliefen, durch die Mittheilung gewürzt, daß ihm von Wien her, wo Bismarck's Ernennung eine förmliche Panik hervorgerufen zu haben scheine, die weitgehendsten Anerbietungen durch den Botschafter Fürst Metternich selbst gemacht wären. Er sei dadurch, hatte er hinzugefügt, in arge Verlegenheit gerathen, da Metternich sich zum Abschluß mit unbeschränkter Vollmacht autorisirt genannt habe: aber bei der Unvereinbarkeit der Interessen beider Länder habe er eine fast abergläubische Abneigung, sich mit den Geschicken Oesterreichs zu verbinden. B. hatte auf diese Lockungen zwar mit unverbindlichen, aber doch anklingenden Wendungen geantwortet; er hatte in seinem Bericht keineswegs gerathen, daß man darauf eingehen müsse, daß Preußen sich um ein Bündniß mit Frankreich auf bestimmte Artikel bemühen solle, aber allerdings darauf hingewiesen, daß Preußen keine Politik treiben dürfe, bei der es auf treue Bundesgenossenschaft Oesterreichs gegen Frankreich zu zählen habe, und daß es sich nicht der Hoffnung überlassen dürfe, als werde Oesterreich jemals freiwillig einer Verbesserung der Stellung Preußens in Deutschland zustimmen; der Wiener Politik werde unter Rechberg's Leitung vielmehr jede Combination annehmbar und kein Opfer zu schwer sein, wenn dafür auf Preußens Kosten Entschädigung gewonnen werden könne. König Wilhelm aber hatte auf diese Ansichten nur wieder die eine Antwort: das müsse dem Gesandten gesagt werden, daß er, der König, sich zu einer Allianz mit Frankreich nicht verstehen werde.

Am 17. Juli erhielt B. den Urlaub, der ihn nach Biarritz führte. Während er hier und in den Pyrenäen die Erholung, die er suchte, in vollem Maaße fand, seit Jahren hatte er sich nicht so wohl gefühlt, erreichte der Conflict in Berlin endlich den Punkt, wo es auf Biegen oder Brechen stand und Wilhelm keinen Ausgang vor sich sah als die Rückkehr zur budgetlosen Regierung oder die Niederlegung der Krone. Dies Mal schien Alles sich so gefügt zu haben, wie B. immer gewünscht hatte. Es handelte sich jetzt wirklich um die Militärfrage, den Brennpunkt des Conflictes; das Budget war völlig durchberathen, das Object des Kampfes, durch Nebenfragen unverwirrt, war frei herausgetreten. Längst hatte der Kriegsminister wieder alle Mittel versucht, um den Freund, den Helfer in der Noth herbeizubringen. Ueberzeugt, daß persönliche Rücksichten bei Serenissimus mehr verfingen als politische Erwägungen, hatte er seine Vorstellungen dahin gerichtet, daß B. doch das Recht habe, endlich einmal Gewißheit zu erlangen; er hatte fingirt, dazu von ihm selbst beauftragt zu sein. An die Frage des Ressorts hatte Roon nicht weiter gerührt, zumal da Bernstorff wieder einmal in seinen Entschlüssen schwankend geworden zu sein schien; er hatte nur darauf gedrungen, B. einstweilen zum Ministerpräsidenten ohne Portefeuille zu ernennen. Der König aber war auch in diesem Moment, da der Bruch mit der Kammer vor der Thür stand, zu keinem Entschluß zu bringen.

B. war in den Pyrenäen außerhalb aller Politik gewesen. Als er nun am 12. September nach Toulouse kam, noch ungewiß, ob er über Paris oder direct durch die Schweiz heimkehren sollte, fand er neben Briefen Bernstorff's und seiner Gemahlin den Roon's vom 31. August vor, der jene Mittheilungen enthielt. Es stand also Alles noch beim Alten, und sein Schicksal war so ungewiß wie früher. Er aber war des Harrens müde geworden. Paris blieb

ihm nach wie vor das Liebste; doch war er bereit, zu kommen. Aber Gewißheit wollte er haben: „sonst nehme ich Knall und Fall meinen Abschied". Zunächst entschloß er sich, mit einem Umweg über Avignon, wohin er seine russischen Reisegefährten, die Orlows, die nach Genf gingen, begleitete, nach Paris zurückzukehren. Hier erhielt er, sehr bald nach seiner Ankunft, am 18. September, zwei Telegramme, darunter eins vom Kriegsminister, die ihn eiligst herbeiriefen. Ihr Wortlaut zeigte an, daß jedes Zögern verderblich werden könnte. In der Frühe des folgenden Tages saß B. im Eilzuge, der ihn in 25-stündiger Fahrt nach Berlin brachte. Hier war sein erster Gang zum Kriegsminister, mit dem er die Lage besprach.

Noch war nichts entschieden. Der König zwar fest entschlossen, auf seiner Ansicht zu bestehen, jedoch vor dem Kampf zurückschreckend und mehr als je geneigt, lieber die Krone niederzulegen. So hatte er es noch am Morgen des 19. zu dem Kronprinzen gesagt, der am Abend vorher von Reinhardsbrunn, um zu vermitteln, herüber gekommen war. Die Abdankungsurkunde sei schon ausgefertigt, es fehle nur die Unterschrift; er hatte den Sohn aufgefordert sie einzusehen. Das hätte ja nun geheißen, den Kampfplatz vollends dem Gegner überlassen: was wäre dem Thronfolger denn noch anders übrig geblieben, als sich dem Willen der Majorität zu unterwerfen! Friedrich Wilhelm hatte gehofft, den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen; daß er selbst den Wagen hebe, war niemals sein Wunsch gewesen. Zwar war bei der Stimmung im Lande und der Kammer nicht zu erwarten, daß die Radicalen das Heft in die Hand bekommen würden; wenn die Majorität schon dem alten Cabinet, wie Simson auf der Tribüne sagte, die Compensationen entgegengetragen, auf die erste Andeutung des Kriegsministers mit beiden Händen zugegriffen hatte, so würde sie dem liberalen Träger der Krone und einem neuen Ministerium Schwerin ihre Unterstützung noch viel weniger verweigert haben. Aber die Abdankung des Königs erschwerte dem Nachfolger dennoch die Aufgabe und drohte den Riß, der durch Dynastie und Land ging und viel tiefer war, als es in den Kammerparteien zum Ausdruck kam, nur zu erweitern. Was unter Wilhelm eine Concession gewesen wäre, hätte sich nach dem Thronwechsel als eine Niederlage der Krone dargestellt, zumal da Friedrich Wilhelm selbst in der Militärfrage immer dem Vater zur Seite gestanden hatte; die Conservativen aber würden ohne Zweifel ihre Anstrengungen gegen die liberale Politik verdoppelt haben, wenn sie sich dafür auf den alten König hätten stützen oder doch berufen können. Eine Natur von härterem Stoff als der preußische Thronfolger hätte vielleicht den Moment benutzt. Aber in Friedrich Wilhelm war nichts von dem Blute jenes Salierprinzen, der seinem Vater die Krone stahl, um den Frieden im Reich herzustellen, den der alte Kaiser verspielt hatte: Beides, die Pietät des Sohnes und die Scheu vor der That selbst und ihren Folgen, hielt den jungen Hohenzollern zurück, nach der Krone zu langen, obgleich der König selbst sie ihm zuschob. Er weigerte sich, jenes Schriftstück auch nur zu lesen. Aber einen Ausweg, der für seinen Vater gangbar gewesen wäre, wußten weder er anzugeben noch auch die Minister. Schleinitz, Graf Bernstorff, v. d. Heydt, mit denen er nach der Rückkehr von Babelsberg conferirte, sprachen sich sämtlich dahin aus, daß das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit unerläßlich sei; letztere Beiden hatten diese Ansicht schon am Morgen des Tages Sr. Majestät schriftlich entwickelt und im Falle, daß der König sie nicht billige, um ihre Entlassung gebeten; es war zu erwarten, daß noch andere Collegen ihrem Beispiele folgen würden. Am folgenden Tage, in der Frühe, begab sich der Kronprinz, der am Abend vorher noch einem Ministerrath präsidirt hatte, wieder nach Potsdam; als er Nachmittags um

6 Uhr nach Berlin zurück kam, stand Alles auf dem alten Fleck. Er war es jetzt müde geworden, Gegensätze, die unversöhnlich schienen, zu verkleistern, und beschloß seinerseits den Kampfplatz zu verlassen; noch mit dem Abendzuge, 8½ Uhr, fuhr er nach Reinhardsbrunn zurück, wo die Seinen und die Coburger Verwandten, auch die Königin Victoria, auf ihn harrten. Vor der Abreise aber hat er noch B. empfangen. Dieser war, nachdem er einige ministerielle und diplomatische Besuche gemacht, besonders mit Bernstorff hatte er lange Zeit conferirt, wieder zu Roon zurückgekehrt, der ihn mit Blanckenburg um 5 Uhr zu Tisch geladen hatte. Hier, so werden wir annehmen dürfen, erhielt er unvermuthet den Befehl, zum Thronfolger zu kommen. Ueber den Verlauf der Unterredung läßt sich kaum etwas sagen, obgleich B. selbst davon in seinen Memoiren erzählt hat. Er verlegt sie irrthümlich auf den Morgen des Tages, gleich nach seiner Ankunft, und sein Bericht erscheint nicht gesichert genug, um ihn ohne weiteres hinübernehmen zu können. Jedenfalls hat er sich, wie er übrigens selbst sagt, sehr zurückhaltend benommen. Er habe, schreibt er, sich nicht für berechtigt gehalten, sich gegen den Thronfolger früher auszusprechen als gegen den König. Wir werden hinzufügen dürfen, daß er es überhaupt nicht für richtig hielt, sich vor dem prinzlichen Führer des Liberalismus zu demaskiren.

Auch am folgenden Tage blieb ihm die Situation zunächst noch unklar. Sie sei, schrieb er seiner Frau, nicht anders als im Mai; er werde Se. Majestät einfach bitten, ihm zu erlauben, daß er nach Reinfeld gehe, um die Seinigen nach Paris abzuholen. In dieser Stunde aber entschied sich sein Schicksal, in der Audienz, die Roon, während B. an jenem Briefe schrieb, in Babelsberg hatte. Noch zu dem Kronprinzen hatte sich Wilhelm dahin ausgesprochen, daß er nicht geneigt sei, B. ins Ministerium zu nehmen; und er hatte, von seinem Sohn darauf geführt, als Grund wiederum die Differenz in der auswärtigen Politik angegeben. „Er ist ein Parteigänger Frankreichs“, hatte der Prinz gesagt. Worauf der König: „Um so weniger möchte ich ihn zum Minister: aber man drängt mich, einen Ministerpräsidenten zu ernennen“. Man sieht, wie furchtbar schwer es Wilhelm geworden ist, den Entschluß des Heils zu fassen. Ihm graute vor dem Mann, dessen Politik ihn mit seinen nächsten Angehörigen entzweien, seinem Volke und der ganzen Nation gegenüber isoliren und die schwersten Conflicte des Gewissens und der Ueberzeugungen für ihn herbeiführen mußte. Jedoch hatte er sich bereits halb gebunden, und fühlte sich jedenfalls verpflichtet, dem Gesandten Gewißheit über die eigene Zukunft zu geben; der Kriegsminister wird nicht unterlassen haben, von neuem darauf hinzuweisen, daß B. hierauf ein persönliches Anrecht habe. Roon selbst hatte nicht viel weniger als die Andern vor dem Conflict zurückgebebt, der auch ihm nicht bloß die innere Zerrüttung, sondern auch die Schwächung des äußeren Ansehens seines geliebten Preußens zu bedeuten schien; und daß das Recht des Landtages auf die Geldbewilligung unzweideutig sei, hatte er noch am 20. September, nachdem er bereits B. gesprochen, in einem Brief an Professor Perthes in Bonn unumwunden eingeräumt. Seitdem aber hatte ihn die harte Entschlossenheit des Freundes fest gemacht; und daß auch andere Minister, wie Jagow und Itzenplitz, bleiben würden, war zu hoffen. So entschloß sich König Wilhelm, den Gesandten zu berufen; am 22. September erfolgte die ewig denkwürdige Audienz im Schloß und Park zu Babelsberg, von der die neue Epoche Preußens und Deutschlands datirt. B. dachte über den Punkt, der dem König besonders am Herzen lag, die dreijährige Dienstzeit, im Grunde sehr gleichmüthig; zwei Jahre mit Capitulanten schienen ihm, bei der Infanterie wenigstens, zu genügen, und er

wäre von sich aus wohl geneigt gewesen, hierin Concessionen zu machen. Aber er wäre, so schrieb er in der Folge an Bernstorff, auch für eine zehnjährige Dienstzeit eingetreten, wenn der König es so hätte haben wollen. Denn auf einen dauernden Frieden mit den Abgeordneten war, wie er die Dinge ansah, zunächst doch nicht zu rechnen, und nur wenn er die Krone auf seiner Seite hatte, konnte er hoffen, seine Ziele zu erreichen. Er stellte sich also, wie im Mai, dem König, der auch ihn damit empfing, daß er abdanken wolle, da er nur so regieren wolle, wie er es verantworten könne und keinen Minister gegen die parlamentarische Majorität finde, unbedingt zur Verfügung, erklärte, daß er die Militärvorlage vertheidigen, und sie auch gegen die Majorität des Landtages aufrecht erhalten werde. Dasselbe konnte er von Roon versprechen; er fügte hinzu, daß er auch auf die weitere Vervollständigung des Cabinets hoffe. Dann sei es, erwiderte der König, seine Pflicht, mit B. die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und er abdicire nicht. Wilhelm hatte sich ein ausführliches Programm entworfen, das alle Eventualitäten der inneren Politik umfaßte: wahrscheinlich doch, wie auch B. in seinen Memoiren annimmt, mit der Absicht, nicht bloß sich, sondern auch den neuen Minister daran zu binden. Im Park, wohin sie aus dem Schloß ihre Schritte lenkten, gab er es B. zu lesen. Aber B., wie er keine Bedingungen stellte, nahm auch keine an. Er stellte die Frage lediglich unter den Gesichtspunkt des Conflictes, der sich im Innern herausgebildet hatte. Er legte dem König dar, daß es sich gar nicht mehr um conservativ oder liberal in dieser oder jener Schattirung handle, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft, und daß letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Dictatur abzuwenden sei. Er zeigte sich bereit, die Befehle des Königs auch dann auszuführen, wenn er selbst sie nicht für richtig halte: in solchem Falle werde er zwar seine Meinung offen darlegen, aber, wenn der König auf der seinigen beharre, lieber mit demselben untergehen, als ihn im Kampf gegen die Parlamentsherrschaft im Stich lassen. Für Wilhelm eröffnete sich dadurch die Aussicht, seinen Willen eventuell auch gegen den Minister zu behaupten; er mochte meinen, Herr seiner Entschlüsse zu bleiben. Er zerriß das Programm. Aber in der That capitulirte er vor B. Denn der Punkt, an dem die noch ganz unausgeglichene Differenz zwischen Beiden lag, und wo B. den Hebel ansetzen wollte, um die Maschine in den rechten Gang zu bringen, das Gebiet der auswärtigen Politik, war nun ebenfalls ausgeschaltet und blieb für B. frei: indem der König auch darüber hinweg ging und dem neuen Minister nicht bloß das Präsidium, sondern gerade auch das auswärtige Ministerium übertrug, räumte er das Feld, auf dem B. die Lösung der ihm gestellten Aufgabe suchte.

Die Anfänge des Ministeriums. Hessische und deutsche Frage. Polnische Revolution.

Gleich die ersten Schritte des neuen Ministerpräsidenten schienen anzudeuten, daß die Gegensätze Conservativ und Liberal wirklich für ihn überwunden seien. Er bot den Führern der Opposition Plätze im Ministerium an und suchte, als diese ablehnten, den Kampf zu vertagen, indem er den Etat für 1863 vorläufig zurückzog. In der Budgetcommission erläuterte er diese Maßregel als eine Art von Waffenstillstand mit Zwecken des Friedens und der Versöhnung; und als die Gegner darauf nur feindselige Worte hatten, ging er soweit heraus, die Ziele seiner Politik anzudeuten. Indem er die

Nachrede in der Presse, daß er durch Hervorrufung äußerer Conflicte den inneren zu beseitigen wünsche, als eine frivole Verdächtigung zurückwies, gab er doch zu, daß er an ihr Kommen glaube: wir würden, sagte er, ihnen nicht entgehen, auch ohne daß wir sie suchten. Nicht auf Preußens Liberalismus sehe Deutschland, sondern auf seine Macht; Baiern, Württemberg, Baden möchten dem Liberalismus indulgiren, darum werde ihnen doch Keiner Preußens Rolle anweisen; Preußen müsse seine Kraft zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt sei; Preußens Grenzen seien nach den Wiener Verträgen für ein gesundes Staatsleben nicht günstig; nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse würden die großen Fragen der Zeit entschieden — das sei der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Eisen und Blut. Der Ton, den er gegen die Abgeordneten anschlug, war in hohem Grade verbindlich; wie sich denn überhaupt die Debatte in sehr rücksichtsvollen Formen bewegte; auch die Opposition trat gemäßigt auf. Aber Eindruck konnte der Minister nicht machen, und man war innerlich weiter von einander entfernt als je; wie einer der liberalen Redner treffend sagte, man verstand sich nicht mehr, man sprach verschiedene Sprachen. Kein Zweifel, daß es dem großen Staatsmann mit dem Anerbieten der Versöhnung Ernst gewesen ist. An den Umsturz der Constitution dachte er längst nicht mehr, und für die Aufgabe, die er Preußen stellte, konnte es ihm nur erwünscht sein, die Parteien des Landes einmüthig hinter sich zu haben. Aber freilich, den Platz am Steuer wollte er mit Keinem theilen. Er trat im Landtag auf wie jener Römer im Senate von Karthago, der der Rivalin Roms Krieg oder Frieden in den Falten seiner Toga entgegentrug. So bot auch B. den parlamentarischen Rivalen der Krone den Frieden an: aber die Bedingungen wollte er dictiren. Und er zögerte nicht mit der Erklärung, daß er auch vor dem Kampfe nicht zurückschrecken, und ihn dann ohne Rücksicht führen würde. Er warnte sie davor, die Rechtsfrage zur Machtfrage werden zu lassen, und wiederholte, was er schon dem König im Park von Babelsberg gesagt hatte, daß es sich bei dem Conflict um die Grenze zwischen Krongewalt und Parlamentsgewalt handle. Er ließ keinen Zweifel darüber zu, daß die Regierung ihren Willen in den Formen der Verfassung zu bethätigen wünsche; aber so sehr er betonte, daß das constitutionelle Leben sich nur auf dem Wege des Compromisses entwickeln könne, verhehlte er doch nicht, daß sich die Regierung in dem vorliegenden Falle nicht auf einen Compromiß einlassen werde und ihre Auffassung der strittigen Verfassungsparagraphen auch gegen die Auslegung der Kammermajorität durchzudrücken entschlossen sei. Kurz, er zeigte sich zwar bereit, die Dienste der Liberalen anzunehmen, aber muthete ihnen zu, den Weg zu verlassen, den sie bisher gegangen waren, die Interessen zu verrathen, die sie vertreten, und das Gefolge aufzugeben, auf das sie sich gestützt hatten: sie wären, wie Simson ganz richtig sagte, Officiere geworden ohne Soldaten, und hätten selbst nur wieder die Befehle ihres Commandeurs ausführen können.

Das Auftreten des Ministers erschien um so verwegener, als schon in seinem eigenen Lager mißtrauische und murrende Stimmen laut wurden. Sein alter Gönner Ludwig von Gerlach warnte ihn in der Kreuzzeitung vor einer Va banque-Politik, und als B. mit Roon aus der Commissionssitzung am 30. September nach Hause ging, sprach selbst dieser unwirsch von „geistreichen Excursen", welche der conservativen Sache nur Schaden brächten. Der König war am 28. September nach Baden gefahren, um den Geburtstag seiner Gemahlin im Kreise der Familie zu feiern; auch das kronprinzliche Paar, das sich auf dem Wege nach Italien befand, war dazu herbeigekommen. Wilhelm hörte hier

aus den Zeitungen und ihren Commentaren, wie gefährliche Reden sein neuer Minister geführt hatte. Wie anders klang das, als was er zu Babelsberg von ihm vernommen hatte. Unter dem Einfluß seiner Umgebung kamen ihm wieder die alten Scrupel und Beklemmungen; Erinnerungen an Könige und Minister, die im Kampf mit ihrem Parlamente untergegangen waren, an Karl I. Stuart und Ludwig XVI., an Strafford und die Polignacs, wurden in ihm wach oder von seiner Umgebung erweckt; in tiefer Niedergeschlagenheit fuhr er heimwärts. B. mochte von diesem Umschlag der Stimmung des Königs gehört haben oder etwas davon ahnen, als er am 4. October ihm bis Jüterbogk entgegenfuhr. Da ist es ihm nun geglückt, während der Abendfahrt zur Hauptstadt hin, in dem halbdunkeln Coupé, seinen gebeugten Herrn wieder aufzurichten. Dem Hinweis Wilhelm's auf ein blutiges Ende — „da, vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen, und später mir" — wich der Minister nicht aus; er begegnete ihm mit der Frage, ob man denn rühmlicher sterben könne als in der Vertheidigung der von Gottes Gnaden verliehenen Rechte? Ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, bleibe sich gleich. Er lenkte den Blick des Königs von der schwächlichen Gestalt Ludwig's XVI. hinweg auf die vornehme Erscheinung Karl's I., der, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen und die Schlacht verloren habe, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigt habe: „Eure Majestät sind in der Nothwendigkeit zu fechten, Sie können nicht capituliren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten". Es war das Argument, mit dem er Wilhelm's Bedenken schon in Babelsberg besiegt hatte, dasselbe, das er dem Andrang der Opposition wie einen Schild entgegengehalten hatte: der Satz, daß es hier kein Zurück gebe, und daß es um das Recht und die Macht der Krone gehe. Um keine Linie wich er von seiner früheren Haltung ab, zog vielmehr ihre letzte Consequenz. Gerade dadurch aber traf er die Saite in des Königs Brust, die am leichtesten anzuschlagen war und am kräftigsten widertönte: das Pflichtgefühl des preußischen Officiers, der nach der Gefahr nicht fragt, wenn es gilt, das Leben für König und Vaterland einzusetzen. An der Entschlossenheit seines Ministers richtete sich Wilhelm's eigene, ihm angeborene Furchtlosigkeit empor. Er fühlte sich, wie B. später so oft erzählt hat, bei dem Portepee gefaßt, ganz in der Aufgabe des ersten Officiers der preußischen Monarchie, und gerieth schon vor der Ankunft in Berlin in eine frischere, fast fröhliche und kampflustige Stimmung, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte.

Seines Königs gewiß geworden und seit dem Schluß des Landtags (13. October) auch durch parlamentarische Debatten ungestört, schritt der Minister muthig die steile Bahn hinan. Das erste größere Hinderniß, das er aus dem Wege zu räumen hatte, bot ihm die hessische Frage. Im Grunde kaum ein anderer Conflict als derjenige, in dem er selbst in Preußen stand. Denn auch in Hessen stritt die Regierung gegen die Stände, und wenn der Kurfürst diesen ihre verfassungsmäßigen Rechte verkümmern wollte, so rechnete er gewiß mit der neuen Wendung in Berlin; daß der reactionäre Minister sich für die Opposition, die mit dem Liberalismus von ganz Deutschland verbündet war, aufwerfen würde, schien kaum zu erwarten. In der That hütete sich B., den Fehler Bernstorff's zu wiederholen und die äußere Politik mit der inneren in Widerspruch zu setzen. Auf die Rechtsfrage ließ er sich nicht weiter ein; er betonte nur, daß die Stände die Nachgiebigen gewesen seien, die kurfürstliche

Regierung aber, entgegen den Erwartungen und Ratschlägen, die ihr von Berlin her geworden, es an dem nöthigen Entgegenkommen habe fehlen lassen: damit wahrte er den Standpunkt, den er der preußischen Opposition gegenüber so scharf betont hatte; denn daß das constitutionelle Leben eine Reihe von Compromissen zwischen Regierung und Volksvertretung darstellen müsse, hatte er ja selbst soeben vor der eigenen Kammer erklärt. Das Hauptgewicht aber legte er auf das Interesse Preußens, welches nicht zwischen seinen Provinzen, inmitten von Deutschland, einen Heerd sich stets erneuernder Aufregung und Unruhe fortbestehen lassen dürfe. Es war das Motiv, das er bereits im November 1850 dem General v. Gerlach entgegengehalten, und das ihn damals für einen Moment der Lösung durch das Schwert geneigt gemacht hatte. Aber wenn er in den Tagen von Olmütz vor der Uebermacht der Gegner Preußens hatte zurückweichen müssen, so war die Lage jetzt völlig verändert. Oesterreich und die Mittelstaaten waren liberal geworden und konnten sich darum garnicht dem Eintreten Preußens für die Stände widersetzen. B. unterließ nicht, die kurfürstliche Regierung auf das völlige Einverständniß des Königs mit seinen deutschen Bundesgenossen hinzuweisen. Im übrigen ließ er den Bund aus dem Spiel. Er bemerkte wol, daß seine Regierung, falls sich diese Aufforderung wider Verhoffen als erfolglos erweisen sollte, die Abhülfe zunächst in Frankfurt suchen werde, setzte aber sogleich hinzu, daß Se. Majestät der König nicht lange darauf warten, sondern das eigene Interesse durch eigene Mittel wahren werde; eine Aussicht, die für den Kurfürsten dadurch noch ungemüthlicher wurde, daß der Minister einen Hinweis auf die jenem verhaßten hessischen Agnaten einfließen ließ, unter deren Zuziehung Preußen versuchen werde, dauernde Bürgschaften gegen die Wiederkehr ähnlicher Mißstände zu gewinnen. So isolirte er den Gegner vollständig und umging zugleich alle Klippen, die sich ihm auf dem Wege des Bundesrechts oder durch Aufrührung der deutschen Frage entgegenstellen konnten. Sein Vorgänger hatte mit den stärksten Mitteln doch nur einen halben Erfolg erreicht, der Kurfürst war schließlich mehr vor dem Bundestage als vor den preußischen Drohungen zu Kreuz gekrochen. B. hingegen zähmte den Widerspenstigen durch einen einzigen Brief, den er, da ja der diplomatische Verkehr abgebrochen war, seinem Ministerpräsidenten durch einen Feldjäger zustellen ließ. Zwei Tage später nahm der Kurfürst die Entlassung seiner Kronräthe zurück, berief die vertagten Stände aufs neue, und von der Einführung des reactionären Wahlgesetzes war in Kassel ferner nicht mehr die Rede.

Wie hier, so blieb B. auch in der Frage der Bundesreform sich selbst treu, welche, seitdem Beust sie im October 1861 von neuem zur Discussion gestellt hatte, nicht wieder zur Ruhe gekommen war. Im Sommer hatte Graf Rechberg in Wien eine von den Mittelstaaten beschickte Conferenz eröffnet, in der er einen für Oesterreich unschädlichen Punkt des sonst von ihm und allerseits herb abgelehnten sächsischen Programms zur Berathung gestellt hatte: die Einführung eines deutschen Civil- und Criminalgesetzes unter Heranziehung einer Versammlung von Delegirten aus den deutschen Kammern, wofür ebenfalls bereits ein Vorschlag des Herrn v. Beust vorlag. Für die Wiener Politik war das nur eine Nebenaction; ihr Hauptziel war damals der Umsturz des Zollvereins, der durch den bevorstehenden Handelsvertrag mit Frankreich in eine neue Krisis zu gerathen drohte; gestützt auf die schutzzöllnerisch gesinnten Süddeutschen suchte sie den Verein zu sprengen oder durch den Eintritt Oesterreichs im eigenen Interesse umzugestalten. Graf Bernstorff hatte sich gegen alle diese Projecte stets abwehrend verhalten: dem Reform-

plan des Freiherrn v. Beust hatte er den Plan einer engeren Gemeinschaft innerhalb des großen Bundes entgegengestellt, dadurch aber einen Sturm des Unwillens gegen Preußen entfesselt. Die Einladung, nach Wien zu kommen, hatte er abgelehnt und das Verlangen Oesterreichs, in den Zollverein auf Grund des alten Tarifs aufgenommen zu werden, mit dem Abschluß des französischen Handelsvertrages beantwortet (2. August). Eine Haltung, die im allgemeinen Bismarck's Billigung fand, wie er es auch selbst dem Minister ausgesprochen hatte. Indessen hatte das Auftreten Bernstorff's eine Tendenz gehabt, die seinem Nachfolger widerstrebte; um der liberalen Opposition in der Kammer und der nationalen Strömung zu imponiren, hatte der Graf seinen Noten und Reden eine unionistische Färbung verliehen, die, zumal in ihrem Widerspruch zu der inneren Politik, der öffentlichen Meinung in Preußen doch nicht genug that und die Mittelstaaten umsomehr an Oesterreich herantrieb. Als der Vorschlag einer Delegirtenversammlung auf der Wiener Conferenz angenommen und am 14. August als Antrag der acht betheiligten Staaten an den Bundestag gebracht war, hatte sich Bernstorff nicht mit einem Protest begnügt, sondern fast im Stil des Nationalvereins erklärt, die Nation begehre eine gekräftigte Executivgewalt und eine wahre National-Repräsentation.

B. folgte ihm hierin nicht. Er wandte fürs erste keine andere Sprache an als diejenige, die er diesen Gegnern gegenüber in Frankfurt stets geführt hatte, die Sprache des preußischen Interesses. Zuerst bekam sie der junge Fürst Metternich, Oesterreichs Botschafter in Paris, zu hören, wohin sich B. Ende October begab, um sein Abberufungsschreiben dem Kaiser Napoleon persönlich zu überreichen. Es gäbe, erklärte er dem österreichischen Collegen, Bedingungen, unter denen Preußen der treueste Bundesgenosse seines Hofes sein würde, doch lehne er es ab, in Erinnerung an frühere üble Erfahrungen, sich über dieselben auszusprechen: die Reihe, praktische Vorschläge zu machen, sei an Oesterreich, und geriethen wir ohne solche Vorschläge und Verständigungen in europäische Krisen, so sehe er keinen Grund, warum Preußen in Oesterreich etwas anders als eine fremde Macht sehn sollte; gegen die Phrasen vom „Bruderkrieg“ sei er stichfest, er kenne keine andere als ungemüthliche Interessenpolitik, Zug um Zug und bar. In Wien glaubte man dennoch an dem Einspruch des unbequemen Gegners vorübergehen zu können, offenbar im Hinblick auf den wachsenden Zwiespalt in Preußen wie auf die Sympathien, die der Reformgedanke überall in Deutschland für sich hatte: am 4. December ward der Ausschußbericht am Bundestage zum Abschluß gebracht. Aber noch an demselben Tage lud der preußische Ministerpräsident den Grafen Karoly zu sich, um ihm jene Erklärungen in der officiellsten Form zu wiederholen. Was er ihm in dieser und in einer zweiten, wenig späteren Unterredung sagte, deckt sich mit der Einleitung zu der Denkschrift, die er im Sommer 1861 seinem König eingereicht hatte. Er erinnerte den Grafen an das Einvernehmen Preußens und Oesterreichs in der vormärzlichen Epoche, kraft dessen letzteres der preußischen Unterstützung in europäischen Fragen sicher gewesen und dafür Preußen in Deutschland einen durch Oesterreichs Opposition unverkümmerten Einfluß überlassen habe. Daß dies Verhältniß wiederhergestellt werde, sei sein aufrichtiger Wunsch; wenn Oesterreich aber seine antipreußische Politik mit dem Stützpunkte einer mittelstaatlichen Coalition fortsetze, so mache es dies unmöglich. Wie in jener Denkschrift, bezeichnete er das Wiener Reformproject als einen Versuch, die Competenz des Bundes durch Majoritätsbeschlüsse zu erweitern, und nannte das Vorgehen einen Bruch des Bundes, auf den Preußen mit der Abberufung seines Gesandten ohne Substitution antworten werde. Vergebens versuchte Karoly der Alternative, die B. ihm

stellte, auszuweichen: in der Gefahr, meinte er, würde Oesterreich doch wol auf Preußens Beistand zählen können. Darin liege, erwiderte der Minister, ein gefährlicher Irrthum, über welchen vielleicht erst im entscheidenden Augenblicke eine für beide Cabinette verhängnißvolle Klarheit gewonnen werden würde; er bitte den Botschafter dringend, demselben nach Kräften in Wien entgegenzutreten zu wollen. Wenn in der Stellung Preußens während des italienischen Krieges noch eine Nachwirkung des alten guten Verhältnisses zu Tage getreten sei, so würde unter ähnlichen Verhältnissen ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs eben so wenig ausgeschlossen sein, als im entgegengesetzten Falle eine treue und feste Verbindung beider deutscher Großmächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Das war die Drohung mit Frankreich. Und als nun Karoly mit den traditionellen Einflüssen des Kaiserhauses auf die deutschen Regierungen herauskam, die es sich nicht rauben lassen werde, warf ihm B. das schneidende Wort entgegen, Oesterreich müsse vielmehr seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen.

Hierauf machten die Oesterreicher Miene einzulenken. Graf Thun, Bismarck's College von Frankfurt her und jetzt Vertreter Oesterreichs am russischen Hof, wohin er eben vom Urlaub zurückkehrte, kam nach Berlin, um den Versuch einer Verständigung zu machen. B. zögerte nicht, dem alten Bekannten seine volle Bereitwilligkeit auszusprechen; aber wie entgegenkommend er auch in der Form war, ließ er sich doch sachlich nichts abgewinnen. Andererseits hatte die Wiener Politik sich zu weit vorgewagt, um noch den Rückzug gewinnen zu können. Am 18. December wurde am Bundestage über das Delegirtenproject verhandelt, und die Majorität verharrte bei ihrem Beschluß. B. aber hatte Alles für den Gegenschlag vorbereitet. Sein Vertreter in Frankfurt, Herr v. Sydow, der soeben Graf Usedom dort abgelöst hatte, übergab eine Erklärung, welche die Erzwingung der Bundesreform gegen das Votum einer Minderheit als dem Charakter des Bundes, dem Geiste und Wortlaut der Bundesgesetze völlig zuwiderlaufend bezeichnete. Die Kritik, die darin an den Vorschlägen der Majorität geübt wurde, bewegte sich wieder in dem Gedankengange der Denkschrift von 1861. Sie hob hervor, daß der Plan der Majorität eine große Mehrheit an Volkszahl und staatlicher Kraft einer Combination von Stimmen unterwerfen würde, welche thatsächlich eine Minderheit an Zahl und an Macht besage, und daß er daher das alte Gebrechen des Bundes, den Widerspruch zwischen Stimmrecht und Machtgewicht, nur noch stärker hervortreiben werde. Daß sich in ein solches Mißverhältniß keine der beiden Großmächte fügen würde, sei als selbstverständlich anzusehen; die Beseitigung, nicht die Vergrößerung des angedeuteten Gebrechens wäre zu erstreben. Das Correctiv, mit dem B. dies Mißverhältniß zwischen Recht und Macht im deutschen Bunde zu beseitigen dachte, war noch nicht genannt, aber es wird schon darauf hingewiesen, daß die Anträge der Majorität dem allgemeinen Verlangen niemals Genüge tragen würden: die Nation würde darin keine Annäherung an die höheren Ziele staatlicher Einheit und Stärke sehen, keinen Fortschritt der nationalen Bewegung, sondern eine Ablenkung von derselben, sie würde nicht einmal eine Abschlagszahlung darin erblicken. Der Reformentwurf entspreche der Höhe der Anforderungen so wenig, daß man vorziehen würde, nicht durch eine Annahme des Gebotenen das Geforderte ganz zu verlieren. Der Gegensatz zwischen den Regierungen und dem nationalen Willen war damit nur eben angedeutet; die Erklärung sprach sogar in dem am Bunde üblichen, schwungvoll patriotischen Stil unterschiedslos von der Opferwilligkeit der Regierungen, der Volksvertretungen und der Bevölkerungen für große nationale Ziele. Auch war nichts über Inhalt, Zweck und Competenz der Reichsverfassung, die der

Minister im Sinne hatte, gesagt, und nur darauf hingewiesen, daß der vorliegende Entwurf die Gegenstände einer wahren und wesenhaften Reform und die tieferen Gründe des Strebens nach einer solchen unberücksichtigt lasse. Um so schärfer aber ward die Gefahr des Conflictes hervorgehoben, der sich aus dem Vorgehen der Majorität gegen das Recht und den Willen einer Minderheit am Bunde ergeben würde; man könnte, so schließt das merkwürdige Schriftstück, dabei zu einem Punkte gelangen, wo die dissentirende Regierung außer Stand gesetzt wäre, in einer im Widerspruch mit den Bundesgrundgesetzen verfahrenden Versammlung noch das Organ des Bundes zu erkennen, an dessen Schließung sie sich betheiligt habe. B. war entschlossen, mit seinen Worten Ernst zu machen. „Wenn die Herren vom Bunde", so schrieb er in diesen Tagen an Graf Bernstorff, „gegen unsre rechtlich durchaus begründete Protestation dennoch mit Majoritätsbeschlüssen vorgehen, so sind wir an die Wand gedrängt, und der Bruch ist unvermeidlich". Er hätte nicht nur den Gesandten und den Militärbevollmächtigten Preußens von Frankfurt abberufen, sondern dem Bunde auch die Disposition über das Bundeseigenthum, Festungen u. s. w. streitig gemacht. Denn an die Wegführung der preußischen Truppen aus den Bundesfestungen, wie die Gegner erwarten mochten, dachte er nicht; ausdrücklich machte er den Grafen Karoly bei der zweiten Unterredung, am 12. December, auf die Conflicte aufmerksam, die sich sofort daraus ergeben würden, wenn die Befehlshaber der preußischen Contingente die Weisung erhielten, der Autorität der Bundesversammlung die Anerkennung zu versagen. „Wir können", schreibt er an Bernstorff, „unmöglich passiv und geduldig zusehn, daß man unsern Widerspruch ignorirt und tambour battant vorrückt auf dem Wege, welcher dahin führt, den völkerrechtlichen Defensivbund in eine Regierungsmaschine für Deutschland inclusive Preußen zu verwandeln".

Dem Ernst dieser Auffassung entsprach es, wenn der Minister für die Abstimmung in der Plenarversammlung, die auf den 22. Januar angesetzt war, ein Votum vorbereitete, das seine Ziele noch weiter enthüllen sollte. Hatte er im Sommer 1861 nur erst eine Delegirtenversammlung in Aussicht genommen, so konnte er daran nicht mehr festhalten, seitdem sich die Gegner diesen Gedanken angeeignet hatten. Und nun zögerte er keinen Augenblick, mit der Forderung directer Wahlen hervorzutreten: nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgehe, könne die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden. Noch vermied er es, auf die Competenz einer so gewählten Nationalversammlung einzugehen, aber er hob bereits hervor, daß sie mit Rechten ausgestattet werden müsse, welche sie befähigten, der die Bundesregierungen vertretenden Centralbehörde als Gleichgewicht an die Seite zu treten; daher müsse der Bund selbst umgestaltet, und seinem bisher „neutralen Organismus" durch Abänderung und Erneuerung der Bundesverträge die dem jetzigen Bundestage fehlende gesetzgebende Gewalt für das Bundesgebiet beigelegt und deren Umfang in einer der Thätigkeit eines deutschen Parlaments würdigen Ausdehnung bemessen werden. Damit war die deutsche Frage in aller Schärfe gestellt. Es war im Grundriß bereits die Verfassung, die B. dem Norddeutschen Bunde gegeben und nach dem Siege über Frankreich auf das Deutsche Reich übertragen hat. Daß in ihr für Oesterreich kein Platz mehr sein werde, verhehlte er gar nicht, während Preußen, wie er bemerkt, einer so umgestalteten Bundesgewalt ausgedehntere Befugnisse einräumen könne, ohne seine Interessen zu gefährden. Noch immer nicht sprach er von einer Lösung des Conflicts durch die Waffen, aber betonte doch schon, daß alle auf die Gesammtheit des Bundes berechneten

Einrichtungen vor der Klippe dieses Zwiespaltes ständen, sobald dieselben eine wirklich eingreifende und fruchtbare Mitwirkung des deutschen Volkes bei den gemeinsamen Angelegenheiten sich zur Aufgabe stellten, und ferner, daß das Institut der Delegirtenversammlung nur insoweit nicht darunter leiden würde, als es zu einer praktischen Bedeutung überhaupt nicht gelange. Als Ausweg und eine Annäherung an das Ziel, das Reformbedürfniß wirklich zu befriedigen, schlug er, wie in der Denkschrift an den König, freie Vereinbarungen und kündbare Verträge unter den einzelnen Bundesgliedern vor, ohne jedoch über die Form etwas auszusagen; die königliche Regierung gebe die Hoffnung nicht auf, daß der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Weges auch die Anerkennung der übrigen Bundesregierungen auf die Dauer nicht fehlen werde.

Der Conflict, der damit unvermeidlich schien, denn Oesterreich und die Mittelstaaten bestanden auf ihrem Votum, wurde diesmal noch durch die Kleinstaaten hintangehalten, die bei der Abstimmung zu Preußen hielten; mit 9 gegen 7 Stimmen wurde der Antrag verworfen und so den Oesterreichern ein ihnen in diesem Moment wohl nicht unwillkommener Rückzug gesichert.

Schon aber war eine neue Frage aufgetaucht, die Bismarck's Staatskunst, welche bisher ihrer Gegner mit so leichter Mühe Herr geworden war, auf eine härtere Probe stellte: die polnische Revolution, welche in denselben Tagen nach langem Glühen in offene Flammen ausbrach. In ihr complicirte sich der deutsche Conflict mit einer für Preußen ungünstigen Abwandlung der europäischen Constellation. Napoleon folgte nur den Traditionen seines Landes wie seines eigenen Hauses, wenn er sich den Polen günstig erwies. „Man muß", hatte er schon in Paris zu B. gesagt, „für Polen etwas thun", worauf dieser mit voller Offenheit die Unmöglichkeit preußischer Concessionen auf dieser Seite hervorgehoben hatte. Um so lebhafter waren die Sympathien, denen der französische Kaiser anfänglich in Petersburg selbst begegnete. Kein Geringerer als Gortschakow, der führende russische Minister, begünstigte eine Combination, welche, indem sie den Polen Erleichterungen gewährte, die Höfe von Petersburg und Paris zusammenzuführen verhieß; panslavistische Neigungen und mehr noch die Ziele seiner orientalischen Politik bestimmten ihn dabei. Es war die Verbindung, die B. schon in Frankfurt immer gefürchtet hatte. Auch in Petersburg hatte er die dahin zielenden Tendenzen zu bekämpfen gehabt. Mochte die Gefahr, vor der er früher Sorge getragen, daß Oesterreich sich als dritter in den Bund eindrängen würde, momentan nicht so groß sein — denn in Wien hatte man noch mehr Grund als in Berlin, vor solchen Plänen des russischen Vicekanzlers auf der Hut zu sein — so wurde doch die Actionsfähigkeit Preußens dadurch gelähmt; ja es wäre auch dann noch von den beiden mächtigen Nachbarn abhängig geblieben, wenn es, wie Bismarck's alter Gedanke gewesen, selbst in die russisch-französische Allianz eingetreten wäre. Der preußische Minister aber, entschlossen, keine Fessel zu dulden, ging der Gefahr kühn entgegen. Die Sendung General Alvensleben's nach Petersburg und die Convention vom 8. Februar, wodurch Preußen sich dem Zaren zur Unterdrückung der polnischen Rebellen als der gemeinsamen Feinde zur Verfügung stellte, verdrängten den Einfluß der polonisirenden Partei am russischen Hof: militärisch von geringer Bedeutung, denn die vier preußischen Armeecorps, die an der Grenze Aufstellung nahmen, fanden, da die Russen der Empörung bald allein mächtig wurden, keine Gelegenheit einzugreifen, war es auf dem diplomatischen Feld ein Schachzug, der, wie B. schreibt, die Partie entschied. Zunächst allerdings nur innerhalb des Petersburger Cabinetts: der Zar nahm fortan seine Stellung neben Preußen und gab den Gedanken an eine Ver-

söhnung mit den Empörern auf. Umgekehrt freilich drohte anfangs die Wirkung auf das übrige Europa zu werden. Die Pariser Diplomatie, die sich durch den überraschenden Eingriff Bismarck's von Rußland abgedrängt sah, war über den Urheber in begreiflicher Entrüstung. Der Kaiser selbst sprach sich darüber gegen den Grafen Robert von der Goltz, der jetzt Preußen am französischen Hofe vertrat, in sehr ungnädigen Worten aus; sein Minister, Drouyn de l'Huys, clerical gesinnt und von jeher ein Gegner des preußischen Einflusses, schärfte den Ton bis zu der Drohung, daß nur die Entlassung Bismarck's das kaiserliche Cabinet zufrieden stellen werde. In Wien hielt man noch an sich; die Sorge, daß die polnische Rebellion auf den eigenen kranken Staatskörper ansteckend wirken könnte, und mehr noch vielleicht die Leerheit der öffentlichen Cassen und die militärische Ohnmacht mahnten zur Vorsicht. Aber der scharfe Ton, der von allen Seiten gegen Preußen laut wurde, mußte wohl in der Hofburg gefallen: der plötzlich angefachte Zwiespalt zwischen Frankreich und Rußland minderte die panslavistische Gefahr, und die Hoffnung, sich auf die Westmächte stützen zu können, gab, zumal bei der clericalisierenden Richtung der französischen Regierung, immer noch die beste Gewähr, den italienischen und den ungarischen Brandheerd in Ruhe zu erhalten, sowie den russischen Ehrgeiz an den Donaumündungen zu unterbinden. Die Clericalen und die Liberalen fanden dabei gleicherweise ihre Rechnung, und der Einfluß des Herrn v. Schmerling, der sich von jeher auf beide Strömungen gestützt hatte, begann die conservativeren Tendenzen des Grafen Rechberg zu überflügeln. Es war durchaus und in Allem, nur in abgeschwächter Form, eine Wiederholung der Situation von 1854. Wie sich versteht, marschirte England auch jetzt wieder an der Spitze des liberalen Europas. So trat der britische Botschafter am Berliner Hof, Sir Andrew Buchanan gegen Bismarck auf: Europa, sagte er, werde es nicht dulden, daß die Convention zur Ausführung gelange und preußische Truppen die Grenzen überschreiten würden, um den Russen zu helfen. B. bewahrte dem hitzigen Lord gegenüber seine volle Ruhe. Seine Antwort war die kurze Frage: „Wer ist Europa?" Und als der Engländer, schon etwas abgekühlt, erwiderte: „Verschiedene große Nationen", replicirte der Minister: „Sind sie bereits darüber einig?" Das tapfere Wort traf ins Schwarze. Niemand wußte besser als B., wie es bei der letzten großen Krisis im Orient mit der gerühmten Einigkeit Europas ausgesehen hatte. Seitdem aber hatten Italiens Erhebung und die deutsche Bewegung die Gegensätze, welche im Krimkriege halb verdeckt geblieben waren, vollends herausgetrieben. Der preußische Minister besaß Napoleon's eigenes Zeugniß dafür, alle ihre Gespräche hatten sich darum gedreht, daß der Kaiser garnicht daran dachte und nicht daran denken konnte, sich selbst die Wege in Italien und in Deutschland zu verbauen, und daß er, mochten auch seine polnischen Interessen ihn im Moment an England heranbringen, im Mittelmeer und Orient viel eher mit demselben zusammenstoßen mußte. B. brauchte also nur wieder die Linie einzuhalten, auf der er sich 1854 bewegt hatte. Wenn Preußens Neutralität schon damals hingereicht hatte, um Oesterreich von den Westmächten fern zu halten, so war daran jetzt um so weniger zu zweifeln, da B. nicht nur die Politik, zu der er damals fort und fort gerathen, selber machte, sondern auch die Krone hinter sich hatte. Darin kam die Wendung im Innern so recht zum Ausdruck: sie gab dem König auch für seine Haltung nach außen das Richtmaß, das ihm unter dem Druck der liberalen Strömung verloren gegangen war; mit wachsender Ueberzeugung unterstützte er seinen Minister in der Politik, welche im März 1854 Beide auseinander gebracht hatte. So konnte B. über die Opposition, wie hitzig sie sich gebärdete, hinwegsehen: die Leidenschaftlichkeit ihrer Angriffe, ihre Vor=

würfe über die Ehr- und Rechtlosigkeit, ja über die „Donquixoterie“ seiner Politik, und die Verknüpfung ihrer Anklagen mit ihren constitutionellen Forderungen dienten nur dazu, seine Stellung beim König zu befestigen.

Unterdessen aber hatte sich in Rußland der altmoskowitische Geist gegen die Abtrünnigen mit der ihm eingeborenen Energie erhoben. Die diplomatische Intervention, die im April von den Westmächten und Oesterreich, nicht in identischen Noten, wie Napoleon gewünscht, sondern von jedem Cabinet gesondert versucht, und noch zwei Mal, im Juni und August, wiederholt wurde, führte nur dazu, die nationale Entrüstung zu steigern und Volk und Regierung enger zusammenzuschließen; Niemand durfte noch von Versöhnung mit den Rebellen sprechen. Im Felde hatten diese von Anfang an Niederlagen erlitten; dem Terrorismus ihrer geheimen Nationalregierung aber setzten die Russen das Schreckensregiment Murawiew's und des Grafen Berg entgegen, und unter dem eisernen Druck erstickten bald auf dem eigenen Herde die Flammen, welche ganz Europa in Brand zu setzen gedroht hatten.

Auch darin erneuerte sich die Lage von 1854, daß der Verlauf der gemeinsamen Action Frankreich und England nur weiter auseinander brachte, während in Rußland der noch nicht erloschene Groll über Oesterreich sich in allen Kreisen der Nation um so tiefer einfraß. Die Spannung zwischen den Cabinetten in Wien und Petersburg wurde im Sommer so stark, daß der Zar in einem persönlichen Schreiben den Antrag an König Wilhelm richten konnte, den Bund vom Februar noch fester zu schließen und ihm eine directe Spitze gegen Oesterreich und seinen französischen Alliirten zu geben. In seinen Erinnerungen hat B. die Gründe entwickelt, die ihn bewogen hätten, dem König zu rathen, das Anerbieten abzuweisen; zwar nur aus dem Gedächtniß, aber, wie es scheint, im wesentlichen doch wohl so, wie er sie damals erwogen und seinem königlichen Herren vorgetragen haben wird. Die Versuchung, die in den russischen Anträgen lag, war nicht gering. Denn Oesterreich, ungerüstet und kaum der eigenen Unterthanen mächtig, hätte dem Doppelstoß seiner nordischen Nachbarn, von denen Rußland jetzt völlig kriegsbereit war, während Preußen vermöge seiner militärischen Organisation viel rascher als der Gegner im Felde stehen konnte, erliegen müssen, bevor irgend einer seiner Freunde zur Stelle war. Und wer wäre dem Angegriffenen überhaupt noch beigesprungen? Die deutschen Kleinstaaten hätten sich nicht weniger vor solcher Stoßkraft beugen, oder das Schicksal des Kaiserstaates theilen müssen. Oder läßt sich glauben, daß sie sich am Ende Napoleon in die Arme geworfen, in einem neuen Rheinbund Zuflucht gesucht haben würden, wenn Preußen mit Rußland im Rücken, wie 1813, die Einigung Deutschlands proclamirt und die Kräfte der Nation zum Kampf an den Rhein entboten hätte? Würde Italien in solchem Falle ruhig geblieben sein oder nicht vielmehr Alles daran gesetzt haben, um die letzten österreichischen Positionen südlich der Alpen zu zerbrechen und die nationale Einheit mit einem Schlage zu gewinnen? Und hätte Napoleon mit seiner durch das mexicanische Abenteuer bereits geschwächten Macht es dann überhaupt noch wagen können, in einen Kampf auf Leben und Tod einzutreten, der, selbst wenn er siegreich war, alle Grundlagen seiner Politik verschoben und, mochte er nun England zum Gegner oder zum Freunde haben, viel mehr dessen als seinen eigenen und Frankreichs Interessen gedient haben würde? B. war vorurtheilslos genug, um die Vortheile solcher Politik, die ihn zugleich von seinen inneren Gegnern zu entlasten versprach, zu würdigen; er hatte alle ihre Chancen seit Jahren, schon während des Krimkrieges, wohl überlegt. Wenn er sie dennoch vermied, so geschah es

weniger im Hinblick auf die Gegner als auf den Freund, der sie ihm anbot. Denn obschon die Interessen Rußlands, wie die Dinge lagen, mit denen Preußens verwandt waren, liefen sie ihnen doch nicht für immer parallel, und es gab Punkte, an denen sie bald genug sich mit ihnen zu kreuzen drohten. Man hätte in Petersburg momentan vielleicht gern die Hand geboten, um Oesterreich niederzuschlagen, tiefer noch als es B. selbst lieb sein mochte; aber es konnte dem Zaren nichts daran liegen, der preußischen Krone die deutsche Hegemonie zu verschaffen und sich selbst dadurch der Rolle eines väterlichen Beschützers der kleinen Höfe in Deutschland zu berauben, die in seinem Hause seit Generationen erblich geworden war. Hatte doch auch die Freundschaft mit dem preußischen Königshause auf russischer Seite immer etwas von dem Charakter des Protectorats an sich getragen. Und wenn man von dort den Berliner Hof gegen die Revolution unterstützt hatte, so war man auch darin nicht bloß von conservativen Interessen und reactionären Doctrinen geleitet gewesen, sondern ebenso sehr von dem Wunsch, die Zersplitterung Deutschlands zu conserviren: ein nationaler Staat, eine Zwischenmacht, welche die Chancen einer russisch-französischen Verbrüderung erschweren und der dominirenden Stellung Rußlands in den baltischen Gewässern ein Ende zu machen drohte, bot Aussichten dar, die in Petersburg ebensowenig genehm waren, wie in Paris oder irgendwo in Europa. Nichts konnte freilich der russischen Politik erwünschter sein, als wenn ihr der Alliirte den Gegner im Westen vom Leibe hielt, und nur um so lieber, je weiter entfernt es von der russischen Grenze geschah; desto ungestörter konnte Rußland dort schalten, wo seine stärksten Interessen und seine eigentlichen Gegensätze gegen Oesterreich und die Westmächte lagen, im Osten. Es konnte so, wenn die Dinge trotz allem schief gingen, um so leichter für sich günstige Verträge erlangen, oder im Falle des Sieges zu hoch erscheinende Forderungen des Freundes, der die Hauptlast getragen, sich selbst zum Vortheil auf ein bescheidenes Maß herabdrücken. Kurz, Rußland saß, wie B. in dem Antwortschreiben an den Zaren, das er für den König entwarf, es zum offenen Ausdruck brachte, an dem längeren Arm des Hebels und konnte Preußen in jedem Fall die Bedingungen des Friedens vorschreiben.

B. bemerkt in seinen Erinnerungen, er habe in dem Vortrage, den er dem König darüber durch mehrere Tage gehalten, es vermieden, die Seite der Sache zu betonen, welche für Preußens innere Politik von Gewicht gewesen wäre, und zwar, wie er ausführt, mit Rücksicht auf die Stimmung der Nation, der die russische Assistenz, „unklugerweise“ setzt er freilich hinzu, verhaßt gewesen sei, sowie auf das nationale Ziel seiner Politik überhaupt. Ein solcher Krieg habe nicht in der Linie der nationalen Entwicklung gelegen. Die deutsche Einheit, schreibt er, mußte ohne fremde Einflüsse zu Stande kommen, aus eigner nationaler Kraft. Der König habe die Frage nicht in dem gleichen Maße unter den deutschen Gesichtspunkt gezogen, und die Versuchung, die in dem Petersburger Antrage gelegen habe, sei daher für ihn groß gewesen, gegenüber den maßlosen Angriffen der Fortschrittspartei und dem diplomatischen Druck Oesterreichs und der ihm verbündeten Westmächte: aber auch in ihm habe das nationale Ehrgefühl und der gesunde Menschenverstand seine schwer gekränkte Empfindung als Monarch und als Preuße überwunden. Ich weiß nicht, ob der greise Fürst hier nicht unter der deutsch-nationalen Tendenz geschrieben hat, die er seit 1866 seiner Politik gegeben hat, und die ja auch sonst vielfach seine Erinnerungen gefärbt hat. Gerade dem König, möchte man meinen, konnte es nicht schwer fallen, das russische Anerbieten, wenn dasselbe, woran ich übrigens zweifeln

möchte, wirklich bis zu einem Kriegsbündniß gegen Oesterreich gegangen ist, abzulehnen. Denn wie sympathisch Wilhelm die Verbindung mit den russischen Verwandten sein mochte, hätte er ihr doch gewiß höchst ungern die Wendung gegen Oesterreich gegeben. Er dachte ja noch gar nicht an Krieg gegen Kaiser Franz Joseph, oder überhaupt an eine Lösung der deutschen Frage durch das Schwert, am wenigsten durch einen Angriff auf die deutschen Bundesgenossen, dem seine legitimen Grundsätze und Empfindungen ganz widerstrebten. Für B. aber genügten bereits die Differenzen, die wir betonten, um ihm eine solche Politik zu verleiden. Hätte er sein Ziel mit Rußland erreichen können, so würde er sich schwerlich durch den Russenhaß der Liberalen und aller Polnischgesinnten haben zurückschrecken lassen; wie gering er solche Stimmungen einschätzte, hatte er soeben erst mit der Februar-Convention bewiesen. Scheute er doch auch nicht vor der Anknüpfung intimer Beziehungen mit Napoleon zurück, den die deutschen Patrioten nicht weniger haßten und noch viel mehr fürchteten als den Zaren. B. hielt zu Rußland, so lange und so weit Preußens Interessen dadurch gefördert wurden, d. h. in der polnischen Frage, wo sie beiderseits identisch waren oder es eigentlich erst seit seinem Schachzug im Februar geworden waren: so eng wie möglich war er an Rußland herangerückt, gerade um damit ein Abschwenken des Freundes nach der feindlichen Seite zu verhüten. Weiter aber als bis zur Neutralisirung der europäischen Gegensätze reichte der Nutzen der russischen Allianz für Preußen nicht. Jeder Schritt darüber hinaus hätte die allgemeine Constellation, die Stellung der Großmächte, auf die es B. allein ankam, zu Ungunsten Preußens verschoben. Auch er dachte noch nicht unbedingt an den Kampf mit Oesterreich, hatte überhaupt sein Ziel noch nicht mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt. Aber wie es sich auch gestalten mochte, lag es doch immer in Deutschland: dort, nicht, wie für Rußland in der slavischen und griechischen Welt, war der „Exercierplatz“ der preußischen Politik. So war es gerade der Sieg an der Seite des nordischen Freundes, den B. fürchtete: er drohte ihm die Differenz in den politischen Zielen beider Mächte zu enthüllen und Preußen in Abhängigkeit von seinem Alliirten zu bringen: der Politik, die Deutschland das Gesetz geben wollte, wäre das Ziel verstellt und die Freiheit der Bewegung genommen worden.

Es war die Bedingung und Voraussetzung seines Handelns, der Boden, auf dem er allein stehen, die Luft, in der er allein athmen konnte, es war das Grundelement seiner Politik und seines Wesens selbst, was mit dem russischen Antrag zusammenstieß. So wenig wie er im Krimkriege und in der italienischen Krisis Preußens schmucke Fregatte an das wurmstichige Orlogsschiff Oesterreich hatte koppeln wollen, konnte er jetzt in Rußlands Kielwasser fahren; er ließ sich von Niemand ins Schlepptau nehmen. Da er die Führung nicht erhalten, das Steuer nicht stellen konnte, wie er wollte, lenkte er aus dem Curs der Andern heraus. Hier, wie überall in seinem gewaltigen Lebensgange, galt für ihn der Satz, den der Dreiundzwanzigjährige niedergeschrieben hatte, als er sich von dem Staate seiner Jugend losriß und die Unabhängigkeit des Landlebens erwählte: „Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.“

Der Kampf mit dem Liberalismus.

So suchte B. freiwillig die Stellung auf, in der die Liberalen das Verderben des Staates zu erblicken glaubten: ein Spieler, wie sie sagten, der

die Existenz Preußens, die Existenz der Dynastie ohne Bedenken einsetze, dessen tollkühne und zusammenhangslose Politik es dahin gebracht habe, daß Preußen vor der Welt mehr und mehr als Rußlands Verbündeter erscheine, ohne daß es ein Bündniß mit Rußland habe; unbeweglich inmitten drängender Gefahren lasse er den Staat stehen, dessen beste Wurzeln er durch seine Attentate auf Recht und Verfassung untergrabe: sie prophezeiten ihm ein Ende mit Schrecken. Denn ihr Blick war wie immer gebannt durch die „Sphinx an der Seine“, die ihre Klauen nach dem Rheine ausgestreckt habe. Nur auf Oesterreich und England gelehnt, in einer die deutschen Kräfte einmüthig verbindenden Defensivstellung glaubten sie dieser Gefahr begegnen zu können. Daß sie dadurch die Polen, die Schützlinge nicht bloß der Cabinette von London und Wien, sondern auch Napoleon, hoch brachten, den Clericalen und allen Freunden Oesterreichs die Wege öffneten, übersahen sie oder glaubten sie mit in den Kauf nehmen zu müssen. Es war die alte Quadratur des Zirkels, mit der sie sich alle die Jahre daher abgemüht hatten. Sie, die die Lehre vom kleinen Deutschland und der preußischen Hegemonie auf allen Gassen predigten, wußten dennoch im Moment nichts besseres zu rathen, als sich auf den Boden der Wiener Verträge zu stellen, die im Gegensatz zu allen fortschreitenden Ideen des Jahrhunderts geschaffen und aufrecht erhalten waren; und es entging ihnen, die sich jetzt in der Masse mit Stolz die Partei des deutschen Fortschritts nannten, daß sie damit die Politik Metternich's, eine Politik der Defensive und des Stillstandes anempfahlen.

Ihre Furcht vor den unberechenbaren Schritten des junkerhaften Ministers war um so größer, als sie trotz ihrer parlamentarischen Siege und der ungetheilten Sympathien in und außer Deutschland eine sehr deutliche Vorstellung davon hatten, daß sie die Entscheidung nicht in den Händen hielten, und daß die brausende Hochfluth der öffentlichen Meinung vor den Bollwerken der Krone, die der herrische Minister vertheidigte, kraftlos verlaufen würde; denn daß eine neue Revolution, der Andrang des vereinigten Volkswillens dieselben über den Haufen werfen könnte, wagten wohl kaum die Radicalsten unter ihnen ernstlich zu hoffen. So kam es, daß sich bei ihnen bereits ein lebhaftes Friedensbedürfniß geltend machte. Keiner unter ihnen hatte jemals, auch in der Septemberkrisis nicht, daran gedacht, Preußen wehrlos zu machen; die Ablehnung der Regierungsforderungen hatte für sie nur eine Waffe sein sollen, um die Krone ihren Zielen zu unterwerfen; und hierzu gehörte in erster Linie die Ergreifung der nationalen Politik. Nun, da dies Mittel nicht verfangen hatte, erwachte unter ihnen von neuem, bis tief in die Bänke der Fortschrittspartei hinein, der Wunsch, sich zu verständigen, die Gegensätze zu vermitteln: die Amendements, welche Herr v. Forckenbeck im März zu der von der Regierung eingebrachten Kriegsnovelle stellte, wollten die Grundlagen der Reorganisation, unter Behauptung freilich der zweijährigen Dienstzeit, bewilligen und hätten einer auf den Frieden bedachten Regierung wirklich die Gelegenheit geboten, die Majorität der Landesvertretung wieder für sich zu gewinnen. Freilich unter der jetzigen Staatsregierung würde eine Durchführung jenes Gesetzentwurfes unmöglich sein — so erklärte der Führer des gemäßigten Fortschritts in der Resolution, die er seinen Anträgen anhing, und offenbarte damit das eigentliche Ziel seines Vorgehens: das reactionäre Cabinet sollte gestürzt, eine Spaltung zwischen dem Minister und dem König bewirkt, und dadurch die Rückwendung zu der neuen Aera angebahnt werden. So sah sich B. nicht nur in seiner Person, sondern in dem Centrum seiner Politik selbst bedroht. Der Sieg der gemäßigten Anschauungen hätte von dem Wege abgelenkt, auf dem er das Heil der Krone und die Macht des Staates er-

blickte. Die Gährung, die Forckenbeck's Anträge sofort in der Fortschrittspartei hervorriefen, zeigt, wie leicht es dem König gewesen wäre, das lockere Gefüge der Opposition, in der die heterogensten Elemente, Clericale und Polen, Männer vom Schlage Waldeck's und Franz Duncker's, und frühere Altliberale, wie Georg v. Vincke und Graf Schwerin, vereinigt waren, aus einander zu sprengen. Aber um Bismarck's System wäre es geschehen gewesen. Wollte er den Kampf gegen die äußeren Feinde Preußens so, wie es in seinen Plänen lag, durchführen, so mußte er auch seine inneren Gegner bekämpfen; nur solche Parteien konnte er dulden, die ihm gehorchten. Im Parlament, im Lande, in der Nation fand er nirgends den Halt, den er brauchte. Die conservative Fraction war bis auf elf Mitglieder herabgeschmolzen; sie konnte, wie die Berliner spotteten, in einem Omnibus zu dem Hause am Dönhoffplatze fahren. Außer der Kreuzzeitung und den paar officiösen Blättern gab es kaum ein größeres Organ, das für den Minister eintrat. Und diese Freunde, Niemand wußte das besser als er, dachten garnicht daran, ihm auf dem Wege gegen Oesterreich zu folgen. Ihr Blick war ganz nach innen gerichtet, und ihre Kampfesweise rechtfertigte nur zu sehr die Anklagen über ihre undeutsche und freiheitsfeindliche Gesinnung, welche die Gegner auf sie häuften. Nicht einmal die nächsten Gehülfen seiner Politik waren dem Minister sicher. Savigny, wie sehr er die reactionären Maßregeln billigte, sprach doch über die Führung der auswärtigen Geschäfte fast wie ein Liberaler: die Stellung Preußens, so erklärte er im April gegen Bernhardi, der ihn in Brüssel aufgesucht hatte, hänge von dem Einfluß ab, den es in Deutschland ausübe; die diplomatischen Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten seien mithin die wichtigsten; es sei eine Verkehrtheit, dieselben von oben herab, mit Geringschätzung zu behandeln, sie von sich zu stoßen, und vollends zu erklären: „Preußen verhandelt nur mit Großmächten". Er pries dagegen Oesterreichs Klugheit, das die Kleinen stets mit der größten Aufmerksamkeit und Courtoisie behandele, und sprach für die Verständigung Preußens mit dem Kaiserhof; ihre Verfeindung könne zu nichts führen, die süddeutschen Staaten würden sich niemals einer Hegemonie Preußens fügen, viel zu groß sei dort, zumal in Baiern das Selbstgefühl und der Haß gegen das preußische Wesen; und er schalt dann selbst aufs heftigste über den unerträglichen Dünkel, der in den Officiercorps gegen den Bürgerstand um sich greife. Auch Robert Goltz wußte von Paris her nichts besseres anzurathen als die Mittel, die in der Union und der neuen Aera verbraucht waren. Er widersprach dem Minister in seinen officiellen Berichten, die jener dem König vorzulegen hatte, und nahm sich im Sommer, als er auf Urlaub in Deutschland war, die Freiheit, offen über die Unfähigkeit seines Chefs her zu ziehen. Auch ihm erschien die Februarconvention im schlimmsten Licht, Preußen seitdem isolirt, wenig geachtet und von Gefahren umgeben. Ganz im Sinne der Opposition verlangte er, daß die Regierung von Rußland abrücke. Und vor allem, den Grundfehler erblickte auch er in der Trennung Preußens von Deutschland, in der ausschließlichen Betonung seiner europäischen Stellung, d. h. in dem Satz, mit dem Bismarck's System stand und fiel. Daß Graf Bernstorff bei seinen englischen Freunden nicht zum Anhänger einer Politik geworden war, die von seinen eigenen Wegen als Minister soweit abwich, und daß vollends der stets liberalisirende Usedom in Italien die Politik seines alten Rivalen nur widerwillig vertreten hat, braucht keines Beweises.

In den Kammerdebatten liebte es Bismarck, den liberalen Rednern, die seine auswärtige Politik kritisirten und ihm ihre ungebetenen Rathschläge ertheilten, mehr oder weniger deutlich zu erwidern, daß sie von Dingen sprächen,

die sie nicht verstünden und die sie eigentlich nichts angingen; als sei das eine Kunst, die fachmännisch gelernt werden müsse und daher den Laien immer undurchsichtig bleiben werde. Und diese Anschauung, der er bekanntlich in seinen Briefen und in der von ihm abhängigen Presse noch sehr viel schärferen Ausdruck gegeben hat, pflegt man ihm bis heute in den weitesten Kreisen nachzusprechen; ja, es ist fast ein Glaubenssatz in unserm öffentlichen Leben geworden, daß die auswärtige Politik in der That von den Strömungen des Tages, den Stimmungen in der Nation frei zu erhalten sei, als eine Angelegenheit, die nicht nur über den Parteien und ihrem Interesse stehe, sondern auch ihrer Natur nach nur von den Eingeweihten, den Männern des Fachs beurtheilt und geleitet werden könne. Die Kritik jener zünftigen Diplomaten an der Politik ihres Chefs, die sie an den auswärtigen Häfen zu vertreten und von dort her zu berathen hatten, ist nicht eben geeignet, diese Lehre von der Inferiorität des Laienverstandes gegenüber den Männern vom Handwerk zu unterstützen; es ist im Grunde dieselbe Auffassung, die den Militärconflict auf eine Differenz zwischen Fachwissen und Laienurtheil reduciren möchte. Wer sie annimmt, wiederholt damit Schlagworte, die im Parteikampf geprägt wurden und dann von der Tradition, die dem Sieger gehorcht, festgehalten worden sind. Die Historie darf sie nicht nachsprechen. Wir würden damit nicht bloß den liberalen Gegnern Bismarck's, deren Urtheil sich mit dem seiner Gesandten, seiner Jugendfreunde deckt, sondern vor allem ihm selbst Unrecht thun. Denn die Gestalt des großen Staatsmannes wird nur wachsen, wenn wir erkennen, wie einsam er mit seinen Gedanken war, die er seitdem zum Siege geführt und zum Gemeingut der Nation gemacht hat. Was ihn von den Andern schied, war zuletzt nicht sowohl das größere diplomatische Geschick und die bessere Vertrautheit mit der europäischen Lage als die Verschiedenheit des Staatsbewußtseins, der Stellung zu den Fragen, die das Herz der Nation bewegten: die Differenz, die wir durch sein Leben hin verfolgt haben. Sein Ziel war ein anderes, und darum mußten auch die Voraussetzungen, Mittel und Wege seiner Politik, ja seine Denkweise und sein ganzes Empfinden anders sein: das Augenmaß für die realen Factoren der Macht, dessen er sich mit Recht so oft gerühmt hat, und der leidenschaftliche Wille zur That, der in ihm glühte, und ohne den die Einsicht in die Bedingungen des Handelns selbst ohnmächtig und werthlos gewesen wäre, hatten darin ihre gemeinsame Wurzel. Auch der Anspruch, den er erhob, allein die Richtung der auswärtigen Politik zu bestimmen, war nichts als ein Ausfluß seines Systems, und hat sich nur, weil dieses gesiegt hat, behauptet: sowie B. im Innern den Staatswillen von den Hemmungen des Parteitreibens unabhängig zu machen suchte, so und mehr noch wollte er ihm auch nach außen die Bahn frei machen. Denn vor allem dort war das Feld, wo es galt, Preußens Macht mit gesammelter Kraft und in breitester Front an den Feind zu bringen. Er selbst hat in seiner Weise die trennende Differenz gegen Goltz gerade so gezeichnet: „Die Frage ist“, schreibt er ihm auf erneuerte Vorwürfe zurück, „ob wir eine Großmacht sind oder ein deutscher Bundesstaat, und ob wir, der erstern Eigenschaft entsprechend, monarchisch oder, wie es in der zweiten Eigenschaft allerdings zulässig ist, durch Professoren, Kreisrichter und kleindeutsche Schwätzer zu regieren sind.“

Auch König Wilhelm hatte, wie wir wissen, den Ansichten gehuldigt, die sein Minister hier so gröblich charakterisirte; er hatte ungefähr so über B. geurtheilt, wie dieser über seine Gegner. Die liberale Politik war ihm sympathisch geworden, weil sie ihm die Sympathien in der Nation erworben hatte, und entsprach übrigens nach ihren friedfertigen, legitimen und nationalen

Tendenzen seinem persönlichen Empfinden. Seit dem Herbst war allerdings eine Wandlung in ihm eingetreten: das Selbstvertrauen, das ihm B. in dem Kampf gegen die inneren Feinde eingeflößt, hatte auf seine Auffassung der auswärtigen Verhältnisse zurückgewirkt; auch Europa gegenüber hatte er wieder Zuversicht zur Macht der preußischen Krone gewonnen. Aber wie viel fehlte doch noch daran, daß Wilhelm den kühnen Bahnen seines Ministers mit freiem Entschluß gefolgt wäre, ja auch nur das Ziel, dem jener entgegenging, klaren Auges vor sich gesehen hätte. Nur die innere Politik, der Kampf mit dem Abgeordnetenhaus hatte beide zusammengeführt, und jede Annäherung der Gegner drohte das Band, das sie verknüpfte, zu lockern und den Helfer in der Noth dem König entbehrlich zu machen. Schon im Februar war die Rede gegangen, daß Bismarck's Stellung erschüttert sei, es hieß infolge eines Versuches, den Mitglieder der Linken direct beim König, der ihnen eine Audienz gewährt, gemacht hätten; während Andere es auf die Februar-Convention schieben wollten, die dem König mißfallen habe. Mag hier nun auch der Wunsch vielleicht der Vater des Gedankens gewesen sein, so sieht man doch immerhin daraus, wie wichtig es für B. war, jede Lücke, durch welche die Liberalen eindringen konnten, zu verschließen. Nur mit dem König vermochte er die Politik durchzuführen, die er im Sinne hatte; der König war sein einziger wirklicher Rückhalt: aber gerade darum mußte er Wilhelm in diesem Moment von jedem Compromiß zurückhalten und das monarchische Bewußtsein in ihm auf alle Weise verstärken; er hätte ihn sonst gar nicht mit fort bekommen. Keiner stand darin fester zu ihm als Roon. Aber auch der dachte viel lieber an den Kampf mit den Demokraten als mit Oesterreich. Und so waren es überall die specifisch preußischen, der nationalen Idee unzugänglichen Elemente, auf welche B. sich stützen mußte. Die romantischen Ideale waren auch in diesen Kreisen in Mißcredit gerathen; man predigte wohl noch die Lehre von dem Bunde der drei Ostmächte und dem Kampf der monarchischen Principien gegen die Revolution, aber die Verquickung mit den nationalen und freiheitlichen Ideen im Sinne des verstorbenen Königs vermied man, es waren viel mehr die absolutistischen und particular-preußischen Tendenzen, auf welche die Reaction jetzt den Accent legte. Es ist bezeichnend, daß der Name des Prinzen Karl, der in seinem Herzen immer Absolutist geblieben war und alles constitutionelle Wesen als Demokratenerfindung verabscheute, wieder in der Oeffentlichkeit genannt wurde, nachdem er unter Friedrich Wilhelm IV. und in der neuen Aera meist im Hintergrund geblieben war. Es hieß allgemein, daß der König sich bei seinem Bruder Raths erhole, und daß er auch mit der Königin-Wittwe wieder regere Beziehungen unterhalte; ja man erzählte sich, daß in der Umgebung des Prinzen schon der Plan erwogen werde, seinen Sohn Friedrich Karl anstatt des Kronprinzen an die Regierung zu bringen, falls etwa der König von neuem der Krone überdrüssig werden sollte oder sonstwie für seine Stellvertretung gesorgt werden müßte. Besonders bedenklich war es, daß derartige Redereien auch in der Armee Eingang und Anklang fanden, nicht bloß bei der Generalität, sondern vielleicht noch mehr in den unteren Chargen, die, wie bemerkt, schon bei der Reorganisation nach parteipolitischen Gesichtspunkten besetzt waren. Die liberalen Officiere, deren es auch in den höheren Commandos immer noch gab, sahen sich zurückgedrängt und klagten bitter über den unerträglichen Dünkel ihrer Kameraden und über den Geist der Spionage und der Gesinnungsriecherei, der in den Regimentern wieder aufkäme. So trieb der politische Streit, der auch von liberaler Seite mit steigender Erbitterung geführt wurde, die socialen Gegensätze immer stärker hervor.

B. ließ es geschehen. Er mußte über die reactionären Velleitäten seiner Partei hinwegsehen; denn er hatte im Lande keine anderen Bundesgenossen; und für den Moment mochte es ihm vielleicht sogar erwünscht sein, mit den Männern der blinden Reaction zusammengeworfen zu werden. Er selbst hielt sich von diesem Ton frei, der ja früher auch der seine gewesen war. Aber die Art, wie er es den Gegnern bei jeder Gelegenheit deutlich machte, daß sie über die Worte und er über die Macht verfüge, die Wegwerfung, mit der er alle ihre Ansprüche, die sie im Namen der Nation und der liberalen Principien erhoben, behandelte und ihnen das Interesse Preußens und die angestammten Rechte der Krone entgegenstellte, trafen tiefer als alle Hetzartikel der Kreuzzeitung. Es mußte in der That auch den Gemäßigtsten das Blut in Wallung bringen, wenn er gelegentlich der Interpellation Twesten's über den Bruch der Londoner Verträge durch das dänische Patent vom 30. März den Abgeordneten das Wort entgegenschleuderte, die Regierung werde, wenn sie es für nöthig finde, Krieg zu führen, ihn führen mit oder ohne Gutheißen des Hauses: als säße ein Haufe von Knaben vor ihm, die über Dinge sprächen, von denen sie nichts wüßten und verständen, wo es sich doch um die Angelegenheit handelte, welche die deutsche Ehre so wie keine andere tangirt und alle Empfindungen der Nation in Aufruhr gesetzt hatte; und es grenzte offenbar an Verachtung des ganzen parlamentarischen Wesens, wenn er dann während der Discussion den Saal verließ, um hinterher, auf die Beschwerde, die darüber laut wurde, im kühlsten Tone zu erklären, daß er noch andere wichtige Geschäfte habe als hier zuzuhören und übrigens die sonore Stimme des Herrn Vorredners (es war der Abgeordnete Loewe) auch im Nebenzimmer habe vernehmen können. Es ist wahr, auch die Redner der Opposition schonten ihn nicht; nicht nur die Fehler und die Unfähigkeit seiner Politik, sondern vor allem die Verfassungsverletzung warfen sie ihm immer von neuem vor, und alle ihre Angriffe zielten dahin, das Ministerium zu stürzen. In der Sache aber waren sie, wie gesagt, ohne Frage gemäßigter als der Minister. Die Militärnovelle, welche Roon im Februar einbrachte, enthielt neben den alten nur verschärfte Forderungen; der Kriegsminister aber und seine Commissare vertheidigten jede Position aufs hartnäckigste und thaten ihr Bestes, um ihrem Chef zu secundiren. Trotzdem wurden nach wochenlanger, mühevoller Berathung in der Commission Forckenbeck's Vermittlungsvorschläge an das Plenum gebracht, und die vereinigte Linke war, freilich unter Erneuerung der Angriffe auf das Ministerium, wobei bezeichnender Weise gerade die Gemäßigten sich hervorthaten, bereit sie zu votiren. Da benutzte B. den Zwischenfall, den Roon am 11. Mai hervorrief, als er in dem Wortgefecht mit Heinrich v. Sybel sich dem Anspruch des Präsidenten auf die Leitung der Debatten nicht unterwerfen wollte, um kurzweg den Bruch herbeizuführen. Bockum-Dolffs, der als Vicepräsident an dem Tage die Verhandlungen leitete, auch er Führer einer gemäßigten Gruppe, hatte den Kriegsminister, als dieser sich gegen den allerdings überaus heftigen Angriff in ebenfalls schärffster Weise wandte, unterbrochen; er hatte ihm, seiner Widerrede ungeachtet, Schweigen geboten, und schließlich unter dem fortgesetzten Protest Roon's gegen die Gesetzmäßigkeit dieses Vorgehens und unbeschreiblichem Tumult die Vertagung der Sitzung anberaumt. Es war die Wiederholung eines Rencontres, das B. selbst im Februar gelegentlich der Polendebatte gehabt hatte. Schon damals hatte er die Befugniß des Präsidiums bestritten, war aber im letzten Moment (er selbst hatte den Anlaß zum Streit gegeben) doch noch zurückgewichen. Jetzt, wo die Gelegenheit so viel günstiger lag, denn Roon war der Angegriffene und Bockum-Dolffs hatte sich in der That ungeschickt und taktlos benommen, erging noch an demselben Tage ein von sämmt-

lichen Ministern unterzeichnetes Schreiben an den Präsidenten des Hauses, Grabow, worin sie über den Vorfall als eine Beschränkung des ihnen von der Verfassung gewährten Rechtes, jederzeit das Wort zu ergreifen, Klage führten und Genugthuung forderten: es liege darin der unberechtigte Anspruch, sie der Disciplin des Hauses zu unterwerfen; sie machten ihre weitere Theilnahme an den Sitzungen von der Erklärung des Präsidiums abhängig, daß eine Wiederholung jenes, der gesetzlichen Begründung entbehrenden Verfahrens gegen ein Mitglied des Staatsministeriums nicht in Aussicht stände. Eine Einladung des Präsidenten, an der Berathung des Hauses über die Frage selbst theilzunehmen, ward kurzerhand abgelehnt. Auf eine sehr vorsichtig abgefaßte Erklärung der Kammer, die von einer Disciplinargewalt des Präsidenten über die Minister gar nicht sprach und nur das Recht desselben auf die Leitung der Verhandlung und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Hause auch den Ministern gegenüber betonte, kam ein zweites Schreiben des Staatsministeriums, worin der Protest gegen seine Unterwerfung unter die Geschäftsordnung aufrecht erhalten und die Forderung, sich ausdrücklich hierüber zu erklären, wiederholt wurde. Der König selbst trat in einer besonderen, von allen Ministern gegengezeichneten Botschaft für die Räthe seiner Krone ein. Und als die Kammer, in der nun die Linke rasch die Führung an sich riß, den Handschuh aufnahm und in einer Adresse an den Monarchen alle Schuld an dem Bruch dem Ministerium zuschob, um dann ihrerseits jede Mitwirkung an der gegenwärtigen Politik abzulehnen, welche Preußen in Deutschland und Europa isolirt und eine Kluft zwischen den Rathgebern der Krone und dem Lande aufgerissen habe, die nur durch einen Wechsel der Personen und des Systems geschlossen werden könnte, da führte der Minister den entscheidenden Schlag: unter allen Zeichen der königlichen Ungnade wurde die Session, ohne daß die Berathung des Budgets auch nur begonnen war, geschlossen und die Abgeordneten nach Hause geschickt.

Heute ist über diesen Vorgängen längst Gras gewachsen, und es hält schwer, sich in die fieberhafte Stimmung, in die die Mitlebenden durch sie versetzt wurden, zurückzudenken. Da ist es von Werth zu vernehmen, was ein so gemäßigter Liberaler wie Bernhardi damals darüber geurtheilt hat. Er billigte keineswegs die Haltung des Präsidiums in der Scene mit Roon: Bockum-Dolffs, schreibt er, habe sich schmachvoll benommen; und er war unglücklich über das Treiben der Majorität unter der Führung von Virchow, Gneist und Sybel. Aber von der Erklärung des Ministeriums sagte er doch sofort, sie enthalte eine unmögliche Forderung, die natürlich auch nur gestellt sei, damit sie von dem Hause zurückgewiesen werde: die Minister wollten das Haus dahin bringen, eine Erklärung abzugeben, die ihnen als Vorwand dienen könnte, um ihrerseits zu erklären, mit diesem Haus sei überhaupt nicht auszukommen, und damit also die Schuld eines vollständigen Bruchs den Abgeordneten zur Last legen zu können. In der That wird es schwer fallen, eine andere Deutung für das Vorgehen Bismarck's zu finden. Es lag in diesem Moment in seinem Interesse, die Dinge, wie Duncker sagte, auf die Spitze zu treiben, die Gemäßigten den Demokraten in die Arme zu drängen und ganz klare Verhältnisse zu schaffen. Er berührte sich darin mit den Radicalen selbst, die ihrerseits Alles daran gesetzt hatten, um die Kammer zu dem Gegenangriff auf den drohenden Schlag fortzureißen und den Bruch unheilbar zu machen; beiderseits wünschte man den Kampf, und es gab für beide Seiten keine Vermittlung mehr, sondern nur noch die Niederwerfung des Gegners. Immer deutlicher trat der große Gegensatz, der die innere wie die äußere Politik umspannte, ans Licht: Aug' in Auge stand der Minister

seinen Rivalen gegenüber. Er war jetzt auch im Innern so isolirt wie nach Außen: hinter ihm nur die Krone, die er zum Siege führen wollte, und die alten Organe ihrer Macht. Es war die Stellung, die er von jeher behauptet, und auf die er sich noch immer verlassen hatte, der Revolution wie dem Auslande gegenüber. Er war entschlossen, die Vortheile, die sie ihm bot, voll auszunutzen. Um die Armee brauchte er sich nicht zu sorgen; die wußte er in sicheren Händen und hatte sie übrigens auch, wie er sich sagen konnte, gegen diese Gegner nicht nöthig. Aber die Bureaukratie und alle andern Organe, in denen die Krone ihre Kräfte gesammelt, ihren Willen zur Geltung gebracht hatte, mußte er zum Kampf heranziehen; sie war er gewillt mit der eigenen Faust zu regieren und, wo sie lasch und widerspenstig geworden waren, ohne Rücksicht auf die Meinungen der Welt zum pflichtmäßigen Gehorsam unter die Herrschaft des Königs zurückzubringen.

Es war neben dem Heer der Kreisrichter, das die Bänke der Opposition füllte, vor allem das vielgegliederte Netz der Verwaltungsbeamten, unter denen es Ordnung zu schaffen galt. Da er jung gewesen, war ihm selbst die Stickluft der Amtsstuben unerträglich geworden, und danach, in den Jahren der Revolution, hatte er in dem Officiantenthum den Krebsschaden sehen wollen, der an dem Mark der preußischen Macht fräße. Jetzt ward er selbst dazu gezwungen, die Beamtenschaft als den Grundpfeiler der Monarchie, der sie in der That war, anzuerkennen und fester aufzustellen, und den bureaukratischen Zwang und Druck um das Vielfache zu verstärken. Freilich, er saß nicht mehr, wie als Auscultator und Referendar, in dem Orchester, ohne Ueberſicht und Einfluß auf das Ganze, als einer der Vielen, der sein Bruchstück abspielen mußte, wie es ihm gesetzt war, mochte er es für gut oder schlecht halten: er hatte den Dirigentenstab in Händen. Und so war auch die Bureaukratie selbst längst nicht mehr, wie unter dem Andrang der Revolution, das schwache Rohr, das jedem Hauch des liberalen Windes nachgegeben hatte, sondern sie war wieder zur starken Säule geworden, auf die sich die Krone, wenn sie nur wollte, stützen und verlassen konnte: die Verwaltung Westphalen's hatte dafür vorgearbeitet, und die Regierung der neuen Aera die von ihr geschaffenen Grundlagen nicht antasten mögen; die Principien Schwerin's, vielleicht auch das Gefühl seiner eigenen Ohnmacht hatten diesen immer davon zurückgehalten. Principielle Schwierigkeiten aber kannte B. nicht, und Kraft genug, um die Mittel, die sich ihm darboten, zu gebrauchen, traute er sich zu. In dem Minister des Innern, Graf Fritz v. Eulenburg, hatte er einen Gehülfen gewonnen, wie er ihn brauchte, bequem, gefällig und ohne Scrupeln, für die in dem Herzen dieses geistreichen und genußfrohen Weltkindes kein Raum war. In der That arbeitete die Maschine, einmal in Gang gesetzt, unter der kundigen und festen Hand des Grafen ganz glatt; und wo etwa der Liberalismus Eingang gefunden oder sich als ein Rest aus vergangenen Tagen erhalten hatte, wußte der Minister durch Zurdispositionsstellung eines oppositionslustigen Landraths oder widerspenstiger Dorfschulzen leicht Rath zu schaffen. Schwieriger war es, das Feld der Justizverwaltung im Sinne des Systems zu bestellen, da diese nach dem Geist und dem Recht ihrer Organisation unabhängiger geartet war. Aber um so eifriger war der Chef des Ressorts, der Graf zur Lippe, der als ein überzeugter Reactionär mit unhemmbarem Eifer und geradezu mit persönlichem Behagen sich ans Werk machte, um seinen Richtern ihren Oppositionskitzel und den Geschmack an der hohen Politik auszutreiben; Strafversetzungen, Gehaltssperren, Versagung von Alterszulagen, kurz ein ganzes System leidiger Chicanen brachte er in Anwendung, um ihnen

die Ueberzeugung beizubringen, daß die Dienstwilligkeit gegen die Regierung die oberste ihrer Pflichten sei.

Das waren nun die kleinen Mittel. Jetzt aber beschloß B. auch zu großen Maßregeln zu greifen. Am 1. Juni, nur drei Tage nach Schließung der Kammer, kam das Preßedict heraus, die „Juli-Ordonnanzen“, wie die Gegner es mit einem Gemisch von Spott, Angst und pessimistisch gerichteter Hoffnung nannten: der Versuch, die öffentliche Meinung selbst zum Gehorsam oder doch zum Schweigen zu bringen. Es war in der That das System, das im Lande der Präfectenwirtschaft längst üblich geworden war. Jedoch ging die preußische Verordnung, wie die Liberalen sofort mit Recht hervorhoben, noch weiter als die napoleonischen Edicte, und kam den russischen Preßukasen nahe. Denn die französischen Erlasse verfügten Verwarnungen und Unterdrückungen einer Zeitung doch immer nur für eine Thatsache, für einen bestimmten Artikel, Bismarck's Decret aber machte es möglich, jedes öffentliche Organ, Zeitungen, wie Zeitschriften, wegen ihrer allgemeinen Tendenz, ihrer Gesammthaltung ohne bestimmt nachweisbaren Grund zu unterdrücken. In Frankreich ferner waren die Blätter nur so weit von Strafe bedroht, als das Fundament des Staates, die Dynastie und die Acte, durch die sie begründet war, angegriffen wurden: der Parvenu, der durch Revolution und Staatsstreich an die Spitze der Nation gekommen war, sah sich gezwungen, seinen stets wankenden Thron gegen die Mächte, die ihn unterwühlten, zu schützen. Wer aber wollte glauben, daß die legitime preußische Dynastie, deren Wurzeln in den Fundamenten ihres Staates ruhten, von dem Winde der öffentlichen Meinung bedroht worden wäre? B. wenigstens war der Letzte, der das gefürchtet hätte. Und das Alles nun in einer seltsamen Mischung salbungsvoller Versicherungen in dem patriarchalischen Ton des alten Königthums, daß die wahre Preßfreiheit nicht geschädigt und nur die Untergrabung aller Grundlagen der Ordnung, der Religion und der Sittlichkeit verhindert werden solle, und der kühnsten Interpretation des Artikels 27 der Verfassung, desselben, der jedem Preußen das Recht, durch Wort und Schrift seine Meinung frei zu äußern, gewährte und ihn nur den Gerichten unterwarf, sowie des 63. Artikels, der der Regierung in Abwesenheit der Landesvertretung und im Fall der Noth, d. h. wenn der Feind etwa an die Landesgrenze ziehe oder der Umsturz der Staatsordnung durch innere Calamitäten und Störungen der Rechtsordnung drohe, das Recht zu Ausnahmegesetzen gab. Dieser Verfügung, die der Welt als eine Verhöhnung der Verfassung erscheinen mußte, folgte im Herbst, als der Landtag, ohne ihn noch einmal zusammen zu berufen, aufgelöst war und neue Wahlen vor der Thür standen, das Rescript des Grafen Eulenburg, das die Wahlpflichten seiner Untergebenen regulirte. Die Wahlverordnung des Ministers v. Westphalen war darin noch übertroffen, denn dieser hatte seinen Beamten, im Fall sie sich in ihrem Gewissen bedrängt fühlten, Wahlenthaltung gestattet; das neue Decret aber verbot nicht nur jedes Opponiren und Agitiren gegen die Regierung, sondern befahl den politischen Beamten ausdrücklich, und mit verdeckten Worten auch allen Andern, unter dem Diensteid, die Regierung des Königs gegen ihre Gegner mit allem Nachdruck zu unterstützen. Es war wieder das Napoleonische System: das Werkzeug der patriarchalisch-absoluten Krone wurde herangezogen, um den Volkswillen, dessen freie Aeußerung die Constitution gewährleisten sollte, mit dem Willen des Königs und seiner Minister gewaltsam in Uebereinstimmung zu bringen: der Geist der Verfassung, wenn nicht ihre Form, wurde offenbar dadurch verletzt. B. dachte auch in dieser Zeit nicht daran, wohin ihn ein Theil der Partei, der in der Kreuzzeitung das Wort hatte, wol gerne gebracht hätte, die Verfassung

aufzuheben; die Constitution sollte ein integrirender Teil des Staatslebens bleiben, denn auch er wußte, daß ohne Volksvertretung eine Durchführung der deutschen Politik für Preußen nicht möglich sei. Das Ziel auch dieses Kampfes war für ihn der Friede, und der Compromiß zwischen der Krone und dem Hause des Volkes das was er erstrebte: aber freilich ein Friede, den die Krone dictiren konnte, und ein Compromiß, der das Regieren möglich machte. Zunächst war ihm dies bei der Stimmung des Landes und seiner Vertreter nicht möglich: eben weil die Ziele aus einander gingen. Bevor aber das seine anerkannt war, wollte er von Versöhnung nichts wissen und kannte keine Rücksicht. Er hat in diesem Sommer, wenn wir das Zeugniß des stets besonnenen Karl Mathy, der es immerhin wissen konnte, annehmen dürfen, sogar daran gedacht, das Versammlungsrecht zu beseitigen und, was freilich zu glauben schwer fällt, die Entlaßbarkeit aller Beamten nach 24stündiger Kündigung auszusprechen. Von seinem Wege, dem Wege zur Macht, wollte er sich nicht abdrängen lassen: was sich ihm entgegenstellte, mußte weichen: er fühlte sich im Kampf; und im Kampf waren, ihm wenigstens, alle Mittel recht.

Schon war der Conflict in dem Königshause selbst, dessen Frieden er längst zerstört hatte, vor aller Welt zum Ausbruch gekommen; am 5. Juni sagte sich der Kronprinz in Danzig, wohin ihn eine militärische Inspectionsreise geführt hatte, bei dem Empfang durch die städtischen Behörden in öffentlicher Ansprache von der Politik der Regierung los; wenn er hinzusetzte, daß er, wie sie Alle, die Zuversicht habe, daß Preußen unter dem Scepter Sr. Majestät sicher der Größe entgegen gehe, die ihm von der Vorsehung bestimmt sei, so zielten diese Worte eben dorthin, wohin der Angriff der Opposition ging: auf die Loslösung seines Vaters von den reactionären Ministern. Liberale und nationale Tendenzen, patriotische, und nicht zum wenigsten dynastische Besorgnisse bestimmten Friedrich Wilhelm zu diesem Schritt, der in der Geschichte seines Hauses, in dieser Form wenigstens, unerhört war; er fürchtete, wie er seinem Vater schrieb, daß die Beschlüsse des Ministeriums, bei denen er gänzlich übergangen wäre, seine und seiner Kinder Zukunft gefährden würden. Auch Wilhelm hatten die Krisen des Staates als Prinzen von Preußen in schwere Conflicte mit dem Träger der Krone gebracht, von seiner absolutistischen Haltung in vormärzlicher Zeit bis zu der liberalen in den Jahren der Reaction; aber er hatte seinen Widerspruch stets in der Sphäre der regierenden Organe und in den Schranken des monarchischen Systems zur Geltung gebracht; in die Oeffentlichkeit war die Kunde davon immer nur abgeschwächt und gerüchtsweise gedrungen. Friedrich Wilhelm dagegen suchte die Fühlung mit der öffentlichen Meinung recht geflissentlich auf. Dahin war es gekommen: um die Rechte seines Sohnes zu schützen, hatte sich Wilhelm einst seinem Bruder widersetzt, als dieser die ersten zaghaften Schritte auf der Bahn einer nationalen und freiheitlichen Politik wagen wollte: und jetzt glaubte dieser Sohn selbst seine und seines Hauses Zukunft nur dadurch zu retten, daß er sich in den vollen Strom der deutschen Bewegung hineinwarf. Der König fühlte sich auf das tiefste getroffen; er vergaß fast, daß er vor neun Jahren in ähnlicher Lage gewesen, und wollte in dem Schritt des Thronerben nur die Auflehnung gegen seine Würde als Monarch wie als Kriegsherr sehen; er hatte nicht übel Lust, dem Kronprinzen, der mit den Demokraten in Bund getreten war, seine militärischen Aemter zu nehmen, ihn auf die Festung zu schicken, und drohte ihm wirklich, wenn er seine Aeußerungen nicht rectificire oder zurücknehme, und sich nicht zum Schweigen verpflichte, Abberufung nach Berlin, wo dann bestimmt werden würde, ob er seine Commandostelle behalten solle. B.

hatte sich niemals davor gescheut, den Kampf auch in das Königshaus hineinzutragen; er hatte ja bereits seinen Herrn von seinen Kindern und der Gemahlin, von seinen nächsten Angehörigen hinweggerissen. Aber an der Vertiefung, der Verewigung des Zwiespalts lag ihm nichts; es war ihm vielmehr erwünscht, den Widerspruch des Thronfolgers zu ignoriren und vor der Welt, so gut es ging, zu verbergen. Er ließ es sich, hier einmal in Uebereinstimmung mit seiner alten und gefährlichsten Feindin, der Königin Augusta, angelegen sein, den Groll des Königs zu besänftigen. Es geschah, er selbst hat es uns erzählt, hauptsächlich auf einer Fahrt von Babelsberg nach dem Neuen Palais am 10. Juni, wobei die Unterhaltung, wegen der Dienerschaft auf dem Bock, französisch geführt wurde. B. wies seinen erzürnten Herrn auf das classische Beispiel kronprinzlicher Fronde in der Geschichte des jüdischen Königshauses hin: „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalon! Vermeiden Ew. Majestät jeden Entschluß ab irato, nur die Staatsraison kann maßgebend sein!“ Und er erinnerte daran, daß in dem Conflict zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne dem Letzteren die Sympathie der Zeitgenossen und der Nachwelt gehöre, daß es nicht rathsam sei, den Kronprinzen zum Märtyrer zu machen. So stellte sich auch dieser persönlichste Conflict dem großen Minister unter dem ihn beherrschenden Gesichtspunkt dar; auch in ihm verlor er das Ziel aller seiner Kämpfe nicht aus den Augen: nicht auf die Vernichtung, sondern auf die Unterwerfung seiner Gegner, auf den Sieg, die Herrschaft kam es ihm an. Es gelang ihm, den König seiner Auffassung zugänglich zu machen. Am 11. Juni schrieb Wilhelm dem Sohne, der übrigens schon selbst nachgegeben, zwar nichts zurückgenommen und die Niederlegung seiner Stellung in der Armee und im Staatsministerium angeboten, aber doch für die Zukunft bereits Schweigen gelobt hatte, in dem Ton des verzeihenden Vaters. Er forderte nicht mehr das Dementi und gestattete ihm, auch ferner abweichende Meinungen persönlich gegen ihn auszusprechen. Eine weitere öffentliche Kundgebung jedoch untersagte er aufs strengste; er wiederholte, geschehe sie trotzdem, seine frühere Drohung. Hierauf wich Friedrich Wilhelm vollends zurück; er schwieg und setzte, als sei nichts geschehen, seine Dienstreise fort: zum Unwillen der eigenen Freunde, die gleich der öffentlichen Meinung darin mit Recht eine schwere Niederlage seiner selbst und der Partei erblickten: er könne, äußerte er, für den Moment nichts weiter thun und müsse still sitzen. Der Riß zwischen Vater und Sohn blieb bestehen und nahm im Herbst wieder schärfere Formen an; der Kronprinz blieb die Hoffnung der Liberalen, aber in die Oeffentlichkeit trat er nicht wieder heraus und hielt sich mit seiner Opposition innerhalb der Grenzen, die ihm die Staatsordnung und das Verhältniß zu seinem königlichen Vater auferlegten.

Als im Januar im Abgeordnetenhaus über eine Adresse an den König debattirt wurde, hatte B. den Satz des Entwurfs, daß das Land hinter der Majorität stehe, durch eine Zusammenrechnung der Wahlzettel zu bekämpfen gesucht. Er hatte darauf hingewiesen, daß überhaupt nur 27 oder höchsten Falls 34 Procent der Wähler an den Urnen erschienen wären, und daß die Majorität nicht mehr als 12 oder 15 Procent von der Gesammtheit der Wahlmänner hinter sich hätte; auch von diesen aber wäre es sehr fraglich, ob sie der Thätigkeit ihrer Abgeordneten mit voller Sachkunde folgen könnten, und sich klar wären, wohin dieselben sie und das Land führen würden; er hatte diesen damit das Recht, sich als Vertreter der wahren Volksmeinung zu geriren, abgesprochen. Betrachtungen, die er mehrfach angestellt hat und damals durch seine Organe breit treten ließ; sie erinnern uns an die Gespräche des Ministers mit Lassalle, der nicht lange danach Zutritt zu ihm

gewann: in der Verachtung der „Bourgeoisie“, wie das Schlagwort lautete, der Kreise, die das herrschende Wahlverfahren zu besonderer Geltung brachte, fanden sich beide Männer zusammen. Aber um Interessen, welche die Massen unmittelbar und von sich aus in Bewegung setzen, handelte es sich in den Kämpfen jener Jahre überhaupt nicht. Auf den Höhen der Nation waren die Ideen entsprungen, welche der Liberalismus zum Siege führen wollte; und wieviel sie auch in der kurzen Zeit ihres Laufes an ihrer urspünglichen Reinheit eingebüßt, wie sehr sie sich in den tieferen Regionen, die sie bereits in der zweiten Generation erreicht, mit gröberen, zum Theil recht banausischen Elementen belastet haben mochten, blieb ihnen doch der ihnen von Natur eingepflanzte Trieb, die idealen Kräfte der Nation zusammenzufassen, und war es noch immer die geistige Aristokratie, der Kreis der „Denkenden in der Nation“, B. selbst hat sie später so bezeichnet, unter denen sie ihre eigentliche Heimath und ihre besten Förderer besaßen. B. hatte vielleicht das Recht, die Kraft, die sie entwickelten, zu übersehen, das Recht wenigstens des Kämpfers. Er hatte ihre Ohnmacht oft genug erfahren, und war der Mann dazu, sie zu bestehen. Auch war es, von anderm abgesehen, seine Art, die Gegner zu unterschätzen; er pflegte sie nicht zu zählen. Uns aber ziemt es nicht, ihm darin zu folgen und die Stärke, die den Ideen, die er bekämpfte, inne wohnte, zu verachten; zumal da er selbst, auch auf der Höhe des Kampfes, sie niemals ganz außer Rechnung gesetzt und, sobald sie seine Basis nicht mehr verrückten, sie anerkannt, ja in den ihm genehmen Grenzen zur Herrschaft gebracht hat. Sie hatten in Wahrheit bereits ihre Kraft bewiesen. Ursprünglich das Eigenthum weniger Auserwählter, bei denen der Enthusiasmus größer gewesen war als die Ueberlegung, und der Wille zu siegen stärker als die Berechnung der entgegenwirkenden Kräfte, waren sie schon auf dem besten Wege, die Massen selbst zu ergreifen und zu der Höhe des Ideals zu erheben. Keine Landesgrenze, und nicht einmal die Schranken der Parteien hatten ihnen widerstanden. Jede Richtung war durch sie beeinflußt und gezwungen worden, so oder so sich mit ihnen abzufinden, die Reactionäre so gut wie die Gemäßigten, und die Regierenden nicht weniger als ihre Unterthanen. Sie spalteten die deutschen Staaten in allen Ständen, und in Preußen sogar das königliche Haus; in dem Thronfolger selbst, wir sahen es, hatten sie den Führer und den Erben aller ihrer Hoffnungen gefunden. Auch waren ihre Ziele wahrlich nicht so irreal und unpraktisch, unwerth des Schweißes der Edlen. Nicht bloß die Freiheit, sondern mehr fast die Einheit, die Macht der Nation strebten sie an. Sie wollten das starke Haus bauen, in der die Deutschen sicher wohnen, die Organe schaffen, in denen die ans Licht drängenden Kräfte sich sammeln und in die Welt hinausströmen konnten; sie wollten dem Vaterlande die Stellung sichern, auf die seine Geschichte es hinwies, und die wir erringen mußten, wenn wir uns unter den großen Nationen, die uns umgaben und die in dem Wettlauf zur Herrschaft über den Erdball uns schon so weit vorangekommen waren, behaupten wollten: der Genius der Nation war mit ihnen und seine Zukunft auf ihren Wegen.

Jetzt aber sagte sich der Staat, auf den die Wortführer Deutschlands ihre beste Hoffnung gesetzt, und dem sie die nationale Krone zugedacht hatten, von den Anschauungen los, denen er früher selbst gehuldigt hatte, und verleugnete, wie jene meinten, seine besten Traditionen und die eigensten Interessen: jeder geistige Zusammenhang zwischen dem officiellen Preußen und dem deutschen Volke, so klagten sie, sei zerrissen. So erklärt es sich, daß gerade die Gemäßigten unter den deutschen Liberalen, diejenigen, die mit allen Empfindungen an der protestantischen Vormacht des kleineren Deutschlands hingen,

im Vordertreffen gegen den gewaltthätigen Minister standen, der nichts als Preuße sein wollte, und daß sie im engen Bund mit der Demokratie und andern längst von ihnen überwundenen oder immer bekämpften Parteielementen erscheinen konnten. Es war der Zorn verschmähter Liebe, der aus ihnen sprach. Niemals hat Heinrich v. Treitschke bitterere Worte gefunden als in den Tagen, da die preußische Preßordonnanz das Bekenntniß zu dem Glauben an Deutschlands Macht und Freiheit abermals mit Strafe bedrohte. Er hat damals in dem Bunde der liberalen Parteien des Centrums mit der Demokratie den Kern der großen nationalen Zukunftspartei sehen wollen. Ihm schien die ganze Zukunft des Hauses Hohenzollern gefährdet, und seine lodernde Leidenschaft wollte schon in dem Verfassungsbruch, der Revolution von oben, wie er es nannte, und in der unheimlich finsteren Verbitterung, der Verzweiflung an dem Bestande jedes Rechts, die sich täglich wachsend der Gemüther bemächtige, die Vorboten einer allgemeinen Erschütterung, eines Umsturzes von unten auf erblicken. „Wir haben", schreibt er, „sie ja selber redlich mitgekostet, die brennende Empfindung der Scham, wir von der preußischen Partei *außerhalb* Preußens, die wir unsere stolzesten deutschen Hoffnungen auf diesen Staat auch dann noch stützen werden, wenn ein Bismarck der Zehnte in Preußen regierte, die wir heute umhergehen gleich dem Schlafwandler, dem die gesunden Leute schwindelnd nachschauen auf seiner halsbrechenden Bahn."

Der Frankfurter Fürstentag.

Dachten so die Freunde Preußens, so mag man daran ermessen, welche Gefühle seine Gegner bewegten. In den Cabinetten herrschte von Wien bis Kopenhagen ungehemmter Jubel. Die Last, unter der man all diese Jahre, seit der Regentschaft in Preußen, geseufzt hatte, war fortgenommen, und aller Orten konnte man hoffen, das in der neuen Aera verlorene Terrain wieder zu gewinnen und noch bessere Stellungen zu erwerben. Die Dänen gingen sofort und ganz ungescheut vor. Zur Zeit von Bernstorff's Ministerium hätten sie schwerlich das Patent vom 30. März herausgebracht, durch das ihre Nationalisten das Band zwischen den Herzogthümern definitiv zerrissen, Schleswig bis zur Eider in die dänische Gesammtverfassung aufnahmen, Holstein aber der Krone und dem Reichsrath in Kopenhagen unterwarfen: das Stärkste, was der dänische Uebermuth dem deutschen Volk trotz allem seit Malmö geboten hatte; die reactionäre Wendung in Preußen und die Spannung, in die das Berliner Cabinet mit den Londoner Garantiemächten, England und Frankreich, gerathen war, gaben ihnen den Muth zu diesem Bruch der europäischen Verträge.

In entgegengesetzter Richtung nahmen die deutschen Höfe ihren Vortheil wahr; sie versuchten, was sie von jeher gethan hatten, sobald Preußen aus dem nationalen Kurse gewichen war: sie nahmen den Wind, den sein Minister verschmähte, in ihren Segeln auf und fuhren, obschon er stärker wehte als je zuvor, kecken Muthes, als könne ihnen nichts passiren, auf den nationalen Fluthen einher. Vor andern Freiherr v. Beust bewährte auf diesen Gewässern seine Steuerkunst. Daß er einst mit reactionärer Brise gerade so munter gesegelt war, schien der Vielgewandte ganz vergessen zu haben. Seine Organe prangten mit liberalen Leitartikeln und schwelgten in nationalen Hochgefühlen. Während in Berlin den Erinnerungsfeiern an die Er-

hebung von 1813, die überall in Deutschland festlich begangen wurden, von oben her recht geflissentlich ein preußischer und militärischer Charakter aufgeprägt wurde, ließ man es in Dresden geschehen, daß der Gedenktag der Leipziger Völkerschlacht, so wenig er zu den glorreicheren Erinnerungen der eigenen Geschichte gehörte, zu einer großen nationalen Demonstration benutzt wurde, und duldete es, daß der junge Heißsporn unter den sächsischen Preußenfreunden, Heinrich v. Treitschke jene Festrede hielt, die als ein Dithyrambus auf die hohen Namen Freiheit und Vaterland in ganz Deutschland brausenden Widerhall erweckte. Auch in Hannover waren die schlimmen Zeiten des Grafen Borries überwunden, und erhob sich unter der glänzenden Führung Bennigsen's und Miquel's der nationalgesinnte Liberalismus zu immer höherer Zuversicht. In Braunschweig votirte die Kammer der preußischen Opposition ihren Dank im Namen der gemeinsamen Ziele. Wo, wie in Mecklenburg und Hessen-Darmstadt, in Anhalt und Lippe-Detmold die Reaction am Ruder saß, sah sie sich durch liberale Resolutionen und Proteste ihrer Stände und Bürgerschaften bedrängt, welche die Herstellung liberaler Verfassungen verlangten. In den größeren Staaten aber, in Sachsen, Württemberg, Baiern und zumal in Baden unter Roggenbach's fortschrittlicher Verwaltung waren Stände und Regierungen in schöner Harmonie; selbst in Kurhessen wurde mit gesetzmäßigem Budget regiert. Schon geriethen südlich vom Main auch die Positionen ins Wanken, die Preußen auf dem wirtschaftlichen Felde erobert hatte: die bairische Kammer, in der die Großdeutschen herrschten, faßte in der Frage vom Zollverein Beschlüsse, welche fast auf seine Auflösung und einen süddeutschen Sonderbund mit Anschluß an Oesterreich hinauskamen.

Das Alles war reiches Wasser auf die Mühlen an der Donau. Auch dort hatte der Liberalismus längst Boden und die Anerkennung der regierenden Kreise gefunden. Oesterreich schwamm, wie der ausgezeichnete Kenner seiner jüngsten Geschichte, Anton Springer, damals schrieb, im Wonnemond. Im Juni trat in Wien der zweite Reichstag seit dem Februarpatent von 1861, durch das auch dort eine liberale Aera eingeführt war, zusammen. In ihm erlebte die Regierung glänzende Triumphe. Die deutsch-liberale Majorität erleichterte ihr alle inneren Schwierigkeiten und spendete ihrer auswärtigen Politik lauten Beifall. Die slavischen Elemente dagegen traten in der Centralversammlung wie in den Einzellandtagen in den Schatten; Siebenbürgen war für die Februarverfassung bereits gewonnen, Kroatien versprach bald zu folgen, im Nordungarn hoffte man auf günstige Wahlerfolge; der Augenblick schien nahe, wo die Magyaren um den Eintritt in die Gesammtverfassung betteln würden, den sie bisher hochmüthig abgewiesen, und das große Problem, das dem liberalen Oesterreich gestellt war, die Freiheit der Theile mit der Einheit des Ganzen zu versöhnen, schien kaum noch ins Reich Utopien zu gehören. Wenigstens seiner deutschen Unterthanen war das Haus Habsburg niemals sicherer gewesen, seitdem das Metternich'sche System zusammengebrochen war. Gerade die deutsche Frage, der Wettstreit mit der norddeutschen Großmacht um die Herrschaft im Reiche fesselte die Deutsch-Oesterreicher an ihr Herrscherhaus. Denn weit mehr noch als der absolute Staat war der deutsch-österreichische Liberalismus darauf angewiesen, die Anlehnung an die Deutschen im Reich zu suchen, wenn er die Aufgabe, in der jener gescheitert war, lösen wollte, mit den deutschen Elementen das Völkergemisch Oesterreichs zu regieren; nur mit Deutschland im Rücken konnte er hoffen, die Vorherrschaft im eigenen Reiche zu behaupten. Es war die über dem Reiche der Habsburger seit seinem Gründer waltende Nothwendigkeit, der eingeborene Gegensatz gegen das kleinere Deutschland und seine Großmacht, dem auch das liberal gewordene Oesterreich

unterlag. „Es weht“, so schildert Springer die Stimmung im Donaureich, „durch alle Schichten, besonders Deutschösterreichs — und das möge sich Norddeutschland merken — ein gründlicher, tiefer Haß gegen Preußen, der jedem feindseligen Schritte gegen die übermüthigen Emporkömmlinge in der Brandenburgischen Wüste zujauchzen würde“. Auf diesem Grunde stand vor Andern der leitende Minister, ~~Freiherr~~ Anton v. Schmerling, der darin nur die Politik wieder aufnahm, die er ~~als Reichsminister~~ in Frankfurt durchgeführt hatte. Der Echec, den er damals erlitten, stimmte ihn nur um so aggressiver: voll persönlicher Leidenschaft und ehrgeiziger Hoffnung nahm er den Kampf auf. Wohl fehlte es nicht an Gegnern und Gegenströmungen im eigenen Staate. Doch kamen sie nicht so sehr von der eigentlich ultramontanen Seite. Denn das Interesse der allgemeinen Kirche wurde noch nicht verletzt, ja es lief zum Teil noch in derselben Richtung; wie ja auch in der preußischen Opposition clericale und liberale Elemente vereinigt waren. Auch hüteten sich Schmerling und seine Freunde wohl, diese Kreise zu reizen; an dem Concordate zu rütteln, fiel ihrem Freisinn nicht ein, während sie es zuließen oder selbst dabei mitwirkten, daß ein clericaler Abgeordneter im Reichsrath offen den Kreuzzug gegen den norddeutschen Ketzerstaat predigte und der Regierung Muth zusprach, aus der Lage, in welche Preußen „verdienter Weise“ gekommen sei, politisches Capital zu schlagen. Immerhin war man auch im ultramontanen Lager nicht ohne Bedenken über eine Politik, die das nationale Moment so stark betonte und so viele auflösende Elemente in sich trug. Viel mehr aber war es doch die österreichische Kirche, die in ihrer Verbindung mit der hohen Aristokratie des Landes den Heerd der Opposition gegen das herrschende System abgab; es waren die altconservativen Kreise Oesterreichs, welche die Anlehnung an Rußland und Preußen immer noch lieber wünschten als an die Westmächte, wenigstens nicht den vollen Bruch mit den Ueberlieferungen der heiligen Allianz herbeiführen mochten, und eine allgemeine Infection des Staates durch die revolutionären Tendenzen befürchteten, mit denen der liberale Minister sich nothwendiger Weise alliiren mußte.

Zunächst aber war Schmerling im Vortheil, obgleich die conservativen Interessen, die auch in der Armee überwogen, in dem Minister des Auswärtigen, Grafen Rechberg, einen auch bei dem Kaiser mächtigen Fürsprecher besaßen. Zumal, da gerade die auswärtige Politik, die im Moment ungemeine günstige europäische Constellation das Beharren in den liberalen Wegen anzurathen schien. Seitdem Zar Nicolaus Oesterreich in der ungarischen Rebellion gerettet hatte, war nach fast allgemeinem Urtheil der Staat niemals in so guter Lage gewesen. In der polnischen Frage, die sich für Oesterreich im März, als die Rebellion nach Galizien hinüberzuschlagen drohte, recht ungünstig zugespitzt, hatten seitdem die Westmächte eine Richtung eingeschlagen, die sich eng an die österreichischen Interessen anschmiegte: die „Sechs Punkte“, welche Ende Juni von den drei Mächten gemeinsam dem russischen Cabinet vorgelegt wurden, schienen mit ihrer Forderung einer weitgehenden Autonomie in Staat und Kirche Polens, im Sinne der Verträge von 1815, die conservativen und die liberalen Neigungen, die sich in dem Wiener Cabinet kreuzten, sehr glücklich zu combiniren und das Gleichgewicht zwischen den Mächten erhalten zu können, dessen die österreichische Politik, gerade wenn sie ihre deutschen Ansprüche durchsetzen wollte, so dringend bedurfte. Es war ein Moment, wie er sich seit Olmütz nicht wieder dargeboten hatte, um den Angriff auf Preußen zu erneuern. Von allen Seiten drängten sich die Bundesgenossen herbei. Schon hielten es nicht bloß die deutschen Mittelstaaten, sondern auch die meisten der kleinen Höfe, die sich in der Union um Preußen

geschaart hatten, mit dem Kaiser; im Juni erschien der Stern der liberalen Partei unter den deutschen Fürsten, Ernst von Coburg und Gotha, in Wien, um mit Oesterreich die Unionspolitik zu machen, für die sich ihm Preußen soeben erst schroff versagt hatte. Daß in der Nation selbst die Großdeutschen, ob liberal oder clerical gestempelt, sämmtlich in Habsburgs Lager waren, braucht keiner Worte; aber auch die Reihen der kleindeutschen Partei fühlten sich durch die furchtbare Spannung erschüttert, und wenn sie nicht für Oesterreich streiten wollten, standen sie doch rathlos einer Lage gegenüber, bei der sie alle ihre Ideale in die Hände ihrer Gegner, den Staat ihrer Wahl aber der finstersten Reaction verfallen sahen.

So entschloß sich Franz Joseph, die Gunst des Augenblicks auszunutzen und die große Action ins Werk zu setzen, zu der ihn sein ungestümer Minister drängte. Ein alter Radicaler, Julius Fröbel, derselbe, der einst in der Wiener Revolution kaum den Kugeln auf dem Sandhaufen entgangen war, die seinen Parteigenossen Robert Blum zu Boden rissen, mußte im Verein mit ein paar Convertiten aus dem „Reich“ an dem Projecte arbeiten, das die Legitimität mit der Freiheit, die Ansprüche Oesterreichs mit den Forderungen des nationalen Staates versöhnen und ohne Kampf, in friedlicher Vereinigung, auf einem Fürstencongreß in der Stadt des Bundestages und der Kaiserkrönungen und unter dem Vorsitz des Erben der letzten Kaiserdynastie, das neue Deutschland begründen sollte.

Niemand sah der neuen, so stürmisch andrängenden Gefahr gleichmüthiger entgegen als der, den sie in erster Linie bedrohte. Bismarck hatte lange genug zu Frankfurt in der Brandung gestanden, um nicht zu wissen, daß man ihren Anprall am besten mit dem Rücken parire. Immer noch, so oft er die Kehrtwendung gemacht, noch zuletzt im Januar, war der Anlauf der Gegner ins Stocken gerathen und Verwirrung und Uneinigkeit in ihren Reihen ausgebrochen. Er war sofort entschlossen, auch diesmal die so einfache Wendung zu wiederholen, und dem König nichts weiter anzurathen als eben sich abzukehren, sich, wie der Lieblingsausdruck des General Gerlach für solche Manöver gewesen war, zu „effaciren“ und es sodann den Bundesfreunden zu überlassen, wie sie unter sich mit dem Neubau Deutschlands fertig würden. „Ich betrachte“, schrieb er an Herrn v. Sydow, „das österreichische Reformproject als eine Schaumwelle, mit welcher Schmerling mehr noch ein Manöver der inneren österreichischen Politik als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangirt dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten und fingirt ihm Erfolge der constitutionellen Aera Oesterreichs. Von dem Dampf der Phrasen entkleidet ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstriren sollte, wie nicht einmal das zu Stande kommt . . . Einen Einfluß auf die Verhandlungen zu erhalten, empfiehlt sich jetzt noch nicht; wir müssen die Weisheit der Reformen sich erst ungestört offenbaren lassen.“

Der Kampf mit Gegnern, die er vor Augen hatte, erschreckte B. nicht; diese Aussicht hatte ihm von jeher nur den stolzen Muth erhöht, und die Hoffnung zu siegen. Wenn ihn im Augenblick doch vielleicht eine Sorge beschlich, so kam sie aus anderer Richtung, aus nächster Nähe, von Seiten des eigenen Monarchen. Wilhelm hatte bei dem letzten Versuch Oesterreichs, es Preußen am Bundestage abzugewinnen, an seinem Minister festgehalten. Denn damals hatten die Gegner das Recht des Bundes beugen wollen, und er hatte sich in seinem legitimen Empfinden, in seiner Würde als Monarch und als Preuße beleidigt gefühlt; der Zwist am Bundestage konnte ihm fast in demselben Lichte erscheinen wie der Kampf mit den Abgeordneten und mit seinem Sohne. Aber

von einer Vergewaltigung war bei dem neuen Versuch keine Rede; höchstens von einer Ueberrumpelung, bei der aber alle Formen des Rechts und selbst der Höflichkeit gewahrt waren. Der Kaiser selbst kam am 2. August nach Gastein, wohin König Wilhelm mit seinem Minister zur Nachcur von Karlsbad gegangen war; auf seinem eigenen Grund und Boden, als Hausherr gleichsam trat Franz Joseph dem Bundesfreunde entgegen. Sachlich bedeutete der Plan allerdings kaum etwas anderes als der Antrag am Bundestage vom December und Januar und ähnliche Entwürfe der Wiener Politik aus früheren Jahren; nur der Vorschlag, periodische Fürstencongresse zu veranstalten, die als eine Art Oberhaus zu einem Delegirtenparlament, natürlich unter Vorsitz des Kaisers, tagen sollten, enthielt ein wesentlich neues Moment; auf die Benutzung der Majorität am Bunde zur Vergewaltigung Preußens kam, wie früher, Alles hinaus. Aber der Kaiser forderte nichts, sondern bot an und lud ein, in Besprechungen, die zunächst ohne Zuziehung der Minister, von Fürst zu Fürst und in den verbindlichsten Formen geführt wurden. In der in Wien ausgearbeiteten Denkschrift war ausdrücklich betont, daß es ohne Preußens bundesfreundliche Mitwirkung für die Aufgabe der Reorganisation des Bundes keinen definitiven Abschluß gebe, daß Preußens Wille die Reform der Gesammtverfassung Deutschlands factisch und rechtlich verhindern könne. Auch in Beziehung auf Polen suchte der Kaiser zu beruhigen: er denke nicht an einen bewaffneten Angriff auf Rußland, und freue sich, daß auch England den festen Willen habe, nur diplomatische Mittel zur Unterstützung Polens zu verwenden. Freilich ward in dem Antrage der Bitte die Mahnung an Preußen hinzugefügt, der Pflichten gegen Deutschland eingedenk zu bleiben. Denn die Bundesverträge seien in ihrem Fundamente erschüttert und unfähig, den nationalen Neubau zu ertragen; der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten möchten, könne ihnen die dazu nöthige Festigkeit nimmermehr zurückgeben; lehne Preußen ab, benütze es die verneinende Kraft seines Veto, so könne sich der Bund in seiner Gesammtheit nicht aus seinem gegenwärtigen tiefen Verfalle erheben. So ward dem König die Verantwortung für alle innern und äußern Gefahren des gemeinsamen Vaterlandes zugeschoben. Auch betonte das Promemoria, und ebenso der Kaiser, daß Oesterreich seiner Pflicht auch ohne Preußens Beistand eingedenk bleiben werde; denn die Dinge seien in Deutschland so weit gediehen, daß ein absoluter Stillstand der Reformbewegung nicht mehr möglich sei, und die Regierungen, welche dies erkennten, würden sich zuletzt gezwungen sehen, die Hand an ein Werk der Not zu legen, indem sie sich zur partiellen Ausführung der beabsichtigten Bundesreform im Bereiche der eigenen Staaten entschließen, und zu diesem Zwecke unter Wahrung des Bundesverhältnisses ihrem freien Bündnißrechte die möglichst ausgedehnte Anwendung geben würden. Das war der Weg, den Preußen in der Union gegangen war, und zu dem B. selbst seinem König als einem nächsten Ausweg gerathen hatte. Und so war es überhaupt Preußens alte Stellung, welche Oesterreich jetzt occupirte. Zu seinen ruhmvollsten Erinnerungen rechnete König Wilhelm den Tag in Baden-Baden im Juni 1860, als er dem Kaiser Napoleon, von den deutschen Fürsten umgeben, aber ohne den Kaiser von Oesterreich, im Namen des legitimen und des nationalen Deutschland entgegengetreten war. Sollte er jetzt zugeben, daß Franz Joseph in Frankfurt diese Stellung einnehme, während er selbst schmollend bei Seite stand? Es war die Verleugnung seiner eigensten Politik, was ihm B. zumuthete. Zum ersten Mal sollte er vor aller Welt eingestehen, daß er auch die auswärtige Politik seines Ministers, um derentwillen er ihn so lange von sich fern gehalten, zu der seinigen gemacht habe, und ausdrücklich sich zu dem

Pacte bekennen, den er im Park zu Babelsberg stillschweigend eingegangen war. Kein Zweifel, daß Wilhelm schon in Gastein schwere Bedenken gehabt hat. Dennoch gelang es B., seinen königlichen Herrn festzuhalten. Bei den maßgebenden Besprechungen, die erst am 3. August stattfanden, gab Wilhelm eine Antwort, die fast einer Absage gleich kam. Zwar stimmte er der Nothwendigkeit einer Bundesreform ohne weiteres zu, aber den Plan eines Fürstencongresses erklärte er, zumal bei einem so frühen Termin, für bedenklich: eine Ministerconferenz, deren Beschlüsse durch eine Fürstenversammlung sanctionirt werden könnten, sei vorzuziehen — womit der Kernpunkt der österreichischen Vorschläge eludirt und alles auf die lange Bank geschoben war. Den Gedanken eines Delegirtenparlaments mit bloß berathender Stimme verwarf der König, und zwar vom conservativen Standpunkt aus: die Delegationen würden sogleich weitere Attributionen begehren, so daß von Anfang an die Uebereinstimmung gestört wäre. Wenn er aber meinte, daß vermittelst eines conservativen Wahlgesetzes von directer Volkswahl günstigere Resultate zu hoffen seien, so war das gewiß keine Politik, die im Sinne Oesterreichs als eine erhaltende gelten konnte: es war der Erisapfel des nationalen Parlaments, den Wilhelm damit hervorholte, und er befand sich damit im vollen Widerspruch zu der bestimmten Erklärung der Oesterreicher, niemals in eine einheitliche Spitze oder ein aus directen Volkswahlen hervorgehendes Parlament einwilligen zu wollen. „Denn", wie es in ihrer Denkschrift heißt, „solche Einrichtungen passen nicht für diesen Verein, sie widerstreben seiner Natur, und wer sie verlangt, will nur dem Namen nach den Bund, oder das, was man den Bundesstaat genannt hat, in Wahrheit will er das allmähliche Erlöschen der Lebenskraft der Einzelstaaten, er will einen Zustand des Uebergangs zu einer künftigen Unification, er will die Spaltung Deutschlands, ohne welche der Uebergang sich nicht vollziehen kann. Solche Einrichtungen kann Oesterreich nicht vorschlagen." In beiden Punkten, und ebenso in dem dritten, der Ablehnung des Bundesdirectoriums zu Fünfen, erkennen wir klar den Einfluß Bismarck's; Wilhelm kann gar nicht in die entscheidende Berathung mit seinem kaiserlichen Freunde eingetreten sein, ohne daß er sich vorher von seinem Minister hat instruiren lassen. Die Oesterreicher ließen sich jedoch nicht zurückhalten; noch am 3. Abends überbrachte ein kaiserlicher Flügeladjutant die officielle Einladung, die schon vom 31. Juli datirt war und auf den 16. August lautete, obwohl der König beim Abschied ausdrücklich verlangt hatte, daß vor dem 1. October jedenfalls nichts aus der Sache werden dürfe. Umgehend, schon am 4. August, erfolgte die Ablehnung. Statt des Fürstencongresses wurde darin die Ministerialconferenz vorgeschlagen. Der Gegenvorschlag mit dem Parlament aus der directen Volkswahl unterblieb, wie auch jede weitere Kritik des österreichischen Planes; dagegen wurde das conservative Moment stark hervorgehoben: die Sorge, das bestehende Maß der Einigung durch das Streben nach einem festen Bande zu gefährden, das Gute, das man besitze, dem Streben nach Besserem ohne Sicherheit des Erfolges zu opfern. Neben dem Schreiben ging ein Telegramm des Königs ab, und vielleicht auch noch ein zweiter Brief an den Kaiser, worin Wilhelm die Ablehnung durch die Rücksicht auf die dadurch nöthige Curunterbrechung noch besonders motivirt haben mag. Als trotzdem am 7. August eine neue Botschaft von dem Kaiser einlief, die den Vorschlag, sich durch einen Prinzen vertreten zu lassen, enthielt, lehnte der König abermals mit eigenhändigem Schreiben und noch am selben Tage ab. Der Kronprinz, dem der König geschrieben hatte, daß er ihn zu sehen wünsche, fast als sollte er ihm gegen B. beistehen, der aber erst jetzt telegraphisch berufen wurde, konnte

unter diesen Umständen nichts mehr ausrichten; schon am 13. August reiste er in sehr bedrückter Stimmung wieder nach Thüringen zu seinen Coburger Freunden zurück.

Sehr viel schwieriger gestaltete sich für B. die Lage, als gleich nach Beendigung der Verhandlungen in Gastein das königliche Hoflager nach Baden-Baden verlegt wurde. Wohl nicht ohne politische Nebenabsicht war Wilhelm in diesem Jahr in die österreichischen Bäder gegangen, die er noch niemals aufgesucht hatte, statt, wie er gewohnt war, in den Westen; in den liberalen Kreisen hatte man sogleich gemuthmaßt, daß der Minister ihn absichtlich von dem Verwandtenkreise in Baden fern halten wolle. Jetzt aber zog es den König dorthin, und der Wunsch, dem Centrum der gegnerischen Umtriebe in Frankfurt näher zu kommen, konnte die Reise ja auch politisch rechtfertigen; B. mußte ihn gewähren lassen und ihm ins Lager seiner Gegner folgen. Schon unterwegs, in München, bei der Königin Marie, dann in Wildbad bei der Königin Elisabeth, hatte er Gegenwirkungen auf den König zu bekämpfen. Der letzteren gegenüber, seiner alten Freundin, die persönlich in ihn drang, nach Frankfurt zu gehen, genügte seine Erklärung, daß er es, wenn der König darauf beharre, zwar thun, dann aber nicht mehr als Minister nach Berlin zurückkehren werde; sie hörte sofort auf, seiner Auffassung bei ihrem Schwager zu widersprechen. Bei den badischen Herrschaften aber hätte dies Argument nur die entgegengesetzte Wirkung ausgeübt. Denn diese wollten den König von seinem reactionären Minister gerade losreißen; sie folgten nicht, wie die beiden Königinnen, conservativen oder großdeutschen Neigungen, sondern wünschten, daß der preußische Monarch im Sinne der Union sich an die Spitze der Opposition stelle, die der Großherzog und seine paar kleindeutschen Freunde allein nicht aufrecht erhalten konnten. Und nun kam nach Baden aus dem Schoße der Fürstenversammlung selbst, im Namen des ganzen legitimen Deutschlands, die Einladung, die Wilhelm dem Kaiser soeben abgeschlagen hatte; sein alter, würdiger Freund, König Johann von Sachsen selbst überbrachte sie: „dreißig regierende Herrn und ein König als Courier“, rief Wilhelm aus: „wie kann man da ablehnen?“ Da kam es zu jener Scene leidenschaftlichster Aufwallung, von der B. später so oft erzählt hat, zu dem ersten schweren Ringen zwischen dem König und seinem Minister; erst um Mitternacht gelang es diesem, seinem Herrn die Unterschrift zu entreißen, durch die Wilhelm sich von der Haltung lossagte, zu der er sich drei Jahre zuvor an demselben Orte bekannt hatte. Aber nachdem er sich B. einmal ergeben hatte, konnte er nicht mehr zurück: der Gang nach Frankfurt hätte in der That das Ende der Politik bedeutet, auf die er sich am 22. September verpflichtet hatte. Und B. hat sicherlich dem König gegenüber kein Hehl daraus gemacht, daß es sich um die Wahl zwischen ihm und seinen Gegnern handele: die innere Politik, der Kampf zwischen Krone und Parlament hat ohne Frage am allerstärksten dazu mitgewirkt, daß sich Wilhelm seinem Minister unterwarf. Hierauf gingen die Dinge in Frankfurt genau so, wie B. sie vorausgesehen und berechnet hatte. Zwar die Mittelstaaten unter Führung Sachsens und Baierns hielten in allen Hauptfragen fest an Oesterreich und die Opposition blieb ohnmächtig: der Beschluß, den Bund für die Vertheidigung außerdeutscher Provinzen seiner Mitglieder, wenigstens mit zwei Drittel Mehrheit, zu verpflichten, eröffnete dem Kaiser die Aussicht, die deutschen Streitkräfte für Venetien oder auch im Orient verwenden zu können; Bundesgericht und ein Delegirtenparlament, dem man in Wien nachträglich, als Gegenmittel gegen das Nationalparlament, noch beschließende Gewalt in der Gesetzgebung beigelegt hatte, dazu das Präsidium Oesterreichs in Bundesrath und Direc-

torium wurden angenommen. Auch ein zweites Collectivschreiben an Preußen, in dem es zum Eintritt unter Beifügung des Verfassungsentwurfes aufgefordert wurde, fand die Billigung der hohen Versammlung. Aber Alles wurde dadurch in Frage gestellt, daß die Majorität, von der sich nur sechs kleine Staaten unter Badens Führung ausschlossen, doch nur so lange verpflichtet sein wollte, bis die nicht vertretenen Bundesglieder den Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder ihre Gegenvorschläge eröffnet hätten, und daß die Versammlung gegen den Wunsch Oesterreichs protestirte, im Falle der Verneinung den engeren Bund auf Grund des § 11 der Bundesverfassung zu schließen; um jeden Zweifel zu beseitigen, daß man auch unter Oesterreichs Fahne keine Unionspolitik treiben werde, wurde vielmehr ausdrücklich ausgesprochen, daß die Absicht auf Erlangung der Stimmeneinhelligkeit aller Bundesglieder, nicht aber auf Herbeiführung eines engeren Bündnisses gehe.

Schon waren die Preußen wieder in Berlin; der König war an Frankfurt vorübergefahren, während noch die Bundesfreunde dort tagten. Jetzt, im Besitz des Anschreibens und der Beschlüsse, bereitete B. seinen Gegenschlag vor. Vom 15. September datirt der von dem ganzen Staatsministerium unterzeichnete Bericht an den König, worin die Antwort auf die Anträge des Fürstentages gegeben war; ein paar Tage darauf ward er an die deutschen Höfe gesandt und in den Zeitungen veröffentlicht. Wir kennen bereits seinen wesentlichen Inhalt; in der Denkschrift von 1861 sind wieder alle Hauptsätze enthalten. Kernpunkt ist hier wie dort der Zwiespalt zwischen Preußens Stellung als Großmacht und einer Verfassung Deutschlands, die eine Centralgewalt herstellen will, der jeder Bundesstaat, ob groß oder klein, sich zu unterwerfen habe. Nur einer Gemeinschaft, die volle Selbständigkeit gewährleistet, kann Preußen angehören. In dem alten Bunde war dies, so lange wenigstens die Elemente der Rivalität und revolutionärer Zerrüttung fern blieben, möglich, weil es seine oberste Bestimmung war, die Unabhängigkeit seiner Mitglieder zu erhalten. Die Reformacte dagegen will durch den Mechanismus einer Mehrheitsabstimmung die Bundesglieder der Gesammtpolitik des Bundes unterwerfen, die sein Centralorgan bestimmen soll. Eine Lösung des Problems, die in der Theorie leicht, in der Praxis aber undurchführbar sei. Denn sie vernichte die Souveränität, sie schaffe Situationen, denen sich ein Großstaat der Natur der Dinge nach, um seiner eigenen Existenz willen, nicht unterwerfen könne; jeder Versuch, eine große politische Maßregel gegen seinen Willen durchzusetzen, werde nur sofort die Macht der realen Verhältnisse und Gegensätze zur Wirksamkeit hervorrufen; es wäre eine verhängnißvolle Selbsttäuschung, wenn Preußen sich zu Gunsten einer scheinbaren Einheit Beschränkungen seiner Selbstbestimmung auflegen wollte, welche es im gegebenen Falle thatsächlich zu ertragen nicht im Stande wäre; nur im Besitz des Veto und der vollen Parität mit Oesterreich würde Preußen einem Bunde mit so erweiterter Competenz angehören können. Auch dann aber, so fährt die Denkschrift, an der wir wieder die Geschlossenheit der Gedankenführung bewundern, fort, würde die Aufgabe einer Vermittlung der divergirenden dynastischen Tendenzen nicht gelöst sein. Das Element, welches berufen sei, die Sonderinteressen der einzelnen Staaten im Interesse der Gesammtheit Deutschlands zur Einheit zu vermitteln, werde wesentlich nur in der Vertretung der deutschen Nation gefunden werden können. Nicht aber in der Form, die in dem Frankfurter Projecte beliebt sei, einer Versammlung von Bundesabgeordneten, welche durch ihren Ursprung auf die Vertretung von Particularinteressen, nicht von deutschen Interessen hingewiesen sei, und dadurch, wie durch die Beschränktheit ihrer Befugnisse, jede Bürgschaft dafür vermissen lasse,

daß in der beabsichtigten neuen Organisation des Bundes die wahren Bedürfnisse und Interessen der deutschen Nation, und nicht particularistische Bestrebungen zur Geltung kommen werden: „Diese Bürgschaft kann Eurer Majestät Staatsministerium nur in einer wahren, aus directer Betheiligung der ganzen Nation hervorgehenden Nationalvertretung finden. Nur eine solche Vertretung wird für Preußen die Sicherheit gewähren, daß es nichts zu opfern hat, was nicht dem ganzen Deutschland zu Gute komme. Kein noch so künstlich ausgedachter Organismus von Bundesbehörden kann das Spiel und Widerspiel dynastischer und particularistischer Interessen ausschließen, welches sein Gegengewicht und sein Correctiv in der Nationalvertretung finden muß. In einer Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstab der Bevölkerung durch directe Wahlen hervorgeht, wird der Schwerpunkt, so wenig wie außer Deutschland, so auch nie in einen einzelnen, von dem Ganzen sich innerlich loslösenden Theil fallen; darum kann Preußen mit Vertrauen in sie eintreten. Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes sind wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dies Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung kommt, wird Preußen niemals befürchten dürfen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden."

So trat B. mit dem Programm, das er vor zwei Jahren dem König in Baden entwickelt hatte, abermals, und offener noch als im Januar, vor das Angesicht der Nation. Daß in einer Verfassung, in der der Wille der Nation, ihr Wille zur Macht zur Geltung kommen sollte, für Oesterreich kein Raum mehr war, daß damit der Keil in den Bund hineingeschoben wurde, der ihn auseinandertreiben mußte, und daß nur das Eisen den Neubau schaffen und sichern konnte, wußte der Minister, auch ohne daß er es in Gastein von dem Habsburger ausdrücklich vernommen hatte. Jedes Wort in diesen kraftathmenden Sätzen glich einer Schwertspitze, die auf die Brust des Rivalen gerichtet war. Dennoch fehlt in ihnen, wie in dem ganzen Bericht, gerade wie in der Denkschrift von 1861, jede Andeutung an Krieg und jedes unmittelbar drohende Wort. Ja, abgesehen von jenem Abschnitt über den Reichstag und der Forderung der Parität war das Memoire so gehalten, als ob es zugleich im Interesse Oesterreichs geschrieben sei; alle Einwürfe gegen das Frankfurter Project wurden im Namen beider Großmächte erhoben, und das Veto ebensogut für Oesterreich wie für Preußen gefordert: als ob man in Berlin ohne Ahnung davon sei, daß die Reformacte die deutschen Kräfte nur eben den Interessen Habsburgs unterwerfen wolle. Auch war über die Attributionen, die Preußen der Nationalvertretung bewilligen wollte, noch nichts gesagt; nur daß sie größer sein müßten als die untergeordneten und dennoch vagen und unbestimmten Befugnisse des in Frankfurt vorgesehenen Delegirtenhauses; nichts davon, daß Preußen sonst etwa auf ein Sonderbündniß bedacht sein, oder daß der König irgend welche Anträge dahin stellen werde. Im Gegentheil, wie es schon in Gastein geschehen, nicht ohne tadelnden Seitenblick auf das entgegengesetzte Verfahren der Oesterreicher, ward die conservative Tendenz hervorgekehrt: es sei nicht wohlgethan, das vorhandene Maß des Guten zu unterschätzen und bestehende Institutionen zu erschüttern, ehe das Bessere mit Sicherheit in Aussicht stehe. Formell ward nicht einmal die Ablehnung der Frankfurter Anträge ausgesprochen, sondern nur wieder, wie in Gastein und Baden-Baden, eine Ministerconferenz vorgeschlagen, deren Beschlüsse ja die Souveräne entweder einer Nationalvertretung oder auch der verfassungsmäßigen Einwilligung der Einzellandtage unterbreiten könnten. Das war also der Weg, der vor dreizehn Jahren in Dresden versucht und gleich

damals so völlig gescheitert war. Daneben aber wird in dem Bericht noch in eine andere Richtung hingewiesen, deren Einhaltung alle für Oesterreich bedrohlichen Reformen des Bundes, wie freilich auch die ihm günstigen, unnöthig zu machen versprach, und in der wir fast das Hauptziel, das B. sich in diesem Augenblick gesteckt hatte, erkennen möchten: das war der Weg der Verständigung beider Großmächte auf dem Boden der vollen Parität. Daß Oesterreich ihn nicht aufgesucht, ist der Vorwurf, der ihm in dem Berichte gemacht wird: im Rückblick auf den Ursprung des Fürstentages hält B. dem Wiener Cabinet darin vor, daß es von Anfang an nichts anderes beabsichtigt habe als Preußen zu isoliren und ein Sonderbündniß zu schließen. Jetzt, da dieser Versuch gescheitert ist, streckt er dem Rivalen die Hand entgegen: auf der Basis ihrer großmächtlichen Stellung mögen Preußen und Oesterreich gemeinsam über Deutschland herrschen: nur mit dem Einverständnisse der beiden Großmächte dürfe der Bund in die Beziehungen der europäischen Politik eingreifen: nicht auf der gezwungenen, oder geforderten und doch nicht zu erzwingenden Unterordnung der einen Macht unter die andere, sondern auf ihrer Einigkeit beruhe die Kraft und die Sicherheit Deutschlands.

Daß hieß ja nun freilich für die Wiener Staatskunst den Wagen völlig herumwerfen, die Bundesgenossen, die man soeben noch triumphirend um sich gesammelt, verlassen, aus dem vollen Strom des nationalen Enthusiasmus herauslenken und vor der Welt erklären, daß Alles nur ein holdes Spiel der Einbildungskraft, eine Fata Morgana, ein glänzendes Feuerwerk gewesen sei. Aber ein drittes gab es nun einmal diesem Gegner gegenüber nicht. Es war die Alternative, die B. bisher noch allen seinen Rivalen, und gerade Oesterreich immer von neuem gestellt hatte. Sie hieß: Mitgehen oder Kämpfen.

Zum Kampf jedoch war Oesterreich nichts weniger als aufgelegt oder auch nur im Stande. Ebenso seine äußeren wie die inneren Verlegenheiten verboten es ihm in diesem Moment unbedingt. Auf dem deutschen Schauplatz befand es sich bereits mit seinem ganzen Anhange in völliger Deroute. Der kleindeutsch gesinnte Liberalismus, den es einen Moment hinter sich hergezogen, hatte schon in Frankfurt den Kampf aus eigener Kraft wieder aufgenommen; die 300 deutschen Abgeordneten, die dort gleichzeitig tagten, secundirten tapfer der kleinen Opposition im Fürstenrathe und forderten in volltönenden Reden und Beschlüssen Nationalparlament und Reichsverfassung. Danach fielen auch die Mittelstaaten, die, solange Hoffnung auf die Unterwerfung Preußens bestanden, treu zu Oesterreich gehalten hatten, in die Neutralität zurück. Sie waren noch bereit, das Wiener Cabinet in der Beantwortung der preußischen Denkschrift zu unterstützen, und schickten deshalb ihre Minister zum 23. October nach Nürnberg; als aber Rechberg sie hier noch einmal zu dem engeren Bündniß aufforderte, wollten sie von nichts hören. Nur in der Balance zwischen den rivalisirenden Großmächten blühte ihr Weizen; sie wollten weder Oesterreichs noch Preußens Vasallen sein. Sodann aber hatte sich der europäische Horizont, an dem Oesterreichs Gestirne im Sommer so günstig gestanden für dasselbe arg verfinstert. Die Wendung war auch hier dadurch herbeigeführt worden, daß den Demonstrationen keine Thaten gefolgt waren. Rußland machte es wie Preußen: es verachtete die Drohungen, hinter denen keine Waffen standen; den groben Noten setzte es gröbere entgegen und schlug auf die polnischen Rebellen mit verdoppeltem Eifer los. Die Folge war, wie in Frankfurt, Lahmlegung des Angriffs und Entzweiung der Alliirten. Napoleon fühlte sich aufs tiefste verletzt: während ihm Polen aus den Fingern glitt, sah er Oesterreich bei der Arbeit, ganz Deutschland unter sich zu vereinigen: nicht nur alle Basen seiner eigenen Stellung, sondern die Traditionen Frankreichs

selbst mußten dadurch zerstört werden; am Rhein wie in Italien wäre sein Einfluß untergraben worden. Schon Ende August konnte Goltz die Wandlung der französischen Politik signalisiren: er sei, schrieb er, mit Cäsar Ein Herz und Eine Seele, noch niemals seit dem Beginn seiner Mission habe er ihn so liebenswürdig und vertraulich gefunden. Diese unglückliche polnische Frage, so sagte Napoleon zu dem Gesandten, sei der einzige Differenzpunkt, der ihn von Preußen trenne; er gäbe viel darum, wenn man ihn aus der Welt schaffen könnte. Er bat um Preußens Vermittlung bei den Russen. Es sei, erklärte Drouyn de l'Huys, der die Schwenkung seines Herrn sofort mitmachte, der lebhafte Wunsch des Kaisers, mit Preußen gemeinsam etwas zu thun. In der That versprach B., indem er umgehend für so viel Wohlwollen dankte, in Petersburg zu intercediren und ließ, wie es scheint, darüber wirklich an der Newa sondiren. Das selbstbewußte Memorandum Gortschakow's vom 9. September, welches in brüskem Ton alle Pacificationsideen verwarf, verstärkte nur die alte Neigung des französischen Kaisers zu einem Staatsmann, der so viel besser auf seine Intentionen einzugehen wußte: Ihr gehörtet, sagte er dem Grafen Goltz, in der polnischen Sache zu meinen Gegnern; aber Euer Verfahren war klar und offen; bei Euch ist man stets sicher darüber, was man zu erwarten hat. Er war entschlossen, es den ungetreuen Freunden an der Donau bei der nächsten Gelegenheit heimzuzahlen.

So wurde das Wiener Cabinet durch das doppelte Fiasco seiner deutschen wie seiner europäischen Politik von selbst der Bahn zugedrängt, die ihm B. allezeit offen gehalten hatte. Die Schwenkung kam zunächst im Innern zum Ausdruck: Schmerling's Einfluß sank so rasch wie er gestiegen war; wenn er auch noch im Ministerium blieb, denn man wollte die Brücken nach dem Reich nicht völlig abbrechen, so gerieth die Führung der österreichischen Politik doch ganz in die Hände seines Rivalen, dessen conservative Politik die einzige war, die Oesterreich für B. bündnißfähig machen konnte. Schon in Nürnberg sagte Rechberg es den mittelstaatlichen Collegen rund heraus, daß der Weg nach Berlin für Oesterreich nicht weiter sei als für sie selbst. Nicht lange, so mußte der Minister eingestehen, daß für seine Regierung überhaupt kein anderer mehr gangbar war. Am 5. November wurden von Paris Einladungen des französischen Kaisers abgeschickt an sämmtliche Souveräne Europas bis auf Papst und Sultan hin, sich in seiner Hauptstadt zu einem Congreß zu vereinigen. Der Streich war vor allem gegen Oesterreich gerichtet. Es war der Gegenschlag gegen Frankfurt: wie dort die deutsche Frage den deutschen Fürsten, so sollten an der Seine alle Fragen des Erdtheils dem höchsten Schiedsgericht seiner gekrönten Häupter unterbreitet werden. Denn, so verkündigte die Thronrede des französischen Kaisers an demselben Tage: die Verträge von 1815 haben aufgehört zu bestehen. Das hieß, nichts war deutlicher, die italienische Frage ward aufs neue zur Discussion gestellt. Diese drohende Wendung Frankreichs war es, die den Entschluß der Wiener Regierung zur Reife brachte: von England angetrieben, erklärte Rechberg dem preußischen Gesandten, Herrn von Werther, daß Oesterreich auf die Bundesreform keinen Werth mehr lege; es gebe heute wichtigere Dinge, wenn Preußen, wie er denke, mit Oesterreich das gleiche Interesse an der Anerkennung der Verträge von 1815 habe.

Schleswig-Holstein.

In diesem Augenblick wurde die schleswig-holsteinische Krisis, die sich seit dem dänischen Märzpatent immer schärfer zugespitzt hatte, acut: am

15. November starb König Friedrich VII. als der letzte seines Hauses; am 18. wurde sein Nachfolger, der Glücksburger Christian IX., durch Ministerium und Volk gezwungen, die Verfassung zu unterzeichnen, welche die Herzogthümer auseinander zu reißen und wenigstens Schleswig dem Dänenjoch endgültig zu unterwerfen bestimmt war. Die Nation wie die Regierungen Deutschlands waren damit vor die Entscheidung gestellt. Nahm man diese neue Herausforderung ruhig und ohne Gegenwehr hin, so war der Bruch der Londoner Verträge so gut wie legalisirt und die nationale Ehre tiefer gedemüthigt als je zuvor. Von dem Auslande, den Mächten, die das Londoner Protokoll garantirt hatten, war nichts zu erhoffen; im Gegentheil, man mußte fürchten, sie eher auf der Seite Dänemarks zu finden. Nur vom deutschen Boden her war der Widerstand zu organisiren.

Für Oesterreich kam die Krisis drei Monate zu spät. Wäre sie im Sommer eingetreten, zu der Zeit, da man in Wien mit der Hochfluth der nationalen Bewegung gegangen war, so hätte Schmerling's Stellung eine gewaltige Stärkung erfahren müssen, und wir können wohl fragen, ob es dann selbst für B. möglich gewesen wäre, den König von einer Sache fern zu halten, in der dieser noch viel mehr als im Fürstentage die legitimen und die nationalen Interessen verbündet sah, und der seine Sympathien seit Jahren zugewandt waren. Aber diese Wasser waren nun eben abgelaufen, und Oesterreich befand sich bereits in der andern Fahrrinne. Wie hätte es so plötzlich den Weg zurückfinden, nach wenigen Tagen bereits widerrufen können, was es soeben eingeräumt hatte! Mehr noch die äußere als die innere Lage machte es ihm unmöglich; nicht bloß Rußland und Frankreich, und gewiß auch Preußen hätte es gegen sich gehabt: den einzigen Freund, auf den es halbwegs zählen konnte, England, sah es ganz im dänischen Lager. Also blieb der Wiener Diplomatie nichts übrig als der Richtung zu folgen, die B. ihr dictirte und die nun gegen den vollen Strom des nationalen Empfindens anging. Der preußische Minister dagegen hatte auch in der schleswig-holsteinischen Frage niemals einen andern Kurs gesteuert. Und er kannte dies klippenreiche Fahrwasser von Frankfurt her aus dem Grunde. War er doch um die Zeit der Londoner Conferenzen ins Amt getreten und dort immer im Sinne ihrer Beschlüsse thätig gewesen; er selbst hatte die Verhandlungen mit Herzog Christian geführt, die diesen zum persönlichen Verzicht auf die Herzogthümer gebracht hatten. Seine Rathschläge waren immer dahin gegangen, Zurückhaltung in dieser dornigsten aller Fragen der preußischen Politik zu üben. Er sah auch sie unter keinem andern Gesichtspunkt an als dem des preußischen Interesses und der großmächtlichen Politik; ja er hielt an diesem Maßstab um so peinlicher fest, als sie mehr als jede andere deutsche Frage europäischen Charakters und, wie er niemals bezweifelt, nur durch Krieg wirklich zu lösen war. Denn, so hatte er in einem seiner Gutachten geschrieben, das der Minister Manteuffel nach dem Krimkriege von ihm eingefordert hatte, der Erfolg werde stets von den Entschlüssen der fremden Großmächte abhängen; es sei also jede Maßregel zu vermeiden, welche diesen den Anlaß zu einer feindlichen Einmischung geben könnte. Es lag ihm zunächst mehr daran, die Wunde offen zu halten, als sie zu schließen: denn es sei sehr zweifelhaft, ob Preußen dabei bestimmte Vortheile für sich gewinnen könnte; keinesfalls hätten wir einen Grund zu dem Wunsch, daß die Holsteiner unter ihrem Herzoge sehr glücklich lebten; sie würden dann gar kein Interesse mehr an Preußen haben, während uns ein solches Interesse gelegentlich sehr nützlich sein könnte. Dazu paßte es sehr wohl, daß B. zwar in die Proteste gegen die fortgesetzten Verletzungen der Londoner Verträge durch die Kopenhagener Regierung zu Zeiten einstimmte, und daß er schon ein schärferes

Vorgehen ins Auge faßte, zugleich aber stets betonte, daß man niemals einen Schritt, der Europa reizen könne, thun dürfe, ohne Oesterreich zur Seite zu haben.

Die Politik der Neuen Aera hatte den umgekehrten Weg eingehalten, und noch Graf Bernstorff hatte, mehr wieder als es der conservativen Richtung seiner innern Politik entsprach, gerade in dieser Frage die nationale Saite anschlagen zu müssen geglaubt. B. aber war nach dem Eintritt ins Ministerium sofort wieder in seine alte Richtung eingelenkt, entschlossen, darin sowohl dem Andrang der öffentlichen Meinung wie den Intriguen der Wiener und der Würzburger Regierungen gegenüber zu verharren, bis die europäische Constellation eine den preußischen Interessen günstige Figur erhalten habe. So lange also die polnische Krisis währte und Oesterreich die Bundesreform betrieb, hielt er sich im Hintergrund. Er ging mit, als der Bundestag am 9. Juli die Execution in Holstein in Aussicht nahm, falls nicht das Märzpatent von Dänemark zurückgezogen und eine Gesammtverfassung vereinbart würde, die den europäischen Verträgen und den Rechten der Herzogthümer entspräche; und er schloß sich auch von den verschärften Beschlüssen im Herbst nicht aus, nachdem die Dänen jene Aufforderung mit der Ankündigung der Verfassung für Dänemark-Schleswig beantwortet hatten. Als dann aber von seiten der dänischen Conservativen und von England her Vermittlungsanträge an ihn gebracht wurden, lehnte er diese keineswegs ab, sondern war sofort bereit, in ihrem Sinne zu wirken, und die Execution, der Preußen in Frankfurt seine Stimme gegeben, zu hintertreiben. Es ist behauptet worden, B. habe damals Dänemark unter der Hand direct dazu angereizt, im Widerstand gegen die deutschen Forderungen zu verharren, damit er es auf diese Weise immer mehr ins Unrecht treibe. Daß sein Vorgehen dazu mitgewirkt hat, ist gar nicht zu bezweifeln; und ebenso wenig, daß er die dänische Halsstarrigkeit mit in Rechnung gezogen hat; schon aus dem Juni 1863 haben wir die Aeußerung von ihm, daß Dänemark der Aufforderung, das Patent vom 30. März zurückzunehmen, höchst wahrscheinlich nicht nachkommen werde, da ein solcher Gehorsam einen vollständigen Systemwechsel in Kopenhagen voraussetze. Doch brauchen wir ihm deshalb noch nicht jenen macchiavellistischen Tric zuzuschreiben, von dem sich jedenfalls in den preußischen Acten bisher nichts hat nachweisen lassen. Seine Stellung im October erklärt sich völlig aus der Gesammthaltung seiner Politik. Wie die Dinge lagen, boten ihm die Londoner Verträge in jedem Falle das was er brauchte. In dem alten Bunde, und zumal, so lange Oesterreich über die Majorität gebot, lag es nicht im Interesse Preußens, einen Krieg zu führen, um im günstigsten Falle in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der aus Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten am Bunde gegen Preußen stimmen, und dessen Regierung ein bereitwilliges Object österreichischer Umtriebe sein würde, ungeachtet aller Dankbarkeit, die er Preußen für seine Erhebung schulden möchte. Erst wenn die deutsche Politik von Berlin her dirigirt würde, wollte der Minister den sicheren Boden der europäischen Verträge verlassen. Das hinderte nicht den Wunsch in ihm, Dänemark in Conflict mit den Garantiemächten zu sehen. Gerade weil er den europäischen Charakter der Frage behaupten wollte und nur auf die Stellung der Großmächte blickte, mußte es ihm lieb sein, die Kopenhagener Regierung vor Europa als vertragsbrüchig denunciren zu können; um so conservativer erschien Preußens eigene Haltung, und um so weniger konnten die Mächte dreinreden, wenn es sich von Verträgen, an die der Gegner nicht zu fesseln war, lossagte. Wie wir aber bei den Entschlüssen des großen Staatsmanns sehr oft mehr als ein, ja wohl eine ganze Reihe von Motiven

wahrnehmen können (denn er that keinen Schritt, ohne sich nach allen Seiten umzusehen), so auch hier. Es waren die Tage, da Oesterreich seinen letzten Anlauf machte, um die kleinen Regierungen hinter sich her zu ziehen; dazu gehörte aber auch der Bundesbeschluß vom 1. October, bei dem der Präsidialgesandte Freiherr v. Kübeck an patriotischem Eifer Allen vorangeleuchtet hatte. Dies Feuer zu löschen gab es für B. kein besseres Mittel, als wenn er England für sich gewann und also Zwietracht zwischen Oesterreich und seinem letzten Freunde säte.

Sobald sich jedoch Oesterreich auf den Wegen Preußens befand, vertauschten die Rivalen ihre Rollen. Jetzt hätte die Wiener Diplomatie, die mit England sofort neue Fühlung gewann, am liebsten Alles gelassen wie es war. Denn für sie gab es an der Eider nichts zu holen; ihre Interessen lagen im Süden; nur die deutsche Frage, der Wunsch, mit den kleinen Regierungen und der nationalen Stimmung in Fühlung zu bleiben, ließ es ihr überhaupt räthlich erscheinen, sich für die Herzogthümer zu echauffiren; nur um nicht ganz dahinten zu bleiben, folgte sie den Lockungen Preußens; und immer blieb sie in Furcht, weiter als es ihr lieb sein konnte, vertieft zu werden. B. zeigte sich eifrig, den Freunden diese Besorgniß zu nehmen, aber so genau er sich an die Londoner Verträge hielt, ließ er doch von Anfang an durchblicken, daß es Preußen leichter falle, dieselben aufzugeben; es war einer der Fäden, aus denen er das Leitseil drehte, an dem er Oesterreich hinter sich herzog. Fortan war er der Führer, sowohl wenn er der nationalen Bewegung nachgab als wenn er gegen sie anging. Beides war, so lange er Oesterreich zur Seite hatte, gegen dessen eigenstes Interesse; er brachte es das eine Mal mit sich selbst, das andere Mal mit der Nation in immer neue und ärgere Conflicte. Ihm selbst aber gereichte Beides zum Vortheil; er konnte nach Belieben, denn Preußen war stark genug dazu, den Strom aufhalten oder fortschießen lassen: er hatte den Hebel der Schleuse in der Hand. Von ihm stammte der Antrag an den Bund, zu dem jetzt Rechberg die Hand bot, die Execution so rasch, wie es die Bundesgesetze irgend verstatteten, in Vollzug zu setzen (28. November). Er redigirte die identische Note vom 4. December, welche die Mehrheit der Regierungen dazu brachte, sich noch einmal dem Willen ihrer Vormächte zu unterwerfen, und die Instruction für die beiden Civilcommissare, welche das eroberte Land im Namen des Bundes verwalten sollten. Solche Vorschläge Rechberg's, die, wie die Forderung an den Bund, Herzog Friedrich aus Holstein hinauszuweisen, auf Eindämmung der nationalen Strömung abzielten, unterstützte B., oder er gab ihnen, wie dem Antrag vom 28. December, Schleswig zum Schutz der Londoner Verträge in Pfand zu nehmen, eine Wendung, die Oesterreich nur tiefer in die Verwicklung hinein und dem Bruche mit Dänemark zuführte; daß dieselben von der Majorität abgewiesen wurden und der Alliirte Preußens mit seinen ehemaligen Freunden und der öffentlichen Meinung Deutschlands in noch stärkeren Zwiespalt gerieth, paßte ganz in Bismarck's Spiel: um so mehr stellte sich die Ohnmacht der Kleinen heraus, und um so näher wurde Oesterreich an Preußen herangezogen. B. wußte Alles zu seinem Vortheil zu kehren, den Trotz der Kleinstaaten und den Druck der nationalen Bewegung, die conservativen Interessen und die Drohungen des Auslandes, vor allem auch Napoleon's Umtriebe an den deutschen Höfen, die ganz gegen Oesterreich gerichtet waren. Von ihm ging am 5. Januar auch der entscheidende Schritt aus, der Erlaß an Werther, durch den er das Wiener Cabinet aufforderte, gegen den Willen des Bundes die Action in Schleswig einzuleiten, womit das Kriegsbündniß beider Mächte

herbeigeführt wurde. Es war, wie B. mit berechtigtem Stolz dem Grafen Goltz auf dessen Vorwürfe entgegenhalten konnte, in der That „noch nicht dagewesen, daß die Wiener Politik in diesem Maße en gros und en détail von Berlin aus geleitet wurde".

Wohin gingen aber die Absichten des großen Ministers in diesen Wochen, welche die Reihe der Actionen einleiteten, die in der Spiegelgallerie des Königsschlosses zu Versailles ihren krönenden Abschluß erhalten haben? Hat B. bereits damals den weiten und an Krümmungen reichen Weg bis zum Ziel hin überblickt? Wußte er, daß die Freundschaft mit Oesterreich in der Entzweiung endigen würde? Leitete ihn am Ende schon der Gedanke, die Fessel selbst, die er Oesterreich um den Nacken warf, dereinst zu benutzen, um es zum Straucheln und zum Fallen zu bringen? Fragen, auf die uns die Acten vielleicht niemals eine ganz deutliche Antwort geben werden. Denn diese sind immer nur auf den Moment und den Empfänger berechnet, und oft genug dazu bestimmt, die Absichten des Ministers zu verbergen, statt sie zu enthüllen; nur die sorgsamste Interpretation wird ihren Sinn und Zusammenhang errathen können. Wie hätte sich auch B. gegen irgendwen über das letzte Ziel seiner Politik unumwunden äußern können, da alle Welt andere Wege suchte als er. Der König war mit seinen Gefühlen mehr als je in dem andern Lager; er empfand diesmal kaum anders als sein Sohn, der mit seiner Gemahlin aus dem freiwilligen Exil in England herbeigeeilt war, um für seinen Freund und Vetter einzustehen und den Vater aus den Händen des Ministers zu befreien. Von allen Seiten drängten sich die offenen und occulten Einflüsse, die gegen B. arbeiteten, an das bestimmbare Herz Wilhelm's heran. Daß die Liberalen die Gelegenheit wahrnahmen, um in dem neuen Abgeordnetenhaus, in das sie mit einer durch den Wahldruck der Regierung kaum verminderten Majorität wieder eingezogen waren, ihre Angriffe gegen den Verhaßten zu erneuern, braucht nicht gesagt zu werden. Aber der Kampf mit diesen Gegnern machte dem Minister stets die geringste Sorge; er kam ihm wie früher bei dem König eher zur Hülfe; denn da ihr Widerspruch sich immer zugleich gegen das innere System richtete, bot er willkommenen Anlaß, um dem König den antimonarchischen Charakter der Opposition zu denunciren. Viel bedenklicher war es, daß auch die conservative Partei in dieser Frage schwankend geworden war. Zumal in der Armee, deren Stimmungen in dem Herzen des Königs stets den lebhaftesten Widerhall weckten, griff die Besorgniß um sich, daß Preußen unter dem gegenwärtigen System abermals in seiner Waffenehre compromittirt werden könne; meinte doch sogar Roon anfangs, man müsse die „legitimen" Ansprüche des Augustenburgers sofort anerkennen. Als letzterer im November selbst nach Berlin kam (es war der erste Schritt den er that), um seine Rechte anzumelden und das Fürwort des Königs zu erbitten, hieß dieser ihn herzlich willkommen, drückte ihm seine volle Sympathie aus, und beklagte nur, daß Preußen zunächst an das Londoner Protokoll gebunden sei: er werde sich aber freuen, wenn es im Bunde überstimmt werde. So viel an ihm lag, hätte Wilhelm schwerlich etwas dagegen gehabt, wenn Preußen sich der Majorität gefügt hätte. Vier Wochen danach schickte Herzog Friedrich, schon von Kiel aus, seinen vertrauten Rath Samwer an den königlichen Hof, mit einem Brief, der die Reise in sein Erbland entschuldigen und abermals des Königs Hülfe für sein Land und Volk anrufen sollte. Damals war der Wind bereits umgesprungen: die Allianz Preußens mit Oesterreich war soeben fertig geworden, und der Herzog befand sich gegen den ausgesprochenen Willen beider Höfe und einer persönlichen Abmahnung Wilhelm's zuwider in der Stadt seiner Väter; daß der Bund den Antrag der Vormächte auf Ausweisung des

Prätendenten eben erst abgelehnt hatte, mußte den Conflict noch verschärfen. Dennoch gewährte der König dem Abgesandten eine Besprechung, ja er selbst suchte ihn dazu auf, in dem Hause seines Sohnes, ganz überraschend und heimlich, am Abend des 17. Januar; nur der Kronprinz und seine Gemahlin waren Zeugen. Sammer, der es verstand, die legitimen und conservativen Tendenzen in der Politik seines Herrn herauszustreichen, und seinen Worten sogar eine gegen Oesterreich gerichtete Färbung gab, erhielt eine Antwort, mit der er zufrieden sein konnte; der König versprach, daß der Prinz, wenn er nicht nach Schleswig gehe, geschützt werden solle, worin fast eine Zurückziehung des Ausweisungsantrages und die Unterwerfung unter den Willen des Bundes lag. Der Brief freilich, in dem der König Tags darauf das Begehren des Herzogs erwiderte, stand im schneidenden Contrast zu einem so gnädigen Bescheid; er sprach den schärfsten Tadel gegen den Herzog aus, dessen Vorgehen Preußen compromittiren und durch seine Verquickung mit unreinen, revolutionären Elementen das Eintreten für die Wünsche des Herzogs höchst schwierig machen müsse. Dem „Herrn Sammer", wie der herzoglich coburgische Geheimrath in dem Schreiben genannt wird, wurde dasselbe gar nicht anvertraut, da er sich amtlich als Vertreter des „Herzogs von Schleswig-Holstein" angekündigt hatte; es scheint durch die Post nach Kiel gekommen zu sein. Wir erkennen wiederum die Hand Bismarck's, zugleich aber, wie schwer es ihm geworden ist, den König auf seiner Linie festzuhalten. Drei Tage später begannen im Abgeordnetenhause die entscheidenden Debatten über die Anleihe. Der Entschluß, sie zu verwerfen, stand von vornherein fest. B. aber war nahe daran die Partie aufzugeben, nicht wegen der Opposition im Parlament, sondern weil der König sein Vertrauen mehr seinen Gegnern als seinen Dienern zugewandt habe. Er hatte in der Nacht vor der Plenarsitzung kein Auge zugethan. „Ich weiß eigentlich nicht", schrieb er an Roon, bevor er zum Dönhoffsplatz ging, „was ich ihnen sagen soll, nachdem so gut wie klar ist, daß Seine Majestät doch auf die Gefahr hin, mit Europa zu brechen und ein schlimmeres Olmütz zu erleben, sich schließlich der Demokratie und den Würzburgern fügen will, um Augustenburg einzusetzen und einen neuen Mittelstaat zu schaffen. Was soll man da noch reden und schimpfen? Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will. Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist mir's sehr, wenn's aufhört, das weiß Gott!" Und noch am 5. Februar theilte er dem Freunde mit, der König habe ihm in der Nacht geschrieben, und wolle ein neues Conseil angesetzt haben; die ganze Sache solle wieder umgeworfen werden, nachdem sie in Wien angenommen und von dort schon nach London mitgetheilt sei. B. hat in diesen Wochen die stärksten Mittel anwenden müssen, um den König hinter sich herzuziehen. Die Gerüchte, daß seine Stellung erschüttert sei, wollten nicht verstummen, und er selbst hat dem Monarchen kein Hehl daraus gemacht, daß er die Abweichung in die Augustenburgische Bahn mit seinem Abgange beantworten würde. Das Mittel, durch das er ihn festhielt, war wieder vor allem die Hervorhebung der conservativen, der monarchischen Interessen; seine Reden im Abgeordnetenhause, besonders die vom 22. Januar, in der er die Opposition der Liberalen mit dem Liberum Veto des polnischen Reichstages verglich und an das Nie pozvolam und den Rocher de Bronze des alten Soldatenkönigs erinnerte, waren ganz auf diesen Ton gestimmt. Und, man darf es aussprechen, die Furcht, den Halt im Innern zu verlieren, den ihm B. bot, hat Wilhelm auch diesmal mehr als jede andere Erwägung dahin gebracht, sich dem Willen seines Ministers zu fügen.

Dies Alles haben wir ins Auge zu fassen, um zu verstehen, wie geheim B. seine Absichten halten mußte. Goltz beklagte sich damals bei ihm bitter über den Terrorismus, mit dem er seine Gesandten verhindere, ihre Ansichten auszusprechen, und daß er sogar jeden derselben im Dunkel über die Auffassung der anderen halte. Dadurch werde eine Constatirung ihrer Uebereinstimmung unmöglich gemacht und der König nicht mehr en pleine connaissance de cause gesetzt; derselbe opfere dann leicht die Ansicht auf, zu welcher er ursprünglich neigte und von der er nun annehme, daß sie nur von Dilettanten, Professoren, Kreisrichtern und anderen Revolutionärs getheilt werde, während mehrere seiner eigenen Diplomaten, die er auf die wichtigsten Posten gestellt habe und die ihm daher doch einiges Vertrauen einflößen müßten, ganz derselben Ansicht seien; dies sei zwar nicht die parlamentarische, aber auch nicht mehr die monarchische Regierung, sondern die Dictatur des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Der Gesandte wiederholte damit lediglich die Anklagen, welche das Abgeordnetenhaus in seiner Decemberadresse vor das Ohr des Königs gebracht hatte. Aber er selbst arbeitete, wie B. ihm vorwarf, in jeder Weise, sogar in Immediateingaben daran, den König gegen den leitenden Minister einzunehmen: „Wie aber soll ich mich entschließen", schreibt B., „mich über meine letzten Gedanken frei gegen Sie herauszulassen, nachdem Sie mir politisch den Krieg erklärt haben und sich ziemlich unumwunden zu dem Vorsatz bekennen, das jetzige Ministerium und seine Politik zu bekämpfen, also zu beseitigen?"

Nur wieder unter dem Gesichtspunkt seiner Gesammtpolitik können wir auch in dieser Frage zu einem wirklichen Urtheil über die letzten Ziele des Ministers zu gelangen hoffen. Wir wissen aber, was er seit Jahren gesonnen und geplant hatte: daß er den Waffengang mit Oesterreich als eine Naturnothwendigkeit ansah, und daß ihm die Sanirung der deutschen Frage nur ferro et igni möglich schien. Wann die Krisis eintreten würde, war ihm verborgen, und gerade in diesem Augenblick wird er nicht viel danach gefragt haben. Nur über das Nächste war er sich gewiß. Er wußte, daß Bündnisse Interessengemeinschaften sind und daß sie sich lösen, sobald die Interessen der Contrahenten auseinander weichen: „Aber ich finde es für jetzt richtig", schrieb er an Goltz, „Oesterreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehen".

Daß B. gleich anfangs an die Annexion der Herzogthümer an Preußen gedacht hat, läßt sich nicht mehr bezweifeln, nachdem er selbst es so oft erzählt hat. Noch an seinem 80. Geburtstage hat er es vor der Deputation der Schleswig-Holsteiner bekannt: sein erster Gedanke sei damals gewesen: „de möt wi hebben". Jedoch hätte er sich, wenn es nicht anders zu machen war, auch mit der Personalunion unter der dänischen Krone begnügt, und jedenfalls diese Lösung der Constituirung eines neuen und selbständigen Kleinstaates, der die antipreußische Majorität am Bunde vermehrt hätte, bei weitem vorgezogen. Den Augustenburger von den Rockschößen seines königlichen Herrn abzuschütteln, war das nächste Ziel des Ministers. Denn dessen Einsetzung drohte ihm die Krone in die liberale Strömung hineinzureißen und Preußen einem neuen Olmütz entgegen zu führen: er hätte die Politik der freien Hand und die Führung verloren, die ihm der Anschluß von Oesterreich soeben erst verschafft hatte. Preußens Machtinteresse blieb der Pol, nach dem er das Steuer richtete, um so ausschließlicher, je stärker die nationale Woge an diesem Punkte rauschte. Er machte es wie der Bergsteiger, der vorsichtig tastend und Fuß bei Fuß setzend sich an der Bergwand emporhebt: keinen Schritt wird er vorwärts thun, bevor er festen Grund unter seinen Füßen fühlt und den Pickel

eingeschlagen hat; Pfad und Richtung mögen sich ändern, aber sein Ziel bleibt der Gipfel, aufwärts geht der Weg. Oder um bei einem Bilde zu bleiben, das einem norddeutschen Landedelmann näher liegt und das B. selbst damals gebraucht hat: „Ich treibe jetzt", sagte er zu seinem Freunde Wagener, „auswärtige Politik, wie ich früher auf die Schnepfenjagd ging, und setze nicht eher den Fuß vorwärts, als bis ich den Bülten, auf den ich treten will, als sicher und tragfähig erprobt habe." Es lag ihm zur Zeit mehr daran, nicht daneben zu treten, als vorwärts zu kommen; um so sicherer konnte er hoffen, zum Schuß zu gelangen.

Es glückte ihm schneller als seine liberalen Gegner, die er abgedrängt, je gehofft und seine neuen Freunde an der Donau gefürchtet hatten. Am 16. Januar ward das Ultimatum der Alliirten in Kopenhagen überreicht. Kaum war es abgelehnt, am 18. Januar, denn man hatte den Dänen auf Bismarck's Betreiben nur 48 Stunden Bedenkzeit gewährt, so begann der Aufmarsch. Ende Januar standen 30000 Preußen und 20000 Oesterreicher, unter dem Oberbefehl Wrangel's, an dem Grenzfluß; am 1. Februar erfolgte der Einmarsch in Schleswig; am 5. räumten die Dänen bereits das Danewirk, am 7. zogen die stürmisch nachdrängenden Deutschen in Flensburg ein. Nicht lange, so ward auch Jütlands Grenze überschritten und donnerten die preußischen Batterien auf Sundewitt; am 18. April gewannen die preußischen Sturmcolonnen auf Düppels Schanzen den frischesten Lorbeer des Krieges. Dänemark war auf die Kniee gezwungen und das Londoner Protokoll durch die Kanonenkugeln zerrissen. Den Britten, die noch allein in Europa an Hülfe für ihre dänischen Schutzbefohlenen dachten, war es ergangen wie den Bambergern und den Kreisrichtern im preußischen Abgeordnetenhaus: alle Drohungen ihrer Diplomaten und Parlamentsredner und der Lärm ihrer Zeitungen waren in den Wind gesprochen. Auch geschah es nur, um zu berathen und zu berichten, wenn sie jetzt die streitenden Parteien vor das Forum der Protokollmächte nach London einluden. B. war sogleich bereit, die Conferenz zu beschicken; nur daß er noch zuvor rasch die Ernte auf Sundewitt in die Scheuern brachte; er war, wie immer, um so höflicher in der Form, je fester er entschlossen war, nur den Waffen zu weichen.

Wie aber kam es, daß Europa, welches in dem ersten Kriege um Schleswig-Holstein so geschlossen gegen den Willen Deutschlands aufgetreten war, jetzt nichts als Worte machte? Als B. Oesterreich zum Mitgehen gewann, rechnete auch er noch mit der Opposition der Garantiemächte oder that wenigstens so, als ob er sie fürchte. Wir haben, sagte er, im Jahre 1849 erlebt, daß es übel ist, Einer gegen Vier zu stehen, Zwei gegen Drei ist ein besseres Verhältniß. Jetzt aber waren auch diese drei nicht mehr zusammen zu bringen. England und Frankreich waren ganz auseinander gekommen, täglich verschärften sich ihre Differenzen; Rußland aber, so groß sein Wohlwollen für Dänemark war, hätte sich doch niemals zu einer Politik entschließen können, bei der es Preußen gegen sich hatte, während sie England und Oesterreich zum Vortheil gereichte; die Verstümmelung Dänemarks erschien demgegenüber immer noch als das kleinere Uebel. In den liberalen Kreisen Deutschlands stellte man die Abwendung Napoleons von England gern als einen Racheact für die Enttäuschung hin, die ihm das Cabinet von St. James in der polnischen Frage und mit der Absage des Congresses bereitet habe. Aber solche persönlichen Stimmungen, mögen sie auch mitgewirkt haben, genügen doch nicht, um die Auflösung der im Sommer 1863 noch so engen Entente zwischen den Westmächten zu erklären. Man muß vielmehr auf die Verschiedenheit der Stellung zurückgehen, die beide Mächte zur deutschen Frage einnahmen, und somit direct auf

die Wendung, welche B. der preußischen Politik durch den Bund mit Oesterreich gegeben hatte. Dem Londoner Cabinet war die Allianz zwischen Wien und Berlin an und für sich sehr willkommen, ja eine der besten Combinationen, die man sich an der Themse wünschen konnte; wir sahen ja, wie eifrig von dort her an dem Zustandekommen des Bundes gearbeitet ward. Daß Dänemark wider Erwarten darunter leiden mußte, wurde freilich in Downing-Street schmerzlich empfunden, und so viel man mit Worten dagegen ausrichten konnte, wandte man auf; niemals hat sich die englische Anmaßung gröber und nichtachtender gegen uns äußern dürfen als in diesem Winter. Aber so weit, um Englands Schiffe in die Ostsee zu schicken, reichte der Zorn nicht; und nicht bloß die Whigs, die für ihren deutschen Kundenkreis und ihre Ministersessel fürchteten, sondern auch die Tories scheuten einen Krieg, der Deutschland gegen England vereinigen, den rivalisirenden Mächten aber freie Hand im Mittelmeer verschaffen mußte; Englands Interessen erheischten im Moment viel eher die Neutralisirung aller schlimmen Fragen, die im Schooß des Continents gährten. Vor allem Napoleon wäre für eine solche Politik nie zu haben gewesen. Denn sein Interesse an der deutschen Entwicklung bewegte sich in der umgekehrten Richtung. Der Frankfurter Fürstentag, der in England nicht ungern gesehen war, hatte in ihm, wie wir sahen, die stärksten Antipathien erweckt, so daß er sofort zu Preußen herumgeschwenkt war. Daß nun die deutschen Vormächte zusammenhielten, konnte freilich auch ihm nicht lieb sein; aber dies war nun einmal nicht zu ändern und immerhin doch etwas Anderes als der Versuch des Wiener Cabinets, das ganze Deutschland, Preußen sammt dem Bunde in den Dienst der habsburgischen Interessen zu stellen. Denn einmal bot das dritte Deutschland, zwischen seinen Großmächten eingekeilt und zur Nichtigkeit verurtheilt, Rheinbundshoffnungen dar; wie denn die Blicke der kleinstaatlichen Diplomaten sich sofort nach Paris gelenkt hatten; der Prätendent selbst hatte einen Moment auf den Beistand Frankreichs gerechnet. Sodann aber konnte eine Allianz, in der B. der Führer war, und die sich auf die norddeutsche, die preußische Interessensphäre beschränkte, dem französischen Kaiser nicht unwillkommen sein, der in B. von je her den Mann seiner Pläne gesehen und ihm schon vor sechs Jahren in Paris zu der Politik zugeredet hatte, auf die der preußische Minister jetzt loszusteuern schien. Voraussetzung für Napoleon blieb freilich, daß die Allianz beider Mächte niemals eine Richtung annehme, die der in Frankfurt intendirten ähnlich war. Aber diese Garantie gab ihm B., in dessen eigenstem Interesse es lag, eine solche Wendung zu vermeiden. Indem er Oesterreichs Hand annahm, verdoppelte er seine Liebenswürdigkeit gegen den französischen Kaiser. Die Einladung zum Congreß hatte er sogleich „im Princip“ angenommen und nur anheimgegeben, ob nicht ein vorausgehendes Einvernehmen der fünf Großmächte zweckmäßig sein und statt der Souveräne die Minister zusammenkommen möchten. Es war wörtlich die gleiche Antwort wie diejenige, die König Wilhelm in Gastein dem Kaiser Franz Joseph gegeben hatte, und kaum ernstlicher gemeint. Aber ihre Wirkung war die entgegengesetzte: Napoleon fühlte sich glücklich und dankbar; denn Preußen war die einzige Macht, von der ihm überhaupt ein Entgegenkommen auf seine Lieblingsidee bewiesen war. Und vor allem, B. wußte ihm die Sorge, daß Preußen in Oesterreichs Schlepptau gerathen könne, zu benehmen. Als der Kaiser Ende Januar den Grafen v. d. Goltz direct darauf interpellirte, ob die Gerüchte wahr seien, daß Preußen dem Wiener Hof dessen außerdeutsche Besitzungen garantirt habe, erhielt er ein promptes Nein, und alsbald erklärte er nach London, daß er sich dem Protest gegen den Angriff

auf Dänemark nicht anschließen werde. Um das österreichische Cabinet zum Einmarsch in Jütland fortzureißen, wurde im Februar von Berlin General Manteuffel nach Wien geschickt; aber seine Instruction wies ihn an, jede Erwähnung umfassenderer Allianzvorschläge zu vermeiden und, wenn sie von Rechberg angeregt würden, sie als außerhalb seines Auftrages liegend zu bezeichnen; nur im Nothfall und als seine persönliche Auffassung war es dem conservativen General erlaubt, durchblicken zu lassen, daß der König zwar schwerlich im voraus eine Garantie des Besitzstandes oder vertragsmäßige Verbindlichkeiten übernehmen, jedoch ein Bündniß mit Oesterreich für bestimmte Zwecke und bestimmte Fälle vortheilhaft erachten würde. In dieser Balance zwischen Wien und Paris mußte B. sich halten, so lange das Bündniß mit Oesterreich währte. Ich möchte nicht einmal glauben, daß er im December wirklich den Widerstand Europas gegen den dänischen Krieg erwartet oder doch so hoch bewerthet hat, wie er vor der Welt und besonders nach Wien hin davon zu reden liebte; von Anfang an wird er den Zwiespalt zwischen den Westmächten in Rechnung gezogen haben, es war sogleich eine der stärksten Karten in seinem Spiel. Wenn er nicht allein in die Krisis hineingehen wollte, so geschah es noch mehr in Rücksicht auf den Alliirten selbst, als aus Furcht, Europa zu reizen. Er mußte Oesterreich zur Seite haben, damit es nicht Preußen, wenn dieses isolirt und nur auf die Mittelstaaten und die nationale Bewegung gestützt vorginge, in den Rücken fallen könnte, so wie es in der Unionszeit geschehen war; während er zugleich kein besseres Mittel wußte, um die Wiener Politik sowohl mit Frankreich wie mit den Kleinstaaten und der Nation zu compromittiren. Nur auf dem Wege, den die Liberalen Preußen führen wollten, fürchtete er ein zweites Olmütz zu erleben. Es war ein klippenreiches Fahrwasser, aber B. war der Mann dazu, das Staatsschiff hindurch zu bringen. Gleich im April, noch vor Beginn der Conferenz, glückte es ihm, im tiefsten Geheimniß vor Oesterreich, von dem französischen Kaiser die Zusicherung zu erlangen, daß Frankreich die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten und die Annexion des deutschen Antheils an Preußen unterstützen würde, sobald, woran nicht zu zweifeln, die Forderung der Personalunion, dieses mittelalterlichen Bastardprojects, wie Napoleon es nannte, und die Einsetzung des Augustenburgers zu Fall gebracht worden wären.

So etwa war, im knappesten Umriß, die europäische Constellation beschaffen, als die Vertreter der Mächte in London zusammentraten. Dazu kamen nun die kriegerischen Erfolge, zumal Preußens, die Hartnäckigkeit oder wie man es nennen will der Dänen, die vergebens auf England bauten, und die Erregung des deutschen Volkes, die in immer höheren Wellen ging, je weiter die deutschen Waffen getragen wurden. Die Mittelstaaten waren völlig gedemüthigt, in dem Glashause des Bundes, wie B. ironisch sagte, nur durch ihre deutschen Vormächte vor der europäischen Zugluft geschützt. Aber die Nation selbst begann, durch den herrlichen Sieg gehoben, an die Erfüllung ihrer Träume zu glauben. Es waren sehr verschiedene Strömungen, die da durcheinander wirbelten. In Preußen griff bereits der Gedanke der Annexion, den der Liberalismus noch im Februar kaum der Discussion werth geachtet hatte, um sich. Und nicht bloß in solchen Kreisen, die der Regierung nahe standen: sogar jenseits der preußischen Grenzen meldeten sich Stimmen, welche die deutsche Nordmark für den mächtigsten deutschen Staat forderten. Die Opposition, soeben noch übermächtig und fest geschlossen, fing an sich zu lockern; aber auch die reactionäre Partei büßte ein wenig von ihrer principiellen Starrheit ein, ihre legitimistische Färbung wenigstens drohte zu verblassen. Auf beiden Seiten begannen die Extremen sich loszulösen, während die mittleren Schichten einander näher

kamen und sich verstärkten. Und schon wollten nicht Wenige unter den gemäßigten Liberalen, die Patrioten, denen die Größe und die Einheit des Vaterlandes in dem Kampfe der Parteien stets das höchste Ziel gewesen, und die gerade darum in dem Sturmlauf gegen B. die Vorkämpfer geworden waren, in ihm die starke Hand entdecken, die sie in den Jahren der Ohnmacht und der Schande herbei gesehnt hatten. Mächtiger freilich war noch die Richtung, die ein Paktiren mit dem Gewaltthätigen nicht für möglich hielt und nur im friedlichen Verein aller nationalen Kräfte die Wiedergeburt des Vaterlandes erblicken wollte: aber auch ihre Anhänger forderten, daß das Werk der Waffen nicht abermals durch die Diplomatie vernichtet und das deutsche Land nunmehr auf immer der Nation gewonnen werden müsse. Die Bewegung war so stark, daß sie auch den fremden Cabinetten imponirte, mehr fast als dem preußischen Minister; daß die Londoner Verträge noch möglich seien, wurde außer etwa in Kopenhagen kaum noch irgendwo in Europa geglaubt. Auch B. nahm jetzt diesen Factor mit in seine Rechnung auf. Es kam ihm nicht darauf an, nur die preußischen Stimmen zu hören; auch die ihm feindlichen Strömungen hieß er bei der augenblicklichen Lage willkommen: alle Hunde, welche bellen wollen, so schrieb er an den Präsidenten des Herrenhauses, Grafen Arnim von Boitzenburg, der im Einverständniß mit ihm eine Adresse für die Annexion in Umlauf gebracht hatte, müsse man gegen das Dänenthum auf der Conferenz loslassen; das gesammte Geläute der Meute wirke dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheine und daß letztere genöthigt würden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen könne. Schon hatte, am 12. Mai, Graf Bernstorff im Namen der deutschen Mächte die Erklärung abgegeben, daß, nachdem die Verträge von 1852 hinfällig geworden wären, Deutschland zur Erwägung jeder neuen Combination bereit sei, welche zu einem festen und dauernden Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen: worauf die Conferenz beschloß, in der nächsten Sitzung, am 17. Mai, anzuhören, welch' ein neues System die Deutschen jetzt vorzuschlagen gedächten. Damit war letzteren die Antwort zugeschoben. Aber in der durch B. inspirirten Erklärung, die Bernstorff am 17. vorlas, stand nur wieder, daß die Garantien, welche Deutschland fordern müsse, einzig zu finden seien in der vollständigen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen verbundenen Herzogthümer. Damit war die dynastische Frage, der Kernpunkt des Streits, abermals umgangen; die Worte erlaubten ebensowohl zur Noth an die Personalunion, wie an den Augustenburger oder irgend eine andere Candidatur zu denken. Da nun die Dänen erklärten, daß ihre Regierung sich niemals hierauf einlassen würde, nicht einmal um den Preis der Personalunion selbst, so war letztere endgültig gescheitert, bevor sie ausdrücklich vorgeschlagen oder gar discutirt worden war; und die Conferenz vertagte sich bis zum 28. Mai, um den Cabinetten zu neuen Erwägungen Zeit zu geben. Die erste Etappe, die sich B. und Napoleon gesetzt hatten, war erreicht. Und schon hatte Lord Russell dem Grafen Bernstorff bedeutet, daß England jetzt den einzigen Weg, der noch übrig bliebe, betreten und die Theilung des Landes nach Nationalitäten vorschlagen werde. Es war die letzte der drei Chancen, von denen Napoleon im April gesprochen hatte; die zweite, die Discussion über den Augustenburger, war damit übergangen; daß sie ganz eliminirt werden sollte, war nicht zu erwarten; im Gegentheil anzunehmen, daß sie Object der Conferenz werden würde, sobald eine Einigung über die Theilungsgrenze im Sinne der Neutralen erzielt wäre. Da ist es nun B. selbst gewesen, der, abweichend von seinem bis dahin festgehaltenen Entschluß, die Andern kommen zu lassen, den Stein ins Rollen gebracht und

die Augustenburger Candidatur in den Mittelpunkt der Discussion gerückt hat. Einen Vorstoß hatte er schon am 15. Mai gemacht, in einer Note an Bernstorff, die dann veröffentlicht wurde. Darin war nicht nur erklärt, daß die deutschen Mächte an die Verträge von 1852 nicht mehr gebunden seien, sondern auch ein Rechtsbedenken gegen das dänische Thronfolgegesetz von 1853 ausgesprochen, da es den Ständen der Herzogthümer niemals vorgelegt worden sei: eins der Argumente, die der Augustenburger für seine Ansprüche geltend machte. Diesem auffallenden Schritt folgte am 21. Mai, nach dem Einlauf der Berichte über die letzte Londoner Sitzung in Berlin, eine Depesche Bismarck's an Werther, worin der Prätendent dem Wiener Hof direct in Vorschlag gebracht wurde. Zwar nicht unbedingt; denn auch der Ansprüche Oldenburgs und der Annexionswünsche, die sich in Preußen, ja in den Herzogthümern selbst regen sollten, wurde Erwähnung gethan, und daß ein conservatives Regiment garantirt werden müsse, stark betont; Preußen würde andere Combinationen, falls Oesterreich ihnen zuneigen sollte, nicht ausschließen: aber die Interessen Deutschlands und der berechtigte Wunsch, in möglichst glänzenden nationalen Erfolgen ein festes Ergebniß der Allianz und ein Unterpfand für ihre Zukunft zu sichern, legten es dem Könige nahe, an den Erbprinzen von Augustenburg zu denken, dessen Erbfolge ohne Zweifel diejenige sei, die sich nach Lage der Dinge am leichtesten und ohne Gefahr europäischer Complicationen verwirklichen lasse.

Wohin gingen in diesem Moment die Absichten des Ministers? So lange hatte er den Augustenburger fern gehalten. Die seit dem Februar mehrfach erneuerten Annäherungsversuche desselben, die schließlich bis zur Anbietung einer Marine- und Militärconvention, Erhebung Rendsburgs zur Bundesfestung mit preußischer Besatzung, Eintritt in den Zollverein und Bau eines Nord-Ostseecanals mit freier Durchfahrt für die preußischen Kriegs- und Handelsschiffe gegangen waren, hatte er alle vereitelt. Wollte er jetzt wirklich von dem Wege ablenken, den er bisher eingehalten hatte? Oder sollte es nur ein Umweg werden, auf dem er zu dem Punkt zu gelangen hoffte, den er sich in der geheimen Verhandlung mit Napoleon an zweiter Stelle zu erreichen vorgesetzt hatte? Hat er den Effect, den dieser Schritt vom Wege machte, genau berechnet, und lag derselbe mit den ihm folgenden in einer Linie, oder war es ein Fehltritt, den zu verbessern er sich beeilt hat, sobald er bemerkte, daß der „Bülten“, auf den er den Fuß gesetzt hatte, nicht tragfähig war? Hat er die Antwort, die Oesterreich auf seine Depesche gab, gewünscht und vorausgesehen, oder vielleicht gerade gehofft, es zum Widerspruch zu reizen und dadurch um so sicherer die Ablehnung des Augustenburgers durch die Conferenz herbeizuführen? Er hätte dann überdies dem Alliirten in der öffentlichen Meinung Deutschlands die Schuld an dem Scheitern ihres Lieblingsplans zuschieben, die preußische Politik aber sogar noch mit einer Art von nationalem Nimbus umgeben können. War letzteres die Absicht Bismarck's, so hat er allerdings die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Graf Rechberg hatte sich bis dahin sorgfältig hinter seinem preußischen Collegen gehalten; Schritt um Schritt, zögernd genug, war er in die Fußstapfen des Vordermanns getreten. Jetzt aber, bei jener Seitenwendung Bismarck's, schien ihm der Moment gekommen, um mit einem Satz an dem Partner vorbei und an die Spitze zu gelangen. Er, der soeben noch die Personalunion als das für Oesterreich allein mögliche Ziel gepriesen und den Augustenburger als den Candidaten der Revolution verabscheut hatte, war mit einem Mal Feuer und Flamme für den Prätendenten. Als ihm Werther am 23. Mai seine Depesche vorgelesen hatte, konnte er diesen bereits auf einen soeben redigirten Erlaß nach Berlin

verweisen, worin er die Erhebung des Erbprinzen zum souveränen Herzog von Schleswig-Holstein beantragt habe. Er zeigte sich beglückt von der Uebereinstimmung der Ansichten: nur gehe er noch einen Schritt weiter; man möge den Erbprinzen der Conferenz sofort vorschlagen; daß er conservative Politik treiben müsse, verstehe sich von selbst. Damit hatte Rechberg seinen Rivalen bereits eingeholt und ihn sozusagen angerannt; es wird uns glaubhaft berichtet, daß schon die Note Bismarck's vom 15. Mai nebst verwandten Nachrichten die Wiener Diplomatie zu ihrem Gegencoup bestimmt habe.

Die Schwenkung Oesterreichs war so plötzlich, daß auch ein so erfahrener und kaltblütiger Diplomat wie B. wohl stutzig werden konnte; und ich weiß nicht, ob seine nächsten Schritte nicht doch mehr Unruhe und Unsicherheit, als ihm sonst eigen waren, verrathen. Stehen bleiben aber ging jetzt für ihn erst recht nicht. Denn dann wäre er wirklich ins Hintertreffen gekommen; er mußte sich dranhalten, um dem Weggenossen wenigstens zur Seite zu bleiben. So vereinigten sich denn beide Cabinette zu einem Antrage an die Conferenz, der dem Prätendenten Alles gewährte, was er fordern konnte: die Constituirung beider Herzogthümer als eines selbständigen Staates unter seiner vollen Souveränität; da er, wie ausdrücklich hinzugefügt wurde, nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitze, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert sei, sondern auch die Stimmen der ungeheueren Majorität der dortigen Bevölkerung ohne Zweifel hinter sich habe. Und nun sprach sich Europa wirklich so aus, wie Napoleon im April dem preußischen Gesandten vorausgesagt hatte: mit verschiedenen Argumenten, sonst jedoch einmüthig, erklärten die Neutralen, von Dänemark ganz zu schweigen, daß eine solche Zerreißung der dänischen Monarchie nicht discutirbar sei; es könne sich, setzte der Wohlwollendste unter ihnen, der Franzose hinzu, höchstens um eine Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten handeln. B. konnte diese Wendung nicht unlieb sein; hatte er doch noch am Tage vorher an Bernstorff telegraphirt, da Oesterreich strebe, die Candidatur Augustenburg unwiderruflich festzustellen, um dadurch die Möglichkeit speciell preußischer Forderungen zu erschweren, so solle er, wenn der Antrag mehr Widerspruch finde als das Princip der Theilung, die Person fallen lassen, und der Gesandte hatte in der Sitzung eine dementsprechende Erklärung abgegeben. Dennoch hat der Minister gerade in diesen Tagen der Krisis directe Verhandlungen mit dem Erbprinzen angeknüpft, die auf seine Einsetzung zielten. Am 24. Mai, also wohl gleich nachdem Werther's Bericht über die Besprechung mit Rechberg eingelaufen war, eröffnete er sich darüber dem Kronprinzen. Gleich hier bemerkte er, daß eine Theilung Schleswigs angeregt würde, die etwa die Apenrader Gegend durchschneide; um diesen Preis gab er Hoffnung, die Herzogthümer los von Dänemark zu bekommen. Er müsse nun wissen, ob der Erbprinz sich auf die „conservative Basis“ stellen und derartige Zusicherungen oder Garantien geben würde; es sei erwünscht, daß derselbe entweder nach Berlin komme oder mit dem Kronprinzen irgendwo zusammentreffe. Am 27. Abends, dem Tage, wo jenes Telegramm an Bernstorff abging, entbot der Minister Max Duncker zu sich, nachdem er sich mit ihm schon am 19. in Verbindung gesetzt hatte. Auch ihm sagte er, daß Oesterreich durch seinen plötzlich erwachten Eifer für Augustenburg, durch den es Preußen zu überbieten suche, diesem den Dank Deutschlands entwinden und jedes engere Band zwischen den Herzogthümern und Preußen als das des Bundes verhindern wolle; mithin sei eine schleunige Regulirung des Verhältnisses zwischen Preußen und dem Erbprinzen nothwendig. Der Kronprinz möge denselben zu einer Reise nach Berlin vertraulich auffordern; jedoch müsse der Besuch wie

aus eigenem Antriebe des Erbprinzen hervorgegangen erscheinen, so daß Preußen nach Wien hin erklären könne, daß es sich dabei um die Besprechung der zukünftigen inneren Politik in den Herzogthümern handele; wozu, wie der Minister hinzufügte, Oesterreich Preußen ausdrücklich aufgefordert habe. Der Kronprinz, der sich sofort an seinen Freund gewandt hatte und von diesem umgehend die Zusage des Kommens erhielt, und Herzog Friedrich selbst glaubten am Ziel zu sein. Von dem König fürchteten sie nichts. Als der Herzog in Berlin eintraf, am Morgen des 1. Juni, hörte er, daß Seine Majestät schon bei der Herzogin-Mutter gewesen sei und ihr gesagt habe, Er wolle der Erste sein, der ihr die Nachricht bringe, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung komme; die bevorstehende Verhandlung mit B. solle bloß noch zur Erledigung von Förmlichkeiten dienen. Auch der Erbprinz fand bei dem König, der ihn am Nachmittag nach Babelsberg befohlen hatte, einen ungemein gütigen Empfang. Wilhelm begann sofort von der Theilung zu sprechen; er war dafür, daß der Bund, den B. ganz abgedrängt hatte, nach Schluß der Conferenz vorgehe; von der Verfassungsfrage war kaum die Rede, nur zufällig kam das Gespräch auf die beiden vertrauten Räthe des Herzogs, Francke und Samwer: sie seien, bemerkte der König, etwas avancirt liberal, gehörten aber am Ende zu derselben Partei, der er selbst früher angehört habe. Inbetreff der Concessionen stimmte er dem Herzog darin zu, daß augenblicklich alles Aufsehen zu vermeiden sei. Noch aber stand die Unterredung mit B. selbst bevor. Abends 9 Uhr fuhr der Erbprinz in der Wilhelmstraße vor. Als er um Mitternacht das Ministerhotel verließ, war Alles vorbei: die dreistündige Verhandlung hatte mit einem vollen Mißklang geendigt. Ohne noch einen Augenblick zu zögern, wies B. die Vertreter Preußens in Petersburg, Paris und London an, von weiteren Schritten für den Augustenburger abzusehen.

Was war geschehen?

Die Freunde des Prätendenten haben gleich damals behauptet, und sie haben immer daran festgehalten, daß es B. mit der Verhandlung niemals Ernst gewesen sei, daß er ihren Herrn von Anfang an hintergangen und nichts weiter bezweckt habe, als das Wasser zu trüben, den Herzog bei dem König wie bei Oesterreich und den Mittelstaaten, womöglich auch in Schleswig-Holstein selbst in Mißcredit zu bringen, und dem Widerspruch Deutschlands und Europas gegenüber freie Hand und Zeit zu gewinnen. B. selbst dagegen hat alle Schuld des Mißlingens auf den Prätendenten geworfen: dieser habe sich zweideutig und spröde bewiesen; er habe den Rückhalt an Oesterreich und dem Liberalismus nicht aufgeben wollen und Bedingungen gestellt, die durch ihre particularistische Tendenz weder mit den preußischen noch mit den deutschen Interessen, zumal im Hinblick auf die nothwendige Entwicklung der deutschen Seemacht, im Einklang gewesen seien. Und er hat ein Jahr darauf, als der Bruch mit Oesterreich vor der Thür stand, ein Schriftstück veröffentlicht, in dem der Inhalt der Unterredung referirt war und das, wenn sie wirklich so verlaufen ist, in der That beweisen würde, daß der Augustenburger den Moment, in den Besitz seines väterlichen Erbes zu kommen, verpaßt hat. Die öffentliche Meinung ist dadurch, unter dem mitwirkenden Einfluß des Erfolges, lange bestimmt worden, zumal da von augustenburgischer Seite außer allgemeinen Protesten kein Gegenbeweis versucht wurde. Erst nach dem Sturze Bismarck's haben es die Besiegten unternommen, die Haltung ihres Führers urkundlich zu rechtfertigen; sie haben ein Protokoll über das Gespräch veröffentlicht, das nicht nur ausführlicher als Bismarck's kurzes Referat ist, sondern von demselben im ganzen wie im einzelnen völlig abweicht. Legen wir aber beide Ur-

kunden neben einander, so kann dem unbefangenen Blick nicht entgehen, daß die Augustenburgische den größeren Quellenwerth hat. Sie ist von dem Herzog unmittelbar nach der Unterredung, theils noch in Berlin, theils in Dolzig, wohin er gleich am Morgen des 2. Juni fuhr, seinem Secretär in die Feder dictirt worden, und sie war nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern sollte zunächst dem Herzog selbst zur Information und zur Grundlage für weitere Verhandlungen dienen; alle Beweismomente der Quellenkritik: Umfang, Abfassungszeit, Absicht und der allgemeine Zusammenhang, sprechen zu ihren Gunsten.

Kein Zweifel, daß der Augustenburger die ernste Absicht hatte, zu Preußen zu halten. Dies lag, von Dankbarkeit und dynastischen Beziehungen ganz abgesehen, in seinem eigenen Vortheil, ja er konnte bei seiner Stellung zu den Gothaern und der Lage der Herzogthümer innerhalb der preußischen Machtsphäre gar nicht daran denken, sich in Gegensatz gegen Preußen zu stellen. Aber andererseits durfte er doch auch nicht wünschen, sich mit Oesterreich zu überwerfen. Er war immer der Candidat des vereinigten Deutschlands gewesen, und seine ganze Stellung war darauf angelegt, daß die nationale Verbrüderung unerschüttert bliebe. Er zählte, wie seine Freunde, die Liberalen und die Diplomaten in Dresden und Karlsruhe, auf die nationale Woge, die ihn nach Kiel gebracht hatte; er hoffte, daß er damit Europa imponiren, und daß sich am Ende auch Oesterreich wohl oder übel fügen werde. Bei aller Hinneigung zu Preußen blieb seine Politik doch die der Mittelstaaten, die sich in der Schwebe zwischen den beiden Großmächten zu erhalten suchten. Gerade dadurch aber setzte er sich, nicht zu des Königs und des Kronprinzen, aber zu Bismarck's Intentionen in Widerspruch. Denn dieser rechnete schon bei seiner jetzigen Politik der Parität mit Oesterreich wesentlich anders; schon sie schob die Mittelstaaten bei Seite und duldete in ihnen keinen selbständigen Willen. Dahinter aber lag erst das höhere und wahrscheinlichere Ziel, das B. seinem Staate gesteckt hatte, die Hegemonie über das kleinere Deutschland, die nicht ohne Kampf mit Oesterreich erreicht werden konnte. Für diesen Fall mußte er Sicherheit haben. Konnte ihm, so mußte er sich fragen, der Augustenburger dieselbe gewähren? An sich hätten nun wohl die Concessionen, die Herzog Friedrich im April eingeräumt hatte und an denen er festhielt, den Bedürfnissen Preußens und selbst den Ansprüchen, die es nach seinen kriegerischen Erfolgen machen durfte, genügen können. Sie hätten ihm wirthschaftlich und militärisch die stärksten Sicherungen verbürgt, und gerade B. kam es immer mehr auf das Wesen der Macht an als auf ihre Attribute; das Verhältniß, in das der Erbprinz zu Preußen treten wollte, entsprach den Vorschlägen zu Separatunionen, die B. selbst vor drei Jahren seinem Könige als Surrogate empfohlen hatte, so lange kein festeres Band zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland als der Bundestag existire, und es entfernte sich gar nicht so weit von der Stellung, welche der Schöpfer des Reiches nach dem Siege über Oesterreich den Bundesstaaten gegeben hat. Aber bei alledem mußte es doch für einen so vorsichtigen Diplomaten wie der preußische Minister war mehr als zweifelhaft sein, ob er die Hand des Augustenburgers ergreifen und Preußens Politik an sein Geschick fesseln dürfe. Denn mit Sicherheit war vorauszusehen, daß Oesterreich diese Wendung nicht dulden würde. Nur deshalb hatte Rechberg sein augustenburgisches Herz entdeckt, um den Erbprinzen von Preußen abzudrängen; er hatte ihn nicht im Zweifel darüber gelassen, daß dies die Bedingung seines Eintretens für ihn sei. Schon hatte Schmerling's Presse angekündigt, daß auch die Bundesreform wieder auf das Programm der österreichischen Politik gesetzt werden würde; es war vorauszusehen, daß Wien alles aufbieten würde,

um die verscherzten Sympathien des liberal und national empfindenden Deutschlands wieder zu gewinnen. B. hätte also darauf gefaßt sein müssen, mit Oesterreich zu brechen. War das Object, um das es sich hier handelte, dies werth? Konnte er überhaupt hoffen, den Augustenburger von seinen bisherigen Verbindungen loszulösen und den eigenen Zielen zu unterwerfen? Mußte er nicht vielmehr besorgen, daß die liberale Richtung, im Innern wie nach Außen, Oberwasser bekommen würde? Und vor allem, war die allgemeine Lage günstig genug, um aus der Politik der Parität, die für Preußen die Bahn frei gemacht hatte, in die des Conflictes mit dem kaum gewonnenen Alliirten überzugehen? Das sind die Fragen, die sich der Minister in jenen Tagen gestellt haben muß; denn es waren dieselben, nach denen er seine Politik überhaupt einrichtete. Und sie mußte er, so werden wir schließen dürfen, verneinen. B. konnte weder hoffen, daß er die liberale Phalanx, zumal wenn Oesterreich sich seinen Gegnern zugesellte, auf diesem Wege sprengen würde, noch machte es ihm die Rücksicht auf die Stellung der europäischen Mächte räthlich, das gefährliche Experiment schon jetzt, bevor noch die Waffen gegen Dänemark niedergelegt waren, zu wagen: England hätte er auch so nicht gewonnen, Rußland brüskirt, Napoleon enttäuscht und Oesterreich in die günstige Situation zurückgebracht, aus der er es seit dem Herbst herausmanövrirt hatte. Das Bündniß auf der Basis der Parität war noch nicht ausgenützt; Preußen hätte nicht nur die Gunst der europäischen Constellation, sondern auch die Führung der deutschen Politik verloren.

Also hatten die Augustenburger ein Recht zu ihren Anklagen? Ich möchte doch auch das nicht sogleich und unbedingt bejahen. Es war einer jener Schritte des Ministers, bei denen er sich nach allen Seiten umsah und den Fuß so setzte, daß er sich nach rechts oder nach links und unter Umständen auch wieder rückwärts wenden konnte. Zunächst war derselbe nicht zu vermeiden, auch in dem Falle nicht, daß B. ihm keine ernste Folge geben wollte. Und immerhin mochte es sich lohnen, einmal zu sehen, wie weit man mit dem Herzog kommen könnte. Natürlich so, daß man selbst sich zu nichts verpflichtete. Für einen Spieler wie B. war der Herzog auf dem politischen Schachbrett unter allen Umständen nur ein Bauer, der sich vielleicht benutzen, aber, wenn es nicht anders ging, auch wegwerfen ließ; der aber niemals die Partie entscheiden konnte. Dies eben war es, was die Holsteiner, ihre Briefe bezeugen es uns, fürchteten. Wenn der preußische Minister sie nun compromittirte? Er brauchte dazu gar keine directe Mittheilung nach Wien gelangen zu lassen, sondern dort nur anzudeuten, daß ihr Herzog mit Preußen verhandele und daß man die Beweise dafür in Händen habe. Ein besseres Mittel, um das sorgsam geschonte Verhältniß des Prätendenten zu Oesterreich zu stören, der Wiener Diplomatie die plötzlich erwachte Freundschaft mit ihm zu verleiden und sie zu Preußen zurückzuführen, ließ sich nicht ausdenken. Es war eine sehr einfache Rechnung. Sollte B. sie nicht angestellt haben? Bisher hatte Friedrich seine Bedingungen schriftlich nur dem Könige anvertraut, in Form eines Briefes; nur von Fürst zu Fürst war verhandelt worden. Jetzt forderte B. eine neue Besprechung des Herzogs mit dem Kronprinzen und auf Grund derselben ein Exposé, das die gegenseitigen Verpflichtungen enthalten sollte: kein Staatsvertrag, zu dem B. ebenso wenig Neigung zeigte wie der Prätendent, jedoch ein Schriftstück, welches zu den Acten des Auswärtigen Amtes gehört und dem Minister zur Verfügung gestanden hätte. Der Augustenburger legte allen Werth auf die Geheimhaltung; er meinte, das liege auch in Preußens eigenem Interesse; aber es kam ihm, wie sich versteht, vor allem selbst darauf an, daß Oesterreich keinen Wind von der Sache bekäme. B. aber ließ ihn

auf jede Weise fühlen, daß Preußen gar nichts an der Heimlichkeit liege, ja er that noch so, als ob die ganze Sache auch vor Oesterreichs Augen geführt werden könnte, und als ob man in Wien den preußischen Wünschen gar nicht so sehr entgegen sei; jedenfalls werde man sich dort fügen müssen, denn die Preußen würden nicht eher aus den Herzogthümern herausgehen, bevor sie ihren Zweck erreicht hätten, und falls Herr von Gablenz sich dem widersetzen sollte, werde man ihm zu begegnen wissen. Die Zusicherungen, die der Erbprinz bereits gemacht hatte, behandelte der Minister fast als Bagatelle: der König lege Gewicht auf die Militärconvention, er selbst weit weniger; ihm sei es besonders um den Marinecanal in Verbindung mit der Marinestation und dem Marinehafen zu thun. Hierfür forderte er die Verwaltung durch Preußen und die Abtretung der Endpunkte zur Erbauung zweier Festungen, von denen die eine gegen die See wie von der Landseite her geschützt sein müsse, zusammen ein Territorium von der Größe des hamburgischen Staatsgebietes, beiläufig acht Quadratmeilen. Er deutete ferner an, daß die Herzogthümer sämmtliche Kriegskosten tragen müßten: Oesterreich habe seine Rechnung schon aufgestellt; und er gab zu verstehen, daß man auch noch ein Conto für den früheren Krieg um die Upewigungedeelten im Kasten habe. Er beschwerte sich bitter über die liberalen Räthe des Prätendenten und über seine Beziehungen zu dem Herzog von Coburg, dem „Feinde Preußens", wie er den intimsten Freund des kronprinzlichen Hauses nannte: Preußen könne nicht dulden, daß die Herzogthümer ein zweites Coburg würden und eine parlamentarische Regierung sich dort etablire, welche dem conservativen Preußen Gefahr bringe; und er erklärte, daß der Erbprinz seine Zustimmung zu dem Vertrage in keinem Punkte von der Einwilligung der Stände, an die er durch sein Wort gebunden war, abhängig machen dürfe. Er ängstigte ihn mit der Sympathie Rußlands für Dänemark und eventuell für die Candidatur des Großherzogs von Oldenburg, und meinte, daß er Letzteren mit Leichtigkeit in drei Tagen auf der Conferenz durchbringen könne; Fürst Gortschakoff habe ihm schon telegraphisch mitgetheilt, daß, wenn Oldenburg die Herzogthümer erhielte, Rußland nichts dagegen hätte, Preußen die gewünschten Vortheile einzuräumen. Und schließlich bot er für alle Concessionen nichts weiter als die Zusicherung, daß Preußen sich bemühen wolle, das möglich beste Resultat für den Erbprinzen zu erlangen. Worin dies bestehen sollte, ließ er ungesagt. Von der Apenrader Grenze, die er vor acht Tagen in Aussicht gestellt und an der der König noch bei der Audienz in Babelsberg festgehalten hatte, wollte er nichts mehr wissen: er habe heute telegraphisch die Linie Flensburg-Bredstedt in Vorschlag gebracht, wonach also halb Schleswig dänisch geblieben wäre; ja er schien, obwohl er auch von einer Linie Flensburg-Tondern sprach, sogar zu fürchten, daß man sich mit noch viel weniger, mit einer Grenze von der Schlei bis Husum werde begnügen müssen: es sei unmöglich, die Grenze bereits genau zu bestimmen, man werde möglichst viel zu erreichen suchen; übrigens werde der Canal nach Eckernförde auch dann noch gesichert sein, falls nur die Linie Schlei-Husum acceptirt werden würde. Preußen könne sich nicht für Sundewitt opfern; der Haupterfolg liege darin, daß die preußische Armee geprüft sei und den Sieg errungen habe; Preußen müsse einen reellen Vortheil aus dem Kriege zurückbringen; in Preußen seien kaum zwei Meinungen darüber, daß es das einfachste sei, die Herzogthümer zu behalten, dann werde man schon die Kosten selbst tragen können; Preußen dürfe die großen Opfer nicht umsonst gebracht haben. Preußen und immer Preußen war das Wort, das der Minister seinem Gast zu hören gab. Nun ist es ja wohl möglich, daß, falls der Prätendent zu allem Ja gesagt hätte, so zwar, daß B. sich unbedingt auf ihn hätte verlassen können, dies auf

Letzteren nicht ohne Eindruck geblieben und von ihm für seine weiteren Combinationen in Betracht gezogen worden wäre. Wird man aber darum schon behaupten dürfen, daß der Herzog in jener Nacht sein Glück verscherzt habe, daß Preußen seine Politik an ihn unwiderruflich gekettet, und daß B. sich „moralisch" an ein Verhältniß gebunden gehalten haben würde, welches ihn rechtlich zu so gut wie nichts verpflichtete?

Um zu einem sicheren Urtheil zu gelangen, würde eine intimere Kenntniß der Quellen gehören. Die Schwierigkeit erhöht sich für uns, wenn wir bedenken, daß die Combinationen Bismarck's selbst mit der täglich sich verschiebenden politischen Situation wechseln mußten; nur im allgemeinen werden wir die Richtung seiner Politik bestimmen können. Vielleicht war der Gedanke, mit dem Herzog zu verhandeln, anfangs in ihm ernstlicher als später, und wohl möglich, daß er bei der Unterredung selbst weniger darauf aus gewesen ist, ihn mit Oesterreich, als mit König Wilhelm zu brouilliren. Halten wir seine Aeußerungen mit dem, was der König dem Erbprinzen wenige Stunden vorher gesagt hatte, zusammen, so ist es wirklich schwer, ihnen eine andere Deutung zu geben; sie vergleichen sich nur zu gut mit dem die nächsten Wochen erfüllenden officiösen Preßtumult, der ganz offenbar dazu bestimmt war, die Neigungen des Königs für den „legitimen" Prätendenten vollends zu ersticken.

Es war ein Fahrwasser gewesen, das mit seinen liberalen Untiefen und den Sandbänken nationaler Schlagwörter für den Minister doch recht unübersichtlich und schwer zu beherrschen war. Jetzt, nachdem er den Augustenburger los geworden war, fühlte er sich wieder in der vertrauten tiefen Fluth der europäischen Politik und gewann gleich wieder die Führung. Durch die Oldenburger Candidatur, die er jetzt vorschob, erwarb er in persönlicher Unterredung die Gunst des Zaren, der am 9. Juni auf der Reise nach Kissingen, von Gortschakoff begleitet, in Berlin Halt gemacht hatte; er führte ihn von Dänemark ab und dämpfte zugleich Oesterreichs Empfindungen für den Augustenburger. Er blieb der Herr der Lage auch auf der Conferenz, indem er auf Napoleon's Idee, die Bevölkerung zu befragen, zurückgriff; am 18. Juni mußte Graf Bernstorff einen dahin lautenden Antrag stellen. Dadurch spaltete er die Großmächte; weder Rußland noch Oesterreich wollten von einem so revolutionären Mittel hören, das die Unterthanen zu Richtern über ihren König mache; selbst Lord Clarendon vergaß, daß Englands Staatswesen auf keinem anderen Grunde ruhte, und protestirte gegen einen Vorschlag, der auf die Entthronung des dänischen Königs hinausgehe. Hierauf scheiterte auch der letzte Versuch, mit dem die Engländer ihren Schützlingen zu Hülfe kommen wollten, der Antrag, einer fremden Macht die Bestimmung der Grenze zu übertragen: dieser besonders durch die Hartnäckigkeit der Dänen, die auf ihren Inseln besseren Schutz zu finden hofften als vor dem Areopag der Garantiemächte, und die Kanonen erhielten aufs neue das Wort. Oesterreich aber blieb in Krieg und Verhandlung nichts übrig als den Weisungen, die von Berlin ausgingen, zu folgen. Denn auf jede Zögerung und jedes Ausweichen des Alliirten hatte B. immer nur die eine Antwort: nun gut, dann werde Preußen allein vorgehen. Damit brachte er die Wiener Diplomatie, wohin er wollte. Denn soweit hatte er Deutschland hinter sich: die Nation stritt nur darüber, ob König Wilhelm oder der Augustenburger die Grenzmark im Norden besitzen dürfe. Nur im Bunde mit Preußen konnte Oesterreich der öffentlichen Meinung trotzen: sobald der Rivale mit der nationalen Strömung ging, ward es mit fortgerissen; es mußte hinterdrein, weil es sonst die Mittelstaaten verloren, sich selbst von Deutschland ausgeschlossen und isolirt hätte: es hatte nicht die Kraft, auf sich allein zu stehen.

Auch so noch blieb es immer zurück. Im Felde fielen die entscheidenden Erfolge den Preußen zu: der neue Lorbeer, den sie auf Alsen um ihre Fahnen wanden, kam dem auf Düppels Wällen gepflückten gleich; sie erreichten als die Ersten die Nordspitze der Jütischen Halbinsel; und selbst zur See gelang ihnen der letzte Streich im Kriege, als sich der dänische Capitän Hammer in dem schleswig'schen Wattenmeer einem preußischen Kanonenboote ergab. Von den Mächten preisgegeben, bequemten sich die Besiegten zum Frieden. Und wieder war es B., der dessen Preis dictirte: die Auslieferung des ganzen augustenburgischen Erbes zur gemeinsamen Verfügung an Preußen und Oesterreich; er selbst brachte am 1. August die Präliminarien in Wien zum Abschluß.

Der Knoten, den er am 16. Januar geschlungen, war damit noch fester geschürzt worden. Die Geschicke Deutschlands lagen ganz in der Hand der Großmächte und die kleinen Höfe waren ohnmächtiger als je; mit leichter Mühe wurden die Versuche, welche die Mittelstaaten unter Beust's Führung machten, Einfluß auf Krieg und Verhandlungen zu gewinnen, abgewiesen, und immer war es B., der das zögernd und widerwillig folgende Wiener Cabinet hinter sich her zog. Um die Freundschaft noch enger zu gestalten, kamen die Monarchen, von ihren Ministern begleitet, in Schönbrunn zusammen. Lebhaft trat B. hier für die gemeinsame Leitung der deutschen Angelegenheiten ein; er wies auf die Gleichheit der dynastischen Interessen, auf die Vortheile einer conservativen Politik hin, und ließ sogar die Möglichkeit durchblicken, daß Preußen einmal für Oesterreichs Stellung in Italien eintreten könne; niemals hat er sich den österreichischen Wünschen mehr genähert. Aber zu festen Abmachungen gelangte man nicht, weder in der schleswig-holsteinischen noch in der italienischen Frage; und die Andeutungen des Kaisers und seiner Räthe, Oesterreichs Rechte an die Herzogthümer, sei es für ein Stück Schlesiens oder für die Garantie Venetiens verhandeln zu wollen, stießen auf taube Ohren; König Wilhelm zeigte sich inbezug auf Schlesien noch unzugänglicher als sein Minister. Die Absichten Bismarck's, die aus der schlechten Ueberlieferung über die Verhandlungen von Schönbrunn nur unvollkommen zu erschließen sind, werden deutlicher, wenn wir sein Verhalten Frankreich gegenüber in diesen Tagen beachten: am 21. August, einen Tag vor der Zusammenkunft in Schönbrunn, erhielt der preußische Kriegsminister den Befehl, die französischen Manöver in Chalons zu besuchen. Er folgte einer Einladung Napoleon's, die Goltz am 19. telegraphisch gemeldet hatte, aber die Anregung war von Preußen ausgegangen: der König selbst hatte den Wunsch geäußert, die beiderseitigen Manöver durch Officiere zu beschicken. Nun ward allerdings der militärische Charakter der Sendung streng gewahrt. Roon's Instruction legte ihm auf, alles zu vermeiden, was einer politischen Mission ähnlich sei: nur von sich aus, und erst wenn der Kaiser davon anfinge, sollte der General den Nutzen einer größeren Annäherung und intimerer Beziehungen zwischen beiden Höfen hervorheben und nichts äußern, was nicht an den andern Höfen, besonders in Wien, bekannt werden dürfe; denn man habe keine Sicherheit, daß dahin nicht Mittheilungen gelangen würden. Dennoch war es ein Schritt, der in Wien nicht angenehm berühren konnte. Er bewies, allen guten Worten zum Trotz, daß die preußische Politik sich in den europäischen Fragen unabhängig zu halten und nur eben Deutschland der gemeinsamen Führung zu unterwerfen gedenke. Wenige Wochen später machte sich B. selbst auf den Weg nach Frankreich. Sein Ziel war Biarritz, wo es ihm vor zwei Jahren so gut gefallen hatte; aber es war gewiß nicht bloß die Sehnsucht nach den Bergen und der lauen Luft des Südens, die ihn in das Pyrenäenbad führte, wo zufällig auch der französische Kaiser Erquickung suchte; sondern offenbar wollte er den Herren in

Wien bemerklich machen, daß Preußen in der Welt noch andere Freunde habe. Dennoch hielt B. an der Maxime fest, sich nirgends zu vertiefen, den Franzosen nichts zu sagen, was die Oesterreicher, und diesen nichts, was die Franzosen nicht hören durften. Es war ihm daher durchaus nicht erwünscht, daß der König bei den Berathungen über den Handelsvertrag mit Oesterreich, die der Erneuerung des Zollvereins parallel gingen, sich nicht dazu entschließen mochte, den § 25 des alten Vertrages zu erneuern, wodurch nach Ablauf der festgesetzten zwölfjährigen Zollvereinsperiode neue Verhandlungen über den Eintritt Oesterreichs in den Zollverband in Aussicht genommen wären. Vergebens warnte der Minister von Biarritz aus, den Verbündeten durch die Versagung einer so rein formellen Concession zu kränken: der König folgte diesmal den Rathschlägen des Fachreferenten, Ministerialdirector Delbrück's, der dabei den Minister des Handels und der Finanzen auf seiner Seite hatte. Wilhelm wünschte darum keineswegs den Bruch mit Oesterreich; im Gegentheil, sein Entschluß war noch eine Nachwirkung der alten Politik, die den Einfluß Preußens in Deutschland in friedlicher Concurrenz mit Oesterreich wahren wollte und gar nicht damit rechnete, daß innerhalb der zwölf Jahre Ereignisse eintreten könnten, welche nicht nur das dünne Band jenes Artikels, sondern noch andere und stärkere Verträge zerreißen könnten.

Was B. vorausgesagt hatte, geschah: Rechberg, dessen Stellung längst erschüttert war, kam darüber zu Fall; seine Gegner ließen ihn nur eben noch den dänischen Frieden fertig bringen; an dem Tage, wo die Friedensurkunde unterzeichnet wurde, erhielt er seinen Abschied. Die Brücken wurden darum nicht abgebrochen; auch der Nachfolger Rechberg's, Graf v. Mensdorff-Pouilly, war ein erprobter Conservativer, und die beiden Monarchen versicherten sich gegenseitig, daß es ihr Herzenswunsch sei, die alte Freundschaft unvermindert dauern zu lassen. Aber in der That war der Umschwung nicht mehr aufzuhalten, und die in der Tiefe ruhenden Gegensätze traten aufs neue und von Tag zu Tage schärfer hervor.

Nun ist es jedoch nicht dieses Orts, jede Wendung der Politik Bismarck's zu verfolgen; nur dann würden wir überhaupt dazu berechtigt sein, wenn wir die Forschung vertiefen könnten; aber gerade für diese Epoche hat Heinrich v. Sybel das diplomatische Spiel, das zwischen Berlin und Wien geführt wurde, aus den Acten ausführlich und mit Meisterschaft geschildert. Unsere Aufgabe kann es um so weniger sein, ihm hierin zu folgen, als in jedem Moment doch nur wieder die allgemeinen Verhältnisse wiederkehren, die wir bereits kennen lernten.

Oesterreich fiel nach dem Sturze Rechberg's, trotz der conservativen Gesinnung des leitenden Ministers, in die Stellung zurück, aus der es durch Rechberg und B. selbst im Herbst des vorigen Jahres herausgedrängt war. Indem es sich von neuem in Gegensatz zu Preußen stellte, sah es sich genöthigt, sich wieder auf die willkürlich verlassenen deutschen Freunde zu stützen, den Bund gegen Preußen mobil zu machen und die kleinen Künste des Kokettirens mit der öffentlichen Meinung Deutschlands aufs neue zu versuchen. An Krieg dachte man darum in Wien noch nicht; auch nicht die Heißsporne, wie Biegeleben, von dessen Hand die jetzt nach Berlin gerichteten Depeschen waren, und der überhaupt in Oesterreichs deutscher Politik einen bestimmenden Einfluß erhielt; viel zu sehr war man sich der eigenen Schwäche bewußt. Im Gegentheil, am liebsten hätte man an der Donau auch jetzt noch Preußen zur Seite gehabt — so wie es unter Schwarzenberg und Metternich der Fall gewesen war. Auch B. aber wollte noch nicht den Bruch. Die Politik der

Parität bot ihm immer noch Vortheile. Die Annexionspartei wuchs und fand ihre Anhänger bereits unter der Fortschrittspartei, ja in den Herzogthümern selbst; die Zersetzung in der Opposition hielt damit Schritt, und immer mehr machten sich Stimmen bemerkbar, die den Liberalismus aufforderten, dem Banner zu folgen, das der preußische Staatsmann aufgepflanzt hatte. Dem Druck dieser Strömung mußte auch der Herzog von Augustenburg nachgeben; ohne sich von Oesterreich loszusagen — denn es war der einzige Damm, der sich ihm gegen die Annexion darbot —, gab er sich doch in den Verhandlungen, die er seit dem Herbst durch Herrn v. Ahlefeld unterhalten ließ, und die B. von Zeit zu Zeit wieder aufnahm, noch willfähriger als im Frühling. Es gewann fast den Anschein, als ob Oesterreich ohne Krieg mürbe gemacht werden könne und Preußen, wenn nicht die Annexion, so doch solche Stellungen in den Elblanden einräumen werde, welche ihm die volle Disposition über dieselben im Krieg und Frieden gesichert haben würden. Dies aber hätte B. zunächst wol genügt. Die Zumuthung des immer hastigen Grafen Goltz, gleich jetzt die Hand Napoleon's zu ergreifen und das Bündniß, zu dem der Kaiser zu locken nicht aufhörte, zu schließen, lehnte er ab; und es war nicht bloß der Widerwille König Wilhelm's gegen die Verbindung mit dem Bonaparte, was den großen Minister zurückhielt, sondern auch die eigene, mit unerschütterlicher Kühnheit stets gepaarte Vorsicht. Das Bündniß mit Oesterreich, schrieb er am 20. Februar dem Botschafter zurück, sei noch nicht ausgenützt; wir würden, indem wir Wien zwischen der Hoffnung auf unsern Beistand und der Furcht vor dem Uebertritt auf Seite der Gegner Oesterreichs halten, bessere Geschäfte machen, als wenn wir Oesterreich ohne Noth zwängen, sich auf unwiderruflichen Bruch mit uns einzurichten. „Es scheint mir zweckmäßiger, die einmal bestehende Ehe trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen, und wenn die Scheidung nothwendig wird, die Verhältnisse zu nehmen, wie sie dann sind, als schon jetzt das Band unter allen Nachtheilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen, ohne die Sicherheit, jetzt bessere Bedingungen in einer neuen Verbindung zu finden als später." So zog er zwar das Bündniß mit Frankreich in Rechnung, aber nur als einen „Nothanker", für den Fall, daß das Wiener Cabinet einen billigen Abschluß versage, sobald sein Bündniß sich für Preußen werthlos erwiesen hätte, oder wenn es durch Oesterreichs Initiative sich löste. Dann, so schreibt er, würden wir, vor Deutschland und Europa gerechtfertigt, offen mit Frankreich abschließen können. Man sieht, es waren nicht moralische Skrupel, die den Minister von der Verbindung mit Napoleon zurückhielten, sondern politische Erwägungen. Seine Taktik ging davon aus, daß dem französischen Kaiser nichts mehr am Herzen liege, als die preußisch-österreichische Allianz zu sprengen, und daß schon dieser Erfolg für ihn ein hinlänglicher Preis sein würde, um Preußen in den Herzogthümern wesentliche Concessionen zu machen. Man dürfe ihn nicht der Versuchung aussetzen, die in der Existenz eines solchen Vertrages läge, dürfe nicht ein Document in seine Hand geben, das nur gezeigt, nur erwähnt zu werden brauche, um ihm den ersehnten Erfolg in vollem Maße zu verschaffen: „Der Mangel an Aufrichtigkeit gegen Oesterreich, dessen uns jeden Augenblick zu überführen, Frankreich ein so sicheres Mittel besäße, würde uns nicht nur auf lange Zeit jedes Vertrauen Oesterreichs kosten, sondern auch in Deutschland die volle Verurtheilung durch das Volk und die Regierungen nach sich ziehen; er würde tiefes Mißtrauen erzeugen bei England, das sich durch uns auf der Seite indirect bedroht glauben würde, wo es für den Fall eines großen Conflicts auf unsere Unterstützung zu rechnen liebt; er würde erkältend auf unsere Beziehungen zu Rußland wirken. Den andern Mächten

gegenüber isolirt, wären wir auf Frankreich allein angewiesen: ohne seinen Zumuthungen ein hinreichendes Gegengewicht, sei es in Anerbietungen sei es in Drohungen, leisten zu können, dürften wir nicht einmal erwarten, daß das deutsche Nationalgefühl sich für eine durch Preußen aufgelegte Rheinbundspolitik und für ein verstümmeltes Schleswig-Holstein erwärmen würde." B. war Realpolitiker genug, um Napoleon einen solchen Verrath, wie überhaupt die zweideutige Haltung seiner Politik, die ohne Frage ein Ausfluß seines Willens sei, nicht weiter übel zu nehmen: man dürfe, schreibt er, dadurch nicht befremdet, nicht verletzt sein, Frankreich schulde uns nichts; es würde nur dem Gebote eines natürlichen Egoismus folgen, indem es seine Stellung uns gegenüber, indem es uns selbst auszunutzen suche. Aber um so weniger war er gewillt, dem Kaiser die Hand zu einer Politik zu bieten, die jenen zum Meister im Spiel gemacht, ihn selbst aber gezwungen hätte, seine besten Trümpfe fortzugeben. So lange der Bund mit Oesterreich, wenn auch nur an dünnen Fäden hielt, mußte Preußens Stellung zu Frankreich in der Schwebe bleiben. Jedoch brauchte B. von sich aus gar nicht nachzuhelfen, um die Freundschaft mit Wien zu lockern: sein Glück und sein Genie hatten das Verhältniß so gestaltet, daß der Bruch, der unvermeidlich war, von Oesterreichs Seite her erfolgen mußte, und daß die Politik der größten Klugheit sich zugleich als eine Politik der Vertragstreue geben konnte. Denn alle Vortheile der Allianz lagen auf Seiten Preußens; sie legte die natürlichen Bundesgenossen Habsburgs in Deutschland, die Höfe und die Bevölkerungskreise, die ihm anhingen, seine liberale wie seine clericale Gefolgschaft lahm, und fesselte die Wiener Politik an Aufgaben, die ganz in Preußens Interessensphäre fielen. Niemals hatte B. zugegeben, daß das Bündniß auf anderem Felde als dem der deutschen Politik wirksam würde, und alle Hoffnungen des Alliirten, Preußen für die wirklichen Interessen Oesterreichs, für seine europäische Politik zu gewinnen, hatte er zu eludiren gewußt. Während er selbst frei blieb und jeden Schritt, den er an der Seite Oesterreichs machte, zum Vortheil seines Staates wandte, verwickelte er dieses immer mehr in die Schlingen, die es sich halb willig halb gezwungen um Hals und Füße hatte werfen lassen. Und er war nicht gesonnen, dem Bundesgenossen auch nur in einem Punkte die Bewegungsfreiheit zu lassen; noch nach dem Sturz Rechberg's, als bereits die Depeschen des neuen Cabinets, welche die Fessel abstreifen sollten, in seinen Händen waren, zerrte er es hinter sich her, zwang es, mit Preußen am 8. December in Frankfurt die Bundesexecution in Holstein für erloschen zu erklären und damit die Mittelstaaten aufs neue zu brüskiren. Hinterhaltigkeit dürfte man auch Oesterreich in diesen Verhandlungen gewiß nicht zum Vorwurf machen. Die Depeschen Biegeleben's bezeichneten es so deutlich wie möglich als die Pflicht und den Willen seines Kaisers, die Allianz mit Preußen auf den Boden der Bundesacte zu stellen, d. h. den Bundestag zum Schiedsrichter zu machen, und für das Recht des Augustenburgers in den Herzogthümern einzutreten. Das war bereits, da an ein Zurückweichen Preußens nicht zu denken war, die Ankündigung des Conflictes. Und dabei verhehlten die Oesterreicher gar nicht einmal, daß sie sich davor fürchteten, und daß sie den Frieden bedürften, den dauernden Frieden, wie Mensdorff im December zu Werther klagend sagte: diese schreckliche Herzogthümerfrage aber schließe die Keime unabsehbarer Verwicklungen in sich; daher sei es unabweisliche Pflicht, den schnellsten Abschluß derselben zu fordern. Ja, sie gingen in ihren Confidenzen soweit, daß sie von neuem die Preisgebung des Prätendenten anboten, wenn ihnen selbst dafür ein Aequivalent verschafft würde; sie hätten auch wohl auf Glatz verzichtet, wenn Preußen sich dafür verpflichtet hätte,

ihnen in Italien oder Ungarn zu helfen. Je nervöser sie jedoch wurden, und je ungestümer sie drängten, um so ruhiger blieb B. Für ihn hatte die Sache gar keine Eile. „Sehen Sie“, sagte er am 8. Februar zu Karoly, „wir stehen da vor der Frage der Herzogthümer wie zwei Gäste, die ein treffliches Gericht vor sich haben; der Eine aber, welcher keinen Appetit hat und es nicht verzehren will, verbietet energisch dem Andern, welchen der Leckerbissen reizt, zuzulangen und zu schmausen. So warten wir denn, bis der Augenblick kommt; einstweilen befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen anbietet“. Die Einmischung des Bundestages aber verbat er sich, und zwar unbedingt: der Conflict, den Oesterreich so dringend zu vermeiden wünsche, würde damit gegeben sein, und seine Regierung scheue ihn nicht; sie würde dabei ihr ganzes Volk in Waffen hinter sich haben; möge man sich hüten, die Sache auf diese Spitze zu treiben. Es war immer das alte Verhältniß: vollbewußte Stärke auf der einen, und offenkundiges Schwächegefühl auf der andern Seite. Vierzehn Tage später ließ sich B. dennoch herbei, die Bedingungen zu nennen, für deren Erfüllung Preußen sich mit seinen Ansprüchen auf den Gemeinbesitz abfinden lassen wolle. Es war mehr, als er von dem Augustenburger je gefordert hatte; es war die volle Unterwerfung der Herzogthümer unter Preußen. Nicht bloß der Anschluß an den Zollverein, sondern auch an das Zollsystem Preußens ward verlangt; nicht nur die Oberaufsicht über den künftigen Nord-Ostsee-Canal und die Abtretung seiner Mündungen, sondern auch der Besitz von Friedrichsort und der Stellungen auf Düppel und Alsen; nicht bloß eine Militär- und Marine-Convention und preußische Besatzung in der „Bundesfestung“ Rendsburg, sondern kurzerhand die Einfügung von Heer und Flotte der Herzogthümer in die preußische Kriegsmacht: die ganze Militärgesetzgebung Preußens sollte im Lande gelten, preußische Beamte die Aushebung von Rekruten und Matrosen vollziehen, die Truppen den preußischen Fahneneid dem Könige leisten und nach dessen Belieben auch in preußischen Garnisonen, selbst im Frieden, vertheilt werden können; er allein sollte im Krieg und Frieden ihr Herr sein. Auch das Post- und Telegraphenwesen sollte in Preußens Hände übergehen, und also nicht bloß die militärische, sondern auch die civile Gewalt zum Theil von Berlin her geleitet werden. Kaum mehr als der Name hätte zur vollen Souveränität der preußischen Krone in den Elblanden gefehlt. In dieser Stellung hätte der Herzog auch am Bunde nicht mehr schaden können; er hätte überhaupt nichts mehr bedeutet; er wäre in die Vasallität Preußens hinabgesunken. Es wäre eine Stellung geworden, wie sie noch niemals in dem deutschen Bunde Rechtens gewesen war, und die dem Geist desselben jedenfalls völlig widersprochen hätte: nur als Vorstufe zu einer neuen deutschen Gemeinschaft, als die gleichberechtigte Mitgliedschaft eines Bundesstaates unter Preußens Hegemonie hätte sie dem Herzog und dem Lande selbst erträglich werden können; die Annexion selbst hätte ihr bei weitem vorgezogen werden müssen. Um so unannehmbarer war sie für Oesterreich. B. stellte die Artikel als einen Beweis des Entgegenkommens Preußens dar, als Concessionen, zu denen es sich nur auf das Drängen des Bundesgenossen verstehe: diesem selbst war dafür lediglich nichts geboten, weder eine Landabtretung, noch irgend ein Versprechen, das auf die Unterstützung in seinen europäischen Nöthen hätte gedeutet werden können; B. that gar so, als ob seiner Regierung das Condominium weitaus lieber wäre, und zeigte sich bereit, in jedem Augenblick darauf zurückzukommen. Aber in der That, man darf danach fragen, ob er im Ernst geglaubt, daß der Rivale solche Ansprüche anerkennen könnte, und ob er sie nicht in der bestimmten Be-

rechnung aufgestellt hat, daß sie zurückgewiesen werden würden. In Wien war man keinen Augenblick im Zweifel, was man zu thun habe. Einer solchen Niederlage konnte man sich nicht aussetzen. Man beschloß, die Fessel zu zerreißen. Am 5. März ging die Erklärung nach Berlin ab, daß auf dieser Grundlage eine Einigung unmöglich sei; mit vollem Nachdruck war darin der Satz ausgesprochen, daß zwischen dieser factischen Mediatisirung und den Fundamentalsätzen des deutschen Bundes ein unlöslicher, vollkommener Widerspruch bestehe. Aber mit Worten war es nicht gethan. Man mußte jetzt handeln. Und das hieß, das Bündniß aufgeben, in das man sich seit einem Jahr verstrickt hatte. Aber wo blieb ein anderer Ausweg? In Europa gab es keine Macht, auf die Oesterreich sich hätte verlassen können. Nur in Deutschland, nur bei den Mittelstaaten fand man verwandte Interessen, konnte man auf wirkliche Hülfe gegen die übergreifende Macht des unerbittlichen Alliirten hoffen. Jeder Schritt aber dahin ward ein Verstoß gegen den Vertrag vom 16. Januar, gegen die Verabredungen von Schönbrunn, gegen alle Bindungen, auf die man sich seit dem Einmarsch in Schleswig eingelassen hatte, und gegen die Paragraphen des Bundesrechtes selbst, das jede Majorisirung eines Bundesgliedes verwarf. Man mußte, je weiter man auf diesem Wege voranschritt, formell sich um so mehr ins Unrecht setzen. Und wo gab es ein Terrain, das dem schrecklichen Gegner vertrauter war als die Satzungen des Bundes, der seiner Natur nach nichts als die Constituirung der staatlichen Ohnmacht, die Neutralisirung jeder politischen Action war? Aber anders ging es nun nicht. Und so erließ am 19. März Graf Mensdorff das Circular an die Mittelstaaten, in denen er die Zustimmung seiner Regierung zu dem von Beust und Pfordten vorbereiteten Antrag an den Bundestag gab, die Einsetzung des Augustenburgers vor dessen Forum zu ziehen. Die Antwort Preußens erfolgte auf der Stelle: auch sie nicht blos in Worten, sondern mit der That. Am 24. März erging der Befehl des Königs an den Kriegsminister, die preußische Marinestation von Danzig nach Kiel zu verlegen; am selben Tage sandte B. an Werther und Savigny, der seit einem Jahr Preußen in Frankfurt vertrat, die Erlasse, welche die Ansichten Preußens präcisirten und gegen jede Verletzung des Bundesrechtes Verwahrung einlegten; Savigny aber meldete sogleich brandenburgische Ansprüche auf ungefähr die Hälfte der Herzogthümer an. Die Majorität am Bunde ließ sich dadurch noch nicht schrecken: die Mittelstaaten fühlten den Schlag gegen sich mit gerichtet; am 6. April sprach der Bundestag mit 9 gegen 6 Stimmen die „vertrauensvolle Erwartung“ aus, daß die Vormächte nunmehr die Verwaltung Holsteins dem Prinzen von Augustenburg übergeben und zugleich dem Bunde ihre Entschließungen über Lauenburg mittheilen würden. Es mußte den Oesterreichern wieder wie Hohn in die Ohren fallen, wenn dann B. auf ihren Einspruch gegen die Besetzung und die Befestigungsarbeiten in Kiel, die sofort im Landtage durch Roon angekündigt wurden, keine andere Antwort gab, als daß Preußen nur das thue, was Oesterreich selbst in jedem Augenblicke frei stehe: ein jeder der beiden Miteigenthümer habe als solcher das Recht, die Buchten und Häfen des Landes für seine Schifffahrt zu benutzen, soweit er dadurch die gleiche Befugniß des Genossen nicht verkümmere, und jeder Gedanke hieran liege der preußischen Regierung fern; wenn Oesterreich nach den geographischen Verhältnissen nicht in der Lage sei, den Kieler Hafen für seine Flotte zu gebrauchen, so sei dies kein Grund dafür, daß das anders gelegene Preußen ihn ebenfalls todt liegen lasse; Preußen sei bereit, ebenso viel Landtruppen aus Holstein wegzuziehen, wie das nach Kiel bestimmte Seebataillon Köpfe zähle. Der König, so schloß die Note, habe bei dieser Sachlage den öster-

reichischen Protest nur mit hohem Befremden entgegen nehmen können. Aber in alledem war kein Wort, das mit den Verträgen im Widerspruch stand, während Oesterreich sie mit jedem neuem Schritt verletzte.

Die Krisis nahm jetzt sehr bald einen acuten Charakter an. Am 29. Mai wurde in einem Ministerrath, dem der König präsidirte und zu dem mit dem Kronprinzen auch General v. Moltke hinzugezogen war, die Kriegsfrage gestellt. Die Stimmung der Armee war im ganzen für Annexion und Krieg; Moltke konnte es dem König, der danach fragte, versichern. Er fügte hinzu, daß er eine siegreiche Durchführung des Feldzuges für möglich halte, daß man auch auf die numerische Ueberlegenheit in der Schlacht hoffen könne. Der König behielt sich, da sich die Versammlung nicht ganz einig zeigte — denn nicht bloß der Kronprinz widersprach, sondern auch Moltke und Eulenburg redeten doch dem Festhalten an den Februarbedingungen das Wort —, die Entschließung vor; aber im Juni und Juli, während er in Karlsbad, wohin ihm B. gefolgt war, den Brunnen gebrauchte, verschärfte sich die Lage immer mehr und drängte Wilhelm der Entscheidung zu. Die Agitation der Augustenburger, die Oesterreich unverholen schürte, und die sich mit Allem was in Deutschland unpreußisch empfand, verbündete, brachte auch ihn in Harnisch; seine legitimistischen Skrupel beseitigte das Rechtsgutachten der Kronjuristen, welches dem Prätendenten die Erbberechtigung absprach; als der Kaiser den von dem König persönlich an ihn gerichteten Appell, die demagogischen Umtriebe des Erbprinzen zu verhindern, zurückwies, zeigte er sich entschlossen, sein Recht mit dem Schwerte zu suchen. Auf der Reise nach Gastein, zu Regensburg am 21. Juli, wohin er von neuem seine Minister beschieden hatte, wurde das Ultimatum gestellt. Da gelang es dem Vermittlungseifer des österreichischen Gesandten in München, des Grafen Blome, der ein geborner Holsteiner, aber convertirt und in des Kaisers Dienst getreten war, die halbgezückten Schwerter noch einmal in die Scheide zurückzudrängen; nach langwierigen Verhandlungen, die Ende Juli begannen, kam am 14. August der Vertrag von Gastein zu Stande. Es war der Gedanke der Teilung, der damit realisirt wurde. Graf Blome trug ihn zuerst, seinem Auftrage gemäß, in der Form vor, daß lediglich die Verwaltung der Herzogthümer getrennt, das Condominium aber bleiben solle, ließ sich jedoch von den Preußen bestimmen, die definitive Theilung des Besitzes in Wien anzubieten. Damit aber drang er in der Hofburg nicht durch. Denn dann hätte Oesterreich den Augustenburger preisgeben müssen und sich die Zukunft aufs neue verbaut, den Rückweg zu den Mittelstaaten mehr als je versperrt. Der Kaiser verweigerte daher, wie zu erwarten war, die Annahme, und hielt an dem ersten Vorschlage fest. Der König aber und sein Minister gingen darauf ein. Denn, so werden wir Bismarck's Erwägungen deuten können, um so weniger ward Preußen selbst verpflichtet, um so leichter konnte es einen neuen Frontwechsel vollziehen. Wenn er noch einmal an sich hielt, so bestimmten ihn dabei neben der sehr unsicheren Haltung Baierns, das er vergebens aus seiner Reserve heraus zu locken versucht hatte, die Nachrichten aus Paris und mehr noch aus Florenz, die im entscheidenden Augenblick sehr viel schlechter lauteten als in den Wochen vorher. Wir bemerkten, wie vorsichtig B. von jeher gerade den beiden Mächten gegenüber war, mit denen er in der Krisis am meisten rechnen mußte. Der „Bülten“, auf den er an dieser Stelle hätte treten müssen, schien ihm offenbar nicht fest genug zu sein, um den verhältnißmäßig sicheren Boden zu verlassen, den ihm die Gasteiner Abmachung bot.

Niemand war mit der unverhofften Wendung zufriedener als König Wilhelm. Das neue Olmütz, das er gefürchtet hatte, war vermieden und,

wie ihm schien, dasjenige erreicht worden, was er vor 15 Jahren vergebens erstrebt hatte: Ehre und Vortheil waren gewahrt, die Rechte, die das preußische Schwert erworben, anerkannt, der Friede und die conservativen Interessen gesichert. In der Freude seines Herzens erhob er den Minister in den Grafenstand. B. selbst war, wie man weiß, auf diese Verklebung der Risse im Bau weniger stolz und glaubte keinen Augenblick an ihre Dauer. Aber zur Unzufriedenheit hatte auch er keine Ursache. Es war wirklich ein Sieg seiner Politik und wurde allgemein so empfunden. Preußen hatte nichts aus der Hand gegeben und war nicht um eine Linie aus seinem Kurs gewichen, während Oesterreich aufs neue das Steuer herumgeworfen hatte und mit dem entgegengesetzten Winde zu fahren gezwungen wurde. Blieb die Lage wie sie war, so boten für Preußen die Stellung in Schleswig, zu dem der Zugang für Post und Truppen gesichert war, der Besitz von Kiel, Zollverein und Canal, und der Erwerb von Lauenburg Vortheile genug dar; während für Oesterreich Holstein in diesem Fall eine Kette am Fuß, wie einst Belgien, ein nutzloser Außenposten wurde. Freilich glichen sich diese Nachtheile der Wiener Politik aus durch ihre Stellung zu dem Augustenburger, der im Lande blieb. Aber letztere war nur dann auszunutzen, wenn der Conflict mit Preußen zu neuem Ausbruch kam; und eine Frontwendung gegen Berlin war nur wieder durch einen Wechsel der Position und durch die formelle Verletzung des eben eingegangenen Vertrages möglich. Wieder war Preußen in der Lage, als Hüter des Wortes und der Verträge dazustehen, und wieder hatte Oesterreich das Leitseil um den Hals. Auch unterließ B. nichts, um dem Bundesgenossen seine Unfreiheit fühlbar zu machen, bis in den November hinein zwang er ihn zu gemeinsamem Vorgehen am Bunde: während er selbst bereits Wege beschritten hatte, die, ohne formell den Boden von Gastein zu verlassen, in der That in Oesterreich nicht anders denn als stärkste Feindseligkeiten empfunden werden konnten.

Vor allem durch die Beziehungen, die er mit Frankreich und in der Folge mit Italien anknüpfte. Er hatte es nach Gastein fast seine erste Sorge sein lassen, Napoleon zu beruhigen, bereits am 16. August hatte er Goltz eine entsprechende Weisung gegeben. Ja dieselbe enthielt Gesichtspunkte, die über das, was der Botschafter in den Wochen vorher der französischen Regierung vorgetragen hatte, weit hinausgingen. Denn bisher war gegen Frankreich, so viel wir sehen können, nur immer der schleswig-holsteinischen Differenz gedacht worden; sowie auch gegen Oesterreich immer nur sie hervorgekehrt war; es scheint wirklich, als ob B. in diesem Sommer den Conflict ganz auf diese Frage beschränken und die nationale Frage zunächst gar nicht habe aufrollen wollen. Jetzt aber beschloß er letztere Frankreich gegenüber sogleich in den Vordergrund zu stellen. Er nahm damit die Gedanken wieder auf, die er in den früheren Jahren so oft mit Napoleon durchgesprochen hatte. In ihrem Sinn sollte Goltz sich am französischen Hof über die zwei Principien vernehmen lassen, die für Preußens Politik bestimmend sein könnten, das traditionelle der Coalition mit den Ostmächten und das „der unabhängigen und freien Entwicklung des preußischen und norddeutschen Elements zu einer selbständigen Großmacht, die ohne Anlehnung sich durch eigene Macht sicher fühle“. Die ältere Politik sei in der Annahme begründet gewesen, „die vielleicht eine Fiction war“, daß Preußen seine hauptsächlichsten Gefahren von Frankreich zu befürchten habe. Die andere fände ihre Aufgabe in freier Entfaltung der eigenem Lebenskeime und Sammlung der diesen homogenen Elemente im Norden Deutschlands, wie in Beseitigung der Hindernisse, welche der Consolidirung eines nationalen Lebens entgegenstehen; sie entspreche dem Streben Preußens nach Macht-

erweiterung innerhalb der natürlich gegebenen Sphäre und werde von einem großen Teil der Nation ungeduldig ersehnt und gefordert. Ob Kaiser Napoleon es für seinen Beruf halten könne, Preußen zu entmuthigen und von einer Stellung fern zu halten, welche ebenso gut gegen Oesterreich, wie früher gegen Frankreich Front machen könnte? Er würde damit ja den Beweis geben, daß die fünfzigjährige traditionelle Politik die richtige gewesen wäre und auch in der Zukunft für Preußen die bestimmende bleiben müßte. Am Quai d'Orsay ließ man sich, wie verlockend auch ein Anerbieten sein mochte, das Süddeutschland, die Stellungen am Oberrhein aus der preußischen Machtsphäre ausschloß, doch nicht sogleich gewinnen. Die Wendung war zu überraschend, die Enttäuschung allzu groß gewesen; man beschloß vielmehr, dem unzuverlässigen und allzu selbstbewußten Freunde eine Lection zu ertheilen. Am 29. August erließ Drouyn de L'Huys ein Rundschreiben an Frankreichs Vertreter im Auslande, das die Verachtung aller Principien der Nationalität in den gröbsten Worten geißelte. B. erfuhr davon zuerst aus den Zeitungen, die aber sehr bald autoritativ bestätigt wurden. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Statt zurückzuweichen, griff er nur um so fester zu; er bat den König, ihn selbst hinzuschicken, um das gefährliche Terrain zu erkunden und Preußens Gegner im Rathe des Kaisers in ihrem eigenen Lager aufzusuchen. König Wilhelm war, wie sich denken läßt, wenig geneigt, den kühnen Schritt gut zu heißen, und erst als Goltz abschwächende und entschuldigende Aeußerungen des Kaisers melden konnte, gab er die Erlaubniß. Ein Vorwand für die Reise war leicht gefunden: die angegriffene Gesundheit der Frau v. Bismarck und die Nerven ihrer Tochter ließen die Seeluft indicirt erscheinen, und daß auch der Minister nach den Aufregungen des Sommers in dem Modebad der vornehmen Welt, das ihm schon zwei Mal so wohl gethan, Erfrischung suchte, ließ sich ja wol verstehen. Am 30. September ging es fort, in „hetzjagender Abreise", wie Frau v. Bismarck nach der Ankunft Herrn v. Keudell schrieb; nach drei Tagen war man am Fuß der Pyrenäen; am 4. October hatte B., der Rouher und Drouyn schon in Paris gesprochen hatte, seine erste Audienz bei dem Kaiser. Ueber den Inhalt der Conferenzen in Biarritz und später wieder in Paris, wohin der Hof am 12. October zurückkehrte, während Bismarcks erst am letzten des Monats folgten, werden wir trotz der Mittheilungen, die Sybel aus den Berichten des Ministers an den König macht, kaum mit Sicherheit sprechen können. Des Königs Weisung ging dahin, keine Verpflichtungen gegen Frankreich einzugehen; und daß B. die vorsichtige Zurückhaltung, die er Goltz stets gepredigt hatte, auch diesmal nicht aufgegeben hat, ist nicht zu bezweifeln. Er begegnete sich darin mit dem Kaiser selbst, der es fast noch sorgfältiger als er vermied, seine Karten aufzudecken: man müsse, hatte B. gegen Drouyn auf der Durchreise durch Paris geäußert und wiederholte der Kaiser in Biarritz, die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen; dieselben würden nicht ausbleiben und alsdann den Beweis für die Interessengemeinschaft Preußens und Frankreichs liefern. Dennoch darf man fragen, ob der Ton der Gespräche ganz so gedämpft gewesen ist, wie er in Bismarck's Berichten an den König erscheint. Wir haben doch nicht bloß die Behauptungen der Franzosen, sondern auch eine Notiz aus der Feder von Goltz dafür, daß B. in gewissen Punkten, z. B. des Landgewinnes für Frankreich nach der belgischen Seite hin, sich nicht ganz so reservirt geäußert hat, wie er es dem König darzustellen für gut fand. Jedenfalls bewegten sich die Gespräche auf dem Boden, den B. in der Weisung vom 16. August betreten, und den er früher bereits als das bevorzugte Terrain der politischen Phantasien Napoleon's ausgeprobt hatte: die norddeutsche Interessensphäre Preußens, die

Annexionen an der Eider, die Entwicklung einer kleineren Marine und einer Defensivstellung im Norden wurden berührt, Alles ihm wohlbekannte Lieblingsgedanken des Kaisers. Noch viel unbefangener trat B. dem Gesandten Italiens am französischen Hofe, Ritter v. Nigra, gegenüber, den er kurz vor der Heimreise sprach. Ihm gab er zu verstehen, daß der Krieg mit Oesterreich unvermeidlich sei, und zeigte sich voll Vertrauen, daß Frankreich auf Seiten Preußens stehen und daß Italien mitgehen würde; Voltaire's bekanntes Wort variirend, sagte er: wenn Italien nicht da wäre, müßte man es erfinden. Ein volles Jahr hatte er den Handelsvertrag des Zollvereins mit Italien verschleppt. Jetzt aber betrieb er aufs rascheste den Abschluß; im December war derselbe fertig, und die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an den König, der mit der nationalen Revolution gegen die legitimen Kronen den Bund geschlossen hatte, mußte in Wien vollends die Richtung anzeigen, nach der das Steuer der preußischen Politik gestellt war.

Die Berliner Officiösen drückten sich über Bismarck's Reiseerlebnisse sehr harmlos aus. Immerhin gab doch die Provinzialcorrespondenz schon am 11. October zu verstehen, daß B. in Biarritz Bürgschaften für die unveränderte Fortdauer der erfreulichen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich erhalten habe, und daß es diesen wesentlich zu verdanken sei, wenn die schleswig-holsteinische Frage ihrer Lösung im deutsch-nationalen Sinn ebenso wie im Interesse Preußens entgegengeführt werden konnte, ohne eine europäische Verwicklung zu veranlassen. In Oesterreich aber merkte man nicht bloß aus den Zeitungen und vagen Gerüchten, daß der Wind umgesprungen war, sondern man hat, wie kaum zu bezweifeln ist, directe Mittheilungen, vielleicht durch Drouyn selbst, darüber erhalten. Kein Wunder, daß man nun auch in Wien daran dachte, sich zur Wehre zu setzen. Sofort begann die Agitation in Holstein, von Oesterreich mit allem Nachdruck geschürt und mehr als je den radicalen und allen unpreußischen Elementen verbündet, aufs neue, und rasch rückte das Unabwendbare heran. Der Antrag, den B. mit Napoleon vereinbart hatte, wohl ohne daß er selbst an den Erfolg geglaubt hätte, die ganze Sache mit Geld abzumachen, ward in Wien brüsk abgelehnt; wie er denn, zumal bei der finanziellen Calamität Oesterreichs, fast einer Beleidigung gleich kam. Unverholen erklärte General Gablenz am 14. December gegen Manteuffel, daß sein Herr und Kaiser den Herzog von Augustenburg unterstützen müsse, weil er in seinen Ansprüchen einen Damm gegen Preußens deutsche Pläne besitze; er scheue den Krieg nicht, wo es sich um die Behauptung der deutschen Stellung seines Reiches handle. Schon im Januar stand man wieder vor dem Bruch. Am 13. instruirte B. Usedom, Italien auf die Krisis vorzubereiten; er stellte bereits eine durchgreifende Initiative Preußens in der deutschen Frage in Aussicht. Am 26. folgte der Erlaß an Werther, der alle Beschwerden gegen Oesterreich zusammenfaßte. In ihm war von der nationalen Basis nicht die Rede; nur die Verletzung der Verträge, die Unterstützung der revolutionären Bestrebungen in Holstein, die Schädigung, welche das monarchische Princip, der Sinn für öffentliche Ordnung, das von dem König liebevoll gehegte Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden deutschen Mächte zur schmerzlichen Enttäuschung Sr. Majestät erleide, ward darin in wortreichen Wendungen beklagt: als sei von Berlin aus kein Wässerchen getrübt worden. Darauf, als von Wien eine gemessene und selbstbewußte Ablehnung erfolgte, versammelte am 28. Februar König Wilhelm abermals die Räthe seiner Krone um sich. Es war die Stunde der Entscheidung. Von Paris war Goltz, aus Schleswig Manteuffel herbeigekommen; mit den Ministern nahmen auch der Kronprinz und der Chef des Generalstabs an den Berathungen theil. Nach den von Moltke stammen-

den Aufzeichnungen, die Sybel ausgezogen hat, scheint es fast, als ob nur wieder die schleswig-holsteinische Frage direct zur Discussion gestellt worden sei; und so lautete auch die Entschließung, die der König zuletzt aussprach: der Besitz der Herzogthümer sei eines Krieges werth, doch solle der Ausbruch desselben nicht übereilt werden, da eine friedliche Erlangung des Objectes, wenn möglich, immer wünschenswerther sei. Jedoch läßt sich nicht bezweifeln, daß auch die deutsche Frage irgendwie zur Sprache gekommen ist, und daß der König sich damit einverstanden erklärt hat, die Bundesreform mit auf das Programm zu bringen. Demgemäß wurde Goltz angewiesen, die Verhandlungen mit Napoleon zu beginnen, in der Richtung, die B. von jeher eingehalten hatte; während kein Geringerer als Moltke mit der Sendung nach Florenz betraut werden sollte.

Werfen wir an dieser Stelle einen Blick auf die Gestaltung der deutschen Parteien seit der Krisis in Schleswig-Holstein bis zu der Stunde, da B. sich anschickte, in seiner Weise die Frage zur Lösung zu bringen, welche über allen deutschen Kämpfen schwebte. Sie waren unter dem Druck seiner machtvollen Politik bereits ganz in Verfall und Zersetzung gerathen. Wie voll hatte der Strom der nationalen Begeisterung zwei Jahre zuvor gefluthet, zur Zeit des Fürstentages und bei dem Anbruch der nordischen Krisis! Noch im Sommer 1864 hatte man südlich vom Main allgemein dafür gehalten, daß Preußen die Verfügung über die Land- und Seemacht der Herzogthümer haben müsse. Ein Jahr darauf ließen sich in den Südstaaten nur noch vereinzelte Stimmen zu Gunsten Preußens vernehmen, und ihre Presse hallte wieder von Protesten und Schmähungen gegen die verderbliche Bismarck'sche Politik. Die particularistischen Elemente, die ja der deutschen Bewegung von jeher beigemischt waren, traten allerorten aufs neue, und stärker denn je hervor. Alle Parteien nahmen daran Theil, fast am meisten diejenige, welche einst die Fürsten zum Land hinausjagen und die Kraft der Nation in der einen und untheilbaren Republik hatte sammeln wollen: in Schleswig-Holstein drängte, wir sahen es schon, gerade sie sich an den Erbprinzen heran; Männer der äußersten preußischen Linken, wie Frese, mußte er als Bundesgenossen annehmen; in Süddeutschland constituirte sie sich in der Zeit von Gastein als die demokratische Volkspartei und proclamirte den Föderalismus geradezu als ihr leitendes Princip. Daß in den großdeutschen Kreisen die föderativen und clericalen Strömungen, die dort immer Heimathsrecht gehabt hatten, anwuchsen, bedarf keines Worts. Auffallender war es, daß der Nationalverein, der doch recht eigentlich die Ziele der Erbkaiserlichen aufgenommen hatte, von seinem Ursprung ganz abwich und fast zur Vertretung mittelstaatlicher Interessen entartete. Es war freilich schwer, noch immer in Preußen den Träger der Hoffnungen zu erblicken, die der Liberalismus zur Zeit des Frankfurter Parlaments und der Neuen Aera gehegt hatte; und nur eine kleine Gruppe, meist der jüngeren Generation angehörig, und außerparlamentarisch, hielt trotz allem an dem Glauben an Preußens Führung fest. Indem diese sich aber von den alten Parteifreunden loslöste, ergriff gerade sie den specifisch preußischen Gedanken: das alte Losungswort des Radicalismus von der Einheit der Nation schlechthin verbanden ihre stürmischen Führer, Allen voran der junge Heinrich v. Treitschke, mit der Machtpolitik der preußischen Krone. Auf der anderen Seite schaarten sich die Deutsch-Oesterreicher eng um ihr Kaiserhaus; ja sie wurden um so eifriger, ihm zu dienen, je mehr dasselbe den Schwerpunkt der Monarchie auf die slavischen und alle clericalen Elemente verlegte. Schon die Convention von Gastein war nur durch diese Verschiebung möglich ge-

worden, die das deutsch-liberale Ministerium gestürzt und in dem Grafen Belcredi einen Staatsmann von fast vormärzlicher Farbe an die Spitze des Cabinets gebracht hatte. Doch kam die Bewegung damit noch nicht zur Ruhe: im Herbst wurde die innere Politik Oesterreichs vollends den Slaven und Clericalen ausgeliefert, das deutsch-centralistische System ausgefegt, Autonomie und Freihandel die Parole. Es kam einem Staatsstreich gleich, als im September das Februarpatent aufgehoben und der Reichsrath, der engere wie der weitere, sistirt wurde: man wollte damit, wie die Slaven in Cisleithanien, so in Ungarn die Magyaren versöhnen, denen die centralistisch-deutsche Beamtenschaft und überhaupt die Deutschen im Lande der Stephanskrone aufgeopfert wurden. Die Deutsch-Oesterreicher aber hielten dennoch unentwegt an Habsburgs Kaiserkrone fest. Denn nur so, nur wenn sie die deutsche Politik ihrer Regierung unterstützten, konnten sie hoffen, die slavisch-magyarische Fluth noch einmal zurückzudrängen und ihre historische Stellung im Reiche zu behaupten.

So stellt sich uns die deutsche Parteibewegung in den Jahren der nationalen Krisis dar als eine Zerbröckelung der alldeutschen Tendenzen: wie die politische Vertretung von Gesammtdeutschland in sich vermorschte, so lösten sich auch in der öffentlichen Meinung die einigenden Bänder, und sammelte sich das deutsche Volk, in seine particularistischen Bestandtheile wieder zerfallend, um die Dynastien, die sich aus dem Chaos des alten Reiches im Laufe der Jahrhunderte erhoben hatten, zu dem entscheidenden Kampfe.

Auch in dem Staate der Hohenzollern hatte die preußische Idee bereits ihre dominirende und die Parteien von rechts und links her zersetzende Kraft bewiesen. Nicht bloß die Droysen, Duncker und Bernhardi, sondern auch Männer wie Theodor Mommsen, der doch selbst vom Holstenstamme war, traten seit dem Frühling 1865 für die Annexion der Herzogthümer ein; und daß Preußen zum mindesten die Februarbedingungen behaupten müsse, war die allgemeine Meinung; soweit konnte B. in seinen Depeschen und von der Tribüne des Abgeordnetenhauses her mit Recht erklären, daß er das Land hinter sich habe. Auch wandte sich der Haß des nichtpreußischen Deutschlands schon gar nicht mehr blos gegen den gewaltthätigen Minister, sondern gegen Preußen schlechthin: von B. bis Waldeck sei doch Alles nur *eine* preußische Partei. Und wirklich schloß sich die preußische Demokratie gegen Nationalverein und Abgeordnetentag ab: auf ihren Versammlungen im August und October 1865 fehlte sie fast ganz; und wenn Franz Duncker und Löwe auf dem Tage des Nationalvereins Ende October erschienen, so stimmten doch auch sie gegen die Beschlüsse der Mehrheit. Auch bei den Conservativen traten, wenn nicht die reactionären, so doch die romantischen Tendenzen immer mehr in den Hintergrund; nur die ganz Alten, wie Senfft-Pilsach und Ludwig Gerlach, die Doctrinäre der Partei von jeher, hielten unbedingt an den Idealen der heiligen Allianz fest; die Andern traten mehr und mehr auf den Boden der preußischen Staatsidee hinüber: an den Freunden und Amtsgenossen Bismarck's, an Moltke, Roon, auch Manteuffel und Blanckenburg, vor allem an König Wilhelm selbst können wir Schritt für Schritt diese Wandlung verfolgen.

Die wirkende Kraft in Allem war das preußische Eisen, die Vorwärtsbewegung, welche der große Minister der Politik seines Staates gegeben hatte. Preußen marschirte wieder und zwang dadurch alle seine Gegner und Rivalen, sich darüber zu entscheiden, ob sie mitgehen oder sich entgegenstellen wollten; ein Jeder unter ihnen sah sich auf seine ursprüngliche Machtgrundlage zurückgedrängt, die sein Eigenstes war und auf die er sich verlassen konnte. B. selbst wich nicht um eine Linie aus dem gewohnten Fahr-

wasser; nur Preußens eigener „Lebenstrieb“ und das ihm entsprechende Streben nach Machterweiterung lenkten seine Politik. Aber tausend Lebenskeime der Nation sammelten und consolidirten sich um ihn auf diesem Wege. Zum ersten Mal seit den Freiheitskriegen waren die deutschen Waffen, die so lange fast nur gegen einander, für und wider die nationale Idee, oder gegen unterworfene Nationen geführt waren, in einem Kampf für die Ehre und die Macht des deutschen Namens mit Sieg und Ruhm gekrönt worden; der Mißgunst des Auslandes zum Trotz war die deutsche Nordmark dem Vaterlande wieder gewonnen, und die Schmach langer Jahre gesühnt worden. Was die liberalen Patrioten immer gefordert, hatte der reactionäre Minister siegreich hinausgeführt: indem er sie bekämpfte, sicherte er die realen Ziele ihrer Politik, und besser als sie selbst je zu hoffen gewagt hatten. Sie hatten bereits das Gefühl, daß sie von ihm matt gesetzt waren, daß sie, wie er ihnen höhnend zurief, mit ihrem fortgesetzten Widerstreben eine Politik „impotenter Negation“ trieben; sie konnten ihm nur noch die Erbitterung der Besiegten entgegensetzen, als er mit souveräner Verachtung erklärte, möchten sie immerhin annehmen, daß Alles, was geschehen sei, rein zufällig geschah, daß die preußische Regierung daran vollständig unschuldig sei, daß es der Spielball fremder Intriguen und äußerer Einflüsse gewesen sei, deren Wellenschlag sie zu ihrer eigenen Ueberraschung an der Küste von Kiel ans Land geworfen habe: „Nehmen Sie das immerhin an, mir genügt es, daß wir da sind, und ob Sie uns dabei ein Verdienst zuschreiben oder nicht, das ist mir vollständig gleichgültig“. Sie konnten auch nicht mehr, wie früher wol, sagen, daß sie, wenn sie auch die Sache Preußens nicht so hoch stellen könnten, um so bessere Deutsche wären, wollten sie nicht den Preußenfeinden das Wort „lieber dänisch als preußisch“ nachsprechen oder sich, wie die Radicalen in den Kleinstaaten, in Rheinbundsvelleitäten ergehen. Deutschlands Sache wurde bereits durch Preußens Macht gedeckt, und wer jene noch gegen Bismarck's Politik verfechten wollte, stellte nicht mehr Deutschland über Preußen, sondern die Partei über das Vaterland. Jeder Fortschritt auf Bismarck's Wegen diente aber zur Befestigung seines Systems, und so wurde, wer es noch bekämpfte, unabwendbar zu der Consequenz getrieben, Preußen dürfe nicht wachsen, weil sonst die Machtsphäre Bismarck's erweitert würde. Auch der wirtschaftlichen Interessen konnte sich die preußischen Opposition nicht bemächtigen. Denn auf diesem Felde gedieh Alles aufs beste und war nirgends ein Streit. Die Landwirtschaft erhob sich zu prächtiger Blüthe, und die Industrie schritt rüstig vorwärts; es gab nichts was sie trennte, weder auf dem Arbeitsmarkt noch in dem Verkehr mit dem Auslande; Freihandel war das Schlagwort unter den Agrariern des Ostens wie in den Industriebezirken des Westens. Aufs neue erkennen wir den gewaltigen Vorsprung, den Preußen vor dem Rivalen hatte. In Oesterreich verquickte sich der politische Wirrwarr aufs unheilvollste mit den wirtschaftlichen Gegensätzen: die Politik der Reaction und der Autonomie war ebenso sehr eine Schutzzollpolitik, wie die deutsch-centralistische Partei für den Freihandel engagirt war. Haltlos schwankte die Regierung von Extrem zu Extrem, und nirgends fand sie festen Boden. Im Winter auf 1866 wurde Alles nur schlimmer: die Magyaren und Italiener kurz vor dem Aufstand, und weder die Deutschen noch selbst die Slaven befriedigt: die äußere und die innere Politik des Kaiserstaates waren in unlösliche Widersprüche mit sich selbst gerathen.

Man fragt sich, weshalb B. nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist und die öffentliche Meinung ganz für sich zu gewinnen gesucht hat. Wie leicht sie zu haben gewesen wäre, zeigt unter Anderm der Antrag Bonin, der

in der Militärreform der Regierung fast Alles gewährte, was sie verlangen konnte, und wir wissen ja, daß B. für seine Person kaum Bedenken gegen eine kürzere Dienstzeit gehabt hätte; daß die liberale Richtung ihm noch gefährlich werden könnte, war nicht mehr zu befürchten. In der That hat er zu Zeiten an den innern Frieden gedacht. So ohne Frage im April und Mai 1865, als er den Bruch mit Oesterreich ernstlicher als je erwog. Er hat damals dem König den Vorschlag gemacht, das dritte Dienstjahr gegen eine stärkere Einstellung von Capitulanten aufzugeben, und Roon hat ihn dabei unterstützt. Der König aber lehnte ab. Die Erklärung liegt zum großen Theil in der Stellung, welche Beide, der Monarch und der Minister, zu Oesterreich einnahmen. B. war damals daran gelegen, die populäre Stimmung in Preußen hinter sich zu haben, um so mehr, wenn er noch nicht sogleich die deutsche Frage aufrollen wollte: Wilhelm aber zögerte noch den Krieg zu eröffnen; die conservative Haltung mußte ihm gerade als eine Gewähr des Friedens erscheinen, der ihm am Herzen lag. Als aber die Krisis von neuem heranzog, im Januar und Februar 1866, war der Minister nicht mehr liberal: im Gegentheil, noch nie hatte er die Opposition, auch in ihren gemäßigtsten Elementen, wegwerfender behandelt. Gleich in der Eröffnungsrede vor der neuen Kammer, am 14. Januar, ward jedes Entgegenkommen verweigert und der alte Conflictston wieder angeschlagen; der Finanzminister entwickelte die absolutistische Budgetstheorie mit rücksichtsloser Schärfe; der Beschluß des Obertribunals, welcher die Aeußerungen von der Kammertribüne mit Strafe bedrohte und also das Palladium des Parlamentes, die Freiheit der Rede und die Unverantwortlichkeit der Volksvertreter aufhob, trug die Verzweiflung in die nachgiebigsten Kreise, um so mehr, da er gerade den gemäßigtsten Mann der Opposition, Karl Twesten traf; Männer wie Georg Beseler, Simson, Johann Gustav Droysen, fürchteten, daß einer solchen Erschütterung des Rechtsbewußtseins revolutionäre Stürme folgen müßten. Es waren die Tage, da B. die österreichische Regierung der Verletzung aller conservativen Principien und des Bündnisses mit der Revolution anklagte: dieselben, als er Usedom in Florenz anwies, mit der Krone, die der nationalen Revolution ihr Dasein verdankte, anzuknüpfen. Je revolutionärer die Mittel seiner eigenen Politik wurden, um so stärker betonte er die conservativen Tendenzen und die legitimen Rechte Preußens und seiner Krone. Nur so konnte er hoffen, den König einer Politik geneigt zu machen, die allen Traditionen und Empfindungen Wilhelm's widersprach, nur so, die eigene Partei, der doch auch seine Sympathien immer noch galten, hinter sich herzuziehen. Auch wichen die Ziele seiner deutschen Politik von dem Zukunftsbilde, das sich die Liberalen von dem Vaterlande machten, noch aufs weiteste ab. In deren Programm hatte der Krieg mit Oesterreich um die Durchführung der deutschen Reform noch immer nicht recht eine Stelle gefunden. Konnte doch sogar ein Heinrich v. Treitschke in seiner Schrift „Die Parteien und die Herzogthümer“, die im September 1865 herauskam, noch fast zärtliche Töne gegen die Brudermacht an der Donau anschlagen. „Wir wünschen“, schreibt er mit Bezug auf die inneren Conflicte in Oesterreich, „herzlich, der Kaiserstaat möge diese unabsehbare Krisis überstehen, aber noch herzlicher, Preußen möge sie ausbeuten für seine guten Zwecke“. Noch im Januar meinte Bernhardi, Preußen könne die Herzogthümer ohne Krieg erhalten, den man an der Donau nicht riskiren werde; durch einen Druck auf Italien oder auch umgekehrt, indem es Venetiens Besitz Oesterreich für ein paar Jahre garantire. Eine Politik, welche bei der Lösung der deutschen Frage, wie auch immer, mit Frankreich rechnete, erschien in den Reihen des Liberalismus auch jetzt noch

als eine Politik der Abenteuer, und die an Vaterlandsverrath zu streifen drohte. Und je näher die Gefahr heranrückte, um so stärker mußte die Strömung werden, die vor dem „Bürger-“, dem „Bruderkrieg“, wie er in aller Welt genannt wurde, hinweglenkte: alle schwächlichen Gemüther wurden auf diese Seite getrieben, und Alles, was dem Rathgeber des Königs und seiner Politik feindselig war, fand dort seine Rechnung.

Niederwerfung Oesterreichs.

Hätte B. allein am Steuer gestanden, er wäre wol rasch genug am Ziel gewesen. Aber je näher die Entscheidung heranrückte, um so mehr häuften sich die Widerstände, die Frictionen, die er von je zu überwinden gehabt hatte; und diese Wogen schlugen bald so hoch um ihn her, daß es Momente gab, wo auch er fast daran verzweifeln wollte, hindurchzukommen. Im Sommer hatten die Dinge noch leidlich einfach gelegen. Denn in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit war König Wilhelm fest geworden; er war gewiß, darin die Ehre und das Recht Preußens zu vertheidigen. Und so oft ihm diese tangirt schienen, wankte er auch jetzt nicht. Ein zweites Olmütz wollte er nicht mehr erleben; eher wäre er auf und davon gegangen. Hier lag der stärkste Rückhalt, den B. beim König hatte. Aber darüber hinaus wollte er Wilhelm nun auf Wege führen, die diesem von jeher zuwider gewesen waren, in Kämpfe für Principien verstricken, deren illegitimer Charakter sich schlechterdings nicht verhehlen ließ. Und es durfte B. nicht genügen, nur die passive Zustimmung seines Herrn zu gewinnen. Das persönliche Königthum war das Centrum aller Positionen, für die er stritt: also mußte er den Willen des Trägers der Krone für sich haben; Wilhelm mußte innerlich überzeugt werden, nicht nur davon, daß kein anderer Weg gangbar, sondern daß der gewählte auch der rechte sei, und daß es nicht bloß der Macht seines Staates, sondern auch seiner und seines Hauses Ehre gelte, daß der Krieg ihm aufgezwungen und darum nicht mehr zu vermeiden wäre. Nur so ließ sich hoffen, die tausend Gegenwirkungen, die ringsum, und vor allem in der Umgebung, ja in dem Herzen des Königs selbst sich geltend machten, zu überwinden. Auch B. war, wir wissen es, ebenso vorsichtig, wie er kühn war; es war sein oberster Grundsatz, sich von niemand, und am wenigsten von den Fremden, mit denen er pactirte, aus dem eigenen Fahrwasser verdrängen zu lassen; das Ende der Schlinge wollte er unter allen Umständen in der Hand behalten. Aber wenn wir den Zickzackcurs verfolgen, den er in den Monaten vor Ausbruch des Krieges einhielt, so können wir doch nicht anders urtheilen, als daß er nur deshalb so langsam vorwärts kam, weil er fast alle seine Schritte mit gebundenen Händen machen mußte.

Die nächste Aufgabe war, sich Italiens zu versichern. Dafür hatte sich auch der König entschieden; denn, wenn man die deutsche Frage aufrollen wollte, so war, auch im Hinblick auf Frankreich, dies Gegengewicht nicht zu entbehren; auch Moltke hatte in dem Kronrath vom 28. Februar erklärt, daß er nur mit Italien zur Seite das Wagniß des Krieges anrathen könne. Er selbst war, wie bemerkt, dazu bestimmt worden, die Verhandlungen in Florenz zu führen. Aber bevor er noch abreisen konnte, traf, von Florenz gesandt, General Govone in Berlin ein, so daß B. auch diese Verhandlung in die eigene Hand bekam. In Italien bestanden die Schwierigkeiten nicht, die dem preußischen Minister das Concept verdarben. Im Gegentheil, Volk und Monarchie waren südlich der Alpen einmüthig in der Richtung, in die B.

seinen königlichen Herrn fortreißen wollte: die Aussicht, in drei Monaten in San Marco zu sein, übte auf die italienischen Gemüther einen Zauber, vor dem jede andere Erwägung zurücktrat; und man wollte nicht abermals, wie ein Halbjahr zuvor, durch das eigene Zögern die Partie verlieren. Aber auch die Italiener waren zurückhaltend, und nicht bloß aus Rücksicht auf Napoleon, ohne dessen Erlaubniß sie sich garnicht mit Preußen vertiefen durften: sie fürchteten sehr ernstlich, daß B. im entscheidenden Augenblick sie doch wieder im Stich lassen, daß er das Bündniß oder bereits die Verhandlungen darüber als Pressionsmittel benutzen könnte, um Oesterreich die Herzogthümer aus den Fingern zu reißen. Umgekehrt besorgte B., und, wie die Folge lehrte, nicht ganz mit Unrecht, daß den Italienern das Verhältniß zu Preußen dazu dienen könnte, um Venetien mit Hülfe des französischen Protectors zu ergattern, ohne den Degen für den nordischen Alliirten zu ziehen zu brauchen. Dann hätte, wie Govone etwas vorschnell schrieb, in der That „die Natter den Charlatan gebissen". Indessen gelang es dem preußischen Minister die Verhandlungen so zu leiten, daß er die Führung behielt: am 23. März einigte er sich mit dem Grafen Barral, Italiens Vertreter am preußischen Hof, dahin, einen Eventualvertrag auf drei Monate in Vorschlag zu bringen, dessen Formulirung er selbst übernahm; während dieser Frist sollte Preußen seinen casus belli finden, Italien aber ihm so lange zur Verfügung stehen.

Zu Hülfe kamen B. hierbei die kriegerischen Maßregeln, zu denen sich die Wiener Regierung im Laufe des März entschloß. Es wiederholte sich darin auf militärischem Gebiet, was wir in der Diplomatie so oft beobachten konnten. So wenig Oesterreichs Politik in Wahrheit als die offensive bezeichnet werden kann (gerade in diesem Moment ging der gehoffte Ausgleich mit Ungarn zu scheitern und war die letzte, mit Mühe erlangte Anleihe bereits wieder aufgezehrt), sah es sich dennoch gezwungen, um nicht ins Hintertreffen zu gerathen, mit den directen Feindseligkeiten den Anfang zu machen: die Schwäche des Donaustaates ward aufs neue darin sichtbar. Nichts konnte für Bismarck's Absichten günstiger sein. Wer wollte nun noch verkennen, daß Oesterreich der Störenfried war? Konnte der Bruch des Gasteiner Vertrages besser illustrirt werden als durch Truppenanhäufungen in Nordböhmen? Durfte Preußen solchen Drohungen gegenüber das Schwert in der Scheide lassen? Argumente, die nicht bloß bei dem König, sondern auch in weiteren Kreisen Eindruck machten. Auch liberale Zeitungen, wie die Vossische und die Nationalzeitung, brachten, zum Theil allerdings wohl aus der Wilhelmsstraße inspirirte Artikel voll bitterer Klagen über das friedebrecherische Vorgehen der deutschen Brudermacht; das nasse Stroh schien Feuer fangen zu wollen. Auf der anderen Seite verdoppelten die Gegner des Ministers und alle Friedensfreunde ihre Anstrengungen, um die glimmenden Funken auszutreten. Bei den Wenigen, die wie das kronprinzliche Haus noch an dem Augustenburger festhielten, verstand sich das von selbst; aber auch in denjenigen Kreisen, welche in dieser Frage zu B. standen, war man nicht gerade kriegerisch gesinnt; den eigentlichen Feind sah man immer noch mehr in Frankreich als in Oesterreich, und die Furcht, von dem Erbfeind der deutschen Einigkeit überrannt zu werden, dämpfte den Kriegsmuth selbst bei denen, die wirklich Abrechnung mit Oesterreich zu halten wünschten. Konnte doch selbst der Politikus der Preußischen Jahrbücher noch Ende März fragen, ob von Berlin aus irgend etwas geschehen sei, um Oesterreich die Concessionen zu erleichtern, die man von ihm verlange? Ob man für die Annexion Compensationen angeboten habe? Ob Oesterreich billige Bedingungen, unter denen nicht nur eine Geldentschädigung zu verstehen sei, verweigert, ob es das Princip des Gasteiner

Vertrages wieder mit dem Standpunkt der Londoner Conferenz vertauscht habe? Wenn Herr v. Bismarck auf diese Fragen keine befriedigende Antwort finde, so werde es ihm nicht gelingen, die Schuld an dem furchtbaren Zusammenstoß vor Europa von sich abzuwälzen. Nicht einmal in der Armee brannte man zunächst so sehr danach, sich mit den alten Kriegskameraden, für die man eher Sympathie hatte, zu schlagen; die conservativen Strömungen im Officiercorps, die von oben her so lange genährt waren, kamen darin störend zur Geltung. Moltke bemerkte gegen Govone noch am 23. März sehr kühl, die Meldungen über österreichische Rüstungen seien doch sehr übertrieben, und selbst in Roon war die „Angst vor dem Ausgelachtwerden" immer noch ein stärkerer Stachel zum Kriege als der eigentlich kriegerische Eifer. Man begreift, daß unter solchen Umständen die Verhandlungen mit Italien nur langsam vorwärts rückten, und daß das Mißtrauen beiderseits nicht schwinden wollte. Ein erster Erfolg Bismarck's war der Beschluß vom 27. März, die Truppen an der Grenze zu verstärken und mit den Pferdeankäufen für die Artillerie zu beginnen. Aber sogleich erfolgte der Rückschlag, und um den ersten April war die Stimmung in der obersten Region flauer als zuvor. Denn nun begannen die Neutralen, Rußland und England zunächst, drein zu reden. Von Petersburg kam ein, übrigens sehr freundlich gehaltenes Schreiben des Zaren, das dem verehrten Oheim den Frieden ans Herz legte. Aehnliche Wünsche gelangten an Wilhelm, durch Vermittlung der kronprinzlichen Herrschaften, von seiten der Königin Victoria; und diese Fäden, die in Gotha zusammenliefen, reichten sogar bis in das Wiener Cabinet. Graf Mensdorff selbst hatte seinem Coburger Vetter in einem lamentablen Brief seine Friedenssehnsucht betheuert, und Herzog Ernst sandte alsbald dies Zeugniß österreichischen Wohlverhaltens an den König ein. Es war, wie B. dem König offen heraus sagte, ein wohlcombinirter Plan, der Brief Mensdorff's bestellte Arbeit, um Wilhelm zur Nachgiebigkeit zu bewegen und B. als den Urheber des Conflictes anzuschwärzen. Auch die Königin war dabei thätig, und die ganze preußische Diplomatie arbeitete, so versicherte wenigstens B. dem italienischen Gesandten, momentan gegen seine kriegerischen Projecte. Wie zu Beginn der Action um Schleswig-Holstein stand er wieder allein auf der Bresche. Immerhin gelang es ihm, den Vertrag mit Italien am 8. April unter Dach zu bringen: bis Anfang Juli war damit Italien an Preußen gekettet; hierzu werden den König gerade die Gefahren, die er überall sah, jetzt nachdem auch Baiern die Schwenkung zu Oesterreich vollzogen hatte, willig gemacht haben. Und so lange Oesterreich hartnäckig blieb, hatte der Minister die Gegner seiner Politik nicht so sehr zu fürchten; er brauchte den König nur an Olmütz zu erinnern, um ihn mit sich fort zu ziehen. Bedenklich wurde die Sache erst, als von Wien her Erbietungen kamen, welche eine friedliche und für Preußen nicht unehrenhafte Lösung in Aussicht stellten. Schon die Depesche Mensdorff's vom 7. April ließ, so hochgespannt sie in ihrem Ton sein mochte, etwas derartiges durchblicken; denn mochte es sich mit der Versicherung, daß der Kaiser an Krieg nicht denke und daß auch von Rüstungen Oesterreichs keine Rede sei, verhalten wie es wollte, so klang doch immerhin die Aufforderung, Preußen möge die seinerseits eingestandenen Mobilmachungsbefehle zurückziehen, fast wie der Wunsch nach einer Verständigung. Daß dies die Meinung der Hofburg sei, ward von München her, wo sich Oesterreich direct so ausgesprochen hatte, versichert. B. hatte die schroffe Form der Wiener Depesche benutzen wollen, um den Gegner zu fassen; er sprach von Impertinenz und Sommation, und sagte den Italienern, daß der König über dies Ultimatum außer sich sei. Aber die Entrüstung Wilhelm's hielt nicht vor, wie auch die Zeitungen schon

am 11. April der Depesche eine mildere Deutung gaben. Der König selbst fügte in der Antwort, vom 15. April, einen Schlußsatz ein, der, indem er der kaiserlichen Regierung die Initative in der Abrüstung zuschob, die Pforte zur Nachgiebigkeit ausdrücklich öffnete. Und nun geschah, was B. am meisten gefürchtet hatte: umgehend, am 18. April, erklärte sich das Wiener Cabinet bereit, vom 25. d. M. ab die Truppendislocationen in Böhmen rückgängig zu machen, falls Preußen sich verpflichte, an demselben oder doch dem nachfolgenden Tage die Befehle vom 27. März zu widerrufen. Es war der Höhepunkt der Krisis. Alles, was in Preußen friedlich gesonnen war, besonders auch die altconservativen Kreise, Prinz Karl und seine Leute, Ludwig Gerlach, Senfft-Pilsach und der Finanzminister Freiherr v. Bodelschwingh, alles, was noch an dem System der heiligen Allianz hielt, drängte sich an den König heran, um ihn von der revolutionären Politik seines Ministers loszureißen. B. fühlte seine Kraft erlahmen. Die furchtbare Spannung der Lage hatte seine Nerven seit Wochen erschüttert; nur mit Aufbietung aller seiner Kräfte konnte er sich aufrecht erhalten. Mit Mühe setzte er eine Verklausulirung der Zustimmung zu dem Entwaffnungsvorschlage durch, in der Erklärung, daß man Zug um Zug in demselben Maße und in denselben Zeiträumen abrüsten wolle, und nicht eher damit beginnen werde, als bis man authentisch wisse, daß Oesterreich wirklich seine Vorbereitungen zum Kriege einstelle. Da kam die Wendung: durch die Nachricht von den italienischen Rüstungen und die Meldung, daß in Wien die Mobilmachung der Südarmee beschlossen sei. Bevor noch die preußische Depesche, die vom 21. datirte, in Wien eingetroffen war, wo man jedoch bereits von der friedlichen Wendung in Berlin unterrichtet war, am 20. April, war in einem von dem Kaiser präsidirten Ministerrath der verhängnißvolle Entschluß gefaßt worden, der den Krieg entschied.

Es war, wie man weiß, die österreichische Generalität, welche in den Kaiser drang, sich zunächst Italien gegenüber in aller Stärke aufzustellen. Daß zwischen den Rüstungen Italiens und der Haltung Preußens ein Zusammenhang bestand, lag auf der Hand; die lange Anwesenheit des italienischen Generals in der preußischen Hauptstadt konnte bereits als vollgültiger Beweis gelten. Aber man möchte fast vermuthen, daß damals nach Wien noch andere, und directere Beweise von dem Zusammengehen beider Mächte gelangt sind. Zwar die Geheimhaltung des Vertrages vom 8. April war auf Bismarck's Wunsch protokollarisch festgelegt, und von den Contrahenten war das Geheimniß, das in beider Interesse lag, sicherlich gewahrt worden. Aber es gab noch eine dritte Stelle, wo man mehr als anderswo von dem Vertrage, den König Wilhelm eben jetzt, am 20. April, ratificirte, wußte, und wo man nicht wünschen konnte, daß es abermals zu einem Vertrage von Gastein käme. Könnte man nicht in der That argwöhnen, daß von dort, von Paris her, etwa durch den Canal der österreichischen Botschaft, derartige Andeutungen nach Wien gelangt sind? Doch ist es kaum zu glauben, daß die Politik des Kaiserstaates bereits so steuerlos gewesen sei, um sich von den hohen Officieren, mochten diese immerhin den Krieg gegen Preußen für unvermeidlich halten, blindlings zu einem Kriege fortreißen zu lassen, der mit doppelter Front geführt werden mußte. Die Italiener gaben dem Entschluß die Südarmee auf den Kriegsfuß zu setzen, jedenfalls eine andere Deutung. „Wollte Gott“, schreibt Nigra aus Paris, „Oesterreich griffe uns an, aber wir können es nicht hoffen. Ich glaube vielmehr, Oesterreich will mit uns dieselbe Comödie spielen, die es eben so geschickt in Berlin gespielt hat. Es will uns zwingen zu entwaffnen und unsere fried-

lichen Absichten zu erklären, indem es sich bereit zeigt, es ebenso zu machen, und zwar noch vor uns. Gehen wir nicht in diese Falle!" Daß Oesterreich den italienischen Rüstungen gegenüber nicht stillsitzen könne, war auch die Meinung in Berlin. „Die Italiener rüsten", sagte Max Duncker auf die erste Meldung, welche die Zeitungen davon brachten, frohlockend zu Bernhardi — „nun können die Oesterreicher nicht abrüsten". B. aber hatte nun dem König gegenüber den Beweis in Händen, daß es der Wiener Politik mit ihrem Entgegenkommen überhaupt niemals Ernst gewesen sei. Sogleich wandte sich die öffentliche Stimmung dem Minister wieder zu; seine Gegner selbst mußten einräumen, daß die Rüstungen gegen Italien ebenso leicht nach Norden gewandt werden könnten. Die italienische und die deutsche Frage ließen sich eben nicht von einander trennen: sobald Oesterreich im Süden Luft bekam, würde es — wer konnte gegen diesen Schluß an? — auch dem deutschen Rivalen wieder die Zähne weisen. Die Gefahr, dann nachgeben zu müssen, drängte sich dem König von neuem auf. Er wollte für den Frieden thun, was mit Ehren thunlich war. Aber ein zweites Olmütz wollte er nicht erleben; nicht bloß inbezug auf die Herzogthümer, sondern auch in der deutschen Frage war er entschlossen festzuhalten. Am 22. April bemerken wir an ihm noch das Zagen. Am 23. gewann B. das Spiel. Ein Brief Manteuffel's, in dem das alte Preußenblut längst wieder erwacht war, kam ihm zu Hülfe; er schickte das Schreiben, worin der General an Olmütz erinnert hatte, noch am Abend des 22. dem König zu. „Sie mögen", antwortete dieser gleich am nächsten Morgen, „Manteuffel sagen, daß, wenn ein Preuße jetzt mir Olmütz in die Ohren raunt, ich sofort die Regierung niederlege! Andere, d. h. meine Feinde werden Olmütz rufen; dürfen Preußen darin übereinstimmen?" Roon, den der König in diesen Stunden empfing, erlebte einen wahren Zornausbruch Sr. Majestät über die Berechnungen, die auf seine vorausgesetzte Schwäche speculirten. Er selbst war es dann, der eine Zusammenkunft des Königs mit B. herbeiführte, bei der es zu einer vollkommen befriedigenden Aussprache zwischen Beiden kam. „Otto", so schreibt der Kriegsminister seinem Neffen Blanckenburg, „ist darüber fast gesund geworden".

Längst aber hatte B. den Blasebalg noch an anderer Stelle angesetzt, um die matten Kohlen in Gluth zu bringen, dort, wo er gleich zu Beginn seines Ministeriums den Zusammenknall erwartet hatte, in der deutschen Frage, der Frage von der Bundesreform, die er als den vornehmsten Factor in seine Berechnungen aufgenommen hatte. Von ihr aus wollte er, wie er den Italienern immer aufs neue sagte, das Feuer an die Pulvertonne legen. Darauf war die Frist der drei Monate, die er gefordert und durchgedrückt hatte, berechnet. Er wollte sie benutzen, um am Bundestag den Antrag zu stellen, der das alte Deutschland aus einander sprengen mußte: die Verwirrung, die zwischen den Regierungen und, wenn es möglich wäre, zwischen der Nation und ihren Dynastien selbst aus der Forderung, den nationalen Staat zu schaffen, entstehen mußte, sollte ihm den Weg zum Kriege, zu dem Kampf um die deutsche Vorherrschaft bahnen. Denn, wie er es bei der Krisis 1859 geplant hatte, nicht die Reform, sondern die Zertrümmerung des alten Bundes war sein nächstes Ziel; das Eisen sollte ihm die Straße bahnen.

Es ist von besonderem Interesse, den Parallelismus zu beobachten zwischen dem Vorgehen Bismarck's in der deutschen Frage und den unmittelbar auf den Krieg gerichteten Actionen. Schon am 27. Februar machte Prinz Reuß in München dahin gehende Eröffnungen: die nicht ungünstige Antwort v. d. Pfordten's war also in Berlin bekannt, als der König am Tage darauf die Minister zu der entscheidenden Berathung berief. Am 14. März hatte B.

seine erste Besprechung mit Govone: noch an demselben Tage brachte die Provinzialcorrespondenz einen Artikel, der auf die Absicht der Regierung hinwies, ihre Reformanträge vom September 1863 wieder aufzunehmen. Sobald Graf Barral die Basis der drei Monate zugegeben hatte, erließ B. das Rundschreiben, worin er den deutschen Höfen ankündigte, daß Preußen auf dem Boden der deutschen Nationalität und in einer Kräftigung der Bande, welche es mit den übrigen deutschen Staaten verbänden, die Garantien für die Zukunft und die Sicherheit der nationalen Unabhängigkeit suchen werde, welche ihm Oesterreich versage (24. März). Und wiederum 24 Stunden nachdem das Bündniß mit Italien fest gemacht war, am 9. April, stellte Savigny am Bunde den Antrag, einer aus directen Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehenden Versammlung die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung zu unterbreiten. Die Gedanken, die B. damit in die Oeffentlichkeit warf, waren die alten, die wir kennen, und auch den Regierungen nicht mehr neu, denen sie galten. Nachdrücklich ward auf die Denkschrift von 1863 zurückgewiesen und ihre Argumente wie zum Theil ihr Wortlaut wiederholt. Auch an die Reformacte vom Frankfurter Fürstentage erinnerte B., sowie an die österreichische Denkschrift von Gastein mit ihrer Klage über die Vermorschtheit der Wände des Bundes und die Unmöglichkeit, sich auf ihn mit irgend einem Grad von Vertrauen stützen zu können: als Antwort auf den Versuch des Rivalen, sich nun doch wieder auf den Bund gegen Preußen zu stützen. Ueber den Inhalt der Vorlagen, die dem Parlament zu machen seien, ward noch immer nichts gesagt: nur daß es auf die Sicherung der Nation wie ihrer Glieder, und auf die Bedürfnisse des Volkes ankomme; dem wahrhaft dringenden Interesse der Nation und dem erfahrungsmäßig Nothwendigen müßten sie zugewandt sein. Zwar dürfe die Initiative zu der Reform der gewählten Versammlung nicht allein überlassen bleiben; aber die ausgleichende und treibende Kraft des nationalen Geistes sei zu berücksichtigen: diese habe bisher gefehlt, und nur durch ein Zusammenwirken beider Factoren, der Nation und der Regierungen, könne das Ziel erreicht werden, „daß auf dem Grunde und innerhalb des Rahmens des alten Bundes eine neue lebensfähige Schöpfung entstehe."

Die Majorität am Bundestage suchte sich gegen diesen Frontalangriff zu decken durch die Forderung, daß Preußen das Programm für die Reformen, an die es denke, vorlegen möge. Aber den Gefallen that B. den Gegnern nicht: denn, so erwiderte er, an eine Verständigung der Regierungen ohne die selbst auferlegte Nöthigung, die in der vorherigen Festlegung des Termins für die Parlamentseröffnung liege, sei nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte auch über die allernothwendigsten Reformen garnicht zu denken; die Bestimmung des Termins der Parlamentseröffnung vor Beginn der Regierungsverhandlungen über die Reformvorlagen sei gerade der Kern des Antrages vom 9. April; mit der Ablehnung dieser Frage wäre die ernstliche Behandlung der Bundesreform überhaupt thatsächlich abgelehnt. Und um den Ernst dieses Vorgehens zu bekräftigen, mußte Savigny an dem Tage, wo jene Antwort in Frankfurt zur Verlesung kam, am 27. April, die Bundeshauptstadt verlassen.

In der That, nichts war klarer, als daß die Anträge der Majorität der Regierungen auf Verschleppung der Reform hinauskamen; sie wäre in den Bundesausschüssen begraben worden. Aber auch die Nation wollte sich nicht so rasch zu dem Glauben an das nationale Evangelium aus solchem Munde bekehren. Wie? Dieser Minister, der die Verfassung seines Landes mit Füßen trat und jede freie Regung der Volksseele mißachtete, hatte die Stirn,

sich zum Herold der erhabenen Gedanken aufzuwerfen, welche die Nation seit Jahrzehnten im Herzen trug? Nur in der eigenen Noth offenbar rief er den Geist an, dem er von Grund aus feind war. So hallte es aus tausend Zeitungsartikeln, aus den Kammerreden und Protesten des Nationalvereins und der Volksversammlungen nördlich und südlich des Mains tosend wieder. Es war, wie selbst Heinrich v. Treitschke schrieb, ein befremdendes, fast unheimliches Schauspiel, wie der Gedanke der deutschen Einheit so plötzlich aus dem Dunkel unter das unbereitete Volk hinaustrat, und die größte Idee des Jahrhunderts fast wie ein Fechterstreich in einem diplomatischen Turnier erschien: wie betäubt schaue die Nation der plötzlichen Wendung der preußischen Staatskunst zu. Auch war das allgemeine Mißtrauen gar nicht so unberechtigt. Ja man möchte fast zweifeln, ob B. selbst sich so sehr mit der Hoffnung getragen hat, daß der Keil, den er zwischen die Regierungen und die Nation hineinschob, sie sogleich auseinander reißen würde. Er rechnete wohl zunächst mehr damit, das Quecksilber unter die Regierungen selbst zu bringen und vor allem Oesterreich gegen die Wand zu drängen. Den Richtpol hatte er angegeben, nach dem sich Preußens Politik einmal lenken konnte. Aber das nationale Programm war für ihn, wie alles, was die Politik ihm zuschob, nicht bloß Zweck, sondern auch Mittel, eine Waffe im Kampf, die sich unter Umständen auch wieder beiseite stellen ließ. Nur wenige Tage nach jener letzten Erklärung am Bundestage, und es schien, als ob der Minister wirklich wieder in die Richtung einlenken würde, die zu dem Vertrage von Gastein geführt hatte. Am 2. Mai lieh er Vorschlägen das Ohr, die ein Privatmann an ihn brachte, der aber bereits in Wien gewesen und mit Mensdorff conferirt hatte, gerade in den Tagen, wo auch die österreichische Nordarmee mobilisirt wurde.

In dem verschlungenen Vorspiel des deutschen Krieges ist der Vermittlungsversuch, zu dem sich der Freiherr Anton v. Gablenz, der Bruder des Statthalters von Holstein, gebrauchen ließ, eine der merkwürdigsten und dunkelsten Episoden. Man wird aber, wie ich denke, das Eingehen Bismarcks auf dieses Project nur in dem Sinne deuten können, daß er damit eine Gegenmine legen wollte gegen die Intrigue, die sich in denselben Tagen in den Tuilerien abspielte. Daß etwas derart im Werke sei, hatte Napoleon selbst bereits verrathen. Am 30. April hatte er Goltz bei dem abendlichen Empfang in den Tuilerien Andeutungen über gewisse Anerbietungen Oesterreichs an Frankreich gemacht, und daran die Frage geknüpft, was Preußen ihm dagegen bieten könne; alles in recht unbestimmter Form, aber doch so, daß der Wunsch nach dem linken Rheinufer unverkennbar war. Wie, wenn nun Italien, abhängig wie es von Frankreich war, sich auf das Geschäft, das Fürst Metternich in Paris angeboten hatte, einließ und Venetien gegen Schlesien einhandelte, lediglich für das Versprechen, stille zu sitzen? Daß Bismarck's Mißtrauen gegen die Florentiner Politik von Anfang an rege gewesen war, sahen wir, und sicherlich hat auch La Marmora zwei Eisen im Feuer gehabt, schon darum, weil er auch seinerseits dem preußischen Collegen nicht über den Weg traute; er ging, wie Jedermann, so gedeckt wie möglich vor. Durfte Preußen aber den höchst verdächtigen Anstalten des Fallenstellers an der Seine zusehen, ohne sich dagegen zu rühren? Der Vertrag mit Italien war dem Buchstaben nach so gefaßt, daß Preußen sich noch, ohne ihn geradezu zu brechen, aus ihm herauswickeln konnte. Denn da er die Initiative zum Losschlagen in Preußens Hand legte und sie an die Verhandlung über die Bundesreform knüpfte, so ließ sich am Ende mit einem Schein Rechtens behaupten, daß die Verpflichtung zur Hülfe nur einseitig sei, und also Preußen Italien nicht beizustehen brauche,

wenn letzteres von sich aus in Krieg mit Oesterreich gerathen werde. Daß aber B. diese Thüre nicht ohne Absicht offen gelassen habe, vermutheten die Italiener gleich bei der Unterzeichnung des Vertrags am 8. April, als der Minister den Versuch machte, die ursprünglich in den Entwurf gesetzte Ueberschrift, „Offensiv- und Defensiv-Allianzvertrag", durch den farbloseren Ausdruck „Allianz- und Freundschaftsvertrag" zu vertauschen; in stundenlanger Discussion hatte er seine Fassung als die originale bezeichnet, und erst, als Barral ihm das von ihm selbst dictirte Concept vorlegen konnte, sich dazu verstanden, den anfänglichen Wortlaut wieder herzustellen. Als nun am Abend des 1. Mai Govone bei ihm erschien und ihm die Frage vorlegte, was Preußen nach dem neuesten Vorgehen Oesterreichs zu thun gedenke, ob es bereit sei, dem Allianzvertrage gemäß den Krieg an Oesterreich zu erklären, sobald letzteres ihn an Italien erkläre, stellte sich B. zunächst wirklich auf den Buchstaben des Vertrages. Für seine Person gab er zwar die umfassendsten Erklärungen, und betonte aufs stärkste, daß Preußen durch sein eigenes Interesse bei Italien festgehalten werde; das Ministerium würde eine Cabinetsfrage daraus machen und übrigens möge Italien dem unwiderstehlichen Gange der Ereignisse vertrauen. Aber von dem König gestand er ein, daß derselbe schwanke und sich niemals auf Stipulationen einlassen werde, welche Preußen dem Wohlwollen Italiens anheimgäben. Am folgenden Tage konnte B. dem Unterhändler etwas besseren Bescheid geben: der König habe jetzt zugegeben, daß die Loyalität es gebiete, Italien zu Hülfe zu kommen, sobald es von Oesterreich angegriffen werde; nur rathe er seinem Alliirten, sich selbst des Angriffs zu enthalten. Diese Unterredung fand statt, als Wilhelm und sein Minister bereits um die Nachrichten aus Paris und das Anerbieten des Baron Gablenz wußten, und erhält daraus ihr Licht. B. durfte nicht zulassen, daß Italien das Feuer an die Pulvertonne lege, noch viel weniger aber, daß es auf den Köder, der ihm in Paris hingelegt war, anbiß. Er konnte ihm wohl die Hoffnung lassen, daß es zweifellos zum Kriege kommen werde, aber wollte ihm doch zugleich zu verstehen geben, daß man in Berlin von dem was in Paris gebraut werde unterrichtet und auf seiner Hut sei. Darum erklärte er dem Unterhändler, daß keine Concession Oesterreichs von nun an für Preußen die Inconvenienzen eines Arrangements aufwiegen könne; sollte aber, setzte er dennoch hinzu, Oesterreich wirklich Concessionen machen, die nicht zurückgewiesen werden könnten, so werde er Italien zeitig und loyal benachrichtigen, und in keinem Falle würden die Arrangements derartig sein, daß Italien der österreichischen Armee allein gegenüberstehen werde. Dadurch deutete B. bereits an, daß Oesterreich noch immer an ein gütliches Abkommen mit Preußen denke. In Uebereinstimmung damit spricht das Promemoria, das der Minister an diesem Tage für den König aufgesetzt und auf Grund dessen er ihm wohl bereits vor der Conferenz mit Govone Vortrag gehalten hatte, von der Ehrenpflicht, die Preußen gegen Italien habe, falls man sich auf die Verständigung mit Oesterreich einlassen wolle; es werde jedoch, heißt es weiter, eine schwierige Aufgabe sein, Oesterreich zu entsprechendem Verhalten gegen Italien zu vermögen. Und in der That, wir müssen es gestehen: was auch immer Oesterreich eingeräumt hätte, für die Hoffnungen, welche die Italiener an das preußische Bündniß geknüpft, ja auch nur für die Kosten, die sie bereits auf die Rüstungen gewandt hatten, hätten sie niemals Ersatz gefunden. Oder ließe sich denken, daß Oesterreich Venetien aufgegeben hätte, um dafür das Protectorat über Süddeutschland einzutauschen und die Wacht am Oberrhein gegen das tödtlich verletzte Frankreich zu übernehmen, während Italien vor Triest und Trient stand und der norddeutsche Rivale

vom Belt bis zum Main alles unter sich bekommen hätte? Offenbar, nur um einen Ausweg in der Noth, einen Rückhalt gegen Frankreich und die mögliche Untreue des italienischen Alliirten zu bekommen, hat B. sich auf die von Baron Gablenz angetragene Vermittlung eingelassen. Daher auch die Vorsicht und das Geheimniß, womit er dessen Mission umgab. Officiell hielt er seine Regierung ganz aus dem Spiel; nur als Privatmann durfte der Baron seine Anträge zwischen Wien und Berlin hin und her tragen. Man dürfe, heißt es in dem Promemoria, falls der Vorschlag unehrlich gemeint sein sollte, Oesterreich nicht in die Möglichkeit setzen, durch Verrath unserer Bereitwilligkeit seine eigene Verständigung mit Frankreich zu befördern und Italien von uns abzuwenden.

Gleichzeitig aber that der Minister neue Schritte auf dem Wege, der zum Kriege führen mußte. Napoleon gegenüber bewegte er sich dabei in demselben Geleise, in das Metternich soeben eingelenkt war, und das ihm selbst so wohl vertraut war. Bereits am 6. Mai ließ er gegen Graf Barral durchblicken, daß Preußen wohl in die Lage kommen könne, Oesterreichs Anerbieten der Rheingrenze an Frankreich nachzuahmen; und ähnlich sprach er sich in den folgenden Wochen noch mehrfach aus, gegen die beiden Italiener, gegen einen dänischen Agenten, der um Nordschleswigs willen sich als diplomatischer Dilettant, gleich Gablenz, eingedrängt und sich Zutritt bei ihm wie zum französischen Cabinet verschafft hatte, und schließlich gegen Benedetti selbst: immer so, daß er solche Bereitwilligkeit nur von sich aus kundgab und hinter dem Widerwillen des Königs gegen jede Abtretung deutschen Bodens Deckung suchte. Er wies dabei in erster Linie auf die Territorien französischer Zunge an der deutschen Grenze hin und betonte nachdrücklich, daß er die Abtretung von Mainz, Coblenz oder gar Köln ebenso verweigere wie der König; lieber werde er die Partie ganz aufgeben und von seinem Ministerposten zurücktreten. Aber um so wahrscheinlicher erschien es, daß er ein Eckchen deutschen Landes, etwa ein Stück Moselland, unter Umständen dran geben und dazu am Ende auch seinen königlichen Herrn überreden werde.

Mehr aber als diese etwas verbrauchten Kunstgriffe der diplomatischen Technik lagen B. die Mittel und Wege am Herzen, die auf der Eigenkraft Preußens beruhten. Vor allem kam es ihm darauf an, die Schwerter zu schmieden. Dazu war jetzt auch der König willig; auch er konnte sich dem Ernst der Lage, von dem die Generale, besonders Moltke und Roon, bereits ganz erfüllt waren, und den auch sein eigener Sohn begriffen hatte, nicht mehr verschließen. Am 3. Mai wurde die Mobilmachung von 5 Armeecorps beschlossen, und in rascher Folge bis zum 12. Mai die ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt. In demselben Moment demaskirte B. in der deutschen Frage eine neue Batterie: am 11. Mai, gerade als Gablenz von Wien, und zwar mit entgegenkommenden Erbietungen des österreichischen Cabinets nach Berlin zurückkehrte, brachte Savigny nähere Andeutungen über den Inhalt der preußischen Reformacte an den Bund. Es waren im wesentlichen lauter Bestimmungen, die auf die wirtschaftliche Einigung der Nation abzielten. Daneben war nur die Schaffung einer Kriegsmarine und von Kriegshäfen, sowie die Consolidirung der militärischen Kräfte Deutschlands kurz andeutend gefordert. Aber die Theilnahme Oesterreichs an dem neuen Deutschland wäre auch so ausgeschlossen gewesen, wenigstens bei einem nationalen Parlament, das nach dem Reichswahlgesetz von 1849 gebildet werden sollte. Was das bedeutete, mußte Werther in Wien zum Verständniß bringen; bereits am 7. Mai hatte B. ihm die Weisung gesandt, das Wiener Cabinet zum Mitgehen mit Preußen in der Bundesreform aufzufordern; in einem Begleit-

schreiben an den Botschafter aber hatte er angedeutet, daß es Preußen einem etwaigen Versuche Oesterreichs gegenüber, sich bei Frankreich durch das Angebot deutschen Landes einzuschmeicheln, nicht schwer fallen werde, die fessellose Entwickelung des deutschen Nationalgefühls durch jedes Mittel aufzurufen. Zusammen mit den durch Gablenz übermittelten Vorschlägen mußte dies ein starker Gegendruck gegen die auf Gewinnung Frankreichs berechneten Absichten der Wiener Diplomatie werden.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Eröffnungen, welche B. den Liberalen machte. Er hatte damit schon in der Aprilkrisis begonnen, zuerst bei Duncker und Bernhardi, den Gemäßigtsten und ihm am Nächststehenden aller Liberalen. Aber auch mit den nichtpreußischen Führern des Liberalismus hatte der Minister Fühlung zu gewinnen gesucht. Als Bernhardi zu ihm berufen wurde, am 27. April, traf er im Vorzimmer den Freiherrn v. Roggenbach, dessen Cabinet unter dem Druck der deutschen Krisis zusammengebrochen und der darauf nach Berlin gekommen war. B. hatte den badischen Minister, der die Idee des Bundesstaates bisher mit so warmem Eifer und getragen von dem lauten Beifall des liberalen Deutschlands vertreten hatte, aufgefordert, in preußische Dienste zu treten. Durch Bernhardi, der sich gern dazu bestimmen ließ, suchte er zugleich auf Rudolf v. Bennigsen einzuwirken; Bernhardi eilte nach Hannover hinüber, um zu sehen, wie dort die Karten lägen; er sollte dem Führer des Nationalvereins vorstellen, daß es B. mit dem Antrage auf Bundesreform und deutsches Parlament voller Ernst sei, daß es kein Nothschuß sei, sondern sein Programm, der Plan, an dem er festgehalten habe, seitdem er politisch mündig geworden. Aber sehr weit kam B. mit diesen Bemühungen nicht. Roggenbach lehnte sogleich ab; weil er, so entschuldigte er sich, besorge, durch einen solchen Schritt seinen Einfluß bei der liberalen Partei außerhalb Preußens, wenigstens theilweise, zu verlieren; er sei in einer unabhängigen Stellung für Preußen ein viel nützlicherer Verbündeter, als wenn er preußische Dienste annehme. Er wirkte dann in der That in den ihm nahestehenden Kreisen, bei den kronprinzlichen Herrschaften und der Königin, im Sinne des Krieges und der Annexion der Herzogthümer; als aber die liberale Presse über seinen Abfall Lärm schlug, veröffentlichte er sofort eine Erklärung, die, wie Bernhardi schreibt, einem Widerspruch fast gleich kam. Noch weniger richtete Bernhardi in Hannover aus. Bennigsen sagte, seine Freunde würden sich abwartend verhalten, weder opponiren noch Bismarcks Politik unterstützen. Auch ihm verbiete dies seine Ueberzeugung, und er würde, selbst wenn er es wollte, damit nicht durchdringen. Man glaube weder an den Ernst der Vorschläge Bismarck's noch an seinen Ernst zum Kriege; man halte den Krieg nicht für möglich; denn B. könne ihn gar nicht führen, er habe die öffentliche Meinung zu bestimmt gegen sich. Man müsse, das war sein Rath, ähnlich demjenigen, den die Mittelstaaten gleichzeitig am Bunde vorbrachten, zweierlei thun: B. müsse seine Vorschläge bekannt machen, damit man sähe, was er wolle und was sie werth seien, und in Bezug auf den Conflict im Innern etwas einlenken. Wie Wenige begriffen doch bereits damals gleich Heinrich v. Treitschke, daß der Kampf um die Einheit Deutschlands ein Kampf um die Macht sei, daß die Vorschläge des preußischen Ministers sinnlos wären, wenn ihnen nicht die Abrechnung mit Oesterreich vorausgehe, und daß die große Nothwendigkeit, die in der deutschen Geschichte walte, wenig nach unsern Theorien frage, sondern den Thoren zermalme, der das Schicksal mit seinen Wünschen zu meistern wähne. Aber selbst ein Heinrich v. Treitschke stimmte mit darin ein, daß der Zeitpunkt für eine große nationale Reform nicht unglücklicher hätte gewählt werden können und daß es zum mindesten feierlicher, bindender Erklärungen über die letzte

Ziele des Berliner Hofes bedürfe, um die nach der fieberischen Erregung der letzten Jahre abgespannte und gleichgültig gewordene Menge mit einiger Thatkraft zu erfüllen. Die Liberalen wollten die Gelegenheit benutzen, um B. in ihr Fahrwasser zu führen; sie glaubten noch etwas neben ihm zu bedeuten, als „Verbündete" neben ihm auftreten zu können. Aber so faßte der preußische Staatsmann die Bundesgenossenschaft, die er seinen alten Gegnern anbot, nicht auf; so groß war für ihn das Gewicht nicht, das sie in die Wagschale zu legen hatten: „Man schießt nicht mit öffentlicher Meinung auf den Feind, sondern mit Pulver und Blei", bemerkte er geringschätzig gegen Bernhardi, als dieser ihm Bennigsen's Antwort mittheilte. Von seinem Wege ließ er sich nicht abdrängen. Am wenigsten in dem Moment, wo er König Wilhelm über den Graben herüber bringen mußte. Auch seine eigene Partei, auf die er sich auch in dieser Krisis immer noch mehr zu verlassen dachte als auf den Liberalismus, durfte er nicht noch widerwilliger machen; hatte er doch schon so genug mit ihr zu schaffen. Er führte jene Verhandlungen, um den Einfluß für sich auszunutzen, über den die Preußenfreunde jenseits der Grenze und im eigenen Lande in der Presse, in ihren Kammern und vielleicht bei ihren Regierungen selber verfügten, oder, wenn er soweit nicht käme, um sie selbst in der Neutralität zu erhalten, sei es auch nur, um dadurch die Kraft ihrer Regierungen zu lähmen. Der Erisapfel, den er in die Mitte des Bundestages geworfen hatte, sollte weiter und in die deutschen Parteien hinein rollen; als ein Element der Zersetzung in der compacten Masse der österreichischen Gefolgschaft sollte ihm die Reformacte für den Moment dienen. Gerade so wie er sich bereits anschickte, auch die magyarische Bewegung gegen die Politik Habsburgs auszuspielen. Noch am 14. Juni, dem Tage der Entscheidung in Frankfurt, hat er durch Hermann Duncker einen neuen Versuch gemacht, um Bennigsen zu gewinnen; er hat ihm damals die erste Stelle in seinem eigenen Vaterlande angeboten, sobald Hannover in die Gewalt Preußens gekommen wäre. Kurz, die Verbindung mit dem Liberalismus war für B. zunächst ein neues Mittel in dem Kampf, den er führte; und wählerisch war er, wie wir ja wissen, nun einmal in seinen Mitteln nicht, wo es dem großen Ziel galt, auf das er alle seine Kräfte spannte. In allem aber kam es ihm vorzüglich auf die Kraft an, die er in Händen hielt, die Kraft der preußischen Krone und des preußischen Staates. So lange es irgend ging, wollte er sie zusammenhalten, da er eben sie zu behaupten und zum Siege zu führen hoffte. Nur im Fall der äußersten Noth war er entschlossen, sich den Fluthen des entfesselten Nationalgefühls anzuvertrauen.

Von diesen Wegen wich das Ziel, das der Freiherr von Gablenz verfolgte, auf das weiteste ab. Wenn es irgendwie damit Ernst werden sollte, so war an eine Neuordnung der deutschen Verhältnisse, wie sie Bismarck's Reformproject entsprach, nicht mehr zu denken. Ein Norddeutscher Bund wäre vielleicht, doch auch der schwerlich unter Oesterreichs Einwilligung, möglich gewesen. Aber wie hätten sich das österreichische Völkergemisch und die süddeutschen Staaten unter einander abfinden sollen? Und wie hätte man in Wien hoffen können, die nationale Strömung je einzudämmen, sobald Preußen den Norddeutschen Bund auf die Basis gestellt hätte, welche B. soeben in Frankfurt zum Vorschlage gebracht hatte! Nur bei der Politik, zu der Rechberg sich in der Noth hatte drängen lassen, der Niederhaltung des kleineren Deutschlands, wäre es für Oesterreich vielleicht denkbar gewesen, sich Preußen aufs neue zur Seite zu stellen. In der That modificirte B., als Gablenz am 18. Mai wieder nach Wien ging, die Reformgedanken in diesem Sinne. Beide Regierungen, so schlug er jetzt vor, sollten den Antrag auf die Bundes-

reform gemeinsam in Frankfurt stellen; auf die Kriegsverfassung in ihrer Doppelgestalt für den Süden und Norden war aller Accent gelegt, und von dem Nationalparlament nicht mehr die Rede; statt dessen war ein Tag der Fürsten und freien Städte in Weimar vorgesehen, zu dem die Minister mit kommen möchten. Aber Parität wäre das Verhältniß der beiden Mächte auch dann noch weniger gewesen als jemals früher. Preußen hätte, wie Franz Joseph sehr mit Recht zu dem Unterhändler sagte, den Löwenantheil davon getragen. Und dafür würde Oesterreich die kaum gewonnene glänzende Position im „Reiche", in der es das ganze dritte Deutschland um seine Fahnen geschaart sah, abermals haben drangeben müssen. Während Preußen nach wie vor in der Lage blieb, nach Belieben in die alte Stellung zurückzugehen: Napoleon und die Italiener hätten schwerlich gezögert, ein drittes Mal die Hand des Ungetreuen zu ergreifen; und die Versuchung, sich der nationalen Bewegung zu bedienen, wäre für den norddeutschen Rivalen nur um so größer geworden, je mehr das nationale Bewußtsein durch die Auftheilung der deutschen Bundesländer unter die beiden Großmächte gereizt worden wäre. Und zu alledem hätten die innern Schwierigkeiten des Donaureiches, deren man durch einen glücklich geführten Krieg hoffen konnte Herr zu werden, nur immer wachsen müssen: revolutionäre Erschütterungen an allen Enden, das war die Aussicht, der Oesterreich entgegen ging, wenn es sich noch einmal Preußen anvertraute.

Diese Erwägungen waren es, welche in Wien durchschlugen und den Kaiser und seine Räthe dazu brachten, die Anträge, die Gablenz übermittelte, abzulehnen. Abermals hatten sie sich ins Unrecht gesetzt, mußten sie als die Unfriedsamen vor der Welt gelten. Aufs neue konnte B. die preußischen Friedensfreunde und vor allem den König darauf hinweisen, daß es Oesterreich sei, welches die friedlichsten Absichten unmöglich mache. Immer mehr durchdrang sich König Wilhelm mit dem Gefühl, Alles gethan zu haben, um den Frieden zu erhalten, und daß es nun wirklich gelte, die Ehre und das Recht seiner Krone zu wahren, das Schwert, das ihm in die Hand gezwungen war, zu gebrauchen. Auch jetzt noch war es für ihn der schwerste Entschluß. In schlaflosen Nächten und unter heißen Gebeten dachte er darüber nach, wie er dem Schicksal des Krieges entgehen könnte, der ihn mit den Freunden und Verwandten und mit den Ueberlieferungen eines langen Lebens entzweien würde, und unermeßliche Gefahren über sein Land und Volk heraufbeschwor. Er war noch unentschieden, als Oesterreich selbst bereits den Krieg gewählt hatte, und hat noch dann, sogar ohne Wissen seines Ministers, dem Versuch, durch seine Schwägerin auf die österreichischen Verwandten einzuwirken, Raum gegeben. Die Thränen brachen ihm heraus, wenn er an die Fluth des Elendes und des Hasses dachte, vor der er den Riegel durch sein Königswort hinwegstoßen sollte. Nur das Bewußtsein, nicht anders zu können, einem Nothkrieg, einem gerechten Kampf entgegen zu gehen, brachte ihn über diese Aengste hinweg. Aber aus ihm schöpfte er dann auch den Muth und die Entschlossenheit, Alles an Alles zu setzen. „Ich weiß es", sagte er zu einem Vertrauten: „sie sind Alle gegen mich! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgiebt."

In denselben Tagen wurde auch der Congreß, zu dem Napoleon eingeladen hatte, um alle schwebenden Fragen, mithin auch die italienische, friedlich zu ordnen, durch Oesterreichs Schuld unmöglich. Die preußische Regierung hatte sich auch hierzu sofort bereit erklärt. Schon um Zeit zu gewinnen, ein Zweck, in dem er sich mit Napoleon selbst begegnete, hatte B. die Zusage gegeben.

Um so eher, als er niemals daran zweifelte, daß Oesterreich eine solche Basis verwerfen werde. Uebrigens blieb es sich am Ende gleich, ob in Paris oder in Frankfurt die Verwirrung, auf die er speculirte, eintreten würde; da die Minister ihre Regierungen am Congreß persönlich vertreten sollten, so konnte er, wie er dem Unterhändler Italiens sagte, auch dort die Lunte an die Pulvertonne legen: „Und von dem Congreß weg gehen wir in den Krieg!"

Es kam aber, wie er vorausgesehen hatte. Oesterreich stellte den Mächten die Bedingung, daß jede Verringerung des augenblicklichen Machtstandes ausgeschlossen bleiben müsse, und damit war schon das ganze Project ins Wasser gefallen; die Neutralen selbst, Rußland voran, erklätten, daß unter diesen Umständen der Congreß zwecklos sein werde. Es gab, das war die Summe, für Oesterreich kein Zurück mehr. Wenn aber Kaiser Franz Joseph den Entschluß fassen mußte, der über die Stellung seines Hauses in Deutschland entschied, so durfte er keinen Moment mehr verlieren. Er hatte eine Armee unter sich, wie sie seinen Vorfahren niemals zur Verfügung gestanden hatte: trefflich ausgebildete und im ganzen zuverlässige Truppen; auch das Officiercorps vom besten Geist beseelt, stolz auf den alten Kriegsruhm und, wie es dem echten Soldaten ansteht, voll Hoffnung auf den Sieg, hervorragende und ruhmgekrönte Generale. Zu allen Zeiten hatte sich der österreichische Soldat gut geschlagen: warum sollten der Kaiser und sein Volk nicht hoffen können, daß sie auch diesmal frischen Lorbeer um die schwarzgelben Fahnen winden würden? Gegen Italien besaß Oesterreich in dem Festungsviereck gewaltige Positionen, zur See war es dem einen Gegner weit überlegen, dem andern mindestens gewachsen, auf dem deutschen Kriegsschauplatz aber konnte es, alles zusammengerechnet, auf die Ueberzahl rechnen. Der Deutschen im eigenen Lande, wie auch der Slaven, war der Kaiser sicher: Beide, wie verschieden auch ihre Ziele sein mochten, waren an Habsburg geschmiedet. Vor allem die Deutschösterreicher folgten ihrem angestammten Herrscher: denn gleich ihrer Dynastie mußten sie jetzt um die Herrschaft über Deutschland kämpfen, wenn sie ihre alte Stellung im Donaureiche dauernd sichern wollten. Niemals, so lange das alte Kaiserthum deutscher Nation Bestand gehabt, waren so viele der Getreuen und Vasallen um ihren Kaiser geschaart gewesen. Wie einst der größte Kaiser des deutschen Mittelalters die Fürsten Deutschlands aufgerufen hatte, um den übermächtig gewordenen Welfen, der ihn in seiner italienischen Politik lahm gelegt hatte, niederzuwerfen und seines Raubes zu erleichtern, so sandte jetzt der Erbe des letzten Kaisergeschlechtes seine Heere aus, um den neuen norddeutschen Rebellen zu strafen, und zwischen banger Furcht und ehrgeiziger Hoffnung getheilt stellten sich ihm die deutschen Fürsten zur Seite. „Man muß", schrieb Biegeleben, „Preußen in seine Theile zerschlagen"; und das ‚Vae Victis', zu dem sich der Minister des Schwabenkönigs auf der Kammertribüne verstieg, zeigte an, wohin die Hoffnungen der Rheinbundsfürsten standen.

So sah König Wilhelm sich vollends auf den Grund zurückgedrängt, den sein großer Minister immerdar behauptet hatte, und den auch er niemals hatte aufgeben wollen. Der Glaube an Preußens Kraft, der Bismarck's Seele füllte und der Odem aller seiner Thaten war, sollte die Probe bestehen. Feuriger glühte die Seele des Helden, kampfesfroher, siegessicherer hob sich ihm das Herz, je näher die große Stunde kam. Wohl richtete er sich auf den Fall ein, daß der Erfolg ausbleiben würde. Auch abgesehen von Niederlagen im Felde gab es schwarze Punkte am Horizont der europäischen Politik genug, zumal wenn er nach Westen blickte. „Der Würfel ist gefallen", so sprach er zum Grafen Barral, als das entscheidende Telegramm aus Frank-

furt gekommen war: „haben wir gute Zuversicht, aber vergessen wir niemals, daß der allmächtige Gott launenhaft ist“. Er wußte, daß er um die eigene Stellung spielte, und daß der Zusammenbruch auf dem Schlachtfelde sofort nach Innen zurückwirken, und nicht blos das Werk, das er unter unsäglichen Mühen errichtet hatte, vernichten, sondern ihn selbst zum Gespött der Gegner machen, dem tausendfachen Haß des Volkes preisgeben und alle die Angriffe und Anklagen wider die Tollkühnheit und Planlosigkeit seiner Politik bestätigen würde. Nur der Sieg konnte die That rechtfertigen. Was in seiner Seele vorging, hat er wiederholt ausgesprochen. „Wenn wir geschlagen werden“, so hörte Lord Loftus ihn sagen, als sie am 14. Juni gegen Mitternacht in dem Garten des Ministeriums umhergingen, „kehre ich nicht hierher zurück. Ich werde beim letzten Angriff fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser zu sterben als geschlagen zu sein“. Daß B. den Tod nicht fürchtete, wußte die Welt und hatte er noch jüngst bewiesen, in jener Stunde, als ihm ein Fanatiker zwei Kugeln auf den Leib brannte; ein Ereigniß, das durch seinen Ausgang fast ans Wunderbare grenzte und einem naiveren Zeitalter zweifellos wie ein unmittelbares Eingreifen Gottes erschienen wäre. Ihm aber war es, als sei ihm nichts geschehen. Es wäre ja kein anderer Tod gewesen als der, dem er Tausende von Tapferen entgegen senden wollte, der Tod für König und Vaterland. „Sei es im Felde, sei es auf dem Straßenpflaster, ich verlange nichts Besseres und erflehe als eine besondere Gnade von Gott, daß mir ein solcher Tod vergönnt sei“ — so hatte er nach dem Attentat der Menge zugerufen, die ihn, zum ersten Mal in seinem Leben, huldigend umdrängte: fast dieselben Worte, mit denen er seinen alten Herrn auf jener Abendfahrt im Herbst 1862 getröstet und aufgerichtet hatte. Ob vor dem Feind im ehrlichen Kampf oder wie ein Verbrecher auf dem Schaffott, ob von Mörderhand oder im Duell, oder auch dem eigenen Willen zu sterben gegenüber — das alles waren Chancen, die man hinnehmen oder auch wählen mußte, wie sie fielen: wenn nur die Ehre und der Zweck des Lebens gewahrt blieben. Indessen, mochten auch solche Schatten zuweilen über ihn hingleiten, fanden sie doch keinen Raum in seiner Seele angesichts der gewaltigen Kräfte, die nun von seiner Hand entfesselt der Grenze entgegen wogten. Wofür er gestritten, so lange er in der Arena stand, das sollte jetzt hinausgeführt werden: den Hohenzollern, denen seine Vorfahren gedient, seitdem sie in den Marken saßen, wollte er die Hegemonie in Deutschland verschaffen, von der Memel bis zum Donnersberge, oder bis hin zu den Schneefeldern der Alpen sollte Preußens Adler seine Schwingen breiten.

Wie Heinrich von Treitschke schrieb: Der Kampf um die Macht brach an.

Dennoch war es nicht diese centrale Frage, die den Stein ins Rollen brachte, sondern die kleinere, an der sich die Krisis herausgebildet hatte, der Streit um die Herzogthümer. Am 1. Juni stellte Oesterreich ihn der Entscheidung des Bundestages anheim, zugleich mit der Berufung der holsteinischen Stände nach Itzehoe. Nichts erbitterte König Wilhelm mehr und überzeugte ihn stärker von der Gerechtigkeit seiner Sache. Mit voller Kraft konnte B. daher seine letzten Schläge führen. In rascher Folge schmetterten sie auf die Gegner nieder: die Erklärungen am Bunde und in der Presse, welche die bundes- und friedbrüchige Haltung Oesterreichs denuncirten; der Einmarsch Manteuffel's in Holstein, vor dem die Oesterreicher und der Augustenburger mit ihnen schleunigst aus dem Lande wichen, während die Stände ein Jeder daheim blieben; die Ankündigung am Bundestage vom 9. Juni, fortan die Sache der Herzogthümer mit der deutschen Frage vereinigt lösen zu wollen, und die Aussendung des Reformprogramms am 10., worin die früheren Forderungen

wiederholt und ergänzt, und der Ausschluß Oesterreichs zum ersten Mal ausdrücklich verlangt wurde; und endlich, als die Majorität sich mit Oesterreich solidarisch erklärte und durch den Beschluß vom 14. Juni selbst bundesbrüchig wurde, der Austritt Preußens aus ihrer Gemeinschaft.

Zwei, drei Wochen voll athemloser Spannung, ängstlichen Harrens, erschütternder Katastrophen, und es war entschieden. Entschieden soweit, daß die niedergeworfene Macht aus eigener Kraft sich nicht mehr erheben konnte. Und während die Sieger von Königgrätz auf allen Straßen Böhmens der mährischen Grenze und weiter der nahen Donau entgegen zogen, trieben die paar Brigaden, die gegen die deutschen Bundesgenossen Oesterreichs aufgestellt waren, ihre schlecht geführten und politisch wie militärisch zwiespältigen Armeecorps vor sich her: Mitte Juli war Norddeutschland bis zum Main in der Hand des Siegers und wehten von Mainz bis Brünn die schwarz-weißen Fahnen. Nur, wenn, wie in den alten Zeiten, das Ausland sich der deutschen Dinge annahm, konnten Habsburgs Kaiserhaus und seine Verbündeten Rettung für sich erhoffen; die Fremdherrschaft allein konnte die Einigung der Nation durch das preußische Eisen verhindern. Es war der Schatten, der über Bismarck's Werke alle die Jahre daher gelegen, und der ihn auch begleitet hatte, als er seinem König in das Feldlager gefolgt war. Hatten die Kanonen von Königgrätz das Gewölke bereits zerstreut? Oder war nicht vielmehr zu fürchten, daß es nur um so schwerer sich zusammenballen würde, je unvermutheter und drohender ihr Donner an der Seine wiederhallte? Schwerlich ist B. überrascht gewesen, als am Morgen des 5. Juli, zwei Tage nach der großen Schlacht, das Telegramm eintraf, in dem Napoleon die Cession Venetiens an ihn selbst ankündigte und dem Sieger seine Vermittlung antrug. Was B. in diesem Augenblick empfand, verrieth ein Wort, das seine Umgebung damals von ihm hörte: Das wolle er dem Gallier vergelten, wenn sich die Gelegenheit fände. Aber noch war der Moment der Rache nicht gekommen. Denn wenn nun der Kaiser Ernst machte und den Preis einforderte, den B. ihm halb in Aussicht gestellt hatte? Oder wenn Victor Emanuel sich auf das unsaubere, aber einträgliche und billige Geschäft einließ? Schon waren die österreichischen Corps, die gegen Italien siegreich gefochten, auf dem Wege in den Norden; vereint mit den Trümmern der Benedek'schen Armee konnten sie wol die Donaulinie und die Hauptstadt zu halten hoffen; die Bevölkerung Cisleithaniens stand fest zu ihrem Herrscher und auf den Aufstand in Ungarn war wenig zu rechnen. Und mochte auch das mexikanische Abenteuer das Heer Frankreichs geschwächt haben, so drohten doch von einer Intervention seitens der großen Militärmacht unberechenbare Gefahren. Zumal, da man nicht bloß mit Frankreich, sondern noch mit zwei anderen Nachbarn, vor allem dem im Osten, zu rechnen hatte. Und wir wissen, wie sehr B. zu allen Zeiten die Vereinigung zwischen dem Zaren und dem Cäsar gefürchtet hatte. Offenbar, das Spiel war noch nicht zu Ende, die Karten durften noch nicht aufgedeckt werden. Zunächst und vor allem galt es, wie im Mai, die eigene Kraft zu steigern: der Vormarsch nach Wien, die Offensive gegen die Reichsarmee wurden mit vollem Nachdruck aufgenommen. Daneben aber mußten doch auch die diplomatischen Karten von neuem gemischt werden. Von jeher hatten sich Bismarck's Absichten mehr auf Norddeutschland, die engere Interessensphäre Preußens, als auf die grundsätzliche Lösung der deutschen Frage gerichtet. Noch in dem Programm vom 10. Juni, das ganz auf die nationale Strömung berechnet war, hatte er die Theilung des militärischen Befehls zwischen Preußen und

Baiern in Aussicht genommen. Der drohenden Haltung Napoleon's gegenüber trat diese Auffassung sogleich wieder stärker hervor. „Unser politisches Bedürfniß", schrieb er am 9. Juli an Goltz, „beschränkt sich auf die Disposition über die Kräfte Norddeutschlands in irgend einer Form". König Wilhelm dachte auch darin nicht ganz wie sein Minister. Seine Abneigung gegen den Bonaparte war nicht gemindert, aber die Besorgnisse, die er früher weit stärker als B. gehegt, waren unter dem Eindruck des herrlichen Sieges verschwunden. Er fühlte in diesem Moment ganz als Soldat und wollte, wie seine Generale, nicht zulassen, daß die Federfuchser wieder verdürben, was das Schwert gewonnen hatte. Gott hatte ihm den Sieg gegeben im gerechten Kampf. Hatte er selbst ihn vermeiden wollen, so lange es die Ehre erlaubte, so sollten jetzt die Bundbrüchigen dafür büßen, daß sie ihm und seiner Krone ans Leben gewollt hatten: an ihre Thronfolger sollten sie zum Theil die Regierung, an Preußen Stücke ihrer Herrschaft abtreten; und er dachte dabei besonders an solche Besitzungen, die einst dem Hause Hohenzollern gehört oder an die es noch ein Anrecht habe. Auch B. war für die Annexionen zu haben, wenn er sie auch nicht in dem Sinne dynastischer Ambition wie sein königlicher Herr betrieb; auch er hätte sie unter Umständen der bloßen Hegemonie Preußens in dem umgestalteten Bunde vorgezogen: denn je stärker Preußen wurde, um so leichter waren weitere Ziele zu erreichen. Auch Sachsen, und dies gerade in erster Linie, hatte er unter den Opfern des Krieges ausersehen; und auch er rechnete nicht sogleich mit der Annexion ganzer Länder und würde sich mit Theilabtretungen begnügt haben. Nur Oesterreich, dem der König gleichfalls einen Grenzstrich abzunehmen wünschte, nahm B. gleich anfangs aus; der Ausschluß des Kaiserstaates aus Deutschland, die Abtretung der Herzogthümer schienen ihm Buße genug; und wenn er in der Folge auch hier eine Grenzberichtigung in Vorschlag gebracht hat, so fügte er sich darin gewiß nur dem Wunsche des Königs. Würde er aber solche Forderungen bei Napoleon durchdrücken können, ohne daß dieser seine eigene Rechnung einreichte? Wohl hatte er noch eine letzte Karte im Spiel, den großen Trumpf, der in der Entfesselung der nationalen Idee auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 lag. Aber war es denkbar, den Nationalkrieg gegen Frankreich zu entflammen, während die deutschen Dynastien selbst, von ihren Bevölkerungen hingebend unterstützt, um ihre Existenz mit einander rangen? Und konnte B. gerade jetzt in einen Weg einlenken, gegen den er sich Zeit seines Lebens gewehrt hatte? Alle seine Pläne hätte er dann ändern oder zurückstellen müssen. Solche Sorgen und Bedenken fanden in den Weisungen Ausdruck, die der Minister in den Tagen nach Empfang des Telegramms Goltz übersandte; den verschiedensten Combinationen war darin ein weiter Spielraum gelassen. Während aber der Botschafter, von dem Prinzen Reuß unterstützt, das Geheimniß der Tuilerien zu durchdringen suchte, ward B. im Feldlager selbst durch den Besuch Benedetti's überrascht, der, einem Befehl seines Chefs Folge gebend, eiligst aus Berlin herbeigeeilt war und den Minister in der Nacht zum 12. Juli, schon auf mährischer Erde, in Zittau überfiel. B. konnte nicht anders rechnen, als daß der Botschafter mit bestimmten Instructionen käme und um den Willen seines Herrn wüßte. Er ging daher ganz so vor, wie er Goltz instruirt hatte, und mischte Klagen und Drohungen, eigene Wünsche und Verheißungen durcheinander, Alles zu dem Zweck, um den Franzosen auszuholen. Wir wissen aber heute, und zwar aus Benedetti's eigenen Berichten, daß dieser in der That selbst nicht wußte, woran er war. Er remonstrirte gegen die hochgespannten Forderungen Bismarck's, die auf die Annexion von Sachsen, Hannover und Hessen gingen, aber blieb auch kalt gegen die Lockungen mit

einem Bündniß zwischen Preußen und Frankreich, das, wie B. ausführte, beide Mächte stark genug machen würde, um ihre Grenze nach Belieben zu verändern und, ohne England oder auch Rußland fürchten zu müssen, alle Schwierigkeiten zu lösen, die den Frieden Europas bedrohten. Wie hätte B. ahnen können, daß diese steife Haltung dem Botschafter nur dazu diente, den Mangel an Instructionen zu verbergen, die eigene Blöße zu bedecken? Ohne zu irgend einem Ziel zu gelangen, verließ Benedetti, einem neuen Befehl seines Ministers gemäß, am 15. Juli in Brünn das preußische Hauptquartier, mit der Absicht nach Paris zu gehen. In Wien erreichte ihn ein Gegenbefehl, und so kam es, daß er nach wenigen Tagen sich wieder bei den Preußen in Nikolsburg einfand, ohne aber auch dann aus der Rolle des Zuschauers wesentlich herauszutreten.

Nicht in dem Feldlager, sondern in Paris, in den Verhandlungen, die Goltz in den Tuilerien führte, fiel die Entscheidung; und nicht die Geschicklichkeit der preußischen Diplomatie, wie kühn und energisch B. und Goltz den Moment benutzt haben mögen, sondern die schier unfaßbare Planlosigkeit und Verwirrung, die den Hof Napoleon's beherrschten, haben Erfolge der preußischen Politik möglich gemacht, größer, als B. selbst und irgend Jemand in der Welt beim Eintritt in den Krieg erwartet hatten. Das naive Zuvertrauen Wilhelm's und seiner Generale, die im Vollgefühl des Sieges die Wetterwolke der französischen Intervention nicht für eine unheilschwangere halten mochten, hat, man muß es gestehen, diesmal richtiger gesehen als der Meister der hohen Diplomatie: weder die militärische Kraft Frankreichs noch die persönliche Entschlußfähigkeit des durch Krankheit erschöpften und zwischen seinen Rathgebern haltlos schwankenden Kaisers reichten aus, um die Intervention, vor der sich der preußische Minister ängstigte, ins Werk zu setzen. Napoleon fürchtete alles Ernstes die Entfesselung der nationalen Kräfte Deutschlands. Er hielt es bereits für einen Sieg, als Goltz die Erklärung abgab, daß der König sich auf Norddeutschland beschränken wolle, und bekümmerte sich fortan gar nicht mehr darum, ob Annexion oder nur militärische Unterordnung gewünscht werde. Ohne zunächst irgend eine Compensation für sich selbst zu erwähnen, kaum daß er eine leise Anspielung auf solche Wünsche machte, gab er am 22. Juli einen Ländererwerb von 4 Millionen Einwohnern für Preußen zu. Das geschah in denselben Tagen, wo B., um gegen Frankreich Deckung zu finden, durch Vermittlung des Herrn v. Giskra zum letzten Mal Oesterreich den Weg der paritätischen Ordnung der deutschen Frage öffnete!

Am 23. Juli, dem Tage, da die Verhandlungen mit den österreichischen Bevollmächtigten in Nikolsburg begannen, am Morgen, noch vor der ersten Sitzung, kam das Telegramm von Goltz in Bismarck's Hände, das jene Concessionen Napoleons enthielt. Die Generale waren mittlerweile von ihrem Widerspruch gegen B., den sie noch wenige Tage zuvor sehr lebhaft zur Geltung gebracht hatten, zurückgekommen; wenigstens von Moltke und Roon wissen wir bestimmt, daß sie mit diesen Friedensbedingungen völlig zufrieden waren, die auch ihre Hoffnungen übertrafen. Der König dagegen wollte von der Integrität Sachsens und selbst Oesterreichs noch immer nichts hören, und mit ihm gerieth B. noch einmal auf das härteste zusammen. In den Gedanken und Erinnerungen hat er es selbst geschildert, in jenem Capitel, das in seinem dramatischen Aufbau fast den Höhepunkt seines Buches bildet. Aber es nachzuerzählen dürften wir nicht wagen. Hier ist alles ungewiß: sowol der Kriegsrath, den B. auf jenen Tag verlegt, wie das, was er von der Begegnung des Kronprinzen auf seiner Stube, oder von dem Marginal des Königs, worin Wilhelm seinem Unwillen über den „schmachvollen Frieden" Luft ge-

macht habe, oder von dem Antrag auf seine Entlassung berichtet. Sicher ist nur, daß der Kronprinz sich des Ministers, seines alten Feindes, gegen den Vater angenommen hat, und wahrscheinlich, daß jene Randnote des Königs keine andere war als diejenige, die er auf eine Eingabe Bismarck's vom 24. geschrieben, und die Sybel uns mitgetheilt hat. Danach hat B. überhaupt nicht mit der Entlassung gedroht, sondern nur die Verantwortung für die Folgen abgelehnt, und Wilhelm hat nicht unmittelbar nachgegeben, sondern zunächst noch die „pflichtmäßige Vertretung der preußischen Ansprüche" auch in Bezug auf Sachsen von seinem Minister gefordert, und nur eingeräumt, daß, wenn dieselben von dem Besiegten nicht zu erlangen seien, der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urtheil überlassen müsse. So aber ging B. in der Conferenz am 25. in der That vor. Er bestand zunächst noch auf den erhöhten Geldforderungen gegenüber Oesterreich und auf den sächsischen Annexionen, um dann allmählich in beiden Punkten einzulenken und die Anerkennung der Integrität Sachsens in den Präliminarvertrag aufzunehmen, der am 26. Juli unterzeichnet wurde.

Denn inmitten des Kampfes und auf der Höhe der Erfolge verlor unser Held niemals die kühle Besonnenheit, die ein Grundzug seines Wesens war. Er hatte erreicht, wonach er gerungen. Preußen war groß geworden, alle seine Feinde sah es zu seinen Füßen. Das Gewonnene zu bewahren, zu befestigen, war jetzt die Aufgabe. So lange hatte B. gegen den Strom des nationalen Empfindens angekämpft. Alle Vermittlungsversuche hatte er vereitelt oder, wo er einmal an sie gedacht, alsbald wieder fallen gelassen. Unversöhnt mit den innern Gegnern war er in den Krieg gegangen. Noch in Nikolsburg war er bereit gewesen, die nationalen Manifestationen, zu denen er am 9. April und 10. Juni geschritten war, zu verleugnen, wenn eine Wendung in dem Kampf eingetreten wäre, die es nothwendig gemacht hätte. Jetzt aber sah er die Zeit gekommen, wo er seinem König den Frieden mit seinem Volke verschaffen, wo der Träger der Hohenzollern'schen Krone sich „sättigen lassen mußte von der Meinung der Nation". Denn die Fundamente waren gelegt, auf denen der Bau eines neuen Deutschlands, eines Reiches, in dem Preußen der Eckpfeiler wurde, möglich war. Sympathien des Ministers mit den liberalen Tendenzen hatten daran keinen Antheil, sondern nur wieder die Berechnung der wirkenden Kräfte, welche aus der politischen Lage die Consequenzen zog und ihre Gebote vollstreckte. Denn hätte B. noch einmal die nationale Fluth, die schon mit vollen Wogen das preußische Bette aufsuchte, zurückgestoßen, so wären, nichts war gewisser, die Besiegten, Oesterreich an der Spitze, augenblicks herbeigeeilt, um sie zu ihrem eigenen Vortheil zu wenden. B. würde den Beweis geliefert haben, daß er in dem Reformprogramm wirklich leere Worte gemacht, daß er nichts als einen Eroberungskrieg geführt habe; alle Anklagen der Gegner wären gerechtfertigt, der Politik, die Preußen die Herrschaft verschaffen wollte, wären die Sehnen durchschnitten und die Nation aufs neue unberechenbaren Stürmen ausgesetzt worden. Vor allem die Rücksicht auf das Ausland bestimmte auch hierin den Blick des Ministers. Nur so lange die Wage zwischen Oesterreich und Preußen geschwankt und B. selbst die Zertheilung der deutschen Kräfte angestrebt hatte, war die europäische Constellation seiner Politik günstig gewesen: der Sieg Preußens verkehrte sie sofort zu seinen Ungunsten. Nun kam Napoleon, zu spät schon für ihn selbst, mit seinen Forderungen heraus; noch in Nikolsburg meldete sie Benedetti an. Rußland aber griff die Idee des

Congresses auf und machte Miene, sich zum Protector der Kleinstaaten aufzuwerfen. Fortan lastete der Alp der Coalitionen auf Bismarck's Politik; nur der innere Friede und die Stärkung des nationalen Gedankens konnten das Gegengewicht bilden.

Am 9. Mai war der Landtag aufgelöst worden, nicht in erklärtem Unfrieden, aber doch ohne daß die Regierung, wie ihre Freunde unter den Liberalen wünschten und riethen, Entgegenkommen gezeigt hätte. Noch vor dem Ausbruch des Krieges waren die Neuwahlen ausgeschrieben worden, und an dem Tage, da auf dem Felde von Königgrätz das Schlachtenglück gegen Oesterreich entschied, maßen sich daheim die preußischen Parteien. Hier jedoch errang die Regierung nur einen halben Sieg. Zwar gingen die Conservativen um das Drei- bis Vierfache gestärkt aus dem Wahlkampf hervor, aber die Mehrheit erreichten sie nicht, die Majorität der Wähler blieb ihren alten Vertretern treu. Diese selbst freilich kehrten zumeist in anderer Stimmung in das Haus am Dönhoffsplatz zurück. Wer in Preußen je den Träger seiner nationalen Hoffnungen gesehen hatte, konnte sich nicht völlig der Freude über das Erreichte verschließen. Auch war es nicht möglich, den Sieg und die Macht, die er geschaffen, zu ignoriren. Eine Rückbildung des Heeres, das bei Königgrätz gesiegt, nach den Principien von 1860 und der Sturz des Ministers, der Oesterreich niedergeworfen, war undenkbar: man hätte eben so leicht den Nikolsburger Vertrag umstoßen können. Selbst die von der äußersten Linken mußten, wie entschlossen sie waren, den Kampf gegen den Minister im Innern fortzusetzen, sich dennoch den Zielen und Ergebnissen seiner auswärtigen Politik unterwerfen. Das Gros der Liberalen aber lenkte auch in der inneren Politik in die Wege ein, die der Wille des Ministers vorschrieb, und die den ihrigen schon nahezu parallel liefen. Nur so, nur auf dem Wege des Compromisses, den er selbst immer offen gelassen, hofften sie noch ihre eigenen Ziele zu erreichen. Sie begegneten sich darin mit den Liberalen in den neuen Provinzen, den Trägern der Politik des Nationalvereins, dessen Präsident Rudolf v. Bennigsen nun selbst zu den neuen Unterthanen des Königs von Preußen gehörte: als Gegner des Particularismus mußten sie beiderseits in dem Grafen B. ihren Verbündeten sehen; vor allem die Annectirten, die nicht im directen Kampf mit ihm gestanden hatten, forderten, daß man fortan die Politik der Extreme vermeide und die Hand des Ministers ergreife. In diesem Moment hatte B. fast mehr von seinen Freunden zu besorgen als von den bisherigen Gegnern. Denn die Conservativen machten die größten Anstrengungen, um den Sieg der preußischen Waffen für sich auszunutzen, und nicht bloß die um Ludwig von Gerlach, sondern nun gerade auch diejenigen, die B. gegen Oesterreich willig gefolgt waren, weil er sie zugleich gegen die Liberalen geführt hatte: der preußische Particularismus war es, der sich gegen seine national gewordene Politik stemmte. Sie rechneten auf ihren zahlreichen Anhang in der Beamtenschaft und der Armee, auf die Mehrzahl der Minister, die nicht einen Beschluß gut heißen wollten, in dem sie ein Bekenntniß ihrer Schuld erblickten, und nicht zum wenigsten auf den König selbst. In Prag, wo das Hauptquartier auf der Rückkehr vom Kriegsschauplatz Anfang August einige Tage weilte, erschien eine Abordnung der Partei, um den Monarchen gegen den Minister, der den Antrag auf die Erklärung der Indemnität in das neue Haus bringen wollte, zu schützen. Auch König Wilhelm wurde es schwer, auf das Verlangen Bismarck's einzugehen. Er hatte sich im Laufe des langen Kampfes mit dem Parlament von seinem Rechte völlig überzeugt, und dies Bewußtsein, das von B. selbst auf alle Weise in ihm gepflegt war, hatte ihn gerade aufrecht er-

halten. Statt nun zu strafen oder doch zu verzeihen, sollte er, so schien es ihm, anerkennen, daß er wider das Recht gehandelt habe, den Berechnungen einer Politik zuliebe, für die nur die Gebote der Opportunität Geltung zu haben schienen. Der Sieg, den B. am 3. August in Prag über diese Bedenken seines königlichen Herrn erfocht, als er nach langem Widerstreben seine Unterschrift unter die Thronrede erlangte, gehört nicht zu den geringsten seiner Erfolge; noch auf der Rückfahrt in die Hauptstadt hat er neu erwachende Skrupel Wilhelm's zu bekämpfen gehabt.

Parallel mit den Verhandlungen im Landtage, durch die in den folgenden Wochen der Friede zwischen Krone und Volk geschlossen und das neue Preußen constituirt wurde, gingen die Friedensschlüsse mit den deutschen Gegnern, und wieder in enger Wechselwirkung mit diesen die Bemühungen, durch die B. die Gefahren der französischen und der russischen Einmischung abwandte. Mit voller Wucht wies B. den jähen Anlauf, den die französische Politik durch Benedetti's Antrag vom 5. August machte, zurück: vor seiner Drohung, die Nation zum Kampf gegen Frankreich aufzurufen, entsank dem kranken Kaiser der kaum gezückte Degen. Während aber Benedetti nach Paris geeilt war, um über die Eindrücke, die er in Berlin empfangen, zu berichten und weiter zu berathen, und General Manteuffel in Petersburg weilte, um die Stimmung der Russen zu Gunsten Preußens zu wenden, machte sich B. daran, die Verträge mit den Süddeutschen zum Abschluß zu bringen, die sie in einem nationalen Kriege zur Verfügung seines Königs stellen sollten. Zuerst erreichte er es mit Württemberg, dem Schützling des Zaren, und mit Baden; so waren die Bollwerke im Südwesten gesichert. Darauf, am 22. August, gewährte er Baiern, nachdem er es weidlich geängstigt, die gleichen Bedingungen, zur selben Zeit, wo in Prag der Friede mit Oesterreich perfect wurde (23. August). Eben hatte Benedetti, der schon wieder in Berlin war, neue Verhandlungen begonnen. Er wandte sie jetzt auf die belgisch-luxemburgischen Projecte, mit denen B. sein Cabinet so oft gekirrt, und auf die er den Botschafter noch im Anfang des Monats als auf die aussichtsreichere Basis für eine Vereinbarung hingewiesen hatte. Noch immer verfuhr B. dilatorisch; er selbst veranlaßte Benedetti, einen Entwurf aufzusetzen, worin jene Gebiete als der Preis eines preußisch-französischen Bündnisses genannt waren: es ist das Actenstück, durch dessen Publicirung im Juli 1870 er die französische Ländergier vor Europa bloßgestellt hat. Sobald er aber die deutschen Verträge in der Tasche hatte, begannen seine bis dahin so freundlichen Mienen frostig zu werden; er beschwerte sich nach Paris hin über das inopportune Drängen des französischen Gesandten. Die Franzosen waren längst von ihrer schroffen Haltung zurückgekommen. Napoleon war es nur noch um den Gewinn von Luxemburg zu thun: Preußen wollte er Mainz geben und ihm Saarlouis lassen, wie Landau bei Baiern, Rastatt bei Baden; er proponirte Preußen sogar, wie im Juli schon einmal, die Annexion Sachsens, dessen katholische Dynastie dafür auf dem linken Rheinufer placirt werden könnte; er zeigte sich durchaus einem freundschaftlichen Verständniß mit der norddeutschen Militärmacht geneigt. Auch fand er in Goltz einen eifrigen und überzeugten Fürsprecher dieser Wünsche. Am 2. September kam letzterer selbst nach Berlin, um für sie einzutreten, und eine ganze Woche hindurch wurden zwischen ihm, B. und dem König täglich Conferenzen abgehalten, zu denen schließlich auch der Kronprinz, der in Erdmannsdorf weilte, herbeigerufen wurde. Und nicht ohne dem Kaiser alle Hoffnungen zu benehmen, ließ B. den Gesandten nach Paris zurückkehren. Noch vom 12. September haben wir einen Brief desselben an seinen Chef, in dem er auf den Abschluß des Bündnisses dringt. Er wies

darin auf die Versprechungen hin, die B. dem Kaiser und seinen Ministern, namentlich seinem intimsten Rathgeber Rouher in zahlreichen Gesprächen, besonders im vorigen Herbst, gemacht habe; auf die schwere Enttäuschung, die man Napoleon bereiten werde, wenn B. sich jetzt einem Vertrage versage, der, wie Rouher bemerkt habe, eine gemeinsame Arbeit Bismarck's und Benedetti's und ebenso sehr sein Werk als das des letzteren sei. Er warnte vor den Folgen: der Kaiser werde alles Vertrauen in die Absichten des Ministers oder in das Gewicht seiner Rathschläge bei dem König verlieren; denn er habe keine andere Wahl als zwischen der Allianz mit Preußen und Coalitionsversuchen gegen Preußen, zu denen ihm die Elemente weder in Petersburg noch in Wien noch auch in Florenz fehlen würden. Auch B. übersah sehr wohl die Consequenzen seines Thuns. Er wußte, daß ihm der Kaiser niemals das Spiel vergeben würde, das er mit ihm getrieben, daß er schon um seiner selbst willen, um sich dem eigenen Volke gegenüber zu behaupten, auf Revanche sinnen, und daß jeder weitere Schritt auf dem Wege zur deutschen Einheit den Kampf mit Frankreich näher heranziehen und ihn schließlich unvermeidlich machen würde. Aber er hatte nun einmal die Bahn beschritten, die Preußens Macht und die Größe der Nation aneinander kettete; er wußte, daß er den König und den Erben seines Thrones, daß er die gesammte Nation hinter sich haben werde — und so ging er getrost der neuen Entscheidung entgegen, welche ihm die Krönung seines Werkes verhieß.

Norddeutscher Bund.

Die furchtbare Spannung in den Monaten der großen Krisis und die rastlose Arbeit hatten die bereits erschütterten Nerven des Ministers völlig heruntergebracht. An dem Siegeseinzug in Berlin am 20. September nahm er noch Theil; zwischen Moltke und Roon ritt er seinem König voran. Am 25. erwarb er sich im Landtag durch die Gewährung eines Credites von 60 Millionen zur Deckung der durch den Krieg veranlaßten außerordentlichen Ausgaben, für die er sich persönlich einsetzte, ein glänzendes Vertrauensvotum der Volksvertretung. Dann aber zeigte sich eine Ausspannung unumgänglich. Von Freundes Seite rieth man ihm, den Winter an der Riviera zuzubringen; im Frühling möge er dann für die Errichtung des Norddeutschen Bundes wirken. Aber so weit und so lange konnte und wollte B. nicht von dem Schauplatz weichen. Man müsse, sagte er, das Eisen schmieden, so lange es glühe; für ihn heiße es, wie die Frauen in Pommern sagten, wenn ihre Stunde herannahe: „jetzt muß ich meiner Gefahr stehen“. Nicht in dem Süden, sondern auf der heimathlichen Scholle hoffte er neue Kraft zu gewinnen; er wollte nach Pommern und an die Küste. Am 26. September begab er sich mit Frau und Kindern nach Karlsburg, dem Gute seiner Verwandten im Greifswalder Kreise, von dort am 6. October nach Putbus auf Rügen. Gerade hier aber brach die Krankheit aus. Nach drei Wochen absoluter Ruhe war B. wieder so weit, um in der idyllischen Umgebung weitere Wege zu machen und in den Wäldern des Fürsten, dessen Gastfreundschaft er genoß, wol einmal vom Wagen her einen Zehnender zu schießen. Aber lange bevor er wieder an die „Ramme“, wie er sagte, zurückging, noch auf dem Krankenlager waren seine ruhelosen Gedanken bei dem großen Werke, das ihm bevorstand. Es lagen bereits ein paar Entwürfe zu der Verfassung des neuen Bundes vor, von der Hand des Geheimraths Hepke, Lothar Bucher's und Max Duncker's, aber keiner von ihnen hatte den Beifall des Ministers gefunden. Mit ihrer centralistisch-bundes-

staatlichen Tendenz erinnerten sie ihn allzusehr an die Verfassungen von Frankfurt und Erfurt. Er aber wollte der Basis treu bleiben, auf die er sich in der Denkschrift von 1861 gestellt hatte. Man werde, ließ er an Savigny, der mit der Vorbereitung betraut war, am 30. October durch seine Frau schreiben, sich in der Form mehr an den Staatenbund halten müssen, diesem aber practisch die Natur des Bundesstaates geben mit elastischen, unscheinbaren, aber weitgreifenden Ausdrücken; er trug kein Bedenken, die gewohnte Nomenklatur auf die neuen Bundesformen anzuwenden; das Curiensystem und sogar den Namen „Bundestag“ dachte er beizubehalten. Daß Preußen dabei „schlechte Geschäfte machen“, daß es z. B. überstimmt werden könne bei einer dem Plenum des alten Bundestages nachgebildeten Stimmvertheilung, die ihm mit den neuen Provinzen nur 17 unter 43 Stimmen geben würde, fürchtete er nicht: denn im Besitz des Präsidiums und der Oberfeldherrnschaft, und bei der Ueberzahl seiner Bevölkerung werde es stets im „Bundestag“ wie in der Nationalvertretung das Schwergewicht behalten. Die Gegenkraft gegen die Hervorkehrung dynastischen Ehrgeizes und particularistischer Strömungen sah B. in den gemeinsamen Institutionen, welche die Sicherheit und die Wohlfahrt des nationalen Bundes verbürgten, sowie in einem Reichstage, in dem der Wille der Nation zum unmittelbaren Ausdruck käme. Nur auf das Wesen der Macht kam es hier wie überall dem großen Praktiker an, und er fand es geradezu gerathen, schon mit Rücksicht auf den zukünftigen Eintritt der Südstaaten, sich an das Hergebrachte, Gewohnheitsmäßige anzulehnen. Er blieb auf dem Grunde, dem seine Politik entstammte, des territorialen Staates, und in den Bund der deutschen Territorialstaaten, die sich im Kampf gegen die kaiserliche Einheitsgewalt entwickelt hatten, nicht in eine ihnen von neuem übergeordnete Gewalt, verlegte er das Centrum der Macht. Die Institutionen, welche ihm die Geheimen Räthe vorschlugen, Ministerium und Oberhaus, waren aus dem Wesen des Einheitsstaates abgeleitet, und darum nicht geeignet, den Frieden im Bunde, auf dessen Sicherung es B. vor allem Andern ankam, zu verbürgen. Sie drohten vielmehr irritierend und zersetzend zu wirken. Denn bei der Bildung eines Ministeriums konnte, wie er sofort bemerkte, eine Concurrenz der Regierungen nicht ausgeschlossen werden; und noch stärker mußten die particularistischen Elemente in einem Oberhause hervortreten, zumal wenn, wie die entgegengesetzten Pläne fast alle vorsahen, in ihm die Fürstenhäuser selbst Sitz und Stimme erhalten sollten. So setzte denn B. mit einem wahrhaft „kühnen Griff“ den „Bundesrath“, wie er später getauft wurde, als die Centralbehörde unmittelbar an die Stelle des Reichsministeriums. Er sollte die einzelnen Ressorts des Reichsdienstes mit Fachcommissionen aus seiner Mitte besetzen und „auf einer 43 Plätze fassenden Ministerbank seine Phalanx dem Reichstage gegenüberstellen“. B. rechnete auf die Gleichartigkeit der Organisation der Bundesstaaten und die Gemeinsamkeit ihrer Interessen. Daß er sich nicht verrechnete, hat die Geschichte des Reiches seither bewiesen. Wie oft die Versuchung an so mächtige Regierungen wie die bairische herangetreten sein mag, sich an die Spitze einer Fronde, etwa der katholischen, zu setzen, so ist dennoch die Einheit in dem obersten Rathe der Nation niemals erschüttert worden; immer noch ist die Gesammtheit der Regierungen dem Reichstage einmüthig entgegengetreten. Die neue Verfassung stattete das Präsidium des Bundes mit den stärksten Rechten aus: sie gab ihm die volle Vertretung nach Außen, das Recht über Krieg und Frieden, die Ueberwachung der Ausführung der Bundesbeschlüsse, die Ernennung aller Bundesbeamten, die Executive gegen widerspenstige Bundesglieder, den Oberbefehl im Krieg und Frieden über das nach preußischem Muster organisierte Bundesheer; und sie unterwarf die Flotte direct dem

preußischen Commando. Aber sie gewährte immerhin den Bundesgenossen des führenden Staates dasjenige Maaß von Einfluß, welches ihrer Macht entsprach, und vor allem, sie verbürgte ihnen die volle Sicherheit ihrer Existenz, sowohl gegen das Ausland wie auch gegen die nationalen Wallungen, die im Bunde sei es mit der Revolution oder mit dem preußischen Ehrgeiz sie früher mit dem Untergange bedroht hatten.

In allem hielt B. sich an die Grundlinien, die er in seinen uns bekannten Denkschriften gezogen hatte. Und dies erklärt es uns, daß er erst nach der Rückkehr in das Amt, und noch 14 Tage später, in wenigen Stunden, an dem Nachmittag des 13. December den Entwurf dictiren konnte, der die Grundlage nicht bloß des Norddeutschen Bundes, sondern des deutschen Reiches selbst geworden ist. Noch in der Nacht arbeitete Lothar Bucher die Skizze aus: am 14. Vormittags kam sie an den Kronrath, und am 15. ward sie den Bevollmächtigten der verbündeten Regierungen gedruckt vorgelegt. Aus dem Willen des Volkes heraus hatte die Revolution den nationalen Staat schaffen wollen. Und zur Mitarbeit wenigstens wollte auch B. die Nation heranziehen; es entsprach, wie wir sahen, den eigensten Gedanken des großen Staatsmannes, ihre Vertretung als ein tragendes Glied dem deutschen Verfassungsbau einzufügen: zu einem constituirenden Reichstage wurden die Wahlen ausgeschrieben. In Wahrheit aber haben die Regierungen sammt ihren Landtagen, wie die Nationalvertretung selbst, nur sanctioniert, was der Eine geschaffen hatte. Wenn das Ipse fecit bei irgend einem Werke Berechtigung gehabt hat, so gilt es für diese Schöpfung. Die Wahlform hatte B. von jeher in zweiter Linie gestanden; zu dem directen System hatte er sich erst entschlossen, als Oesterreich und seine Verbündeten in der Frankfurter Reformacte ein Delegiertenparlament, wie er es selbst früher geplant, gefordert hatten; er hatte es gethan, um die Gegner in der öffentlichen Meinung zu überbieten. Er hatte später daran festgehalten und es vor dem Kriege zu dem allgemeinen Wahlrecht nach Maßgabe der Reichsverfassung von 1849 erweitert: wieder vor allem, um die feindlichen Regierungen durch den Appell an die Centralidee der Revolution matt zu setzen oder doch Zwiespalt zwischen ihnen selbst und mit der Nation zu erwecken. Daß er damit die Demokratie entfesseln und sein eigenes Werk gefährden würde, fürchtete er nicht; denn es war seine alte Überzeugung, er hatte sie schon in dem Vereinigten Landtage vertreten, daß die unteren Schichten conservativer und monarchischer als die mittleren dächten, und jedenfalls, daß die Besitzenden, die Arbeitgeber, zumal in den agrarischen, altpreußischen Provinzen ihre sociale Gewalt über die von ihnen abhängigen Arbeiter auch unter dem allgemeinen Wahlrecht behaupten würden. Als Gegengewicht schien ihm zu genügen, daß niemals an die Abgeordneten Diäten gezahlt werden dürften. Das verwerflichste, das unsinnigste aller Wahlsysteme, wie er im constituirenden Reichstage sagte, erblickte er in dem preußischen System der indirecten Wahlen, und dies wollte er unter keinen Umständen dulden: der Liberalismus sollte im neuen Reich aus der Burg, die er sich in Preußen durch die Klassenwahlen gebaut hatte, vertrieben werden. Trotzdem hat B. noch in Putbus vorübergehend daran gedacht, einen durch einen Census modificirten Wahlmodus einzuführen, so zwar, daß in jedem Bezirk, den er auf 200 000 Seelen bemessen wollte, etwa die Hälfte der Abgeordneten aus den hundert Höchstbesteuerten gewählt werden sollte, und die übrigen in directen Urwahlen; womit dann freilich die besitzenden Elemente ein für allemal in die Macht eingesetzt worden wären. Indessen legte B., wie er gleich damals hinzufügte, darauf nicht das bestimmende Gewicht; und wenn er sich später entschloß, das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht zur Grundlage des Reichstages zu machen, so leitete ihn auch

dabei wiederum weniger Rücksichten der inneren als der auswärtigen, der deutschen Politik: er glaubte den Hebel für die nationale Einigung an dem wirksamsten Punkte anzufassen, wenn er den Druck des nationalen Willens, den er zur Bändigung particularistischer Quertreibereien nicht entbehren konnte, so stark wie möglich machte.

Man weiß, daß die Bedenken gegen das allgemeine Wahlrecht in den Mittelparteien größer gewesen sind als auf der rechten Seite; der alte Heißsporn der Reaction, Hermann Wagener, den B. jetzt zu seinem Adlatus in der inneren Politik machte, wurde sein eifrigster Fürsprecher. Aber am wenigsten die Liberalen konnten sich dagegen sträuben. Denn hier sahen sie endlich Ernst gemacht mit ihrer Theorie, daß die Nation in ihrer Gesammtheit berufen sei, über ihre höchsten Angelegenheiten mit zu sprechen; sie konnten gar nicht die stärkste und in ihrem Sinne legitimste Waffe gegen den Particularismus, in dessen Bekämpfung sie von jeher ihren Ruhm erblickt hatten, auf dem Boden liegen lassen. So war Miquel's Argument: das allgemeine Stimmrecht möge seine Bedenken haben, aber wir dürften es nicht verwerfen, weil es den Ruf an alle Classen und Stände enthalte, sich dem nationalen Bunde anzuschließen und dem blöden Sonderthum zu entsagen. Unter den Wenigen, die rückhaltlos widersprachen, befand sich Heinrich v. Sybel, der geistreichste unter den liberalen Führern, der sich in den letzten Jahren zurückgehalten, nach dem Siege aber wieder in das Parlament zurückgekehrt und sich der neuen „nationalen“ oder, wie sie sich bald nannte, nationalliberalen Partei unter Bennigsen's Führung angeschlossen hatte. Er warnte vor den inneren Gefahren, welche die Entfesselung der Massen heraufführen könnte. Aber der Sohn des Rheinlandes, der Historiker der Revolution und der Napoleonischen Epoche dachte dabei doch auch nur wieder an den auf der politischen Demokratie aufgebauten Despotismus: daß das allgemeine Wahlrecht das Heer der Arbeiter den socialistischen Utopien unterwerfen und dereinst die Clericalen zur Herrschaft im neuen Reiche erheben könnte, daß es alle particularistischen und reichsfeindlichen Tendenzen in der Nation ans Licht treiben würde, war wohl auch ihm, wie jedermann, noch verborgen.

Auch auf dem Felde der wirthschaftlichen Interessen zeigten sich kaum die ersten Keime künftigen Zwiespaltes. Daß hier die schon morsch gewordenen Fesseln gelöst werden müßten, war nicht nur die Forderung der allgemein gültigen wirthschaftlichen Theorie, sondern, nachdem einmal die neue Ordnung geschaffen war, eine politische Nothwendigkeit, der sich niemand entziehen konnte. Einstimmig votirte der erste Reichstag im neuen Bunde das Gesetz über die Freizügigkeit, das jedem Bundesangehörigen Aufenthalt und Niederlassung an jedem Ort des Bundes gestattete, jedem die Fähigkeit zum Erwerb von Grundbesitz, zum Betrieb eines Handwerks gewährte. Eine der stärksten Klammern für Verkehr und Erwerb ward mit der Aufhebung der Zinsbeschränkung zerbrochen. Beschlüsse, die ebenso unabweisbar waren, wie die Gesetze, welche das Postwesen oder den Paßzwang, die Bundesschulden und die allgemeine Dienstpflicht regelten. Und mochte es darüber im Reichstage oder im Zollparlament, das seit 1868 zweimal zusammentrat, zu heißen Debatten kommen und die Particularisten von Nord und Süd hart auf einander platzen, so waren doch diese Interessen alle ihrem Wesen nach verwandt und kamen durch Discussion und Abstimmung zur Ausgleichung. Auch waren es Fragen, die zum Theil schon die alten Zeiten gelöst hatten; von dem absoluten Preußen, und gerade in den Jahren der Reaction ganz besonders, war die wirtschaftliche Einigung der Nation gegen Oesterreich vorbereitet und gefördert worden. Darüber hinaus aber erwiesen sich die idealen Mächte mehr denn je als die

wirkenden Kräfte in dem Leben der Nation. Alle Parteien unterlagen ihrem Einfluß, die vorwärts drängenden ebensowol wie die particularistischen und die reactionären. B. selbst war wie alle Welt gezwungen, ihnen zu folgen. So lange er eine preußische Politik getrieben, hatte er ihnen Trotz bieten können; jetzt aber durfte er sie nicht mehr ignoriren. Und so oft er an sie appellirte, drängte er alle seine Gegner in den Schatten. Ihnen verdankte er das Compromiß in der Militärfrage, das auf Jahre hinaus die Kriegsmacht des Bundes dem Willen der Regierung unterwarf; sie führten den Reichstag in der Luxemburger Frage an seine Seite; und sie beherrschten bereits alle Debatten und Beschlüsse über die Reichsverfassung selbst. Sie trieben aber keineswegs alle in eine Richtung und begegneten überdies Kräften, welche sie einzuschränken suchten: mit dem Drange der Nation, das Werk der Einigung zu vollenden, stritten die Gefahren, die von den Besiegten, den Rivalen und den Enttäuschten drohten, und das Gegenstreben der an den alten Ordnungen interessirten Elemente. Unter dem Drucke dieser Gegensätze mußte der große Steuermann jetzt seinen Kurs einrichten, die Diagonale zwischen diesen Kräften bezeichnete den Weg, den er inne hielt. Die neuen Freunde seiner Politik folgten seinem Steuer; sie stellten ihre Wünsche zurück, weil er es so wollte. Aber auch sie suchten doch ein jeder das eigene Gewicht zu behaupten und zu verstärken, und wie oft hatte der Minister Mühe, ihren Ueberdrang zu hemmen und sich ihrer Ansprüche zu erwehren.

Die große Frage dieser Jahre war der Eintritt der Südstaaten in den Bund. Der Prager Friede hatte ihnen eine internationale Stellung zugesichert, aber nicht vorgeschrieben, und es ihnen nur nicht geradezu verboten, sich mit der Macht des deutschen Nordens zu verbinden. Daß dieser Moment eintreten würde, war der Gegenstand hier der Furcht und dort der Hoffnung. Auch B. rechnete mit ihm zu jeder Stunde. Aber zunächst lag ihm fast mehr daran ihn hinauszuschieben. Denn niemand sah so klar wie er, daß, sobald er käme, die internationale Verwicklung, die große Krisis da wäre, die in dem deutschen Kriege noch glücklich vermieden war. Er war entschlossen, sein Werk zu behaupten und jedem Versuch, es wieder zu zerstören, zu begegnen, und wußte sich darin eins mit der Nation: er fühlte und bekannte es laut, daß der Appell an die Furcht keine Stätte habe in deutschen Herzen. Aber er kannte den europäischen Horizont zu gut, um nicht das dunkle Gewölk zu erblicken, das ihn auf allen Punkten umsäumte, und er wollte das Geschick nicht herausfordern, bevor die Fundamente seiner Macht sicher in dem deutschen Boden ruhten und er gewiß sein konnte, daß in dem neuen Kampf, der über die deutschen Geschicke entscheiden mußte, die volle Kraft der Nation hinter ihm und seinem König stehen werde.

Krieg mit Frankreich. Aufrichtung des Deutschen Reiches.

Nichts ist gewisser, als daß auch Napoleon den Krieg, bei dem sein und seines Hauses Schicksal der Einsatz werden mußte, zu vermeiden gesucht hat. Aber, wie Graf v. d. Goltz ganz richtig bemerkt hatte, seit Bismarck's Abfall gab es für ihn kaum noch einen andern Ausweg. Als Erwählter der Nation hatte er ihre Ueberlieferungen zu vertreten; ihr Ruhm und ihr Glück mußten seine Begleiter bleiben; nur sie konnten ihm die mangelnde Legitimität seines Ursprungs ersetzen und die Zukunft seiner Krone verbürgen. Die französischen Traditionen aber gingen seit Jahrhunderten auf die Zersplitterung der deutschen

Kräfte; auf der Erniedrigung Deutschlands war Frankreichs Größe aufgebaut. Auch die Berechnungen des Kaisers waren auf die Verewigung unseres Haders, auf den Zwiespalt zwischen den deutschen Vormächten gestellt. Wenn er die Idee der Nationalität, an die ihn die Ueberlieferungen seines Hauses banden, damit zu combiniren versucht hatte, so war es in der Erwartung geschehen, daß sich die Kämpfenden an einander müde ringen, und daß dann ihm das Amt des Schiedsrichters zufallen, ein Stück der Beute nicht entgehen und die herrschende Stellung am Oberrhein gewahrt bleiben würde. Die preußischen Siege hatten diese Hoffnungen zu Schanden gemacht. Er sah sich bei Seite gedrängt, von dem Minister, mit dem er Jahre lang seine Praktiken getrieben, dupirt und schließlich mit allen seinen Forderungen und dem Anerbieten des Bündnisses selbst abgewiesen. Die nationale Bewegung, die ihn einst selbst emporgetragen, der er in Italien Bahn gemacht und der er die großen Erfolge seiner früheren Jahre, die führende Stellung in Europa verdankt hatte, begann sich gegen ihn zu kehren und drohte ihn in immer tiefere Widersprüche zu bringen mit der altfranzösischen Politik, auf die er doch in erster Linie verpflichtet war, mit dem Ehrgeiz der Nation, den er sättigen mußte, wenn er sich auf dem Thron behaupten wollte.

Er versuchte das Geschick, vor dem ihm grauste, durch diplomatische Erfolge und auf dem Wege innerer Reformen zu wenden. Aber überall stieß er auf Widerstände, die nur der Gewalt weichen wollten, und gerieth in neue Verwicklungen und Nöthe. Der Anlauf, den er im Frühjahr 1867 noch einmal auf Luxemburg unternahm, kam sofort ins Stocken, als B. den Strom der nationalen Leidenschaften, noch ohne ihn los zu lassen, gegen ihn kehrte; die Räumung des Platzes durch die preußische Besatzung war ein so kleiner Erfolg, daß der erlittene neue Echec kaum dadurch verdeckt wurde. Auch der andere Versuch dieser Jahre, durch den Ankauf der belgischen Eisenbahnen sich nach Norden hin Luft zu machen, mißlang dem Kaiser, dem hier nicht bloß Preußen, sondern auch England den Weg verstellte. Von den Clericalen, die sich enger als je an ihn hingen, aufgehetzt, trat er den Italienern in der römischen Frage entgegen, und bei Mentana verrichteten die Chassepots in den Händen seiner Zuaven an den Leibern der jungen Freiwilligen Garibaldi's ihre ersten Wunder: die blutigste Beleidigung der stärksten und allgemeinsten Empfindungen in der italienischen Nation, und die ihm die Radicalen niemals vergaßen. Indessen brauchte er die Hoffnung, die Regierung Vittorio Emmanuele's auf seiner Seite zu finden, darum noch nicht aufzugeben Denn deren Sympathien waren, zumal nach den Erfahrungen, die sie im Jahr 1866 gemacht, doch noch mehr bei Frankreich als bei Preußen, und selbst das nie aufgegebene Ziel, die ewige Stadt, schien ihnen im Bunde mit dem alten Protector eher zu erreichen möglich als in einem Kriege, der gegen Frankreich hätte geführt werden müssen. Auch Oesterreich bot dem Kaiser Hoffnungen dar; denn nur mit Frankreich zur Seite gab es für das Haus Habsburg noch eine Aussicht, die neue Ordnung in Deutschland zu zerstören oder wenigstens den Süden von Preußen fern zu halten, und im Orient eine gesichertere Stellung zu erobern. Aber andererseits gab es doch auch für Italien und Oesterreich entgegenwirkende Interessen, und war die Besorgniß die ihnen die furchtlose und immer wachsame Politik Bismarck's einflößte zu stark, um die Entwürfe zu einer Triple-Allianz, die im Sommer 186 bei der Entrevue der beiden Kaiser in Salzburg, angesponnen und niemals ganz abgebrochen wurden, über Besprechungen und unbestimmte Verheißung hinaus zu führen. Auch in seiner eigenen Nation versuchte der Kaiser für eine stärkere Basis zu schaffen, als er sein Regiment liberalisirte. Aber gera

damit entfesselte er das Heer seiner Widersacher: die Radicalen, seine ältesten und unversöhnlichsten Feinde, verdoppelten sofort ihre Angriffe auf den kranken und alternden Cäsar, und weder in den liberalen Centren noch auch bei den Ultramontanen fand er aufrichtige Hülfe: seine besten Freunde, Rouher an der Spitze, begannen zu murren. Die Gefahr, den völligen Zusammenbruch seines Systems zu erleben, ist für Napoleon der stärkste Anreiz geworden, das große Würfelspiel zu wagen.

Denn daß die Offensive diesmal von Frankreich ausging, und daß der Krieg, der Deutschlands Einheit schuf, wie der herrlichste, so auch der gerechteste unserer Kriege, und ein wahrer Nothkrieg gewesen ist, kann niemals bestritten werden. Die Furcht vor dem bösen Nachbar war seit dem Siegesjahr freilich geringer geworden, und die Entschlossenheit, ihm zum Trotz den deutschen Staat zu vollenden, gewachsen; aber soweit, um die Waffen über den Grenzstrom zu tragen und um das verlorene Gut an den Vogesen zu streiten, reichte der nationale Ehrgeiz der Deutschen noch nicht. Auch von B. dürfen wir nichts anderes behaupten. Er suchte den Strom viel eher zurückzuhalten, statt ihn vorwärts zu drängen, wie in der Luxemburger Frage, so noch im Frühjahr 1870, als er sich dem Antrage, Baden in den Norddeutschen Bund aufzunehmen, widersetzte. Wohl aber mußte ihm daran liegen, den Gefahren, die er besser als jeder andere übersah, der Coalition, deren Umrisse sich an dem europäischen Horizont deutlich abhoben, zu begegnen und der drohenden Isolirung Preußens und seiner Verbündeten vorzubeugen. Als ein Mittel dazu, eine Sicherung Deutschlands, wie klein sie immer sein mochte, bot sich ihm das Anerbieten der spanischen Krone an den Erbprinzen von Hohenzollern dar. Daß er dies in der That so aufgefaßt hat, lehrt bereits eins seiner Worte aus dem September 1868, gleich nach der Verjagung der Königin Isabella: die spanische Bewegung werde, wenn sie einige Consistenz entwickele, ein wirksames Zugpflaster zu Gunsten des Friedens bilden. Darum zeigte er sich, als die Spanier ein Jahr darauf ihren ersten Versuch bei den Hohenzollern auf der Weinburg machten, so eifrig, ihnen zuzureden, und nahm er sich der Sache im Februar 1870, als Marschall Prim sie direct vor ihn brachte, sogleich von neuem an. Die Denkschrift, die er damals dem König einreichte, zeigt seine Gründe an; und es wäre Hyperkritik, wollte man annehmen, daß er sich damit dem König gegenüber eine Coulisse aufgerichtet habe, um hinter ihr den Krieg direct vorzubereiten. Er rechnete wirklich damit, daß ein intimeres Verhältniß zu Spanien Deutschlands Chancen gegenüber Frankreich verbessern würde. Auch Gesichtspunkte handelspolitischer und dynastisch-monarchischer Natur machte er geltend, wie er umgekehrt auf die Schädigung des deutschen Ansehens in Spanien und die Gefahr einer republikanischen Propaganda im Fall der Ablehnung hinwies; und dies allerdings wohl mit der Nebenabsicht, Wilhelm für den Plan günstig zu stimmen. Der spanische Hohenzoller, bemerkte er später einmal, habe von Preußen garnichts zu hoffen; er werde ein Deutscher in Spanien sein, er sitze nur auf einem preußischen Linienschiff. Immerhin, ein Außenposten Preußens sollte der neue Thron werden, und Freundschaft für Napoleon war es nicht, was B. dabei leitete; eine Einengung Frankreichs, ein Zwang zur Friedlichkeit der chauvinistischen Nation war unter allen Umständen beabsichtigt. Auch wußte B., daß man an der Seine die Candidatur eines Prinzen von Hohenzollern übel nehmen würde; schon im Frühjahr 1869, als die ersten Gerüchte auftauchten, hatten die Pariser Blätter Lärm geschlagen, und er konnte nicht vergessen haben, daß Benedetti ihm selbst damals, wie zurückhaltend seine Worte auch gelautet haben mochten, dennoch keinen Zweifel über die Auffassung seines Hofes gelassen hatte. Aber darauf ließ er es nun eben ankommen; vor-

schreiben wollte er sich nichts lassen; mochte Napoleon zusehen, wie er sich mit der vollendeten Thatsache abzufinden habe. B. wünschte den Krieg nicht: mußte aber gefochten werden, so war er bereit; Preußens Hand hatte zum Degen nicht weiter als die Frankreichs. Daß ihm die Sache von vornherein nicht ganz unbedenklich war, und daß er mit jener Stimmung am französischen Hof gerechnet hat, zeigt das Geheimniß, mit dem er alles umgab, und die Art, wie er seine Regierung aus dem Spiel zu halten suchte. Und darin richtete er sich nun doch eine Couliſſe auf, daß er von vornherein, schon in der Denkschrift vom Februar, die ganze Verhandlung nur als außeramtlich gelten ließ.

Wie ernst er die Sache nahm, zeigt die Zuziehung Roon's und Moltke's zu der Berathung, die bei Fürst Karl Anton am 15. März im königlichen Schloß stattfand, und bei der B. die Bedenken König Wilhelm's und seiner Verwandten mit eindringender Beredsamkeit zu überwinden suchte; auch der Unterstaatssecretär v. Thile und der Präsident Delbrück waren erschienen, mithin neben den Fürstlichkeiten, auch der Kronprinz nahm Theil, die Inhaber der wichtigsten Staatsämter beisammen. Der einstimmige Beschluß der Generale und der Minister lautete auf Annahme der Krone, weil dieselbe eine patriotische Pflichterfüllung sei; und ebenso bezeichneten Karl Anton und seine Söhne es als ein Opfer, das sie für den Ruhm der Familie und das Wohl des Vaterlandes brächten; so noch im Juni Prinz Leopold, als er sich nach langem Schwanken und Bedenken endgültig dazu entschloß; er würde, schrieb er dem König, sonst niemals dazu bereit gewesen sein. Aber nach außen durfte nichts verlauten, und deshalb mußte an der Fiction festgehalten werden, daß die Frage eine Privatangelegenheit des fürstlichen Zweiges der Hohenzollern sei, und der König nur als Chef des Gesammthauses damit zu thun, nur eben seine Zustimmung zu dem freien Entschluß des Prinzen zu geben habe. B. hat es bekanntlich auch später nicht für nöthig gehalten, den wahren Zusammenhang der Ereignisse zu entschleiern; auch in seinen Memoiren nicht, worin er im Gegentheil die Enthüllungen, die von seiten des fürstlich-hohenzollernschen Hauses gebracht waren, bestreitet. Jedoch ist nach so autoritativen Mittheilungen, die noch dazu aus anderen Quellen bestätigt worden sind, ein Zweifel nicht mehr möglich, und die Intrigue bis zu der Katastrophe im Juli in allen Hauptpunkten klar zu übersehen. Da sie in unserm Werke, in der Biographie Kaiser Wilhelm's von Erich Marcks, bereits ausführlicher erzählt wurde, kann hier darüber hinweggegangen werden. Ueber die Verhandlungen in Ems und das Verhalten König Wilhelm's ist längst durch die Apologien Benedetti's und Gramont's, und neuerdings durch Wilhelm's eigene Briefe an seine Gemahlin reiches Licht verbreitet. Bismarck's Gestalt dagegen tritt für diese Zeit wieder in den Schatten, obschon er gerade hier den Schleier, den er über der Vorgeschichte gelassen, ein wenig gelüftet hat; aber seine Berichte sind so widerspruchsvoll, daß jeder Versuch, sie mit einander zu vereinigen, scheitern muß; nur in den äußersten Umrissen wird man wagen dürfen, Stimmung und Haltung des Ministers in den Tagen der Entscheidung zu zeichnen.

Er war, nachdem er Anfang Juni in Berlin und Ems die im April abgerissenen Fäden der spanischen Verhandlung neu geknüpft hatte, wieder auf seinen ihm rasch liebgewordenen pommerschen Landsitz gegangen, wo er schon im Frühling längere Zeit geweilt hatte. Von seinen Räthen war, als die spanische Bombe so unverhofft platzte, nur Lothar Bucher bei ihm, der erst kürzlich von seiner zweiten spanischen Reise, auf der er die Sache zum Abschluß gebracht hatte, zurückgekehrt war; er hatte das Schreiben Leopold's, in dem der König um seine Zustimmung gebeten wurde, von Sigmaringen nach Ems gebracht, und auf seinen Vortrag hatte Wilhelm am 21. Juni den be-

kannten Brief an den Prinzen geschrieben, der ihm und seiner Regierung vor der Welt eventuell als Deckung dienen sollte. Daß Bucher dem Minister von allem aufs genaueste berichtet hat, ist selbstverständlich; und ebensowenig zu bezweifeln, daß B. sich auch mit seinem Vertreter in Berlin, Herrn v. Thile, in engster Verbindung gehalten hat. Die ausweichende Antwort, die der Unterstaatssecretär am 4. Juli dem französischen Geschäftsträger Le Sourd gab, als dieser ihn über den Antheil Preußens an der Candidatur des Hohenzollern interpellirte, entsprach genau dem Plan, den B. entworfen hatte. Wie sehr nun auch der neue Zwischenfall seine Kreise stören mochte, konnte er ihn doch nicht veranlassen, aus der Reserve herauszugehen oder auch nur seine Karlsbader Cur, die ihm nach einem heftigen Anfall von Gelbsucht verordnet war, zu unterbrechen; im Gegentheil, gerade jetzt schien es erwünscht, sich von dem Schauplatz der Action möglichst fern zu halten. In diesem Sinn berieth B. den König; er möge, telegraphirte er ihm am 5. Juli, sich eine ruhige Auffassung der Lage bewahren. Sobald aber die ersten Meldungen von Gramont's Drohungen anlangten, wandelte sich die Stimmung des Kanzlers. Die Weisungen für die Presse, welche seit dem 7. Juli in Telegrammen und Briefen, meist von Bucher's Hand, nach Berlin abgingen, ganze Stöße kamen dem neuen Preßreferenten Dr. Moritz Busch zu Händen, zeigen uns einigermaßen die Richtung an, welche Bismarck's Gedanken jetzt nahmen. Für die officiöse Presse schrieb er noch Zurückhaltung vor, in der nichtofficiösen dagegen ließ er sofort die stärksten Töne anschlagen und den Angriff auf Gramont, die Kaiserin Eugenie und überhaupt das „persönliche Regiment“ am französischen Hof eröffnen. Am 8. Juli brachten die Zeitungen und ein Telegramm aus der Pariser Botschaft den Text der Rede des französischen Ministers. Sie erschien danach noch viel plumper und anmaßender, als B. erwartet hatte. Sein erster Gedanke, als er sie las, war, das sei der Krieg; eine solche Sprache könnte Gramont nicht führen, wenn der Krieg nicht beschlossene Sache wäre. Sein zweiter: jetzt müßte man die ganze Armee mobil machen und über Frankreich herfallen; das wäre der Sieg! „Leider“, fügte er hinzu, „geht das aber nicht — aus verschiedenen Gründen“. So hat es Keudell, der seit dem 6. Juli in Varzin war, von ihm gehört. Aehnliches hat später Blanckenburg, der gleichfalls in diesen Tagen als Gast des Kanzlers in Varzin weilte, erzählt. Wir werden danach sagen dürfen, daß B. wirklich im ersten Augenblick daran gedacht hat, auf der Stelle den Bruch herbeizuführen und die Nation zu dem Schicksalskriege fortzureißen; daß ihm dann jedoch Bedenken aufgestiegen sind, ob die Lage hierfür schon reif genug sei: der Gedanke an die Friedensliebe des Königs, der sich so sehr ungern auf die Sache eingelassen hatte, und mehr noch die Besorgniß, daß bei der dynastischen Natur der Angelegenheit Preußen Europa und zumal Süddeutschland gegenüber isolirt werden könnte, mögen ihn dabei geleitet haben. Auch kamen ihm Zweifel, ob es bei Gramont doch nicht am Ende mehr Ungeschick als die Folge eines bereits gefaßten Entschlusses wäre. Genug, er beschloß, in der Haltung, die er am Tage vorher eingenommen hatte und in deren Sinn bereits die auswärtigen Vertreter instruirt waren, zu verharren. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung wurde angewiesen, auch ferner Zurückhaltung zu beobachten, die übrige Presse jedoch inspirirt, so grob wie möglich zu schreiben; Bucher sandte Busch noch am selben Tage ein ganzes Packet neuer Zeitungsentwürfe zu, offenbar meist Dictate des Ministers selbst, voll der stärksten Angriffe auf den „Diener der persönlichen Politik, die vor keiner Verantwortlichkeit zurückschrecke“, und auf die Kaiserin, welche um ihrer dynastischen Zwecke willen durch übermüthige Kriegsdrohungen die Unabhängig-

keit und die Würde Deutschlands verletze. Die Summe war, daß die deutsche Nation die Vormundschaft Frankreichs nicht dulden werde; für Deutschland sei die Frage, wer in Spanien regiere, an und für sich keine solche, für die es Krieg führen werde; aber die Forderung, daß es seinen eigenen Interessen zuwider den Spaniern künstlich Hindernisse bereiten solle, bekunde einen Grad von Ueberhebung, mit dem eine Regierung heutzutage unter den unabhängigen Nationen Europas schwerlich ihren Platz finden werde: „Wir suchen keine Händel, aber wer deren mit uns sucht, wird uns bereit finden, sie durchzuführen".

Während aber B. diese Feuerbrände in die Nation warf und sein „Her! Her!" alsobald ein mächtiges Echo von den Alpen bis an das Meer erweckte, kamen vom 9. Juli ab aus Ems Schlag auf Schlag die Nachrichten, welche die überall aufflammende Gluth des nationalen Zornes wieder zu ersticken drohten. Indem der König sich dazu verstanden hatte, Benedetti anzuhören und ihm gleichsam Rede zu stehen, war er bereits von der Linie abgewichen, die B. vorgezeichnet hatte. Wilhelm hätte, so war ohne Frage Bismarck's Auffassung, den Versuch des Franzosen, die spanische Wand, die man durch die Außeramtlichkeit der Candidatur aufgerichtet, zu durchstoßen, auf der Stelle zurückweisen müssen. Statt dessen hatte er sich in Besprechungen eingelassen, nach denen sich der private Charakter der Frage kaum noch aufrecht halten ließ. B. selbst sah sich dadurch veranlaßt, seine völlige Zurückhaltung aufzugeben; er bot dem König an, nach Ems zu kommen. Natürlich wollte er daran festhalten, daß das preußische Gouvernement mit der Sache nichts zu schaffen habe; auf die Meldung des Königs, daß Fürst Karl Anton ihm persönlich den Abbruch der Candidatur zugemuthet habe, telegraphirte er zurück, daß man es den Hohenzollern durchaus überlassen müsse, ihren Entschluß zu fassen. Am 11. Abends erhielt er den Befehl zu kommen, am nächsten Morgen saß er mit Keudell im Reisewagen. Er glaubte nicht anders, als daß die Stunde der Entscheidung da sei; als der Wagen durch Wussow fuhr, an dem Pastorhause vorüber, in dessen Thüre Pfarrer Mulert, der Freund und Seelsorger des Bismarck'schen Hauses stand, zog der Kanzler mit seinem Stock einen Schwadronshieb in Quart-Terz durch die Luft, zum Zeichen, daß es losginge. Er war, erzählt uns sein Begleiter, ungewöhnlich schweigsam, sah aber heiter aus. Nach zehnstündiger heißer Fahrt kam man in Berlin an. Der Kanzler war von der Reise ermüdet, aber Busch, der ihn bei der Einfahrt in den Hof des Ministerhotels sah, bemerkt in seinem Tagebuch ausdrücklich, er habe in dem Civilanzug, den er getragen, ungemein wohl ausgesehen. Der Löwe ging der Gefahr entgegen; er hatte keine Zeit, an seine Krankheit zu denken. Da überreichte man ihm das Telegramm, das den Verzicht des Hohenzollern auf den spanischen Thron meldete. Es war der Friede. Seine Reise war nutzlos geworden. Nutzlos auch das Aufwogen der Nation, das er soeben erst mit aller Kraft geschürt hatte, dessen Brausen er in der Hauptstadt um sich her vernahm. Vergeblich die ganze klug gesponnene List und der Versuch, eine Gegenmine gegen die französischen Umtriebe zu legen. Mochte formell die Position behauptet sein, in Wahrheit war das Spiel verloren. Statt, wie B. gehofft, Frankreich zu überrumpeln, war ihm selbst von dort her der Weg verstellt worden. Der Rückzug war angetreten; zum ersten Mal in seinem Leben hatte der große Staatsmann eine Niederlage erlitten. Wilhelm seinerseits fühlte sich in diesem Moment wie von einem Alp befreit; nichts war ihm unbehaglicher gewesen, als Benedetti gegenüber eine Sache vertreten zu müssen, die doch nicht so ganz frei von moralischen Bedenklichkeiten und ihm niemals nach dem Sinne gewesen war; ihm war, so schrieb er an seine Ge-

mahlin, als er die Nachricht aus Sigmaringen erhielt, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Sein Kanzler aber war aufs bitterste enttäuscht. Er dachte nicht mehr an die Weiterreise, entschuldigte sich bei dem König mit Unwohlsein und Ermüdung, und schickte den Minister des Innern statt seiner nach Ems. Nach Varzin meldete er zurück, er werde bald wieder dort sein — ob als Minister, wisse er nicht. Er hatte eine schlaflose Nacht. Da führte im Laufe des folgenden Tages die grenzenlose Verblendung Napoleon's und seiner Helfer die Wendung herbei, welche, von Bismarck's Meisterhand, von seinem Löwenmuth benutzt, Alles umschuf, mit einem Schlage den Bruch entschied und den König wie die Nation, Volk und Regierungen, für seine heldische Politik entflammte.

Wie oft ist die Geschichte dieses 13. Juli erzählt worden! Sie ist in Jedermanns Munde, und alle Welt glaubt sie zu kennen. Prüfen wir aber das Bild, das die Quellen widerspiegeln, so können wir an ihm kaum eine Linie mit Sicherheit nachziehen. Daß dem Grafen Eulenburg die Stimmung Bismarck's bekannt war, ist gewiß, und sehr wahrscheinlich, daß er mit Abeken in seinem Sinne auf den König eingeredet hat, der dadurch, vielleicht auch noch durch neue Telegramme aus Berlin, in seiner festen Haltung gestärkt sein mag. Aber wie die Vorgänge in Ems und Berlin an diesem Tage im Einzelnen verlaufen, wie sich die Stimmungen des Königs und seiner Rathgeber gewandelt und entwickelt haben, läßt sich nicht sagen; vielleicht niemals, jedenfalls nicht eher als bis uns die Telegramme und Weisungen, die zwischen Ems und Berlin hin und her gingen, vollständig vorliegen. Nicht einmal die Scene an Bismarck's Tisch, in der Abendstunde, als er Roon und Moltke bei sich hatte, wird ein kritisch gerichteter Sinn, so oft es geschehen sein mag, nachzuerzählen wagen; gerade hier verwickeln sich die verschiedenen Berichte aus Bismarck's eigenem Munde in die größten Widersprüche. Genug, wenn wir daran festhalten, daß wiederum er und kein anderer es war, der das Rad des Schicksals vorwärts stieß.

Denn ohne ihn wären die Verhandlungen trotz des Abeken'schen Telegramms im Sande verlaufen, und nicht bloß wegen der Vorgänge in Ems, sondern weil die Franzosen selbst drauf und dran waren, den Degen wieder in die Scheide zu stecken. Die Depesche Abeken's, welche gegen 4 Uhr aufgegeben wurde und zwischen 6 und 7 in Bismarck's Hände kam, war nur das Bruchstück einer Verhandlung, die noch an demselben Tage fortgesetzt wurde; sie bezog sich auf den ersten Besuch, den der Flügeladjutant Fürst Anton v. Radziwill dem französischen Botschafter gemacht hatte, um ihm die Nachricht zu bringen, daß der König die Verzichtleistung des Prinzen erhalten und daß er infolgedessen die Angelegenheit als endgültig abgeschlossen betrachte, oder, wie Abeken es formulirte, dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe; die Bitte um eine Audienz hatte Benedetti bis dahin noch garnicht ausgesprochen, und der Bescheid, den Radziwill ihm überbrachte, sollte ihr nur eben zuvor kommen. Als der Gesandte sie trotzdem stellte, brachte der Adjutant das Gesuch noch einmal vor den König, um zwischen 5 und 6 Uhr wiederum die Erklärung zurückzubringen, daß Seine Majestät es ablehnen müsse, von neuem in die Discussion einzutreten, und daß er sich auf die Erklärungen beziehe, welche er dem Botschafter am Morgen gegeben habe. Radziwill hatte aber bei diesem zweiten Besuch, und zwar ausdrücklich im Namen Seiner Majestät, hinzugefügt, daß der König seine volle und uneingeschränkte Billigung des Rücktritts Leopold's von der Thronbesteigung gebe; mehr könne er nicht thun. Benedetti hatte diesen Wortlaut in Gegenwart des Adjutanten selbst aufgeschrieben und unmittelbar nach Paris telegraphirt. Noch am 14. Juli hoffte

Wilhelm, es werde sich vielleicht noch eine Vermittlung auffinden lassen, die nicht seine persönliche und die Ehre der Nation tangire; er meinte nur, erst, daß die „Promenade-Unterhandlungen“ aufhören und die Negotiation in Berlin fortgesetzt werden müsse. Napoleon und seine Minister aber würden, wie wir heute wissen, sich mit dieser Erklärung zufrieden gegeben haben: in dem Kronrath, am 14. Juli drang der Antrag des Kaisers, die Frage einem Congreß zu unterbreiten, durch; die Befehle zur Mobilmachung wurden rückgängig gemacht; Gramont selbst hörte auf zu widersprechen, und bemerkte, daß in der Zustimmung Wilhelm's zu dem Verzicht des Hohenzollernprinzen die Garantie für die Gegenwart liegen könne und der Congreß diejenige für die Zukunft schaffen möge.

Diesem Allem schob B. durch seine Redaction des Emser Telegramms, die nur ein paar Sätze strich und kaum ein Wort hinzufügte, den Riegel vor. Nun lautete es so, daß der König nicht nur die unerhörte Zumuthung Frankreichs abgelehnt, sondern daß er sie nicht einmal angehört, daß er dem Botschafter auf die Frage selbst unmittelbar die Thür gewiesen habe. Es war genau der Sinn der Legende geworden, die sehr bald in allen Zeitungen stand, wonach der König dem Botschafter auf der Promenade selbst den Rücken gewandt und ihm auf der Stelle die Ablehnung durch den Adjutanten habe sagen lassen. B. wußte sehr wohl, was er that, als er seine Redaction am Spätabend des 13. unter die Massen werfen ließ und sie zum Theil, wie nach München hin, mit besonderem Commentar versehen den Vertretern Preußens an den fremden Höfen übersandte; sie war, wie Wilhelm selbst, als er sie in Ems am Morgen las, erschreckt sagte, der Krieg; und sie sollte, wie Gramont ausrief, der Schlag auf Frankreichs Wange sein, das rothe Tuch, wie B. in seinen Memoiren schreibt, das den gallischen Stier zur Wuth reizen würde. Es war die letzte und größte Karte in seinem Spiel, die B. damit auf den Tisch warf. Wie oft war er in Versuchung gewesen, sie hervorzuziehen, Oesterreich oder auch Frankreich gegenüber! Er hatte noch immer damit gezögert. Denn niemals war der Moment günstig genug gewesen. Jetzt aber war er da, dem König, der Nation und Europa gegenüber. Die Beleidigung des greisen Friedensfürsten, der Hohn auf die deutsche Ehre, der Angriff auf die Freiheit der deutschen Erde boten einen Schlachtruf dar, vor dem aller Hader der Parteien und jedes Widerstreben des Particularismus verstummen mußte. Wo immer deutsche Herzen schlugen, wandten sie sich dem Hohenzollernkönig und seinem Kanzler, den Einigern des Vaterlandes zu; jede sittliche Kraft reckte sich empor; und die Neutralen, die Neider der deutschen Größe selbst mußten zugestehen, daß das Recht auf der Seite der Deutschen sei. Die Schleusen waren hochgezogen und alle Kräfte der Nation konnten in tausend tosenden Wirbeln gegen den Erbfeind losgelassen werden.

Wir begleiten unsern Helden nicht auf die Schlachtfelder, zu den Scenen von Gravelotte und Sedan, die sich dem Gedächtniß der Nachwelt unauslöschlich eingegraben haben: Bilder, die, wie sie schon unsere Künstler festgehalten haben, so auch nur von Künstlerhand voll gestaltet werden können; wir folgen ihm nur wieder dorthin, wo wir ihn bisher immer aufgesucht haben, zu seiner politischen Arbeit.

Zwei Aufgaben waren es, die B. gestellt waren, sobald die Sonne des französischen Kaiserthums auf den Feldern von Sedan untergegangen war: die Befestigung des Friedens und die Gründung des Reiches; er hat sie beide

noch in Frankreich, unter den Wechselfällen des Krieges, vollendet, und beiden hat er in jedem Zuge den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Als die Revolution über Deutschland ihre Geißel schwang und die deutschen Patrioten ihre Ideale in dem Kampfe gegen den Despotismus des Zaren und für die Befreiung Polens zu erreichen hofften, hatte B. die Blicke der Nation auf Straßburg und das Elsaß als auf ein würdigeres Ziel ihres Ehrgeizes hingelenkt. Jetzt konnte er dies Wort einlösen; die Nation selbst verlangte bereits stürmisch von ihrem Helden, daß er, wie er es einst geschrieben, die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg pflanze; es war das Gelübde, das sie sich in tausendfachen Manifestationen gab, seitdem der Boden ihrer alten Grenzmark mit dem Blute ihrer Söhne getränkt war; König Wilhelm und sein Kanzler hätten den brausenden Widerhall dieser Stimmen garnicht überhören dürfen. Schon nach den Schlachten um Metz, bei der Zusammenkunft mit dem Kronprinzen in Pont à Mousson, faßten sie den Erwerb ins Auge. Auf dem Vormarsch gegen Sedan, von Busancy aus, richtete Wilhelm einen Brief an den Kaiser Alexander, um ihn vertraulich vorzubereiten. Seit Sedan war es vollends entschieden, daß wir nicht ohne Straßburg und Metz in die Heimath zurückkehren würden. Es ist jedoch sehr bemerkenswerth, welche Gründe unsern großen Staatsmann bewogen haben, auf das Verlangen der Nation einzugehen. Er ist oft darauf zurückgekommen, und immer hat er es in derselben Weise, Freund wie Feind gegenüber, motivirt: nicht mit jenen enthusiastischen Regungen der Volksseele, sondern in der kalt realistischen Berechnung des Staatsmannes: um Deutschland zu schützen gegen die Rache des Besiegten, mußten die Grenzen zurückgeschoben werden; den Schlüssel zum eigenen Hause, den erst der Besitz von Straßburg bot, mußten wir in die eigene Verwahrung nehmen. Ja mehr noch, als der Schlußstein der deutschen Einheit selbst war ihm Straßburg und das Elsaß von jeher erschienen; eine Auffassung, die er schon gewonnen oder die ihm bestätigt war durch ein Gespräch, das er mit dem alten König Wilhelm von Württemberg zur Zeit des Krimkrieges gehabt hatte, als ihm der alte Herr offen herausgesagt hatte, daß die Ungedecktheit gegen Frankreich für Süddeutschland immer ein Hinderniß bilden werde, um sich einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. „Der Keil, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob“, so hat B. nach dem Kriege im Reichstage erklärt, „trennte Süddeutschland wirksamer als die politische Mainlinie von Norddeutschland“. Er hat oft gesagt, daß es sonst ein Fehler gewesen wäre, Frankreich zu verstümmeln, da Deutschland sich damit die Aufgabe aufgelegt habe, fünfzig Jahre in Rüstung stehen zu bleiben. Darum war er anfangs gar nicht damit einverstanden, auch ein Stück Lothringen zu annectiren; und nur weil ihm die Generale sagten, daß Metz eine Armee werth sei, gab er seine Zustimmung.

Auch die staatsrechtliche Form des neuen Besitzes hat B. frühzeitig ins Auge gefaßt und unwandelbar daran festgehalten. Treitschke und seine Freunde wünschten den Erwerb für Preußen. So auch im großherzigen Entschluß Friedrich von Baden: weil Preußen dadurch eine süddeutsche Macht und dem Süden unlöslich verpflichtet würde; während der Ehrgeiz der Wittelsbacher den Großherzog im Elsaß bereichern wollte, um für sich selbst das alte Hausgebiet am Neckar wieder zu erraffen. B. aber gestand weder das Eine noch das Andere zu. Wie das in der Zeit der Zersplitterung verlorene Grenzgebiet durch ganz Deutschland zurückerobert war, so sollte es auch dem Vaterlande gemeinsam angehören, und dadurch recht eigentlich zum Pfand der deutschen Einheit werden, nicht ein Gegenstand des Neides und der Verstimmungen unter den Verbündeten, sondern ein Bindemittel des Südens und des Nordens.

Wie weit B. nun auch in dieser Auffassung von der öffentlichen Meinung und vor allem von jenen Phantasten abwich, die auf die Wiedergewinnung von ganz Lothringen und halb Burgund ausgingen, so traf er darin doch im wesentlichen mit dem Willen der Nation zusammen. Viel einsamer aber war sein Standpunkt der größeren Aufgabe gegenüber, der Herstellung des neuen Reiches. Hier hatte er die öffentliche Meinung und die Regierungen, alle Parteien, die Conservativen so gut wie die Liberalen, von den Particularisten, den Ultramontanen und Demokraten ganz zu schweigen, gegen sich, er hatte des Kronprinzen, ja, ganz besonders des Königs Widerstand zu überwinden. Fast am weitesten wich er von seinen glühendsten Anhängern ab, den Unitariern schlechthin, die, wie Heinrich v. Treitschke, den Zeitpunkt für nahezu gekommen achteten, um die Rheinbundskronen herunter zu stoßen und ein deutsches Königthum unter den Hohenzollern herzustellen. Nicht so weit ging der Kronprinz, der diese Gedanken, wenn er sie überhaupt gehabt, bereits hatte fallen lassen. Aber auch er wollte doch die deutschen Dynastien unter die Kaiserkrone herabdrücken, die er auf den französischen Schlachtfeldern zu erobern hoffte; die Titulatur und alle persönlichen Ehrenrechte und Würden wollte Friedrich Wilhelm ihnen lassen, aber die Kaiserwürde verlangte er für sein Haus, weil sie die höhere Gewalt bedeutete. Die Macht sei da, hatte der hohe Herr schon nach dem Siege von Wörth auf der Höhe der Vogesen zu Gustav Freytag gesagt, um die Widerstrebenden zu zwingen. B. hat damals und später diese Aspirationen vor allem mit einem moralischen Argument bekämpft: man dürfe nicht die Bundesgenossen, welche freiwillig herbeigeeilt seien, um Preußen zu Hülfe zu kommen, wider ihren Willen zu Concessionen zwingen; als eine unehrliche Politik hat er es noch nach Jahren, in der Protestschrift gegen das Tagebuch Kaiser Friedrich's bezeichnet. Und wer möchte behaupten, daß er selbst dann solche Scrupel überwunden haben würde, wenn es die Tendenz seiner eigenen Politik verlangt hätte? Statt dessen aber bewegte sich diese im schärfsten Widerspruch zu jenen Zielen. Es waren die Ideen der Erbkaiserlichen, die liberale Ausprägung des nationalen Gedankens, für die Friedrich Wilhelm sich einsetzte, die er mit dem eigenen dynastischen Ehrgeiz verband. Er wollte wirklich ein neues Deutschland, in dem die Eigenmacht der Particularstaaten aufgelöst worden wäre; das Gold der preußischen Krone selbst wollte er in die Kaiserkrone einschmelzen. Der Dualismus sollte aufhören, die preußischen Kammern allgemach verschwinden und etwa in die alten Provinzialstände zurücktreten; er dachte an ein Oberhaus, in dem die souveränen Fürsten mit den Häuptern der ehemaligen reichsunmittelbaren Geschlechter vereint Platz nehmen, an ein Reichsministerium, das dem Reichstage und der Nation verantwortlich wäre. Mit diesen Hoffnungen war er in den Krieg gezogen; sie beseelten ihn, als er vor der Waffenentscheidung die süddeutschen Höfe besuchte, als ihm auf dem Bahnhof zu Ingolstadt das Kaiserhoch entgegenklang, als er in Karlsruhe mit seinem gleichgesinnten Schwager von Baden Rathes pflog: „unser Hauptgedanke ist", so schreibt er, „wie man nach erkämpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiter führe."

Wir brauchen nicht zu wiederholen, daß Bismarck's Politik auf dem entgegengesetzten Grunde aufgebaut war, und daß sie durch solche Pläne aus ihren Fundamenten gehoben wäre: er vertheidigte das Ganze seines Werkes, als er sich dem preußischen Thronfolger in den Weg warf. Zwar war auch ihm längst der Gedanke an die Kaiserkrone gekommen. Wir finden ihn bereits in den Entwürfen von Putbus, und zwar ebenfalls in Verbindung mit der Idee des Oberhauses. Aber er hatte daran nur als an eine in der Zukunft

liegende Möglichkeit gedacht. In dem Rahmen seines Systems hatte er weder von dem Kaiserthum noch auch von dem Zweikammersystem etwas wissen wollen. Denn die Maschinerie würde, so schreibt er, durch ein Oberhaus zu schwerfällig werden, da abgesehen von der Masse der Landtage eine Vertretung der Souveräne in den Reichsangelegenheiten unumgänglich sei, das Reich also mit dem Zweikammersystem nothwendig drei per majora beschließende Körper, und neben ihnen das Präsidium und Oberfeldherrnthum mit unabhängigen Attributen haben werde. Er meinte, daß der Bundesrath selbst sich vielleicht einmal zu einem Oberhaus herausbilden könnte; damit müßte aber „die schärfere Ausprägung des Kaiserthums an Stelle der Präsidial- und Feldherren-Attributionen Hand in Hand gehen". Seitdem aber war er von solchen Ideen zurückgekommen, gerade unter dem Andrang der liberalen Fluth, die in parallelen Bahnen ging, und der er sich schon im Norddeutschen Bund nur mühsam hatte erwehren können. Daß dieselbe mit dem Losbruch der Nation gegen Frankreich stieg, lag in der Natur der Dinge und mußte hingenommen werden. Aber es konnte nicht der Wunsch des Ministers sein, diese Tendenzen noch zu steigern; nur gegen den Feind, der die Unabhängigkeit Deutschlands bedrohte, wollte er den Stoß des nationalen Willens richten, nicht gegen die Bundesstaaten, die der preußischen Hegemonie bereits willig folgten.

Gleich zu Beginn des Krieges, nach dem ersten Schlachttage, an dem die Baiern ihr Blut an der Seite der norddeutschen Bundesfreunde vergossen hatten, ließ er es sich angelegen sein, die Münchener Regierung, die schon in schweren Sorgen vor dieser Richtung des nationalen Geistes und voll Mißtrauen in Preußens Absichten war, zu beruhigen. Die preußische Presse hatte bereits begonnen, von dem Kaisertitel für König Wilhelm zu sprechen; Graf B. aber, so erklärte Herr v. Thile dem bairischen Gesandten, Baron v. Perglas, habe mit Entrüstung davon gehört und Auftrag gegeben, solche Aeußerungen zu unterdrücken. „Im Namen Preußens" und in feierlicher, fast überschwänglicher Weise gab Thile die Versicherung ab, daß Preußen niemals an die Selbständigkeit Baierns und Süddeutschlands rühren, und jedes Ansinnen, das ihm dazu von anderer Seite käme, abweisen würde; ewige Dankbarkeit werde es einem so „herrlichen Bundesgenossen" bewahren; die Selbständigkeit Baierns habe ihre Weihe durch die Vertragstreue seines Königs erhalten, ihren festen Kitt durch das vergossene Blut der Baiern, man brauche die Einheit Deutschlands nicht zu suchen und zu machen — sie sei schon da. In derselben Richtung bewegten sich in diesen Tagen die Gedanken der preußischen Conservativen. „Daß die Baiern", schrieb Blanckenburg an Roon, „unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mit gethan haben, ist die Lösung der deutschen Frage. Die Einheit ist die beste". Und nicht anders dachte man in der militärischen Umgebung des Königs. Man wünschte auch dort wohl eine größere militärische Einigung unter den deutschen Staaten, aber auf die politische Annäherung lege man, so versicherte der bei Wilhelm sehr einflußreiche General v. Tresckow dem Grafen Berchem, der mit Prinz Luitpold dem Hauptquartier folgte, um so weniger Werth, als man nicht hoffen könne, dieselbe aus den conservativen Kreisen angeboten zu erhalten; die radicalen Elemente aber wolle man um keinen Preis vermehren. B. stellte auch diese Frage mit unter den Gesichtspunkt der europäischen Politik. Die Eröffnungen Thile's gegen den Baron v. Perglas waren, wie jener garnicht verhehlte, durch eine Unterredung mit Fürst Gortschakow veranlaßt worden, der in diesen Tagen in Berlin weilte; über ihren Inhalt theilte der Unterstaatssecretär dem Gesandten nichts näheres mit, aber dessen Vermuthung, daß der russische Kanzler sich für die süddeutschen Höfe verwandt habe, griff sicherlich nicht fehl. Und so waren

auch alle weiteren Verhandlungen Bismarck's über die Reichsgründung mit durch die Rücksichten auf die Neutralen bestimmt. Nun muß man allerdings sagen, daß die Gefahr einer Einmischung des Auslandes, wie berechtigt sie noch zu Anfang des August gewesen sein mochte, nach Sedan sehr vermindert war; während die nationale Woge mit jedem Siege, gerade auch im Süden, täglich höher ging, und ihr Brausen immer gewaltiger zu dem König und seinem Kanzler empordrang. Es hätte damals schwerlich mehr als eines schwachen Druckes, einer kleinen Richtungsveränderung bedurft, um die drei noch widerstrebenden Höfe und ihren bureaukratischen Anhang dorthin zu bringen, wo sie der Liberalismus und seine fürstlichen Führer, der Kronprinz und der Großherzog von Baden selbst, haben wollten: daß die Neutralen in diesem Moment dagegen protestirt haben würden oder gar eingeschritten wären, ist kaum zu glauben. Soweit hatte also Friedrich Wilhelm gewiß Recht, als er am 3. November gegen Delbrück bemerkte, daß wir uns unserer Macht garnicht bewußt wären, und daß wir in dem „gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblick“ das, was wir wollten, auch zweifellos könnten — „nur“, fügte er bitter hinzu, „Gott sei es geklagt, fragt es sich, was wir wollen, und wer jetzt etwas ernstlich will“. So war es in der That: an dem Willen fehlte es in den maßgebenden Kreisen viel mehr noch als an dem Bewußtsein des Könnens. Jedermann weiß ja, wie schwer es König Wilhelm geworden ist, auch nur den Titel zu vertauschen, und welche Listen B. hat anwenden müssen, um ihn und die bairische Majestät zusammen zu bringen, den Einen zum Anbieten, den Andern zum Annehmen der nationalen Krone zu bewegen; wie eine Intrigue mußte er den Act einleiten, der die Erfüllung der deutschen Sehnsucht bedeuten sollte. Man kann daher schon fragen, ob es ihm überhaupt möglich gewesen wäre, den Widerstand am Hofe und in den Kreisen seiner Partei zu überwinden. Aber vor allem, er selbst dachte garnicht daran, seine alten Freunde preiszugeben, um sich den herrischen Ansprüchen der Liberalen zu unterwerfen; sein eigenster Wille und die Summe seiner Politik trieben ihn gegen sie an. Hier jedoch ist zu bemerken, daß sich in der Politik Bismarck's die innere und die auswärtige Richtung niemals von einander trennen lassen; es sind Theile eines Systems, die in sich verflochten sind und einander bedingen. Die Politik, zu der die Liberalen B. fortreißen wollten, drohte die nationale Strömung, der sie folgte, über die Grenze zu tragen und die Elemente der Zersetzung in dem habsburgischen Ländergebiet noch zu vermehren. Dadurch aber wären in der That die dem neuen Reiche feindlichen Parteien, vor allem die Großdeutschen, die Clericalen und Particularisten, aufgereizt und recht geflissentlich zusammengeführt worden; daß die süddeutschen Höfe in Wien und Petersburg Anlehnung suchen würden, war wenigstens zu befürchten; statt, wie B. seit Nicolsburg wollte, den Frieden zwischen dem neuen Deutschland und dem Donaustaat zu befestigen, hätte man sich auf wachsende Erbitterung hüben und drüben und auf dauernde Feindseligkeit gefaßt machen müssen.

Dennoch ging es nicht an, ganz stehen zu bleiben. Je weiter die deutschen Heere in Frankreich vordrangen, je mehr die Gefahr der Intervention zurücktrat, um so unvermeidlicher wurde es, an die dauernde Vereinigung des ganzen kämpfenden Deutschlands zu denken. Schon nach den großen Augustschlachten waren die preußischen Conservativen wie auch die Baiern davon überzeugt. Die Neutralen selbst nannten es eine politische Unmöglichkeit, daß Preußen im Siege seine auf die Beherrschung Deutschlands gerichtete Politik abdanken und die Selbständigkeit der Südstaaten verbriefen könne, ohne für sich neue Vortheile zu erwerben. In München war es ebensosehr die

Furcht vor dem wachsenden Druck der nationalen Strömung wie die Sorge, daß Baden die Vorhand gewinne und sich die führende Stellung im Süden erobern könne, welche Preußen Baiern zugedacht hatte, was zum Entgegenkommen antrieb: man mußte retten was zu retten war; indem man die Hand Preußens ergriff, hoffte man die eigene Stellung am besten zu wahren. Der Sieg bei Sedan, an dem die baierischen Truppen so ruhmvollen Antheil genommen, verstärkte, wie den Druck der nationalen Bewegung, so auch jene Stimmung am bairischen Hofe. Und so entschloß man sich dort, die Bedingungen zu präcisiren, unter denen der Staat der Wittelsbacher bereit sein würde, der nationalen Einigung beizutreten. Es war neben dem Erwerb der badischen Pfalz, wodurch also Baden und Württemberg von den blau-weißen Grenzpfählen umstellt und gegen den Norden sorgsam abgeschlossen worden wären, die führende Stellung in Süddeutschland, sei es in einer eigenen, dem Norddeutschen Bunde nebengeordneten, wenn auch staatsrechtlich damit verknüpften Organisation, sei es in einem neu zu errichtenden allgemein deutschen Bunde, bei dem dann auf eine größere Selbständigkeit der einzelnen Glieder, Baierns wenigstens, Bedacht zu nehmen sei. Auf den Eintritt in den unreformirten Norddeutschen Bund dagegen wollte man sich in München nicht einlassen.

Die Taktik Bismarck's diesen Wünschen gegenüber war sehr einfach, ganz congruent seiner Haltung in der elsaß-lothringischen Frage und von bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit. Vor allem blieb er bei dem Satz, daß Preußen Treue um Treue bewähren und seinen Bundesgenossen völlige Freiheit des Entschlusses lassen werde. In diesem Sinne wurde Rudolf Delbrück für die Vorbesprechungen instruirt, welche vom 22. bis 26. September in München unter Zuziehung des württembergischen Ministers v. Mittnacht über die Bildung eines „die sämmtlichen deutschen Staaten in sich begreifenden Verfassungsbündnisses" gepflogen wurden. Er habe nicht den Auftrag, so erklärte Bismarck's Stellvertreter gleich zu Beginn, Vorschläge zu machen, sondern die Propositionen der süddeutschen Regierungen entgegen zu nehmen. Freilich bemerkte er auch, daß Preußen noch keinen Anlaß gefunden habe, die Frage einer näheren Erwägung zu unterwerfen, ob mit der Gründung eines allgemeinen deutschen Bundes eine Abwandlung des Norddeutschen Bundes zu verbinden sei, und setzte es durch, daß die norddeutsche Verfassung selbst den Verhandlungen zu Grunde gelegt wurde: Paragraph für Paragraph wurden durchgesprochen und die Differenzen zusammengestellt. Kurz zuvor waren auch die Führer der Nationalliberalen, Forckenbeck und Lasker nach der bairischen Hauptstadt gekommen, wo sie begeistert aufgenommen waren; voll Freude über die patriotische Gesinnung, die sie überall im Süden gefunden, kehrten sie heim. Ihre Reise war wohl unabhängig von B. zu Stande gekommen; aber daß der Kanzler sie ungern gesehen hätte, ist nicht eben anzunehmen. Denn wenn er auch selbst der baierischen Regierung alle Wege offen ließ, konnte er doch nicht dagegen sein, daß dieselben da, wo sie von seiner eigenen Richtung abwichen, versperrt würden. Seinerseits fuhr er in seinen Bemühungen fort, den Baiern den Weg zur deutschen Einheit bequemer und anmuthiger zu machen. So durch den Gedanken einer Zusammenkunft der regierenden Herren, den er zunächst durch Delbrück vortragen und gleich darauf schriftlich durch den Grafen Taufkirchen an König Ludwig bringen ließ; beide Monarchen sollten sich in Fontainebleau begegnen, und, was sie dort vereinbart hätten, einer Versammlung der übrigen deutschen Fürsten und der Vertreter der freien Städte zur Annahme vorgelegt werden. Dahin gehört auch die Art, wie B. die Frage der Kaiserkrone verwerthete. Am 3. September,

bei der Aussprache mit dem Kronprinzen in Donchéry, unmittelbar nach Sedan, hatte er sich dazu noch sehr zurückhaltend gestellt; in den folgenden Wochen begann er sich schon sympathischer zu äußern, und seit Anfang October trat er mit Nachdruck dafür ein. Indem er aber die Idee, in der sich das Einheitsstreben der Nation seit Jahrzehnten gegipfelt hatte, in seine Politik aufnahm, brach er ihr die Spitze ab, die ihr die Patrioten gegeben hatten: weniger für die Einheit des deutschen Volkes, als für die Einigkeit der deutschen Fürstenhäuser wurde in seinen Händen die Krone das Symbol; er setzte die neue Würde lediglich an die Stelle des über Süddeutschland erweiterten Bundespräsidiums, und räumte, indem er sie nur als einen höheren Titel gelten, das Wesen des Bundes aber bestehen ließ, den übrigen Bundesgliedern sogar eine noch freiere Stellung ein, als sie einem präsidirenden König gegenüber gehabt hätten, oder machte ihnen jedenfalls die Anerkennung des führenden Hauses leichter; während auf der anderen Seite der öffentlichen Meinung immerhin eine Genugthuung gewährt und ein Theil der nationalen Wünsche erfüllt wurde.

Zugleich aber unterließ er doch nicht, es den baierischen Freunden fühlbar zu machen, daß Norddeutschland nicht allein auf sie angewiesen wäre. Am 14. October konnte er bereits an Werthern nach München telegraphiren, daß er von Mittnacht und Suckow das Anerbieten bekommen und angenommen habe, behufs weiterer Besprechungen nach Versailles zu kommen; er stelle Baiern anheim, entweder daran theil zu nehmen oder Staatsminister Delbrück's Rückkehr nach München abzuwarten. In denselben Tagen sprach man in Versailles wieder davon, einen Fürstencongreß im Hauptquartier zu versammeln, diesmal aber, wie es scheint, ohne eine vorhergehende Zusammenkunft König Wilhelm's und König Ludwig's zu erwähnen. Daß Baden alles unterschreiben würde, was Preußen dictire, war gewiß. Aber auch auf Hessen war kein Verlaß; am 20. October berichtete Herr v. Perglas aus Berlin, der hessische Gesandte, Herr Hofmann, habe ihm gesprächsweise mitgetheilt, daß er im Auftrage seiner Regierung vor einigen Tagen dem Präsidium des Norddeutschen Bundes die Bereitwilligkeit seiner Regierung eröffnet habe, an den Verhandlungen theil zu nehmen, welche auf Grund der Besprechungen in München den Eintritt der süddeutschen Staaten und Südhessens in einen erweiterten Norddeutschen Bund zum Ziel hätten. Als dies Schreiben in München eintraf, war Graf Bray mit dem Kriegsminister Freiherrn v. Pranckh und dem Justizminister v. Lutz schon unterwegs; die Abreise war so rasch erfolgt, daß die Herren noch gleichzeitig mit den Württembergern in Versailles eintrafen. Was blieb ihnen auch anders übrig? Nichts erschien ihnen schlimmer als die Isolirung, die den ganzen Schwall der nationalen Agitation auf Baiern gelenkt haben würde. Schon war dieselbe, zumal in München, stärker geworden, und steigerte sich noch in den folgenden Wochen; nicht bloß in der Presse, sondern auch in öffentlichen Versammlungen und scharfen Erklärungen der Bezirksvereine und Gemeindebevollmächtigten machte sie sich Luft. Die Berliner Zeitungen begannen sich gegen König Ludwig persönlich zu wenden; und wenn auch die Norddeutsche Zeitung solche Angriffe scharf abwies, so unterließ doch auch B. nicht, Herrn von Bray gleich beim Empfang in Versailles zu bemerken, daß die Verleihung des Kaisertitels an den Präsidenten des neuen Bundes seitens der Fürsten — an ihrer Spitze der König von Baiern — wünschenswerth sei, weil sonst der Reichstag, der zum November ausgeschrieben war, die den Fürsten zugedachte Rolle zu der seinigen machen würde; daß die Führer der mit B. verbündeten Parteien, Blanckenburg, Friedenthal und Bennigsen in Versailles erschienen, gab dieser Aeußerung einen gewissen Nach-

druck. Und dazu nun die Furcht, daß die kleineren Höfe Baiern den Rang ablaufen und sich die Vortheile sichern könnten, die man selber verscherze. So reifte allmählich in den Vertretern Baierns zu Versailles, und dann auch in München und Hohenschwangau die Erkenntniß, daß auch dem Hause Wittelsbach nichts anderes übrig bleibe, als in den Bund, in dem Preußen dominirte, einzutreten. Eine Intrigue, die vielleicht in den Kreisen der Königin Olga eingefädelt war und Anfang November Württemberg auf Baierns Seite zu führen drohte, endete resultatlos; und als nun Badens edler Fürst, seine eigenen Wünsche zurückstellend und persönlich herbeieilend, aufs wärmste für Bismarck's Politik eintrat, und dann auch Hessen seinen Eintritt vollzog, so gab sich auch Baiern mit den Concessionen, die ihm B. bewilligte, zufrieden. Am 23. November konnte B. im Kreise seiner Tischgenossen frohaufathmend verkünden, daß das Reich gebaut sei und der Kaiser auch.

Was noch kam, kann nur als eine Reihe von Nachspielen bezeichnet werden: die Reise des Grafen Holnstein nach Hohenschwangau und die Bestätigung der Verträge und der Kaiserwürde durch den Norddeutschen Reichstag, die Kaiserfahrt seiner Deputirten unter Präsident Simson nach Versailles, und endlich das langwierigste von allen, die bis an den Morgen des 18. Januar fortgeführten Kämpfe, um König Wilhelm zur Annahme des neuen Titels und zur Proclamation des Deutschen Reiches in dem Schlosse Ludwig's XIV. zu bewegen.

Es war ganz und gar das Werk des Einen. Wie B. den Norddeutschen Bund allein geschaffen hatte, so konnte er sich auch mit vollem Recht als den Schöpfer von Kaiser und Reich bezeichnen. Der „große Zauberer“, wie ihn Roon in dieser Zeit zu nennen pflegte, hatte es verstanden, die Kreise so zu ziehen, daß jeder, der mit ihnen in Berührung gekommen, in sie einzutreten gezwungen war. Es war wieder die Diagonale aus den sich bekämpfenden Kräften, aber sie hielt sich genau auf der Linie seiner Lebensbahn; es war die organische Fortbildung der Politik, in die er hineingewachsen, und die mit seinem eigensten Wollen und Empfinden innerlichst verbunden und verkettet war.

Recht zufrieden war in dem Moment kaum eine der Parteien, die B. zusammen gebracht hatte: aber eine jede hatte doch etwas von dem, was sie gewollt, erreicht oder behauptet. Der Kronprinz äußerte sich in herbem Spott über das „kunstvoll gefertigte Chaos“, das der Baumeister des neuen Deutschlands geschaffen habe: aber daß fortan der Glanz der Kaiserkrone auf seinem Hause ruhen werde, und daß, wie er mit romantischem Empfinden sagte, ein an Haupt und Gliedern reformirtes Reich unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen, aber befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, aus sechzigjähriger Nacht emporsteige, erfüllte ihn dennoch mit Freude und persönlicher Genugthuung; dankbar drückte er, als die Entscheidung gefallen war, dem alten Gegner die Hand. Wer war weiter von seinen ursprünglichen Grundlagen abgedrängt worden als diejenigen unter den Liberalen, die seit dem deutschen Kriege in der Gefolgschaft des Kanzlers waren? In dem Reichstage mußten sie Ja und Amen zu den Verträgen sagen, die ihren eigentlichen Idealen ins Gesicht schlugen; ihre Freunde im Süden, mit denen sie soeben noch an der Aufrichtung ihres Bundesstaates gearbeitet, hatten sie beschworen, von jedem Widerspruch abzusehen; und es war eine weltgeschichtliche Ironie, daß der Mann, der vor 21 Jahren dem verstorbenen König die Krone von Volkes Gnaden dargebracht hatte, jetzt dazu ausersehen ward, um die von den Fürsten schon übertragene Würde dem Monarchen noch einmal zu präsentiren, der seine eigene Krone gerade im Kampfe gegen jene Ideale

behauptet hatte. Aber sie theilten damit nur das Schicksal, dem ein Jeder erlag, der mit B. zum Frieden kam. Wer sich nicht in unfruchtbarer Negation verlieren wollte, mußte dem Bahnbrecher auf seiner Straße folgen. Nur im Anschluß an ihn und die Macht, die er vertrat, war es überhaupt noch möglich vorwärts zu kommen. Und vorwärts war der Liberalismus immerhin gekommen. Auch B. war den alten Gegnern näher getreten, und er war auch ferner bereit, mit ihnen zu pactiren. Freilich die Souveränität des Volkes, die entscheidende Gewalt des Parlaments hatten die Liberalen drangeben müssen; aber wenn nicht auf die Gegenwart, so mochten sie doch auf die Zukunft bauen, die unter ihrem prinzlichen Führer ihnen zu gehören schien. Ganz erschrocken waren die Altpreußen, als sie von dem Ausgang der Verhandlungen hörten, von dem „kopflosen Eintritt“ der Südstaaten, wie Blanckenburg nach der Heimkehr klagend schrieb. Sie hatten, ähnlich wie im Sommer 1866, gehofft, den Sieg über die Feinde Deutschlands für ihre Partei ausnutzen zu können, um eine „stramme und straffe Centralgewalt“ über Heer, Zoll, Handel und Diplomatie aufzurichten und die Competenz des Reichstages wieder zu beschneiden. Statt dessen schien ihnen die Summe der Gewalt, vor allem das Heer selbst an die Majorität eines Reichstages ausgeliefert zu sein, der durch die liberale Fluth aus dem Süden unrettbar „verlaskert“ werden müßte; sie fühlten den Boden unter ihren Füßen schwanken. Aber auch sie gaben bereits zu, daß das Kaiserthum für den Süden nicht zu entbehren und im Gegensatz zu der Königsidee der Professoren ein „deutsch-conservativer Gedanke“ sei; und sie konnten sich doch sagen, daß, so lange B. und der König im Regimente seien, die Gefahr, von der Omnipotenz des Reichstages erdrückt zu werden, nicht allzu dringlich sein würde. Niemand war über die neue Würde unglücklicher als derjenige, dem sie Volk und Fürsten Deutschlands in nie gesehener Einmüthigkeit übertrugen, und auf dessen ehrwürdigem Haupt sie noch lange Jahre in ihrem schönsten Glanze strahlen sollte; nur der unentrinnbaren Nothwendigkeit, und nach bittern Seelenkämpfen, beugte sich König Wilhelm. Aber auch ihm bewegte es das Herz, als Eduard Simson im Namen des deutschen Volkes zu ihm sprach und als später am 18. Januar sein fürstlicher Schwiegersohn vor den siegreichen Fahnen das erste Kaiserhoch ausbrachte.

In Wahrheit vernichtete die deutsche Krone, wie hell sie glänzen mochte, die Hohenzollernkrone nicht, sondern hob sie vielmehr zu neuer Bedeutung. Das Gold, welches dem neuen Glanze Wahrheit verlieh, war noch das alte, echte Gold der Preußenkrone: die Macht Preußens und die Eigenart seiner Monarchie blieben gewahrt, wie selbstherrlich auch die neuen Elemente sein mochten, die mit ihm in Verbindung traten. Nur, weil er die Macht seines alten Staates auch in den neuen Formen gewahrt sah, hatte B. diese zugegeben oder sie selbst erdacht und geschaffen. Er blieb auch in dem neuen Reiche, der er immer gewesen, der Mann seines Königs, auf dem Boden, dem er entstammte, und auf dem er bereits vier Jahre zuvor die Grundpfeiler des neuen Deutschlands errichtet hatte. Wie er einst in Baden-Baden seinem Könige das Bild eines zukünftigen Deutschlands gezeigt hatte, so war es jetzt gestaltet. In zwei Lagern war die nationale Macht gesammelt: in dem einen das Altgewohnte, die territorialen Gebilde, welche sich aus dem Chaos des alten Reiches durch so viele Revolutionen hindurch gerettet hatten; in dem andern die Elemente des neuen Zeitalters, die unter dem Andrang der fremden Weltmächte aus dem Schoße der Nation geborenen, nach Luft und Licht verlangenden Kräfte. Unter diese sollte sich Jedermann beugen, Preußen so gut wie Baiern oder Lippe-Detmold, Regierende und Regierte: alles, was die Macht und die Wohlfahrt des Ganzen förderte, die Zukunft der Nation ver-

bürgte, Waffen und Politik, Recht und Rechtsgang, und die nationale Wirtschaft vor allem sollte nach Bismarck's Willen einheitlich gebildet, im übrigen aber erhalten bleiben, was im Laufe der Jahrhunderte erwachsen und in eigenen Machtkreisen selbständig sich entwickelt hatte. Er, der vier Jahre zuvor mit den deutschen Gegnern, gleichviel ob König oder Kurfürst, Herzog oder Republik, rücksichtslos aufgeräumt hatte, nahm nach dem größten aller Siege Preußens kein Dorf mehr für seinen König in Anspruch. Wunderbarer Tact, das Positive der Macht zu begreifen! Darum diese Gleichgültigkeit Allem, was bloße Form war, gegenüber, diese Bereitwilligkeit, den Bundesgenossen solche Embleme und Rechte zu lassen, die ihrer Selbstherrlichkeit einen sanften Schein verliehen, ohne die Macht des Ganzen in ihrem Wesen zu verletzen. Wo es aber galt neue Klammern für das Reich im Krieg und Frieden zu schaffen, da war B. immer zu finden; wie Vieles, was ihm besonders am Herzen lag, ist unausgeführt geblieben!

Denn allzu tief waren doch die dem nationalen Staate feindseligen Elemente in die politischen wie die socialen Ordnungen eingesenkt und in der Seele des Volkes selbst zu fest verankert, als daß der Sturm des großen Jahres sie hätte herausreißen können. Schon waren sie in der Sammlung begriffen; gerade der Sieg der Gegner, die Nöthigung, sich zu wehren, und die Hoffnung, Raum unter den neuen Formen für sich selbst zu gewinnen, lockte sie hervor.

Kulturkampf; Bund und Bruch mit den Liberalen.

Das Erworbene im Frieden auszubauen, war auch im neuen Reich der Wille Kaiser Wilhelm's und seines Kanzlers, und die Aufgabe, die sie der geeinigten Nation stellten. So gelobte es der sieggekrönte Herrscher in der Kaiserproclamation von Versailles, und so verkündigte er es im März bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages. Und von Außen her blieb der Friede gewahrt. Zu scharf hatten die Hiebe des deutschen Schwerts gesessen, als daß die Besiegten es hätten wagen dürfen, noch einmal auf den Plan zu treten; und wie die Stimme des Propheten in der Wüste war es, als Pio Nono von dem Steinchen sprach, das sich vielleicht bald von dem Gipfel lösen und die Füße des Colosses zertrümmern werde. Aber im Innern, aus der Nation selbst, die soeben einmüthig gegen den Erbfeind des deutschen Namens ausgezogen war, erhoben sich die Geister des Zwiespalts. Eine Opposition bildete sich aus, so stürmisch im Angriff, so unerschütterlich in der Vertheidigung, und so grundsätzlich in ihrer Feindschaft gegen das Neugeschaffene, daß alle Gegner, die B. bisher auf seinen Wegen gefunden hatte, davor zurücktraten. Sie war ihrerseits wieder in zwei Lager gespalten, die nach Ursprung, Ziel und Charakter weit auseinander wichen; aber der gemeinsame Haß gegen das neue Reich und die Internationalität ihrer Politik überbrückten diese Kluft, und sie mochten um die Palme streiten, wer von ihnen es in der Reichsfeindschaft dem andern zuvorthue. Auch hingen sie in der Wurzel doch enger zusammen, als ihre Programme es anzeigten; wie denn der neue Führer der Socialdemokraten, August Bebel aus Cöln, als Agitator der katholischen Gesellenvereine emporgekommen war. Sie zogen beide ihre stärksten Kräfte aus der Masse; die Leidenschaften, die in der Tiefe geschlummert hatten, wurden durch sie ans Licht gebracht; sie waren demokratische Bildungen, und demagogisch die Waffen, die sie benutzten; darum kam auch das Wahlrecht, das von der

Demokratie geschaffen war, beiden zu Statten. Von Anfang an respectirten sie, wenn sie sich nicht direct verbündeten, gegenseitig ihren Besitzstand.

Zuerst und am besten gerüstet erschienen die Clericalen auf dem Kampfplatz. Sie waren, wie ihr verschmitzter Führer, der Advocatus Ecclesiae von Meppen später von sich selbst ausgesagt hat, in der That am frühesten aufgestanden. Während Deutschlands beste Söhne noch in Frankreich kämpften, unmittelbar nach den großen Siegen über das Napoleonische Kaiserreich, zur Zeit, da B. die Fundamente des neuen Reiches legte, sammelte sich daheim ihr Heerbann; als im März der Reichstag zusammenkam, traten sie mit einem festgeschlossenen Fähnlein von 57 Abgeordneten in denselben ein: an ihrer Spitze neben Reichensperger und Mallinckrodt der alte Welfenminister und der preußische Diplomat, der im Juni 1866 dem deutschen Bunde und seiner katholischen Vormacht den Fehdebrief ausgeliefert hatte, der Jugendfreund Bismarck's, Charles Savigny, in dessen Adern das Hugenottenblut seines Vaters sich mit dem katholisch-romantischen Blute der Brentanos mischte, und den nun gekränkter Ehrgeiz den Todfeinden seines Vaterlandes in die Arme trieb. Sie waren aus den verschiedensten Elementen gebildet, zum Theil solchen, die in dem ganzen Verlauf der deutschen Geschichte sich niemals berührt hatten: Polen und Welfen, Preußen und Rheinbündler, Feudale und Demokraten waren in ihrer Fraction vereinigt oder ihr verbündet; aber der gemeinsame Haß gegen das neue Reich kittete sie fester zusammen als jede Partei, die auf nationalem Boden stand. Es waren die Besiegten, die Unterworfenen, die sich um das Banner der streitenden Kirche scharten, welche, wie B. schon in Frankfurt geschrieben hatte, „Preußen bis auf seine Existenz als ketzerischen Mißbrauch bekämpfte“. Ihre Programme waren so nichtssagend und in allen Farben schillernd, daß auch andere Parteien sich dazu hätten bekennen können; gerade die nationalen und liberalen Schlagworte eigneten sie sich an, und behaupteten dennoch, daß die conservativen Interessen bei ihnen besondere Pflege fänden. Ja sie verleugneten den Namen selbst, den ihnen alle Welt gab, und das Ziel, dem sie mit allen Kräften zustrebten: „Wir sind nicht confessionell“, erklärte ihr Führer im Reichstage.

B. kannte den Geist, der ihm hier den Weg vertrat, aus dem Grunde, er hatte ihn schon in Frankfurt, damals dem Hauptquartier der Ultramontanen, studirt, und niemand wußte besser als er, wie tief die Kluft war, die sich von neuem aufthat. Dennoch hatte er niemals daran gedacht, die Kämpfe des confessionellen Zeitalters zu erneuern; sein Rath war stets gewesen, zwar jedes unnöthige Entgegenkommen zu vermeiden und nie den Eindruck der Hülfsbedürftigkeit zu machen, sonst aber innerhalb der Bollwerke des Staates den Angriff abzuwarten, mit dem unbedingten Entschluß, jeden Zollbreit des Besitzes auch anscheinend billigen Forderungen gegenüber zu vertheidigen.

Bisher war der Friede durch die Haltung des Clericalismus noch immer möglich geblieben. Unter dem sanften Scepter Friedrich Wilhelm's hatte die streitende Kirche den Staat Friedrich's des Großen schließlich in Ruhe gelassen; sie hatte ja Ursache genug, mit dem Regiment des romantischen Königs zufrieden zu sein. Aber auch in der neuen Aera war ihr Verhältniß zu der Regierung im wesentlichen ungetrübt geblieben: die Liberalen hatten, wie sehr sie sich des Gegensatzes gegen den Romanismus bewußt sein mochten, doch zu viel Selbstvertrauen, um ihn zu fürchten, und überdies lagen ihrer eigenen Politik Tendenzen zu Grunde, die der römischen Kirche nicht schädlich waren; und noch mehr fanden die Clericalen im Conflict ihre Rechnung, mochten sie sich nun zu der Linken oder, wie die Reichensperger, mehr an der Seite des Thrones halten. Das Jahr 1866 brachte auch hier die Wendung

Der Zusammenbruch der Vormacht des katholischen Deutschlands ward in den ultramontanen Kreisen mit Recht als die schwerste Niederlage empfunden. Aber in den Jahren, da sich der Kampf mit Frankreich vorbereitete und der Einheitsdrang der Nation unhemmbar dem nahen Ziele zustrebte, standen die Sterne für sie nicht günstig: der ghibellinische Geist, der durch Deutschland ging, drohte in die Kirche selbst einzubrechen; alte Vorkämpfer der Partei wurden von ihm ergriffen, sogar in den Domcapiteln und den Facultäten schien eine Strömung einsetzen zu wollen, die von Rom hinweg lenkte. B. widerstand dennoch der Versuchung, den Gang des Concils, in dem der Papst die entgegengesetzten Elemente seiner Kirche zum Siege führen wollte, zu beeinflussen; er wies den Antrag des Grafen Harry von Arnim, bevollmächtigte Vertreter der Regierungen nach Rom zu entsenden, zurück. Und nicht bloß, weil er die Maßregel für unpraktisch und nutzlos ansah, sondern weil eine solche Einmischung in das Leben der Kirche dem protestantischen Charakter Preußens selbst widerspräche. Nur wenn man in Rom bindende Normen über das Verhältniß von Staat und Kirche aufstellen würde, ohne den bei diesen Dingen interessirten Staat als gleichberechtigten Factor hinzuzuziehen, oder wenn die deutschen Bischöfe selbst Hülfe suchten, war B. entschlossen und bereit, die Macht des Staates zur Geltung zu bringen. Er vertraute diesmal der Macht der öffentlichen Meinung und dem ausgebildeten Bewußtsein der Nation: von ihnen unterstützt würde die Regierung auf dem Felde der Gesetzgebung die Mittel finden, um jede Krisis zu überwinden, und die gegnerischen Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, welches sich mit dem Staatsleben vertrüge.

Jedoch wagten sich die Bischöfe nicht von ihrem römischen Stamm und Grunde fort, und ihr innerkirchlicher Widerstand zerschellte an der rücksichtslosen Offensive der von den Jesuiten geleiteten Curie: in dem Moment, wo sich Deutschland in den Kampf um seine Freiheit und Größe warf, wurde in Rom das Dogma verkündigt, das dem theokratischen Absolutismus, der an der Tiber seinen Sitz seit Jahrhunderten hatte, die letzte Weihe gab. Sechs Wochen später hatte das Gottesgericht von Sedan für den Ketzerstaat entschieden; auch die zweite Großmacht des Katholicismus war niedergebrochen, und die Vollendung des italienischen Einheitsstaates raubte bald der Kirche den letzten Rest ihres weltlichen Besitzes. Zugleich griffen die antirömischen Stimmungen in dem katholischen Deutschland weiter um sich. Zwar die Bischöfe waren stumm geworden, und machten sich zum Theil bereits zu Executoren des päpstlichen Willens; aber die akademische Welt protestirte um so lauter gegen das neue Dogma, das sie als Verfälschung des alten und echten Katholicismus bezeichnete; Religionslehrer an den katholischen Gymnasien und die Theologen in den Facultäten weigerten sich ihren Bischöfen zu gehorchen, als diese die Anerkennung der neuen Lehre von ihnen forderten, und suchten bei ihren Regierungen Schutz. In Baiern war die Bewegung noch stärker und allgemeiner als in Preußen. Der größte Gelehrte der katholischen Welt, der ein langes Leben der Vertheidigung seiner Kirche gewidmet hatte, Ignaz v. Döllinger, wandte sich von ihr ab und stellte sich an die Spitze ihrer Gegner. „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger", so erklärte er am 28. März, „kann ich diese Lehre nicht annehmen". Ihn traf dafür die Excommunication, aber seine Universität wählte ihn zu ihrem Rector; das Ministerium und König Ludwig selbst bezeugten ihm ihre Sympathie.

B. hoffte bei alledem anfangs noch den Kampf vermeiden zu können. Da sich ihm die deutschen Bischöfe versagten, versuchte er es bei der Curie

selbst; und fast schien es, als ob man in Rom geneigt sein könnte, es mit dem Sieger zu halten. Den Verhandlungen, die Ledochowski Anfang November in Versailles im directen Auftrage Antonelli's geführt hatte, folgte im März ein Glückwunschschreiben des Papstes an den Kaiser, in dem der Hoffnung auf Freundschaft zwischen Reich und Kirche Ausdruck gegeben war. Bei den ersten Debatten im Reichstage, die gleich einen sehr erregten Ton annahmen, hielt sich Bismarck zurück, und denuncierte statt dessen in Rom die neue Oppositionspartei, deren wenig tactvolle Art der antipäpstlichen Bewegung die Sympathien auch solcher Kreise zuführe, denen solche früher fremd gewesen seien — eine Wendung, welche auf die altkatholische Bewegung gehen konnte und jedenfalls so verstanden werden sollte. Und er hatte wirklich die Genugthuung, daß sich der Cardinalstaatssecretär mißbilligend über das schroffe Vorgehen der neuen katholischen Fraction äußerte. Aber die Gegensätze, die hier versöhnt werden sollten, waren viel zu groß, als daß die Diplomatie noch hätte helfen können; und es war doch nicht bloß, wie B. gemeint hatte, Schwäche, wenn die Curie sehr bald die hingestreckte Hand wieder zurückzog: sie folgte dabei ihrem eigenen Interesse und dem Geist und Ziel der Kirche, über die sie herrschte. An der platonischen Freundschaft des neuen Kaiserreiches lag dem Papst und seinen Monsignori nichts; sie dachten nicht daran, Rom zu verlassen und das Asyl in Deutschland, das B. ihnen angeboten hatte, anzunehmen. Sie wollten, wie es Ledochowski schon im November verlangt hatte, vielmehr Hülfe gegen den Räuberkönig, der den heiligen Vater zum Gefangenen im eigenen Hause gemacht hatte. B. war Italien keineswegs freundlich gesinnt, und hatte nach dem, was im Kriege geschehen war, wahrlich keine Veranlassung dazu; daß Rom Italiens Hauptstadt geworden war, lag nicht einmal so sehr im deutschen Interesse. Aber soviel wie die Curie wollte, konnte er nicht bieten; mit den Romfahrten war es unter dem nationalen Kaiserthum allemal zu Ende. Er konnte diese Forderung ebensowenig erfüllen wie die andere, welche die Centrumspartei im Reichstage stellte, die unklaren und schillernden Bestimmungen der preußischen Verfassung über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche auf das Reich zu übertragen: beides widersprach von Grund aus den Principien, auf denen das neue Reich ruhte. Und wie hätte sich Preußens Regierung den Bitten ihrer eigenen Unterthanen entziehen können, sie gegen ihre kirchlichen Oberen in ihrem Gewissen und bei ihren Rechten zu schützen, die zugleich die Rechte ihres Königs waren! Keinen Augenblick hatte sie gezögert, denselben zur Hülfe zu kommen. „Die Staatsregierung ermißt auch die rechtliche Stellung der Professoren der katholischen Theologie lediglich nach den vom Staate selbst errichteten gesetzlichen Bestimmungen", so hieß es in dem Rescript, das der Cultusminister v. Mühler, der selbst alles andere eher war als ein Liberaler, noch vor Ende 1870 den Erlassen des Erzbischofs von Cöln gegen die Bonner Theologen entgegensetzte. Auch in Breslau und Braunsberg trat der Minister für die angefochtenen Lehrer ein: die Schüler sollten den Unterricht, den ihnen ihre Präceptoren böten, annehmen oder die Schule verlassen, da die Entziehung der missio canonica keine staatliche Wirkung habe. Die Summe des Conflicts fand darin bereits ihren Ausdruck.

Mußte nun aber gefochten werden, so war es nicht Bismarck's Art, seinen Gegnern den Vorstreich zu lassen. Schon im April kündigte er in einem Erlaß an Herrn v. Werthern an, daß die aggressive Tendenz der neuen Fraction die Regierung vielleicht zwingen werde, um wirksamer Abwehr willen auch ihrerseits aggressiv gegen die Partei aufzutreten. Im Juni, unmittelbar nach Schluß des Reichstages, schien ihm dieser Moment gekommen. Noch bevor die

Curie aus ihrer Reserve ganz herausgekommen war und Farbe bekannt hatte, ließ er durch die Kreuzzeitung aggressive Maßregeln verkündigen; am 8. Juli, vier Tage nachdem Bischof Krementz von Ermland über den einen der widerspenstigen Lehrer, Professor Wollmann in Braunsberg, die große Excommunication verhängt hatte, erfolgte der erste Schlag, die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium.

Respect vor der öffentlichen Meinung war sonst nicht Bismarck's Stärke, und daß er den Kampf mit ihr nicht scheue, hatte er bewiesen. Aber zu einer regelmäßigen Staatseinrichtung hatte er den Conflict niemals machen wollen; er hatte den Kampf aufgenommen, weil er sein Ziel nicht anders erreichen konnte. Nun, nachdem der Sieg erfochten, rechnete auch er mit den populären Strömungen; eben in dem Reichstage und dem allgemeinen Stimmrecht hatte er ihnen die Organe verliehen. Wollte er also den Kampf führen, so mußte er sich an die parlamentarischen Parteien halten. Wären ihm die Conservativen treu geblieben, so wäre er gewiß mit freudigerem Sinne hineingegangen; er hätte den Boden gehabt, der ihm annehmlich war. Es geschah auch mit Rücksicht auf sie, wenn er zögerte. Und noch im Moment des Bruches rechnete er auf die alten Freunde; in dieser Absicht wählte er die Kreuzzeitung aus, um die Kriegserklärung gegen das Centrum zu bringen. Aber die Partei ließ ihren einstigen Führer im Stich und zwang ihm dadurch geradezu die Allianz oder, wie Roon es nannte, die Mesalliance mit den Liberalen auf.

So begann der Kampf, der die Nation aufs neue bis in ihre Tiefen aufwühlen sollte und die Leidenschaften zu einer bis dahin kaum erhörten Siedehitze, bis zu dem Attentat gegen den nationalen Heros selbst trieb — um schließlich im Sande zu verlaufen. Weshalb ist er gescheitert? Oder ist es nicht wahr, daß B. in ihm seine erste Niederlage erlitten hat? Hat er erreicht, was er wollte? Seinen Willen durchgesetzt? Die staatlichen Bollwerke, gegen welche der Clericalismus anstürmte, behauptet? Oder gar neue hinzu erobert? Die Antwort wird verschieden lauten, je nachdem man fragt, was B. und was die Parteien, die im Kampf miteinander standen, von ihm erwartet haben. Die Führer der nationalen Bewegung, die Liberalen aller Schattirungen stellten sich das Ziel von Anfang an anders als der Reichskanzler. In diesen Kreisen, zumal in der gemäßigt liberalen Gruppe, wo die Wortführer der Nation in ihrem Einheitsringen gestanden hatten, hoffte man jetzt in der That, daß der Niederwerfung der beiden katholischen Weltmächte die Zertrümmerung des römischen Geistes im Vaterlande Martin Luther's folgen würde. Auch unter ihnen wollte niemand den katholischen Landsleuten die Form ihres Gottesdienstes und ihres Glaubens rauben; aber den Geist des deutschen Katholicismus hofften sie umzugestalten, den hohen Ideen wollten sie ihn unterwerfen, die den deutschen Geist seit Jahrhunderten befruchtet und unser Staatsleben ganz durchdrungen hatten. Ihr Einfluß kam zur Geltung in einem Theil der Maigesetze, von dem Schulaufsichtsgesetz ab bis zu der Vorschrift des dreijährigem Studiums der katholischen Theologen auf deutschen Universitäten und ihrer Unterwerfung unter eine Staatsprüfung in den historischen Studien. B. steckte seine Ziele nicht so weit — nicht weil er dem römischen Geiste näher gestanden hätte, sondern weil sie seinem realpolitischen Blicke zu weit ablagen, und auch wohl, weil er fürchtete, daß die liberale Fluth weiter greifen, ihm den eigenen Acker überschwemmen könnte. Er hat in der Folge oft darüber geklagt, daß die liberalen Juristen ihm das Concept verdorben hätten, und seinen Antheil an den Gesetzen fast abgeleugnet. Und man kann zugeben, daß er sich um das Einzelne wenig gekümmert, daß er manches Gesetz erst nachträglich im Zusammenhang studirt und mehr als einen Paragraphen gleich

anfangs als unpraktisch aufgefaßt hat. Aber wir würden ihn ganz verkennen, wenn wir bestreiten wollten, daß er die Richtung angegeben habe, daß, wie Blanckenburg sich ausdrückte, Falk die Pace ging, die B. ihm vorschrieb. Viel zu groß war die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, als daß er sie aus der Hand hätte geben dürfen. Das Einzelne der Gesetze mag von Falk und seinen Räthen ausgearbeitet und vertreten sein: die Ziele steckte ihr Herr und Meister, und vertrat sie mit der ganzen Wucht seines Willens. Einzelne Gesetze hat er, wie seine Alliirten, von Anfang nur als Kampfgesetze betrachtet. Aber auf ein Menschenalter, so verkündigte er auf der Höhe des Conflictes, habe er den Kampf berechnet. Den Frieden faßte er gleich im Beginn ins Auge; aber so, wie er ihn brauchen konnte, als den Frieden mit den Unterworfenen. Und wie auch immer der große Minister sich die Zukunft vorgestellt haben mag, das wird man dennoch sagen dürfen, daß er den Fremdkörper, der sich in seinem Werke eingenistet hatte, aus dem Wege räumen, daß er die Fraction, die mit der preußischen Staatsidee wie mit dem Princip des neuen Reiches selbst stärker als jede andere Partei contrastirte, hat zerbrechen wollen. Daß die Zeit kommen würde, wo gerade sie die ausschlaggebende Macht in der nationalen Politik besitzen, ja auch nur, daß er noch einmal mit ihr werde pactiren müssen, hat er sicherlich nicht erwartet, als er den nationalen Genius zum Kampfe gegen sie aufrief.

Es dauerte aber nicht lange, bis er einsehen mußte, in welche Mühsal er sich verstrickt hatte. Die Hirten der katholischen Heerde, eine Reihe von Bischöfen, viele Hunderte von Pfarrern wurden abgesetzt oder wanderten ins Gefängniß; ihre Kanzeln blieben leer, ihre Gläubigen verwaist, und immer höher schwoll die Fluth des Hasses und der Anklagen empor gegen die „diocletianische" Verfolgung der Kirche. Und Gesetz hing sich an Gesetz. Immer tiefer drang die politische Gewalt in das Gefüge der katholischen Kirche, Dogma, Cultus und Verfassung hinein — und immer trotziger, unbeugsamer wurde die Kraft, auf die sie stieß. Was nutzte es, tausendmal zu wiederholen, daß Regierung und Majorität des Reichstages den Glauben nicht antasten wollten, daß die katholischen Unterthanen dem Herzen des Kaisers so nahe ständen wie die evangelischen, daß sein Kanzler nichts als das Recht des Staates, sich die Grenze selbst zu setzen, behaupten, gegen willkürlich begonnene Angriffe ihn sichern wolle? Es war keine Toleranz mehr, war es nie gewesen, konnte es garnicht sein. Es war der innere Widerspruch zwischen der politischen Gewalt, die Deutschland geeinigt, und der römisch-katholischen Ideenwelt, die ihr unterthan geworden war, der mit elementarer Kraft hervorbrach: der Geist der Gegenreformation war lebendig geblieben in unserem Volk, und er war es, der sich aufbäumte gegen den Ketzerstaat, den die Waffen zum Sieger gemacht, und der nun der Nation seinen Geist mittheilen wollte. Immer deutlicher trat der protestantische Charakter des Kampfes ans Licht. Darauf eben kam es an: ob der Geist der Reformation, wie er in der Macht und Cultur des neuen Deutschlands Wesen gewonnen hatte, über den römischen Geist in unserem Volke triumphiren sollte. Die Staatsgewalt hätte so unbarmherzig sein müssen, wie die Bischöfe und ihre Pfarrer es waren, die ihre Sprengel lieber verwaisen ließen, statt sich zu unterwerfen, alle Gefahren für die Seelen und die öffentliche Ordnung duldeten, ja heraufbeschworen, die Revolution anriefen und den Untergang des Kolosses prophezeiten. Was kümmerte die Kirche der Staat dieser Welt und seine Angelegenheiten! Also hätten auch Regierung und Parlament, wollten sie siegen, sich des evangelischen Charakters ihrer Gewalt ganz und gar bewußt werden, und im Namen Gottes,

wie die Väter, das Papstthum ausfegen, den Kampf gegen Rom als den Erbfeind des evangelischen Glaubens durchführen müssen.

Durften sie das? War das nicht wieder ein Bruch mit den Principien, auf denen der moderne Staat ruhte? Verletzte er nicht schon jetzt tausendfach die Freiheit der Gewissen, die er als den Kern der Reformation und die sittliche Basis seiner Macht anrief? Hatte er ein Recht darauf, gegenüber dem Unglauben und der Skepsis der modernen Welt, den Mächten der Zerstörung, welche die evangelische Kirche selbst von allen Seiten umrauschten, für die Principien des 16. Jahrhunderts einzutreten? Bestanden diese überhaupt noch zu Recht? Hatten sie die Kraft der Existenz und die Energie der Ueberzeugung, die den Sieg verspricht, für sich? Oder mußten nicht gerade mit dem fortschreitenden Sturm die negirenden Elemente aus dem Boden emporsteigen und das, was Millionen in dem eignen Lager bekannten, voran der Kaiser selbst und seine Gemahlin, umdrängen und zerstören?

Und je weiter der „verwegene Steuermann“, wie Roon in unwilliger Resignation sagte, vordrang, desto mehr bröckelte Alles um ihn her, was ihn einst gehalten hatte. Schon im December 1872 schrieb B. an Roon, um ihn im Dienste zu halten, fast verzweifelnd über sein Gewerbe, das ein solches sei, in dem man viele Feinde gewinne, aber keine neuen Freunde — „sondern die alten verliert, wenn man es zehn Jahre lang ehrlich und furchtlos treibt“. Es waren die Freunde aus den Jahren, da er entladen gewesen war von allem Qualm der Politik, die Schildhalter in seinen ersten Waffengängen als Minister, die alten Glaubensgenossen, Männer wie Kleist und Blanckenburg und der alte Thadden, die sich nun den längst Abgefallenen, einem Gerlach und Senfft-Pilsach zugesellten. Den Kriegsminister gelang es noch einmal auf kurze Zeit festzuhalten, derselbe ließ sich sogar bestimmen, den Vorsitz im Ministerium zu übernehmen, nicht bloß um den Kanzler zu entlasten, sondern um der Regierung das conservative Gepräge zu erhalten. Aber vergebens warb B. um Blanckenburg; zweimal, Ende 1872 und wieder ein Jahr darauf, lehnte dieser ab, vor allem doch, weil er die liberalisirende Politik nicht mitmachen wollte. „Bismarck“, so schrieb er im November 1875 an Roon, „hat in Pommern jede Brücke, die ich noch wieder hätte bauen können, abgebrochen“. Es war der preußische Particularismus, der aus diesen Worten sprach, der „junkerliche Geist“, dem die deutsche Idee immer fremd und unheimlich gewesen war. Zugleich war in diesen Kreisen eine Religiosität heimisch, welche mit dem Christenthum der katholischen Fronde fast mehr Fühlung hatte als mit dem der antirömischen Parteien; durch die Bekämpfung der katholischen Kirche hielten sie ihren eigenen Glauben, alle festen Ueberlieferungen für erschüttert; ein Zeitalter des völligen Unglaubens und anarchischer Zerrüttung sahen sie im Anzuge. Auch den treuesten Gefährten des Kanzlers, Roon und dem Kaiser selbst wurde schwül zu Muth. In der Umgebung des kaiserlichen Herren wurden wieder alle dem Kanzler feindseligen Stimmen laut. Die Kaiserin, einst die Patronin der liberalen Interessen, war jetzt im katholisirenden Fahrwasser, ihr Freund der Bischof, der am allerschroffsten der Regierung entgegengetreten war. Am kronprinzlichen Hoflager wehte zwar ein freierer Geist; man fühlte dort wie die liberalen Freunde: aber dem führenden Staatsmann blieb man ungeneigt. Dazu nun das quälende Leiden, welches seit dem schlimmen Herbst in Putbus von B. nie ganz gewichen und ihn mit einer durch die Regellosigkeit seiner Lebensführung sich steigernden Gewalt heimsuchte. Immer länger wurden die Zeiten, in denen er sich in der Einsamkeit von Varzin verbarg. Aber die Geschäfte folgten ihm auch dorthin, und vor allem er selbst war doch immer bedacht, die Hand über den Karten zu halten;

wie oft ihn die Sehnsucht überkommen mochte, die ganze Last von sich zu werfen, er blieb an sein Amt geschmiedet; er mußte sein prometheisches Schicksal weiter tragen: das Werk, das er geschaffen hatte, verlangte seinen Meister.

Von der anderen Seite aber gingen die liberalen Alliirten darauf aus, die Woge, die sie emporgebracht, für sich selbst zu benutzen. Auch sie gehörten zu den Besiegten, aber schon die Niederwerfung Oesterreichs, und wie viel mehr die Glorie von 1870 war ihnen mehr als jeder anderen Richtung zum Guten ausgeschlagen. Ihre Kräfte lagen besonders in den neuen Provinzen Preußens und in den Bundesstaaten; von dort her kamen ihre glänzendsten Führer, und die idealen Tendenzen, welche in den nationalen Siegen triumphirt hatten, die in ihren Programmen von jeher verkündigt waren, beherrschten noch immer die Massen der Wähler. In den Wahlen zu den beiden ersten Reichstagen kam es zum Ausdruck. Das Centrum selbst gelangte zwar im zweiten Reichstag weit über seine frühere Ziffer hinaus; aber erst nach seinem Siege hat es die Zahl erreicht, die es seitdem behauptete. Die Socialdemokraten waren im Parlament zunächst nur ein kleines Häuflein, Elsaß-Lothringen unvertreten, und auch der Polen waren es weniger als später. Die Nationalliberalen hatten eine überwältigende Majorität. Noch immer war in ihren Programmen ein Rest der achtundvierziger Ideale; Reichsministerium und Wahrung der Volksrechte, Ausbau der parlamentarischen Gewalt, wie in den Einzelstaaten, so im Reiche waren ihre Ziele geblieben; sie wollten den Kanzler unterstützen, aber ihn zugleich in ihre Richtung zwingen. Bei jeder Gelegenheit ließen sie ihn den Zwiespalt und ihre Macht fühlen. Die Reibungen begannen schon wieder unmittelbar nach dem Kriege. Im Sommer 1873 kam es zu einem heftigen Zusammenstoß, als Lasker, der Wortgewandte, bei der Debatte über das Militärgesetz von Volksrechten, die zu wahren seien, sprach. Es war der alte Gegensatz, den die Parteidoctrin Jahrzehnte hindurch fast als die Basis ihres Glaubens betrachtet hatte. Der ganze Conflict zwischen dieser Lehre und Bismarck's Machtidee kam in der Antwort zu Tage, die der Kanzler auf diese „deklamatorische Abschweifung“ gab. „Das sind“, so rief er unter stürmischen Protesten der Angegriffenen, „Reden aus vergangener Zeit, die ich berechtigt bin declamatorisch zu nennen.“

B. war, wie immer, bereit, die Dienste der Gemäßigtliberalen anzunehmen. Auch hatten sie ihm, soweit seine Pläne mit ihren unitarischen Zielen übereinstimmten, wie z. B. in der Gewerbeordnung oder in der Geld- und Münzreform, mit Hingebung geholfen. Aber je weiter man darin gelangte, um so eher konnte B. Alliirte entbehren, die ihre Dienste so ungern umsonst thaten. 1874, bei der großen Militärdebatte, war man, wie Blanckenburg frohlockend an Roon schrieb, bereits kurz vor dem „Zusammenknall“. Es gelang noch einmal, den Riß zu verkleben, durch das Compromiß, das die Stärke der Armee auf sieben Jahre festlegte; aber das Bündniß war bereits weit gelockert, und jede Annäherung der früheren Freunde begrüßte B. ganz offen. So, als die neu-conservative Gruppe, die sich gebildet hatte, im April 1875 für das Sperrgesetz eintrat: „Es ist das“, erklärte der Kanzler, „eine Brücke für mich, um alte Beziehungen wieder anzuknüpfen.“ „Bismarck will los von den Liberalen“, so meldete im Herbst darauf Blanckenburg an Roon. Gerade in diesen Jahren war der Culturkampf auf der Höhe und nahm der Zwist Bismarck's mit den alten Freunden die schlimmsten Formen an. Es waren die Zeiten des Arnim-Processes und der Declarantenpresse; mit niedrigen Schmähungen, mit gemeinen Verdächtigungen, in einer Weise wie die liberalen Parteien es zu keiner Zeit gethan, führten die haßerfüllten Neider und die von ihm Geschädigten mit dem ihnen zu mächtig Gewordenen den Kampf. Aber

merkwürdig genug, als sich der Staub und Schmutz, der dabei aufgewirbelt war, gelegt hatte, war das Gros der conservativen Gegner nahezu bei Bismarck. Im Mai 1876 nahm Delbrück seinen Abschied. Seit dem Juni trat die Norddeutsche Allgemeine Zeitung nachdrücklich für die conservative Richtung ein; im Juli kam das Programm der deutsch-conservativen Fraction heraus: der preußische Particularismus war überwunden Gleich die nächsten Wahlen brachten den Lohn: im Januar 1877 zogen 35 Conservative in den Reichstag, 13 mehr als in der vorigen Periode; die Freiconservativen waren um fünf Mitglieder vermehrt, die Nationalliberalen um 25 vermindert. Ihnen hatte schon die Socialdemokratie ihre Sitze streitig gemacht; ein volles Dutzend stark nahmen deren Führer in der nationalen Vertretung Platz. Im Februar constituirte sich die deutsch-conservative Partei, und B. hieß sie freudig willkommen.

Dazu kam nun die neue Wirthschaftspolitik, mit deren Programm B. 1878 hervorkam. Auch sie hatte ihre Schatten lange vorausgeworfen, und der Druck, den die Krisen in der Industrie und die Noth der Landwirthschaft hervorgerufen hatten, hat gewiß auf die Entschließungen Bismarck's eingewirkt; aber das entscheidende Gewicht kommt auch ihm nicht zu. Hatte sich auch die Freihandelstheorie nach dem englischen Vorbilde und vorzugsweise in liberalen Kreisen ausgebildet, so hatte sie doch bisher die Parteien nicht geschieden, und gerade die industriell mächtigsten Kreise, die jetzt nach dem Schutzzoll riefen, waren durch die Nationalliberalen vertreten. Freilich hatte Windthorst das Glück, seinen Heerbann aus industriellen und agrarischen Provinzen zu vereinigen, und die protestantisch-agrarischen Wahlkreise, auf welche B. rechnete, als er seinen großen Schlachtruf, Schutz der gesammten nationalen Production, der Industrie und der Landwirthschaft, erhob, waren gerade in den Händen der Conservativen; ohne Frage hat diese Erwägung mitgewirkt, als er jenes Programm aufstellte. Dennoch machte er, nach seiner Gewohnheit, bevor er sich entschied, noch einmal den Versuch, auf dem Wege des Compromisses sein Ziel zu erreichen: er berief das Haupt der nationalliberalen Partei, Rudolf von Bennigsen, nach Varzin und bot ihm einen Sitz im Ministerium an. Die Verhandlung darüber stellte er auf den wirthschaftlichen Boden; ohne seine eigenen Absichten näher zu entwickeln, ließ er sich von seinem Gast mittheilen, wieviel neue Steuern und in welcher Form die Liberalen sie bewilligen wollten; von dem Tabacksmonopol ist nach der bestimmten Versicherung Bennigsen's garnicht gesprochen worden, wohl aber von einer erheblich höheren Besteuerung des Tabacks. Bennigsen gab bereitwillig Auskunft und erklärte sich über Tabacks-, Einkommen- und Klassensteuer so, daß ihm selbst eine Verständigung erreicht oder erreichbar schien. Aber er begnügte sich nicht damit, die Frage in den engen Rahmen zu spannen, der B. genehm war: er erklärte, daß er allein nicht in die Regierung eintreten würde, sondern die Herren v. Forckenbeck und v. Stauffenberg als Collegen haben müßte, weil, so war sein Hauptargument, sonst die Absicht, eine feste Reichs- und preußische Regierung, gestützt auf eine sichere, nachhaltig vorhandene, große Mehrheit des Reichstages und Preußischen Abgeordnetenhauses herzustellen, nicht erreicht werden könne. Der Eintritt Bennigsen's wäre B. damals ohne Frage sehr nach dem Sinne gewesen; wie er es auch in seinen Erinnerungen erzählt: „Er hätte den aufrichtigen Wunsch", so habe er zu seinem Gast gesprochen, „ihn zu überreden, daß er zu ihm in das Schiff springe und ihm bei dem Steuern helfe; er läge am Landungsplatz und wartete auf sein Einsteigen." Aber für die mehr linksstehenden Führer der Partei hatte B. in seinem Schiffe keinen Platz; und auch Bennigsen mochte fürchten, mehr beim Segelstellen als beim Steuern verwendet zu werden. Der Eine wollte die Partei sich unterwerfen

und die Gruppe um Lasker abspalten, der Andere ihre Einheit behaupten und ihre Macht verstärken. Bennigsen, der zweimal in Varzin war, im Sommer 1877 und am Schluß des Jahres, scheint dennoch von dem Kanzler mit dem Eindruck geschieden zu sein, daß eine Vereinbarung auch in der politischen Frage möglich sei: B. habe den Eintritt Forckenbeck's in das preußische Ministerium, Stauffenberg's in ein hohes Reichsamt zugestanden; den Gedanken an das Tabacksmonopol schien er ihm aufgegeben zu haben. B. erzählt, daß er die Verhandlungen zunächst in suspenso gelassen habe. Auch Camphausen, der als preußischer Finanzminister bei der Steuerreform das erste Wort mitzusprechen hatte, sah die Luft als geklärt an, um so mehr, da er noch Anfang Januar zum ersten Mal seit dem Rücktritt seines Freundes Delbrück und beinahe demonstrativ als Vicepräsident des Ministeriums mit der Eröffnung des Landtages beauftragt wurde. Daß B. anders dachte, und daß er viel eher den Kampf als den Frieden vor sich sah, ist kaum zu bezweifeln; und es hat schwerlich noch des Anstoßes von Berlin her bedurft, von wo der König, der nichts von Allem gewußt hatte, von Eulenburg aufgestachelt, in einem sehr ungnädigen Brief, der aber schon nach Bennigsen's Abreise, am 30. December, geschrieben war, sein Mißfallen über die hinter seinem Rücken geführte Verhandlung zu erkennen gab. B. war kaum nach Berlin zurückgekehrt, als er die Entscheidung herbeiführte. Es war in der Reichstagssitzung vom 22. Februar, als das neue Tabacksgesetz zur Berathung stand. Die Regierungsvorlage war so gestellt, daß sie das Monopol ausschloß, und der Finanzminister gedachte desselben mit keinem Worte. Auch die Motive ließen im allgemeinen den Plan nicht erkennen. Nur eine Stelle war so gefaßt, daß man eine Hindeutung auf eine spätere Aufnahme des Projectes herauslesen konnte. Gerade diese aber griff der erste Redner, der nach dem Minister zu Worte kam, auf. Es war Freiherr von Stauffenberg, den Bennigsen für das Amt des Reichsschatzmeisters ins Auge gefaßt hatte. Er machte dem Finanzminister ausdrücklich den Vorwurf, daß er mit Absicht die Zweideutigkeit in dem Entwurf habe stehen lassen. Diese Bemerkung wirkte, wie Lasker später in einem Rückblick auf die Geschichte der Partei schrieb, wie ein Schuß in eine verdeckte Pulverladung. In heftigster Bewegung erklärte Camphausen, daß ihm nichts ferner gelegen habe, als ein illoyales Verschweigen: er glaube freilich, daß der Taback noch eine größere Auflage vertragen könne, als der Entwurf fordere; auch die Frage des Monopols sei noch nicht definitiv abgeschlossen, er halte es aber für rathsam, das Gesetz anzunehmen, gerade um dem Monopol vorzubeugen. Auch diese Worte waren noch geeignet, den Zwiespalt zu verdecken. Aber, wie sie die Parteien nicht beruhigten, so gab sich auch der Reichskanzler nicht damit zufrieden. Er ergriff das Wort: „Ich habe“, so erklärte er mitten in der Rede ganz abrupt, „mich mit meinen preußischen Collegen, und insbesondere dem Herrn Finanzminister dahin geeinigt, daß diese Vorlage als ein Durchgangspunkt zu den höheren Einnahmen aus dem Taback, die ich erstrebe, dienen soll; ich halte es aber nicht für überflüssig, offen zu bekennen, daß ich dem Monopol zustrebe“. Es war nicht bloß das stärkste Désaveu des Finanzministers, sondern die Ankündigung, daß mit der liberalen Aera gebrochen werden sollte. Hätte B. geschwiegen, so wären die Gegensätze noch einmal vertuscht worden. Aber der Ausfall Stauffenberg's, den der Kanzler vielleicht erwartet hatte, reizte ihn auf: er wurde ihm der Anlaß, um ein für allemal ein Ende zu machen.

In denselben Tagen war der längst erwartete Wechsel in der Regierung der Kirche eingetreten: am 8. Februar war Pio Nono gestorben, am 20. Cardinal Pecci auf den heiligen Stuhl erhoben; der Brief, in dem der

Neuerwählte noch am selben Tage dem Kaiser seinen Regierungsantritt anzeigte und in sanfteren Worten, als man sie lange von Rom gehört hatte, den Frieden anbot, könnte schon in Bismarck's Händen gewesen sein, als er im Reichstage sprach. Ich will nicht geradezu behaupten, daß zwischen beiden Ereignissen ein unmittelbarer Connex bestehe, aber es wird immerhin erlaubt sein, auf das merkwürdige zeitliche Zusammentreffen hinzudeuten. Von nun ab entwickelte sich die Krisis rasch. Camphausen mußte vom Platz; auch der Handelsminister, Dr. Achenbach, folgte ihm bald. Ihre Nachfolger, Hobrecht, von Anfang an ein Verlegenheitscandidat, und Maybach, waren politisch wenig ausgeprägte Persönlichkeiten. Das Ministerium des Innern aber, das von Bennigsen Forckenbeck zugedacht war, wurde in die Hände eines Führers der Conservativen gelegt, des Grafen Botho von Eulenburg.

Wenige Wochen darauf erfolgten die beiden Attentate gegen den Kaiser. Die neue Richtung in Bismarck's Politik konnte dadurch nur verstärkt werden. Schon das erste, im Mai, bewog ihn, mit einem Ausnahmegesetz gegen die Partei, deren revolutionäre Agitation jene Verbrechen verschuldet hatte, vor den Reichstag zu treten. Der Widerstand der Liberalen, die damit alle ihre Principien verletzt sahen und darum nur auf eine Revision der Strafgesetze einzugehen gewillt waren, brachte den Antrag zum Scheitern. Kaum aber war der Reichstag geschlossen, so erfolgte der Anschlag Nobiling's auf das Leben des geliebten Herrschers. B. war in seinem Sachsenwalde, als ihm Geheimrath Tiedemann das Telegramm überbrachte. Sein erstes Wort war: „Jetzt lösen wir den Reichstag auf!" Blitzschnell, so erzählt Tiedemann, combinirte er alle Folgen, die das erschütternde Ereigniß auf den Gang unserer inneren Politik haben konnte. Dann erst erkundigte er sich theilnehmend nach dem Befinden des Kaisers und nach den Einzelheiten des Attentats. Am 3. Juni, dem Tage nach der Blutthat, wurden die Abgeordneten nach Hause geschickt. In dem neuen Reichstage, der im Herbst zusammentrat, um das Ausnahmegesetz gegen die revolutionären Bestrebungen zu berathen, willigten die Nationalliberalen, unter dem Druck der tiefen Erregung, welche die Schandthaten in der Nation hervorgerufen hatte, in das Gesetz, das sie soeben noch verworfen hatten. Ihre Selbständigkeit war dadurch gebrochen, ihr inneres Gefüge erschüttert, die parlamentarischen Reformideen, die seit Jahren in ihrem Programm gestanden hatten, blieben fortan in den Rauch geschrieben. Die Spaltung, welche Bennigsen in Varzin noch einmal vermieden hatte, um den Preis der Freundschaft mit dem Reichskanzler, war nicht mehr abzuwehren; bald genug löste sich der linke Flügel ab, um eine Sonderexistenz zwischen den beiden Gruppen der früheren Freunde zu führen, und der Rest mußte sich nur noch enger an B. anschließen — ohne den Führer im Ministerium zu haben. B. aber konnte nun wieder regieren; er sah die Möglichkeit vor sich, um auf seinem Wege vorwärts zu kommen. Der Kronprinz, der für den verwundeten Kaiser die Stellvertretung übernommen hatte, konnte, wie sehr er auch mit den Liberalen noch immer sympathisirte, ihm nicht entgegentreten: er durfte sich nicht Beschlüssen widersetzen, welche seinen Vater und den Thron selbst vor Mord und Umsturz schützen wollten; und die rasche Genesung des Kaisers zerstörte die Hoffnungen, die etwa die Liberalen aus dem blutigen Zwischenfall hätten schöpfen können.

In einem Schreiben, das B. im August aus Kissingen, wohin er Mitte Juli, nach dem Schluß des Berliner Congresses, gegangen war, an König Ludwig richtete, hat er in der Geschlossenheit der Gedanken, die wir an allen seinen Denkschriften bewundern, das Programm der Reichspolitik entwickelt,

die er fortan befolgen wollte. Die Verhandlungen mit der Curie, die er dort in directem Verkehr mit dem Nuntius Masella wieder aufgenommen hatte, zeigten ihm, wie schon die Correspondenzen im Frühjahr, zunächst wenig Aussicht auf Erfolg: das Centrum erschien ihm noch zu stark und der Papst zu einflußlos, um einen Abschluß bereits zu erlauben. Aber in der Verstärkung der conservativen Partei und in dem Umschwung der öffentlichen Meinung erblickte er dennoch eine Gewähr dafür, daß die auflösenden Elemente nicht aufs neue die Oberhand gewinnen würden. Und vor allem, er rechnete, wie er dem König schrieb, als Folge der gelockerten Beziehungen zu den liberalen und centralistischen Abgeordneten auf ein festeres Zusammenhalten der verbündeten Regierungen untereinander. Das Anwachsen der revolutionären Richtungen und die Versagung der Unterstützung dagegen seitens des Reichstages dränge schließlich den deutschen Fürsten, ihren Regierungen und allen Anhängern der staatlichen Ordnung eine Solidarität der Nothwehr auf, welcher die Demagogie der Redner und der Presse nicht gewachsen sein würde, wenn die Regierungen so einig und entschlossen blieben, wie sie es bisher waren. „Der Zweck des deutschen Reiches ist der Rechtsschutz; die parlamentarische Thätigkeit ist bei der Stiftung des bestehenden Bundes der Fürsten und Städte als ein Mittel zur Erreichung des Bundeszweckes, aber nicht als Selbstzweck aufgefaßt worden." Es war einer der Grundgedanken seiner Denkschrift von 1861. Je weniger B. sich auf die Volksvertretung verließ, um so mehr suchte er in der Föderation der Staaten seinen Rückhalt zu gewinnen. Schon faßte er eine abermalige Auflösung der etwa widerspenstigen Versammlung ins Auge. Die wirthschaftliche und finanzielle Reformfrage würde, schreibt er, bei dem erneuten Appell an die Wähler ein Bundesgenosse für die verbündeten Regierungen werden.

Die Beschlüsse des Reichstages machten diese Entscheidung unnöthig. Die Zollreform, die B. seit Jahren erwogen und in gewaltiger Arbeit in allen ihren Theilen ganz persönlich durchdacht und gestaltet hatte, wurde in einer neuen Session, so wie er es wünschte, gebilligt. Auch die Curie kam jetzt näher, und selbst das Centrum machte Miene, als wollte es willfähriger werden. Die Entlassung Falk's, mit dem auch Hobrecht und Friedenthal gingen, führte zu dem entscheidenden Siege der neuen Richtung; und so entschloß sich B., mit dem Abbruch der Gesetze zu beginnen, durch die er den römischen Geist in der Nation hatte unterbinden wollen, ohne die Partei, die sich im Kampfe dagegen nur noch gefestigt hatte, beseitigt zu haben.

Soviel verschiedene Factoren haben mitgeholfen, um den Umschwung herbeizuführen: nicht die wirthschaftlichen Interessen allein, oder die Unbesieglichkeit des Centrums und der Wechsel im Papstthum, oder die inopportunen Ansprüche der Liberalen, nicht bloß der Widerstand der preußischen Conservativen, die Umtriebe am Hofe, die Agitation der Socialdemokraten, die Mordversuche gegen das ehrwürdige Haupt des Kaisers — sondern Alles zusammen hat dazu mitgewirkt. Der Schöpfer des Reiches, das ist die Summe, wollte die Grundlagen seines Werkes sichern: er wollte durchführen, was ihm nöthig erschien, um das Reich reich zu machen, seine Klammern fester zu schmieden, die Staatsgewalt und ihre altbewährten Substructionen zu erhalten. Die Macht, die er für Preußen und für die Nation errungen, wollte er behaupten und ausbauen — so ging er in das letzte Jahrzehnt seiner Regierung hinein.

Auswärtige Politik im Neuen Reich.

Der Epoche der europäischen Revolutionen, die mit dem Jahre 1851 abschloß, war eine Epoche europäischer Kriege gefolgt: fünf Mal in zwanzig Jahren wurde der Erdtheil von ihnen erschüttert, vom Ural bis zum schottischen Hochland, und vom Bosporus bis zum Belt war Europa daran betheiligt und nur ein paar neutralisirte oder ohnmächtige Staaten blieben ganz unberührt. Es war die Zeit des Kaiserreiches, das mit dem Anspruch aufgetreten war, der Friede zu sein. Der Sturz Napoleon's und der Zusammenbruch Frankreichs machten ihr ein Ende, und was in dem Munde des französischen Cäsar, sei es Trug oder Irrthum gewesen, wurde unter Kaiser Wilhelm zur Wahrheit: die Macht, die er erworben, sicherte den Frieden unter den Culturnationen Europas. Schon im Krimkriege hatte die Neutralität Preußens die Mitte Europas in Ruhe erhalten; daß der Westen und Osten zusammenprallten, hatte sie nicht verhindern können. An dem Felsgefüge des neuen Deutschlands aber brachen sich alle Stürme; auch die brennendste der europäischen Fragen blieb im russisch-türkischen Kriege auf die Balkanländer beschränkt, und seitdem konnten sich unsere Nationen aller Segnungen des Friedens erfreuen, wenn drunten in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. Nur jenseits der gemeinsamen Grenzen fanden die Mächte noch Raum, sich zu entfalten. Hier aber sind die starken unter ihnen in unaufhaltsamer und unerhörter Ausdehnung begriffen; rund um den Erdball brausen die aus ihrem Schoß entwickelten gigantischen Kräfte. Auf den fremden Continenten liegen heute die Brennpunkte der politischen Constellationen, und dort müßten, so scheint es heute, die Conflicte sich entzünden, welche, auf das Centrum zurückwirkend, auch die alten eingeschlummerten Fragen unseres Continentes zu neuem Leben erwecken würden.

B. hat es sich stets als ein besonderes Verdienst angerechnet, daß er, der seinem Könige zu drei Kriegen gerathen, nach dem Siege über Frankreich alle seine Anstrengungen auf die Erhaltung des Friedens gerichtet habe. Und in der That war dies die Summe seiner auswärtigen Politik seit dem Vertrage von Frankfurt. Es war die Inversion seiner früheren Stellung. Auch darin, daß er nach 1870 die Sicherung Deutschlands ebenso sehr durch Bündnisse wie durch Verstärkung des eigenen Schwergewichts zu erreichen suchte. In der Zeit, da er auf die Erhöhung Preußens ausging, hatte er die Isolirung niemals gefürchtet. In dem Krimkriege, in dem Kriege von 1859, in der polnischen Revolution hatte er sie geradezu aufgesucht: mit 400 000 Mann, so hatte er 1854 seinem Minister geschrieben, brauche man nicht zu fürchten allein zu stehen, besonders so lange die anderen sich schlügen; Preußen werde jedem ein willkommener Bundesgenosse sein, sobald es seine etwaige Isolirung und strenge Neutralität aufgeben wolle. Daß er richtig gesehen, hatten der Feldzug von 1864 und der Krieg gegen Oesterreich bewiesen: ungerufen, kaum daß Preußen den guten Willen gezeigt, hatten sich die Bundesgenossen ihm zur Seite gestellt. Aber nur für den Kampf hatte B. ihre Hülfe beansprucht, und er war weder für Oesterreich noch auch für Italien zu weiteren Diensten zu haben gewesen. Hingegen die Bündnisse, die Bismarck für das neue Reich abschloß, waren bestimmt, den Krieg zu vermeiden; die Furcht, daß der Friede gebrochen werden, daß sich eine übermächtige Coalition gegen Deutschland bilden könnte, hat sie dictirt. Der Grund des Umschwungs lag, wie schon

bemerkt, in den Siegen selbst, in der Abwandlung der europäischen Constellation, die sie herbeiführten. Unter dem Norddeutschen Bund, in jeder Hinsicht einer Epoche des Ueberganges, war auch darin noch nicht Alles fest gewesen; Napoleon wenigstens mochte nicht völlig von den Hoffnungen lassen, die er einst auf Preußen gesetzt hatte, so lange die süddeutschen Staaten noch unabhängig waren und auf der Engelsburg Frankreichs Tricolore wehte. Daß aber Bismarck's Besorgnisse schon in jenen Jahren nicht grundlos waren, dafür haben wir heute den actenmäßigen Beweis in der Enthüllung der Umtriebe, die damals zwischen den Höfen von Paris, Wien und Florenz gesponnen wurden.

Solchen Gefahren gegenüber blieb Rußland Preußens und seiner Verbündeten bester Rückhalt. Es gab zwischen ihnen keine eingeborenen Gegensätze; die kleinen deutschen Höfe standen dem Zaren fast noch näher als der Berliner. Es gab nichts, was den Ehrgeiz der einen oder der anderen Partei jenseits der gemeinsamen Grenzen reizen konnte: in Petersburg dachte man so wenig mehr an Königsberg wie in Berlin an Warschau; die baltischen Provinzen, blühend durch deutsche Cultur, waren doch für den deutschen Staat entbehrlich, während ihr Besitz ein Lebensinteresse Rußlands war; und auf der Balkanhalbinsel blieb Deutschland immer die am wenigsten interessirte Macht. Freilich lag in der geringen Reibungsfläche beider Reiche selbst ein gewisses Hinderniß für ihre Annäherung aneinander: wenn Deutschland nichts zu fordern hatte, so hatte es auch nicht viel zu bieten, zumal wenn sein Interesse auf den Frieden gerichtet war; und mit platonischer Freundschaft war Rußland in der That wenig gedient, als es sich nun aus der Ruhe, die ihm der Pariser Friede aufgedrängt hatte, erhob und sich den nie vergessenen Zielen seiner Orientpolitik von neuem zuwandte. Also waren es doch nicht allein die Intriguen des in seiner Eitelkeit verletzten Fürsten Gortschakow, wodurch der deutschen Politik Steine in den Weg geworfen wurden, sondern dahinter lagen tiefere Strömungen des russischen Volksgeistes, dieselben, die Rußland schon unter Paul I. und seinem Sohne, und neuerdings in der polnischen Revolution an Frankreich herangebracht hatten. Wenn aber B. in Frankfurt die Idee hatte fassen können, daß Preußen sich einem solchen Bunde zugesellen müsse, so war daran seit 1870, und zumal seit der Besitzergreifung von Elsaß-Lothringen nicht mehr zu denken: Frankreich war fortan nur auf Seiten der Feinde Deutschlands zu suchen. Wie aber, wenn nun die andere Macht, die Preußen erlegen war, wenn Oesterreich als Dritter in das Geschäft eintreten würde? Freilich war die Aussicht, sich mit der Vormacht der Slaven zu alliiren, für das Haus Habsburg nicht eben verlockend. Aber andererseits gab ihm ein solcher Dreibund Hoffnung, seine deutsche Stellung wieder zu gewinnen; und die Balkaninteressen ließen sich am Ende ausgleichen, die panslavistischen Tendenzen in St. Petersburg vielleicht noch besser durch Freundschaft als durch Widerstand dagegen paralysiren. Zwischen Frankreich und Oesterreich aber war der Conflict, der sie Jahrhunderte getrennt hatte, aus der Welt, seitdem die Italiener in San Marco und im Quirinal waren; die clericale Tendenz, die in Paris, nachdem auch die Republik Frankreich nicht hatte retten können, bald wieder sehr stark hervortrat, konnte wol eher beide Mächte auch südlich der Alpen zusammenführen; wenigstens die Neutralisirung Italiens, das seine Frontstellung gegen Trient und Triest noch immer nicht aufgegeben hatte, war zu erwarten, während die Hoffnung auf Revanche für die Besiegten der beste Kitt eines gegen Deutschland gerichteten Bündnisses zu werden versprach. Es wäre die Coalition geworden, durch die einst der große Minister Maria Theresia's den Eroberer Schlesiens zu einem Kampf auf Leben und Tod gezwungen

hatte. König Friedrich hatte sich dagegen auf England stützen müssen. Sein Nachfolger aber durfte auf die britische Hülfe nicht mehr rechnen. Wichen die deutschen und englischen Interessen auch nicht geradezu auseinander, so liefen sie doch nichts weniger als parallel; die Zeiten der continentalen Politik Englands waren überhaupt vorüber; und nur, wenn Deutschland auf jede Unabhängigkeit hätte verzichten und sich den weiten Zielen des Inselreichs blindlings hätte unterwerfen wollen, wäre es vielleicht als Bundesgenosse an der Themse angenommen worden. Um der großen Gefahr zu entgehen, blieb nichts anderes übrig, als Rußland und Frankreich auseinander zu halten und die Freundschaft des Besiegten von 1866 selbst wieder aufzusuchen. Die Rückkehr zu dem Dreibunde der Ostmächte, dessen Auflösung die Voraussetzung für Bismarck's Politik bis 1866 gewesen, ward das Ziel, dem er nach dem Siege mit allen Kräften zustrebte.

Wann der große Minister diesen außerordentlichen Gedanken zuerst gefaßt hat, läßt sich nicht sagen. Wahrscheinlich doch lange bevor er die ersten Schritte that, um ihn zu verwirklichen; da derselbe nur wieder die Consequenz seines Systems war und sich in dessen Grundlinien völlig einfügt. Die Schonung Oesterreichs in Nikolsburg, die strenge Enthaltsamkeit gegenüber dem Nationalitätenstreit Oesterreichs, die sich B. sofort zur Pflicht machte, und seine grundsätzliche Neutralität in allen Balkanfragen lagen bereits ganz in dieser Richtung. In den Memoiren, die für diese Verhältnisse eine Quelle ersten Ranges sind, berichtet B., daß er schon von Meaux aus, d. h. vierzehn Tage nach Sedan, in Wien und Petersburg über einen Bund der drei Kaiser, mit dem Hintergedanken des Beitritts Italiens, sondirt habe; und diese Angabe wird uns von anderer Seite bestätigt. Es war in den Tagen, als Thiers an den europäischen Höfen umherreiste, um sie zur Intervention zu vermögen. Der Schritt Bismarck's war offenbar mit dazu bestimmt, seine Bemühungen zu durchkreuzen. Tag und Nacht, schreibt er, habe ihn diese Gefahr beunruhigt. Sie beherrschte ihn auch bei den Verhandlungen mit den Südstaaten und war ein Motiv mehr für den raschen und schonenden Abschluß derselben; und sie erklärt zum guten Theil die nervöse Unruhe, in die B. über die Verschleppung der Belagerung der französischen Hauptstadt gerieth, und die ihn zu dem Conflict mit den „Halbgöttern“ im Generalstab in der Frage der Beschießung führte.

Mochten sich nun auch die Neutralen scheuen, das heiße Eisen der Intervention zu berühren, so hielten sie sich doch, so lange der Krieg währte, von dem Sieger fern. Beust richtete sogar noch im October seine Anstrengungen auf einen Congreß, und Gortschakow dankte es B. kaum, als dieser ihn einlud, Rußland von der demüthigenden Stipulation des Pariser Friedens, die ihm die Herrschaft über das Schwarze Meer genommen hatte, zu befreien. Als aber der Friede erfochten und das Reich gegründet war, hatte B. besseren Erfolg. In Wien kam Beust zu Fall; und obschon der Vielgewandte für seine Person wol den Weg nach Berlin gefunden haben würde, so war doch immerhin mit ihm ein störendes Element ausgeschaltet. Daß dadurch die feudal-clericale Partei in Cisleithanien gestärkt wurde und erst die Tschechen, dann die Polen hoch kamen, schadete nicht viel, zumal da ihnen die Deutsch-Liberalen doch noch die Wage hielten und die Ungarn durch Graf Andrássy die Führung der Reichspolitik in die Hand bekamen. Die conservative Tendenz, die B. dem Bunde gab, konnte in Wien eher willkommen sein. Denn sie verhinderte, daß die Elemente der Zersetzung mit den verwandten Kräften jenseits der Grenzen in Verbindung traten, schränkte sie auf den Boden der Monarchie ein und gab der Regierung eine festere Stellung und freiere

Hand gegenüber den Parteien; und sie gewährte ihr nach Außen eine Sicherung, wie B. sie ihr in den früheren Jahren niemals, weder in Schönbrunn noch in Gastein, bewilligt hatte, ebensowol Italien als ihren Bundesfreunden selbst gegenüber. Freilich war es für Oesterreich eine Politik der Resignation. Aber das war nun einmal das Schicksal des Besiegten, und überdies, wenigstens für alle östlichen Fragen, dieselbe Politik, die der Donaustaat unter Fürst Metternich als die ihm gemäßeste Jahrzehnte lang verfolgt hatte.

Auch in Petersburg hatte man ein Interesse an der Erneuerung der alten Allianz. Oesterreichs natürliche Polenfreundschaft war dadurch gebunden, eine Wiederkehr der Verhältnisse von 1863 ausgeschlossen; die conservativen Tendenzen der zarischen Politik schienen nicht besser gewahrt werden zu können. B. legte auf die Gemeinsamkeit der monarchischen Interessen um so größeres Gewicht, als es so ziemlich das Einzige war, was er den alten Freunden an der Newa bieten konnte. Aber wie ähnlich immer das neue Dreikaiserverhältniß, das im Sommer 1871 hergestellt war und in den Entrevuen der drei Monarchen in diesem und den folgenden Jahren sich glänzend repräsentirte, der heiligen Allianz sein mochte, gleichartig war es ihr nicht. Unter Zar Nicolaus war die Gefahr der allgemeinen Revolution doch sehr viel größer gewesen als jetzt. Und damals hatte sie Preußen und Oesterreich an Rußland herangetrieben; sein Thron war der Fels gewesen, zu dem die Hülfsbedürftigen geflüchtet waren, der Zar selbst der Protector, sein Reich bis an den Rhein und die Donau die vorwaltende Macht. Davon war aber im neuen Bunde keine Rede; das Schwergewicht lag jetzt viel eher in Berlin als in Petersburg. Und vor allem, es fragte sich, ob das Band der Monarchen-Freundschaft wirklich stark genug sein würde, um die entgegenstrebenden Kräfte in Rußland selbst in Schranken zu halten. Mit den Polen konnte man dort schließlich auch allein fertig werden; ja in dem Panslavismus lag eine Waffe, mit der man, wenn man nur wagte sie zu ergreifen, sich selbst weite Bahn machen konnte, und deren man nun beraubt war. Mehr aber noch waren es die eigentlich moskowitischen Instincte, welche sich durch die conservative Politik des Petersburger Hofes eingeengt und verletzt fühlten, der altrussische Ehrgeiz, der noch immer in der Richtung lief, in die Peter der Große hingewiesen hatte, und davon träumte, das griechische Kreuz wieder auf die Hagia Sophia zu pflanzen. In Deutschland war der Friede ein nationales Interesse, das Kaiser und Reich zusammenband; und auch für Oesterreich war die Sorgenlosigkeit, die der Dreibund gewährte, noch immer der wünschenswertheste Zustand: in Rußland aber drohte gerade der Friede Zar und Volk auseinander zu bringen, und die nationalen Leidenschaften, da er sie nicht erfüllen konnte, gegen den Thron selbst zu kehren.

Hier lag der wunde Punkt in dem Dreikaiserverhältniß. Das Unbehagen weiter russischer Kreise kam zum ersten Mal im Mai 1875 zum Ausdruck, als die clericalisirende Regierung in Paris den Frankfurter Frieden in Gefahr gebracht hatte, und Gortschakow, der mit dem Zaren nach Berlin gekommen war, von dort jenes Rundschreiben erließ, in dem er sich als den Retter des von Berlin her angeblich bedrohten Frankreichs hinstellte. Die Franzosen mochten daraus sehen, daß sie noch Freunde in der Welt hatten; kamen dann erst die Legitimisten in Paris ans Ruder, so konnte man dort hoffen, auch wieder bündnißfähig für das legitime Rußland zu werden. Indessen entwickelten sich die Dinge zunächst in anderer Richtung. Im Juli 1875 brach der Aufstand in der Herzegowina aus; im Frühling darauf hatte das Feuer Serbien und Bulgarien ergriffen; und nach abermals einem Jahre führte der Zar selbst seine Armeen über die Donau. Je tiefer aber Aufruhr

und Krieg in den Balkanländern um sich griffen, desto größer wurde die Spannung zwischen den beiden Freunden Deutschlands, desto unsicherer die Grundlage, auf der B. seine Friedenspolitik aufgebaut hatte. Dennoch hat er, so weit wir sehen können, kaum etwas gethan, um den Kampf zu verhindern, und, als er entbrannt war, daran fest gehalten, daß Deutschland zu irgendwelcher Demüthigung Rußlands nicht die Hand bieten dürfe. Es kam ihm sogar mehr darauf an, Rußland gefällig zu sein, als Oesterreich, gerade um das Petersburger Cabinet von Transactionen mit dem Wiener Hof, die dann eine Brücke nach Frankreich hätten bilden können, zurückzuhalten. Sein oberster Grundsatz blieb, Deutschland aus dem Spiel zu halten und es zunächst den internationalen Gegensätzen zu überlassen, sich aus sich selbst zu entwickeln. Zu einer Politik jedoch, die ihm die Freundschaft Oesterreichs gekostet hätte, wollte er sich nicht verstehen. An diesem Punkte lag die Grenze auch für sein Wohlverhalten gegen Rußland. Schon im Herbst 1876 ließ er dem Zaren darüber keinen Zweifel, in der Antwort auf die von Livadia her wiederholt gestellte Frage, ob Deutschland neutral bleiben werde, falls Rußland mit Oesterreich in Krieg geriethe. Die Instruction, mit der B. im October von Varzin aus den Botschafter General Schweinitz an das russische Hoflager zurücksandte, betonte noch einmal das Bedürfniß, das Deutschland daran habe, die Freundschaft zwischen den Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren, als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten; wenn dies zwischen Rußland und Oesterreich nicht möglich sei, so könnte Deutschland zwar ertragen, daß seine Freunde gegen einander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. Dem Wortlaut nach war hier das Gewicht der deutschen Freundschaft auf beiden Seiten ganz gleich vertheilt; man konnte nicht unparteilicher sprechen. Da aber die Russen schwerlich fürchteten, daß Oesterreich dem Stoß ihres kriegsbereiten Heeres widerstehen würde, so eröffnete B.'s Antwort ihnen die Aussicht, daß sie Deutschland eventuell an Oesterreichs Seite finden würden; der Weg nach Konstantinopel über Wien war ihnen verstellt. Wie B. es in den Erinnerungen beschreibt: diese Erklärung hatte zur Folge, daß das Gewitter sich nach dem Balkan hin verzog, und daß Rußland die schon im Sommer in Reichstadt mit Oesterreich begonnene Verhandlung über die Occupation von Bosnien und Herzegowina zum Abschluß brachte, die ihm in dem Kriege an der unteren Donau den Rücken sicherte. Der plötzliche Zusammenbruch der Türkei nach dem endlichen Fall von Plewna, der Vormarsch der Russen über den Balkan mitten im Winter, die Bedrohung Konstantinopels brachten den Conflict, der sich bis dahin innerhalb der Sphäre des Dreibundes gehalten hatte, zur vollen Entfaltung. England trat aus seiner lange gehüteten Reserve hervor und schickte seine Schiffe durch die Dardanellen. Das in St. Stephano erschütterte Gleichgewicht stellte der Berliner Congreß wieder her. Seine Beschlüsse rechtfertigten aufs glänzendste die Weisheit der Friedenspolitik des deutschen Reichskanzlers, dem das vereinigte Europa den Vorsitz übertragen hatte. Aber wie vorsichtig B. auf der schmalen Linie, die Krieg und Frieden Europas von einander schied, sich bewegen mochte, durchaus als der „ehrliche Makler" und sogar bemüht, die Forderungen der Russen nach Möglichkeit zu unterstützen, genug thun konnte er diesen doch nicht. Sie verlangten von dem Freunde mehr als bloße Gerechtigkeit; sie wollten einen Alliirten, der Europa in Schach hielte, während der Orient ihnen zur Beute fiele. Der Sturz Schuwalow's, der sich um den Congreß besonders verdient gemacht hatte, die erneuten Rüstungen Rußlands, die sich

jetzt gegen die Westgrenze richteten, und die Angriffe der russischen Presse auf die deutsche Politik zeigten B., wohin man in Petersburg steuerte. Als der Zar im August 1879 direct bei Kaiser Wilhelm über die Parteilichkeit der deutschen Commissare bei den Verhandlungen über die Ausführung des Berliner Friedens in den Balkanländern Klage führte, in einem Briefe, der an zwei Stellen eine kaum verhüllte Drohung gegen Deutschland enthielt, glaubte B. nicht mehr länger seine Politik in der Schwebe halten zu können. Vor die Wahl gestellt, zwischen Petersburg und Wien zu optiren, trat er auf die Seite der materiell so viel schwächeren Macht, die aber den Frieden wollte, hinüber.

Die Bedenken gegen einen Bund, bei dem, wenn er zum Kriege führte, die Vortheile weit mehr auf Oesterreichs als auf Deutschlands Seite liegen mußten, waren B. unverborgen. Aber Krieg zu führen war ja auch nicht seine Absicht: auf die stricteste Defensive war Alles gestellt. Und um den neuen Bundesgenossen von Seitensprüngen abzuhalten, war Deutschland mächtig genug: die Führung, die Unabhängigkeit seiner Politik, welche eine Allianz mit Rußland in Gefahr gebracht hätte, blieb ihm in dem neuen Bunde gewahrt. In Rußland warf man B. vor, er lasse sich durch persönliche Empfindungen, durch seinen Aerger über Gortschakow gegen die alten Freunde einnehmen; der Zar selbst ließ in seinen Brief an den Kaiser eine derartige Andeutung einfließen. Und gewiß war der Zorn Bismarck's über den intriganten Collegen echt und unverhüllt; seine Erinnerungen geben davon beredtes Zeugniß. Aber wie persönlich auch die Farbe seiner Entschließungen zu allen Zeiten war, und wie sehr die durch quälende Krankheit gesteigerte Leidenschaftlichkeit seines Temperaments mit der Größe seines Ruhmes und seiner Stellung gewachsen sein mochte, wäre es doch kindisch, zu denken, daß der große Staatsmann sich dadurch zu einem Wechsel der strategischen Stellung hätte hinreißen lassen, wie er ihn noch niemals vollzogen hatte. Nur die zwingendsten Gründe, die kälteste Ueberlegung, die absolute Ueberzeugung von der Nothwendigkeit haben ihn dazu vermocht, den Eckstein seiner bisherigen Politik umzustoßen. Jene Insinuation war darauf berechnet, Kaiser Wilhelm bei dem Zaren festzuhalten, ihn von seinem Kanzler abzuführen. Und sehr verständlich ist es, daß der greise Herrscher, dem die Treue das Höchste war, es aufs Schwerste empfand, der Politik zuliebe ein Freundschaftsverhältniß aufgeben zu müssen, das er als ein Vermächtniß seiner Eltern betrachtete und von seiner Kindheit her, durch soviel Wechselfälle des Lebens und der Politik allezeit aufrecht erhalten und gepflegt hatte. So kam es zwischen ihm und seinem Minister noch einmal zu einem Kampfe, der, wie er der letzte große Conflict zwischen Beiden war, so auch für Wilhelm vielleicht der schwerste von allen gewesen ist, auch deshalb, weil er ihn fast allein durchfechten mußte. Denn diesmal standen der Kronprinz und die öffentliche Meinung ganz auf Seiten des Reichskanzlers. Alle deutschen Parteien fanden in dem neuen Bunde ein Stück ihrer Wünsche, ihrer alten Ideale erfüllt. Im Westen und Süden waren die Sympathien noch lebhafter als in den altpreußischen Kreisen. Als B. nach den einleitenden Verhandlungen, die er mit Andrássy in Gastein geführt hatte, im September über Linz nach Wien kam, um das Bündniß zum Abschluß zu bringen, wurde er von der Bevölkerung mit einer nicht endenwollenden Begeisterung empfangen; man feierte das Ereigniß wie eine Wiedervereinigung mit Deutschland; Kaiser Franz Joseph selbst huldigte durch einen persönlichen Besuch dem Staatsmann, der ihm die deutsche Hegemonie entrissen hatte. Nur Kaiser Wilhelm wollte sich nicht unterwerfen. Er hatte anfangs gemeint, in persönlicher Verhandlung mit dem

kaiserlichen Neffen, den er dazu in Alexandrowo am 3. September aufsuchte, die Sache ins Geleise bringen zu können. Dennoch willigte er in den Abschluß des Bundes. Aber als er sich nun entschließen sollte, seine Unterschrift zu geben, überkamen ihn wieder die Scrupeln und Sorgen. B. sah sich noch einmal gezwungen, die Cabinetsfrage zu stellen; nur die Abneigung gegen einen Personenwechsel im Ministerium, erzählt er, habe den Kaiser zur Ratification bewogen.

Aus der Fülle der Acten, die über die Verhandlungen entstanden, denn sie wurden, da Kaiser und Kanzler in diesen Wochen getrennt waren, meist schriftlich geführt, besitzen wir bisher nur wenige Bruchstücke, aber Bismarck's Erinnerungen spiegeln ihren Inhalt deutlich wieder. Unter den Motiven, die er seinem kaiserlichen Herrn vortrug, wird nicht das geringste gewesen sein der Hinweis auf die Gefahr, durch längeres Zuwarten nicht bloß den einen, sondern auch den andern Freund zu verlieren. Er wußte bereits, daß Rußland bei Frankreich und Italien angefragt habe, ob es im Kriegsfall bei ihnen Beistand finden werde. Diese Bemühungen hatten allerdings nicht zum Ziel geführt: Frankreich hatte, wie die deutsche Diplomatie ermittelte, erklärt, daß es zur Zeit keinen Krieg wolle und im Bunde mit Rußland allein sich nicht stark genug für einen Angriffskrieg auf Deutschland halte; und mit Italien allein war nichts zu machen. Wenn aber Oesterreich hinzutrat, so hätte Frankreich (seine Antwort wies schon darauf hin) seine Zurückhaltung wol aufgegeben, und dann wäre die Coalition, gegen welche B. den Dreikaiserbund gestiftet hatte, fertig gewesen. Daß Rußland in Wien dahin arbeite und daß es vielleicht schon Gehör gefunden habe, darauf schien B. unter anderm der Umstand hinzudeuten, daß jener drohende Brief des Zaren fast bis auf den Tag mit der Verabschiedung Andrássy's zusammenfiel. Dieser Argwohn vor allem trieb ihn an, Oesterreich die Hand anzubieten; als er erfuhr, daß seine Besorgniß unbegründet sei, und daß man in Wien gegenüber der Unruhe der russischen Politik dasselbe Unbehagen empfände wie in Berlin, schloß er ab; er wollte es nicht wagen, Oesterreich abermals dem Druck der russischen Drohungen auszusetzen, dem es schon vor dem türkischen Kriege nachgegeben, und dem es, wenn er weiter zögerte, kaum noch hätte ausweichen können. Zumal da das neue Deutschland auch die andere Chance, die sich für Oesterreich vielleicht noch geboten hätte, dessen Anschluß an Frankreich und England nicht ertragen konnte. Denn eine solche Coalition würde sich, im Gegensatz zur Epoche Napoleon's III., in erster Linie gegen Deutschland gewandt haben: die Politik der Neutralität, in der B. zur Zeit des Krimkrieges das Heil Preußens gesehen hatte, war bei der neuen Weltlage unmöglich geworden; um nicht völlig isolirt zu werden, hätte Deutschland sich dann in der That an Rußland anlehnen und sich an die gefährlichen Bahnen der russischen inneren und äußeren Politik fesseln lassen müssen; es würde die Entscheidung seiner Geschicke nicht mehr in der eigenen Hand gehabt haben.

Bei alledem dachte B. nicht daran, die Brücke nach Petersburg abzubrechen. Er war entschlossen, das Verhältniß mit Rußland auch ferner sorgfältig zu pflegen und ihm auf der Balkanhalbinsel soviel Raum zu gewähren, als es nur irgendwie mit der Schonung des europäischen Friedens vereinbar war. Sein Ziel blieb, Oesterreich, wenn möglich, aus allen Balkanfragen fern zu halten: er wollte ihm Schutz gewähren, aber nicht seinem Ehrgeiz dienen.

Soweit ging er ganz mit seinem kaiserlichen Herrn zusammen, und widersetzte sich daher, wie es scheint, nicht so sehr dessen Wunsch, dem Verwandten und Freunde über die Verhandlungen mit Oesterreich, in denen Wilhelm,

zumal nach Alexandrowo, fast eine Illoyalität gegen den Zaren sehen wollte, Rechenschaft zu geben. Es geschah in einem Brief vom 4. November, der bei aller Wärme des Tones von den Verhandlungen selbst freilich ein sehr unvollkommenes Bild gab, und der von Seiten des Zaren entsprechend beantwortet wurde. Aber die persönlichen Stimmungen der Herrscher, wie gut sie gemeint sein mochten, hielten vor der Brutalität der Thatsachen nicht mehr stand. Die Trennung wurde von Tag zu Tage schärfer; wetteifernd drangen Panslavisten und nihilistische Revolutionäre gegen den wankenden russischen Thron vor; über den Leichnam des gräßlich hingemordeten Kaisers hinweg schritt das Moskowiterthum zu immer stärkeren Drohungen gegen die deutschen Verbündeten, und streckte immer dreister und bereiter die Hand zu den Republikanern an der Seine hinüber.

So schuf die neue Constellation dem Reiche eine Belastungsprobe schwerster Art. Ein wenig vermindert wurde dieselbe, als Italien dem neuen Bunde beitrat; die beiden Mächte, die im Juli 1870 drauf und dran gewesen waren, Deutschland in den Rücken zu fallen, deckten ihm fortan die Flanken. Dadurch wurde auch England, auf das B. von Anfang an gerechnet hatte, und das sich in Malta durch die Aufstellung der Franzosen in Biserta genirt sah, näher heran gebracht; indem es, die continentale Spannung rasch und kraftvoll benutzend, seine Hand auf Aegypten legte, mußte es froh sein, wenn das vereinigte Mitteleuropa ihm die beiden Mächte vom Leibe hielt, mit denen es auf den weiten Feldern seiner colonialen Interessen am stärksten rivalisirte. Aber in Frankreich wurde dadurch wieder die Hoffnung genährt, in einem Kriege der Rache die Großmacht des Ostens zur Seite zu haben; die Russen selbst schürten unaufhörlich das noch glühende Feuer am Balkan; wenigstens die bulgarische Beute wollten sie nicht fahren lassen und auf ihr Schwert gelehnt zusehen, wie die Gegner sich in den Ländern des Halbmondes häuslich einrichteten und am goldenen Horn allen Einfluß an sich rissen; und der Regierungswechsel in England, der Gladstone ans Ruder brachte, war auch nicht eben dazu angethan, den Continent zu beruhigen. Es gehörte die volle Meisterschaft Bismarck's dazu, um den Felssturz, den ein falscher Schritt hätte herbeiführen können, abzuwehren. Daß er es vermochte, ist das letzte unsterbliche Verdienst, das er sich um den Frieden des Reiches, ja der Welt erworben hat. Schwer genug wurde es ihm gemacht, von der öffentlichen Meinung in Deutschland, die, soweit sie liberal war, überwiegend bei dem ritterlichen Bulgarenfürsten stand, der dem unerträglichen Druck seines russischen Zwingherrn durch die Zerreißung des Berliner Vertrages zu entgehen suchte und dadurch erst recht die Katastrophe über sich herbeizog, von Seiten Oesterreichs, dessen magyarische Leitung Rußland aufs äußerste reizte, und von Seiten des Zaren und der revolutionären Strömungen, die in dem Slavenreiche mächtig geworden waren. Immer wieder verkündigte B. in seinen Reden, in der Presse und in diplomatischen Noten, daß Deutschland kein Interesse habe an Bulgariens Wohl und Wehe, daß Rußland ruhig weiterschreiten könne, und käme es bis Konstantinopel, ohne Deutschland auf seinem Wege zu finden, daß Deutschland (wie er nach Pest gewandt sagte) sich von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen werde.

Der beste Schutz blieben die eigenen Waffen; auf ihre Verstärkung richtete daher der große Minister vor allem seine Anstrengungen. Im Winter 1887 brachte er die dritte Septennatsvorlage an den Reichstag. Die Majorität, von Windthorst und Richter geführt, erklärte, alles bewilligen zu wollen, was die Regierung verlange; aber um die Dauer des Gesetzes, die das Heer ihrem Einfluß aufs neue entziehen sollte, wagte sie noch einmal den Kampf. Da

löste B. das Haus auf. Die Wahlparole von der nationalen Gefahr verschaffte ihm einen parlamentarischen Sieg, wie er ihn noch niemals erfochten hatte; eine Majorität, wie er sie sich immer gewünscht hatte, gemischt aus allen fügsamen Elementen der Parteien, stellte die stark vermehrte Armee auf neue sieben Jahre in die Hände der Regierung; sie bewilligte die für den Umbau der Festungen, den Bau der strategischen Bahnen geforderten Millionen; und sie suchte durch das Decret über die verlängerte Wahlperiode der Regierung und sich selbst die Zukunft zu sichern.

Wie im Innern, so erreichte es B. auch im Auslande, in den Lagern der Feinde Deutschlands selbst, die gemäßigten Elemente zu sammeln, die Gegner seiner Politik zu verdrängen. Unverhüllte Drohungen und rechtzeitige Nachgiebigkeit, die sich doch nichts vergab, miteinander verbindend, zähmte er die französische Kriegspartei und stürzte ihren ehrgeizigen Führer, der sich durch die Entflammung des Durstes nach Rache an die Spitze seiner heißblütigen Nation gebracht hatte; den Stimmen der Mäßigung verschaffte er jenseits der Vogesen wieder Gehör. Er führte einen starken Schlag gegen Rußlands Finanzen, als er den Kurs seiner Anleihen fast um die Hälfte herabdrückte; er enthüllte durch die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisses vor aller Welt die Umrisse des mächtigen Bollwerkes, das er im Herbst 1879 zum Schutze des Friedens errichtet hatte — und entwaffnete dennoch das Mißtrauen des Zaren, als er vor seinen Augen mit rascher Hand das Gewebe der Intriguen zerriß, das orleanistische Hände gewoben hatten. In allen diesen Actionen entfaltete er die glänzendsten Eigenschaften seiner unvergleichlichen Staatskunst: sicherste Berechnung und rasche Benutzung des Moments, stahlharte Energie und unerschütterliche Kaltblütigkeit, tiefes Verständniß für die Regungen der Volksseele, der deutschen wie auch der fremden, eine Vorsicht, die sich durch keine List des Feindes und nicht durch Vorspiegelungen der eigenen Leidenschaft täuschen ließ, und jene Kühnheit, die die Gefahr selbst aufsucht und die Gegner spaltet, indem sie sie zwingt, eine Probe ihres Muths zu geben: sie zeigen ihn auf der vollen Höhe seiner heroischen Politik.

Unter dieser Constellation haben wir Deutschen begonnen, Colonialpolitik zu treiben.

Auch in ihr kamen zunächst mehr die nationalen Stimmungen als das Gewicht realer Interessen zu Worte; der Eifer eines welterfahrenen Missionars und der frische Wagemuth junger Akademiker haben mehr dazu gethan als der Unternehmungsgeist unserer Kaufleute; nur ein paar kleinere Firmen waren anfangs dabei interessirt.

B. selbst war von Haus aus nicht allzu eifrig, Unternehmungen zu fördern, die soweit über den Rahmen der europäischen Politik hinausreichten. Daß die nationale Wirthschaft noch für lange vorwiegend andere Bahnen aufsuchen, daß ihr der Gewinn von ein paar culturlosen tropischen Gebieten vorläufig wenig nützen würde, daß der deutsche Kaufmann und Fabrikant sich vor allem den Markt in den englischen Colonien und in den der Cultur längst erschlossenen Regionen über See sichern müsse, blieb ihm unverborgen. Indessen zögerte er doch nicht, die tapferen Männer zu unterstützen. Er sah, daß sie ein reales Interesse vertraten und den Willen hatten, etwas zu wagen; das nationale Kraftgefühl, das ihre Pläne athmeten, machte auf ihn Eindruck. Der Widerspruch aber, den seine parlamentarischen Gegner gegen die colonialen Abenteuer erhoben, ihre Warnungen vor einer Politik, die keine Sicherung gegen englische „Nasenstüber“ böte, trieben ihn eher vorwärts; die wachsende Theilnahme der Nation für jene Bestrebungen wurde für ihn ein neues Machtmoment im Kampf gegen die Opposition. Vor englischen Flottendemonstrationen hatte er sich niemals

gefürchtet; er wäre ja auch sonst nicht weit auf seiner Bahn gekommen. Es gab noch andere Mittel, um Englands Uebelwollen zu besiegen, als Schlachtschiffe, und B. wußte vom dänischen Kriege her, daß der Deutsche nicht gleich bei jedem Stirnrunzeln des englischen Vetters an die Gefahren eines Krieges zur See zu denken brauche. Unter der Aegide des Dreikaiserbundes hätte auch er vielleicht Bedenken getragen, unsere Colonieen überall dort anzulegen, wo sie direct in die englische Interessensphäre einschnitten. Aber eine Macht, die soeben Aegypten unter sich gebracht und dort wie in Hinterindien, am Senegal und am Congo, im Mittelmeer und im indischen Ocean mit Frankreich zusammenstieß, während zugleich in Asien ihre eigene und die russische Interessenspäre in rastloser Ausdehnung und wie mit Naturgewalt einander entgegen getrieben wurden, konnte nicht wol das stärkste Mitglied in dem mitteleuropäischen Bunde so behandeln, wie den Khedive von Aegypten. B. sprach gern von den althergebrachten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und England, und pflegte einen Unterschied zu machen zwischen der mißgelaunten Verwunderung des englischen Volkes über diese Landratte von Vetter, der plötzlich zur See fahre, und der Vorurtheilslosigkeit hoher und höchster Kreise in London. So entsprach es den Rücksichten, die er auf die Macht, die hinter dem neuen Dreibund stand, zu nehmen hatte. Aber er verhehlte garnicht, daß Deutschland, wenn die englische Regierung sich die Beurtheilung mancher ihrer Unterthanen in Betreff der deutschen Colonialpolitik vollständig aneignen sollte, in andern Fragen, die England nahe interessirten, kaum im Stande sein würde, ohne Mißbilligung von Seiten der deutschen Bevölkerung die englische Politik zu unterstützen. „Wir würden", sprach er, „vielleicht genöthigt sein, diejenigen, die ohne es zu wollen, Gegner von England sind, zu unterstützen und irgend ein ‚do ut des' herzustellen". Und als trotzdem Lord Granville der deutschen Politik Schwierigkeiten zu machen fortfuhr, verstärkte B. jenen Ton soweit, daß er im Reichstag gerade heraus Aegypten als den wunden Punkt der englischen Politik bezeichnete und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung eine scharf gewürzte Betrachtung über das „allen diplomatischen Traditionen widersprechende" Verhalten der Londoner Regierung anstellen ließ.

Schon vorher hatte Frankreichs Politik, nicht ohne Einwirkung von Seiten Bismarck's, eine Richtung angenommen, die es von England abzog und bereits, auch ohne es eigentlich zu wollen, mit Deutschland zusammenführte. Es ist bekannt, wie wenig B. gegen die Occupation von Tunis einzuwenden hatte, durch welche den italienischen Staatsmännern der Weg nach Friedrichsruh so sehr erleichtert wurde, und daß ihm auch die Festsetzung der Franzosen im östlichen Siam und in Tongking nur Freude machte. Noch deutlicher markirte sich die Interessengemeinschaft beider Mächte, als England im Februar 1884 den Vertrag mit Portugal schloß, der die Congogesellschaft von dem Atlantischen Ocean ausschloß, und, wie jüngst das Mündungsgebiet des Nil, so auch das des zweiten Riesenstromes Afrikas in die englische Hand zu bringen drohte. Deutschland war die erste Macht, die dem Vertrage widersprach; mit Frankreich vereinigt, lud es die betheiligten Mächte abermals nach Berlin ein; in der Congoconferenz (October 1884) wurden, wie die volle Handelsfreiheit im Strombecken des Congo, so auch die Normen festgestellt, welche fortan für die Besiedelung des dunkeln Continentes gelten sollten — einer der stärksten Dämme, die gegen die englische Ueberfluthung Afrikas errichtet worden sind.

In dies System der Gegengewichte gegen die internationale Spannung, welche seit den deutschen Siegen über dem Continente lag, gehören auch die Verhandlungen Bismarck's mit dem Petersburger Cabinet, in denen er trotz

der feindseligen Haltung der russischen Politik nicht müde wurde — zumal der Rückversicherungsvertrag, der Rußland ebenso gegen Oesterreich zu schützen versprach, wie letzteres gegen einen russischen Angriff. Nur, daß B. dabei nicht so offen verfahren durfte, wie bei dem Auftreten gegen England an der Seite Frankreichs. Während Rußland Einsicht in das Wiener Bündniß erhielt, wurde der deutsch-russische Vertrag vor Oesterreich geheim gehalten; erst nach seiner Entlassung hat B. ihn bekannt gemacht, als sein Nachfolger ihn bereits längst preisgegeben hatte.

Auch B. hat sein Vertrauen niemals allein auf Verträge gesetzt; in der Gemeinsamkeit der Interessen sah er jederzeit das festeste Band für Frieden und Bündnisse. Es war überhaupt nicht seine Art, seine Berechnungen auf langfristige Perioden auszudehnen. Sein Sinn ging auf die Ergreifung des Moments; indem er die Gegenwart sicherte, hoffte er auch der Zukunft vorzubauen. Auch die Spannkraft der neuen Drähte, die er von Berlin nach Paris und Petersburg zog, überschätzte er nicht. Niemals konnten sie ihn bestimmen, die Beziehungen zu Oesterreich und Italien zu lockern; er bemühte sich vielmehr, diese noch fester zu machen: immer freilich so, daß der Zweck des Dreibundes, die Sicherung des allgemeinen Friedens, an dem Deutschland das stärkste Interesse hatte, erhalten blieb. Die Russen und Franzosen rechneten nicht anders; trotz Tongking und Skierniewice, trotz Congoconferenz und deutsch-russischer Rückversicherung rückten sie einander näher und näher. Und dennoch (oder sollen wir sagen, deshalb?) ließ die Spannung, die im Jahr 1887 den höchsten Grad erreicht hatte, von da ab allmählich nach. Die Franzosen waren eben längst „Gegner Englands, ohne es zu wollen“, und die Russen wurden es immer mehr, je näher sie den Grenzen Indiens kamen. Von Anfang an hatte dies Moment auf ihr Zusammengehen mit eingewirkt; je weiter die Ereignisse von 1870 zurückwichen, je stärker Deutschland wurde, je mehr sich die Zustände am Balkan befestigten, und je größer der Wetteifer, je drohender der Zusammenstoß zwischen beiden Mächten und dem seegewaltigen Inselreich auf den fremden Continenten wurde, um so mehr mußte dasselbe hervortreten. Und damit kam nun doch eine Abwandlung in der Constellation der großen Mächte zu Stande. Ohne daß ihre Form sich zunächst änderte, schob sich ihr Schwergewicht über die Grenzen Europas hinweg, und begannen die Gegensätze innerhalb des Erdtheils, welche bis dahin die großen Katastrophen hervorgerufen hatten, sich zu beruhigen.

Es war bis zu einem gewissen Grade eine Rückwendung zu Combinationen, welche vergangene Epochen beherrscht hatten. Die Verbindung Preußens mit Frankreich war der Welt lange Zeit ebenso natürlich erschienen, wie späterhin seine Allianz mit den Ostmächten. Als sich letztere auflöste, in den Jahren von der deutschen Revolution bis zum Krimkriege, war B., wie wir wissen, bereits auf den Gedanken gekommen, daß Preußen fortan seine Stellung zwischen Rußland und Frankreich nehmen müsse und unter Umständen selbst den Bund mit ihnen nicht scheuen dürfe. Und ähnliche Ideen hatte der französische Kaiser dem preußischen Bundestagsgesandten vorgetragen, als er ihn im Frühling 1857 bei sich empfing; die Mittelmeerpolitik, in der Napoleon, wie B. damals von ihm erfuhr, das eigentliche Feld seines Ehrgeizes erblickte, mußte es ihm nahe legen, im Norden Deutschlands eine nicht zu große, aber wohl befestigte Macht, die auch zur See einiges bedeuten könnte, zur Seite zu haben. Er betrachtete sich auch darin nicht mit Unrecht als der Erbe seines großen Oheims, der ebenfalls die Herrschaft über das Mittelmeer als die eigentliche Basis seiner Politik angesehen und immer gewünscht hatte, die norddeutsche Militärmacht neben sich, zu seiner Verfügung zu haben. Aber

beide Bonapartes hatten mit Factoren gerechnet, die in der Epoche der Nationalitätskämpfe nicht mehr wirksam waren. Und da auch Rußlands Intimität mit Preußen zu jeder Zeit mehr dem Particularstaate der Hohenzollern gegolten hatte, als dem Kaiserreiche deutscher Nation, so ist es erklärlich genug, daß der Baumeister des neuen Deutschlands Mühe hatte, beide Nachbarn davon zu überzeugen, daß die Nation, die Gott zwischen sie gestellt, ein Recht darauf habe, sich die ihr genehmen Lebensformen selbst zu schaffen. Nicht durch Ueberredung und durch Verträge, auch nicht durch das Band, welches persönliche Zuneigung und Verwandtschaft geschaffen hatten, sondern ganz allein durch Politik und Waffen, durch „waffenmäßige Großmachtspolitik", wie Bismarck'sche Prägnanz es bezeichnete, war es möglich geworden. Nachdem aber diese Argumente ihres Eindrucks nicht verfehlt hatten, konnten Frankreich und Rußland ihrer Politik wieder ausschließlicher eine Richtung geben, welche, wenn sie auch nicht ganz auf den früheren Linien lief, dennoch großen und alten Traditionen beider Reiche entsprach, und konnten damit eine Stellung zu den Mächten Mitteleuropas gewinnen, welche zwar nicht die Rückkehr, aber doch immerhin eine Wiederannäherung an frühere Zeiten bedeutete. Damit war die Last von Deutschlands Schultern genommen, die es nach seinen Siegen so lange gedrückt und seine Kraft gebunden hatte. Jetzt erst war es wahrhaft frei geworden, das heißt mächtig genug, um neben den großen Nationen, unabhängig wie sie und ihnen ebenbürtig, seine weltumspannende Bahn zu ziehen.

Innere Politik im letzten Jahrzehnt.

Erinnern wir uns noch einmal der Stellung, welche B. der Institution, die er der Revolution entlehnte, der Nationalvertretung, in seiner Reichsverfassung angewiesen hatte: als das vielleicht einzige Bindemittel, welches den divergirenden Tendenzen dynastischer Sonderpolitik ein ausreichendes Gegengewicht zu geben vermöge, hatte er sie in der Denkschrift von Baden-Baden bezeichnet. Er hatte sich darin völlig getäuscht. Der Reichstag war zum Tummelplatz aller seiner Gegner geworden, und ihre schärfste Waffe das Wahlrecht, von dem er die Verstärkung der nationalen wie der regierungstreuen Elemente erhofft hatte; ihre Fractionen bildeten ebensoviele Barrieren, welche das Bett, in dem B. den Strom der nationalen Macht eingefangen hatte, nach seiner ganzen Breite und Tiefe durchsetzten. Aber immer nur als Hülfskraft hatte der Schöpfer des Reiches das unmittelbare Organ des nationalen Willens angesehen. Der Grund, auf dem er baute, blieb für ihn die Fürstenmacht, und die Gleichartigkeit und Interessengemeinschaft der Territorialstaaten, sowie die Institutionen, welche die nationale Sicherheit und Wohlfahrt verbürgten, die stärksten Pfeiler, die den Bau trugen. In den Umkreis dieser Gewalten mußte sich einfügen, wer an der Macht Theil haben wollte; wer daran rüttelte, hatte den Baumeister zum Feinde bekommen. Alle Parteien hatten dies erfahren, Conservative und Ultramontane, Polen und Radikale, und zuletzt auch die Gemäßigt-Liberalen, die mit ihm das Reich errichtet hatten. Seine eigenen Ansichten und Pläne wandelten sich demgemäß; den Kampf gegen die Ultramontanen selbst brach er ab, als derselbe ihn in Bahnen zu drängen drohte, die von jenem Ziele abwichen. Denn das Erste, was Noth that, war die Befestigung des Reiches auf den einmal gelegten Fundamenten. Das war der Compaß, der Polarstern, der einzige, nach dem

er steuerte, die Salus publica, die er im Sturm der Parteikämpfe anrief, mochten die Wogen von rechts oder von links her andringen. Dieser Aufgabe hatte er seine ganze politische Thätigkeit untergeordnet, seitdem er die Grundmauern seiner Schöpfung in den durch das deutsche Blut getränkten Boden der Nation eingesenkt hatte. Vor ihr verschwanden ihm alle Unterschiede der Parteiprogramme, mochten sie sich liberal nennen oder conservativ. Sie wurden ihm dann alle zu Doctrinen, — „und die Doctrin," sagte er, „gebe ich außerordentlich wohlfeil." „Schaffen wir zuerst einen festen, nach Außen gesicherten, im Innern festgefügten, durch das nationale Band verbundenen Bau, und dann fragen Sie mich nach meiner Meinung, in welcher Weise mit mehr oder weniger liberalen Verfassungseinrichtungen das Haus zu möbliren sei, und Sie werden vielleicht finden, daß ich antworte: Ja, ich habe darin keine vorgefaßte Meinung, machen Sie mir Vorschläge, und wenn der Landesherr, dem ich diene, beistimmt, so werden Sie bei mir principielle Schwierigkeiten wesentlich nicht finden. Man kann es so machen oder so, es gibt viele Wege, die nach Rom führen. Es gibt Zeiten, wo man liberal regieren muß, und Zeiten, wo man dictatorisch regieren muß; es wechselt alles, hier gibt es keine Ewigkeit. Aber von dem Bau des Deutschen Reiches, von der Einigkeit der deutschen Nation, da verlange ich, daß sie fest und sturmfrei dastehen und nicht bloß eine passagere Feldbefestigung nach einigen Seiten hin haben soll." Er machte kein Hehl daraus, daß er nach dem Siege über Oesterreich zum Absolutismus gegriffen haben würde, wenn er sein Ziel auf keinem anderen Wege hätte erreichen können, sowenig wie er später den Vorwurf der Freisinnigen scheute, daß er mit seinen Arbeiterwohlfahrtsgesetzen das Reich dem Socialismus ausliefere: „Nennen Sie das Socialismus oder nicht, es ist mir das ziemlich gleichgültig." Das seien mehr oratorische Ornamente, die keinen Hinterhalt haben; es sei ein ziemlich wohlfeiles Spiel mit dem Schatten an der Wand. Wer ihn unterstützte, war ihm willkommen; für den hatte er auch Concessionen bei der Hand — nur daß sie ihm nicht das Steuer verrücken durften; die Regierung, sagte er, laufe Niemandem nach. Die alten Freunde blieben ihm die liebsten Bundesgenossen; aber da sie sich ihm versagten, wurden es die Liberalen und danach an ihrem Theil die Clericalen unter ihrem welfischen Führer. Und so wenig er den Conflict wünschte, fürchtete er auch ihn nicht mehr, als er sah, daß die Regierungen ihm stärkere Bürgschaften für das Reich darboten als das Parlament; er war entschlossen, eher den Reichstag aufzugeben als den Bund der Fürsten und Städte. Wohl hatte er Momente, wo er den Stab niederlegen wollte, wo er sich müde fühlte, todmüde, sagte er, verlassen und isolirt, erschöpft durch Krankheit, abgemattet immer noch mehr durch die Frictionen am Hof und in den Ministerien als durch die parlamentarischen Kämpfe. Aber diese dunkeln Stunden gingen vorüber, und mit erneutem Muth drang der Held vorwärts. Und es war doch nicht bloß der Wunsch und Wille seines Kaisers, der von seinem alten Diener nicht lassen wollte, was B. zum Aushalten zwang, auch nicht nur das „neue Band der Pflicht", an das er sich gefesselt sah, das Gelübde, das er sich gab, als er den greisen Herren von Mörderhand verwundet liegen sah: ebensosehr war es der Wille, sein Werk zu behaupten, war es der Glaube an den Sieg, und nicht zum wenigsten der Kampfeszorn des alten Streiters, der die Gegner gerade da mit verdoppelter Kraft anfiel, als er sah oder zu sehen glaubte, daß sie an der Arbeit wären, ihn vom Platz zu stoßen.

An diesem Punkte haben wir die primäre Ursache für die große Wendung in Bismarck's innerer Politik am Ende der siebziger Jahre zu suchen, und alle die andern Motive, die wir nannten, rangiren hinter ihr in zweiter oder

dritter Linie. Daß das Reich ausgebaut und auf eine stärkere Basis gesetzt werden müsse, war ja freilich die gemeinsame Ueberzeugung aller Parteien, die sich zu ihm bekannten, zumal derjenigen, welche sich bei ihrem ersten Auftreten als die nationale Partei schlechthin bezeichnet hatte; und auch darüber war kein Streit, daß das erste Bedürfniß die finanzielle Selbständigkeit des Reiches wäre. Dieses Bedürfniß war, wie B. bei der großen Debatte über die Zollreform am 2. Mai 1879 hervorhob, schon bei der Gründung des Reiches anerkannt worden: die Reichsverfassung selbst setze voraus, daß der Zustand der Matricularbeiträge ein vorübergehender sein solle, bis Reichssteuern eingeführt wären. Er erinnerte an die Verhandlungen, die in dem constituirenden Reichstage darüber gepflogen waren, namentlich an die sehr eindringliche und überzeugende Rede, die Miquel damals gegen die Matricularumlagen gehalten habe; sie seien, hatte der nationale Führer erklärt, gleichbedeutend mit der finanziellen Anarchie in ganz Deutschland. Erst über die Frage der Beschaffung der Mittel und die damit zusammenhängenden organisatorischen Fragen erhob sich der Zwiespalt.

Als sein eigenes Steuerideal hatte B. seit Jahren das indirecte System bezeichnet; schon in seinem ersten Steuerprogramm, von 1869, waren die Artikel des Massenverbrauchs, Bier, Branntwein, Wein, Thee, Kaffee, Taback als die passenden Objecte genannt worden. Seine Ansicht pflegte der Kanzler damit zu begründen, daß die indirecten Steuern weniger drückend empfunden würden, als die directen, die mit einer gewissen eckigen Brutalität auf den Pflichtigen lasteten, und daß die unteren Schichten in demselben Maaße, wie die indirecten Steuern wüchsen, von den directen befreit oder erleichtert werden könnten. Die Klassensteuer, dies „barbarische“ System, das Preußen nur noch mit Rußland und der Türkei gemeinsam habe, diese Besteuerung des „Kopfes, des Lebens, des Athems“, wollte er ganz abschaffen, die Einkommensteuer nur als eine Ehren- und Anstandssteuer für die reichen Leute bestehen lassen. Man solle, sagte er, seitens der Parteien doch nicht immer bloß darauf sinnen, wie man Bürgschaften gegen eine der Verfassung nicht treue Regierung finde; auf beiden Seiten müsse man doch eine ehrliche, vernünftige, gesetzliche und verfassungstreue Gesinnung und Absicht voraussetzen, sonst komme man ja überhaupt aus den Hemmnissen, aus dem gegenseitigen Mißtrauen, aus einem gewissen gegenseitigen Verschanzungskampfe und Ringen nach Macht im Innern gar nicht heraus, komme über diesen Streitigkeiten nicht dazu, zu erwägen: wie sitzt der schwere Steuerrock dem Volke am bequemsten, oder vielmehr, wie läßt er sich am bequemsten tragen? Denn ganz bequem sitzt der Steuerrock niemals. Es ist immer besser, man hat keinen.

Aber gerade mit diesen Worten, die er im Beginn der Krisis, im März 1877 gebrauchte, wies B. auf die zu Grunde liegende, tiefere Differenz hin. Die indirecten Steuern, mochten sie sich nun als Zölle, Auflagen oder Monopole darstellen, bedeuteten in jedem Falle eine Machtvermehrung für die Regierung und eine Schwächung des Parlamentes, denn sie hemmten die parlamentarische Controle und trugen durch die Organisation, die sie nöthig machten, durch das Heer von Beamten und Angestellten aller Art, ohne die besonders die Verwaltung der Monopole garnicht denkbar war, den Einfluß der Regierung in Kreise, die ihr bisher verschlossen waren; das Erwerbsleben breiter socialer Schichten machten sie unmittelbar von ihr abhängig. Während sie aber die Macht der Centralregierung so gewaltig verstärkten, waren sie dennoch auch den Einzelstaaten willkommen. Denn schon die neuen Einnahmen aus den Zöllen, die im Laufe eines Jahres um das Vierfache stiegen, entlasteten diese nicht nur von den Matricularbeiträgen, die mit den Jahren

immer drückender geworden waren, sondern brachten sie sogar durch die Franken-stein'sche Clausel in die glückliche Lage, die Ueberschüsse des Reiches in die eigenen Cassen fließen zu sehen. Auch mußte es wol von den Regierungen zu Stuttgart oder München ebenso angenehm empfunden werden wie in Berlin, ihren eigenen Kammern gegenüber unabhängiger dazustehen. Vor allem aber entsprach das indirecte System dem föderativen Charakter des Reiches. Es gehörte zu den Institutionen, an denen die Bundesstaaten, ein jeder nach dem Maaße seiner Macht und als ein geschlossenes Ganzes, unmittelbar betheiligt waren, und die ihnen, indem sie sie an das Reichsinteresse fesselten, dennoch innerhalb der gemeinsamen Schranken ihre Selbständigkeit verbürgten. So kam es, daß die neuen Steuervorlagen von den Ministern der Einzelstaaten in besonderen Conferenzen vorberathen und danach von dem Bundestage meist einmüthig vor dem Reichstage vertreten wurden; derselbe schwäbische Minister, der beim Ausbruch des deutschen Krieges Preußen mit dem Schicksal Roms nach der Schlacht an der Allia bedroht hatte, wurde jetzt der Vorsitzende der Zollcommission und der intime Berather Bismarck's. Nicht einmal der Monopolgedanke that den Einzelstaaten sonderlich weh; und wenn die süddeutschen Regierungen außer Württemberg im Bundesrath gegen das Tabacksmonopol votirten, so folgten sie dabei wesentlich dem Druck, den ihre durch die Tabacksinteressenten beherrschten Kammern auf sie ausübten. Nur das Eisenbahnmonopol, das Bismarck's Machtwille ebenfalls für das Reich gewinnen wollte, stieß auch bei den Mittelstaaten auf Widerstand; denn dies brachte ihnen doch die centrale Gewalt allzu nahe und drohte in das Räderwerk ihrer eigenen Verwaltung störend einzugreifen. Sie kauften, um der Gefahr zu entgehen, schleunigst die Privatbahnen innerhalb ihrer eigenen Grenzen auf und zwangen B. dadurch zu dem Umwege, zunächst nur für Preußen die Verstaatlichung der Bahnen durchzuführen.

Wären die Liberalen consequent geblieben, so hätten sie die Gesammtheit der indirecten Steuern bekämpfen müssen, denn ihren ersten und obersten Zielen widersprach ein System, welches die föderative Grundlage des Reiches soviel stärker machte, durchaus. Gerade die nationalliberale Partei hatte einst ihren Ruhm darin gesucht, die nationale Einheit, die Centralgewalt, welche dem „öden Sonderthum" ein Ende machen sollte, aufzurichten; nur als einen „ersten unentbehrlichen Schritt auf der Bahn zu dem in Freiheit und Macht befestigten deutschen Staate" hatte ihr Programm vom Juni 1867 das im Norddeutschen Bund geschaffene Werk bezeichnet. „Der Beitritt Süddeutschlands," heißt es darin, „welchen die Verfassung offen hält, muß mit allen Kräften und dringlich befördert werden, aber unter keinen Umständen darf er die einheitliche Centralgewalt in Frage stellen oder schwächen." Und nun wurden ihnen Pläne vorgelegt, welche nicht nur ihren unitarischen Wünschen ein Ende machten, sondern auch alle „Unvollkommenheiten", die sie mit der Zeit auf „verfassungsmäßigem Wege" ausmerzen wollten, das mangelhafte Budgetrecht, das Fehlen verantwortlicher Reichsminister, die Gefahren bureaukratischer Bevormundung und Reglementirung zu verewigen drohten.

Aber das Unglück wollte, daß das Reich bereits bei seiner Gründung auf die indirecten Steuern angewiesen war, und nur den Einzelstaaten die directen überlassen waren. Also hätten die Liberalen, wenn sie auf einem Wege, der mit ihren Principien besser übereinstimmte, größere Einnahmen erzielen wollten, die Verfassung des Reiches ändern müssen; sie hätten die Positionen, die B. geschaffen hatte und die er nicht mehr, wie einst die preußische Krone allein, sondern an der Spitze sämmtlicher Regierungen vertheidigte, erstürmen müssen. Daran war nun freilich ebensowenig zu denken

als daran, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen. Es mußte etwas geschehen; das Reich selbst hätte sonst nicht mehr bestehen können; und also mußte, wer nicht auf den Standpunkt absoluter Negation treten mochte, sich eben fügen. So lange die Milliardenfluth währte, konnte man sich am Ende noch über den Grundschaden hinwegtäuschen; als sie, nur allzu bald, verlaufen war, klaffte der Zwiespalt um so weiter auf. Ohne Frage müssen wir uns aus diesem Zwang der Lage zum guten Theil die Unfruchtbarkeit erklären, mit der die Steuerpläne der vorwaltenden liberalen Gruppe und der ihr affiliirten Minister geschlagen waren, und den Charakter der Halbheit, den sie alle an sich trugen. Bezeichnend dafür ist der Antrag, für den Rudolf v. Bennigsen einmal eintrat, den Kaffeezoll zu bewilligen, aber denselben der jährlichen Controle des Reichstages zu unterwerfen.

Es war eine Wiederholung der Vorgänge von 1860. Wie damals Regierung und Liberale über die Nothwendigkeit der militärischen Verstärkung Preußens einig gewesen waren, so waren sie es jetzt über die der finanziellen Befestigung des Reiches. Und wie damals der Streit erst bei der Frage der Organisation begann, so auch jetzt: was in Preußen die Militärreform, das wurde im Deutschen Reich die Steuerreform, der Anstoß, der die Krisis zum Ausbruch brachte, der Brennpunkt, um den sich die feindlichen Kräfte sammelten. In beiden Fällen waren es technische Fragen, um die sich der Streit drehte. Aber das Wesen des Conflictes war darin nicht erschöpft, sein Kern lag tiefer. Unter der alten „Neuen Aera“ war es Preußens Krone gewesen, die sich in ihrer Macht bedroht, in ihrer Eigenart von dem Liberalismus angegriffen sah: unter der im Reich war es die verbündete Macht der deutschen Territorialstaaten, die sich gegen den erneuten, freilich schon matt gewordenen Andrang des Liberalismus zur Wehre setzte. In beiden Fällen stand das monarchische Princip dem parlamentarischen, und der particulare Wille dem unitarisch gerichteten gegenüber.

Aber noch viel mehr als in dem alten, ging in dem neuen Conflict der Strom gegen den Liberalismus. Denn nicht bloß das Reich, sondern auch die nationale Wirthschaft drohte der Blutarmuth zu verfallen. Wir erörtern hier nicht, ob die seit 1873 so plötzlich und gewaltsam eintretende industrielle Krisis in Deutschland durch das allzulange Verharren im Freihandel, wie B. meinte, hervorgerufen war, oder ob nicht vielmehr die Handelsconjunctur und die Ueberspannung des Creditwesens die wesentlichen Ursachen waren — genug, daß die Auffassung, welche B. geltend machte, in den industriellen Kreisen selbst weithin getheilt wurde und, wie in der öffentlichen Meinung, so unter den Reichstagsparteien überzeugte und eifervolle Anhänger fand. Indem dann aber B. diese Strömung benutzte und seiner Politik dienstbar machte, brachte er, zumal als er damit die wachsende Noth der deutschen Landwirthschaft combinirte und das Schlagwort von dem Schutz der gesammten nationalen Production unter die Massen warf, das Quecksilber der Zersetzung in die ihm widerstrebenden Richtungen und sammelte von rechts und links einen Heerbann, der ihm jubelnd auf dem Wege, den er bahnen wollte, folgte. Die conservativen wie die liberalen Parteien wurden davon in gleicher Weise ergriffen; ihre alten Namen blieben, aber ihr Wesen und ihre Programme wandelten sich unter dem Druck der von dem Kanzler geleiteten Bewegung. Die Aussicht, Schutz für ihre landwirthschaftlichen Producte zu gewinnen, zog die alten Freunde Bismarck's fast als die Ersten aus ihrem Schmollwinkel herbei; diese Hoffnung ward für sie vielleicht der stärkste Antrieb, um die Versöhnung mit ihm und dem Reichsgedanken, die er so lange vergebens angestrebt hatte, herbeizuführen. Zugleich erweiterte sich dadurch der Kreis ihres Einflusses über die

preußische Sphäre hinweg; blieben die ostelbischen Provinzen auch ihre Domäne, so fanden sie doch auch im Westen und Süden neue Anhänger und rechtfertigten auch dadurch den Namen einer deutsch-conservativen Partei. Wie das particularistische Element in derselben zurücktrat, so änderte sich auch ihr socialer Charakter. Den Kern bildeten immer noch die alten Standesgenossen des Kanzlers, aber das gemeinsame agrarische Interesse führte ihnen, unter der Mitwirkung der antisemitischen Bewegung, aus den Schichten der bürgerlichen Grundbesitzer und bald selbst der Bauern und der Kleinbürger Bundesgenossen in Massen zu, Kreise, die während des Conflicts, zur Zeit, als der Freihandel den agrarischen Interessen gedient hatte, ihnen meist fern und vielfach auf Seiten der Opposition gestanden hatten. In den großen Industriebezirken des Westens waren es die kapitalkräftigsten Elemente der nationalliberalen Partei, die Fabrikanten, welche durch die Parole des Schutzzolls für die Politik Bismarck's gewonnen wurden und einen nicht unbedeutenden Theil ihrer politischen Freunde hinter sich herzogen. Die Spaltung in der Partei, die seit ihrer Gründung niemals ganz gehoben war, trat dadurch immer schärfer hervor. Auf der andern Seite mußte, wer noch an den alten politischen Zielen des Liberalismus festhielt, immer mehr den commerciellen und capitalistischen Interessengruppen zugedrängt werden, welche sich durch die neue Wirthschaftspolitik des Kanzlers direct bedroht glaubten und den Doctrinen huldigten, die von jeher ein specifisch liberales Gepräge getragen hatten. Dadurch wurden auch sie in die Entwicklung hineingezogen, welcher die mehr nach rechts stehenden Richtungen erlagen, der Durchsetzung ihrer politischen Programme mit wirthschaftlichen Fragen; der Spiritus der politischen Ideale verflog allenthalben, und das Phlegma der materiellen Interessen blieb zurück.

Dem Kanzler konnte diese durchgehende Abwandlung nicht unwillkommen sein. Entsprach sie doch im Grunde dem Zweck und der Competenz, die er von jeher der Volksvertretung gesetzt hatte. Es waren die Sachen, quae numero et pondere dicuntur, die er schon in Frankfurt als dem deutschen Landsmann besonders werthvoll angesehen hatte, der Interessenkreis, dessen Wahrung er in der oft genannten Denkschrift von 1861 als die wesentliche Aufgabe des nationalen Parlamentes angesehen hatte. Und diese Fragen umschlossen in der That das Ziel, das er gerade jetzt seiner inneren Politik stellte: es galt nicht mehr, die Grundfragen der nationalen Politik zu lösen, sondern alle die Wohlfahrt und Kraft der Nation verbürgenden Elemente zu sammeln und zu entwickeln. „Das Volk ist es müde," rief er seinem Gegner auf der Linken zu, „sich mit hoher Politik und mit Fractionspolitik zu beschäftigen. Es will seine praktischen Interessen wahrgenommen sehen, die Streitigkeiten der Fractionen halten es davon ab und sind ihm langweilig, und das werden Sie finden bei dem Ausgange der Wahlen, und wenn nicht bei diesen, dann bei den folgenden" (5. Mai 1881).

Dies ward der Schlachtruf, mit dem der Kanzler die Elemente um sich sammelte, aus denen er sich in diesen Jahren eine Majorität zu schaffen suchte, und den er soweit verschärfte, daß er fast wie ein Appell an die Besitzenden lautete. Alles, was an der staatlichen Ordnung hängt, alles, was an dem wirthschaftlichen Flor der Nation interessirt ist, ruft er herbei. Ihnen stellt er das „gelehrte Proletariat" gegenüber, aus dem sich die „Vorarbeiter der Revolution" rekrutiren, die „Klopffechter in den Volksversammlungen", die „gewerbsmäßigen Volksvertreter", die „Fractionsparticularisten", welche über der Partei die Nation vergessen. „Es sind", so schreibt er an König Ludwig, „die studirten und hochgebildeten Herrn, ohne Besitz, ohne Industrie, ohne Erwerb, welche entweder vom Gehalt im Staats- und Gemeindedienst oder von der Presse,

häufig von beiden, leben und welche im Reichstage erheblich mehr als die Hälfte stellen, während im wählenden Volke ihre Anzahl einen geringen Procentsatz nicht überschreitet. Diese Herren sind es, welche das revolutionäre Ferment liefern und die fortschrittliche und nationalliberale Fraction und die Presse leiten." Sie gilt es, abzusprengen, und die wirthschaftliche Reform selbst muß das Mittel werden: „Die Sprengung ihrer Fraction ist nach meinem unterthänigsten Dafürhalten eine wesentliche Aufgabe der erhaltenden Politik, und die Reform der wirtschaftlichen Interessen bildet den Boden, auf welchem die Regierungen diesem Ziele mehr und mehr näher treten können."

Seine Hoffnungen betrogen ihn, soweit es die auf dem nationalen Boden stehenden Fractionen betraf, nicht. Der Riß in der nationalliberalen Partei wollte sich nicht wieder schließen, und ebenso mißlang der Versuch, die Secession und den Fortschritt zu einer großen liberalen Partei zu verbinden. Vereinigt wurden sie erst recht in die Enge getrieben und an die Wand gedrückt. Die Nationalliberalen fanden ihrerseits nach schweren Verlusten im Anschluß an die Regierung wieder ein Mittel, um vorwärts zu kommen; aber aus ihrem Programm war mittlerweile fast Alles verschwunden, was an ihre liberale Vergangenheit, an die weitgesteckten Ziele ihrer ersten Zeit erinnerte, und weder an Zahl noch an innerer Bedeutung konnten sie sich wieder auf ihre frühere Höhe erheben.

Nur zwei Parteien gegenüber versagte Bismarck's Politik vollständig. Das waren diejenigen, die in den siebziger Jahren von ihm und den Liberalen als die rothe und die schwarze Internationale stigmatisirt waren, und die sich in der That als die unversöhnlichen Feinde des großen Kanzlers und seines Werkes gezeigt hatten.

Auch ihnen suchte der Meister der Staatskunst durch Spaltungsmanöver beizukommen. Und wenige Parteien boten auf dem Felde der wirthschaftlichen und socialen Interessen so viele schwache Stellen dar, als das Centrum. Aber hier sollte sich noch zeigen, was die Doctrin im politischen Leben vermag. Das ideale Interesse, das die schwarze Schaar zusammenhielt, war stark genug, um die schlesischen Magnaten und die rheinischen Fabrikanten, Agrarier und Städter, Gelehrte und Ungelehrte, Arbeiter und Bauern unter demselben Banner zu vereinigen. Daß die particularistischen Elemente der Partei in diesen Jahren, noch unter der Führung ihres welfischen Chefs, mehr zurücktraten, diente nur dazu, ihre Einheit zu befestigen; und das föderative Princip gaben sie darum nicht auf, es blieb einer der Paragraphen ihres Programms: beides Momente, die ihnen für die Verhandlungen mit dem Kanzler nützen mußten; sie hatten ihm dadurch etwas zu bieten. Die Zersetzung innerhalb der conservativen und liberalen Fractionen gereichte ihnen zu neuem Vortheil; in ihrer festen Geschlossenheit waren sie, wenigstens im Moment der Wahlen, willkommene Bundesgenossen für den, der mit ihnen sich einzulassen den Muth oder die Klugheit hatte. So blieb das Centrum die gegen das Reich aufgeführte „Breschbatterie", wie B. es im Beginn des Kampfes genannt hatte, der „Belagerungsthurm", wie er jetzt sagte, auf welchen auch andere Feinde der Regierung hinaufspringen konnten, „um den Mauerbrecher gegen sie einzusetzen", und der in sich selbst so beweglich war, daß er nach Belieben hin und her gerollt und auf jeden schwachen Punkt der Bastionen des Staates gerichtet werden konnte.

Auch B. suchte wiederholt mit dem Centrum Fühlung zu gewinnen und es für seine augenblicklichen Pläne auszunutzen. Denn so gut er wußte, daß mit der clericalen Partei kein ewiger Bund zu flechten sei, gab es doch Momente

in seiner Politik, wo ihm mehr daran gelegen war, sie, für den Augenblick wenigstens, als Ganzes auf seiner Seite zu haben, statt die Sprengungsversuche fortzusetzen: war es auch nur, um sie von ihren Bundesgenossen loszureißen; von seiner fremden Besatzung entblößt, mochte er hoffen, den Belagerungsthurm dann in die eigenen Mauern hineinziehen oder mit ihnen verbinden zu können. Es war das Manöver, das ihm bei den Nationalliberalen so überraschend geglückt war. Aber den Ultramontanen gegenüber versagte es völlig. Ihre Situation war so günstig, ihre Disciplin so vortrefflich, die Taktik ihres Führers so gewandt, daß sie sich den Griffen ihres großen Gegners stets entwanden und bei jedem Stellungswechsel immer in gemessener Entfernung und mit voll entwickelter Front ihm gegenüber standen. B. dachte wol auch an sich selbst, als er im Mai 1880, nach der ersten großen Enttäuschung, die ihm von diesem gefährlichsten seiner Gegner bereitet war, die Fractionen im Reichstage an die Erfahrungen erinnerte, die sie mit diesem Bundesgenossen erlebt hätten. „Ich wende," sprach er, „meine Klage gegen keine Fraction insbesondere; jede hat geglaubt, ab und zu am Centrum eine feste Anlehnung nehmen zu können, und hat sich gewundert, aber nach kurzer Zeit gewundert, wenn die Wand, an die sie sich zu lehnen glaubte, eine Schwenkung machte. Jeder greife da in seinen eigenen Busen!"

Da er die Gegner in der Front nicht fassen konnte, hoffte er sie durch Umgehung zu fangen, durch den Einbruch in ihr innerstes Lager. Er suchte die Stelle auf, an der die Entscheidung über die katholische Kirche lag. Die Freiheit der Kirche war es, für die Jene fochten oder zu fechten vorgaben. Wenn er nun den Herrn der Kirche für sich gewann, für dessen Freiheit und Unabhängigkeit sie gerade eintraten, als dessen unbedingte Diener sie sich gerirten, konnte er da nicht hoffen, ihre Schlachtreihen zu zersprengen? Mußte nicht ein Wort, auch nur der diskretesten Abmahnung, vom Papst gesprochen, genügen, um diesem unnatürlichen Bunde des katholischen Adels und der Priester mit allen Radikalen ein Ende zu machen? Konnte man dies nicht von der Weisheit des heiligen Vaters erhoffen, der nicht aufhörte, seine Friedensliebe mit immer gleicher Freundlichkeit zu erklären? Ließ sich nicht am Ende erwarten, daß die Curie, wenn nicht anderen Erwägungen, so vielleicht dem Druck, den die durch den neuen Dreibund so stark veränderte Constellation auf sie ausübte, zugänglich sein würde? Seitdem er mit Masella verhandelt, ließ B. nicht nach, die Sonde an dieser Stelle anzusetzen. Im September 1879, in der Pause zwischen den Besprechungen mit Andrássy über das deutsch-österreichische Bündniß und seinem Abschluß in Wien, empfing er in Gastein den Wiener Nuntius, Cardinal Jacobini, mit dem dann der Botschafter Fürst Reuß die Verhandlungen den Winter hindurch fortführte; im Februar 1882 wurde die Gesandtschaft an der Curie durch Herrn v. Schlözer, der schon früher bei diesen Verhandlungen thätig gewesen war, neu besetzt; drei Jahre später übertrug B. zum Erstaunen aller Welt dem Papste das Schiedsrichteramt in dem so plötzlich entfachten Streit mit Spanien über die Carolinen; und abermals zwei Jahre darauf appellirte er an die römische Autorität sogar in der eigensten Angelegenheit der Nation: er erwirkte einen Spruch, in dem der heilige Vater seinem deutschen Gefolge klar machte, daß die Unterwerfung unter das neue Militärgesetz Pflicht frommer Söhne der Kirche sei.

Zugleich aber lieferte B., eins nach dem andern, der päpstlichen Kirche die Bollwerke aus, die er im Kampf gegen sie errichtet hatte. Zwar einige, und nicht die unwichtigsten Positionen behauptete er; und stärker als sie vor dem Ausbruch der Fehde gewesen war, blieb die Regierung. Und immer war der Meister der Diplomatie darauf bedacht, das eine Schwert durch das andere

in der Scheide zu halten. Aber er zögerte doch nicht lange, auch dann noch entgegenzukommen, wenn der Gegenpart zähe und zweideutig blieb. Er zeigte unverhohlen, daß er den religiösen Frieden wiederherstellen, daß er den Gewissensdruck, der auf den katholischen Unterthanen lastete, von ihnen nehmen wollte. Darum begann er mit den praktischen Concessionen: die Bischöfe durften aus dem Gefängniß, aus der Internirung zurückkehren; viele Hunderte von Pfarrern wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt; aller Orten begann man wieder die Messen zu lesen, die Sacramente zu spenden. Die Absicht in Allem war, die katholische Fraction zu isoliren, ebenso sehr den Massen ihrer Wähler wie dem Papste und, wo möglich, auch den Bischöfen gegenüber. B. wollte den preußischen Katholiken den Beweis liefern, daß er im Einverständniß sei mit dem Papste, der höchsten Autorität ihres Bekenntnisses, und daß es nur noch der „Fractionsparticularismus“ der Parlamentsredner sei, der sich dem Frieden entgegenstemme. Auch hier gelang es ihm, die andern Parteien, selbst diejenigen, die ihm im Kulturkampf den lautesten Beifall gezollt hatten, hinter sich herzuziehen. Am sprödesten war das Centrum selbst; gegen sein Votum kam am 28. Juni 1880 das erste Friedensgesetz, das die Diöcesanverwaltung neu ordnete und die Beseitigung des Priestermangels ermöglichte, zu Stande. Als aber der preußische Episkopat unter Bischof Kopp's kluger Leitung für die Regierung gewonnen und die Anzeigepflicht endlich erlangt war, wurde auch die clericale Fraction williger, und im Frühling 1886 konnte B. im Herrenhaus verkündigen, daß der Friede geschlossen und die Grenzlinien zwischen Staat und Kirche neu gesichert seien.

Wenn aber der Kanzler wirklich je gehofft hatte, die „unpolitische“ Partei, die sich in die Bezirke des nationalen Staates eingedrängt hatte, zu beseitigen, so war sein Ziel nicht erreicht. Weder wurden die Wähler den Wortführern des deutschen Katholicismus im Parlamente untreu, noch das Band, das sie mit dem Herrn ihrer Kirche verknüpfte, auch nur um Weniges gelockert. Sie legten ihre Rüstung nicht ab, und dieselbe bot beim Abschluß des Kampfes an keiner Stelle auch nur den leisesten Riß, in den das Schwert des Staates hätte eindringen können. In jedem Moment mußte der Kanzler darauf gefaßt bleiben, die stärkste der Parteien so geschlossen wie nur je mitten unter den radicalsten Gegnern des Reiches zu finden.

Hatte B. bei dem Centrum die Künste der Diplomatie in Anwendung gebracht, immer darauf bedacht, eine Brücke des Verständnisses zu bauen, so war seine Loosung gegen die Socialdemokratie gerade umgekehrt der Kampf; ihr gegenüber hatte er alle Brücken abgebrochen. Denn von den wirthschaftlichen Interessen aus den Keil einzusetzen, war gegen diesen Gegner von vorn herein ausgeschlossen, da dieselben ja gerade das Ferment bildeten, das die Partei zusammenschloß. Sie war die Partei des Proletariats, der wirklich Besitzlosen, der Enterbten, der im rohen Spiel der wirthschaftlichen Kräfte Verlorenen, die sich gegen die Drohnen, die Satten in der Gesellschaft auflehnten und sich an ihre reichbesetzte Tafel drängen wollten. Die Gleichheit der materiellen Interessen war der festeste Kitt für die Massen, viel stärker als die revolutionären Programme, durch welche ihre Führer die Flammen der Zwietracht zu schüren suchten. Ich weiß nicht, ob B. jemals erwartet hat, daß auch dies Feuer in sich ausglühen könnte; jedenfalls aber richtete er seit den Mordanfällen auf den Kaiser alle seine Gedanken darauf, es niederzutreten. Dies ward der stärkste Schlachtruf, durch den er den Heerbann der Ordnungsparteien zusammenrief, ein neues Mittel zugleich, um die Elemente der bürgerlichen, besitzenden Classen, die seinen Zielen widerstrebten, von den ihnen politisch nahestehenden Schichten weiter abzudrängen.

Dennoch verzweifelte B. auch diesem Feind gegenüber nicht daran, ihn in sich selbst zu zerspalten. Die politische Organisation sollte zersprengt werden; gegen die Führer der Partei, die eigentlichen Revolutionäre, kannte er keine Gnade: aber die Masse der Partei hoffte er von ihnen ablösen zu können und für den nationalen Gedanken zu gewinnen, zu Mitinteressenten an der Macht, die er aufgerichtet hatte, zu machen. In diesem Sinne begann er das Werk, das, der Idee nach, vielleicht als sein größtes bezeichnet werden muß, das Werk der socialen Reformen. Auch in ihm knüpfte er an Ideen seiner früheren Jahre, an die großen Traditionen der preußischen Krone an, in denen er aufgewachsen war. Ihre werbende Kraft sollte sie wiederum den Massen gegenüber bethätigen, die mehr noch durch die wirthschaftlichen Evolutionen des Jahrhunderts als durch die revolutionären Ideen und die politischen Umwälzungen von dem Stamme, mit dem sie einst so fest verbunden gewesen, abgelöst worden waren. Diese Gedanken hatte er schon im Beginn seines Ministeriums vertreten, damals im Verein mit seinen altconservativen Freunden Blanckenburg und Wagener, der ihm darin vor Anderen in diesen Jahren zur Hand ging. Schon im Frühjahr 1863 hatte er die Schaffung von Altersversorgungsanstalten angeregt und eine Commission durchgesetzt, welche die Arbeiterfrage discutirte; über Arbeitszeit und Arbeitslohn, über Frauen- und Kinderarbeit, über Nachweis und Verschaffung von Arbeitsgelegenheit, über Sicherstellung der Arbeiter im Falle von Krankheit, Unfällen und Invalidität hatte er längst Erhebungen anstellen, Denkschriften ausarbeiten lassen. Im Zusammenhang mit diesen Ideen war er eben auf die Einführung des allgemeinen Wahlrechts gekommen, als eines Mittels, „um die gesunden Elemente, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, wieder in Berührung mit der höchsten Gewalt zu bringen“. Immer war es die Pflicht der Monarchie, wodurch er sich leiten ließ. Das war der Sinn der stolzen Antwort, die er auf der Höhe des Conflictes der in die Doctrinen der Bourgeoisie verliebten Opposition gab, als sie ihm den Empfang der hungernden schlesischen Weber durch den König vorwarf; er erinnerte sie an das Wort des jungen Friedrich: Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux.

Hier aber sah auch er die Schranke dieser Pläne. Denn das Höchste, das unbedingt zu Erhaltende blieb die Macht, weil sie die Bedingung war für alles Andere: die Macht des Staates, die Wohlfahrt der Nation durfte nicht in Frage gestellt werden: nur innerhalb ihrer Grenzen konnten die Reformen zur Ausführung gelangen. Demgemäß stellte B. solche Pläne zurück, welche der Revolution Waffen geliefert, die Organisation, die er zerstören wollte, gestärkt hätten, um desto mehr die Reformen zu betreiben, welche die positiv schaffende Macht des Staates für sich verlangten und damit sie selbst erhöhten.

Der Kaiser stand diesmal ganz bei seinem Kanzler; mit freiem Verständniß, mit dem warmen Eifer seines reinen Herzens und seines monarchischen Pflichtgefühls unterstützte er die heroische Unternehmung. Aber er war auch, wie B. in bitterem Humor sagte, sein „einziger Fractionsgenosse“. Den Parteien gegenüber stand B. auch jetzt wieder so einsam da wie jemals früher; er war wieder der „Kugelfang für alle Geschosse der Reichsfeinde“. Die Linksliberalen sahen sich selbst bedroht; wie die Reform denn in der That für B. ein neues Mittel wurde, um jene noch weiter von ihren rechtsstehenden Freunden hinwegzutreiben; sie warfen seinen Ideen Verwandtschaft mit den Utopien der Socialisten vor, die er dadurch gerade bekämpfen wollte, und prophezeiten laut das rettungslose Hinabgleiten des Staates in den Abgrund der socialistischen Revolution. Aber auch bei den eigenen Anhängern fand er nur lau und langsam Hülfe.

Angst und Mißtrauen vor der Verwegenheit seiner Pläne begegneten ihm von allen Seiten. Die Großindustriellen folgten wohl nur, weil Bismarck's Zollpolitik sie an ihn fesselte, die Großgrundbesitzer im Osten, weil ihre wirthschaftlichen und politischen Interessen durch ihn gesichert wurden. Er aber verlor keinen Augenblick den Glauben an sein Werk, und den Willen zu siegen. Die Niederlage, die er gleich bei der ersten Vorlage des Krankenkassengesetzes erlitt, erschreckte ihn nicht. Nur um so höher wuchs der Muth des gewaltigen Kämpfers. Durch seinen Kaiser und die verbündeten Regierungen gedeckt, achtete er nicht die Warnungen der Freunde, die Drohungen der Gegner, den Hohn, mit dem die Socialdemokraten die „Bettelrenten", die „Almosen" des Staates zurückwiesen. Gerade jetzt bewog er den Kaiser, in den erhabenen Worten der Botschaft vom 17. November 1881 das ganze Programm der Reformen zu verkündigen; bei seiner kaiserlichen Pflicht und vor Gottes Angesicht erklärte der greise Herrscher, daß er aus der Welt mit dem Bewußtsein zu scheiden hoffe, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.

Was schließlich erreicht wurde, war lange nicht das, was B. erwartet und gewollt hatte. Er wollte das Reich unmittelbar als den Distributor der Gelder an die Invaliden der Arbeit aufstellen; in großen Reichsanstalten oder vom Reich geleiteten Corporationen sollte ihr Strom ein- und ausfließen; Reichszuschüsse sollten ihn verstärken. Statt dessen gingen aus dem Hader der Parteien drei Organisationen hervor, lückenhaft und schwerfällig, und schlecht in einander sich fügend. Die Einen bekämpften die Reichszuschüsse, die Anderen die Reichsanstalt, und fast Alle zusammen das Tabacksmonopol, das B. die Mittel für die Reform bringen sollte. Dennoch ist es ein Werk geworden, das seinen Meister loben wird, so lange unsere Staaten vor die Aufgabe gestellt sein werden, Macht und sociale Wohlfahrt mit einander zu verbinden. Und Niemand wird dem Schöpfer unseres Reiches jemals den Ruhm streitig machen können, unter den Socialreformatoren aller Zeiten als einer der Ersten genannt zu werden.

Aber das nächste Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreichte er auch auf diesem Felde nicht: die Heeresmassen, die der rothen Fahne folgten, vermochte er nicht aufzulösen. Der Rückgang der socialdemokratischen Stimmen, den die Reaction der öffentlichen Meinung gegen die fluchwürdigen Attentate und danach die Zertrümmerung der Parteiorganisation zur Folge hatten, war bald überwunden, und seit den Wahlen von 1884 blieb die Partei in unaufhaltsamem Vordringen. Ihre revolutionären Manieren blieben fort oder wurden gemildert, weniger wohl noch unter dem Druck des Ausnahmegesetzes und des meist leicht zu ertragenden Martyriums der von ihm betroffenen Führer, als durch die Ausbreitung selbst in den breiten Schichten, die nicht sowol von den radicalen Doctrinen als von dem Classenbewußtsein und der Hoffnung, ihre nächsten wirthschaftlichen Interessen so am besten zu sichern, geleitet und getragen wurden. Der Haß der Führer aber gegen den Verfolger blieb unvermindert, die Disciplin der Massen unerschüttert, und die Organisation allen Schlägen zum Trotz, die auf sie niederfielen, unzerbrochen. Auch 1887 war der Wahlsieg Bismarck's über die Socialdemokratie nur ein Scheinerfolg; der Ruf, daß das Vaterland in Gefahr sei, mußte wol die Parteien, die sonst Seite an Seite mit den Feinden des nationalen Gedankens an der Urne erschienen waren, von ihnen fort zwingen, und so verloren die Socialdemokraten, gemeinsam bekämpft, eine Anzahl ihrer neu eroberten Sitze. Aber ihre Wählerzahlen waren größer als jemals zuvor, um in drei weiteren Jahren sich zu verdoppeln.

Ausgang.

Dennoch konnte der große Minister auf diese letzten Jahre seiner Kämpfe mit berechtigtem Stolze zurückblicken. Der Aufstieg seiner Politik war doch unaufhaltsam gewesen; zum ersten Mal in seinem Leben sah er eine Majorität im Reichstage um sich, die ihm folgte, ohne ihn zugleich ihre Macht fühlen zu lassen. Immer höher wuchs seine wuchtige Gestalt über der Nation empor, immer breiteren Raum nahm sie in den Herzen der nationalen Jugend ein; in diesen Jahren konnte der Gedanke Platz greifen, daß es nur eine nationale Partei geben dürfe, die Partei Bismarck's schlechthin; Keiner machte ihm mehr das Herz seines Kaisers streitig; innig verbunden, wie der Freund zum Freunde, hielt der greise Herrscher zu seinem Kanzler. Glorreich ging die Lebenssonne Kaiser Wilhelms unter, wie schwer sie auch umdüstert ward durch das persönliche Leid, das den Ehrwürdigen, den Vater des Vaterlandes traf, der Tod des blühenden Enkels und die schreckliche Krankheit, die das tragische Geschick seines Sohnes vollendete.

Würde das System, das B. errichtet und das mit Sieg gekrönt schien, die Katastrophe überdauern? Das war die Frage, vor die der Tod des alten Kaisers ihn und die Nation stellte. Die Regierung Kaiser Friedrich's war zu kurz, und er selbst zu krank, als daß sie schon unter ihm hätte entschieden werden können. Auch er war in den letzten Jahren dem Kanzler näher gekommen; seine Ueberzeugungen hielten jetzt etwa die mittlere Linie ein, auf der die Parteien des Cartells sich bewegten; in der auswärtigen Politik stand er bei B., in der Frage der bulgarischen Heirath unterwarf er sich dessen Rathschlägen, wie schwer es auch seinem zarten und treuen Herzen ankommen mochte, den Interessen des Staates die Wünsche der Seinen zu opfern. Wäre Hoffnung auf seine Gesundung gewesen, so wären auch unter ihm die Conflicte zwischen ihm und dem Kanzler schwerlich ausgeblieben; die Entlassung des Ministers von Puttkamer deutete bereits auf neue Stürme hin. Aber die Tage des edlen Fürsten waren gezählt, und in dem Enkel Kaiser Wilhelm's schien ein Herrscher zu kommen, der entschlossen war, auf den Bahnen seines Großvaters mit dem Kanzler zu gehen.

Schon aber kündigten sich neue Kämpfe an. Nur, wenn das Cartell zusammen blieb, konnte B. darauf rechnen, seiner inneren Gegner Meister zu bleiben. Und selbst dann wäre es ihm schwer geworden, ihrem Andrange zu widerstehen. Denn die Majorität, über die er gebot, war klein genug, und die Vereinigung seiner Gefolgsgenossen brachte auch die Gegner dazu, sich um so fester aneinander zu schließen. Die Mittellinie des Cartells lag doch mehr nach der Seite der Nationalliberalen hin. Gerade diese aber wurden von den Feinden am heftigsten bedrängt, und ihre Wahlkreise lagen meist mitten in deren Bezirken; es war evident, daß sie bei den nächsten Wahlen nicht nur den stärksten Anprall aushalten müßten, sondern auch zum guten Theil erliegen würden, und schon darum kaum noch zu erwarten, daß eine neue Majorität auf der alten Grundlage zu Stande kommen würde. Auch war nicht zu hoffen und nicht einmal zu wünschen, daß das Schlagwort, das die Wahlen von 1887 so glänzend gestaltet hatte, abermals gebraucht werden könnte; denn der europäische Friede, der doch die Grundlage für Bismarck's Politik bildete, war zu keiner Zeit gesicherter gewesen. Der Kanzler aber war, wie wir wissen, nicht der Mann, um sich einer Partei ganz zu ergeben: über dem Willen der Parteien stand ihm jeder Zeit der Wille des Staates. Das Bündniß zwischen den conservativen und den liberalen Gruppen, das er geschaffen, war auf den Moment berechnet gewesen. Falls die Conjunctur sich

änderte, mußte auch sein Interesse an dem Cartell geringer werden. Sehr bald wurde es deutlich, daß das Gleichgewicht, das B. zwischen den „staatserhaltenden" Parteien geschaffen hatte, nicht mehr aufrecht zu erhalten war; schärfer und schärfer traten die eingeborenen Gegensätze heraus, und gerade aus den Kreisen der ältesten Freunde des Kanzlers, und die ihm noch immer nahe standen, wurden die Steine auf die verbündete Partei hinübergeworfen.

Parallel damit gingen Zersetzungserscheinungen in den oberen Regionen des preußischen Staates, Conflicte, in denen höfische Intriguen und Parteicabalen zum Ausdruck kamen; die Frictionen, die in den letzten Jahren des alten Kaisers fast eingeschlummert waren, kündigten sich von neuem an. Doch schien es zunächst, als ob das Vertrauen, das B. auf den neuen Herrn gesetzt hatte, gerechtfertigt bleiben würde; bei mehr als einer Gelegenheit, auch da, wo, wie in dem Falle Geffcken, der heiße Zornmuth des Kanzlers aus den Schranken brach, hielt der junge Herrscher zu ihm. Wir fragen nicht, ob dem sonst so klaren Blicke des Ministers die neuen Verhältnisse in Berlin, dem er in dieser Zeit meist fern blieb (er war fast ununterbrochen auf seinen Gütern), nicht mehr so deutlich gewesen sind wie die alten; viel zu wenig können wir heute schon darüber sagen; auch ziemt es sich kaum, schon jetzt tiefer in dieselben einzudringen. Genug, daß die Krisis, die sich lange vorbereitet hatte, seit dem Herbst, als die Regierung sich zur letzten Session des Reichstages rüstete, und die neuen Wahlen, die zum ersten Mal die Volksvertretung auf fünf Jahre constituiren sollten, vor der Thüre standen, unabwendbar heranzog.

Der Conflict, der nun entbrannte und schon im März zu der Katastrophe führte, hatte aber doch nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, in den Persönlichkeiten, in dem natürlichen Gegensatz zwischen dem thatkräftigen jungen Monarchen und dem herrschgewohnten Kanzler seine Ursache, sondern er war in der Lage des Staates selbst begründet. Es fragte sich, ob der Minister den Kaiser auf dem Wege, den er als unvermeidlich voraussah, und den er zu gehen entschlossen war, hinter sich herziehen würde. Mochte auch die parlamentarische Taktik wechseln, so war B. dennoch gewillt, die Frontstellung, die er gegen die radicalen Feinde seines Systems seit zehn Jahren eingenommen hatte, zu behaupten. Darauf deutete der Beschluß im October hin, das Gesetz, das die Socialdemokraten außerhalb des staatlichen Friedens setzte, nicht bloß aufrecht zu erhalten, sondern es dauernd zu gestalten; in diesem Sinne erging die Vorlage darüber an den Reichstag. Von den Cartellparteien waren Nationalliberale und Freiconservative bereit, sie anzunehmen, jedoch unter der Bedingung, daß der schärfste Zahn des Gesetzes, der Ausweisungsparagraph, aufgegeben würde. Für die Conservativen gab ihr Führer, Herr v. Helldorff, bei der zweiten Lesung am 23. Januar die Erklärung ab, daß sie das Gesetz in dieser Form bei der Schlußabstimmung ablehnen müßten. Aber er fügte hinzu: „Es gibt nur einen Fall, in welchem wir dafür stimmen werden, wenn nämlich die Regierung ausdrücklich im Hause erklärt, daß sie das Gesetz auch abgeschwächt annehmen wird. Dann müssen wir natürlich aussprechen: nicht wir regieren, sondern die Regierung, und wir werden zustimmen." Unter diesem Vorbehalt, den der Redner noch mit ein paar anderen Sätzen wiederholte, votirte die Partei an diesem Tage mit Ja, wodurch die Majorität hergestellt wurde. Am nächsten Tage, kurz vor 2 Uhr, traf B. aus Friedrichsruh in Berlin ein, wie es heißt, durch ein Telegramm seines Sohnes, des Grafen Herbert, herbeigerufen. Jedenfalls war der Entschluß zur Reise sehr plötzlich gefaßt worden; man hatte den Kanzler erst zum 27., dem Geburtstage des Kaisers, erwartet. Nachdem er dem Kaiser Vortrag gehalten, präsidirte er einer Sitzung des Staatsministeriums, in der die Haltung der Regierung bei der dritten Lesung,

die schon auf den 25. Januar anberaumt war, zur Berathung stand. Schon in ihr begegnete der Kanzler, wie versichert wird, abweichenden Meinungen unter seinen Collegen; sie zeigten sich geneigt, die abgeänderte Vorlage passiren zu lassen. Nicht anders soll, entgegen den Ausführungen Bismarck's, die Stimmung im Kronrath gewesen sein, der um 6 Uhr unter dem Vorsitz des Kaisers zusammentrat; man sei, so heißt es, schließlich übereingekommen, von einer Erklärung im Reichstage abzusehen, falls aber sich ie Majorität für die Beschlüsse der zweiten Lesung entscheide, das Gesetz anzunehmen. Ich wage nicht, über Vorgänge, die so wenig aufgehellt sind, etwas Sicheres zu sagen. Die Haltung der Regierung in der Debatte des folgenden Tages steht damit jedenfalls nicht im Widerspruch; Fürst B. war gar nicht erschienen, und der Minister des Innern replicirte zwar scharf gegen die Ausfälle Bebel's, aber den entscheidenden Punkt berührte er nicht. Die Conservativen aber handelten jetzt so, wie Herr v. Helldorff es angekündigt hatte: da von dem Tisch des Bundesraths die Erklärung, der sie sich hatten unterwerfen wollen, nicht erfolgte, stellten sie sich auf die Seite der Ultramontanen und der Radicalen; mit 169 Stimmen gegen 98 wurde das abgeänderte Gesetz verworfen.

Hat nun, das ist die noch ungeschlichtete Frage, die conservative Partei bei einem Beschluß, der Bismarck's letzte parlamentarische Schöpfung, das Cartell, zerbrach, selbstständig und durchaus unbeeinflußt gehandelt, oder glaubte sie dem Kanzler damit zu Willen zu sein, ist sie am Ende gar von ihm selbst irgendwie dahin dirigirt worden? Der Sinn einer so folgenschweren Entschließung kann nur gewesen sein, eine Verschärfung des Kampfes gegen die Socialdemokratie zu erreichen, den die Haltung der bisher befreundeten Fractionen und die arbeiterfreundlichen Pläne des Kaisers abzuschwächen bestimmt waren. Und daß hier die Differenz zwischen dem Kaiser und dem Kanzler lag, steht außer Frage. Hat B. also eine Politik einleiten wollen, die aus dieser Richtung hinwegführen mußte? Hat er das Cartell aufgeben oder es wenigstens in seine Bahn zwingen wollen? Hat er daran gedacht, sich eventuell wieder auf eine conservativ-clericale Combination zu stützen? Ist die Verhandlung mit dem Führer des Centrums am 12. März in diesem Sinne zu deuten? Hat der Kanzler vielleicht darauf gerechnet, daß ein Umschwung in der Stimmung des Landes erfolgen und ein verschärftes Socialistengesetz erlangt werden könnte? Daß die socialdemokratische Ueberschwemmung, welche die Wahlen des 20. Februar in drohende Nähe rückten, der Schreck vor revolutionären Gefahren die Massen der Wähler doch wieder im Falle einer Auflösung des neuen Reichstages der Regierung zutreiben könnte? Hat er vielleicht schon damit gerechnet, auf den Bundesrath, den Willen der vereinigten Regierungen gestützt, einer feindseligen Majorität des Reichstages dauernd entgegenzutreten? Daß er den Conflict an sich nicht scheute, wissen wir zur Genüge; er hatte ihn schon im Sommer 1879, im Beginn seiner letzten Kampfesperiode, in's Auge gefaßt. Dann also hätte der junge Kaiser fast im Beginn seiner Regierung die Stellung zu der Vertretung der Nation einnehmen müssen, in die sein Großvater in der äußersten Noth gedrängt war. König Wilhelm hatte damals die Hand Bismarck's ergriffen, weil ihm dieser allein von allen seinen Dienern in der ihm heiligsten Angelegenheit seines Lebens Hülfe versprach, und es war zu seinem Heil geschehen. Sein Enkel aber fürchtete gar keinen Conflict; er hoffte vielmehr durch eine Politik des Entgegenkommens, durch die Fortführung der socialen Reformen die Gefahren besiegen, die dem Staate feindseligen Massen zurückgewinnen zu können. Wir fragen nicht danach, für welche der genannten Eventualitäten wir uns entscheiden müssen. Viel zu brüchig ist der Boden, auf dem wir stehen, und zu

vagen Vermuthungen haben wir nicht zu greifen, wenigstens nicht auf diesen Blättern, für die der Grundsatz „Facta loquuntur“ die Regel sein muß. Und so mögen wir auch über die Ereignisse hinweggehen, die der Katastrophe unmittelbar vorangingen; denn nur im Lichte jener Fragen könnten sie aufgeklärt werden. Wie aber auch Alles sich entwickelt haben mag, daran werden wir wol festhalten dürfen, daß in jener klaffenden Divergenz der politischen Richtungen der Conflict zwischen Kaiser und Kanzler gegeben war, der zu der tragischen Lösung des 18. März geführt hat.

Wir stehen am Ende. Denn auch über der noch allzu frischen Wunde, welche der Sturz unseres Helden ihm selbst und dem Empfinden des deutschen Volkes schlug, bleibe der Schleier gebreitet.

Der Kanzler war der Freiheit zurückgegeben, die er einst freiwillig aufgesucht, der Waldeinsamkeit von Varzin und Friedrichsruh, in deren Schatten er seine größten Pläne geschmiedet, dem Landleben, dem seine schönsten Jahre gegolten, nach dessen Frieden als einem stillen Hafen des Glückes er sich so oft in aller Unruhe seines kampferfüllten Daseins gesehnt hatte. Nun war er veranlaßt worden, wider Willen die Muße aufzusuchen, das Werk aufzugeben, an das er mit ganzer Seele gekettet war, den Gegnern das Feld zu überlassen, denen er in einem Leben des Kampfes gegenüber gestanden hatte. Aber er blieb der Kämpfer, der er gewesen war. Er gewann es nicht über sich, zu schweigen; er trat auch jetzt seinen Feinden gegenüber, so wie er es gewohnt war, ohne sie zu schonen, mit voller Kraft, und dem Stolze, den ein Leben unerhörter Siege rechtfertigte; und er bewies der Welt, wie er es stets gethan, daß neben der Liebe auch der Haß das Bedürfniß und eine Kraft seines Geistes war. Und dennoch wich die Einsamkeit, die ihn in den ersten Monaten seiner Verbannung bedrückte, bald genug einem immer wachsenden Strom der Huldigung und Hingebung; immer leuchtender umfloß ihn der Glanz reinster Begeisterung; immer heißer entflammte die Liebe der Nation für den Begründer ihrer Einigkeit und Größe.

Und vor allem, das Werk fuhr fort seinen Meister zu loben. Wie oft war gesagt worden, daß in dem Neuen Reiche Alles nur auf den Einen und seine Gewalt zugeschnitten wäre. Wie schlimm hatten die Prophezeiungen gelautet, die ihn auf allen seinen Wegen, von Feind- und Freundesseite, begleitet hatten! Und wie fest, wie unerschütterlich, wie ganz sein Werk ist das Deutsche Reich geblieben! Friede schaffend, ohne ihn zu heischen, unangreifbar nach allen Seiten, der Vielheit seiner Staaten, dem nicht endenkönnenden Hader seiner Parteien, dem Wirrwarr der Interessenkämpfe und dem nie gestillten Zwiespalte seiner Confessionen zum Trotz hat es in der Nation ein Staatsgefühl entwickelt, das auch die extremsten Parteien, eben die, denen B. als der Todfeind gegenüberstand, dem Reichsgedanken zu unterwerfen begann: der Glaube an die Macht, an die Macht der Monarchie, der Otto von Bismarck beseelte, der der tiefste Quell war aller seiner Thaten, er ist ein Gemeingut von Millionen geworden, die in dem starken Hause, das er baute, wohnen.

Litterarische Notiz. Es erscheint mir nicht nöthig, eine nähere Angabe der Quellen, auf denen diese Studie ruht, zu geben, um so weniger, da ich einer Sonderausgabe genauere Belege anfügen werde. Zum größeren Theil ist überdies dieselbe Litteratur angezogen worden, die unter dem biographischen Artikel von Erich Marcks über Wilhelm I. genannt ist. Seitdem sind freilich zahlreiche Publicationen über Bismarck's Leben erschienen, viele davon erst

während der Ausarbeitung meines Artikels; sie konnten in demselben meist noch Verwendung finden, in erster Linie natürlich die großen Publicationen aus Bismarck's Nachlaß von den Gedanken und Erinnerungen ab, die in Jedermanns Händen sind. Von den nur zu zahlreichen populären Biographieen hebe ich gerne hervor das Buch von Johannes Kreutzer (2 Bde., Leipzig 1900); auch das durch viele Excerpte bis auf 8 Bände angeschwollene Werk von H. Blum soll hier genannt sein, zumal da eine Reihe nicht werthloser persönlicher Erinnerungen des Verfassers darin verwebt ist. Eine kritische Besprechung der neueren B.-Litteratur (1. Theil) gab Fr. Meinecke in der Hist. Zeitschrift (1901); eine Uebersicht über die in Frankreich, England, Amerika und Italien erschienenen B.-Publicationen Bruno Gebhardt in „Nord- und Süd" (1902); hierunter ist vor allem das Buch von James Wycliffe Headlam zu nennen (Bismarck and the foundation of the German Empire; in der Sammlung „Heroes of the Nations" 1899), das durch die sichere Problemstellung und klares Urtheil hervorragt.

Zur Berichtigung. S. 657, Z. 6 l. Ritter Anton v. Schmerling, und streiche Z. 7 als Reichsminister. S. 695, Z. 9 f. v. u. ist Schutzzollpolitik und Freihandelspolitik umzustellen. Diese und andere Irrthümer werden in der Sonderausgabe gebessert sein.

Max Lenz.

Verzeichniß

der im 46. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Allgemeine deutsche Biographie

Bd.: 46

Leipzig 1902